F. S. Hedinger

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Achter Band.

R bis Seer.

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieses Werks sind sechs verschiedne Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortsetzung zu diesem Werke, die übrigens auch als ein für sich bestehendes Ganze kann angesehen werden, da sie sich ausschließlich mit den Ereignissen der neuesten Zeit beschäftigt, erscheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Conversations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und ist eben so wie das Hauptwerk, in sechs verschiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Nr. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatpersonen, die sich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exemplare zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Achter Band.

R bis Seer.

Sechste Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb.
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

R.

R, der 18te Buchstabe des deutschen Abc, und der vierte der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben. Er gehört zu den Zungenbuchstaben und wird mit einer zitternden Bewegung der Zungenspitze gegen den Gaumen ausgesprochen.

Raab, Hauptstadt der ungarischen Gespannschaft gleiches Namens, am Einfluß der Raab in die Donau. Sie liegt angenehm, ist wohlgebaut, und hat 1600 Häuser, ein Schloß, sechs Kirchen, mehrere Vorstädte und 10,500 Einw., welche Weinbau, Seiden- und noch beträchtlichere Tuchweberei treiben. Raab ist der Sitz eines Bischofs, einer königl. Akademie, und hat ein catholisches Archigymnasium und ein evangelisch-lutherisches Gymnasium. Jährlich werden stark besuchte Jahrmärkte gehalten. Am 14ten Jun. 1809 fiel hier eine Schlacht zwischen dem Corps des Erzherzogs Johann und dem ungarischen Insurrectionsheere unter dem Palatin gegen die Franzosen unter Eugen vor, zum Vortheil der letztern.

Rabanus oder Rhabanus Maurus, s. Maurus.

Rabat, Disconto, Sconto (a. d. Ital.), in der Kaufmannssprache ein Abzug an Gelde, den der Käufer bei gewissen Waaren genießt, wenn er baar oder in kurzer Frist bezahlt. Die Berechnung des Rabats ist in den verschiedenen Handelsplätzen verschieden. In Hamburg und Amsterdam wird er auf hundert gerechnet, d. h. z. B. für 106⅓ Thlr. Waare wird 100 Thlr. bezahlt. In Leipzig und in italienischen Handelsplätzen rechnet man ihn dagegen in hundert und zahlt also da für 100 Thlr. Waaren nur 93½ Thlr.

Rabaut-St. Etienne (J. P.), bekannt als der erste in der Reihe der Geschichtschreiber der französischen Revolution, geb. 1744 zu Nismes, stammte aus einer der ältesten protestantischen Familien, und bekleidete ein Kirchenamt in seiner Vaterstadt, als er 1789 zum Abgeordneten in der Ständeversammlung (Etats généraux) erwählt wurde. Die Morgenröthe der Freiheit, die über Frankreich aufging, erweckte auch ihm die glücklichsten Hoffnungen, und er ward einer der begeistertsten Verfechter der Grundsätze, woraus die neue Staatsveränderung hervorging. Gleich beim Antritt seiner Laufbahn als Mitglied der constituirenden Versammlung aber predigte er Frieden und Eintracht und vertheidigte jede von Gerechtigkeit und Vernunft empfohlene Maßregel, wie er denn unter andern die Freiheit des Gottesdienstes, als auf die allgemeinen Menschenrechte gegründet, für Frankreich forderte. Er war Mitglied des Constitutions-Ausschusses, und widmete sich dem ihm gegebenen Auftrage so eifrig, daß er seitdem nur selten den Rednerstuhl betrat. Im J. 1790 zum Präsidenten erwählt, behauptete er bei den Verhandlungen über die Preßfrei-

heit die Meinung, daß die für verderblich erklärten Schriften dem Ausspruche von Geschwornen unterworfen werden müßten, um eine Gedanken-Inquisition zu verhüten. In der Zwischenzeit vom Schlusse der constituirenden Versammlung bis zur Berufung der gesetzgebenden Versammlung beschäftigte sich Rabaut mit seiner historischen Übersicht der französischen Revolution; eine Schrift, die freilich nicht ohne Irrthümer in Thatsachen und Meinungen ist, und die alle Mängel hat, der eine mitten im Kampfe der Parteien verfaßte Darstellung kaum entgehen kann, die jedoch immer ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Revolution bleibt, und sich durch die Wahrhaftigkeit des redlichen Berichterstatters und die feinen Blicke eines denkenden und erfahrenen Mannes auszeichnet. Lacretelles Übersichten der spätern Ereignisse schließen sich ihr an. Auch in dem Nationalconvent vertheidigte er gemäßigte Maßregeln, aber die Tugenden, die ihm in den beiden frühern Versammlungen allgemeine Achtung erworben hatten, gaben in jener nur Ansprüche auf Verbannung und Tod. Er täuschte sich bis 1791 über die eigentlichen Gefahren, die dem wiedergeborenen Staate drohten, bis ihm die September-Gräuel zeigten, wo die wahren Feinde des Vaterlandes zu suchen waren. Er faßte nun den Entschluß, sich den Wüthenden mit allen Kräften zu widersetzen. Mit Nachdruck erklärte er sich wider das Verfahren gegen Ludwig XVI., behauptete, daß die Gerichtshöfe allein über das Schicksal des Königs zu entscheiden hätten, daß der Nationalconvent nur als Geschwornenverein über Schuld oder Unschuld stimmen, und den Urversammlungen die Bestimmung der Strafe überlassen sollte. „Ich bin meines Antheils an der Willkürherrschaft müde," sprach er oft während der Verhandlungen, „und sehne mich nach dem Augenblicke, wo ein Volksgericht uns das Ansehen und die Haltung von Tyrannen nimmt." Bei dem Namenaufruf stimmte er für Verhaftung bis nach dem Frieden und darauf folgende Verbannung. Als die ausgezeichnetsten Mitglieder der rechten Seite verurtheilt wurden, theilte Rabaut ihr Schicksal, und er entging der Verhaftung nur durch schnelle Flucht. Er lebte eine Zeit lang in der Verborgenheit, wo seine edle und heldenmüthige Gattin seine Gefahren theilte, bis er endlich durch Verrätherei in die Hände seiner Feinde fiel. Das Revolutionstribunal verurtheilte ihn zum Tode, und ohne ihm ein Wort zu seiner Vertheidigung zu erlauben, ward das Urtheil sogleich im Dec. 1793 vollzogen. Seine unglückliche Gattin stürzte sich, in der Verzweiflung über seinen Verlust, in einen Brunnen, wo sie den Tod fand.

Rabbaniten, oder Rabbiniten, auch Talmudisten, sind diejenigen Juden, welche neben dem alten Testament den **Talmud** (s. d. Art.) als symbolisch anerkennen, im Gegensatz der Karaiten oder Karäer, die ihn verwerfen. Die deutschen und polnischen Juden sind durchaus Rabbaniten.

Rabbi (hebr., Lehrer, Meister), auch Rabbiner, bezeichnet einen Lehrer des jüdischen Gesetzes, insbesondere auch den Obersten oder Vorsteher einer jüdischen Schule (Synagoge).

Rabbinische Sprache und Literatur. Als die Rabbinen, von den Arabern aus Babylon, dem damaligen Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, vertrieben, sich in Europa und vornehmlich in Spanien niederließen und Schulen gründeten, fühlten sie sich bald durch die gelehrten und gründlichen Forschungen der Araber über die arabische Sprache aufgefordert, auch ihre Sprache, die aus dem Althebräischen in eine verdorbene chaldäische Mundart ausgeartet war,

kritisch zu bearbeiten und in ihrer Reinheit möglichst wieder herzustellen. Sie suchten daher den biblischen Hebraismus wieder zur Schriftsprache zu machen, waren aber nicht im Stande, weder aus der Grammatik alle chaldäische Formen auszuscheiden, da sie den Maßstab dafür bereits verloren hatten, noch sich auf die eigentlichen Bedeutungen der Wörter zu beschränken, da sie zur Bezeichnung so vieler neuen Begriffe nicht mehr hinreichten. So entstand eine neuere hebräische Schriftsprache, welche von den Rabbinen in Spanien, Portugal, Italien und Deutschland geschrieben, und deshalb die rabbinische genannt wurde. Für ihre Erlernung sind eigene Sprachlehren und Wörterbücher und andere Hülfsmittel (von Cellarius, Reland, von der Hardt, Tychsen, Burtorf u. a.) ausgearbeitet worden, und allerdings belohnt der Reichthum der rabbinischen Literatur, den man unter andern aus den Übersichten eines Burtorf, Bartoloccius und Wolf kennen lernt, ein solches Studium. — Wir begnügen uns, nur einige Schriftsteller aus der blühendsten Periode des Mittelalters anzuführen. Als Sprachlehrer machten sich Aben Esra, David Kimchi (gest. um 1232), vornehmlich aber Elias Levita; durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudisches Wörterbuch Nathan Ben Jechiel (1100) und durch ein hebräisches, welches lange in classischem Ansehen gestanden, David Kimchi berühmt. Der erste, der nach den Forschungen eines Aben Esra, Maimonides (geb. 1139, s. Maimon), Salomo Jarchi und David Kimchi eine größere kritische Arbeit, nämlich eine Revision des Pentateuchs, wobei die Masora seine Richtschnur war, vornahm, war zu Anfange des 13ten Jahrh. Meyer Hallevi (Haramah) aus Toledo; ihm folgte der Rabbine Menachem de Lonzano (dessen Or Torah mit dem Schere Jadoth, Venedig 1618, gedruckt worden), und diesem Salomo Norzi, dessen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle früheren übertraf. — Unter den Auslegern des A. T. sind die bemerkenswerthesten der sprachgelehrte aber dunkle Aben Esra, der dunkle und an Sprachkenntnissen arme Salomo Jarchi (um 1180), Joseph Kimchi (um 1160), einer der gelehrtesten Juden, und sein Sohn, der oft genannte David Kimchi; Levi Ben Gerson (vor 1370) und Isaac Arbarbanel (vor 1508). Maimonides suchte dem Inhalt seiner heiligen Nationalschriften durch philosophisch-theologische Erörterungen zu Hülfe zu kommen; unter den vielen Commentatoren waren Raschi und er die vorzüglichsten. — Zur Vertheidigung ihres Glaubens schrieben der genannte Levi Ben Gerson und Lipman aus Mühlhausen (1399). — Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben sich durch die Reisebeschreibungen verdient gemacht Moses Petachia aus Regensburg (vor 1187), Benjamin von Tudela (seit 1160) und Perizol aus Avignon (um 1550). — Auch die Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medicin wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer studirt und bearbeitet; da aber von ihren wissenschaftlichen Werken wenig gedruckt ist, so müssen wir uns begnügen, den oft genannten Maimonides anzuführen, der als Philosoph Aristotelische und Platonische Philosophie mit der Kabbala und dem Talmud vermischt, in seinen medicinischen Werken aber (Aphorismi und De regimine sanitatis) sich als einen Anhänger Galens zeigt. M.

Rabelais (François), berühmt als humoristisch satyrischer Schriftsteller, Verfasser des Gargantua und Pantagruel, wurde zu Chinon in Touraine um das J. 1483 geb., wo sein Vater ein Gastwirth, nach andern ein Apotheker war. Zu Fontanay-le-Comte trat

er in den Franciscanerorden. Aber der Mangel an wahrer Gelehrsamkeit, den er hier bei den frommen Vätern fand, verleidete ihm bald seinen Aufenthalt, um so mehr, da Neid und Verfolgungssucht sich gegen ihn bewaffneten, die er auch durch manche Spötterei reizte. Als er endlich einmal im jugendlichen Übermuth einen Trupp tanzender Bauern mit ihren Musikern betrunken machte, letzteren die Instrumente wegnahm und sie als Zeichen seiner Heldenthat in der Kirche aufhing, wurde er zu langem Gefängniß verurtheilt, aus dem ihn kaum die Entschlossenheit seiner Freunde befreien konnte. Von Clemens VII. erhielt Rabelais nun die Erlaubniß, in den Benedictiner-Orden treten zu dürfen (um 1523). Aber auch hier blieb er nicht lange, sondern ging als Weltpriester nach Montpellier, seine medicinischen Studien fortzusetzen, erhielt daselbst den Doctorhut, und lehrte und übte die Medicin. Reue oder Furcht ließ ihn bei Paul III. um Absolution wegen Verlassung des Klosters anhalten, die der Papst ihm auch gewährte. Eine Zeit lang lebte er nun als Canonicus zu Saint Maures des Fosses, wohin ihn sein Beschützer, der Cardinal Jean du Bellay, gebracht; endlich ward er von diesem als Pfarrer nach Meudon versetzt. Er starb 1553 zu Paris. — So sehr sich auch Voltaire u. a. gegen Rabelais Gargantua und Pantagruel erklären, worin der Geschmack der damaligen Zeit an abenteuerlichen Wunderscenen und die Unwissenheit der Mönche mit scharfer Lauge gewaschen werden, so hat dieses Werk dennoch mannichfaltigen Werth, und die darin vorkommenden Übertreibungen des Niedrigkomischen muß man mehr dem Geiste der Zeit, in welcher Rabelais lebte, als seinem Geschmacke zurechnen, in dem er freilich weit hinter Cervantes geblieben ist. Rabelais gehört zu den ersten, welche ihrer noch rauhen und übeltönenden Muttersprache Geschmeidigkeit und Ausbildung gaben. Boileau nannte ihn la raison en masque, und Rousseau le gentil maître François. — Unter den ältern Ausgaben seiner, jetzt schwer zu verstehenden, und daher gewöhnlich mit Wort- und Sacherklärungen gedruckten Werke ist die von Le Duchat mit Kupf. von Picart die beste (Amst. 1741. 3 Vol.); die neueste, Paris 1798; sie ist in 3 Bänden mit 78 Kupferstichen, und in verschiedenen Formaten. Johann Fischart (s. d. Art.) lieferte 1552 eine freie deutsche Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel, welche mehrmals aufgelegt worden, 1785 bis 87 aber unglücklich umgearbeitet von Eckstein (D. Sander in Kopenhagen) erschienen ist.

Rabener (Gottlieb Wilh.), der bekannte Satyriker, ward 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater war Besitzer dieses Dorfs und Anwalt beim Oberhofgericht in Leipzig. 1723 bezog Rabener die Landschule zu Meißen, und 6 Jahre später die Universität zu Leipzig, wo er mit Gärtner und Gellert, die zugleich mit ihm studirten, ein enges Freundschaftsbündniß schloß. 1741 ward er Steuerrevisor des leipziger Kreises, 1753 Obersteuersecretär in Dresden. Beim Schluß des 7jährigen Kriegs ward er zum Steuerrath ernannt; welches Amt er aber nur 8 Jahre bekleidete, da er 1771 am Schlage sein Leben endete. — Rabener war achtungswürdig als Mensch und als Gelehrter. In seinen Satyren erlaubte er sich nie Persönlichkeiten, da, seinen laut geäußerten Grundsätzen nach, der Satyriker zwar die Thorheiten züchtigen, nie aber hämische Seitenblicke thun, noch weniger seinen Witz an heiligen, oder durch alte Sitte ehrwürdig gewordnen Dingen auslassen darf. In der von Schwabe 1741 herausgegebenen Monatsschrift: Belustigungen des Verstandes und Witzes,

trat Rabener zuerst als Satyriker auf. In der Folge bereicherte er durch seine Theilnahme die durch Gärtner, Cramer, A. Schlegel, Ebert, Zachariä und Gellert berühmt gewordnen bremer Beiträge. Seine in beiden Zeitschriften enthaltenen Aufsätze füllen die ersten 2 Bände seiner Schriften. Der 3te erschien 1752, betitelt: Satyrische Briefe; 1755 der 4te, in welchem sich unter anderm Anton Pansas v. Mancha Abhandlung von den Sprichwörtern und das Mährchen vom ersten April findet. Durch die Belagerung von Dresden (1760) gingen mehrere von Rabener zum Druck bestimmte Papiere verloren. Nach seinem Tode erschienen die von ihm gesammelten freundschaftlichen Briefe, nebst einer kurzen Biographie des Verfassers von Christian Felix Weiße (1772). — Rabeners reicher und ächter Witz, sein feiner Beobachtungsgeist, seine heitere Laune, seine leichte und anziehende Darstellungsgabe und die zierliche Reinheit seiner Schreibart erheben ihn über die meisten seiner Zeitgenossen; und wenn er dessen ungeachtet gegenwärtig weniger gelesen wird, so liegt wohl der Grund darin, daß manches jetzt nothwendig veraltet und unpassend erscheinen muß, was damals treffend und anziehend war. Seine sämmtlichen Schriften sind ins Französische und Holländische, einiges davon ins Englische, Dänische und Schwedische übersetzt worden.

Rabulisten (Rechtsverdreher, Zungendrescher, Ränkemacher) werden besonders die Juristen genannt, die ihre oberflächlichen Gesetzkenntnisse dazu anwenden, das Recht in Unrecht zu drehen, und durch Wortklaubereien den Gang einer Rechtsangelegenheit zu verzögern, wenn sie auch in der Hauptsache nichts zu ändern vermögen; von dem lat. rabula, ein schlechter Advocat.

Rabutin (Roger), Graf von Bussy, ward 1618 zu Epiry in Nivernois geb., und war ein Enkel des Grafen François von Bussy-Rabutin, der sich durch seinen Commentaire sur les faits des guerres en la Gaule belgique entre Henri II. et l'Empereur Charles V. bekannt machte. Frühzeitig diente er im Regimente seines Vaters mit Ruhm, und erhielt ansehnliche militärische Stellen. 1665 ward er Mitglied der französischen Akademie, und bald erschien nun seine Histoire amoureuse des Gaules: ein Werk, welches die Galanterien zweier am Hofe sehr angesehenen Damen der Welt bekannt machte. So großen Beifall diese Schrift sowohl durch ihren zierlichen Styl, als durch ihren Witz fand, so verderblich ward sie ihrem Verfasser. Ludwig XIV., der Rabutin ohnedies abgeneigt war, ließ ihn zuerst in die Bastille setzen, dann auf seine Güter verweisen. Von hier aus schrieb Rabutin eine Menge Briefe an den König, welche aber ohne Wirkung blieben. Aus Verdruß, und um nicht in der Welt vergessen zu werden, machte er nun auf Boileaus Epistel über den Rheinübergang Ludwigs XIV. satyrische Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde wieder um Verzeihung, als dieser sich anschickte, ihn dafür zu züchtigen. Nach 17jähriger Verweisung erhielt Rabutin endlich die Erlaubniß, in die Hauptstadt zurückkehren zu dürfen; da ihn aber Ludwig fortwährend geringschätzig behandelte, so ging er bald wieder in seine Einsamkeit nach Chazen zurück, wo er sich fortan aufhielt. Zu den seltsamen Einfällen, mit deren Ausführung er sich hier beschäftigte, gehört die Einrichtung einer Gemäldegallerie, bestehend aus Bildnissen von Zeitgenossinnen, die er mit satyrischen Inschriften versah. (Millin, in seiner Reise in die mittäglichen Departements von Frankreich, gibt über diese sonderbare Sammlung Aufschluß.) Er starb 1693 zu Autun

in einem Alter von 75 Jahren. — Seinen Schriften ist Geist, Witz und eleganter Styl nicht abzusprechen, aber als Mensch war Rabutin, wenigstens in seinen frühern Jahren, nicht achtungswerth, da er von seinen Talenten keinen würdigen Gebrauch machte, und Eitelkeit und Eigenliebe die Triebfeder seiner Handlungen war.

Racen der Menschen, s. Mensch.

Racen der Thiere, s. Thier.

Racine (Jean). Dieser große und gewissermaßen vorzüglichste französische Tragiker wurde 1639 zu Ferté-Milon, einige Meilen von Paris, geboren. Er verlor seine Ältern in frühester Jugend, und erhielt seine Erziehung in der Abtei Port-Royal des Champs. Schon hier zeigte sich seine Liebe zu den Werken alter dramatischer Dichtkunst, und zum Theil die Richtung, die sein Geist einst nehmen würde. Unter den griechischen Tragikern war Euripides sein Liebling. Aus Port-Royal kam Racine in das Collegium Harcourt, wo er seine Studien vollendete. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer, auf die Vermählung Ludwigs XIV. gedichteten Ode: La Nymphe de la Seine, welche ihm, von Colbert unterstützt, ein Jahrgeld von 600 Livres, welches späterhin nach und nach bis auf 2000 Livres erhöht ward, und ein Geschenk von 100 Louisd'or erwarb. Von nun an in Paris lebend, widmete er sich ganz der Dichtkunst, und fing an, sein bedeutendes dramatisches Talent zu entwickeln. 1664 erschien sein erstes Trauerspiel: La Thebaïde ou les frères ennemis, und erhielt, obgleich noch weit entfernt von der Vollkommenheit seiner spätern Werke, damals doch vielen Beifall. Er hatte in demselben sich noch Corneille zum Vorbild genommen; bei den folgenden ging er mehr den eigenen Weg. Sein Alexander (1666), den Corneille nicht günstig beurtheilte, fand fast allgemeinen Beifall in Paris, noch mehr Andromache (1668). Von jetzt an wurde Racine von seinen Landsleuten fast durchgängig dem früher für unerreichbar gehaltenen Corneille vorgezogen, wozu hauptsächlich seine leichtere und wohlklingende Versification, und die in seinen mehr als in Corneilles Stücken hervorstechende Schilderung zärtlicher Liebe beitrug, die aber freilich fast ganz den Stempel seiner Zeit und Umgebung trägt. Kurz nach Erscheinung der Andromache war es, als Racine von dem bekannten Desmarets de St. Sorlin, der Dichter und Seher war, oder zu sein sich einbildete, mit allen andern Theaterdichtern als ein ruchloser Seelenvergifter aufgeführt wurde. Diese sonderbare Art von Beschuldigung veranlaßte Racine zu Abfassung einiger Briefe, in denen er sich mit Feinheit und Geist gegen Desmarets und die Geistlichen überhaupt vernehmen ließ, die er aber auf Boileaus Rath wieder zurücknahm; wiewohl er nicht verhindern konnte, daß sie bekannt, und von den Jesuiten mit besonderm Lobe aufgenommen wurden, da sie gegen andere Ordensgeistliche gerichtet waren. So sehr besonders Andromache gefiel, so entging doch Racine nicht einer oft ungerechten oder abgeschmackten Kritik, wie das Beispiel des Marschalls Crequi und des Grafen von Olonne zeigt, die an dem letztgenannten Stücke hauptsächlich zu tadeln fanden, daß es zu romantisch sei. Beide fertigte Racine mit einem Epigramm ab. Einen schwerern Kampf hatte er aber mit St. Evremont zu bestehen, der zu damaliger Zeit, man könnte sagen, das Amt eines Obergeschmacksrichters in Frankreich eben nicht zu seinem Ruhme verwaltete. 1668 erschien auch Racines kleines Lustspiel: Les Plaideurs, welchem Ari-

stophanes Wespen zum Grunde liegen, und welches den Wunsch erregt, daß sein Verfasser noch mehr für das komische Theater möchte geschrieben haben. Britannicus (1670), Berenice (1671), Bajazeth (1672), Mithridat (1673), Iphigenia (1675), Phädra (1677) und Athalie (1691) sind die übrigen Stücke, welche Racines Ruhm dauernd begründeten. — 1673 ward er in die Académie française aufgenommen, und einige Jahre später nebst Boileau von Ludwig XIV. aufgefordert, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben und ferner zum Historiographen des Königs ernannt; doch kam er darin nicht sonderlich weit, und als in der Folge mißverstandene Frömmigkeit den sonst so eifrigen Dramatiker von seiner Bahn abzog, auf die ihn nur das Verlangen der Frau von Maintenon zurückführte, verirrte sich Racine so weit, eine Esther zu schreiben, obgleich dieses Stück gerade bei seinem Erscheinen an dem damals in Frömmelei versunkenen Hofe (es ward 1689 von den Zöglinginnen in dem von der Frau von Maintenon gestifteten adeligen Erziehungshause zu St. Cyr aufgeführt) ganz außerordentlichen Beifall fand. Zu gleichem Zwecke erschien 1691 die herrliche Athalie, kam aber damals nicht zur Aufführung. — So schön und sonnenhell im Strahle der Hofgunst Racines Leben bisher dahin geflossen war, so sehr trübte es sich gegen das Ende; und der gleichsam nur in der Hofluft und Gnade seines Königs lebende Dichter starb, man kann sagen, am gebrochenen Herzen, da dieses sein Element ihm entzogen wurde. Dieses Schicksal zog ihm ein Auftrag der Maintenon zu, die ihn angetrieben, die Lasten des unter der Eitelkeit und Verschwendung Ludwigs seufzenden Volks in einer Abhandlung zu schildern, die natürlicher Weise nicht verfehlen konnte, den Unwillen eines Königs zu reizen, der nur an Weihrauch gewöhnt war. Racine starb den 22sten April 1699. — Mit Übergehung seiner übrigen, weniger ausgezeichneten Schriften, wollen wir hier nur anführen, was Racine mit Recht hohen Ruhm und Unsterblichkeit erwarb, und ihm die Anerkennung der Ausländer verschaffte, wenn diese gleich nicht in das ausschließende Lob einstimmen können, das sein Volk, in diesem Punct besonders eng begrenzt, ihm zollt. Um gehörig zu würdigen, was er leistete, muß man wohl unterscheiden, welche von den Mängeln seiner Stücke dem Wesen der französischen Dramaturgie überhaupt, und welche ihm zur Last fallen. Der in Wahrheit falsch verstandene und erklärte Grundsatz der sogenannten Aristotelischen drei Einheiten hat dem französischen Trauerspiel eine Steifheit und eine Kälte gegeben, die selbst das entschiedene Dichtertalent eines Racine, Corneille u. a. nicht hat nehmen können. Die verkehrte Meinung, daß die eigene Nationalgeschichte sowohl, als die Geschichte anderer gleichzeitigen Völker keinen würdigen Stoff für die Tragödie biete, nöthigte wenigstens in damaliger Zeit den französischen Tragiker, den Stoff zu seinen Werken aus der römischen, griechischen und anderer uralten Zeit zu holen. Da aber ferner die französische Sitte forderte, daß alles mit möglichster Galanterie und Abgeschliffenheit vorgestellt werde, so entstand hieraus die uns mit Recht abgeschmackt vorkommende Sonderbarkeit, daß die griechischen und römischen Heroen in ziemlich geschraubten Phrasen und Wendungen sprachen, wodurch sie eher den Höfling Ludwigs XIV., als den Sieger am Granikus und die Zerstörer von Troja vernehmen ließen. Was diese uns auffallende und widerstrebende Unnatur noch vermehrte, war, daß der Regelzwang der französischen Bühne alle freiere Lyrik, ja selbst den Anstrich der Romantik, verpönte, und die dadurch ent-

stehende Lücke in dem aus der Mythologie und Heroengeschichte ge nommenen Stoffe durch geschrobene, spitzfindig philosophirende Betrachtungen zu ersetzen suchte, welches natürlich zur Erkältung des Ganzen nicht wenig beitragen mußte; so wie die ängstliche Beobachtung einer höfisch zierlichen Anständigkeit nicht selten zu den sonderbarsten Veränderungen des gegebenen Stoffes Veranlassung gab. Der schöne Weg, den Corneille in seinem Cid eingeschlagen, wurde zu früh verlassen, und nur zu oft zeigt die Bahn, welche sich die französische Tragödie brach, den mühseligen Kampf, den der Dichter, der auf einem höfisch zugeschnittenen Kothurn einherwandeln soll, zu bestehen hat, mit der historischen Prosa. Merkwürdig ist hierbei noch, daß die französische Dramaturgie, die ihren Dichtern verbot, des Mittelalters schöne, von Liebe und Romantik erfüllte Stoffe zu bearbeiten, ihnen gestattete, der Muselmänner sinnlich rohes Leben zum Vorwurf zu nehmen, das dann aber ebenfalls französirt wurde, und in noch seltsamern Gestalten als die Heroenzeit der Griechen zum Vorschein kam. (Vgl. Französische Literatur.) Dieses alles kann nicht dazu dienen, Racines, gewiß der höchsten Anerkennung werthes Verdienst herabzusetzen, sondern muß es im Gegentheil erhöhen, wenn man bedenkt, was er unter solchen Verhältnissen dennoch leistete. Er benutzte mit großer Kunst den engen Spielraum, der dem französischen Tragiker freigelassen war, zu Steigerung des Gefühls und der Handlung; seine zarten Schilderungen der Liebe verdienen meisterhaft genannt zu werden, und weder vor noch nach ihm ist die Sehnsucht eines durch widersprechende Leidenschaften krankhaft bewegten Gemüths treffender geschildert worden, als von ihm. Überdies war er unübertrefflich in wohlklingender Versification und Anmuth des Ausdrucks. — Wenn in der Thebaïde und in dem Alexander die Anschmiegung an sein Vorbild, Corneille, noch sehr sichtbar ist, so tritt er dagegen in eigener, freier Dichterkraft in der Andromache auf, die mit allen ihren Schwächen und Folgewidrigkeiten dennoch bezeugt, was in ihm wohnte. Als am meisten historisch richtige Schilderung verdient sein Britannicus genannt zu werden, so wie Bajazeth am meisten dagegen verstößt; ein Stück, welches unter die weniger gelungenen des Dichters zu rechnen ist. Ein gleiches Urtheil würde seinen Mithridat treffen, wären nicht einige Scenen und Gestalten dieses Trauerspiels sehr vollendet zu nennen. Seine Phädra ist uns Deutschen durch die Übersetzung und Bearbeitung Schillers näher gerückt worden, als des Dichters andre Stücke, doch bekennen wir, daß sowohl diese deutsche Phädra, als die ursprüngliche von Racine, das nicht ganz gewährt, was von einem solchen Stoff zu erwarten erlaubt ist; was noch mehr von seiner Iphigenia gilt, in welcher die griechische Heldenzeit noch geputzter und modernisirter erscheint, als in den erstgenannten. (Eine metrische Verdeutschung dieses Trauerspiels enthält Peucers classisches Theater der Franzosen, im 4ten Heft, Leipzig bei Brockhaus, 1823.) In der Athalie hat Racine den ganzen Umfang seiner Dichterkunst dargelegt, und gerade dieses Stück war es, welches früher die wenigst günstige Aufnahme in Frankreich fand. Sein schon erwähntes Trauerspiel Esther verdient neben den bisher genannten keinen Platz, sondern zeigt nur, wie auch ein reicher und schöner Geist sich verirren kann. G. F.

Racine (Louis), des vorigen jüngerer Sohn, zu Paris 1692 geboren. Obgleich Boileau dem jüngern Racine, der seinen Vater früh verlor, die Beschäftigung mit der Dichtkunst ganz widerrieth,

so konnte dieser dennoch sich nicht enthalten, mit den Musen Umgang zu pflegen, und schrieb zwei Gedichte: de la Religion und de la Grâce, die, wenn auch nicht durch hohen Dichterschwung, doch durch einen leichten und zierlichen Versbau sich vortheilhaft auszeichnen. Den anfangs erwählten geistlichen Stand verließ er, gerade so wie sein Vater, späterhin, und erhielt auf Verwendung seines Gönners, des Cardinals Fleury, eine Stelle bei der Finanzverwaltung. Außer jenen Gedichten schrieb Racine noch mehrere Oden. Letzteres wurde von J. J. Rousseau mit verdientem Lobe erhoben. Eine Lebensbeschreibung seines Vaters und ziemlich weitschweifige Bemerkungen über dessen Dramen, und eine Übersetzung von Miltons verlornem Paradiese sind die übrigen schriftstellerischen Erzeugnisse Racines, der 1763 nach mehrjähriger tiefer Trauer um den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, welcher in der 1755 zu Cadiz statt gehabten Überschwemmung umgekommen war, starb. Ein sehr lobenswerther Zug in L. Racines Charakter war Bescheidenheit und hohe Verehrung für seinen Vater. Man erzählt von ihm, er habe sich einst malen lassen, mit dem Finger auf die aufgeschlagene Stelle aus der Phädra zeigend: Moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Racknitz (Joseph Friedrich, Freiherr zu) trat in seinem 17ten J. in kurfürstl. sächsische Militärdienste, und wohnte den Feldzügen 1761 und 1762 bei. Nach dem hubertsburger Frieden ward er als Premierlieutenant bei der damaligen kurfürstl Leibgrenadiergarde angestellt, und 1768 zum Cammerjunker ernannt. Mehr und inniger nunmehr den Musen vertraut geworden, verließ er 1769 die Kriegsdienste, ward 1774 Cammerherr, und 1790 Hausmarschall am kurfürstlich sächsischen Hofe, später Hofmarschall, wobei ihm das Directorium über die musikalische Capelle und die beiden königlichen Theater übertragen war, sodann Oberküchenmeister, und endlich 1809 erster Hofmarschall. — Sein ganzes thätiges Leben war dem Vaterlande und den Wissenschaften und Künsten geweiht. Diese letzte Rücksicht ist es besonders, welche seinen Namen diesen Blättern einverleibt. Seine Schriften sind folgende: 1) Briefe über Carlsbad und die Naturproducte der Gegend, Dresden, Richter, 1780; 2) über Kempelens Schachmaschine, ebendas. 1789; 3) Schreiben an einen Freund über den Basalt, ebendas. 1790; 4) Briefe über die Kunst an eine Freundin, mit Kupfern, 1792 flg. 4.; 5) Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst, Leipzig, Göschen, 1796, 4., mit vielen Kupfern; 6) Versuch zur Beurtheilung einiger Gemälde der königl. sächs. Gemäldesammlung, Dresden 1811. mit Kupfern; 7) Skizze einer Geschichte der Künste, besonders der Malerei in Sachsen, Dresden 1812. Unter diesen zeichnet sich besonders das Nr. 5 aufgeführte kostbare, von großer Belesenheit, Beurtheilung und Geschmack zeugende, und mit trefflichen Kupfern geschmückte Werk aus, welches als das erste in diesen Untersuchungen den Namen des Verfassers gewiß auf die Nachwelt bringen wird. — Er starb 1818. Wr.

Radegast, Redegast, Riedegast, eine alte nordische Gottheit, die besonders bei den Obotriten (heutigen Mecklenburgern) verehrt wurde. Mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochsenkopf auf der Brust, Schild und Speer in der Hand, wurde er gewöhnlich abgebildet.

Radical-Reformers. (Reformatoren von Grund aus.) Bekanntlich herrscht in England viel Parteigeist. Diesen hatte in der neuern Zeit, vorzüglich in den volkreichen Fabrik- und Manufacturstädten, mannichfach aufgeregt der Haß der Armen gegen die Reichen und der Haß des Sectengeistes gegen die bevorrechtete bischöfliche Kirche; allein nie waren frühere Ausbrüche desselben, z. B. der der Ludditen oder der Maschinenzerstörer, so furchtbar durch die Masse, Rohheit und dennoch vorsichtig abgemessene Kühnheit der Theilnehmer gewesen, als im J. 1819, wo die Partei der Radical-Reformers den blinden Haufen zu lenken begann. Die ärmere Classe des Volks klagte über die Theurung der ersten Lebensbedürfnisse, über den Druck der öffentlichen Lasten und die Stockung des Handels; die Classe der Wohlhabenden aber beschwerte sich über die mit jedem Jahre steigende Größe der Armentaxe. Es gibt nämlich in England, nach den Listen der den Reichen seit dem Frieden abgenommenen Einkommentaxe, unter 2,600,000 Familien nur 666,000, die jener Taxe unterworfen gewesen waren, weil sie 50 Pf. Sterl. jährliche Einnahme und darüber hatten. Der ganze Grund und Boden aber ist in den Händen von etwa 33,000 Familien. Man schließe hieraus auf die Zahl der Ärmern! Je weniger nun, bei der fortdauernden Last der Nationalschuld und bei dem plötzlichen Stillstand so vieler Gewerbe, die der Krieg in die Höhe gebracht hatte, eine Verminderung der allgemeinen Taxen sogleich möglich war, desto mehr stieg die Unzufriedenheit des großen Haufens. „Man habe blos den Reichen die Einkommentaxe abgenommen; die Armen überlasse man dem Elend!" Der durch solche Klagen immer mehr gereizte Haß der Armen gegen die Reichen wurde bald für die politischen Reformationsplane einiger Volksredner in und außer dem Parlamente ein willkommener Stützpunct. Es konnte daher nicht fehlen, daß mehrere Whigs auf die Seite der Radical-Reformers traten. Diese verlangten jetzt, von Sir Rob. Wilson (s. d. Art.), Hobhouse und Sir Francis Burdett (s. d. Art.) im Unterhause hierin unterstützt, und von Cobbet, der im J. 1819 aus Nordamerika nach England zurückgekehrt war, durch Schriften aufgemuntert, eine freie und gleiche jährliche allgemeine Parlamentswahl; dann, glaubten sie, werde Verminderung der Taxen u. s. w. von selbst folgen. Für diesen Zweck wurden Verbindungen und Ausschüsse errichtet, Beschlüsse gefaßt, Bittschriften übergeben u. s. w. Da aber alle Schritte fruchtlos waren, so stieg mit der Erbitterung die Kühnheit. Einzelne Vereine versagten sich den Genuß des Thees, Kaffees u. a. Artikel, damit die dadurch verursachte Verminderung der Zollgefälle die Regierung in Verlegenheit setzte. Selbst unter den Frauen bildeten sich eifrige Reformer-Clubbs. Zuletzt sprach man von Bewaffnung; das Volk, von einigen Parteimännern, Hunt (s. d. Art.), Watson, Thistlewood, Preston u. a., geleitet, übte sich in militärischen Bewegungen mit Piken und Fahnen; endlich hielt Hunt in Manchester den 16ten Aug. 1819 eine große Versammlung von beinahe 100,000 Menschen. Da beschloß die Regierung Ernst zu zeigen, und die Obrigkeit ließ, um Hunt mit seinen Gehülfen zu verhaften, nach Verlesung der Aufruhracte, die Yeomanry (berittene Miliz), von Husaren und Infanterie unterstützt, einhauen, wodurch mehrere aus dem Volke getödtet und verwundet wurden. Die Verhaftung Hunts und vierzehn anderer erfolgte ohne Widerstand. Dieses Blutvergießen erregte in London und in der Provinz ein wildes Geschrei: Zu den Waffen! Rache für den Mord in Manchester! Darauf hielten

Wooler in London, der Wundarzt Watson in Smithfields und Burdett in Westminster Volksversammlungen, um den Prinzregenten zu bitten, das Betragen der Obrigkeit in Manchester gerichtlich zu untersuchen, und dem Volke die Reform des Hauses der Gemeinen zu bewilligen. Auch die Versammlung des Gemeinderaths von London übergab dem Regenten eine Bittschrift, die (angebliche) Verletzung der Constitution in Manchester untersuchen und bestrafen zu lassen. In mehreren Städten Schottlands hielt das Volk ähnliche Versammlungen. Dagegen wurden Hunt und seine Mitschuldigen von den Ministern als Verschwörer, welche die Gesetze des Landes mit Gewalt ändern wollten, gerichtlich angeklagt. Auch erklärten viele Bürger, die mit der Constitution zugleich das Vermögen und den Besitz des Reichthums bedroht sahen, öffentlich ihren Abscheu vor jenen tumultuarischen Volksbewegungen. Allein nur um so mehr wurde Hunt, der gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt war, der gefeierte Held des großen Haufens. Er hielt den 13ten Sept. einen sogenannten Triumpheinzug in London, bei welchem die Reformers, sämmtlich in weißen Hüten, mehrere Fahnen trugen, darunter eine rothe mit der Freiheitsmütze und der Inschrift: Freiheit oder Tod. Doch enthielt sich das Volk jeder gesetzwidrigen Handlung, und das Ganze endete mit einer Mahlzeit. Zwei Tage darauf, den 15ten, ertheilte der Prinzregent auf die Adresse des Gemeinderaths eine mißbilligende Antwort, und die Untersuchung der Ereignisse zu Manchester ward verschoben. Unterdessen waren die Häupter der Reformers, Hunt, Watson und Thistlewood, unter sich zerfallen, und die Büste des erstern wurde, weil er sich der Heftigkeit seiner Genossen widersetzte, von den Radical-Reformers zerschlagen; er selbst zog sich aus der Öffentlichkeit zurück, um eine Fabrik von Surrogat- (Radical-) Kaffee und Thee anzulegen, und hielt, so wie Cobbet, Vorträge über Mäßigkeit und Volksmoral, bis er nach dem Ausgange seines Prozesses, im März 1820, ins Gefängniß wandern mußte. — Dennoch erklärten sich einige Große und Whigs von anerkannt edlem Charakter für die Sache des Volks, z. B. der Herzog von Norfolk, der Graf Fitzwilliam, die Lords Egremont, Dundas, Milton und Graf Albemarle. Sie nahmen an mehreren Volksversammlungen Theil und stimmten den Beschlüssen bei, welche in Ansehung der blutigen Vorfälle zu Manchester gefaßt wurden. Nun zeigte das Ministerium mehr Entschlossenheit und Kraft. Der Graf Fitzwilliam, Englands erster Pair, wurde wegen seiner Theilnahme an der Volksversammlung zu York am 14ten Oct. seiner Stelle als Lordlieutenant entsetzt. Die Regierung vermehrte die Truppen mit 10,000 Mann, und ließ überall die berittene Yeomanry aufbieten. Auch schienen in dieser Sache die ausgezeichnetsten Männer der Opposition, wie die Lords Grenville und Grey, und Mr. Tierney, auf die Seite der Minister zu treten. Allein die Reformers fuhren nur um so kühner fort, fast in allen Städten Englands und Schottlands zahlreiche Versammlungen zu halten. Selbst in Irland regte sich aufs neue die wilde Eidgenossenschaft der Bandmänner (von einem weißen Bande als Bundeszeichen am Hute so genannt), deren Grundsätze ein Gemisch von englischem Radicalismus und religiösem Fanatismus sind. Sie wollten weder Zehnten entrichten, noch Protestanten um sich dulden; und ihrer Wuth, die im J. 1821 am heftigsten ausbrach, konnte erst nach großer Strenge Einhalt gethan werden. In England und Schottland, wo das Volk seltener die öffentliche ...

störte, vereinigten sich viele angesehene Bürger und Corporationen zur nachdrücklichen Aufrechthaltung der Ordnung. Desto kühner war die Sprache der Flugschriften. Hobhouse, Sohn eines Parlamentsgliedes, ward deshalb in Newgate eingesperrt. Nun brachten die Minister fünf Bills ins Parlament, wegen Stempelung der Flugblätter, gegen politische und religiöse Schandschriften, wegen Beschränkung der Volksversammlungen, wegen Verbots der militärischen Übungen und die Wegnahme der Waffen in den Häusern betreffend. Diese Bills gingen sämmtlich durch und erhielten den 30sten Dec. die königliche Zustimmung. Zugleich bewilligte das Parlament, um arme Auswanderer zu versorgen, zur Anlegung einer Colonie auf dem Cap große Summen; der König Georg IV., damals noch Prinzregent, bestimmte seinen Wald von Dartmoore zum Anbau für die Armen der Hauptstadt, und im J. 1822 wurden überall im Königreiche Geldsammlungen veranstaltet, um der drückenden Hungersnoth, vorzüglich in Irland, zu steuern. Auch erließen mehrere reiche Landbesitzer ihren Pächtern einen Theil des Pachtgeldes. Allein ehe dies geschah, und ehe die umfassenderen Vorschläge von Owen und Brougham (s. des letztern berühmten Bericht über das englische Armenwesen) einen Erfolg haben konnten, wandte sich der Haß der Radical-Reformers, nach der Auflösung des bisherigen Unterhauses, mit verdoppelter Wuth gegen die Minister. In dieser Zeit bildete sich das schreckliche Complott, alle Minister, vierzehn an der Zahl, am 23sten Febr. 1820, wo sie beim Lord Harrowby speisen sollten, daselbst umzubringen. Zum Glück wurde Lord Harrowby am Morgen dieses Tages durch einen Brief, den ihm ein Unbekannter brachte, mit der Gefahr bekannt gemacht. Er zeigte dies sogleich den Ministern an, die ihre Maßregeln so nahmen, daß noch denselben Tag, Abends gegen 8 Uhr, Magistratspersonen, von Polizeibeamten und Gardesoldaten unterstützt, die Verschwornen in ihrem Versammlungshause, in der Catostraße unweit der Wohnung des Lords Harrowby, überfielen, als sie eben mit Füllung von Granaten, Patronen und andern Zubereitungen beschäftigt waren. Die Verschwornen, 25 an der Zahl, vertheidigten sich mit Pistolen und Degen, wobei ein Polizeibeamter getödtet und mehrere Constables, auch einige Soldaten, verwundet wurden. An ihrer Spitze befand sich der berüchtigte Arthur Thistlewood. Nach einem kurzen Kampfe wurden neun derselben ergriffen, die übrigen entsprangen, unter ihnen auch Thistlewood. Doch wurde dieser schon am folgenden Morgen verhaftet, so auch die übrigen Verschwornen, meistens arme Fleischer, Zimmerleute, Schuhmacher u. s. w. Die bei den Verhafteten gefundenen Papiere enthielten zwar Entwürfe im Geiste des wildesten Radicalismus; doch sahen viele in dem Ganzen keinen eigentlichen Revolutionsplan, sondern nur Aufruhr und Mord. Die Verhafteten waren sämmtlich eben so roh, als arm. Man fand bei ihnen keinen Schilling baar. Sie standen mit keinem Manne von Bedeutung in Verhältnissen. Blos politischer Haß und persönliche Noth schienen sie zu dem schrecklichen Mordversuche bestimmt zu haben. Ihr Prozeß vor der Grandjury nahm den 16ten April in Oldbailey seinen Anfang; unter mehr als 150 Zeugen wurden auch zwei Minister und einige begnadigte Mitschuldige abgehört. Am 26sten wurden Thistlewood, Ings und Brunt (ein Schuhmacher), sodann Tidd und Davidson als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und den 1sten Mai 1820 gehangen. Wilson, Bradburne, Strange, Cooper und Harrison, nebst Gilchrist, die sich freiwillig

...r schuldig erklärt hatten, wurden ebenfalls zum Tode verurtheilt; ...der König verwandelte die Todesstrafe der fünf ersten in lebenslängliche Deportation nach Botanybai, und Gilchrist blieb im Gefängnisse zu Newgate auf unbestimmte Zeit. — So ward ein großes Verbrechen unterdrückt und bestraft; die Ursachen des Übels selbst konnten jedoch nur allmählig ausgerottet werden. Zugleich lenkten andre Gegenstände, wie der Prozeß der Königin, die Krönung des Königs im J. 1821 u. a. m., die unruhige Stimmung des ärmeren Haufens von den Planen der Radical-Reformers ab, so daß Hunt, als er im Oct. 1822 seiner Haft zu Ilchester entlassen wurde, nur wenig Theilnahme unter seinen vorigen Anhängern erregte.

Radiren, s. Kupferstecherkunst.

Radius (Halbmesser), s. Diameter.

Radziwil, ein sehr altes polnisches Geschlecht, welches seinen Ursprung von Rarimund, Großherzog von Lithauen, herleitet, und 1515 vom Kaiser Maximilian I. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Es besitzt in Polen, und besonders im ehemaligen Lithauen, bedeutende Herzog- und Fürstenthümer, als Slutyk, Nieswiecs, Birze, Dulimky, Klezk, Olyka, Kopyl u. s. w. und theilt sich in vier Linien, von denen die der Ordinaten zu Klezk und der zu Birze die bekanntesten sind. Fürst Michael VI. aus der Klezkischen Linie, der mehrere Würden im ehemaligen Großherzogthume Lithauen bekleidete, ist Besitzer des Majorats von Klezk, zu Nieborow, fünf Posten von Warschau. Ihm folgt sein ältester Sohn, Ludwig Nicolaus, geb. 1772. Sein zweiter Sohn, Fürst Anton Heinrich (geb. 1775), vermählte sich (1796) mit der Prinzessin Luise, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, und wurde 1815 von dem König zum Statthalter des Großherzogthums Posen, und später zum Mitgliede des königlich preußischen Staatsraths ernannt. Er besitzt die Majorate Nieswiecz und Olyka, residirt zu Posen, und hat vier Söhne und zwei Töchter.

Raffiniren heißt, in der Chemie, das Feinmachen, Reinigen, Läutern gewisser Substanzen. Jedoch wird dieser Ausdruck nicht bei allen solchen chemischen Prozessen gebraucht, sondern hauptsächlich nur bei Läuterung des Zuckers (daher Raffinade), des Kampfers und des Tinkels oder rothen Borax. (S. Zucker.)

Ragoczy, s. Rakoczy.

Ragusa, ein ehemaliger kleiner Freistaat slavischen Ursprungs am adriatischen Meere, der im 6ten Jahrh. bereits sich gegründet und unter allen Stürmen der Zeit sich erhalten hatte, bis in unsern Tagen durch die von Frankreich ausgehenden gewaltigen Erschütterungen auch er sein Ende erreichte. Die Religion der Bewohner des kleinen, größtentheils gebirgigen Gebiets längs des adriatischen Meeres (welches auch mehrere Inseln und überhaupt 30 □M. mit 60,000 Einw. begriff) ist die römisch catholische, ihre Sprache ein Gemisch von Slavonisch und Italienisch. Ihre Regierungsverfassung, an deren Spitze ein Rector stand, der monatlich wechselte, war aristokratisch, und nach dem Muster der vormaligen venetianischen eingerichtet. Vor ihrem Umsturz stand die Republik seit 1360 unter dem Schutz des türkischen Kaisers; jetzt gehört sie, nachdem sie von 1806—1814 eine französisch illyrische Provinz gewesen war, zu dem österreichischen Staat, und bildet einen Kreis des Königreichs Dalmatien. — Die Stadt Ragusa, jetzt die Hauptstadt dieses Kreises, vormalige Hauptstadt der Republik, und die erste Pflegerin der slavischen ...

ratur, ist befestigt, und liegt am Fuße eines hohen, kahlen, steilen Berges, auf einer Halbinsel des adriatischen Meeres. Sie hat breite, regelmäßige Straßen, einen prächtigen Palast, vormals die Residenz des Rectors, 1200 Häuser und 8000, sonst 40,000 Einw., welche, außer einigen Fabriken in Seide und Tuch, Schiffbau und Handel betreiben. Der Hafen, welcher der Stadt unmittelbar zugehört, ist klein, oder desto schöner und geräumiger ist der nördlich gelegene Hafen von Gravosa. Die Stadt erhält ihr Wasser durch eine Wasserleitung.

Raitzen, Rätzen, oder eigentlich Rascier, sind ein Volk slavischen Stammes, das in Servien und Illyrien seine Wohnplätze hatte, gegenwärtig aber sich auch in Slavonien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei ausgebreitet hat. Im 9ten Jahrh. wird ihrer schon als eines kleinen Volksstammes gedacht. Leopold I. nahm viele Raitzen in seine ungarischen Staaten auf, wo sie wüste Ländereien anbauten. Viele von ihnen sind zur catholischen Kirche übergetreten und werden jetzt Unirte genannt; die, welche dem griechischen Ritual treu geblieben sind, nennen sich Altgläubige und stehen in Religionsangelegenheiten unter dem Metropoliten zu Carlowitz. Fälschlich werden daher die Raitzen mitunter Griechen genannt, mit denen sie aber durchaus nicht stammverwandt sind.

Rajah heißen die Stammfürsten der Hindus, die vor der Eroberung der Mongolen, und zum Theil auch noch, doch jetzt größtentheils von den Europäern abhängig, die einzelnen Länder Hindostans regieren. Sie sind aus der Kaste der Zschettris (s. d. Art. Kaste und Hindostan). Auf den ostindischen Inseln, besonders im Innern derselben, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen können, finden sich noch viele völlig unabhängige indische Stammfürsten oder Rajahs.

Rakete ist in der Feuerwerkskunst eine von Papier gedrehte Röhre, welche über einem Dorn mit Pulver vollgeschlagen wird. Sie wird an einem langen Stab befestigt, und steigt, perpendiculär aufgehängt und entzündet, senkrecht, oft mehrere tausend Fuß hoch in die Luft. Die Congrevschen Raketen (s. d. Art. Congreve) bestehen aus einer blechernen, auf dieselbe Art, wie die gewöhnlichen, mit Pulver voll geschlagenen Büchse, die ebenfalls an einem Stocke befestigt ist, jedoch nicht senkrecht steigt, sondern horizontal auf ein Gestell in eine Rinne gelegt und entzündet, sich in derselben Richtung fortbewegt. Bis hieher gleicht sie der gewöhnlichen Rakete. Vorn befindet sich aber eine eiserne, mit mehreren Löchern und einer Spitze versehene Kugel, welche mit einer Masse, die dem gewöhnlichen Brandsatz ähnlich zu sein scheint, gefüllt ist. Diese sprüht, sobald sie entzündet ist, Feuer um sich, das sich überall anhängt, nicht zu löschen ist und bis auf die Knochen brennt. Ist diese Masse erschöpft, so springt die Kugel wie eine Granate. Die Engländer brauchen diese Raketen gegen Truppen (bei Leipzig und an der Görde) und besonders, um belagerte Städte in Brand zu schießen (Kopenhagen, Wittenberg). Man hielt diese Erfindung anfangs für sehr wichtig; doch hat die Erfahrung gezeigt, daß diese Raketen, durch Wind und andere Zufälligkeiten gar sehr irre gemacht, ganz von ihrer Richtung abweichen, ja selbst oft umkehren. Sie thun im Felde weit weniger Schaden als gewöhnliches Geschütz, und belagerten Städten schaden sie nicht mehr als Brandkugeln und mit Brandsatz gefüllte Bomben. Auch ihre Zusammensetzung ist kein so undurchdringliches Geheimniß,

man gewöhnlich meint; denn die österreichische, sächsische und andern Artillerien haben sie schon nachgeahmt, ja sogar vervollkommnet. P.

Rakoczy oder **Ragotzy**, wovon jedoch ersteres die richtige Lesart ist, eine berühmte, in männlichen Erben ausgestorbene, adliche Familie in Siebenbürgen, die einige Zeit hindurch dieses Fürstenthum beherrschte, sich um die religiösen und politischen Rechte der Siebenbürger hochverdient, aber dem österreichischen Kaiserhause oft sehr furchtbar machte. Siegmund Rakoczy war aus jenem Geschlechte der erste Fürst von Siebenbürgen (von 1606—1608, wo er die Regierung zu Gunsten Gabriel Bathorys niederlegte). Sein bekannter Sohn und Nachfolger (nach Bathorys und Bethlen Gabors Tode, 1629), Georg I., verband sich im 30jährigen Kriege mit den Schweden, und errang für seine protestantischen Glaubensgenossen (1645) einen Frieden, der ihnen über neunzig entrissene Kirchen und viele verlorne Freiheiten zurückgab. Er starb 1659. — Georgs II. Enkel, Franz Rakoczy, lebte, nachdem Kaiser Leopold I. sich 1689 das Land unterworfen hatte, im Privatstande auf seinen Gütern bis 1697. Leopold ließ ihn aber, wegen angeblicher Unterhandlungen mit Ludwig XIV. von Frankreich, festsetzen; er entwich (1701), wurde darauf geächtet, und beschloß aus Rache, die Ungarn von Österreichs Herrschaft zu befreien. An der Spitze von 100,000 Mißvergnügten, die er zusammengebracht hatte, machte er große Fortschritte, weil ihm der Kaiser wegen des spanischen Erbfolgekriegs keine zureichende Heeresmacht entgegenstellen konnte. Bald hatte er den größten Theil Ungarns und Mährens erobert, viele Festungen genommen, und nahte sich mit raschen Schritten den Thoren Wiens. Vergebens suchte jetzt Leopold den Frieden herzustellen, der unerschütterliche Rakoczy forderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle geduldeten Religionen in ihren Freiheiten hergestellt, ihm die Fürstenwürde über Siebenbürgen zuerkannt, und ihm und seinen Anhängern alle eingezogenen Güter ihrer Väter zurückgegeben werden sollten. Marlboroughs und Eugens Sieg über das vereinte französisch-baiersche Heer bei Hochstädt setzte den Kaiser in Stand, dem Fürsten Rakoczy, der noch immer Siebenbürgen nicht ganz erobern konnte, eine größere Heeresmacht entgegenzustellen. Aber schon während der Rüstung dazu starb Leopold (1705) und sein Sohn und Nachfolger, Joseph I., bot unter Englands und Hollands Vermittelung den Mißvergnügten vergebens den Frieden an. Österreichischer Seits wurde jetzt der Kampf mit verstärkter Macht fortgesetzt. Umsonst suchte Rakoczy, von seinem Kriegsglück verlassen, die Pforte für sich zu gewinnen. Verlorne Schlachten und die Pest rieben sein Heer auf. Neuhäusel und andere Festungen, die er inne hatte, gingen über, worauf er sich in gütliche Unterhandlungen mit Österreich einließ. Seine Reise nach Polen, wo Peter der Große war, den er für sich gewinnen wollte, war ohne Erfolg für ihn, und man setzte während seiner Abwesenheit in Ungarn die Friedensunterhandlungen fort, die den 29sten April 1711 zu Szathmar geendigt wurden. Die versammelten ungarischen Stände unterzeichneten (1sten Mai 1711) zu Karol einen Vergleich mit Österreich, durch welchen allen Verschwornen gänzliche Amnestie und Zurückgabe der eingezogenen Güter, den geduldeten Religionsparteien freie Übungen des Gottesdienstes, und der ganzen ungarischen Nation die Herstellung der verlornen Freiheiten und Rechte zugesichert wurde. Rakoczy kehrte nicht nach Ungarn

zurück. Er ging aus Polen nach Frankreich, und endlich nach der Türkei, wo er auf seinem Landgute in Rumelien (1735) starb. Er hat Mémoires sur les révolutions de Hongrie (à la Haye 1738. 2 vol. in 4. oder 6 vol. in 12.) hinterlassen, die von vielem Geiste zeugen. Das Testament politique et moral du prince Ragotzki soll nicht von ihm sein. N. P.

Raleigh (Sir Walter), aus einer alten Familie, auf einem Gute bei Budley in Devonshire 1552 geboren. Nachdem er zu Oxford eine kurze Zeit studirt hatte, ging er nach London, um sich den Rechten zu widmen. Aber schon 1569 ging er mit Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth den Hugenotten sandte, nach Frankreich, blieb dort fünf Jahre, und focht nachher mit den Niederländern gegen die Spanier. Nach seiner Zurückkunft nach London unternahm er 1579 mit seinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreise nach Nordamerika ohne Erfolg. Als 1580 in Irland eine Empörung gegen die Engländer ausbrach, welche von den Spaniern mit einer Landung unterstützt ward, bekam er eine Hauptmannsstelle unter den Truppen des Grafen von Ormond, und zeichnete sich in diesem Kriege so aus, daß er späterhin zum Statthalter von Cork ernannt wurde, auch zur Belohnung seiner Dienste große Güter in Irland erhielt. Raleigh hatte sich zu einem vollkommenen Weltmann ausgebildet, er besaß viele Gewandtheit, ein schönes Äußere, und jenen Anstrich von Ritterlichkeit, der in Elisabeths Augen so hohen Werth hatte. Als die Königin einmal auf einem Spaziergange durch eine morastige Stelle aufgehalten wurde, soll Raleigh seinen kostbaren Mantel abgenommen, und ihn vor ihr zur Fußdecke ausgebreitet haben. Als er den Herzog von Anjou, der sich um der Königin Hand beworben hatte, aber mit einer abschläglichen Antwort und großen Ehrenbezeigungen entlassen worden war, nach den Niederlanden zurück begleiten mußte, war er zugleich der Überbringer wichtiger und geheimer Botschaften an den Prinzen von Oranien. — 1583 rüstete er auf eigene Kosten ein Schiff aus, um seinen Halbbruder Gilbert auf dessen letzter Reise nach Newfoundland zu begleiten; aber durch eine unter seinem Schiffsvolk ausgebrochene ansteckende Krankheit ward er genöthigt zurückzukehren. 1584 erhielt er ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung unbekannter Länder und Anlegung von Colonien in den von christlichen Mächten noch nicht besetzten Ländern Nordamerikas. Raleigh war der erste in England, der den Plan zu Anlegung von Colonien in Amerika machte; vorzüglich richtete er seine Aufmerksamkeit auf Nordamerika. Er brachte bald am Hofe und unter den Kaufleuten eine Gesellschaft zusammen, mit welcher er zwei Schiffe ausrüstete, die im April 1585 unter den Befehlen der Capitäns Barlow und Amidas nach Nordamerika segelten, in der Bai von Roenoque im heutigen Carolina landeten, und mit Waaren, die sie von den dortigen Wilden eingetauscht hatten, nach England zurückkamen. Man schickte im folgenden Jahre sieben Schiffe dahin und legte eine Colonie an, aber sie ging nach wenigen Jahren durch eigene Schuld der Colonisten zu Grunde. — Raleigh wurde 1584 zum Abgeordneten von Devonshire im Parlament erwählt, und nicht lange nachher von der Königin zum Ritter ernannt. Noch einträglicher aber war ihm ein Patent, wonach ihm allein im ganzen Königreiche die Befugniß ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein Erlaubnißscheine zu diesem Handel zu geben. Außerdem wurden ihm mehrere große Güter in Irland geschenkt. 1586 ward er zum Se-

aeschall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und zum Lord-Warden (Oberaufseher) der Zinnbergwerke ernannt; ja er stand so sehr in Gunst bei Elisabeth, daß ihr erster Liebling, der Graf von Leicester, dadurch beunruhigt, dem Grafen von Essex emporhalf, um Raleigh einen Nebenbuhler zu geben. 1587 ward Raleigh Hauptmann der königlichen Garde, und Generallieutenant von Cornwall. — Als die spanische sogenannte unüberwindliche Armade an Englands Küsten erschien, kam er mit seinen eigenen Schiffen der königlichen Flotte zu Hülfe, und trug viel zu der Besiegung des Feindes bei. Die Königin ernannte ihn nachgehends zum Mitgliede ihres Geheimenrathes, und wies ihm beträchtliche Einkünfte an. Dies letztere war in Raleighs Augen keine geringe Gunst; denn obgleich er ruhmsüchtig, prachtliebend und freigebig war, so war er doch auch sehr auf seinen Vortheil bedacht, und versäumte keine Gelegenheit, welche ihm zur Wahrnehmung desselben durch seine Hofverbindungen dargeboten wurde, so daß die Königin, durch seine Bitten belästigt, ihn einmal fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler zu sein?" — „Wann Ihro Majestät," antwortete er, „aufhören werden, eine Wohlthäterin zu sein." Auch machte er sich kein Gewissen, Bestechungen anzunehmen. Selbst Kirchengüter wußte er an sich zu handeln, und dessen ungeachtet blieb er bei dem Volke eben so beliebt, wie bei der Königin. — 1592 rüstete er in Gesellschaft mehrerer andern eine Flotte aus, um Panama anzugreifen, und eine spanische Flotte aufzufangen. Diese Unternehmung hatte jedoch keine andern Folgen, als die Eroberung eines reichen spanischen Schiffes. — Die übertriebenen Beschreibungen, die man damals von der Landschaft Guiana in Südamerika machte, indem man sie als eine wahre Goldgrube (Eldorado) schilderte, reizte auch den für alle großen Entwürfe sehr empfänglichen Raleigh, einen Zug dahin zu unternehmen. Er segelte 1595 dahin, nahm die Insel Trinidad in Besitz, und ging den Oronoko hinauf. Als er aber die erwarteten Reichthümer nicht fand, kehrte er bald wieder zurück, bestärkte jedoch durch seine bekannt gemachten Nachrichten den über jenes Land verbreiteten Wahn. Bei der Unternehmung gegen Cadiz (1596) erhielt er ein Commando unter dem Grafen Essex, zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit aus, und ward im folgenden Jahre unter Essex Oberbefehl Contre-Admiral einer Flotte, welche zur Wegnahme der spanischen Westindienflotte bestimmt war. Ein Angriff, den Raleigh auf die feindlichen Schiffe machte, zog ihm Essex Unwillen zu, und er würde ohne die Verwendung seiner mächtigen Freunde cassirt worden sein, obgleich sein Angriff mit Sieg gekrönt war. Späterhin ward er zum Statthalter von Jersey ernannt. Er trat als Zeuge gegen seinen großen Widersacher, den Grafen Essex, auf, dessen Hinrichtung er auf eine ungeziemende Weise zu beschleunigen suchte, und aus einem Fenster des Zeughauses mit ansah. — Jacob I. zeigte, als er den englischen Thron bestieg, viel Widerwillen gegen Raleigh, weil er ihn als einen Mann betrachtete, der die königliche Gewalt beschränken wolle. Raleigh ward deswegen auf eine sehr kränkende Art zurückgesetzt. Man beschuldigte ihn, Antheil an einer Verschwörung gegen den König genommen zu haben, und er ward als Hochverräther vor Gericht gestellt. Aber er vertheidigte sich mit einer so überzeugenden Beredsamkeit, daß man ihn nicht des Todes schuldig finden konnte, wohl aber ward er in den Tower gefangen gesetzt. Hier schrieb er seine Weltgeschichte (History of the World), die nach einem gro-

ßen, vielumfassenden Plane angelegt ist, aber schon in der Mitte d
römischen Geschichte aufhört. Die Fortsetzung derselben verbrannte
selbst, in einer Anwandlung von Unmuth über die Ungewißheit d
historischen Beweise. Erst nach 12jähriger Gefangenschaft erhielt
seine Freiheit wieder. — Um seinen zerrütteten Vermögensumständ
wieder aufzuhelfen, beschloß er eine neue Fahrt nach Guiana, wo
Goldgruben zu entdecken hoffte. Er fand viele Theilnehmer, und e
hielt einen königlichen Erlaubnißbrief dazu, ohne daß Jacob das üb
ihn gesprochene Urtheil wegen des angeblichen Hochverraths zurü
nahm. Im Juli 1617 segelte Raleigh, der sein ganzes Vermögen a
diese Ausrüstung verwandt hatte, mit 12 Schiffen ab. Die Spani
von seiner Unternehmung benachrichtigt, hatten sich an eben der Lan
seite, welche ihm angewiesen war, niedergelassen und Bergwerke e
öffnet. Raleigh kam krank an der Mündung des Oronoko an, u
verschiedene Umstände machten, daß seine ganze Unternehmung sch
terte. Als er im Juli 1618 nach England zurückkam, ward er
Plymouth auf Befehl des Königs verhaftet. Vergebens suchte
nach Frankreich zu entkommen. Seine Berufung auf die ihm ansch
nend bewilligte Begnadigung ward verworfen, und man erlaubte ih
nicht einmal die Vertheidigung seines Betragens bei der letzten unglü
lichen Unternehmung. Das Todesurtheil ward gesprochen und d
folgenden Tag (29sten Oct. 1618) an ihm vollzogen. Männlich u
stark hielt er vor seiner Hinrichtung eine Rede an das Volk, li
sich dann das Beil zeigen, untersuchte die Schärfe desselben, u
sagte: „Es ist eine scharfe Arznei, aber ein sicheres Mittel geg
alle Übel." Als er gefragt wurde, auf welche Seite des Blocks
seinen Kopf hinlegen wolle, antwortete er: „Wenn das Herz n
rechtschaffen ist, so ist es einerlei, wo der Kopf liegt." — So f
Walter Raleigh im 66sten Jahre seines Alters durch einen Urtel
spruch, der unstreitig ungerecht war, und nur durch Jacobs I. Ch
rakterschwäche erklärbar ist. Raleigh war ein Mann von großer
unternehmenden Geiste, der aber freilich auch viel verschuldet hat
Ungeachtet seiner außerordentlichen politischen Thätigkeit beschäftig
er sich doch viel mit den Wissenschaften. Seine Schriften sind poe
schen, geographischen, politischen, militärischen, philosophischen u
geschichtlichen Inhalts. Seine Poesien, meistens Lieder, waren
jener Zeit nicht ganz ohne Werth, doch hat er als Dichter nicht g
glänzt. Seine Weltgeschichte, freilich nicht vollendet und für unse
Zeiten nicht mehr brauchbar, trägt das Gepräge seines großen Geiste
Er war der erste unter den Neuern, der es unternahm, eine pra
matische Geschichte zu schreiben. Die neueste Ausgabe derselben
1736 in Folio erschienen. Von seinen vermischten Schriften (Misce
laneous Works) kam zu London 1748 eine Ausgabe in 2 Quartbä
den heraus.

Rallentando, auch retardando oder lentando. Mit di
sen Wörtern wird in der Tonkunst angezeigt, daß bei der damit b
merkten Stelle eines Tonstücks das Zeitmaß, wegen des Ausdruc
etwas verzögert werden oder ins Langsamere fallen soll. Der Eintr
des frühern Tempos erfolgt entweder ohne weiteres nach einigen Ta
ten von selbst, oder wird durch a tempo ausdrücklich angezeigt.

Ramasan, oder Ramadan, der neunte Monat bei den Türke
Er tritt, da dies Volk, wie alle Mohammedaner, nach Mondenja
ren rechnet, alle Jahre um elf Tage früher ein, so daß er innerha
33 Jahre alle Jahreszeiten durchläuft. In diesem Monat haben d

Mohammedaner ihre großen Fasten alle Tage vom Aufgang bis Niedergang der Sonne. Dieses Ramasan-Fest, so wie das Beiramfest, das unmittelbar hinter dem Ramasan kommt (s. d. Art. Beiram), sind die beiden größten Feste der Völker Mohammedanischer Religion.

Ramberg (Heinr. oder Joh. Heinr.), einer unserer berühmtesten Geschichtsmaler, auch Ätzer mit der Nadel und in Aquatintamanier, geb. zu Hannover 1763. Sein Vater, welcher hannöverscher Hofrath war, suchte durch Unterricht in der Perspective und Ölmalerei, den er dem Sohne gab, die großen Anlagen desselben zu entwickeln. Während einer Reise auf dem Harz arbeitete dieser in wenig Tagen mehr als ein Dutzend Zeichnungen aus, welche die romantischen Ansichten dieses Gebirges gewähren. Sie wurden von dem hannöverschen Minister dem König vorgelegt; dieser ließ dem jungen Ramberg das Reisegeld nach London auszahlen, gab ihm eine Stelle in der Malerakademie, und sorgte für seinen Unterhalt. Ramberg blieb 9 Jahre in London und vervollkommnete sich unter Reinolds Leitung sehr in seiner Kunst. Die geschicktesten Kupferstecher Englands, Murphy und Bartolozzi, rechneten es sich zur Ehre an, nach Rambergs Zeichnungen zu arbeiten. Er verfertigte religiöse Stücke für die königliche Capelle zu St. James, Schildereien für die Boydellsche Shakspeare-Gallerie und den Poetensaal, wie auch den Übergang Alexanders über den Granikus für Carltonhouse. Georg III. selbst nahm oft mit Vergnügen seine Schnelligkeit im Zeichnen wahr, und schickte ihn 1788 nach den Niederlanden und Italien. Umsonst bemühte sich der Fürst Kaunitz, ihn bei sich zu behalten, er eilte nach dem letztern Lande, knüpfte mit dem berühmten Denon eine innige Freundschaft an, durchreiste Oberitalien, und hielt sich geraume Zeit in Rom und Neapel auf. Hierauf kehrte er nach Hannover zurück, und ward zum Hofmaler ernannt. — Wenig Zeichner und Maler haben so viel gearbeitet als er. Mehr als 50 Kupferstecher Englands und Deutschlands haben der Fruchtbarkeit seines Pinsels nicht nachkommen können. Besonders zeichnet sich Ramberg im humoristischen Zerrbilde aus. Die Zeichnungen zu den sämmtlichen Kupfern der Prachtausgabe von Wielands Werken sind von ihm. Er selbst ätzte für zwei Bände derselben die Titelkupfer, das eine mit der Überschrift: Idris. Die Menge der von ihm gelieferten Zeichnungen zu Almanachs- ꝛc. Kupfern ist fast nicht zu zählen. Man wirft seinen Figuren eine gewisse Familienähnlichkeit vor, und seinen Compositionen im Allgemeinen eine störende Überladung an Nebendingen. Ramberg ist auch Mitglied der philotechnischen Gesellschaft in Paris. Über seine Werke, besonders über seinen Zug Alexanders über den Granikus, hat man eine Schrift von J. E. Neumand betitel: Über Rambergs Kunst und Kunstwerke. (1792. 8.) L. R.

Rameau (Jean Philippe). Dieser berühmte französische Musiker und Tonsetzer wurde 1683 zu Dijon geboren, wo er auch die Anfangsgründe der Tonkunst lernte und bei einem herumziehenden Operntheater ausübte. Als er später zu Avignon mit seiner Kunst kein sonderliches Glück machte, ging er nach Italien und bildete sich als Meister auf dem Clavier aus, so daß er hierin bald dem berühmten Marchand an die Seite gesetzt ward. Nach seiner Zurückkunft erhielt er die Stelle eines Organisten an der Domkirche zu Clermont, wo er aber nicht lange blieb; denn da er unterdessen Marchand hatte kennen lernen, den sein Ruf nach Clermont gezogen hatte, so folgte

er diesem nach Paris und wurde sein eifriger Schüler. Hier gab e
sein Werk über die Grundsätze der Harmonie heraus, das seinen Ruh
als Theoretiker in der Musik für immer gründete. Da er gern a
Operncomponist auftreten wollte, so wandte er sich wegen eines Te
tes an den Abbé Pellegrin. Dieser gab ihm denselben nur unter ein
Bürgschaft von 500 Livres, da er, so hoch auch Rameau als Musi
kenner geschätzt wurde, von ihm als Componisten nichts Vorzügliche
erwartete. Als aber Pellegrin bei der ersten Probe des ersten Act
seiner Oper (Hippolyte und Aricie) Rameaus herrliche Musik hört
zerriß er die Verschreibung, fest überzeugt, daß eine solche Compositio
kein Stück könne fallen lassen. Und in der That machte diese Oper
die in einem damals völlig neuen und großen Styl gesetzt war, tro
der Verunglimpfungen von Rameaus Neidern, ausnehmendes Glück
Von nun an ward alles, was Rameau componirte, mit enthusiasti
schem Beifall aufgenommen und sogar seine Oper: Zoroaster, i
Dresden ins Italienische übersetzt und aufgeführt; eine Auszeichnung
die bis dahin noch keinem französischen Musikstück widerfahren war
Zum Capellmeister des Königs ernannt, und in den Adelstand erho
ben, sollte er eben den Orden des heiligen Michael empfangen, al
ihn der Tod 1764 übereilte. Sein Leichnam ward mit vielem Pom
in der Kirche zu St. Eustach in Paris neben Lully beigesetzt. S
groß Rameaus Verdienste auch als Tonsetzer waren, so wurden si
doch von den Verdiensten, die er sich durch seine Werke über Harmoni
und General-Baß erwarb, übertroffen; denn er war es, der zuerst
die Grundregeln der Harmonie gründlicher entwickelte.

Ramler (Carl Wilh.), berühmt als lyrischer Dichter, Übersetzer
und Kritiker, war 1725 zu Kolberg geboren, studirte zu Halle, und
wurde 1748 Professor der schönen Wissenschaften bei dem Cadetten-
corps in Berlin. Nachdem er dieses Lehramt bis 1790 verwaltet hatte,
legte er es nieder, und ward Mitdirector des Nationaltheaters in
Berlin. Seit 1796 zog er sich von allen Geschäften zurück, und starb
1798. Ramler trat in einer dürren, an ausgezeichneten Dichterwer-
ken nicht ergiebigen Zeit als Lyriker auf, und knüpfte, indem er sei-
nen König verherrlichte, seinen Ruhm an den Ruhm des größten
Helden seines Jahrhunderts. Horaz, der den Augustus preist, war
das Muster, dem er nachstrebte, und in mehreren seiner Oden ist die
Nachahmung nicht zu verkennen. Wir erinnern nur an die Ode auf
das Auslaufen der französischen Flotte, welcher Proteus den Unter-
gang verkündigt (Als Galliens Pilot u. s. w.). Insofern kann man
Ramler auch mit Recht den deutschen Horaz nennen, da dieser als
Lyriker in vielen Fällen ebenfalls Nachahmer griechischer Vorbilder
war; nur hüte man sich, die Vergleichung zwischen beiden weiter aus-
dehnen zu wollen. An lyrischer Kraft und lebendiger Phantasie bleibt
Ramler eben so weit hinter Horaz zurück, als vielleicht dieser hinter
seinen Mustern. Überhaupt fehlte Ramlern der aus eigener Kraft
schaffende Dichtergenius; dagegen besaß er einen feinen Geschmack und
Sinn für Correctheit. Wo er freiwillig dem höhern Pathos entsagt,
und zu mildern Empfindungen herabsteigt, befindet er sich am meisten
in seiner Sphäre. Überall erscheint er als ein Muster des sorgfältig
geglätteten und correcten Ausdrucks, wodurch er sich um unsere Spra-
che bleibende Verdienste erworben hat. Den Hexameter aber und die
Horazischen Versmaße hat er noch sehr unvollkommen nachgebildet,
so wie ihm überhaupt der Bau und das Wesen des antiken Verses
durchaus verborgen blieben; denn er ging von dem Grundsatz aus,

jedes einsylbige Wort nach Willkür kurz und lang gebraucht werden könne, so sehr auch Aussprache und Gehör dawider streiten. Dies wird hinreichen, den Werth seiner Übersetzungen aus dem Horaz, Martial, Catull, der Sapphischen Oden u. s. w. zu bestimmen. Eben so wenig hat er sich den Dank der Freunde Geßners dadurch erworben, daß er die Idyllen desselben nach seiner Art in Hexameter brachte. So brachte er auch einige Fabeln Lessings in Verse, und nahm mit den Gedichten anderer, die er in seine lyrische Blumenlese und seine Fabellese aufnahm, manche nicht zu billigende Veränderungen vor. Daß er dem Frühlinge seines Freundes Kleist und den Gedichten Götzens seine Feile angedeihen ließ, ist von Voß in Schutz genommen worden. Von seinen eigenen Gedichten verdienen, außer seinen Oden, die Cantaten erwähnt zu werden, von denen der Tod Jesu durch Grauns Musik noch berühmter geworden ist. Seine prosaischen Werke sind eine kurzgefaßte Mythologie, und eine Schrift über allegorische Personen, zum Gebrauch für Künstler. Außerdem lieferte er eine Bearbeitung der ehemals beliebten Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux. Um die Wiedererweckung Logaus machte er sich gemeinschaftlich mit Lessing verdient. Überhaupt stand er mit den trefflichsten Männern seiner Zeit, deren Achtung er mit Recht besaß, in freundschaftlichen Verhältnissen, und wirkte mit ihnen gemeinschaftlich, fern von Streitigkeiten und Parteigeist, zum Nutzen unserer Literatur. Nach seinem Tode erschienen seine Gedichte in einer vollständigen Sammlung unter dem Titel: C. W. Ramlers poetische Werke, 2 Theile, Berlin 1800 bis 1801. M.

Rammelsberg, ein 1820 Fuß hoher Berg des Harzgebirges, südlich von der Stadt Goslar, welche an seinem Fuße liegt, gehört, was seine Oberfläche betrifft, zu dem herzoglich braunschweigischen Kreisgerichte Harzburg, in Rücksicht der mineralischen Erzeugnisse aber zum sogenannten Communion-Harze, also Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich, und zwar so, daß ersteres $\frac{4}{7}$, letzteres aber $\frac{3}{7}$ bekommt. Dieser Berg ist vorzüglich wegen seiner vielen Bergwerke merkwürdig; nicht leicht wird man auf einem so kleinen Bezirke, als dieser einzige Berg ausmacht, eine so vielfache Ergiebigkeit finden. Man berechnet die jährliche Ausbeute auf 10 Mark Gold, 3600 Mark Silber, 8200 Ct. Glötte, 5600 Ct. Blei, 2500 Ct. Kupfer, 5200 Ct. Zink, 650 Ct. weißen, 20 Ct. blauen und 1600 Ct. grünen Vitriol und 2200 Ct. Schwefel. Der reine Überschuß beträgt jährlich über 30,000 Thaler. Die Masse des Erzlagers besteht vorzüglich aus derbem blumigblättrigen Bleiglanz, gelben Kupferkiesen, bunten kupfrigen Schwefel- und Arsenikkiesen, schwarzer und brauner Blende und Eisenerzen. Selten findet man, außer Gold und Silber, Metalle einzeln, wohl aber häufig taubes Gestein als Einsprengung in den Erzen. Der viele natürliche Kupfer-, Eisen- und Zink-Vitriol gewährt an einigen Orten die prächtigsten Anblicke. Sehr sehenswerth sind die großen Weitungen und Grotten, wo die Erze durch Feuerbrände losgearbeitet werden. Ein solcher Brand gewährt einen fürchterlich schönen Anblick. Jährlich werden auf diese Art über 6000 Malter Holz verbraucht. — Von den 12 Gruben gehören der Stadt Goslar vier, doch muß diese die Erze für einen bestimmten Preis dem Communion-Bergamte abliefern. Der Berg selbst gewährt eine weite, treffliche Aussicht auf die Ebene Niedersachsens. — Die Entdeckung der Bergwerke des Rammelsberges fällt in das Jahr 963, in die Regierungszeit Ottos des Großen. Lange waren sie zwischen

Goslar und den Herzogen von Braunschweig streitig. Die letzteren, denen Kaiser Friedrich II. 1235 den rammelsbergischen Zehnten als Reichslehn erb- und eigenthümlich ertheilte, hatten ihn 1373 für 800 Mark Silber an Goslar wieder käuflich überlassen. Dieses weigerte sich hernach, wegen der großen, auf das Bergwerk verwendeten Kosten, den Zehnten zurückzugeben, bis nach langem Streit und Kriegen Herzog Heinrich der jüngere die Stadt im J. 1552 zu dem Vergleiche zwang, wonach die jetzige Communionherrschaft nicht nur den Besitz von den ehemals gewerkschaftlichen Gruben, sondern auch die Gerichtsbarkeit über die vier Gruben der Stadt, das Vorkaufsrecht aller Metalle, den Zehnten und den Stollenneunten erhielt.

Ramsden (J.), berühmter Verfertiger mathematischer Instrumente. Er war 1730 zu Halifax geboren. Sein Vater, ein Tuchfabricant, hatte ihn zu demselben Geschäft bestimmt; aber eine Reise, die er in seinem 20sten Jahre nach London unternahm, änderte seinen Lebensplan. Hier lernte er den berühmten Optiker Dollond kennen, heirathete dessen Tochter, und lernte von ihm die Kunst, mathematische Instrumente zu verfertigen. Seine trefflichen Arbeiten machten ihn bald berühmt. Schon 1763 arbeitete er für die größten Künstler in England. Mehrere optische und sehr viele astronomische Instrumente sind durch ihn glücklich verbessert, mehrere ganz neue durch sein Genie erfunden worden. 1786 ward er Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London. Auch als Schriftsteller hat er sich durch mehrere wichtige Abhandlungen, die man in den Philosophical transactions findet, bekannt gemacht. Er starb 1800.

Rancé (Dom. Armand Jean le Bouthillier de), zu Paris 1626 geboren, zeigte schon in seiner Jugend ausgezeichnete Anlagen für die schönen Wissenschaften. In der Folge ward er Chorherr an der Kirche Notre-Dame, und verließ diese Bahn, einzig sich dem Studium der Theologie ergebend. Nach Vollendung seiner Studien überließ er sich geraume Zeit weltlichen Zerstreuungen und Genüssen, besonders einem vorherrschenden Hange zum weiblichen Geschlecht, als plötzlich mit ihm eine völlige Veränderung vorging. Er verließ die Hauptstadt und den Hof, zog sich auf sein Gut bei Tours zurück, und fing hier das einsame beschauliche Leben eines Mönchs an. Hiermit noch nicht zufrieden, verkaufte er bald darauf sein Gut und schenkte das dafür gelöste Geld, 800,000 Livres, an das Hotel de Dieu in Paris, er selbst aber that Profeß in der Abtei von Parceigne 1664, und begab sich sodann in das Kloster la Trappe vom Orden der Cistercienser, dessen Abt er ward. Da er auf sein Ansuchen die Erlaubniß von Rom erhielt, die alte Strenge in seiner Abtei wieder herzustellen, so suchte er nun auch alle andere Cistercienserklöster zu derselben zurückzuführen; ein Unternehmen, das aber nach vielen Versuchen mißlang. Desto mehr gründete sie Rancé in seinem Kloster, das fortan der Sitz der strengsten Entsagung ward. (Über die Einrichtung und Lebensart der Mönche von la Trappe s. d. Art. Trappisten.) Zu diesem Behufe schrieb Rancé auch seine Abhandlung über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchsstandes. Endlich auch müde des Regierens in den geweihten Mauern, legte Rancé seine Stelle nieder und starb im J. 1700, noch im Tode die Regel seines Ordens beobachtend, auf einem Aschenlager. Seine mannichfachen Schriften über Mönchsthum, über Obliegenheiten der Christen u. s. w. geben Beweis von der asketischen Strenge, zu der sein Gemüth sich gewendet hatte. Als Veranlassung jener plötzlichen Veränderung, die ihn au

dem Hof- und Weltleben in die traurigste Einsamkeit trieb, wird von einigen folgende Begebenheit erzählt. Als er noch in Paris lebte und von einer Reise zurückkehrte, eilte er, seine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie berühmte Frau von Montbazon, aufzusuchen. Er kommt durch eine Hintertreppe in ihr Zimmer, und findet seine Freundin — ihr blutiges Haupt in einer Schüssel liegen. Sie war kurz vor seiner Rückkehr gestorben, und man hatte ihr den Kopf abgesägt, da der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz gerathen war. Dieser Anblick soll den erschütterndsten Eindruck auf Rancé gemacht und sein feuriges, tieffühlendes Gemüth zu einer so völligen Sinnesveränderung gestimmt haben. F. G.

Rang, Rangrecht. Unter Rang versteht man im weitesten Sinne den Grad des äußern Vorzugs. Der Weise betrachtet die Menschen nach einer höhern Ordnung. Nur Herz und Geist geben ihm Ansprüche auf Achtung und Ehrerbietung. Etwas ganz Anderes aber ist der aus Standesverhältnissen entspringende äußere Vorzug, welcher sich am auffallendsten an den Höfen, beim Eintritte in die verschiedenen Gattungen der Zimmer und Cabinette, beim Sitzen an Tafeln u. s. w. äußert, und, wo er gesetzlich ist, ein Zwangsrecht erzeugt. — Die bessern Köpfe der ältern Juristen haben diesen Gegenstand in satyrischen Monographien, wie Thomasius in seinem Pomum Eridos in certamine dignitatum civilium, bearbeitet. Mehr im Ganzen und ernster ist sie in neuerer Zeit behandelt worden. Schlägt man in Repertorien des Staatsrechts auf das Rangrecht, so liest man daselbst von der Ceremonie, die unter Staatshäuptern statt findet, so wie vom Range der Staatsdiener. In eigenen Schriften hingegen wird unter dem Titel: Staats- und Privatrangrecht, nicht nur davon, sondern auch von den Rangverhältnissen der niedrigsten Volksclassen gehandelt. Am richtigsten ist es wohl, das Rangrecht theils dem öffentlichen Rechte, theils dem Privatrechte zuzutheilen, und das zum erstern gehörige, so weit es die Rangverhältnisse unabhängiger Staaten zu einander ausspricht, als einen Theil des Völkerrechts, insofern es hingegen die Rangrechte der Staatsdiener unter einander darstellt, als einen Theil des Staatsrechts (Regierungsrechts) anzusehen. — Was nun die Rangverhältnisse unabhängiger Staaten an sich betrifft, so kann von einem eigentlichen Rangrechte hier nicht die Rede sein. Alles, was man für ein solches ausgibt, verschwindet, sobald ein Staatsoberhaupt, dem andern den herkömmlichen oder vertragsmäßigen Vorrang nicht mehr gestattend, sich mit Gewalt an eine höhere Stelle setzt. Zu blutigen Auftritten darüber kam es einst zwischen dem Abte zu Fulda und dem Bischofe zu Hildesheim, zwischen Genua und Venedig. Um solche Folgen zu vermeiden, bedienen sich die Herrscher und ihre Gesandten folgender Mittel: 1) Man kommt incognito zusammen; 2) man nimmt geringere Charaktere an, und behält nur gewisse Feierlichkeiten bei; 3) man setzt sich im Zimmer nicht nieder, sondern geht blos auf und ab. Dies geschah auf dem Wahltage Kaiser Leopolds, als Königs von Ungarn, vor der Wahl mit dem Kurfürsten von Mainz, ingleichen zwischen Kaiser Joseph I. und dem Kurfürsten von Baiern; 4) man kommt nicht persönlich zusammen, sondern schreibt sich, wobei gewisse Mittelspersonen die Schriften wechselsweise überreichen. Diesen Weg schlugen die französischen Vermittler auf dem Congresse zu Bologna 1600 zwischen den englischen und spanischen Gesandten vor; 5) man wird einig, Rang und Stelle nach der Ordnung zu nehmen, in welcher man in das Confe-

renzzimmer oder in den Versammlungssaal tritt; 6) man setzt s
an eine runde Tafel. Dies geschah 1698 auf dem Congresse zu Ca
lowitz, wo die Gesandten des römischen Kaisers, der Pforte, Ru
lands, der Könige von Polen, Großbritannien und der Republik V
nedig sich in einem runden Saale becomplimentirten — in welch
für jeden Gesandten eine eigene Thür ging, und in dessen Mitte ei
runde Tafel stand, nach der ein jeder aus seinem vor dem Saale b
findlichen Zelte durch seine Thür auf ein Zeichen mit gleichen Schri
ten ging, und sich auf den seiner Thür gegenüber stehenden Stu
setzte. Eben so gingen der kaiserliche, der russische und türkische G
sandte 1737 auf dem Congresse zu Nimirow durch drei besondere Th
ren in eine Art von Scheuer. Auch wird bisweilen der Rang durch
Loos bestimmt. Dies geschah, als die Könige von Dänemark un
Polen 1709 nach Berlin reisten. In den ältern Zeiten maßten es sic
bisweilen die Päpste an, nicht nur öffentliche Rangstreitigkeiten z
entscheiden, sondern auch allgemeine Ordnungen in dieser Hinsich
vorzuschreiben. Zu dieser Anmaßung gehört die Rangordnung, welch
der Ceremonienmeister des Papstes Julius II. 1504 hat bekannt ma
chen lassen, die aber nie allgemein anerkannt worden ist. In neuere
Zeit hingegen hat man sich eine solche Einmischung der Päpste gan
verbeten, und den Grundsatz der natürlichen Freiheit einzuführen ge
sucht. Besonders hat hierzu der unsterbliche Gustav Adolph von
Schweden gewirkt. Daß der die Menschheit zierende Natursinn auch
die Staatshäupter der europäischen Nationen zu beseelen angefangen
hat, bezeugen auch hierin die neuesten Congresse. — Möglich hin-
gegen, und nicht ganz unnöthig ist das Zwangsrecht für die Rangver-
hältnisse der Staatsdiener. Eine vorzügliche Quelle desselben sind die
mannichfaltigen Rangordnungen, welche diesen Namen aber erst dann
verdienen, wenn sie nach Art der Gesetze ordentlich bekannt gemacht
worden sind. Hofordnungen, die dem Hofmarschall zur Nachachtung
gegeben worden sind, haben an sich nie Gesetzeskraft, und dienen nur
dazu, daß derselbe für seine Person keiner Verantwortung ausgesetzt
wird, wenn sich jemand durch den ihm bei Hofe angewiesenen Rang
beleidigt findet. Fast alle Rangordnungen dieser Art sind unvollstän-
dig, und enthalten die größten Abweichungen. So hat in einem Lande
der Secretär Unterofficiersrang, in einem andern werden die Amt-
leute dem Hofmarschall, Kanzler, den Geheimenräthen und andern
Hofämtern vorgesetzt. Höchst überflüssig ist das Rangrecht unter den
verschiedenen Volksclassen. — Das unter den matten Nachfolgern
Carls des Großen sich so vielfach entfaltende Mitregierungsrecht, die
in den Burgfesten nach dem Landfrieden gebildeten Kunstvereine, und
das durch den Druck des Dorfadels erniedrigte Landvolk veranlaßten
eine große Standesverschiedenheit, in welcher die Wurzel des Vorzugs
üppiger als je gedieh. Nach und nach fing man an, den dadurch be-
gründeten Rang zu erzwingen, so daß sich Herkommen und Gewohn-
heit darüber bildeten. Der Bürger nahm sich den Rang vor dem Land-
manne, der Kaufmann vor dem Handwerker, das Fräulein vor der
bürgerlichen Ehefrau, ja selbst der Schweinschneider und Weinschenke
führten mit einander einen Rangstreit. Die französische Revolution
und die Auflösung des deutschen Reichs hat die Rang- und Titelsucht
geschwächt. — In Hellbachs Handbuche des Rangrechts (Anspach 1804)
befindet sich ein Wörterbuch über das besondere Rangrecht der ver-
schiedenen Classen der Beherrscher und einzelnen Staatsunterthanen
nach alphabetischer Ordnung. En.

Rantzau oder **Ranzau** ist eine sehr alte und ansehnliche Familie im Dänischen, Holsteinschen und Mecklenburgischen, welche durch mehrere denkwürdige Personen berühmt geworden ist. Sie leitet ihre Abstammung von Cuno, einem reichen Gutsbesitzer im Holsteinschen, her. Ein Urenkel desselben, Namens Wolf, erwarb in der alten Mark große Besitzungen, welche das balsamer Land genannt wurden. Ein Enkel des letztern, Wiprecht II., auch als ein großer Krieger unter dem Namen des Grafen Wiprecht von Groitzsch berühmt, vertauschte das balsamer Land mit der Grafschaft Groitzsch im Meißnischen; Kaiser Heinrich IV. machte ihn 1083 zum Burggrafen von Leisnick, und belehnte ihn mit der Markgrafschaft Lausitz. Die von seinem ältern Sohne abstammenden Burggrafen von Leisnick starben 1538 aus. Der jüngere Sohn jenes Wiprechts aber, Otto I., welcher sich in seinem ursprünglichen Vaterlande Holstein niedergelassen hatte, baute das Stammhaus Ranzau, und ist der Stammvater aller noch blühenden gräflichen und adeligen Linien des Ranzauschen Hauses. — Zu den übrigen ausgezeichneten Personen dieses Geschlechts gehören besonders **Joh. von Ranzau** (geb. 1492), ein berühmter dänischer Feldherr. Er machte große Reisen, selbst nach Asien, und wurde in Jerusalem zum Ritter geschlagen. Als er den D. Luther in Worms seine Lehre so muthvoll und kräftig vertheidigen hörte, ward er ganz für ihn eingenommen, und war nachher ein Hauptbeförderer der Reformation in Dänemark. Durch seine Klugheit verhalf er dem König Friedrich I. auf den dänischen Thron, schlug den abgesetzten König Christian II., der in Norwegen eingefallen war, mehreremale, und stellte die Ruhe in diesem Reiche wieder her. Kaiser Carl V. und Franz I. von Frankreich wünschten, als sie mit einander Krieg führten, beiderseits Ranzau in ihre Dienste zu bekommen, aber er blieb seinem Vaterlande treu, und starb 1565. — **Heinrich**, Graf von Ranzau, (geb. 1526, gest. 1599), Statthalter von Holstein, und einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften, belohnte die Gelehrten mit außerordentlicher Freigebigkeit, sammelte eine vortreffliche Bibliothek, die er möglichst gemeinnützig zu machen suchte, und schrieb mehrere Werke über Astronomie und Astrologie, Arzneikunde, Kriegskunst u. s. w. — **Josias**, Graf von Ranzau, Marschall von Frankreich, Gouverneur von Dünkirchen, war erst als General in schwedischen Diensten, 1635 kam er mit Oxenstierna nach Paris, ward von Ludwig XIII. angestellt, und erwarb sich durch sein Feldherrntalent und seinen persönlichen Muth die höchste Bewunderung. Er starb 1650 an der Wassersucht. Er war ein schöner Mann, besaß viel Geist und Beredsamkeit, und verstand alle Hauptsprachen Europas. — Die Grafschaft Ranzau in Holstein besteht aus dem Hofe Neu-Ranzau, dem Marktflecken Barmstedt, noch einem Flecken und 26 Dörfern. Der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp verkaufte sie 1649 an Christian von Ranzau für 200,000 Thaler. Kaiser Ferdinand erhob den von Ranzau in den Grafenstand, und das Amt Barmstedt zu einer Reichsgrafschaft, welche auch 1662 zu einem Mitstande des niedersächsischen Kreises aufgenommen wurde. Als 1721 der Graf Christian Detlev auf Anstiften seines jüngern Bruders erschossen, und dieser zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt wurde, nahm Dänemark 1726 von der Grafschaft Besitz, und hielt sich deshalb zum wetterauschen Grafencollegium.

P. N.

Raphael Sanzio oder **de' Santi**, der größte Maler der neuern Kunstperiode, oder, wie manche wollen, der letzte der alten

Kunstperiode, war geboren zu Urbino, am Charfreitage 1483, und starb zu Rom am Charfreitage 1520. Sein Vater, Giovanni Sanzio, ein nicht verdienstvoller Künstler, wurde bald, besonders durch eine von Raphael auf die Hofwand des väterlichen Hauses, ohne fremde Beihülfe, gemalte Madonna mit dem Jesuskind (dies Gemälde wurde später in ein Zimmer dieses Hauses sammt dem Stück Wand, worauf es gemalt war, versetzt, und ist noch zu sehen) von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte zur weitern Ausbildung seines Sohnes überzeugt, und eilte, denselben in die Schule eines größern Meisters zu bringen. Seine Wahl fiel auf den weit und breit bekannten Pietro (Vanucchi) Perugino. Der alte Sanzio eilt nach Perugia; beide Künstler werden bald Freunde, und Pietro gewährt den Wunsch des dringend bittenden Vaters, den jungen Raphael unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen, dessen Talent sich unter der Leitung seines neuen würdigen Lehrers so schnell entwickelt, daß er bald seine zahlreichen Mitschüler übertrifft und in kurzem die Behandlungsart seines Lehrers so weit erreicht, daß man beider Werke aus dieser Periode kaum unterscheiden kann. Hiervon zeigen die ersten Arbeiten, mit denen er öffentlich auftrat: die Krönung des H. Niccolo da Tolentino, ein gekreuzigter Heiland zwischen zwei Engeln, eine heilige Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloster S. Francesco in Perugia, sämmtlich Arbeiten aus seinem 15ten bis 16ten Jahre. — Während der Zeit war einem von Raphaels ehemaligen Mitschülern, Piaturicchio, die Ausmalung des Büchersaals im Dom zu Siena übertragen worden. Dieser lud den Raphael ein, nach Siena zu kommen, und ihm bei dieser Arbeit zu helfen. Raphael nahm die Einladung an, und hatte schon einen großen Theil der Cartons zu dieser Arbeit vollendet, als ein Zufall ihn davon abrief, der auf seine künftige Ausbildung von größtem Einfluß wurde. Raphael hatte nämlich erfahren, daß in Florenz die Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci, welche von diesen beiden größten Künstlern damaliger Zeit, auf Veranlassung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz, gefertigt worden, öffentlich ausgestellt waren. Er brannte vor Begierde, sie zu sehen, und eilte nach Florenz. Aber nicht allein diese Cartons, sondern auch Florenz selbst, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; eben so wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntschaft so mancher jungen Künstler von Bedeutung, des Ghirlandaio, A. St. Gallo ꝛc., deren Gewogenheit er sich schnell erwarb. Wenn auch Raphaels Biographen nicht ausdrücklich davon reden, daß derselbe in Florenz die Werke der frühern großen Meister, eines Cimabue, Masaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig studirt habe, so wie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan, so ist es doch, bei Raphaels längerem Aufenthalte in dieser Stadt, nicht zu bezweifeln. Auch leuchtet dies aus seinen daselbst verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kind (jetzt in der Tribune zu Florenz) schon von Vasari überaus gerühmt wird. — Der Tod seiner Ältern rief Raphael schnell nach Hause, und während er in Urbino Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, wendete er die Stunden der Muße dazu an, mehrere Gemälde zu vollenden, z. B. zwei Madonnen, einen heil. Georg, und wahrscheinlich auch das Gegenstück dazu, den heil. Michael (noch in Paris), ferner einen betenden Christus im Garten (in Paris). Raphaels Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt Perugia be-

wog ihn, bald dahin zurückzueilen, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Während seines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt bewährte er den erworbenen Ruf durch mehrere Gemälde: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi, eine mater dolorosa, über welcher Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorstellte (jetzt im Palast Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemälden einen Christus mit Gott dem Vater, von mehrern Heiligen umgeben, für das kleine Cumaldulenserkloster, sein erstes Frescogemälde. Alle diese Arbeiten grenzen noch an den Styl seines Lehrmeisters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige seiner spätern Arbeiten, zeichnen sich aber durch Empfindung und Gemüth, beides Eigenschaften, die der frühern Schule eigenthümlich sind, aus. — Ein großes Gemälde, das ihm zu malen übertragen worden war, fing er nicht sogleich an, denn sein Streben nach weiterer Ausbildung zog ihn zum zweitenmale nach Florenz. Hier setzte er seine Studien nach den obgedachten ältern Meistern eifrig fort; die Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo, den man Raphael fast an die Seite setzen kann, leitete ihn zu festern Grundsätzen im Colorit, und so schritt Raphael unaufhaltsam vorwärts. Überhaupt scheint er die ganze Zeit seines dortigen Aufenthalts auf seine Bildung verwendet zu haben, wenigstens weiß man nur von einigen Portraits und dem Carton zu dem vorgedachten Bilde, die er in Florenz gearbeitet hat. Er ging sodann nach Perugia zurück, und fing sogleich an jenem Gemälde an, einer Grablegung, die später in den Palast Borghese nach Rom kam. Letzteres ist ein wahres Wunderwerk der Composition, der Zeichnung und des Ausdrucks, dessen Vortrefflichkeit von wenigen seiner spätern Arbeiten übertroffen wird. Nach Beendigung dieses Gemäldes schied Raphael für immer aus Perugia, und kehrte zum drittenmale nach dem schönen und kunstreichen Florenz zurück, wo er fast vier Jahre lang blieb. Aber auch diesmal mochten Studien seine Hauptbeschäftigung sein, wenigstens sind nur einige, aber treffliche Arbeiten aus dieser Zeit mit Bestimmtheit nachzuweisen, nämlich die herrliche Madonna, la bella Giardiniera (noch in Paris), und eine andre Madonna mit den Kirchenvätern (in Brüssel), beides Bilder, die nicht völlig von Raphael vollendet wurden. — Der wiederholte Aufenthalt Raphaels zu Florenz ist für ihn selbst, so wie für die ganze neuere Epoche der Kunst, von dem größten Einfluß geworden. Unter seines Vaters und Peruginos Leitung hatte er das Mechanische der Kunst erlernt; mit diesen unentbehrlichen Vorkenntnissen begabt, betrat er das Athen Italiens, und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Fiesole und die damals noch lebenden florentinischen Künstler mit seinem Lehrmeister in allen Theilen der Kunst nicht nur wetteifern konnten, sondern einige derselben, Masaccio, Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Ghirlandajo, und vor allen Fra Bartolomeo, durch wohlgeordnete Compositionen, richtige Zeichnung und lebhafte Färbung ihn übertrafen. Hatte nun Raphael schon die Vorzüge der größten Meister seiner Zeit in der ganzen Romagna sich erworben, so eignete er sich jetzt auch alle Vorzüge der florentinischen Schule an. Wenn er aber dieser Schule viel zu verdanken hat, so hat er im Gegentheil auch seine Ehrfurcht für sie stets an den Tag gelegt. Ein auffallendes Beispiel dieser Verehrung gab er unter andern, indem er zwei Figuren von Masaccio, welche man in der Carmeliterkirche zu Florenz noch jetzt sehen kann, in seinen Logen ohne die mindeste Abänderung copirte, nämlich Adam und Eva, wie sie

der Engel aus dem Paradiese treibt. — Unterdessen hatte Papst Julius II., der Begründer des Ruhms, den sich Rom später in den Künsten erworben hat, durch Bramante die erste Idee zum neuen Bau der Peterskirche und zur Verschönerung des vaticanischen Palastes ausführen lassen; und Bramante war die Veranlassung zu Raphaels 1508 erfolgter Berufung nach Rom. Bei seiner Ankunft empfing ihn der Papst mit ausgezeichneter Güte, die Künstler Roms aber mit der größten Achtung. Man wies ihm sogleich eine Frescoarbeit im zweiten Zimmer neben dem großen Saale des Constantin, die Stanza della Segnatura genannt, an. Er stellte hier auf einer Steinwand die Disputa oder den Streit der Kirchenväter vor. Wenn man seine obgedachte letzte Arbeit von größerm Umfange, die Grablegung, mit diesem Gemälde vergleicht, so findet man zwischen beiden noch große Ähnlichkeit, die seine spätern Arbeiten nicht haben. Nur ist die Disputa weit vollendeter, alles Leben, Bewegung, Handlung, die Gruppirung unendlich mannichfaltig, die Abwechslung in den Charakteren bewundernswürdig, jeder Strich voll Bedeutung, Seele und Geist. Setzen wir überhaupt für Raphaels Arbeiten mehrere Perioden fest, wovon die erste seine früheren, noch in Peruginos Manier verfertigten, die zweite aber diejenigen umfaßt, welche er nach seiner Ältern Tode in Urbino, Florenz u. s. w. vollendete; so bemerkt man in der Disputa den Übergang zur dritten Manier, welche in der Schule von Athen, dem zweiten Hauptgemälde in diesem Zimmer, sich noch bestimmter ausspricht. Dieses Gemälde (dem wahrscheinlich der Parnaß, als das dritte Hauptgemälde des Zimmers, vorhergegangen ist) zeigt weit mehr Freiheit in der Behandlung, mehr Männliches und Kräftiges. Auch gewann Raphael erst durch die Schule von Athen den Beifall und die Gunst des Papstes so sehr, daß dieser die Frescomalereien anderer Künstler im Vatican fast sämmtlich vernichten ließ, um die Zimmer durch ihn verherrlichen zu lassen. Raphael malte an deren Stelle in der obgedachten Stanze die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Gerechtigkeit und Dichtkunst, ferner in den Ecken des Plafonds den Fall Adams, die Sternkunde, Apoll und Marsias und Salomos Urtheil, sämmtlich in Bezug auf die vier Hauptbilder des Zimmers; zuletzt aber auf der vierten Hauptwand über den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, darunter den K. Justinian, der das römische Recht dem Tribonian, ingleichen Gregor X., der die Decretalen einem Consistorial-Advocaten übergibt, und unter denselben Moses, und eine bewaffnete allegorische Figur. — Raphael hatte bis mit dem J. 1511 diese sämmtlichen Arbeiten in der ersten Stanze vollendet. Ehe er die Gemälde der zweiten anfing, soll er nach Vasaris Angabe mehrere, weniger bedeutende, aber treffliche Frescogemälde gearbeitet haben, den Esaias in St. Augustin, die Propheten und Sibyllen in St. Augustin, die Propheten und Sibyllen in St. Maria del Pace, und seine bekannte Madonna da Foligno (in Paris). — Wie Raphael in dem ihm eigenthümlichen Styl mit Riesenkraft immer stieg, davon ist sein folgendes Gemälde in den Stanzen, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, Beweis. Hier ist der Styl weit ernster, größer, kühner und gewaltiger, die Behandlung weit geistreicher und meisterhafter. Diesem folgte 1514, unter der Regierung des neuen Papstes, Leo X., sein Attila, der von Rom durch Leo den Großen entfernt wird; Petri Befreiung aus dem Gefängniß; und der Plafond dieser Stanze, Moses im brennenden Busch, den Bau der Arche, Isaaks

Opfer und Jacobs Traum vorstellend. Ungefähr gleichzeitig damit sind die Staffeleigemälde: die berühmte Madonna del Pesce (im Escurial), seine eben so schöne Cecilia, Ezechiels Traum, unter mehrern Madonnen die dell' Impannato, die Kreuztragung, bekannt unter dem Namen, lo Spasimo di Sicilia (jetzt in Madrid), Christus in der Glorie von Heiligen umgeben, le cinque Santi, sodann sein eignes Bildniß (jetzt in München), das Portrait Leos X. (in Paris), und andere. Um dieselbe Zeit soll auch Albrecht Dürer durch Raphaels weit und breit erschollenen Ruhm bewogen worden sein, mit ihm schriftlich ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Dürer sendete ihm mehrere seiner eigenhändig geätzten Kupferblätter und sein Bildniß, und erhielt dagegen von Raphael eine Anzahl Zeichnungen von seiner Hand zum Geschenk. Jene Dürerschen Kupferblätter sollen Raphael bewogen haben, seine Ideen durch Marc-Anton in Kupfer bringen zu lassen; und um eine desto größere Correctheit in der Zeichnung beizubehalten, soll Raphael die Anlagen zu den Stichen auf dessen Platten selbst gezeichnet haben; dies hat bewirkt, daß Marc-Antons Blätter jederzeit so hoch geachtet worden sind. — Nun fing Raphael die dritte Stanze im Vatican an, und zwar mit dem Incendio del Borgo, das Leo durch sein Gebet löscht; ein Gemälde, das durch Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, Schönheit der Formen, Wahl der Gruppirung und Mannichfaltigkeit, ein Meisterstück der Kunst geworden ist. Ihm folgte die Krönung Carls des Großen, die Rechtfertigung Leos III. bei Carl, und Leos IV. Sieg über die Saracenen bei Ostia, an welchen Gemälden jedoch Raphaels Schüler nach seinen Zeichnungen viel gearbeitet haben. — Jetzt bekam Raphael den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelassenen Logen des vaticanischen Palastes, d. h. die Gallerien, welche die Zimmer des Palastes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurde vom Papste genehmigt, und ihm zugleich aufgetragen, die Zeichnungen zu den Malereien und Stucco-Arbeiten, womit sie verziert werden sollten, zu fertigen. Durch Giulio Romano und andere Schüler ließ Raphael die Gemälde (deren nur vier von seiner Hand sind), durch Johann von Udine aber die Stuccaturen ausführen. Und so wurde ein Cyklus von Kunstwerken gebildet, die für ewige Zeiten ein Vorbild für alle Künstler sein werden, und den vaticanischen Palast zu einem Kunstheiligthume erhoben haben. Der Papst, entzückt von der Vortrefflichkeit dieser Arbeiten, trug Raphael die Auszierung noch eines andern Saales im Vatican mit Bildnissen der Heiligen und Apostel auf, ernannte ihn zum Oberaufseher über alle Verschönerungen dieses Palastes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. — Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andere ausgezeichnete Arbeiten. So mußte er zu mehrern Palästen, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern; er vollendete um diese Zeit die Madonna für die Kirche St. Sixt zu Piacenza (in Dresden), unstreitig eins der Meisterwerke seines Pinsels. Die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in diesem Bilde herrschen, möchten wohl immer unerreicht bleiben. Arbeiten aus dieser Periode sind ferner Raphaels großes Gemälde des heil. Michael, die Portraits der Beatrice von Ferrara, und seiner geliebten Fornarina, des Carondelet (jetzt in England), des Grafen Castiglione, der wunderschönen Johanna von Aragonien (beide in Paris). — Von letzterem sind zwei alte treffliche Copien, die man oft für Arbeiten des Künstlers

selbst hält, eine beim Grafen Fries in Wien, die andere beim Maler Wocher in Basel. Hieher gehören auch die Frescogemälde in der Farnesina, das Leben der Psyche in zwölf Bildern und die Galatee vorstellend, alle, außer dem letztgedachten, von seinen Schülern ausgeführt; sodann die von jenen sehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Psyche, 38 an der Zahl; ingleichen die Madonna della Seggiola (in Paris). — Wahrscheinlich später fertigte Raphael für Augustin Ghigi die Zeichnungen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in St. Maria del Popolo, und für Leo X. die weltberühmten Cartons zu den Tapeten, welche in den Niederlanden für eins der Zimmer des Vaticans gewirkt wurden. Diese Tapeten wurden später alljährlich am Frohnleichnamsfeste im Vatican ausgestellt, sind aber in den neusten Zeiten zerstreut worden; sieben von den Cartons kamen nach England in den Palast Hamptoncourt, von den übrigen haben sich nur Bruchstücke erhalten. Es ist dieser Verlust um so mehr zu betrauern, da dieselben den Raphaelschen Stanzen in Hinsicht auf Composition, Hoheit des Charakters, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, der Gruppirungen, Stellungen u. s. w. sogar oft vorgezogen worden sind. — Ein Auftrag, welchen Raphael erhielt, für den Papst die vierte Stanze, den Saal Constantins in Öl auszumalen, blieb unausgeführt; Raphael hat dazu nur einige Zeichnungen, besonders zur Schlacht des Constantin und Maxentius, hinterlassen, die von Giulio Romano und andern Schülern, denen man in der Folge die Vollendung übertrug, benutzt worden sind. Von seiner eigenen Hand sind jedoch wahrscheinlich die Bilder der Gerechtigkeit und Freundlichkeit in diesem Saale. Mehrere Staffeleigemälde scheinen auch um diese Periode von Raphael verfertigt worden zu sein, unter andern Johannes in der Wüste (von dem mehrere fast gleich gute und einander fast ganz ähnliche Bilder vorhanden sind, nämlich in Florenz, in London, aus der Gallerie des Herzogs von Orleans, und in Wien, daher man nicht weiß, welches von diesen das Original ist), ferner seine Madonna mit dem Christkinde, das von einem Engel mit Blumen bestreut wird, und mehrere andere. — Raphaels letztes, nicht völlig vollendetes, Gemälde war die Verklärung Christi, welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche seines Erzbisthums Narbonne bestimmt war, alsdann nach Pietro Montorio kam. Wenn auch die Kritiker diesem Bilde gewöhnlich vorgeworfen haben, „es enthalte zwei Hauptgegenstände, und bestehe eigentlich aus zwei Bildern;" so müssen doch alle zugeben, daß es das vollendetste Meisterstück ist, welches die neuere christliche Kunst hervorgebracht hat. Die Composition ist so edel, die Zeichnung so vollendet, der Ausdruck so erhaben und ernst, es herrscht in den Charakteren so große Mannichfaltigkeit, das Colorit, so wie es von Raphael herrührt, ist so wahr und kräftig, daß man in keiner von Raphaels übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken anderer Meister, diese Vorzüge in dem Maße vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Christus, in welchem diese Vereinigung am meisten bewundert wird, soll seine letzte Arbeit gewesen sein. Von einem heftigen Fieber ergriffen, dessen Entstehung den Ärzten unbekannt blieb, und durch eine falsche Behandlung geschwächt, starb der treffliche Künstler in der Blüthe seines Lebens, 37 Jahre alt, am Jahrestage seiner Geburt, dem Charfreitage 1520. — „Unnennbar war der Schmerz, in den ganz Rom bei dieser Nachricht versank, grenzenlos die Trauer seiner Schüler. Diese verloren in ihm ihren Vater und Freund, dessen

wohlwollendes Herz das Band gewesen war, welches sie alle zu einem Streben begeisternd vereinigte. Sein Leichnam wurde in seinem Studiensaale im Angesichte seiner Verklärung auf einem prächtigen Katafalk öffentlich aufgestellt, und dann mit einer feierlichen Leichenbegleitung in die Kirche St. Maria Rotonda (sonst Pantheon) zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen seine Gebeine noch jetzt, bis auf seinen Schädel, der späterhin in die Akademie St. Luca versetzt wurde. Sein, von Carl Maratti dort aufgestelltes, von Naldini gefertigtes Brustbild, nebst einer Inschrift des Cardinals Bembo:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Magna rerum parens et morienti mori.

bezeichnen seine Grabstätte." — Alle gleichzeitigen Schriftsteller schildern Raphael als einen höchst gutmüthigen, zuvorkommenden, dienstfertigen, bescheidenen und liebenswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern gleich geachtet und beliebt war. Die Schönheit seiner Gestalt, die edle, Zutrauen erweckende Bildung seines Gesichts nahmen einen jeden schon beim ersten Anblick für ihn ein. Er starb unverheirathet, doch war er den Frauen keinesweges abhold. Noch kurz vor seinem Tode hatte ihm der Cardinal Bibiena den Vorschlag gethan, seine Nichte zu heirathen. Raphael hatte dies auch angenommen, jedoch, wie es scheint, mit Widerwillen, weil er vom Papst eine Cardinalsstelle zu erlangen hoffte. Raphaels Nachlaß fiel, seinem letzten Willen gemäß, an seine Lieblingsschüler, Giulio Romano und Francesco Penni. — Wenn man die ungemeine Anzahl von Raphaels Gemälden (so streng man auch in Hinsicht ihrer Ächtheit sein muß) betrachtet, so glaubt man kaum, daß ein volles Menschenleben zu Vollendung derselben hinreichend sei. Und dennoch hat Raphael alles dies während einer kurzen Lebenszeit von 37 Jahren geleistet, und dadurch die Fruchtbarkeit seines Genies, so wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, aufs deutlichste bewährt. Bedenkt man überdies, daß Raphael zu einer Menge von Arbeiten, die seine Schüler ausführten, die Entwürfe gemacht, daß er besonders zu den größern Gemälden, die er bearbeitete, vielfache Studien machte (wie die vielen Skizzen zu Madonnen, zur Schule von Athen, zum Kirchenstreit rc. beweisen), und oft erst alle Figuren nackt zeichnete, um den Wurf der Gewänder und Falten den jedesmaligen Stellungen desto mehr anzupassen; bedenkt man ferner, daß ihm die Aufsicht über den Bau der Peterskirche, die Entwerfung von Planen zu Erbauung andrer Kirchen und Paläste, und mehrere dergleichen Nebenarbeiten übertragen wurden: so muß die Bewunderung seines Genies aufs Höchste steigen. — In allen einzelnen Theilen der Kunst, der Zeichnung, dem Colorit, der Composition, dem Ausdruck (von denen man selten mehrere bei einem Künstler vereint antrifft), war Raphael groß, in einigen derselben unübertrefflich. Anfangs war seine Zeichnung, dem Geschmack damaliger Zeit und dem erhaltenen Unterrichte gemäß, etwas steif und trocken; später, als er die Natur und Antike fleißig studirt hatte, erschuf er sich ein Ideal, das zwar nicht so erhaben war, als das Ideal der Griechen, allein eben wegen seiner Hinneigung zur Natur, zum Menschlichen, das Gemüth des Menschen in Anspruch nimmt, dahingegen jenes mehr durch Hoheit überwältigt. In seinem Mannsalter gewann seine Zeichnung immer mehr an Freiheit, und alles wurde Leben und Bewegung in seinen Gestalten. Seine Gewänder sind immer einfach, leicht, bilden vorzüglich in spätern Arbeiten große Massen, und sind vortrefflich angeordnet, so daß

das Nackte durch sie nicht verdeckt wird. Im Colorit war er früher ebenfalls trocken, bis er, durch Fra Bartolomeo belehrt, einzig die Natur zu Rathe zog. Wenn er es aber auch in diesem Theile der Kunst nicht zu Tizians und Correggios Höhe gebracht hat, indem seine Färbung immer zu schwer und undurchsichtig erscheint, so bemerkt man doch z. B. in seinem heil. Johannes in Florenz, und der Fornarina, ingleichen in seiner Verklärung, wie weit er es auch darin gebracht hat: und blos aus dieser kann man eigentlich urtheilen; denn seine übrigen Werke aus seiner besten Zeit sind meist von seinen Schülern ausgeführt, höchstens von ihm retouchirt. Die Vertheilung von Licht und Schatten verstand Raphael sehr wohl, aber in Hinsicht des Helldunkels hält er den Vergleich mit den obgedachten größten Coloristen nicht aus. Die Composition und der Ausdruck dagegen waren es, die man gleichsam als Raphaels ausschließendes Eigenthum betrachten muß, und in denen er keinen würdigen Nebenbuhler gefunden hat. Er wählte in seinen Darstellungen immer den Augenblick der Handlung, welcher die Gemüthsstimmung der handelnden Personen am deutlichsten ausdrückte. Dabei vermied er allen unnützen Kraftaufwand, alle Überladung, und suchte, allein mit dem darzustellenden Gegenstand beschäftigt, den handelnden Personen nur so viel Bewegung zu geben, als nöthig war. Daher kommt es, daß man bei ihm oft ganz gerade, fast einfältige Stellungen findet, die doch so schön an ihrem Orte sind, und der Darstellung des Innern so vielen Spielraum lassen. Die meisten Maler richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Componiren und Gruppiren jeder einzelnen Figur nach den Regeln der Kunst; sie wählen erst schöne Stellungen, und betrachten dann erst, ob sie zu dem darzustellenden Gegenstande passen; er dagegen überlegte erst das Ganze der darzustellenden Geschichte und den allgemeinen Charakter des Ausdrucks, ging dann zu den Figuren, und zuletzt auf die einzelnen Theile derselben über. So wurden seine Bilder ganz Gemüth und Seele, so erhielten sie eine Harmonie, nach welcher viele andere Künstler vergeblich gestrebt haben. Göthe sagt sehr schön von ihm: er machte das, was alle andere wünschten, gemacht zu haben. — Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören: Giulio Pipi Romano, Franz Penni il Fattore, Polidoro Caldara di Caravaggio, Benvenuto Garofalo, Johann von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnacavallo. Diese, so wie ihre Schüler und spätern Nachahmer, bilden die von Raphael gestiftete römische Schule, die sich durch die Vorzüge, welche ihrem Begründer vorzüglich eigen waren, immer vor den andern ausgezeichnet hat, wenn sie auch hier und da nur als ein schwacher Schimmer von Raphaels Vortrefflichkeit erscheinen. — Die neuesten Biographien Raphaels sind: Braun, Raphaels Leben und Werke, Wiesbaden 1815, und Füßli, über das Leben und die Werke Raphael Sanzios, Zürich 1815. — In München, Mainz und Berlin feierten 1820 mehrere Künstler, so wie die Kunstakademie zu Berlin, seinen 300jährigen Todestag. Vgl. Tölkens Rede bei der Gedächtnißfeier Raphaels, welche zu Berlin den 18ten April 1820 von der Akademie der Künste und des Gesanges und dem Künstlerverein begangen wurde. Berlin 1820. 4.

Rapp (Johann, Graf von), einer der vorzüglichsten und geachtetsten französischen Feldherren während des Revolutionskrieges, geb. 1772 im Elsaß. Er trat 1788 in Kriegsdienste, und zeigte bald eine entschiedene Neigung zu seinem Berufe. Als Adjutant des trefflichen

Generals Desaix machte er die Feldzüge in Deutschland und Ägypten mit. Als Desaix bei Marengo gefallen war, wurde Rapp bei Buonaparte, dem er die Todesbotschaft meldete, gleichfalls als Adjutant angestellt. Der erste Consul gab ihm 1802 den Auftrag, den Schweizern die Erklärung mitzutheilen, welche Einstellung der Feindseligkeiten forderte und Frankreichs Vermittlung des Parteienkampfes, der den Frieden des Landes seit der Besetzung desselben durch französische Heere gestört hatte, ankündigte. Er bewirkte die Absicht seiner Sendung, und die Schweizer unterwarfen sich Buonapartes Entscheidung. Im folgenden Jahre wurde Rapp an die Ufer der Elbmündungen geschickt, um Schanzen zur Schutzwehr gegen eine Landung der Engländer aufwerfen zu lassen. Beim Ausbruch des neuen Kriegs gegen Österreich begleitete er den Kaiser Napoleon, und in der Schlacht bei Austerlitz, wo er die russische Garde durch einen kühnen Reiterangriff in Unordnung brachte, und den Fürsten Repnin mit eigner Hand gefangen nahm, zeichnete er sich so sehr aus, daß er bald nachher zum Divisionsgeneral erhoben ward. Auch im preußisch-russischen Kriege focht er mit Ruhm, bis er im Sommer 1807 statt des Generals Lefebvre den Oberbefehl in Danzig erhielt. Obgleich die Umstände, unter welchen er diesen Posten verwaltete, von der Art waren, daß schon die bloße Vollziehung seiner Aufträge drückend sein mußte, so hat er dennoch während der Zeit seines Aufenthalts in der durch die wechselnden Ereignisse des Krieges hart bedrängten Stadt im Ganzen sich so benommen, daß unbefangene, ja streng urtheilende Augenzeugen *) ihm das Lob geben, er habe, wenn auch oft schwach, und ein Spiel der Umstände, der äußern Einwirkungen und der Leidenschaft, doch eine wohlwollende Gesinnung nie ganz verläugnet, und sei unter den übrigen französischen Feldherren der bessere und eben dadurch der beste für die unglückliche Stadt gewesen. Er blieb, eine kurze Unterbrechung im Jahre 1812 abgerechnet, wo er in Rußland sich sehr auszeichnete, 7 Jahre Befehlshaber von Danzig, das er nach dem Rückzuge des französischen Heeres aus Rußland bis zu Anfange des Jahres 1814 während einer harten Belagerung vertheidigte, wobei er alle Hülfsmittel des Genies und der glänzendsten Tapferkeit aufbot, und erst nach Erschöpfung aller Vertheidigungsmittel und von Hungersnoth gedrängt, die Stadt auf Bedingungen übergab. Er ward als Kriegsgefangener nach Kiew geführt. Im Sommer 1814 nach Frankreich zurückkehrend, ward er vom König mit Auszeichnung aufgenommen, und erhielt im März 1815 den Befehl über das erste Armeecorps, das Napoleons Fortschritte aufhalten sollte. Als der Abfall des ganzen Heeres allen Widerstand unmöglich machte, ging auch Rapp wieder zu Napoleon über, der ihn zum Befehlshaber der Rheinarmee ernannte, welche die Linien an der Lauter und von Weißenburg besetzt hielt und sich längs dem Rhein bis Hüningen ausdehnte. Nach einigen Gefechten gegen einen überlegenen Feind zog sich Rapp unter die Kanonen von Strasburg zurück. Als Ludwig XVIII. zum zweitenmal nach Paris zurückkehrte, behielt Rapp den ihm von Napoleon übertragenen Oberbefehl über die 5te Division bis zum September desselben Jahres, wo die Armee entlassen wurde. Er zog sich auf seine Güter zurück, kam aber bald wieder nach Paris. Als die Nachricht von Napoleons Tode ankam,

*) S. Blechs Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs (Danzig 1815) Bd. 1. S. 68.

hatte Rapp eben den Dienst bei dem König, und die Botschaft ergriff ihn so heftig, daß er laut sein Gefühl aussprach. Ich bin kein Undankbarer, sprach er und entfernte sich sogleich. Der König, von Rapps edlem Benehmen unterrichtet, ließ ihn zu sich kommen, und richtete die Worte an ihn: „Rapp, ich weiß, daß Sie sehr gerührt über die erhaltene Nachricht sind, dies macht Ihrem Herzen Ehre, und ich liebe und achte Sie darum desto mehr." Rapp starb als Generallieutenant der Cavallerie 1822.

Raserei, s. Wahnsinn.

Rastadt, Rastadter Congreß. Rastadt, eine kleine Stadt im Großherzogthum Baden, am Flusse Murg, 2 Meilen von Carlsruhe, hat ungefähr 4000 Einw. und war bis 1771 Residenz der Markgrafen von Baden-Baden. — Merkwürdig ist es durch zwei Friedenscongresse, die hier gehalten wurden. Auf dem ersten (1713) wurden österreichischer Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marschall Villars die Friedensunterhandlungen angefangen, und durch den am 6ten März 1714 unterzeichneten vorläufigen Frieden, der am 7ten Sept. zu Baden in der Schweiz bestätigt ward, der spanische Erbfolgekrieg geendigt. (S. Friedensschlüsse.) — Nach dem zwischen Österreich und Frankreich (17ten Oct. 1797) zu Campo Formio geschlossenen Frieden ward zu Rastadt am 9ten Dec. 1797, unter Preußens und Österreichs Mitwirkung, ein Congreß zu Abschließung eines Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche eröffnet. Ersteres machte aber zu hohe Forderungen, Österreich zog wieder eine Heeresmacht zusammen, und die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich ohne andere Folgen, als daß hier zuerst die Idee der nachmals vollzogenen Verweltlichung (Secularisation) der geistlichen Reichsländer in Anregung gebracht wurde. Die französischen Gesandten, Roberjot, Bonnier und Jean de Bry, reisten, nachdem die zur Abschließung des Friedens beauftragte Reichsdeputation sich (23sten April 1799) für suspendirt erklärt hatte, mit Pässen des kurmainzischen Directorialgesandten, Freiherrn von Albini, versehen, den 28sten April Abends ab, wurden aber ungefähr 200 Schritte weit von der Vorstadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem starken Trupp Szekler Husaren überfallen. Roberjot und Bonnier wurden ermordet, die Papiere genommen und ihre Leichname geplündert, aber Jean de Bry, obgleich verwundet, und der Secretär Rosenstiel entkamen zurück nach Rastadt. Von wem dieser Gesandtenmord angestiftet worden, ist ungewiß. Der Erzherzog Carl ließ die Sache auf das strengste untersuchen; doch schlug man nachmals plötzlich die ganze Untersuchung nieder. Anfangs beschuldigten die Franzosen den österreichischen Hof einer Theilnahme oder Anstiftung dieser Schandthat; darauf sollten ihre eigenen Directoren sie haben durch verkappte Meuchelmörder vollbringen lassen; endlich sollten Emigrirte die Mörder gewesen sein. Von Dohm erstattete darüber einen merkwürdigen Bericht. Vgl. Congreß.

Räthsel, die dunkle und bildliche Umschreibung eines Gegenstandes oder Begriffs, welcher durch Nachdenken aufgefunden (errathen) werden soll. Dieses Spiel des Witzes und des Scharfsinns wird um so vollkommner sein, je schärfer, treffender und ungewöhnlicher der Gegenstand bezeichnet, und je mehr zugleich dem Nachdenken überlassen wird. Das Räthsel darf nur auf den einzigen Gegenstand, der gemeint ist, passen, und muß insofern zwar bestimmt, aber doch dunkel

sein. Dazu gehört, daß von den Eigenschaften des Gegenstandes so viele angegeben werden, als zu seiner ausschließlichen Bezeichnung erforderlich sind, aber auch wieder wenig genug, um etwas zu errathen übrig zu lassen. — Abarten des Räthsels sind die: Charade (das Sylbenräthsel), deren Gegenstand ein Wort ist, das man zu errathen aufgibt, indem man die Sylben desselben, als für sich bestehende Wörter, auf eine räthselhafte Weise beschreibt; — der Logogryph (Wort- oder Buchstabenräthsel), bei welchem man durch die angedeutete Wegnahme oder Versetzung einzelner Buchstaben verschiedene Dinge in einem Worte, und daraus endlich das Wort selbst errathen läßt, u. s. w.

Rationalismus (Vernunftglaube). Die Nothwendigkeit der Religion durch Vernunftgründe darzuthun, war das Streben der weisesten Männer alter und neuer Zeit. Timäus, Anaxagoras, Sokrates, Cicero, Athanasius, Philo, Bonnet, Linné, Reimarus nahmen die Beweise aus dem regelmäßigen Gange der Natur, und folgerten daraus das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. — Andere hingegen, wie Plato, Kant und Jacobi, drangen tiefer in die menschliche Natur, und bewiesen aus unserm Geiste selbst den Geist Gottes und die vernünftige Offenbarung in ihm. Sie zeigten die unumstößliche Forderung der Vernunft und begründeten darauf die Forderung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. Die Geschichte beweist aber, daß dieser vernünftige Glaube weder theoretisch noch praktisch auf das Menschengeschlecht die gehörige Wirkung zeigte, und den leichten Schritt von dem streng naturalistischen Theismus zum Atheismus nicht verhindern konnte. — Der Theorie des bloßen Vernunftglaubens setzte der Freigeist folgende Bedenklichkeiten entgegen. Wozu ein Gott, da die Natur selbst das Gesetz ausspricht, und du als freier Mensch dir selbst Gesetze gibst? Wozu eine künftige Belohnung, da die Belohnung der Tugend in ihr selbst liegt? Ich muß das Gute thun um des Guten willen, hörte man in allen Kantischen Hörsälen: der Mensch ist frei, erhaben und sich selbst Gesetzgeber. Wozu noch die Gottheit außer der Natur und unsrer Vernunft suchen, da wir sie in uns tragen? Was durch sich selbst bestehen, durch sich selbst gut und gerecht sein kann, hat nicht nöthig, außer sich einen Grund dieser Güte und der Gerechtigkeit zu suchen. So lange wir daher keine sonnenklaren Beweise von ihrem Dasein außer uns und der Natur haben, und uns blos mit Glauben, Ahnen und Muthmaßen abfinden müssen, wird ihre Annahme immer unzureichend bleiben. — Die Bedenklichkeiten gegen die praktische Wirksamkeit der Vernunftreligion sind folgende: Wenn ich ein moralisches Gesetz anerkenne, so muß ich auch von der Möglichkeit seiner Erfüllung überzeugt sein. Da mir nun die Vernunftreligion nie Gewißheit, sondern nur Muthmaßungen geben kann, so fehlen ihr hiedurch die nothwendigen Triebfedern zur Sittlichkeit. Bei den Lockungen der Wollust, der Hab- und Ruhmsucht, und unter dem Sturme der Leidenschaften, welche auch die weisesten Menschen in Versuchung führen, ist der blos philosophische Glaube nicht stark genug, dazu anzutreiben. Wenn Philosophen so oft in diesem Kampfe erliegen, wie soll die Vernunftreligion auf ein ganzes Volk wirken? Sokrates hat gewiß das erhabenste System derselben aufgestellt, und es durch Leben und Tod bekräftigt; man hat ihn verehrt, bewundert, aber mehr wie eine seltene Erscheinung auf dem Theater, denn wie einen Religions- und Sittenprediger unter den Menschen. Sein Schüler Aristipp und dessen Nachfolger

Epikur haben mehr praktische Befolger ihrer Lehren gefunden, als dieser Märtyrer der Vernunftreligion. Auch findet man sowohl in den Lehren des Sokrates, als in seinem Leben nicht undeutliche Spuren, daß sein Glaube an göttliche Dinge mehr erkünstelt, als natürlich und geläufig war. Man sieht es ihm an, daß er mehr durch die schreckliche Warnung des Sittenverderbnisses, als aus dem innern göttlichen Geiste hervorgegangen war. Er wirkte daher auch keinen göttlichen Geist. — Ein noch viel sprechenderes Beispiel von der praktischen Unzuverlässigkeit der Vernunftreligion haben wir in unsern Zeiten erlebt. Welche vergebliche Mühe gaben sich nicht Rousseau, Kant, Fichte, Jacobi, Schelling und die ganze Schule der sogenannten Theo-Philanthropen, dem reinen Vernunftglauben praktischen Eingang in die Gemüther der Menschen zu verschaffen! — Es ist ein großer Irrthum, welcher besonders unser Zeitalter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle Verfassungen und Anstalten blos aus den Vorschriften der reinen Vernunft, oder vielmehr des Verstandes hervorgehen müssen; denn dieser Meinung widerspricht die ganze Weltgeschichte, ja die besonnene Vernunft selbst, indem sie geschichtlich nachweist, daß die Zeiten der grübelnden Vernunft gerade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und der Verfassungen seien. — Der Vernunftglaube oder Rationalismus ist nun nicht blos an und für sich in Betrachtung zu ziehen, sondern er muß noch besonders im Kampfe gegen den Offenbarungsglauben (oder Supernaturalismus), in welchem er sich seit der Gründung des Christenthums bis auf unsere Zeiten befindet, sorgfältiger erörtert werden, weil wir in unsern Zeiten unter dem Worte Rationalismus gewöhnlich nur den gegen den Offenbarungsglauben, und namentlich gegen das Christenthum anstrebenden Vernunftglauben zu verstehen pflegen. — Die Philosophie, welche das Wesen der Religion zu erörtern strebte, leitete dadurch zugleich nothwendig die Untersuchung über die Fähigkeit des menschlichen Gemüths zur Religiosität ein, und aus dieser entstand der Streit über Rationalismus und Offenbarungsglauben. Der Rationalist betrachtete die Religion als etwas Inneres, durch das Äußere nur zu Erweckendes und zu Bildendes, nicht Hervorzubringendes; der Supernaturalist als etwas Äußeres, Gegebenes. In der Geschichte dieses Kampfes finden wir beide Theile oft im strengen Gegensatze sich bestreitend; von Zeit zu Zeit aber traten Vermittler auf und suchten beide Parteien zu vereinigen. — Obgleich der Vernunftglaube theils als reiner Gegensatz des Offenbarungsglaubens, theils nur zum Theil mit ihm befreundet, von jeher das Eigenthum einzelner Mitglieder der christlichen Kirche war, so kann man doch nur zwei Hauptepochen desselben anführen, in welchen er ein vorübergehendes Übergewicht über den Supernaturalismus erlangt, einen großen Theil der Bekenner des Christenthums für sich gewonnen und dadurch zur vorherrschenden Denkart in der christlichen Kirche sich erhoben hat. Im 16ten Jahrh. waren es die beiden Socine, welche ihm die Bahn zur Herrschaft brachen, und im 18ten Jahrh. Kant. — Der Socinianismus, als die früher herrschende Form des Rationalismus, konnte nicht allgemein herrschend werden, weil der Zeitgeist dazu noch nicht so vorbereitet war, als zu den Zeiten Kants. Ehe Kant auftrat, hatten schon die Engländer mit ihrem Theismus und Skepticismus, die Franzosen aber durch ihren groben Epikuräismus und ihren bloßen Vernunftglauben so mächtigen und das sittliche Leben der Deutschen so entnervenden Einfluß erlangt, daß es für den, sowohl durch Geld

und Genußlust, als auch durch eingebildeten Geistesreichthum zur Selbstsucht gesteigerten und gestimmten Zeitgeist nur noch eines Vermittlers bedurfte, um diese willkommene ausländische Waare in Deutschland allgemein zu verbreiten. Die höhern Stände der preußischen Nation (nicht das preußische Volk) unter der Bürgschaft des Hofes übernahmen, in Verbindung der berliner Gelehrten, diesen leichtfertigen Handel, nicht wähnend, daß sie einst schwer dafür büßen würden, die ersten Verräther an dem deutschen Glauben und dadurch an der deutschen Treue geworden zu sein. In dieser Zeit bedurfte es für den gründlichen Deutschen nur noch eines ernsten und tiefen Denkers, der dem herrschend gewordenen Zeitgeiste seine Bestätigung gäbe, und dies war Kant ohne seinen Willen. Kant wollte die Grenzen der Vernunft erforschen, um das Eitle der dogmatischen und das Unhaltbare der skeptischen Systeme desto gründlicher nachzuweisen. Kants Ergebnisse sollten eigentlich in Beziehung auf Offenbarung zur Demuth führen; allein der selbstische Zeitgeist ergriff diese Waffe, welche im Anfange nur gegen die dogmatischen und skeptischen Formen der Zeitphilosophie mit Glück geführt wurde, um alles Bestehende vor den kritischen Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, und vor allem das der skeptischen und Epikuräischen Sinnesart so lästige Christenthum. — Als man anfing, in diesem Kampfe gegen den Offenbarungsglauben zu weit zu gehen, und die Offenbarungsgläubigen diese Philosophie als Giftmischerin der christlichen Gesellschaft anklagten, traten mehrere als Vermittler auf und zeigten die Übereinstimmung derselben mit dem Christenthume, z. B. Schmid, Tiefstrunk, Ammon, Stäudlin u. a. Diese Bemühungen aber waren nur ängstliche Unterhandlungen zwischen einer Philosophie, die nicht nachgeben wollte, weil sie ihren Sätzen eine allgemein geltende Gewißheit zutraute, und zwischen einer Religion, die nicht nachgeben konnte, weil sie auf göttlichem Ansehn beruht. Daher wurde der Kampf fortgeführt, und in der neuesten Zeit, namentlich durch Reinhards Äußerung (daß man bei der Entwerfung eines streng wissenschaftlichen Lehrbegriffs vom Christenthume entweder strenge Supernaturalist oder Rationalist sein müsse, ein Mittelweg aber gar nicht statt finden könne) sehr lebhaft erneuert. Auch jetzt traten mehrere Vermittler auf. Vor Reinhards Äußerung hatte schon Nitzsch vorgeschlagen: die Offenbarung als ein von Gott veranstaltetes Bekannt- und Geltendmachen der Religion durch Thatsachen, das zunächst auf Herz und Leben, nicht auf Wissenschaft berechnet war, zu betrachten, und den Rationalismus auf den Inhalt, den Supernaturalismus auf die Art und Weise der Offenbarung zu beziehen. Nach der Behauptung Reinhards erschienen folgende Vorschläge: Schott behauptete, man müsse der philosophirenden Vernunft bei der Behandlung der Bibel einen größern Einfluß gestatten; Tzschirner schlug vor: den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu setzen, den Inhalt der Offenbarung aber auf die blos durch Vernunft erkennbaren Religionswahrheiten zurückzuführen; Kelle gab den Rath, die Offenbarung Gottes gläubig anzunehmen, doch so, daß der reine Inhalt derselben von menschlichen Zusätzen erst vermittelst der Vernunft zu sondern sei; ein Ungenannter will beide nicht als unter-, sondern als beigeordnet unter dem Begriffe Divinität vereinigen. — Außer diesen Vermittlern gibt es mehrere, die jede Offenbarung, welche außer und nicht in dem Menschen ist, läugnen, dahin gehören Jacobi, Fries, Weiß und Löffler. Letzterer behauptete, die Offenbarung sei entbehrlich, und das Chri-

stenthum als Religionslehre könne ersetzt werden durch die Vernunft, die, wenn ihr das Beste gelänge, vielleicht die Angaben der Offenbarung in Vernunftanschauungen verwandeln, aber den Vernunftanschauungen, ohne Hülfe der Auctorität und insbesondere ohne Hülfe des Glaubens an die höhere Offenbarung, nie allgemeinen Eingang in die Gemüther der Nationen, oder wenigstens nie bleibende Herberge in denselben würde verschaffen können. — Die Vernunft (das Geschaffene), sagt der Supernaturalist, darf nie ein Vorrecht über die Offenbarung des Schöpfers behaupten, und an ihrem Inhalte regeln und meistern. Sie ist zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von außen noch eine positive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, schöne, allmächtig wirkende Gotteskind zur Welt zu bringen, und wir müssen der göttlichen Weisheit zutrauen, daß sie dieses Bedürfniß einer positiven Offenbarung für die Menschheit vorhergesehen und zeitlich dafür gesorgt habe. Da uns die Vernunft über göttliche Dinge nicht sicher stellen und nur Ahnungen und Glauben geben kann; so muß Gott, wenn er ist, seine Religion auf außerordentlichen Wegen kund machen. Eine ächte, wirksame Religion muß eine positive, eine geoffenbarte sein; der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch seine göttliche Kraft eine positive Überzeugung. Daher finden wir auch bei allen positiv Gläubigen, sowohl in ihren Meinungen, als in ihrem Leben und in ihrem Tode, eine Zuversicht, eine Festigkeit, eine Bestimmtheit, welche noch keine Vernunftreligion hervorbringen konnte, die sichersten Beweise für die Göttlichkeit einer Offenbarung. Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftgläubigen Sokrates gibt uns die Heiligen- und Kirchengeschichte tausend Beispiele des herrlichsten Glaubenstriumphes; und wenn Sokrates in Platos Gesprächen durch gesuchte Wendungen und weit hergeholte Gründe seinen Schülern das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erst mühsam darthun muß, so spricht Moses als ein von Gott Gesandter nur mit wenigen Worten: ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine fremde Götter neben mir haben; und sogleich verläßt ein ganzes Volk seinen Götzen, und fällt anbetend auf die Knie. So wirksam auf Meinung und Handlung ist eine geoffenbarte Religion, und Gott sollte als Vater der Liebe uns das kräftigste Mittel unserer Erziehung nicht gegeben haben? Eine Religion besteht nicht, wie ein philosophisches System, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, sondern eben dadurch beurkundet sie ihre Göttlichkeit, daß sie aus Mysterien, Glaubensartikeln und Symbolen zusammengesetzt ist; denn wenn Gott sich und seine Religion den Menschen offenbaren wollte, wie sie an sich sind, so müßte er sie alle in Götter verwandeln. Ob nun schon die Ideen von göttlichen Dingen über die Grenzen unserer Vernunft gehen, so darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieser oder der reinen Moral offenbar widerspricht. Wenn also, wie z. B. in den christlichen Glaubenssymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlösung des Menschengeschlechts, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle gesprochen wird, so übersteigen diese Glaubenssätze freilich die Grenzen der Vernunft; allein da wir durch die Untersuchungen und Nachforschungen mehrerer Philosophen, z. B. Sokrates, Plato, Leibnitz und Kant, selbst in unserer Vernunft schon Ahnungen davon finden, so können sie doch nicht, als gegen die Vernunft streitend, verworfen

…ken, ohne deshalb blos Vernunftreligion zu sein. Nichts Äuße-
res können wir begreifen ohne das Innere, zumal geistige Erschei-
nungen vermögen wir nur aus unserm eigenen geistigen Leben zu ver-
stehen. Keine Sprache verstehen wir ohne die allgemeine Gramma-
tik, die nur in uns selbst liegt, keinen Denker ohne die allgemeine
Logik; die Kunst besteht hier also darin, das Besondere aus dem
Allgemeinen zu deuten, ohne es doch in dieses aufzulösen. Die Möglich-
keit einer Offenbarung im gewöhnlichen Sinn zugestanden, so muß doch
im Menschen ein Vermögen liegen, dieselbe aufzufassen. Ja, er muß
auch die Kraft haben, Religion in sich zu erzeugen; denn noch ehe
die göttliche Offenbarung in die Welt getreten war, haben die Völ-
ker ihre Religion, wenn gleich unrein, gehabt, und noch jetzt, fern
vom Lichte des Christenthums, mitten im Dunkel der Wildheit, fin-
den wir die schwächern oder stärkern Schimmer des religiösen Glau-
bens. Wie man diese Anlage zur Religiosität auch nennen möge,
natürliche Religion oder Vernunftglaube, es geziemt dem nachden-
kenden, gebildeten Protestanten, darüber ins Klare zu kommen, und
die in aller Menschen Vernunft liegende Wahrheit mit der göttlichen
Lehre Christi zu vergleichen, ob zwischen ihnen Widerstreit sei oder
Übereinstimmung. Es gilt hier das Verhältniß des Allgemeinen zum
Besondern; im Christenthume erscheint das Allgemeine und Ewige
der Religion, zwar in der größten Reinheit und Vollkommenheit,
aber in einer besondern Gestaltung. Die Kunst der ächten Schrift-
auslegung, so wie der ganzen historischen Theologie, wird sein, das
Allgemeine im Besondern zu finden, und dieses aus jenem zu ver-
stehen; wo hie und da noch Dunkelheit bleibt, zu warten des Herrn
und seines Lichtes. Nur wer mit den ewigen Ideen der Vernunft
vertraut ist, wird in den Geist des Christenthums eindringen kön-
nen. Der Einwurf, daß so das Göttliche und Ewige dem mensch-
lichen Urtheile unterworfen, und unter die Herrschaft des Verstan-
des gestellt werde, beruht auf einem Mißverständniß. Der Verstand
soll ja nicht die ewigen Wahrheiten der Religion erfinden und schaf-
fen, sondern nur als nothwendig in uns liegend anerkennen. Der
Glaube ist von Gott, er ist das geistige Band, das uns mit der un-
sichtbaren Welt verbindet, und über uns selbst emporzieht. Der
Mensch kann nichts davon und nichts dazu thun; aber er vermag
nicht nur dessen geheimen Regungen im lebendigen Gefühle zu folgen,
sondern auch sich desselben in klarer Selbstanschauung bewußt zu wer-
den. Dem Menschen ist ein inneres Auge gegeben, durch welches er,
wenn er die verschiedenen Thätigkeiten und Lebensäußerungen des Ge-
müths verfolgt, in der Tiefe des innern Lebens den Quell entdecken
wird, aus welchem jene himmlische Flamme, die alles erwärmt und
erleuchtet, hervorbricht. Entdecken wird er sie, aber nicht ergrün-
den. — Auch der Einwurf ist nicht zu fürchten, daß wir durch
jene Forschungsart und Ansicht das Christenthum zu einer blos
menschlichen Erscheinung herabwürdigten, indem wir in ihm nur die
ewigen Wahrheiten des Vernunftglaubens, und noch dazu in einer
zeitlichen Gestalt wiederfänden. Allein nennen wir nicht das göttlich,
was hoch über allen Wandel in ewiger Klarheit und Hoheit strah-
lend, uns über unser wandelbares zeitliches Dasein, über die ver-
gänglichen Erscheinungen und Bestrebungen des Menschenlebens em-
porhebt zur Erinnerung an unser ewiges Sein, an unsere höhere
Abkunft und an den heiligen Urquell aller Dinge, und was uns eben
dadurch läutert, stärkt, beruhigt und heiligt? Wo anders ahnen wir

Gottes Werk und Spur, als wo wir, von Gedanken des Überschwenglichen und Unergründlichen ergriffen, uns über die Schranken des endlichen Seins und der endlichen Betrachtungsart der Dinge aufschwingen zu einer höhern Anschauung im Glauben und in der Ahnung? — Und so erkennen wir im Christenthume eine göttliche Erscheinung, weil wir in ihm die erhabenen ewigen Ideen des Glaubens in reinen klaren Gedanken, in begeisterten heiligen Gefühlen, mit der Allgewalt lebendiger Überzeugung hervortreten sehen; weil wir in ihm die Erhebung des Gemüthes, die unstörbare Ruhe der Seele, die Kraft der Begeisterung und Andacht finden; und wir erkennen in dessen Gründung das Werk der göttlichen Gnade, weil es in einer unlautern zerrütteten Welt in geistiger Urschönheit und ungetrübter Klarheit, aus dem Schoße der Ewigkeit selbst hervorgegangen, mit freier, übermächtiger Geisteskraft die Schranken seiner Zeit durchbricht, die Zügel der Weltherrschaft ergreift, und noch jetzt über allen Wechsel der Zeit und ihrer Bildung, über die mannichfaltigen Umwandlungen der Kirche und ihrer Formen, der Geist des Christenthums in ewiger Hoheit triumphirend da steht. (S. den Art. Offenbarung.)

Raub. Das Verbrechen des Raubes (rapina, robbaria, depraedatio) wird dann begangen, wenn die Entwendung einer Sache durch vorausgegangene, nicht absichtlich lebensgefährliche Gewaltthätigkeit gegen den Besitzer derselben bezweckt und ausgeführt wird. Es beginnt also dieses Verbrechen mit einer Verletzung angeborner Rechte, mit Gewaltthätigkeit gegen eine Person, und unterscheidet sich dadurch vom Diebstahle im engern Sinne. Nur muß diese Gewaltthätigkeit keine absichtlich lebensgefährliche sein, weil sonst ein schwereres Verbrechen, der Raubmord, eintritt. Übrigens aber haben der Ort, wo er begangen, die Person, an der er verübt worden, eben so wenig Einfluß auf das Wesen desselben, als die Art und Weise und der Grad der Gewalt. Bei den Römern war als eine Privatstrafe dieses Verbrechens vierfacher Ersatz üblich; nach der peinlichen Gerichtsordnung soll es öffentlich mit dem Schwerte bestraft werden. — Zu einer andern Gattung von Verbrechen, nämlich zu den, welche gegen das Recht der freien Verfügung des menschlichen Körpers gerichtet sind, gehört der Menschenraub. Man versteht darunter in den Ländern, wo das Sclaventhum aufgehoben ist, die Verletzung der Freiheit eines Menschen, durch widerrechtliches Wegführen desselben aus dem Kreise seiner freien Thätigkeit, welches in Deutschland willkürlich bestraft wird. Das mit der Sclaverei zusammenhängende Plagium der Römer ist neuerer Zeit durch die sogenannte Seelenverkäuferei nach Amerika begangen worden. Bezweckt das Entführen die Befriedigung der Wollust, so entsteht das Verbrechen der Entführung. Über den literarischen Raub s. d. Art. Plagiat und Nachdruck. En.

Raubvögel, s. Vögel.

Rauch ist der sichtbare Dampf, der von einem stark erhitzten oder brennenden Körper in die Luft aufsteigt. Er ist ein Erzeugniß der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zusammensetzung des Sauerstoffs in der Luft mit den Grundstoffen des brennlichen Körpers, die aber noch nicht vollständig mit Sauerstoff gesättigt sind, weshalb sie nicht nur sichtbar aufsteigen, sondern auch noch weiter verbrennlich sind (s. Verbrennen und Thermolampe). Da in den meisten Fällen die Luft nicht stark genug in die innern Theile des brennenden Körpers eindringt, um alle daselbst aufstei-

gende Dämpfe in Flamme zu verwandeln, so bemerken wir bei den mehrsten Flammen einen Rauch über ihrer Spitze, der, je weiter er sich von der Flamme entfernt, sich desto mehr abkühlt und ausbreitet. Die öhlichten und harzichten Theile verdicken sich bald in der Kälte und setzen sich an den nächsten kalten Körper als schwärzender Ruß an. Die sichtbaren Theile des Rauchs bestehen in Kohle, die noch mechanisch mit fortgerissen wird, auch wohl in den gebildeten Dämpfen aufgelöst sein kann; in gebildeter Essigsäure; in brandigem Öl (Theer), dem zugleich mehr oder weniger brandiges Harz beigemengt sein kann. Übrigens muß der Rauch, da er aus gewissen Bestandtheilen des Brennmaterials gebildet wird, nach Beschaffenheit des brennenden Körpers verschieden sein, wovon uns nicht nur die verschiedene Farbe des Rauches, sondern auch sein Geruch, so wie die Schärfe, mit welcher er auf die Augen und die Werkzeuge des Athmens wirkt, und endlich auch die chemische Untersuchung der aus dem Rauche abgesetzten Erzeugnisse deutlich überzeugt. Letztere zeigt unter andern, daß der Rauch von thierischen Stoffen flüchtiges Laugensalz enthält, während das Holz nebst öhlichten und harzichten Theilen Wasserstoffgas und gebildete Essigsäure liefert, die man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwasser auffängt und benutzt. Da um so mehr von dem Brennmaterial ungenutzt verloren geht, je mehr davon in Rauchgestalt aufsteigt, so hat man in den neuern Zeiten allerlei Verbesserungen angegeben, um vornehmlich durch Vermehrung des Luftzugs die vollständigere Zersetzung des Brennmaterials zu befördern. — Daß übrigens da, wo die Luft so verdünnt ist, daß sie leichter ist, als der Rauch, dieser nicht aufsteigt, sondern sich abwärts senkt, wie wir dies auf hohem Bergen wahrnehmen, folgt aus den Gesetzen der Schwere.

Räuchern heißt 1) Rauch entwickeln, um die Luft zu verbessern, und schädliche Stoffe aus ihr zu entfernen. Gewöhnlich sucht man diesen Zweck durch das Erhitzen solcher Dinge zu erreichen, die in der Wärme einen angenehmen Geruch geben: Räucherpulver, Räucherkerzen. Der angenehme Geruch allein ist auch wohl hinlänglich, einen übeln Geruch zu beschwichtigen, aber nicht zu entfernen; ist der üble zugleich schädlich für die Gesundheit, so wird seine Schädlichkeit durch den Wohlgeruch keineswegs aufgehoben. Frische Luft bleibt das beste Luftverbesserungsmittel, sobald die üble Luftbeschaffenheit nur zufällig ist und von einer vorübergehenden Ursache herrührt. Gegen wirklich schädliche, ansteckende, in die Luft aufgenommene Stoffe müssen andre Maßregeln ergriffen werden. Hier dienen vorzüglich saure und gewürzhafte Mittel, wie Essig, den man durch gelinde Wärme verdunsten läßt, oder Kampfer, Knoblauch, antiseptische Kräuter, aus denen der Essig die kräftigen Bestandtheile ausgezogen hat (Pestessig, Vinaigre à quatre voleurs), und womit man sich zu schützen, Gesicht und Hände wäscht und die Zimmer besprengt. — Besser noch sind mineralsaure Räucherungen, welche man mit drei verschiedenen Säuren, mit der des Schwefels, des Salpeters und des Kochsalzes, anstellen kann, und deren jede ihre Vorzüge hat. Zu den Räucherungen mit Schwefelsäure nimmt man eine Vermischung von zwei Theilen Schwefel, denen man des bessern Brennens wegen einen Theil Salpeter, und des Geruchs halber eben so viel Wachholderbeeren, etwas Myrrhen oder Weihrauch, auch wohl Kiefer- oder Tannensprossen zusetzt, und läßt alles wie gewöhnliches Räucherpulver auf Kohlen verbrennen. Dieses Räucherpulvers

bedienten sich die Russen bei der volhynischen Pest (1771) mit großem Nutzen, weshalb es auch den Namen des Pestpulvers von ihnen erhalten hat. Gemeiner Schwefel oder Schwefelfäden auf Kohlen verbrannt, haben dieselbe Wirkung. — Diese Art von mineralsauern Dämpfen scheint viele Vorzüge vor den beiden nächstfolgenden zu besitzen, nicht nur wegen der leichten Herbeischaffung des Schwefels, sondern auch weil seine Dämpfe in der geringen Menge, als sie schon luftreinigend wirken, von den Lungen unschädlich ertragen werden, und nie die bedenklichen Folgen der oxydirt salzsauren Luft hervorbringen. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß die dabei entwickelte schwefelige Säure sich mit den Ansteckungsstoffen der Luft zu einem neutralen und unschädlichen Producte verbinde, gleichwie es dieselbe Säure mit den Färbestoffen macht, denen sie die Farbe so lange raubt, als sie damit verbunden ist, aber nicht, wie die oxydirte Salzsäure, zerstört. Räucherungen mit Salpetersäure werden, nach dem Engländer Smith, der ihren großen Nutzen durch viele Erfahrungen bestätigte, folgendermaßen angestellt: In ein Porzellangefäß schütte man einen Theil gestoßenen Salpeters, setze den zehnten Theil Wasser hinzu, rühre alles wohl um, gieße nun vorsichtig einen Theil Vitriolöl unter beständigem Rühren hinzu, und suche die erfolgte Erhitzung noch durch Ofen- oder Kohlenwärme zu unterhalten, bis die Mischung keine Dämpfe mehr gibt. Die von Guyton Morveau empfohlenen und sehr gerühmten Räucherungen mit oxydirter Salzsäure werden aus einem Theile schwarzen Braunsteins, der mit Wasser so befeuchtet wird, daß dieses nicht abläuft, und mit drei Theilen Kochsalz vermengt ist, durch Übergießen mit zwei Theilen Vitriolöl entwickelt, wobei man das Gemenge gut umrührt. Das Wasser ist dabei nöthig, wie neuere Versuche von Bucholz gelehrt haben. Der aufsteigende Dampf, welcher oxydirte Salzsäure ist, hat nach allen Erfahrungen die Eigenschaft, Ansteckungsstoffe zu zerstören, so wie er Farben gänzlich zerstört; um aber diesen Zweck zu erreichen, ist eine so starke Entwickelung desselben nöthig, daß der ganze angesteckte Luftraum damit bis zur Undurchsichtigkeit angefüllt und lange Zeit, mit Vermeidung alles Luftzuges, darin erhalten wird. Da aber in einem solchen, mit oxydirter Salzsäure angefüllten Raume niemand wegen Erstickungsgefahr athmen kann, und eine minder starke Anwendung nichts oder doch sehr wenig fruchtet; so schicken sich jene zwei erst genannten, dem Athmen minder schädlichen, Räucherungen viel besser für Krankensäle und Wohnzimmer, diese salzsaure Räucherung hingegen vorzüglicher für menschenleere Räume, wo zugleich angesteckte Kleidungsstücke, Geräthe und Waaren aufgehangen und aufgestellt werden können, um den ihnen anhängenden Ansteckungsstoff zu zerstören. Übrigens stimmen auch die öffentlichen Nachrichten darin überein, daß die salzsauren Räucherungen gegen heftige ansteckende Seuchen, z. B. gegen das gelbe Fieber in Malaga, in der Höhe derselben wenig gefruchtet haben, dahingegen sie gegen solche Krankheiten, die von Sumpfluft (gekohltem Wasserstoffgas) oder eingesperrter Luft (wie die in den versperrten Sälen, worin Seidenwürmer gezogen werden, und welche die Wärter krank macht) herkommen, schon in geringer Menge dienlich gewesen ist, wie auf Walcheren und auf der Scheldeflotte. 2) Räuchern, d. i. durch Rauch dörren, wird vorzüglich beim gesalzenen Fleische, bei Fischen u. s. w. angewendet, um diese Körper gegen Fäulniß zu schützen und sie als Nahrungsmittel aufbewahren zu können. Sie werden zu dem

[illegible]de dem Rauche des Holzes ausgesetzt, dessen Wärme nicht allein [illegible]trocknend auf sie wirkt, sondern dessen übrige Bestandtheile (die [illegible]förmige Essigsäure, Kohlensäure, brandiges ätherisches Öl, ver[illegible] Harz u. s. w.) das Fleisch auch chemisch verändern und [illegible] Anlage zur Fäulniß unterdrücken. Vorzüglich werden zu diesem [illegible] Holzarten empfohlen, die, wie Wachholder, viel Harz und [illegible]des Öl verflüchtigen.

[illegible]aucourt, ein Dorf unweit Lüttich, merkwürdig durch die [illegible] 1746 gelieferte Schlacht zwischen den Österreichern und Fran[illegible] (s. d. Art. Moritz, Graf von Sachsen).

Raucourt (Sophie), eine der berühmtesten tragischen Schau[illegible]rinnen des Théaters François, geb. 1760. Sie betrat die [illegible] unter sehr ungünstigen Umständen, da ihre Beschützerin, Ma[illegible] Vestris, die Absicht hatte, sie als Nebenbuhlerin einer begün[illegible] Schauspielerin auftreten zu lassen, und das Publicum, das [illegible] unwürdige Ränke argwöhnte, ließ der Anfängerin, die es für [illegible]schuldig hielt, seinen Unwillen entgelten. Sie wurde sehr übel [illegible]fangen, besonders in der Rolle der Phädra, worin sie sich spä[illegible] so viel Ruhm erwarb. Man verschonte sie nicht mit den beleidi[illegible] Anspielungen, die jene Rolle an die Hand gab, und es wur[illegible] Flugschriften verbreitet, die mit der härtesten Herabsetzung ihrer [illegible]lagen den bittersten Angriff gegen ihre Sitten verbanden, welche [illegible] Anlaß genug zu strengem Tadel gaben. Endlich als sich die [illegible]denschaften abgekühlt hatten, fing man an, die Künstlerin nach [illegible]dienst zu schätzen. Sie machte sich besonders in den Rollen der [illegible], Hermione, Agrippina, Semiramis, Phädra und Kleopatra berühmt. In allen diesen Rollen hatte sie, ungeachtet der Verschie[illegible]heiten derselben, Gelegenheit, die Eigenschaften, wodurch ihr dra[illegible]tisches Talent sich auszeichnete, und besonders ihre Kraft im Aus[illegible]drucke der Leidenschaft zu zeigen. Sie war dadurch vorzüglich zur Darstellung tragischer Heldinnen geschickt, wobei ein stolzer Wuchs und eine wohllautende Stimme, die jedoch in den letzten Jahren ihres Bühnenlebens fast unangenehm rauh wurde, sie begünstigten. Zur Zeit der Schreckensregierung wurde sie, wie fast alles, was zum Theater gehörte, als verdächtig verhaftet. Als sie nach Robespierres Sturze ihre Freiheit erhielt, bildete sie 1796 aus den zerstreuten Überresten des französischen Theaters eine neue, ziemlich gute Gesellschaft, die bis zum Sept. 1797 spielte, wo das Directorium die Schließung dieser Bühne verordnete, die man für einen Sammelplatz der königlichen Partei hielt. Demoiselle Raucourt kam dadurch in große Verlegenheit, betrat jedoch im folgenden Jahre die Bühne wieder. Während Murats Regierung ging sie nach Neapel, wo ihr die Leitung des Theaters übergeben ward. Sie blieb mehrere Jahre in Italien und starb, bald nach ihrer Rückkehr, 1815 in Paris. In ihrer Jugend (1782) schrieb sie ein Schauspiel Henriette, das nicht ohne Beifall gegeben ward. Ihr Leben war reich an galanten Abenteuern. Auch bildete sie die Dem. Duchesnoi für die tragische Darstellung.

Raugraf, im Mittelalter die Bezeichnung gewisser gräflicher Geschlechter. Woher diese jetzt erloschene Benennung stammt, läßt sich nicht mit entschridender Gewißheit angeben. Manche wollen in dem Beiwort Rau das alte oder verstümmelte Ruh finden, und glauben, daß diese Grafen von den Kaisern eingesetzt worden wären, um in den Zeiten des Faustrechts Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Andere leiten es von den Landstrichen her, die von diesen Grafen

besessen wurden, und ihrer Gebirge und Waldungen wegen damals zu den rauhesten Deutschlands gehörten. Es gab Raugrafen zu Dassel (am solinger Walde) und Raugrafen am Rhein, in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alsey. Nachdem diese Besitzungen bei dem Erlöschen des raugräflichen Stammes an die Pfalz gekommen waren, erneuerte der Kurfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, 1667 diesen Titel, doch ohne Land damit zu verbinden, zu Gunsten seiner ihm an die linke Hand getrauten Gemahlin, Louise von Degenfeld, die fortan Raugräfin hieß.

Raum. Die Erklärung des Raums hat den scharfsinnigsten Denkern viel zu schaffen gemacht. In den darüber aufgestellten Meinungen wollte man unter Raum bald die unsichtbare Flüssigkeit, den Äther, bald die Luft, die den Abstand der Körper, z. B. der Sterne, einnimmt, verstanden wissen, ja man erhob den Raum in Verwechselung und falscher Begreifung der Allgegenwart Gottes zur Gottheit selbst, und Newton nennt ihn das Sensorium der Gottheit. Leibnitz dagegen nimmt Raum als den Begriff der Verhältnisse und der Ordnung an, in welcher körperliche Dinge zu einander stehen. Doch auch diese Erklärung ist nicht hinreichend, weil bei allgemeinen Begriffen, als Größe, Härte, Schwere und dergl., nothwendig ein Gegenstand gedacht werden muß, wenn jene Worte und ihre Bedeutung nicht Unsinn sein sollen, welches aber nicht nothwendig ist bei dem Gedanken an Raum, der ohne weitern Gegenstand sehr gut bestehen kann. Nach Kant ist der Raum die ursprüngliche Form des Anschauens, die Bedingung, unter welcher dem äußern Sinn das Objective sich darstellt. Hieraus ergibt sich denn auch die Unmöglichkeit, den Raum hinwegzudenken, da derselbe bleibt, wenn auch der Verstand die ganze Schöpfung in Gedanken aufhebt. — In der Mathematik wird der Raum als Axiom vorausgesetzt. Die Sätze der Geometrie: „der Raum hat nur drei Dimensionen (Höhe, Länge, Breite) und zwei Dinge können nicht einen und denselben Raum einnehmen," sind zwar Grundlagen dieser Wissenschaft, können aber nie erwiesen werden. — Was die Unbeschränktheit des Raums betrifft, so kann sie von uns Endlichen nicht aus Erfahrung dargethan werden, da die Erfahrung blos beschränkte Gegenstände, die eben durch ihre Beschränkung Object für unsre Sinne werden, erkennen kann. — Räume gibt es übrigens nicht, da das, was wir darunter verstehen, nur Theil des Einen Raumes ist.

Raute, s. Rhombus.

Rautenglas, Polyeder, ein auf einer Seite eben, auf der andern vieleckig geschliffenes Glas, durch welches sich dem Auge der dahinter stehende Gegenstand in gehöriger Entfernung so vielfach darstellt, als Flächen auf der einen Seite geschliffen sind. Bei optischen Darstellungen bedient man sich der Polyeder zur Vervielfachung der Gegenstände.

Ravaillac (François). Dieser durch seinen, an dem guten König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu trauriger Berühmtheit gelangte Mönch wurde zu Angoulême 1578 geb. Grober Ausschweifungen wegen ward er aus dem Orden der Feuillans verstoßen, in dem er sich anfangs durch Fleiß und gute Aufführung beliebt gemacht hatte, bald darauf eines Mordes angeklagt, jedoch nicht überwiesen, und trieb nun, um sich zu erhalten, unter der Hand juristische Praxis, womit es ihm aber nicht glücken wollte, so daß er sich endlich vom Unterricht der Bürgerkinder seines Geburtsorts nähr-

n. Der Verdruß über die Beschränkung seiner äußern Lage, verbunden mit einem von Natur finstern Gemüth, stimmte ihn zu melancholischem Trübsinn, der bald in eine wilde Schwärmerei ausartete, als er anfing, sich mit den Religionshändeln zu beschäftigen, die sein unglückliches Vaterland damals noch immer zerrissen. Seine Seele, von wildem Haß gegen die neue Lehre erfüllt, gewöhnte sich, den guten und menschlichen Heinrich als Hauptfeind der Kirche zu betrachten, den zu vernichten ein verdienstliches Werk sei. Diese Stimmung wurde bald den Gegnern des Königs bekannt, die nicht unterließen, den noch schlummernden Vorsatz in ihm zu stärken. Zweimal war er schon in Paris gewesen, in der Absicht, das Blut seines Königs zu vergießen, wurde aber daran behindert; endlich gegen Ostern 1610 erschien er abermals, wahrscheinlich von Heinrichs Feinden aufs neue in seinem Vorsatz bestärkt, und am 14ten Mai führte er ihn wirklich aus. (S. Heinrich IV.) Er ward ergriffen, zum Tode verurtheilt und am 27sten Mai das Urtheil an ihm vollstreckt. Er starb unter den unsäglichsten, länger als eine Stunde dauernden Qualen, die er eben so ruhig bestand, als vorher die Folter, und ohne weder sonderliche Reue zu verrathen, noch die Mitschuldigen seiner empörenden That zu nennen. Die fortwährenden Verwünschungen des Volks allein sollen ihn zu der Äußerung gebracht haben, „wenn er gewußt hätte, daß Heinrich so geliebt werde, hätte er den Mord nicht unternommen.“ Sein Vater, der Advocat zu Angoulême war, hatte das Unglück, seines Sohnes furchtbares Ende zu erleben.

Ravelin (franz., auch Demi-lune), ein Außenwerk, welches in der Regel vor der Courtine zwischen zwei Bastionen liegt, und aus zwei Facen besteht. Vordem nur zur Deckung der gewöhnlich in der Courtine befindlichen Thore bestimmt, war es klein und zuerst in halbrunder Form erbaut; jetzt wird es größer und mit erweiterten Kehlen gebaut, so daß die verlängerten Facen noch vor den Schulterpunct der Bollwerke fallen. Der Zweck ist, diesen und einen Theil der Facen gegen das feindliche Feuer zu decken, so daß darauf so lange als möglich einige Geschütze zur Bestreichung des Grabens thätig erhalten werden.

Ravenna, eine der ältesten Städte Italiens, in der Romagna gelegen. Mehrere der spätern weströmischen Kaiser hatten hier ihren Sitz, nach Untergang des abendländischen Römerreichs war sie Residenz der gothischen Könige, dann der Exarchen. Diese wurden im J. 752 von den Longobarden vertrieben, welche jedoch der fränkische König Pipin schon 755 die Stadt nebst dem ganzen **Exarchat** (s. d. Art.) wieder abnahm und beides dem römischen Stuhl schenkte. — Von 1440 bis 1503 war die Stadt in den Händen der Venetianer, denen sie durch Ludwig XII. von Frankreich wieder entrissen wurde, der sie auch dem Papste zurückgab. Ravenna liegt umgeben von Sümpfen, die aber in neuern Zeiten, durch Ableitung in die Flüsse Montone und Ronco sowohl, als durch mehrere Bebauung der Umgegend, bedeutend vermindert worden sind. Der ehedem an der Stadt befindliche Hafen am adriatischen Meere ist durch neue Landansetzungen und mehrere Neigung des Meers nach den illyrischen Küsten zu, jetzt ungemein verschlechtert, und Ravenna, das sonst hart am Strande lag, ist nun fast eine Stunde weit davon entfernt. In der Nähe der Stadt, nach Forli zu, ist das Schlachtfeld, auf dem der berühmte französische Feldherr, Gaston de Foix, 1512 über die

spanischen und päpstlichen Truppen mit seinem Tode einen rühmlichen Sieg erfocht. Neben den Gebeinen der Kaiser Honorius, Constantinus und Valens III., und denen der Tochter des großen Theodosius, Galla Placidia, ruhen auch die Gebeine Dante Allghieris in Ravenna.

Ray (John), oder Wray, einer der vorzüglichsten Naturhistoriker, war der Sohn eines Hufschmieds zu Black-Notley in Essex, und geboren 1628. Er studirte zu Cambridge Theologie und war bis 1662 Prediger. 1660 erschien sein erstes Werk (Catalogus plantarum circa Cantabrigiam nascentium), ein Verzeichniß von 626 Pflanzen, die um Cambridge wild wachsen, und die er in ökonomischer, medicinischer und andrer Rücksicht beschrieb. Eine Reise durch Frankreich, Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien gewährte ihm eine reiche Ausbeute naturhistorischer, besonders botanischer Erfahrungen, so daß er 1670 ein Verzeichniß der Pflanzen Englands und der angrenzenden Inseln (Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium) herausgab, worin er gegen 1050 Pflanzen eben so wie in dem obigen Werke beschrieb. Seine Reisebemerkungen gab er unter dem Titel: Observations topographical, moral and physiological, made on a Journey through Part of the Low Countries, Germany, Italy and France, heraus. Dies Werk ist überaus reich an naturhistorischen und andern Erfahrungen. Jetzt ward Botanik sein ernstes und sein Hauptstudium, und 1682 gab er den vorläufigen Entwurf zu einer allgemeinen Pflanzengeschichte (Methodus plantarum nova) heraus, dem 1688 das Werk selbst unter dem Titel: Historia plantarum generalis, in 2 Foliobänden folgte, worin an 6900 Pflanzen beschrieben werden; noch immer eins der vorzüglichsten botanischen Werke der Engländer, und überhaupt von unschätzbarem Werthe. Durch diese Versuche einer systematischen Aufzählung und Beschreibung der Pflanzen gab er zur Beförderung des wissenschaftlichen Studiums der Botanik schon vor Tournefort eine wirksame Anregung. Außer diesen und andern botanischen Schriften gab er auch eine systematische Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere und des Schlangengeschlechts (Synopsis methodica Animalium quadrupedum et serpentini generis, 1693) heraus, welches seit Aristoteles Zeit das erste Werk in dieser Art war, und dem bald nachher zwei ähnliche, von denen das eine die Naturgeschichte der Fische und Vögel, das andere diejenige der Insecten enthielt, folgten. — Auch theologische und andre Werke schrieb Ray, wodurch er sich als einen religiösen, aber vorurtheilsfreien Christen darstellte. Er starb im 77sten Jahre seines Alters zu Notley, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet wurde.

Raynal (Guillaume Thomas François), ein berühmter französischer Gelehrter und Schriftsteller, Mitglied der Akademien von London und Berlin, wurde 1713 zu St. Geniez in Guienne geboren, und trat frühzeitig in den Orden der Jesuiten. Als Priester erwarb er sich durch seine Kanzelberedsamkeit Ruhm; aber sein Hang zur Unabhängigkeit vertrug sich nicht mit dem Ordensleben, und schon 1748 verließ er die Gesellschaft Jesu, um sich in Paris niederzulassen. Literarische Arbeiten gewöhnlicher Art waren anfangs sein einziges Hülfsmittel. Werke von größerm Umfange, die er darauf unternahm, die Geschichte des englischen Parlaments, und der Statthalterschaft der Niederlande, machten auch wenig Aufsehen, aber die Geschichte der Scheidung der Königin Catharina von Heinrich VIII. lenkte schon

die Aufmerksamkeit auf ihn. Die Histoire philosophique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes (deutsch vom Abt Tesewitz, von Maurillon und einem Ungenannten) gründete zwar seinen Ruf, doch erkannte er selber die Mängel seines Werks, dem man viele falsche Ansichten und thatsächliche Irrthümer vorwarf, und unternahm Reisen durch Frankreich, Holland und England, um seine Kenntnisse zu erweitern. Nach seiner Rückkehr gab er 1781 eine neue Ausgabe jenes Werkes zu Genf heraus, die viele Unrichtigkeiten der ersten glücklich verbesserte, aber gegen Willkürherrschaft, Pfaffenthum und Fanatismus noch heftiger sprach, als die erste. Diese Ausgabe zog ihm deshalb 1781 vom Parlament Landesverweisung zu, und die Sorbonne verwarf dieses Werk als den Erguß der Verirrungen einer nichtswürdigen Seele. Raynal begab sich nach Deutschland und besuchte mehrere Höfe, erhielt aber bald die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Hier brachte er einige Jahre entfernt von Paris zu, kehrte aber 1788 auch dahin zurück, und lebte in den ersten Zeiten der Revolution in ziemlich bedrängter Lage, bis nach dem Sturz der Jacobiner, denen er, trotz der in seinen Werken gepredigten Fürstenherabsetzung, nicht zusagte, seine Verhältnisse sich einigermaßen besserten, und er wieder ernstlich anfing, manche begonnene schriftstellerische Arbeit fortzusetzen. Aber schon 1796 machte der Tod seiner Thätigkeit ein Ende. Die erwähnte Histoire philosophique etc. ist unter seinen Schriften die ausgezeichnetste, und erwarb, besonders in England, ihrem Verfasser viel Ruhm, weil er darin eine Menge neuer Ideen über Menschenwerth und Menschenrechte, freilich auch mit manchen Auswüchsen und verwerflichen Übertreibungen gepaart, darlegte. Daß er 1783 den Stiftern der schweizerischen Freiheit auf einer Insel im Vierwaldstättersee ein Denkmal mit Beisetzung seines Namens errichten ließ, wird Raynal häufig, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als ein Beweis von Eitelkeit ausgelegt. Nach v. Dohm (Materialien für Statistik und Staatengeschichte 1785. Bd. V. S. 557 ff.) ist Raynal ein vortrefflicher, freimüthiger, berichter, philosophischer Politiker und Statistiker, nicht aber Geschichtschreiber; ein Urtheil, welches auch durch seine frühern Werke, die Histoire du Parlement d'Angleterre und die Histoire du Stathoudérat, bestätigt wird. Seine Geschichte der Revolution in Nordamerika wurde von dem bekannten Thomas Payne widerlegt. — Zu den Widersprüchen in Raynals Charakter gehörte es, daß er selbst Actien in dem Sclavenhandel besaß, den er doch mit hinreißender Beredsamkeit, und nicht ohne Ahnung zum Theil schon in Erfüllung gegangener Ereignisse, bestritten hatte.

Raynouard (François Juste Marie), einer der vorzüglichern neuern französischen Dichter, und nicht zu verwechseln mit seinem Landsmann, dem Buchhänder und Bibliographen, Renouard. Er ist geboren zu Toulon, wo er eine geraume Zeit Advocat war. Nachmals ward er Mitglied des gesetzgebenden Corps. Sein erstes Werk, wodurch er sich als Dichter bekannt machte, war: Socrate dans le temple d'Aglaure. Dieses Gedicht ward vom Institut gekrönt, und von J. Immerzeel (Haag 1804, 8.) ins Holländische übersetzt. Raynouards vorzüglichstes Werk sind jedoch die Templiers (Tempelherren), eine Tragödie in fünf Aufzügen. Sie erschien zu einer Zeit, wo man in Frankreich vorzüglich damit beschäftigt war, die Unschuld dieses Ordens zu erwei-

sen, und fand auch deshalb eine gute Aufnahme. Einzelne Schönheiten indessen ersetzen nicht, was ihr an Klarheit der Handlung abgeht; auch kann man nicht läugnen, daß die allzuhäufige Wiederholung der Worte unschuldig und sterben sowohl den Leser, als den Zuschauer langweilen. Dies mögen wohl die Gründe sein, warum das Stück in Deutschland nicht den allgemeinen Beifall fand, der ihm in Frankreich zu Theil ward. Geschichtlich wichtig, und neben andern Werken über denselben Gegenstand sehr brauchbar, sind die historischen Nachrichten über die Tempelherren und ihren Prozeß, welche Raynouard diesem Trauerspiel vorangeschickt hat, vorzüglich wegen der darin mitgetheilten Actenstücke. Carl Friedrich Cramer hat diese Tragödie für die deutsche Bühne bearbeitet. Leipz. 1806, 8. Vor dieser Bearbeitung befindet sich die historische Abhandlung ebenfalls ins Deutsche übersetzt. 1808 wurden in Berlin die Tempelherren nach einer andern Übersetzung von Levezow aufgeführt. Diese ist in reimlosen Alexandrinern abgefaßt, und soll manche Vorzüge vor der ersten iambischen Übersetzung haben. So viel uns bekannt geworden, ist sie nicht im Druck erschienen. Seit 1816 hat Raynouard eine Auswahl von Originalpoesien der Troubadours in einem Bande herausgegeben; diesen sind beigefügt die Elemente der romanischen Sprache und eine Grammatik der Troubadoursprache. In einer langen Abhandlung wird über das Alter der romanischen Sprache, über Romantik, über die verschiedenen Dichtungsarten der Troubadours und die Lebensweise derselben viel Anziehendes mitgetheilt.

Reaction, s. Gegenwirkung, wo der Begriff in Beziehung auf die Gesetze der Bewegung der Körper erklärt wird. In der neuern politischen Sprache bedient man sich häufig des Ausdrucks Reaction, und wie im Sinne der Statik eine Gegenwirkung entsteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper von einem andern bewegten oder nicht bewegten Körper eine Einwirkung, und dadurch eine Veränderung in seiner Bewegung erleidet, weil ihm ein Theil seiner Kraft entzogen wird; eben so wird eine politische Idee oder Strebung in ihrer Bewegung angestoßen oder zurückgedrückt, wenn ihr ein entgegenwirkendes Streben in den Weg kommt. Wer erinnert sich z. B. nicht, wie in Deutschland im J. 1813 gegen das, von fremder Übermacht ausgegangene Streben zu Unterdrückung der Freiheit und Unabhängigkeit der Völker, die längst durch diesen Druck aufgeregten Ideen von Freiheit in volle Bewegung kamen, und bald die Kraft des feindlichen Strebens brachen, wie aber dann, als nun jene Bewegung sich in ihrem Sinne fortsetzen wollte, schnell genug wieder eine Gegenwirkung erfolgte, indem ein jener Bewegung feindseliges Princip aufkam, das nur die Rückkehr oder Annäherung zum Alten, wo freilich nicht überall die Freiheit war, für das Eine, was Noth that, erklärte? Könnte man das Naturgesetz, daß Wirkung und Gegenwirkung zweier Körper auf einander gleiche Veränderungen in beiden hervorbringen, auch hier anwendbar denken, so wäre dadurch die bei einer unerfreulichen Erscheinung tröstende Hoffnung begründet, daß aus diesen entgegengesetzten Strebungen endlich etwas Heilsames hervorgehen könnte.

Reagentien, oder gegenwirkende, rückwirkende Mittel, werden in der Chemie Körper genannt, welche entweder durch die Veränderungen, die sie selbst erleiden, oder durch die Wirkungen, die sie hervorbringen, die Gegenwart und Beschaffenheit gewisser Stoffe anzeigen, oder diejenige bekannte Substanz, mit welcher man eine unbekannte Mischung prüft. Mehrere Pflanzensäfte sind Reagentien,

dern da sie durch manche Salze und Alkalien in ihrer Farbe verändert werden, so zeigen sie das Dasein dieser Salze oder Alkalien in andern Dingen an. So bedient man sich zur Entdeckung der Säuern in der Chemie häufig des Veilchensaftes, der Lackmustinctur u. dgl., deren blaue Farbe durch Säuern in Roth verwandelt wird. Zu den Reagentien gehören außer vielen andern alle die Materien, deren der Chemiker sich als Fällungsmittel bedient, z. B. das feuerbeständige Alkali, das aus der Salpetersäure die aufgelöste Kalkerde niederschlägt.

Real, eine spanische Münze; der real de plata (Silberreal) beträgt etwas über 3 Gr., der real de vellon (Kupferreal) beträgt ungefähr 1 Gr. 8 Pf.

Realgeld, Sachgeld, ist diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmesser, der ein sinnlicher Stoff, kein bloßer Begriff, zum Grunde liegt, vermittelst welcher also der Werth der Güter nicht bloß ideal ausgesprochen, sondern körperlich gemessen wird. Geistige Dinge, bloße Begriffe, sind schon darum wenig geschickt, zum Maßstab des verglichenen Tauschwerths der Güter gebraucht zu werden, weil jeder Theil der Tauschenden sich selbst und unabhängig von seinem Gegner einen solchen idealen Maßstab bildet, und es immer äußerst schwer hält, daß beide Parteien über die Größe desselben völlig mit einander übereinstimmen. Soll aber der Vermögensmesser möglichst vollkommen seinen Zweck erfüllen, nämlich den Tauschwerth der wechselseitig zu gebenden und zu nehmenden Güter genau zu bezeichnen, und eben dadurch beiden Parteien die Vereinigung über den Preis der in den Tausch gekommenen Waaren zu erleichtern; so muß er nothwendig ein gemeinschaftlicher Maßstab sein. Aus diesem Grunde haben die meisten Nationen bei Erwählung eines Werthmessers körperliche Gegenstände den unkörperlichen vorgezogen, und sich lieber eines realen als idealen Geldes bedient. Je weniger über den verglichenen Werth eines sinnlichen Guts Zweifel statt findet, je leichter es daher den Nationalgliedern ist, denselben zu erkennen und gehörig zu würdigen, desto passender und brauchbarer ist das Gut zu einem Realgelde. Allein, wie sehr auch sämmtliche Nationalglieder zu einer und derselben Zeit über den verglichenen Werth des zum Realgeld gewählten Genußmittels übereinstimmen mögen, so läßt sich doch eine solche vollkommne Übereinstimmung auf die Dauer keinesweges erwarten. Gesetzt z. B., zu einem Pfennig, als dem Maßstabe für den kleinsten Vermögenstheil, sei der zweihundertste Theil eines Lothes Silber gewählt worden, so kann man durch diesen Maßstab das Verhältniß des verglichenen Werths von allen möglichen Genußmitteln gegen den verglichenen Werth von Silber auf das genaueste ausdrücken und bezeichnen, so lange man voraussetzen kann, daß jener Werth vom Silber unwandelbar bleibe; sobald aber dieser sich ändert, ändert sich nothwendig auch die Größe des Maßstabs, und es werden vermittelst desselben die Güter bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Verhältnisse gemessen. Ein Loth Silber bleibt zwar immer ein Loth Silber, d. h. in einem Lothe dieses Metalls ist jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilen enthalten; allein dies macht nicht den verglichenen Werth überhaupt, und eben so wenig den verglichenen Tauschwerth vom Silber aus, sondern dieser wird vielmehr durch die größere oder geringere Menge von Waaren, die man gegen eine gewisse Menge dieses Metalls einzutauschen vermag, bestimmt. Dasjenige Stückchen Silber, das vor der Ent-

deckung von Amerika als kleinster Vermögenstheil zum Maßstabe de Werthe sehr passend war, konnte es nicht mehr sein, als nach dieser denkwürdigen Epoche der Tauschwerth der edlen Metalle so tief herabsank, daß jenes Stückchen Silber beinahe gänzlich aufhörte, einen Vermögenstheil zu bilden, daher ward es nothwendig, ein größeres Stück dieses Metalls zum Maßstabe des verglichenen Werths der Güter zu erwählen, und umgekehrt kann in der Folge der verglichene Tauschwerth der edlen Metalle wieder so sehr in die Höhe getrieben werden, daß das Stückchen Silber, welches gegenwärtig zur Bezeichnung des kleinsten Vermögenstheils vollkommen passend ist, zu diesem Behufe zu groß wird, und daß daher ein kleinerer Theil jenes Metalls zum Vermögensmesser gewählt werden muß. Sind aber selbst die edeln Metalle, welche doch alle übrigen Genußmittel an Brauchbarkeit zu diesem Zweck übertreffen, unfähig, einen vollkommenen Vermögensmesser abzugeben; so läßt sich dies noch viel weniger von andern Gütern erwarten, und man kann als Grundsatz annehmen, daß es unmöglich sei, irgend ein Genußmittel zu entdecken, welches zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen einen so unwandelbaren verglichenen Werth besitze, daß es zu einem vollkommenen Vermögensmesser tauglich wäre. Zum Glück ist es indessen nicht durchaus nothwendig, daß der verglichene Werth des Genußmittels, welches zum allgemeinen Vermögensmesser dienen soll, ganz unwandelbar, daß der Maßstab ein vollkommener Maßstab sei, sondern es reicht vielmehr schon hin, wenn dieser Werth nur keinen zu großen und sprungweise erfolgenden Abwechslungen unterworfen ist, zu den Genußmitteln solcher Art aber gehören vorzugsweise die edeln Metalle. (S. Geld.) K M.

Realinjurie. Daß keinem Menschen und Bürger das Recht zustehe, auf den Körper eines andern eigenmächtig einzuwirken, spricht die Vernunft klar aus. Allein darüber ist es schwerer, sich zu vereinigen, ob eine körperliche Beleidigung an sich zur Hervorbringung einer Realinjurie zureicht oder nur dann, wann sie zugleich ehrenverletzend ist. Für das letztere scheint wenigstens ein deutsches Hülfsrecht, das römische, zu sprechen. Dadurch wird die Realinjurie auf doppelartige Handlungen, auf solche, die körper- und zugleich ehrenverletzend sind (z. B. ein Frauenzimmer wird wider ihren Willen auf eine unanständige Weise angegriffen — es wird jemanden ein Nasenstüber gegeben), eingeschränkt. — Übrigens hat die Privatgenugthuung bei einer bedeutenden Körperverletzung ein weiteres Spiel als bei jeder andern Injurie, und die Strafe kann bis zur Zuchthausstrafe steigen. (S. Ad. Dietr. Weber über Injurien und Schmähschriften, Schwerin und Wismar 1793, dritte Auflage, 1803.) En.

Realismus wird, im Gegensatze des Idealismus, dasjenige philosophische System genannt, welches annimmt, daß die Dinge unabhängig von unsern Vorstellungen und außer ihnen wirklich vorhanden sind. Die Erklärung der Außenwelt, oder was hier darunter verstanden wird, des wirklichen Daseins der Dinge außer unserm Gemüth, zerfällt im Realismus selbst wieder in verschiedene Systeme, wovon der Spinozismus eins der wichtigsten ist. Es nimmt nämlich Spinoza eine einzige Realität, Urrealität, an, und lehrt: alle andere Dinge (Substanzen) seien nur Modificationen dieses einzigen realen Wesens, das er zur Gottheit selbst erwählt (s. d. Art. Spinoza). Er ist Materialismus, wenn er die Materie oder körperliche

Existenz als einzige Grundursache der Dinge betrachtet, und die Seele selbst als eine materielle Substanz ansieht (s. Materialismus). Er findet sich auch im Dualismus, der das Wesen der Dinge auf zwei völlig unvereinbare und ungleichartige Grundursachen zurückführt, das Reale und Ideale (s. d. Art. und Dualismus). Zu dem Realismus gehört auch Leibnitzens Monadologie, der zu Folge eine Theilung der Substanzen bis ins Unendliche undenkbar und also zuletzt ein Untheilbares (Monade) vorhanden sein müsse, welches eben darum, weil es untheilbar, den Begriff der Körperlichkeit aufhebt, keine Ausdehnung hat, keiner Auflösung fähig ist und also auch durch Trennung der Theile nicht untergehen kann u. s. w. (s. d. Art. Monaden), und endlich Kants Lehre von den Dingen an sich, welche als negativer Realismus betrachtet werden kann. Denn wenn dieser Philosoph lehrt: wir würden zum Bewußtsein des Daseins in der Zeit nicht gelangen können, wenn den Erscheinungen außer dem vorstellenden Gemüthe nicht etwas Wirkliches zum Grunde läge; so bezeichnet dieses Etwas, obgleich nur negativ von ihm angedeutet, doch das Dasein eines Realen (s. d. Art. Kant), und die Unmöglichkeit des Daseins der Dinge an sich, oder, eines von unsern Vorstellungen unabhängigen und verschiedenen Grundes der Erscheinung, ist, nach Kant selbst, unerweisbar, auch von keinem, weder ältern noch neuern, Idealisten erwiesen worden.

Realisten, die Anhänger des Realismus in der Philosophie, namentlich eine Partei der Scholastiker, welche als Gegner der Nominalisten lange Zeit hindurch kämpften, bis endlich mehrere neu aufgestellte Philosopheme, unter andern das des Descartes, die Aufmerksamkeit der Denker zu beschäftigen anfingen. (S. d. Art. Nominalisten und Scholastiker.)

Realinstitute (oder polytechnische Institute). Schon in dem von Herder entworfenen Plane für die Einrichtung der höhern Schule zu Riga (neuerdings in seinem Sophron abgedruckt) findet sich die Idee jener neuen Art von gelehrten Schulen, die mit den Gymnasien übrigens parallel und mit ihnen verbunden, nur darin von diesen verschieden sein sollten: daß sie, statt des ausschließendern Unterrichts in den alten Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte u. s. als Materiale der höhern Geistesbildung und Übung hervorhöben. Als eine sehr geistvolle und auf einem selbstständigen Wege gelungene Annäherung an die Herdersche Idee läßt sich die später in Berlin errichtete Realschule betrachten; während auf der andern Seite das in Paris errichtete, in der neuesten Zeit aufgehobene Real- oder polytechnische Institut bei aller seiner Einseitigkeit jene Idee wieder auf andere Weise in Erinnerung bringen mußte. — Der letzteren Anstalt, die ihre erste Entstehung aus der Schreckenszeit der französischen Revolution herleitet, sah man es freilich an, daß sie ein Werk jener Zeit war, die auf der einen Seite alles lange Bestandene, Gute wie Schlimme, umstürzen und zerstören wollte, auf der andern aber statt aller bisherigen Gelehrtenbildung nur jene Tauglichkeit und Fertigkeit der Zöglinge bezweckte, die dem Bedürfniß jener für Frankreich gefahrvollen kriegerischen Tage am angemessensten, und damals, wo dem jungen Franzosen fast für nichts anders, als für den Krieg Zeit und Sinn geblieben schien, in der kürzest möglichen Zeit zu erwerben waren. Dennoch verdient sie, so sehr als irgend eine andre Bildungsanstalt der neuern Zeit, Berücksichtigung. Es ist erwiesen, daß die meisten jener Talente, die seit einem Jahrzehend in Frankreich, sowohl in den Künsten des Kriegs

als des Friedens sich auszeichneten, in dem polytechnischen Institu geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. Jene Anstalt genoß aber auch bis in die letzte Zeit einer vorzüglichen Vorsorge der Regierung. Eigens dazu ernannte Commissarien mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs bereisen, und aus den Provinzialschulen die ausgezeichnetsten Köpfe, besonders aber solche, die sich für mathematische Studien zu eigenen schienen, auswählen. Auf mathematische Vorkenntnisse ward auch schon bei der Aufnahmeprüfung vorzüglich gesehen. Außer diesen ward von Seiten der neu Aufzunehmenden blos einige Fertigkeit des Styls in der Muttersprache, etwas Zeichnen, und so viel Latein, als zum Verstehen eines sehr leichten lateinischen Schriftstellers hinreichte, erfordert. So hatte die Anstalt nie Mangel an Zöglingen, die sich gerade für die Unterrichtsgegenstände, die in ihr Hauptsache waren, meistens in einem vorzüglichen Grade eigneten. Die Zöglinge (selten unter 300 an der Zahl) waren in drei verschiedene Classen vertheilt; in allen beschränkte sich der Unterricht auf Mathematik, Technologie, Chemie, Physik, Naturgeschichte und Geschichte. Die gewisse Aussicht auf eine baldige Anstellung, zum Theil auch die Strenge, womit der Übertritt aus einer niedern in eine höhere Classe bestimmt und beschränkt wurde, vor allem aber der günstige Umstand, daß die Zöglinge nicht durch äußern Zufall, sondern durch die eigenthümlichen Richtungen der Neigungen und Anlagen in die Anstalt geführt wurden, ließen fast durchgängig etwas Bedeutendes leisten. — Seit sieben Jahren wurden auch im Königreich Baiern zwei Realinstitute, das eine zu Augsburg, das andere zu Nürnberg, errichtet, die übrigens gleich den Gymnasien als Vorbereitungsschulen für die Universität oder für die verschiedenen Zweige der Technologie und Kunst dienen sollten. Jene Anstalten, die später zu einer einzigen in Nürnberg vereinigt wurden, bestanden aus vier Classen, davon jede auf einen einjährigen Lehrcurs, das Ganze mithin auf einen vierjährigen berechnet war. In allen vieren wurde vorzüglich in Mathematik, Technologie, Chemie und Waarenkunde, Physik, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, Philosophie, deutscher Literatur und Sprachfertigkeit, nächstdem in neuern Sprachen, Zeichnen und Modelliren Unterricht ertheilt Die Zöglinge bestanden theils aus künftigen Cameralisten, Ärzten, theils solchen, die sich zum Artilleriedienst, zum Bauwesen, Bergbau, zum Postwesen, zur bildenden Kunst, zum Handel, Fabrikwesen u. s. w. bestimmt hatten. Der Unterricht, unter acht Lehrer vertheilt, war für Ausländer wie für Inländer unentgeldlich. Auch diese Anstalt ist 1816 wieder eingegangen. — Jene Realinstitute stehen, als höhere Bildungsanstalten, mit Realschulen in Verbindung, worin sich meistens die Zöglinge für das Realinstitut bilden, die aber außerdem den höhern Bürgerschulen einiger andern Provinzen Deutschlands entsprechen. Jene Realschulen, worin die Schüler meist nur bis zum 14ten oder 15ten Jahre bleiben, sind in zwei Classen getheilt. In der untern wird vorzüglich in Religion, im Rechnen, Elementargeometrie, Kosmographie und Geographie, deutscher Sprache mit allen dazu gehörigen Übungen, im Französischen und im Zeichnen unterrichtet; in der höhern tritt an die Stelle der Kosmographie und Geographie, Physiographie und Geschichte, der übrige Unterricht wird fortgesetzt; so daß die Zöglinge der Realschulen, wenn sie ins Institut übertreten, eine ziemliche Fertigkeit im Styl der Muttersprache haben, Arithmetik bis zur Lehre von den Potenzen, Geometrie u.

[illegible] — Seit einiger Zeit ist auch zu Wien eine vortreffliche Anstalt jener Art unter dem Namen eines polytechnischen Instituts errichtet, die mit der in Baiern bestehenden einen ziemlich ähnlichen Lehrplan hat. Sie ist zunächst zur höhern Bildungsanstalt für die, die sich im Fabrikwesen, in der Technologie u. a. auszeichnen wollen, bestimmt und der Kaiser hat jener begünstigten Anstalt bereits das ihm zugehörige, vortreffliche physikalische Cabinet und ein prächtiges Gebäude nebst allem andern Material geschenkt. Unter der Leitung der Lehrer dieser Anstalt und von Prechtl besorgt, erscheint seit [illegible] eine ausgezeichnete Zeitschrift: Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts. R.

Realmünze, Sachmünze, ist dasjenige Tausch- und Werthausgleichungsmittel, welches zwar, wie jede Münze, eine nach dem allgemeinen Vermögensmesser (dem Gelde) berechnete Anweisung auf die in den Tauschverkehr kommenden Güter jeder Art enthält, aber zugleich mit dieser Eigenschaft die einer Waare verbindet, indem es einen ihm eigenthümlichen, unabhängigen, mit dem der Güter, worauf es eine Anweisung gibt, übereinstimmenden oder ihn übertreffenden Tauschwerth besitzt, welchen es selbst dann noch behält, wenn es aufgehört hat, Anweisung auf andere Waaren zu sein. Zum Begriff der Realmünze ist es daher unumgänglich nothwendig, daß der sinnliche Stoff, welcher derselben zum Grunde liegt, ein Gut, ein Genußmittel sei; mit dem Besitze einer Münze dieser Art ist zugleich der Besitz eines Pfandes über den vollen Tauschwerth derjenigen Güter verbunden, worauf die Münze eine Anweisung enthält. Die Idealmünze ist nichts weiter als ein bloßes, reines Tauschmittel, kann daher auch nur insofern Werth und Geltung haben, als sie eine Güteranweisung enthält, auf deren Realisirung der Münzbesitzer mit Sicherheit rechnen kann; die Realmünze leistet die Gewähr für die Sicherheit durch sich selbst, die Idealmünze hingegen nur durch einen Bürgen; und auf dem Vertrauen, welches man diesem Bürgen schenkt, beruht allein ihre Geltung. — Nicht alle Gattungen von Genußmitteln sind gleich fähig, zum sinnlichen Stoff der Realmünze gebraucht zu werden, sondern vorzüglich nur solche, welche, unbeschadet ihres positiven Werths, sich in die kleinsten Vermögenstheile trennen lassen, und zugleich allgemeinen absolut oder doch hohen relativ verglichenen Werth besitzen. In der frühesten Zeit der Bildung dienten Ochsen den Atheniensern, Schafe und anderes Vieh den Römern zur Münze (daher die Benennung pecunia). In Mexico galten früherhin Cacaobohnen, Federkiele mit Goldstaub gefüllt, dünne Stücke von Zinn als Münze. In Äthiopien und Abyssinien vertritt Steinsalz die Stelle der Münze, in Virginien bedient man sich dazu des Tabacks, im Reiche Siam, so wie in Bengalen, gebraucht man eine Art kleiner Muscheln, welche Kauris heißen, als Münze; auf Newfoundland ist trockner Stockfisch, Zucker in einigen westindischen Colonien, bei den Bewohnern der Küste von der Hudsonsbai sind Biberfelle, und in Island Kabeljaue die gewöhnliche Münze; aber in keinem Genußmittel findet man die zu einer passenden Realmünze erforderlichen Eigenschaften in so hohem Grade vereinigt, als in den Metallen, besonders den edlen, weshalb diese auch von den meisten Völkern dazu vorzugsweise sind benutzt worden. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Realschulen, s. Realinstitute.

Réaumur (Réné Antoine Ferchault de), 1683 zu Rochelle ge-

boren, war einer der größten Naturforscher seiner Zeit und seines Volkes. 1703 ward er Mitglied der Akademie zu Paris, und 1709 erschien in den Memoiren der Akademie seine Schrift: De la formation et de l'accroissement des coquilles des animaux, worin er den Satz aufstellte: die Schalen der Schalthiere entständen aus dem Erharten eines Saftes, der aus den Poren dieser Thiere dringe. — 1718 gab er eine Abhandlung heraus über die goldführenden Flüsse Frankreichs, worin er zugleich zeigte, wie dieses Metall am leichtesten aus ihnen zu gewinnen wäre. Seine vielfachen Versuche über die Verwandlung des Eisens in Stahl hatten manchen sehr nützlichen Erfolg, und leiteten ihn zugleich auf die Idee, eine Methode zu ersinnen, vermöge welcher das Gußeisen in Schmiedeeisen umgeschaffen werden könne, worüber er auch 1722 eine eigene Schrift herausgab. Die Verfertigung des Porzellans, so wie die Verschiedenheit desselben, beschäftigten ihn sehr angelegentlich. Er bemühte sich, das japanische Porzellan nachzuahmen, und kam dabei auf den Gedanken, aus gewöhnlicher Glasmasse Porzellan zu bereiten. Zwar war das gewonnene Erzeugniß dem wirklichen Porzellan nicht gleich an schöner weißer Farbe, zu technischen Zwecken aber ist es eben so brauchbar als jenes. — Vorzüglichen Ruhm erwarb sich Réaumur (1730) durch Anfertigung seines Weingeistthermometers und eine dabei aufgestellte neue Eintheilung der Scala, die man beibehielt, als man späterhin den Weingeist mit dem Quecksilber vertauschte. (S. Thermometer.) 1756 überreichte er der Akademie eine Schrift über die Kunst und Verschiedenheit, mit der die mannichfachen Arten der Vögel ihr Nest bauen, auch stellte er Beobachtungen über die Verdauung dieser Thiere an. Eins seiner größten Werke: L'histoire naturelle des Insectes, 6 Bände stark, gibt bedeutende Aufschlüsse über Fortpflanzung, Verwandlung und Lebensart mehrerer Thiere dieser Gattung. — Réaumur starb an den Folgen eines Falles auf seinem Landgute Bermondiere in der Landschaft Maine, 1757.

Recensionswesen. Das Recensionswesen ist ein literarischer Gerichtshof der neuern Zeit, bei welchem jeder Beisitzer (Recensent) einzeln sein Urtheil über ein im Druck erschienenes Buch öffentlich ausspricht, ohne dadurch dem entscheidenden Urtheile der öffentlichen Meinung, noch der Zeit vorzugreifen. Außer der klugen Umsicht und Aufsicht des Vorsitzers eines solchen Gerichtshofs, der die literarischen Schöffen ernennt, oder der Redaction, und außer dem eigenen literarischen Gewissen der Urtheiler selbst, gibt es für die Recensiranstalten keine Vorschrift, noch Regel. Ihr Zweck ist doppelt: sie beurtheilen und sie melden. Literaturzeitungen und kritische Blätter bleiben für die Verbreitung des wissenschaftlichen Gemeinguts und für die Erweckung des öffentlichen Sinns in der Gedankenwelt ein treffliches Hülfsmittel, und wenn das geistige Leben in Europa jetzt reger erwacht, vielseitiger ausgebildet und tiefer begründet ist, als je, so ist dies größtentheils mit eine Folge des öffentlichen Urtheils in der gelehrten Republik. Mit diesen Worten ist der Charakter, die Bedeutung und der Werth des Recensionswesens ausgesprochen. Hierzu kommt, daß zu jeder Zeit die größten Köpfe gern ihr Urtheil in solchen Blättern niedergelegt und manches goldne Wort, das sonst in keinem Buche Platz gefunden, oder mit dem Buche selbst im Staube sich vergraben hätte, darin zu Tage gefördert haben. So der unsterbliche Haller, so Johannes von Müller, und viele andere; so selbst Schiller und Göthe, einst die erklärtesten Feinde des Recensionswe-

– Immerhin sei die Recensionsanstalt der Kampfplatz einer Schule, wenn nur tüchtige Kämpfer ihr System verfechten! Der Leser will ja nicht das untrügliche Urtheil der Recensionsanstalt abholen, sondern er will ein gedachtes Urtheil, das ihn zum Selbstdenken reizt, klar und bündig, gleichviel ob scharf oder bescheiden ausgedrückt, über ein Buch lesen, das überhaupt eines solchen Urtheils werth ist; von dem Inhalte aber will er nur so viel erfahren, als es zur allgemeinen Würdigung des Buchs und der Beurtheilung dient. Es versteht sich, daß Redaction und Recensent überhaupt dem Geschäfte gewachsen sein, und daß beide, frei von persönlicher Absicht, den Zweck der Wissenschaft rein ins Auge fassen müssen. Ist dies der Fall, so werden allemal die kritischen Zeitschriften einer Nation, als die reifsten Blüthen ihres literarischen Geistes, nicht nur die Achtung der Zeitgenossen, sondern auch die Aufmerksamkeit des Auslandes und der Nachwelt verdienen. Möge auch der Recensent irren, wenn er nur seinen Irrthum klug und klar, geistvoll und kräftig, mit strengem Wahrheitssinn und fest wie ein Republikaner, ausspricht. Denn schon der große Bacon hat gesagt: Rascher tritt das Wahre aus dem Irrthum hervor, als aus der Verworrenheit. (Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.) — Wie sehr kritische Blätter die Wissenschaft befördern, beweist die Literargeschichte aller Völker, die sich der Gedankenfreiheit und mit ihr eines geistigen Lebens erfreuen dürfen. Man vgl. was im Art. Nicolai (Christ. Friedr.) über dessen deutsche Bibliothek gesagt ist. Die Franzosen, denen überhaupt das Verdienst gebührt, die Gelehrsamkeit in die Welt, sei es auch nur in den Salon, eingeführt zu haben, sind die ersten gewesen, welche über Druckschriften öffentlich und rücksichtslos urtheilten. Louis Jacob (st. 1670) soll durch seine Bibliographie Parisienne, die jährlich alle zu Paris erschienenen Bücher beurtheilte, den ersten Gedanken zu dem noch blühenden Journal des Savans, dessen Stifter Denis de Sallo (st. 1669) war, gegeben haben. Bald darauf begannen die literarischen Journale der Deutschen: Thomasius freimüthige Gedanken über allerhand Bücher, Halle und Leipzig 1688; Tentzels monatliche Unterredungen, Leipzig 1689, und Otto Menkens Acta eruditorum, seit 1682. (S. die Übersicht der wichtigsten kritischen Blätter des In- und Auslandes in dem Art. Literatur-Zeitungen.) In Deutschland entstanden jedoch erst um die Mitte des 18ten Jahrh. diejenigen beurtheilenden Zeitschriften, die der deutschen Kritik (s. d. Art. in der neuen Folge dieses Werks) eine ausgebreitetere Achtung verschafften und auf die Nationalliteratur einen vielfach fördernden Einfluß hatten. Dahin gehörten vorzüglich die durch Lessings, Mendelssohns und Nicolais Geist und Thätigkeit bedeutend gewordenen Literaturbriefe, die allgemeine deutsche Bibliothek, die göttinger gelehrten Anzeigen und die allgemeine Literaturzeitung. Das neueste gelehrte kritische Institut ist der vom Prof. Krug und mit dem V. Hefte vom Herausgeber dieses Lexicons redigirte Hermes, 1820. Im Allgemeinen zeichnen sich die gelehrten Blätter der Britten durch ein bestimmtes, tief eindringendes Urtheil aus, wiewohl man dabei, um es richtig zu würdigen, den Einfluß des auch hier oft nur zu thätigen politischen Parteigeistes auszuscheiden suchen muß; die kritischen Zeitschriften der Franzosen empfehlen sich durch treffende und klare Würdigung des Zweckmäßigen; und die der Italiener durch scharfsinnige Zergliederung; doch klebt allen eine gewisse Einseitigkeit an, von der fast nur der Deutsche bei seiner Uni

versalität und Gründlichkeit frei ist, wenn ihn nicht etwa ein herrschendes System einnimmt. Man hat häufig die Frage aufgeworfen: Soll der Recensent sich nennen? Wir glauben: Nein; denn nur die Sache soll ihm gelten, wie dem Leser. Das Urtheil muß sich selbst rechtfertigen. Nennt er sich, so ist sein Urtheil, auch wenn er es nicht will, noch glaubt, befangen; dem Leser aber ist manchmal mit dem gelehrten Unmuth des ungenannten Recensenten mehr gedient, als mit dem höflichen Berichte eines sich nennenden Lobpreisers. K.

Receptirkunst. Die Kunst, Recepte (von ℞. Rec., Recipe, nimm, das den lateinischen Recepten vorausgesetzt wird) zu schreiben, macht einen wichtigen, wenn auch nicht wesentlichen Theil der praktischen Medicin aus. — Es wird in derselben jedoch weder die Wirkungsart der Mittel, noch die Krankheit, in der sie nützlich sind, sondern blos die Art und Weise, dieselben zu verschreiben, gelehrt, und alle jene Kenntnisse werden als bekannt vorausgesetzt. — In ältern Zeiten umfaßte sie die ganze heutige Pharmacie mit, weil ein jeder Arzt selbst dispensirte; daher denn auch die Bereitung der zusammengesetzten Arzneimittel, die jetzt in den Apotheken schon vorräthig sind, hier vorgetragen wurde. — Die Recepte, Arzneiformeln (daher die Receptirkunst auch wohl Formulare genannt wird) oder Arzneivorschriften, werden bei uns gewöhnlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Diese Gewohnheit gewährt manche Vortheile. Es ist erstlich diese Sprache viel allgemeiner verbreitet als irgend eine andere, und lateinisch geschriebene Recepte können daher in Rußland sowohl als in Italien und Portugal bereitet werden; die Terminologie derselben ist viel bestimmter, als in irgend einer andern Sprache; in der deutschen z. B. wird ja manches Kraut in jeder Provinz anders benannt; ferner ist sie viel kürzer als andere; und endlich ist es in sehr vielen Fällen höchst unbequem für den Arzt, in manchen Fällen auch sogar schädlich für den Kranken, wenn letzterer das Recept versteht; es herrschen Vorurtheile gegen manche Mittel, die sehr schwer zu bekämpfen sind, der Hypochondrist grübelt im lateinischen Recepte schon, wenn er nur ein Paar Worte Latein versteht; und oft gibt es dem Kranken Beruhigung, wenn er nur Arznei nimmt, sie mag auch noch so wenig wirkend sein. Aus diesen Gründen halten unsre Landsleute mit Recht an dem Gebrauche fest, die Recepte lateinisch zu schreiben. — Arzneiformeln werden eingetheilt in einfache und zusammengesetzte, in officinelle (die immer vorräthig sind) und extemporirte oder Magistralformeln (die dann erst bereitet werden, wenn sie der Arzt verschreibt) und endlich in innere und äußere. In einem jeden, vorzüglich in einem zusammengesetzten, Recepte unterscheidet man mehrere Theile, die Basis und das Mittel, von dem die Heilung erwartet wird, das Constituens und Vehikel, das der Basis die Gestalt gibt, die es haben soll, z. B. Zucker ist Vehikel im Ölzucker, das ätherische Öl die Basis. In vielen Ländern ist es mit Recht dem Arzte befohlen, seinen Namen und den Tag der Verordnung beizufügen. Die Bestimmung der Dosis der Mittel ist ein wichtiger Gegenstand in jedem Recepte. Sie wird entweder nach dem Apothekergewicht oder nach Maßen angegeben. Das Medicinalpfund (℔) enthält 12 Unzen oder 24 Loth Kramergewicht, die Unze (℥j) acht Drachmen oder Quentchen, die Drachme (ʒj) drei Scrupel, ein Scrupel (℈j) zwanzig Gran, der Gran (gr. j.) ist das kleinste Gewicht; der halbe Theil irgend eines

...wird mit ß bezeichnet. Die Maße der festen Körper sind ..., so viel man im Arme, Manipel, so viel man mit der Hand (=℥ß, wenn es ein Kraut ist, oder ℥iij, wenn es Blüthen sind), ..., so viel man mit den Fingern (=℥j) fassen kann. Manche ..., z. B. Mandeln, werden wohl auch nach der Zahl bestimmt. ...leuchtet ein, daß diese Bestimmung nach Maß immer etwas unsi...ist, daher man besser thut, sich statt ihrer des Gewichts zu bedie...n. Bei Flüssigkeiten ist das Maß oder die Kanne =℔iv.; ein ...chen oder Theeschale =℥iij; ein großer Löffel =℥ß; ein ...er Löffel =℥j; und ein Tropfen bei sehr leichten Dingen =Gr. ß, bei schweren Gr. j. — Es werden, wie bekannt, die ...mittel bald in fester, bald in flüssiger Form angewendet, und ...richtet sich die Wahl der Form theils nach der eigenthümlichen ...tur des Arzneikörpers, theils nach den besondern Zwecken, die man ...chen will, theils auch nach dem Geschmacke und den Wünschen ...s Kranken. Die einfachste unter den festen Formen ist die, das ...mittel in Substanz zu geben, d. h. in dem Zustande, in wel...em es erhalten wurde, oder nur wenig zerschnitten. Werden die Substanzen aber mehr zerstoßen, zerrieben, gemahlen, so entsteht die Pulverform, in welcher man viele Arzneimittel gibt, die mit allen ...ren Bestandtheilen wirken sollen, oder von denen man eine große Menge im kleinsten Raume in den Körper bringen will. Nach dem ...rade der Feinheit unterscheidet man das gröbere (grossus), oder feinere Pulver (pulv. subtilissimus); jenes wird gewöhnlich äußer...lich in Kräuterkißchen u. s. w. angewendet. — In Pillen (pilulae) ...er kleinen Kügelchen von ein bis zwei Granen werden solche Arz...neien verschrieben, die sehr häßlich schmecken oder riechen. — Den Pillen ähnlich ist der Bolus, Bissen, eigentlich eine größere Pille, die frisch bereitet und noch nicht erhärtet, wie jene, auf einmal ge...nommen wird. — Im Munde zergehen dagegen die Leckkügelchen (trochisci), und sind immer wohlschmeckend; ihr Vehikel besteht daher aus Zucker oder ähnlichen süßen Dingen. — Werden klein zerschnittene oder pulverige Theile mit heißem zergangenen Zucker übergossen, ge...mischt, und dann in Tafeln von willkürlicher Größe gegossen, so ent...stehen die Morsellen; wird eine ähnliche Masse in kleine platte Kü...gelchen getheilt, so werden die Zeltchen (rotulae) gebildet. Hierher gehört endlich noch das Pflaster und Stuhlzäpfchen. Jenes muß leicht in der Wärme zu erweichen und klebend sein, und wird, wie bekannt, ...r auf die Haut gelegt. Das Vehikel, das ihm diese Eigenschaften gibt, besteht aus Wachs, Fett und harzigen Körpern. Stuhlzäpfchen (suppositorium) ist eine kugelförmige, feste, etwas nachgiebige Masse, deren Durchmesser ungefähr ½ Zoll beträgt, die aus Seife, Honig, Gummi, Öl mit festern Dingen, häufiger jedoch zu Hause als in der Apotheke bereitet, und von denen Gebrauch gemacht wird, um zu Ausleerungen zu reizen. — Eine eben so große Menge von Formeln gibt es, die Arzneikörper flüssig zu geben; sie sind entweder schon ursprünglich flüssig, und die einzelnen Formeln erfordern dann ein bloßes Zusammengießen einzelner Flüssigkeiten, oder es wird aus dem festen Körper durch Auspressen, Auflösen, Abreiben, Aufgießen, Ab...kochen, vermittelst des Wassers oder einer andern Flüssigkeit, irgend eine flüssige Form hervorgebracht. — So erhält man durch Aus...pressen frischer Kräuter den ausgepreßten Saft (succus expressus), der

so häufig zu Frühlingskräutercuren gebraucht wird; die Auflösung (solutio) durch Vermischung irgend eines auflösbaren festen Körpers mit einer Flüssigkeit. — Eine eigenthümliche Form entsteht, wenn Öl und Schleim sich mit einander verbinden, und durch Wasser verdünnt werden. Eine solche Mischung sieht der Milch sehr ähnlich, und wird daher Pflanzenmilch (emulsio) genannt. Vielen Pflanzensamen kommt die Verbindung schon von Natur zu, und diese dürfen nur zerquetscht und mit Wasser verdünnt gerieben werden, um eine Emulsion zu geben; oder auch durch künstliche Mischung des Öls, Schleims und Wassers kann eine ähnliche Form bereitet werden, die dann unächte Emulsion oder künstliche Milch (emulsio spuria s. lac artificiale) genannt wird. — Flüchtige feste Körper werden zerschnitten und durch darüber gegossenes Wasser in einiger Zeit die wirksamen Bestandtheile ausgezogen; so wird ein Aufguß (infusum) bereitet; davon unterscheidet sich der Absud, die Abkochung (decoctum), nur dadurch, daß das Wasser kochen, ja sogar einkochen muß, um die wirksamen Bestandtheile aufzunehmen. — Auch von der Dosis erhalten manche Arzneivorschriften in flüssiger Form eigenthümliche Namen. Wird die Arznei tropfenweise genommen, so heißt sie Tropfen (guttae); Tränkchen (haustus) wird sie genannt, wenn sie auf einmal, Trank (potio), wenn sie auf ein- oder zweimal genommen wird; Mixtur (mixtura) ist eine flüssige Arznei aus mehreren Bestandtheilen zusammengesetzt, und mehrere Unzen ausmachend, die eßlöffelweise genommen wird. — Ptisane (Ptisana) ist eine so schwache flüssige Arznei, daß sie zum gewöhnlichen Getränk benutzt werden kann. — Andere erhalten ihren Namen vom Geschmack, wie z. B. das Julep (julepus oder julapium), eine säuerlich angenehm schmeckende Mixtur bezeichnet, oder der Lecksaft (linctus, eclegma), dessen Vehikel irgend ein Syrup, Honig oder auch Schleim ausmacht, und der angenehm süß schmecken muß. — Noch andre endlich werden von der Gebrauchsart benannt, wie z. B. das Gurgelwasser (garganisma), die Einspritzung (injectio), das Klystier (clisma) und die Bähung (fomentum). Zwischen den festen und flüssigen Arzneiformen steht die weiche in der Mitte. Dahin gehört die Latwerge (electuarium), die Salbe (unguentum), der Breiumschlag (cataplasma), Senfumschlag (sinapismus) u. s. w. B. P.

Receß wird ein schriftlicher Vergleich genannt, der zwischen zwei oder mehrern Personen über eine streitige Sache abgeschlossen wird. Beim Bergbau bezeichnet dieses Wort die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeschossenen Kosten zu den Grubenbauten u. dgl. Wenn hierauf in der Folge durch Gewinnung des Minerals die Auslagekosten gedeckt werden, so erhalten die Theilnehmer den Überschuß, unter dem Namen Ausbeute (s. d. Art.) nach Verhältniß ihrer Einlage heraus. Noch wird Receß- oder Quatembergeld die Abgabe genannt, die die Theilnehmer an einem Grubenbau dem Landesherren entrichten müssen.

Rechenkunst, s. Arithmetik.

Rechenmaschine ist eine Erfindung der neuern Zeiten, und besteht in einem Instrumente, das die zum Rechnen höchst erforderliche Aufmerksamkeit erhalten, und gegen Fehler im Rechnen schützen soll. Viele Mathematiker haben sich lange beschäftigt, dies Instrument theils zu erfinden, theils zu vervollkommnen, und auch Leibnitz ließ sich letzteres sehr angelegen sein. Unter den zu verschiedenen Zeiten aufgestellten Rechenmaschinen verdient die Grüsonsche, sowohl durch

[illegible]heit, als Leichtigkeit im Gebrauch vor vielen andern den Vor[illegible]. Sie besteht aus einer 9½ Zoll im Durchmesser haltenden Scheibe, [illegible] Mittelpunct sich ein Weiser dreht; concentrische Kreisbogen [illegible] in einiger Entfernung den Mittelpunct, und sind durch [illegible]messer in neun Stücke von Kreisringen getheilt. In denen von [illegible] Kreisbogen und Halbmessern gebildeten Fächern stehen nach einem [illegible] zum Grunde liegenden System geordnete Zahlen. Auf dem [illegible] befinden sich die Zahlen 1, 2, 3, u. s. w. bis 0. Von den [illegible] Stücken der Kreisringe ist für Addition und Subtraction [illegible], für Multiplication und Division sind die andern bestimmt. [illegible] für die Multiplication und Division bestimmten Stücke be[illegible] sich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Will [illegible] nun z. B. eine Zahl dividiren, so wird damit also verfahren: [illegible]nommen, der Divisor wäre 7, der Dividendus 31976, so dreht [illegible] den Weiser auf die Tafel, die mit 7 bezeichnet ist, und bringt [illegible] bis auf die Zahl 31, als den ersten einzelnen Dividendus. Unter [illegible] 31 wird man nun auf dem Weiser den Quotienten 4, am äu[illegible] Rand der Tafel aber rechts nach der nämlichen Richtung zu [illegible] Rest 3 finden. Dieser Rest, der im Hauptdividend folgenden [illegible] 9 vorgesetzt, gibt 39 als zweiten einzelnen Dividend, und wenn [illegible] hier nun abermals so verfährt, wie eben gezeigt worden, so [illegible] man den Quotienten 5, und den Rest 4, woraus der Leser [illegible], daß bei Fortsetzung dieser Art zu verfahren man endlich den [illegible] Quotienten der als Dividendus gegebenen Zahl mit 4568 fin[illegible] muß, wodurch das Exempel gelöst ist. Durch zwei später dieser [illegible] zugefügte Rechenstäbe und eine zweite Scheibe kann der Ge[illegible] derselben auch auf zusammengesetzte, und sogar benannte Zahlen [illegible] werden. Da indeß auch die umständlichste Beschreibung dieser Rechenmaschine den damit Unbekannten nicht ganz darüber ins Klare zu setzen im Stande sein würde, wenn sie nicht durch Zeichnung erläutert wird, so müssen wir den Leser, der nähere Belehrung wünscht, auf eine kleine Schrift verweisen, die 1795 in Halle mit einem erklärenden Kupfer unter dem Titel: Beschreibung und Gebrauch einer neu erfundenen Rechenmaschine von Grüson, erschienen ist.

Recht ist das Prädicat, das einem Subjecte insofern zukommt, als eine Zwangsverbindlichkeit gegen dasselbe vorhanden ist, oder das einem Subjecte insofern zukommende Merkmal, als etwas äußerlich [illegible] von seiner Willkür abhängig betrachtet werden muß. Man unterscheidet persönliches und dingliches Recht. Jenes ist ein Recht auf eine Leistung; des letztern Gegenstand ist eine Sache.

Rechtfertigung, im kirchlichen Sinne, s. Versöhnung.

Rechtfertigung, im rechtlichen Sinne. Jede Darstellung, worin man ein Urtheil zu begründen sucht, ist eigentlich rechtfertigender Art, mithin finden sich auch bei allen juristischen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (s. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in diesem Sinne vor. Die meisten solcher im allgemeinen deutschen Civilprozesse vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verschiedene Benennungen, und zwei führen auch in dieser Hinsicht den Namen Rechtfertigung (justificatio): nämlich die nach Einwendung eines aufschiebenden Rechtsmittels, und die nach Ausbringung eines Arrestmandats zu bewirkenden Vorträge. Bei blos aufschiebenden Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung sofort auf die Einwen-

dung, bei zugleich abweisenden hingegen erst nach der geschehenen Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen ist sie eine juridische Ausführung, daß in Ansehung der die Beschwerden bildenden Puncte rechtlich anders hätte geurtheilt werden sollen (Rechtfertigung des Materiellen), und daß man bei dem mit Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gebrauchten Rechtsmittel eine Abänderung der Beschwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formalien). — In Sachsen bedient man sich bei dem Rechtsmittel der Läuterung anstatt des Worts Rechtfertigung das der Fortstellung (prosecutio). Bei Arresten hingegen versteht man unter Rechtfertigung den Vortrag, worin nach erlassenem Arrestmandate der Bittsteller die Rechtmäßigkeit der Anlegung des Arrests und den Grund zum Arreste darzuthun sich bemüht. En.

Rechtgläubigkeit, s. Orthodoxie.

Rechtschreibung (nach griechischem Kunstausdruck Orthographie) ist die Art und Weise, in irgend einer besondern Sprache Worte oder Töne als hörbare Ausdrücke von Gedanken und Empfindungen, durch die gehörigen Schriftzeichen (Buchstaben) regelmäßig zu veranschaulichen oder sichtbar darzustellen. Die Rechtschreibung ist daher wohl zu unterscheiden von der Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit; Sprachreinigkeit nämlich besteht in Vermeidung aller Sprachmengerei oder in Beobachtung der angenommenen Haupt- und Hochsprache, so daß dieselbe von fremdartigen Ausdrücken und Wortfügungen, ingleichen von unedlen Landesmundarten, unverfälscht gehalten wird. Sprachrichtigkeit aber besteht in Befolgung der durch Sprachgebrauch und Sprachähnlichkeit bestimmten allgemein angenommenen Sprachgesetze. Der allgemeinste Grundsatz der Rechtschreibung sollte wohl für jede Sprache sein, die Schreibung möglich einfach der Rechtsprechung (Orthoepie oder Orthophonie) nachzubilden, d. h. die Buchstaben nach dem Laut, den jeder an und für sich darstellt, so zusammenzusetzen, daß keine anderen Töne, als in der Aussprache deutlich gehört werden sollen, und nicht anders, als sie wirklich gehört werden sollen, ausgedrückt werden, daß mithin die richtige Aussprache des zu bezeichnenden Wortes rein und treu wiedergegeben werde. Allein damit sind die Schwierigkeiten für die Ausübung bei weitem noch nicht gehoben, da die Rechtsprechung noch viel häufiger vernachlässigt wird, als die Rechtschreibung, wie schon die Menge unreiner Reime bei den meisten unserer Dichter beweist. Ja, es ist leichter, bei der Rechtsprechung sich nach der Rechtschreibung zu richten, indem man die Aussprache der Rechtschreibung so nahe als möglich zu bringen sucht, als umgekehrt; obgleich beide einander bedingen und unterstützen. Überdies machen von jenem Grundgesetz einige Sprachen fast zahllose und willkürliche Ausnahmen. Besonders zeichnen sich die englische und französische durch eine Launenhaftigkeit der Schreibung und Aussprache aus. Eine bestimmte Rücksicht, die bei der Rechtschreibung einen Fingerzeig geben kann, ist die Wortableitung, oder die erweislich wahre, nächste und bekannte Abstammung. Man wende also in umgeendeten, abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, so weit es die allgemein gebräuchliche Aussprache und der einmal übliche Schreibgebrauch verstatten, nur die Buchstaben an, welche das unmittelbarste Stammwort nebst Ableitungs- und Umendsylben erfordert. Doch muß man vorsichtig sein, daß man nicht von seitenverwandten Worten eins für des andern Stammwort annehme. Mit den Strenglingen, die überall auf Wortableitung hal-

und, ämsig, eräugnen, Ebenteuer (von Ameise, den Augen sich darbieten, eventura) schreiben, wollen wir nicht rechten. — Der Unterschied in der Bedeutung rechtfertigt nicht die Veränderung der gewöhnlichen Schreibart gleichlautender Wörter, weil es unmöglich ist, eine solche Unterscheidung durchzuführen, und weil oft für vermeintlich ganz verschiedene Wörter eine gemeinsame Grundbedeutung aufzuforschen ist, die sich in Nebenbedeutungen verzweigt hat (z. B. ahnen 1) ergeisten, eine Vorempfindung spüren; 2) einem etwas Böses) gedenken, um es ihm zu vergelten, daher rächen, strafen (gewöhnlich ahnden); und die Ahnen, die Geister der Verstorbenen, daher Vorfahren: beides vom lat. anima). — Auch auf Gleichform der Wortähnlichkeit ist bei der Rechtschreibung Rücksicht zu nehmen. Es scheint es richtiger, das Maß als das Maaß zu schreiben, weil das Imperfectum von messen allgemein geschrieben wird, ich maß. Auch muß man das Allzugesuchte und Eigene vermeiden, wie die Vertauschung des Ph mit F, z. B. in Filosofie. Denn der Schreibgebrauch setzt dem Sprachkünstler, der das gangbare Wortgepräge verwischen will, eine bestimmte durch Etymologie angewiesene Grenze, welche er nicht überschreiten darf. Über Wörter, deren Schreibung sich nach den bisher angegebenen Rücksichten nicht bestimmen läßt, folglich über alle Stamm- und Wurzelwörter und über alle ungewisse oder solche Ableitungen, deren nächste Stammwörter veraltet sind, entscheidet der allgemeine Schreibgebrauch, zumal bei ähnlich oder gar gleich lautenden Wörtern, die besondere Schwierigkeit haben. Allgemeine Regeln über den Schreibgebrauch lassen sich übrigens nicht aufstellen; denn es unterscheiden sich die besondern (bei verschiedenen Völkern üblichen) Sprachen in der Rechtschreibung noch in vielen Stücken, und die Grammatik einer jeden Sprache hat darüber das Nähere anzugeben. Unser gegenwärtiger Zweck erlaubt uns nur, uns hier auf die deutsche Sprache einzulassen. — Wer über die lateinische Rechtschreibung Belehrung suchen sollte, den verweisen wir auf Quintilians Anweisung zur Rednerkunst, Buch 1. Cap. 7., und auf die alten Grammatiker Velius Longus, Flavius Caper, Marius Victorinus, Terentius Scaurus, Agrötius, M. Aurelius Cassiodorus, Beda Sacerdos, und auf die neuern Philologen Aldo Manuzzi, Claude Dausquier, C. S. Schurzfleisch, H. Noris, G. Cortte, Chph. Cellarius; ferner in Hinsicht der französischen Sprache auf das Dictionnaire d'Orthographe und auf die Werke von C. P. D. Michel und von Plasmann. Das Deutsche und alle der deutschen Sprache eingebürgerten Wörter, also auch fremde Vornamen und Wörter, wenn sie durch den Gebrauch schon zu deutschen Wörtern gestempelt worden und also allgemein verständlich sind, schreibe man gleichmäßig mit den eingeführten Schriftzeichen, und bezeichne jeden deutlich gehörten Laut mit Bestimmtheit, der im Deutschen üblichen Aussprache gemäß; z. B. Kontur, Kontusch, Kulisse, Konterfei, Luise, Marschall, Maschine, Offizier, Leutenant, Scharpie, Schaluppe, scharmant, Schikane, Schimäre. Werden dagegen Eigennamen und solche Worte aus bekannten Sprachen eingestreut, die noch immer als fremdsprachig betrachtet werden oder gar noch ihre fremde Gestalt an sich haben: so muß auch ihre Fremdartigkeit durch ihre ursprüngliche Schreibart, als das Gepräge ihres fremden Ursprungs, zu erkennen gegeben werden; z. B. Agio, giriren, Giro-Bank, Michel Angelo, Shakspeare, Spleen, Don Quixote, Rousseau, Chevaulegers, Journal, Genie (weil man sonst die Abstammung

nicht erkennen würde in genial), Cicero, Circulation; aber Zirke und Bezirk, weil sie schon der deutschen Sprache angeähnlicht, und unter dieser, obgleich ausgearteten, Aussprache allgemein bekannt sind. Eben daher werden auch die griechischen Worte, deren Aussprache in den Zischlaut entartet ist, statt mit K, nach römischer Weise mit C geschrieben, z. B. Centaur statt Kentaur. Statt des é verdoppelt man lieber e zu Ende, z. B. Kanapee. — Werden fremde Worte oder Namen als solche angeführt, z. B. ein ave Maria, oder wie oben die Namen der lateinischen und französischen Grammatiker, auf deren fremdsprachige Schriften wir verwiesen: so wäre es eine Ungereimtheit, diese umkleiden zu wollen. — Die deutsche Rechtschreibung hat im Laufe der Zeit verschiedene Wechsel und Neuerungen erfahren, und wird, wie so vieles andere, ebenfalls von der Mode beherrscht. Veraltet ist z. B. die Schreibart: Cron (Krone), Hertzog, Marggraf, gnedig, unterthenig, mennlglich, Eyd, Böheimb (Böhmen), Ambt statt Amt aus Ambacht rc. Außerdem sind auch viele einzelne Fälle so schwankend und willkürlich, daß sie sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit entscheiden lassen. Auch hier also hat man das zu befolgen, worin die bewährtesten Schriftsteller übereinstimmen; abgeschmackt aber würde es sein, ohne anderweite Gründe, das Veraltete sich anzueignen. — Einen großen Anfangsbuchstaben erhalten im Deutschen nicht nur alle Anfangsworte einer Rede und eines Perioden und gewöhnlich auch jeder Zeile in einem Gedicht; sondern auch 1) alle Eigennamen, z. B. Deutschland, und gewöhnlich auch die davon abgeleiteten Beiwörter: das Deutsche Volk spricht Deutsch, sonach auch die sich auf Landeshoheit beziehenden Wörter: Kaiserlich, Königlich; 2) Nennwörter, die als Hauptwörter stehen, d. h. vor denen man ein bestimmendes oder unbestimmendes Geschlechtswort (einen Artikel) denken kann: der Bann, die Bahn, das Mein und Dein, ein Wenn und ein Aber. Doch haben Einige in mit lateinischer Schrift gedruckten Gedichten auch die Hauptwörter mit kleinen Buchstaben eingeführt; 3) die sich auf angeredete Personen beziehenden Fürwörter: Sie rc. Ihr rc. in Briefen und dergl. auch Du rc. Dein rc. 4) gewöhnlich auch Ein als Zahlwort mit Nachdruck. — Die Sylben-Abtheilung richtet sich zuerst nach der Zusammensetzung der Wörter, z. B. be-ob-achten, Erblasser, er-blassen, Erb-recht, ihr er-brecht, em-pfinden, wo p das f verstärkt. Eine willkürliche Ausnahme macht man in fremden Wörtern, die man gewöhnlich nach der Aussprache trennt, z. B. Synode, Sy-nonym, Mikros-kop, Teles-kop, a-doptirt, Po-stille, Pro-selyt, Di-stinction, Di-strict. Zwei durch ein ausgestoßenes e vereinigte Hauptlauter werden entweder zur folgenden Sylbe gezogen, z. B. Versin-ſt'rung oder, wenn der zweite ein l ist, getrennt. Zwei Grenzlaute (Mitlauter) zwischen zwei Stimmlautern (Selbstlautern) eines abgeleiteten Wortes werden getrennt, da denn, wenn eine Sylbe auf ſ ausgeht, das Schluß s eintritt: räus-pern. Man hat sich die Freiheit genommen, dies auch auf fremde Wörter anzuwenden: Des-pot, Enthusias-mus, Mi-krokos-mus. Doch bleiben zusammengesetzte Zeichen eines einfachen Lautes beisammen (ch, ph, sch, ß, th auch st und kr), und werden der Gleichform gemäß am füglichsten zur folgenden Sylbe gezogen; ck und tz aber werden wegen nur loser Zusammenziehung gemeiniglich der Aussprache nach getrennt, wo dann ck in seiner eigentlichen Gestalt erscheint als kk, z. B. glük-ken, er-göt-zen. Von drei oder mehr Grenzlautern

nl, außer in zusammengesetzten Wörtern, blos der letzte zur fol-
den Sylbe gezogen: Erb-se; doch ist derselbe bisweilen wiederum
n zusammengesetzter Buchstabe, wie in Herbste. — Die End-Syl-
n werden nicht der Ableitung, sondern der Aussprache nach vom
Stammworte getrennt, so daß sie dessen letzten Hauptlauter an sich
ziehen, z. B. heili-ge Pflichten. In längern Zusammensetzungen,
auch in drei- und mehrtheiligen, verknüpft man gern die vordern
zusammengesetzten Worte mittelst eines Bindungsstriches: Real-Schul-
Buchhandlung. Ferner sollte man durch den Bindungsstrich verbin-
den ein deutsches mit einem fremdsprachigen zusammengesetztes Wort:
Regiments-Arzt; 3) einem mit einem Gattungsnamen zusammenge-
setzten Eigennamen: Neu-Preußen; doch weichen Beiwörter wie Ober-
sächsisch und Niedersächsisch ab; 4) fremdartige Worte, die in ihrer
Muttersprache keine solche Zusammensetzung eingehen: Regiments-
Chirurgus, Jasp-Achat; 5) solche Worte, in denen ein und derselbe
Mitlaut dreimal hinter einander zu stehen kommt: Schiff-Flotte,
Voll-Luft, Still-Lager, Still-Leben, Stamm-Mutter, Gewinn-
Nummer, Irr-Rede, Bett-Tuch (man sollte daher auch statt Mit-
tag und Schifffahrt schreiben Mitt-Tag und Schiff-Fahrt; doch ist
es auf ähnliche Weise eingeführt, Hoheit zu schreiben, statt Hohheit
wie Rohheit); 6) durch Zusammensetzung bestimmte Worte, wenn das
Bestimmte, weil es wiederholt werden müßte, nach der ersten Be-
stimmung weggelassen wird: Ab- und Aussonderungen, hoch- und
kleinmüthig; 7) zwei ohne und verbundene besondere Bestimmungen:
Kaiserin-Königin. Außerdem werden zusammengesetzte Wörter als
ein einziges Wort geschrieben. Was übrigens als Wortzusammenset-
zung angenommen werden muß, und was nicht zusammengezogen
werden darf: darüber ausführliche Anweisung zu geben, ist nicht die-
ses Ortes. Hier nur so viel, daß man in zweifelhaften Fällen der
Deutlichkeit wegen die Worte lieber getheilt, als zusammengesetzt
schreibt. — Zu Zahlzeichen bedient man sich im Deutschen der arabi-
schen Ziffern 1, 2 rc., die als Zähler schlechthin gesetzt werden und dem
Worte des gezählten Gegenstandes voranstehen: 3 Tage, als Ord-
nungszahlen aber das gewöhnliche Zeichen der Abkürzung (.) erhal-
ten, und dann auch bisweilen ihrem Hauptworte nachstehen können:
am 3. Tage, d. i. am dritten Tage, S. 3. d. i. auf der dritten
Seite, und in ähnlichen Fällen, wo man sich sonst pedantisch der
lateinischen Sprache bediente, vornehmlich bei Nachweisungen:
Band 1. Buch 1. Abschnitt 1. (Cap. 1. §. 1.), Anmerkung 1. Fig.
1. (d. i. erste Figur,) Nr. 1. (d. i. Nummer eins). V. 1. (d. i.
erster Vers.) In der Ordnung der Herrschaftsfolge hat man die
römischen Ziffern beibehalten, welche nachgesetzt werden: Carl XII.
d. i. Carl der Zwölfte. Außerdem bedient man sich verschiedener Ab-
kürzungszeichen; doch darf diese Nachlässigkeit nicht überall statt fin-
den. Indeß werden gewisse häufig wiederkehrende Ausdrücke selten
ausgeschrieben: z. B. d. i. rc. (zum Beispiel, das ist, et cetera)
d. h. u. s. w. (das heißt; und so weiter). — Über die Anwendung
der zur leichtern Verständlichkeit gebräuchlichen Abtheilungszeichen s.
den Artikel Interpunction. Die Lautdehnung oder Verlänge-
rung des Athemzugs wird dem deutschen Schreibgebrauch zu Folge ge-
wöhnlich angedeutet, entweder I) durch h hinter dem Selbstlauter
und zwar vor den flüssigen Buchstaben l, m, n, r: Zahl, zahm,
Zahn, Ohr. Doch wird i durch h gedehnt nur in den Fürwörtern,
ihm, ihn, ihr und den davon abgeleiteten; oder II) durch Verdoppe-

lung des Selbstlauters, insbesondere 1) das a vor k, l, r, s, t in wenigen, meist einsylbigen, Urworten, z. B. Kraak (Schiff mit 3 Masten ohne Körbe), Aal, Aar, Waare, Aas, Saat und den davon abgeleiteten; außerdem noch in Aachen; 2) das e vor l, n, r, st und t in wenigen Urworten und den davon abgeleiteten, z. B. Seele, zween, Beere, Geest, Beet und in dem fremdsprachigen Rundeel; ingleichen in den auf einen gedehnten Stimmlaut ausgehenden Urworten oder fremdsprachigen Benennungen, Klee, Idee, und wo es die Stelle des im Französischen scharf betonten e vertritt: Kaffee; 3) das o vor k, r, s, ß, und t in wenigen Urworten: Mook (Honigkuckuck), Moor (Sumpf), Moos, Schooß (gremium), Boot, und in den davon abgeleiteten Wörtern. — Tritt ein Umlaut ein, so drängt sich der ursprüngliche Stimmdoppellaut in diesen zusammen und es bleibt derselbe einfach, z. B. die Äser; oder III) durch Hinzufügung eines e bei gedehnter Aussprache des i, z. B. nie. — Die Grenzdoppellauter bb, dd, ff, gg, ck (statt kk), ll, mm, nn, pp, rr, ss (am Ende einer Sylbe und vor t aber ß), tt, — tz stehen nur nach einem geschärften Stimmlaut: Krabbe, Kaddig (Wachholder), Waddig (Molken), Flagge, und am Ende nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung der Grenzdoppellaut vor folgendem Selbstlauter in der Aussprache hervortönt: Griff, Blick, still, Lamm, Mann, Geripp, Wirrwarr, Kuß, faßlich von fassen, satt. Also darf wenn, schlaff und schaff Milch nicht nach Hrn. Wolkes Anleit so geschrieben werden, daß es klingt wie wen, Schlaf und Schafmilch. Um verwandte Mitlauter, wie b und p, ch und g, d und t, g und k, s und ß am Ende eines Wortes oder einer Sylbe nicht zu verwechseln, braucht man nur eine Endvermehrung anzufügen, so daß sie vor einem Selbstlauter zu stehen kommen, wo dann in der Aussprache der Unterschied bemerklich wird, z. B. Korb, Korbes; Gezirp, Gezirpes; Sieg, Sieger; siech, siecher; Tod, Todes; Brot, Brotes; Klang, Klanges; schlank, schlankes; Reis, Reises; Reiß, Reißes. — Diesen allgemeinen Bemerkungen mögen noch einige besondre, die ohne wesentliche Ausnahmen sind, über die einzelnen Buchstaben folgen. Ch steht in der Nach-Sylbe lich und icht, als Endung eines Nebenwortes: künst-lich, ähn-lich (d. i. eigentlich: den Ahnen etwas gleich), künst-lich, thöricht, und den davon abgeleiteten Wörtern. Dt steht nur, wo es aus det zusammengezogen ist: gewandt, todt und in Stadt. G steht in der Nach-Sylbe ig, als Endung eines Nebenwortes, und in der Nach-Sylbe ßig, zig (von zug) in Zahlwörtern, und in von jenen abgeleiteten: sel-ig, drei-ßig, einzig, Sel-igkeit. J steht nur vor einem Selbstlauter: ja. K 1) zu Anfang: kein; 2) nach einem Mitlauter: Dank; 3) nach einem gezogenen oder gedehnten Stimmlauter, spuken als Gespenst, blöken wie ein Schaf; 4) auch überhaupt statt des lateinischen c, wo dasselbe seine Aussprache wie k beibehalten hat: Akt. Ck, welches eine Verdoppelung des k ist, steht nur nach einem geschärften oder geprellten, herausgestoßenen Selbstlauter: spucken Speichel, blocken, an den Block schließen. Ph steht nur in eigenen Namen und solchen Worten, die aus dem Griechischen stammen, wo es bf gesprochen wurde, welcher Laut sich in Pfui! erhalten hat. Es wird daher nicht vollständig ersetzt durch f, in Phasen, Phantast und Symphonie. Qu steht immer statt kw: Qual. S steht nur zu Anfang, s nur am Ende einer Sylbe, aber am Ende eines Wortes nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung nur ein einfaches sanftes s hervortönen würde. ß (in latein.

Schrift (s) steht am Ende eines Wortes nur vor t 1) als Grenzdoppelt, z. B. ißt von essen, nicht ist von sein; oder wenn es ein fürztes ſ nach einem gedehnten Selbstlauter vertritt, wo es dann Endvermehrung beibehalten wird: das Maß, die Maße, nicht Masse, d. i. der Stoff. 2) In Zeitwörtern endigt sich die dritte Person des bestimmten Präsens auf ßt, es mag im Infinitiv ß oder ſſ stehen: genießt, praßt von genießen, prassen. V steht nur vor einem Selbstlauter, ausgenommen vor u, und selten am Ende: so schreibt man selbst Fließ, Flaus, wie Fell, von vellus. Y ist griechischen Worten eigenthümlich; z. B. Sylbe, wo es i lautet, ursprünglich aber wahrscheinlich ü: daher es als Mißbrauch anzusehen ist, statt i in urdeutschen Wörtern y zu setzen. Z steht nur 1) zu Anfang; 2) nach einem Mitlauter: Erz, wo Hr. Wolke es mit s vertauscht, und z. B. Gans statt Ganz schreibt; 3) nach einem gedehnten Stimmlaute: Schnauze; 4) statt des französischen c oder des lateinischen t i, dem ein anderer Selbstlauter folgt: Strapaze, Justiz, franzisch. tz steht nur nach einem geprellten Selbstlauter: Blitz. — Ausführlichere Belehrung über deutsche Rechtschreibung geben folgende Werke: J. C. Adelungs vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Thle. 8. Leipzig 1788. — Die Kunst zu lesen und recht schreiben zu lernen v. F. Olivier. Dessau 1801. — Neue Rechtschreibung nach der deutschen Mundart. Berlin 1804. 8. — C. Kruse Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, 3te Aufl. 8. Oldenburg 1807. — J. F. A. Krugs ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lernen. 1808. 8. — Unterricht in der deutschen Rechtschreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittler Schulen, nebst einem Anhange von gleich- und ähnlich-lautenden Wörtern, von G. Zimmer. Fulda 1812. 8. 138 S. — G. M. Roth Anweisung zur Orthographie, 1802, sodann bedeutend erweitert in dessen Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie. Zweite, vollständigere und verbesserte Aufl. Gießen 1814. 8. Auch gibt Heinsius in seinen Werken über deutsche Sprachlehre gründliche Anweisung zur Wortschreibung.

Rechtsgelehrtet (Jurist) heißt derjenige, welcher sich durch ein wissenschaftliches Studium die Rechtsgelahrtheit zu eigen gemacht hat. Übt dieser seine Rechtskunde durch thätige Wirksamkeit in dem bürgerlichen Leben zum Besten anderer aus, so nennt man ihn einen praktischen Rechtsgelehrten. Wer nur eine historische Kenntniß von den Gesetzen hat, wird Legulejus oder Gesetzverständiger, wer seine Rechtskenntniß blos durch Erfahrung erworben, ein Rechtsempiriker, und wer in seiner rechtspraktischen Thätigkeit nicht als ein ehrlicher Mann verfährt, sondern die Gesetze zur Erreichung unerlaubter Zwecke zu verdrehen sucht, ein Rabulist genannt. Deutschland hat große Forscher in einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft, und niemand wird läugnen können, daß es auch unter uns nie an gründlichen Praktikern in jedem Rechtsfache fehlte; der Umstand aber, daß diese nicht so glänzend hervortreten, als ihre Berufsgenossen in England und Frankreich, ist ohne Zweifel sowohl in dem verschiedenen Zustande der Rechtspflege gegründet, als in der dort, besonders in England, ohne Vergleich größern Aufmunterung in diesem Berufe, in der höhern Stellung, die der praktische Rechtsgelehrte im öffentlichen Leben hat und überall haben

muß, in den Aussichten, die sich ihm bei glücklicher Anwendung seiner Geistesgaben zeigen. Die Öffentlichkeit der Rechtspflege darf unter diesen Ursachen wohl oben an gestellt werden, da sie eben so sehr zu einer höhern Geistesbildung Aufforderung und Gelegenheit gibt als sie dieser Ausbildung selbst wieder einen Schauplatz öffnet, wo sie den Würdigsten im Volke erscheinen kann. Die Masse des Positiven und Historischen ist bei den in Deutschland geltenden Rechten so groß, daß nur ausgezeichnete Köpfe dieselbe in ihrem weiten Umfange zu verarbeiten und ins Leben mit Geist in Anwendung zu bringen vermögen, während die gewöhnlichen sie blos nothdürftig mit dem Gedächtnisse festhalten. England leidet allerdings an einem ähnlichen Mangel, da weder in das Chaos seiner bürgerlichen Gesetzgebung, noch in die Barbarei seiner Strafgesetze Ordnung, Licht und Vernunft gebracht worden sind, aber jene großen Vortheile, und vor allen Dingen der Geist und die Formen der Verwaltung (s. Großbritannien) mildern hier, was in Deutschland, bei dem Mangel solcher Begünstigungen, nur nach seiner ganzen Verderblichkeit wirken kann. (S. Daniel Nettelbladts Abhandlung von dem Ursprunge der Rechtsgelehrten, im zweiten St. der hallischen Beiträge zur juristischen Gelehrtenhistorie, und Carl Aug. Dan. Unterholzners allgemeine Einleit. in das juristische Studium, München 1811.)

Rechtsmittel, remedium juris, s. Prozeß.

Rechtsphilosophie, s. Naturrecht.

Rechtspflichten, Rechtsverbindlichkeiten, sind diejenigen Pflichten gegen andere Menschen, welche uns das Rechtsgesetz auflegt. Dieses aber ist ein Gesetz der Vernunft für das Verhältniß freier Wesen zu einander in Hinsicht ihrer äußern Handlungen. Es verbietet jedem vernünftig sinnlichen Wesen einen unbeschränkten, die Freiheit anderer störenden Gebrauch von seiner Freiheit zu machen, und legt eben dadurch jedem eine Pflicht auf, welcher Pflicht auf der Seite des andern, auf welchen unsere Handlungen Einfluß haben, die Forderung gegenüber steht, als ein freies, selbstständiges Wesen anerkannt zu werden, und die Befugniß, seine Kräfte zur Verfolgung seiner selbstgewählten Zwecke zu gebrauchen, so weit dadurch die Freiheit anderer nicht aufgehoben wird (ein Recht im weitern Sinne): so daß dieses Gesetz jeder gleichsam den andern gibt. Da diese Forderung allgemein ist, wie die Freiheit die zur Erreichung der sittlichen Bestimmung des Menschen nothwendige Bedingung ist, und da sie auf ein äußeres Rechtsverhältniß geht, welches durch gemeinschaftliche Kraft unter Menschen errichtet werden soll; so kann die Erfüllung der Rechtspflicht auch durch äußern Zwang bewirkt werden, und nur durch einen gemeinschaftlich und gesetzlich bewirkten Zwang wird eine äußere Rechtsgesellschaft möglich. Daher werden die Rechtspflichten auch Zwangspflichten, und insofern dieselben nicht blos durch eine innere Gesetzgebung oder das Gewissen, sondern auch durch die Forderung der vernünftigen Menschengemeinschaft, oder durch eine äußere Gesetzgebung auferlegt werden, äußere Pflichten genannt: dahingegen die Tugendpflichten, weil sie blos von der innern Gesinnung abhängen, und dem Gewissen eines jeden überlassen sind, mithin auch äußern Zwang ausschließen, innere oder Gewissenspflichten genannt werden. Man hat erstere auch häufig vollkommene genannt, weil ihre Erfüllung unter jedem Verhältnisse und ohne Einschränkung von jedem freien Wesen mit Zwang gefordert werden kann. — Alle Rechtsverbindlichkeiten sind ursprünglich negativ, d. h. sie gebieten

nur bestimmte Handlungen, sondern die Beschränkung unserer Kraft im Handeln in Rücksicht auf andere, ebenfalls freie, und ihre natürlichen Zwecke durch Handeln verfolgende Wesen; mit andern Worten, sie verbieten, die vernünftige Zweckthätigkeit anderer willkürlich zu stören, so z. B. die Pflicht, sich an des andern Leib und Gut nicht zu vergreifen. Positive Rechtspflichten entspringen erst da, wo durch wechselseitige Übereinkunft oder durch Bestimmung des bürgerlichen Gesetzes im Staate Rechte, die vorher nicht vorhanden waren, festgesetzt werden. Da Rechte und Pflichten sich immer gegenseitig bestimmen, so gehört die Lehre von den Rechtspflichten vorzüglich, aber nicht einzig, in die philosophische Rechtslehre; insofern nämlich rechtliche Handlungen auch innerlich geboten sind, und die Sanction des Gewissens erhalten, insofern gehören die Rechtspflichten auch in die Moral. (S. Naturrecht.) T.

Rechtswissenschaft, Jurisprudenz, begreift die Kenntniß der in einem Staate gültigen Rechte. Unter allen positiven Rechten in Europa ist, nächst dem englischen, das in den Staaten Deutschlands gültige das weitläuftigste, verwickeltste und aus den verschiedensten Quellen zusammengesetzte. Da nun derjenige, der das in Deutschland geltende Recht in einem allgemein Abriß übersieht, leicht die Rechte anderer Völker darnach verzeichnen kann, so mag hier eine Übersicht desselben statt aller übrigen stehen. Die Rechtswissenschaft in Deutschland umfaßt, nach Maßgabe ihrer Erkenntnißquelle, der Form, des Materials und des historischen Ursprungs, nicht nur: a) dasjenige Recht, welches blos durch die philosophirende Vernunft erkannt wird (Naturrecht), sondern auch b) dasjenige, welches durch die Gesetzgebungen der deutschen Staaten und der Körperschaften in ihnen aufgestellt worden (positives deutsches Recht). Aus beiden Quellen gehen folgende theoretische Rechtswissenschaften hervor: A. das Recht der Privaten unter sich (Privatrecht, Civilrecht im weitern Sinne). I. Recht der Privaten in Beziehung auf ihre rechtlichen Verhältnisse überhaupt und ohne Berücksichtigung der besondern eine eigene Untersuchung erfordernden Rechtsbestimmungen, und zwar entweder nach den Grundsätzen des in Deutschland aufgenommnen römischen Rechts, wie es vom Kaiser Justinian aufgestellt worden (Justinianisch römisches Recht, Civilrecht im engern Sinn), oder nach den ursprünglich deutschen Rechsgewohnheiten, Reichsgesetzen und dem deutschen Herkommen (deutsches Privatrecht), oder nach der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten (preußisches, sächsisches, baiersches Privatrecht; II. das Recht der Privaten in Beziehung auf mehrere zu besondern Rechtsbestimmungen Anlaß gebende Verhältnisse, namentlich 1) auf das Lehnsverhältniß (Lehnrecht, jus feudale) und zwar a) nach den noch übrigen longobardischen Lehnrechtsgebräuchen (longobardisches Lehnrecht); b) nach den ursprünglichen deutschen Lehnrechtsgewohnheiten (gemeines deutsches Lehnrecht); c) nach der einheimischen Gesetzgebung einzelner deutschen Staaten in Lehnsachen; 2) auf das Religions- und Kirchenverhältniß (Kirchenrecht, jus canonicum), und zwar a) nach den Grundsätzen des Corporis juris canonici (jus canonicum im engern Sinne); b) nach den Grundsätzen der deutschen catholischen Kirche und den darauf sich beziehenden Reichs- und Landesgesetzen, Concordaten u. s. w. (catholisches Kirchenrecht); c) nach den Grundsätzen der Protestanten und den desfallsigen Landesgesetzen (protestantisches Kirchenrecht); 3) auf mehrere, wegen ihrer Wichtigkeit für den Staat und die eigenthümliche Be-

schaffenheit ihres Gegenstandes besondere Gesetzgebungen erfordernde Rechtsverhältnisse der Staatsbürger. Die wichtigsten hieher gehörigen Doctrinen sind: das Polizeirecht, Finanz- und Cameralrecht, Kriegs- und Soldatenrecht, Handlungs-, See- Wechselrecht, Privatrecht der Fürsten, Adels-, Bürger-, Handwerks- und Bauernrecht, Judenrecht, Jagd- und Forstrecht, das Bergrecht; 4) auf die vom Staate angedrohte gänzliche oder theilweise Beraubung der staatsbürgerlichen Rechte, als Strafe solcher Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind (Verbrechen), und auf das vom Staate vorgeschriebne Verfahren, wie das Verbrechen und der Verbrecher erforscht und letzterer bestraft werden solle (Criminal- oder peinliches Recht), und zwar a) nach den in ganz Deutschland angenommenen, besonders durch die Carolina (s. d. Art.), bestimmten Grundsätzen (gemeines Criminalrecht); b) nach den Gesetzgebungen der einzelnen deutschen Staaten; 5) auf die vom Staat vorgeschriebene Form, wie die Staatsbürger die unter ihnen wegen streitiger Rechte entstandenen Händel vor Gericht führen und die nöthige Entscheidung veranlassen sollen (Prozeßrecht, auch schlechthin Prozeß). B. Rechte des Staats in Beziehung auf seine Verfassung und Verwaltung als Staat betrachtet (Staatsrecht, jus publicum), und zwar 1) für ganz Deutschland nach seiner 1806 aufgelösten Verfassung (deutsches Staatsrecht, jus publicum germanicum); 2) nach den seit Errichtung des deutschen Bundes eingetretenen Grundsätzen (Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten); 3) für die einzelnen deutschen Staaten. C. Rechte der Völker gegen andere Völker, sofern deshalb durch Verträge und Herkommen positive Bestimmungen vorhanden sind (europäisches Völkerrecht, von welchem das Gesandtschaftsrecht, das Seerecht, das Ceremonialrecht u. s. w. einzelne Theile sind). — Betrachtet man das Recht aus dem Gesichtspuncte der Schicklichkeit und Fertigkeit in der Anwendung, wobei, nach der Natur der Sache, viel Sätze und Regeln aus andern Wissenschaften zu entlehnen sind; so entstehen dadurch die praktischen Rechtswissenschaften. Diese enthalten A. die Anleitung zur Ausarbeitung von Acten oder — bei Staatsgeschäften — die Anleitung zur Staats- und Kanzleipraxis, und — bei juristischen Privatgeschäften — zur gerichtlichen sowohl als zur außergerichtlichen Praxis (letztere gewöhnlich Notariatskunst genannt; B. die Anleitung zur gehörigen Behandlung der schon ausgearbeiteten Acten. Dahin gehören: die Referir- und Decretirkunst, und die Archiv- und Registraturwissenschaft. Die Hülfskenntnisse der Rechtswissenschaft zerfallen in mittelbare und unmittelbare. Zu erstern gehören Sprachen, Geschichte, Geographie, Statistik, Alterthümer, Philosophie, besonders Logik, Politik, Moral und Staatswissenschaft, Mathematik und gerichtliche Arzneikunde; zu letztern die juristische Encyklopädie oder Methodologie, die Rechtsgeschichte, die Literargeschichte der Rechtskunde und die juristische Auslegungskunst.

Rechtswohlthaten (beneficia juris) sind gewisse Rechtsbehelfe, die jemand zu seinem Vortheil anwenden oder in Anspruch nehmen kann. Dahin gehören das beneficium oder jus deliberandi (die Rechtswohlthat der Bedenkzeit), vermöge deren ein Erbe eine Zeitlang den Bestand der Erbschaft untersuchen, und überlegen kann, ob er sie antreten will oder nicht; diese Zeit beträgt, wenn eine Erklärung desfalls verlangt wird, ein Jahr, wenn aber keine verlangt wird, dreißig Jahre; — das beneficium inventarii, oder die Rechtswohlthat des Nachlaßverzeichnisses, welche den Erben berechtigt,

über die ihm zugefallene Verlassenschaft ein gerichtliches Verzeichniß anfertigen zu lassen, und, wenn er die Erbschaft nach demselben angetreten hat, nicht mehr Schulden bezahlen zu dürfen, als so weit die Erbmasse hinreicht; — das beneficium legis Falcidiae, das Recht eines Testaments- oder Intestaterben, in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen, von jedem Vermächtniß, Singular-Fideicommiß, und von der Schenkung einzelner Sachen oder des ganzen Vermögens auf den Todesfall so viel abzuziehen, daß ihm der vierte Theil der Verlassenschaft (Quarta Falcidia) übrig bleibt; — das beneficium restitutionis in integrum (s. d. Art. Restitutio etc.); — das beneficium cedendarum actionum, das Recht des Bürgen, von dem Gläubiger zu fordern, daß er ihm erst seine sämmtlichen Rechte gegen den Schuldner abtrete, bevor er demselben bezahlt; — das beneficium divisionis, das Recht eines solidarischen Bürgen, der für die ganze verbürgte Schuld in Anspruch genommen wird, zu verlangen, daß seine Mitbürgen für ihre Rata herbeigezogen werden; — das beneficium ejurationis, die einem Schuldner, dem seine Gläubiger die Abtretung seiner Habe nicht verstatten wollen, zustehende Rechtswohlthat, eidlich zu versichern, daß er nichts von seinem Vermögen bei Seite geschafft habe, oder daß er überhaupt nichts besitze; — das beneficium excussionis, das dem Bürgen verliehene Recht, den gegen ihn klagenden Gläubiger zuvörderst an den Hauptschuldner zu verweisen, um von diesem die Bezahlung beizutreiben; — das beneficium S. C. Trebelliani, das Recht des Fiduciarerben, bei der Restitution der Erbschaft den vierten Theil zurückzubehalten, wenn ihm dieser nicht schon ungekürzt von dem Erblasser hinterlassen worden ist; — das beneficium S. C. Vellejani, das Recht eines Frauenzimmers, welche Bürgschaft geleistet hat, nicht nur eine beständige Einrede, wenn sie deshalb belangt wird, entgegenzusetzen, sondern auch das als Bürgin schon Bezahlte mit der conditio indebiti zurückzufordern; — das benefium separationis, die Rechtswohlthat, welche die Gesetze solchen Concursgläubigern, die bereits Gläubiger des Erblassers des gegenwärtigen Gemeinschuldners waren, und durch dessen Erwerbung der Erbschaft auch seine Gläubiger geworden sind, verliehen haben, vermöge deren solche Gläubiger die Absonderung der Erbschaft, sammt dem nach dem Tode des Erblassers noch dazu Gekommenen, von dem Vermögen des Erben und Gemeinschuldners fordern können, um daraus, mit Ausschließung der andern Gläubiger, ihre Befriedigung zu erhalten; — das beneficium competentiae (s. Competenz-Recht); — das beneficium cessionis bonorum (s. Cessio bonorum); — das beneficium particularis solutionis, das Recht eines unglücklichen Schuldners, terminweise, nöthigenfalls nach des Richters Bestimmung, zu bezahlen; — das beneficium dationis in solutum, das Recht eines zur Execution gebrachten Schuldners, die besten seiner Sachen zur Befriedigung des Gläubigers in Vorschlag zu bringen; u. s. w.

Recipienten, Vorlagen, werden in der Experimentalphysik und Chemie diejenigen Werkzeuge genannt, deren man sich bedient, um flüssige Materien einzusammeln oder einzuschließen. Solche Recipienten sind z. B. die gläsernen cylindrischen Gefäße, die bei Untersuchungen der Luftarten über die Löcher des Traggesimses der pneumatisch-chemischen Wanne angebracht, und nachdem sie die Gasflüssigkeit aufgenommen, mit Wasser oder Quecksilber geschlossen werden. Auch die Glasglocke an einer Luftpumpe ist ein Recipient. Ferner

benennt man also das Gefäß, das beim Destilliren mit dem Helm oder Halse der Retorte verbunden wird, und bestimmt ist, den Stoff aufzunehmen, der durch die Destillation aus dem also behandelten Körper gewonnen wird. Die Form des Recipienten richtet sich nach der Verschiedenheit der Arbeit, zu welcher er gebraucht wird. Die Chemiker bedienen sich, der Durchsichtigkeit wegen, fast nur gläserner Recipienten.

Recitativ wird in der Musik der declamirende Vortrag einer Rede genannt. Von der Declamation unterscheidet sich das Recitativ dadurch, daß es in einem musikalischen Ton, mit Begleitung und Anschlagung der Grundtöne auf einem oder mehrern Instrumenten vorgetragen wird; so wird es dadurch, daß es keine wirkliche Melodie hat, auch die Töne nicht viel länger aushält, als eine gute Declamation erlaubt, vom eigentlichen Gesang verschieden ist. In Oratorien, Cantaten und Opern bedient man sich des Recitativs sehr häufig, von dem es übrigens zweierlei Arten gibt: das einfache und obligate. Das einfache wird nur durch den Baß, der in einzelnen Accorden auf dem Instrumente angegeben wird, um die Wendungen der Harmonie zu bezeichnen, begleitet; beim obligaten begleiten mehrere Instrumente in mehrfachen Sätzen und länger gehaltenen Accorden. Gemeiniglich bildet letzteres in Opern den Übergang zum eigentlichen Gesang. — Bei den Franzosen wird das Recitativ in allen Tactarten gefunden, bei uns und den Italienern gewöhnlich nur im $\frac{4}{4}$ Tact. — Verbesserer des Recitativs soll Giacomo Carissimi gewesen sein, der in der Mitte des 17ten Jahrh. als päpstlicher Capellmeister zu Rom lebte. Für das obligate Recitativ hat Vinci, und später Nicolo Porpora und Rinaldo da Capua viel gethan.

Reclama ist der Anspruch, wodurch Dinge, die genommen worden, zurückgefordert werden, und auf die der Eigenthümer seine Rechte gültig macht. Bei Häuser- und Güterverkäufen, desgleichen bei der Schifffahrt, wo es sich öfters begibt, daß Schiffe von Capern genommen werden, wenn sie auch mit gültigen Pässen versehen waren, tritt das Reclama oder die gerichtliche Zurückforderung häufig ein.

Recognosciren, in militärischer Hinsicht, heißt, sich von der Stellung des Feindes, oder der Natur irgend einer Gegend durch eigne Anschauungen unterrichten. Um das erstere zu erreichen, wird große Beurtheilungsfähigkeit, für das letztere aber besonders auch genaue Kenntniß der Terrainlehre erfordert. Die Recognoscirungen werden daher gewöhnlich Generalstabsofficieren übertragen. — Recognosciren oder Recognition, im juristischen Sinne, heißt das gerichtliche, von einer Streitpartei geschehene Anerkenntniß der Richtigkeit der von der Gegenpartei zur Begründung ihrer Rechtsverfolgung angeführten Instrumente. Da man nun juristisch alle diejenigen Beweismittel, wodurch eine Befugniß oder Verpflichtung dargethan werden kann (omne id, quod causam instruit) Instrumente nennt, und unter diesem Namen auch Personen, z. B. Zeugen und andere nicht in geschriebenen Urkunden bestehende Beweismittel, versteht; so ergibt sich von selbst, daß jede Person und jeder andere Gegenstand, der wider jemand als Beweismittel angeführt wird, oder über dessen Richtigkeit ein gerichtlicher Streit obwaltet, recognoscirt werden kann. Der Recognition ist die Diffession oder eidliche Ableugnung der Richtigkeit der von dem Gegner für sich angeführten Instrumente entgegengesetzt. Um die Diffession zu vermeiden, kann sich der Producent (welcher sich auf die Urkunden beruft) der Recognition

[illegible] Zeugen bedienen, wodurch dargethan wird, daß ein Instrument [illegible] sei, wofür es der Producent ausgibt. Zwei classische (d. i. [illegible]) Zeugen sind hier genügend. Die Vergleichung der [illegible], gleichfalls eine Art von Recognition durch Zeugen, muß [illegible] eigentlich dazu beeidigte Kunstverständige geschehen.

Recollecten, s. Franciscaner und Cistercienser.

Reconvention, Widerklage, ist die Klage, welche der Beklagte gegen den Kläger in demselben Actenstücke und Prozesse anstellt, in welchem die Klage gegen ihn selbst verhandelt wird. Sie wirkt die nothwendige Prorogation des Forums.

Rectificiren heißt, eine durch Destillation erhaltene Flüssigkeit durch nochmaliges Destilliren von den ihr noch beigemischten fremdartigen Theilen reinigen. Da es bei Destillationen oft geschieht, daß mit der zu erhaltenden Flüssigkeit sich noch fremde, nicht hinein gehörende Dinge zugleich in dem Recipienten einfinden; so können diese von dem eigentlichen Stoff nur durch nochmaliges Destilliren getrennt werden. Die also zum zweitenmal behandelte Flüssigkeit heißt eine rectificirte, wie z. B. der Branntwein rectificirt genannt wird, wenn ihm durch wiederholte Destillation die wässerigen Theile genommen worden sind, die bei der ersten Destillation in die Vorlage (den Recipienten) mit übergegangen waren.

Recurs, s. Regreß.

Redacteur, Redaction. Bei weitläuftigen literarischen Unternehmungen, zu deren Ausführung mehrere Schriftsteller und Gelehrte erfordert werden, sind ein oder mehrere Redactoren nöthig, nach Verhältniß des Umfanges und der Ausbreitung des unternommenen Werks, die an der Spitze des ganzen Unternehmens stehen, dasselbe nach einem bestimmten Plane fortführen, die verschiedenen Beiträge der Mitarbeiter annehmen, durchsehen, und sie der in der Anlage des Werks angenommenen Ordnung gemäß einrücken. Kenntnisse, Geschmack, Belesenheit, und besonders Unparteilichkeit und Unbefangenheit in Hinsicht der Ansichten einzelner Schulen und Systeme sind Haupterfordernisse eines guten Redacteurs, der bei seinem Geschäft mit möglichster Vorsicht verfahren muß, da auf ihn die Verantwortlichkeit zurückfällt, wenn in dem von ihm besorgten Werke Aufsätze vorkommen, die gegen Wahrheit, Sitte, Religion, Gesetze u. s. w. verstoßen. — **Redaction** ist sowohl das Geschäft der Redigirung selbst, als der Gesammtname der Vorsteher eines solchen literarischen Unternehmens, so wie **Redacteur** die Benennung des Einzelnen, der es leitet.

Rede. Im allgemeinen Sinn ist Rede der Ausdruck der Gedanken durch Worte, im engern ein auf einen besondern Gegenstand sich beziehendes Werk der Beredsamkeit. Bei jener ist Deutlichkeit dessen, was man sagen will, und grammatikalische Richtigkeit einziges Erforderniß. Bei dieser wird eine vollendetere Form verlangt. Schon im Äußern muß sie sich von der Rede im gewöhnlichen Leben (dem Conversationston) durch mehr gerundeten Periodenbau, sorgfältigere Wahl der Metaphern und Bilder, Reinheit, Numerus und Wohlklang auszeichnen; in Hinsicht der innern Form aber alles vermeiden, was nicht wesentlich zum Zweck der besprochenen Sache gehört. Die Regeln einer guten Rede überhaupt vollständig anzugeben, dürfte unmöglich und vergeblich sein, da der, welcher sie zu halten hat, allein wissen muß, wie er sie einzurichten habe, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, und den Gegenstand, den er bespricht und die

Zuhörer, zu denen er redet, in Erwägung ziehen muß. Folgende läßt sich im Allgemeinen darüber andeuten: Zu große Anhäufung der Bilder, so wie die Wahl zu gesuchter, wird stets ein guter Redner vermeiden; denn obgleich solche Sprach- und Gedankenwendungen, mit Geschmack und Einsicht angebracht, eine Rede verschönern: so ist ihr zu häufiger Gebrauch doch nicht allein ermüdend, sondern öfters auch völlig zweckwidrig. Ein gleiches findet statt, wenn die Bilder zu schwülstig, unpassend und unverständlich sind, oder gar ins Gemeine fallen. Ein zu langer, durch zu häufig eingeschobene Sätze unverständlicher Periodenbau wird von guten Rednern eben so vermieden als ein zu sichtliches Streben nach Kürze, die den Gegenstand mehr andeutet als entwickelt. (Es ist begreiflich, daß der Redner noch mehr gehalten ist, auf leichtfaßliche Deutlichkeit zu sehen, als der Schriftsteller; des erstern Worte verhallen, die des letztern aber stehen fest, und können wieder überlesen werden.) Stärke und Wärme des Gefühls sind dem Redner so unerlaßlich, als völliges Durchdringen des von ihm besprochenen Gegenstandes; und Menschenkenntniß wird ihn in den Stand setzen, seinen Vortrag so einzurichten, daß er damit, seinem Zwecke gemäß, entweder den Verstand seiner Hörer überzeugt, oder ihr Gemüth ergreift. Daß außerdem ein Redner auch die Sprache, in welcher er spricht, mit allen ihren Feinheiten und Wendungen völlig in seiner Gewalt haben müsse, bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß aber der äußere Vorzug eines guten Organs nicht wenig zur Wirkung einer Rede dazu beiträgt, wird jeder wissen, der Gelegenheit hatte, trefflich ausgearbeitete Reden durch ein ungünstiges Organ vortragen zu hören. — Die Griechen und Römer stellen uns fast unerreichte Muster öffentlicher Beredsamkeit auf. Heut zu Tage, wo, besonders bei uns, die öffentliche Beredsamkeit fast blos auf Kanzelvorträge eingeschränkt ist, und ein Staatsmann selten Vorträge an große Volksversammlungen zu machen hat, ist die Kunst, durch das lebendige Wort die Menge zu irgend einem Entschluß zu stimmen und zu begeistern, nicht mehr so wesentlich erforderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung steht, als sie es bei den alten republikanischen Verfassungen war; doch sind auch in den neuesten Zeiten, besonders in England und Frankreich, Männer aufgetreten, deren eindringende Beredsamkeit sich nicht unwürdig den großen Mustern der griechischen und römischen Vorzeit anschließt. — Als Kanzelredner haben sich berühmt gemacht: Bourdaloue, Massillon, Tillotson, Blair, Mosheim, Sack, Cramer, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, Marezoll, Ammon, Dräseke, Schleiermacher u. a. m. — Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demosthenes, Isokrates, Lysias, Cicero und der jüngere Plinius.

Redekunst ist die Kunst, dem ungebundenen (prosaischen) Vortrage der Gedanken für den Zweck der Überzeugung (oder Belehrung), Unterhaltung, Rührung, oder der Lenkung des Willens die angemessene Form oder Einkleidung zu geben. Der Stoff und die Form der Rede im weitesten Sinn stehen in dreifacher Beziehung zum Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen. Ihre Absicht ist mehr oder weniger auf Wahres, Schönes und Gutes gerichtet. Die Rede ist daher entweder didaktisch (belehrend), oder ästhetisch (unterhaltend) oder praktisch und pathetisch (auf Angelegenheiten des Willens gerichtet), in wiefern sie in vorzüglichem Grade auf den Verstand, den Geschmack oder den Willen berechnet ist. Alle diese

Zwecke können sich sehr oft in derselben Rede vereinigen; jede der erwähnten vorherrschenden Beziehungen aber wird ihr meistens einen eigenen Charakter geben. — Man unterschied ehemals drei Gattungen der Reden: 1) die demonstrative (welche sich mit Lob und Tadel beschäftigte und das Urtheil bestimmte); 2) die deliberative (welche auf den Willen und die Neigungen durch Zurathen und Abrathen wirkte), und 3) die gerichtliche (welche anklagend oder vertheidigend zu Werke ging). Nach der bei den Griechen angenommenen Unterscheidung des Stoffs der rednerischen Erfindung in Lehren, Sitten und Leidenschaften (λογους, ηθη und παθη) würden die Reden vorzüglich auf Belehrung, Wohlgefallen, oder Rührung ausgehen, und es ließe sich diese Eintheilung mit der obigen in Verbindung bringen. In demselben Sinne nahmen die Römer das genus dicendi tenue, mediocre und sublime. Übrigens sind die Werke der Redekunst entweder auf eine durch Geberdensprache belebte und an anwesende Personen gerichtete Declamation, oder nur zum stillen eigenen Lesen, oder auch zum einfachen Vorlesen oder Recitiren bestimmt. Zu denen der erstern Art gehören die eigentlichen Reden, orationes, welche mit dem durch Geberden erhöhten Vortrage angemessene innere Einrichtung erfordern (s. d. vor. Art.) Zu den übrigen gehören Briefe, Abhandlungen, Aufsätze. Eine andere Eintheilung der Werke der Redekunst ist von ihrem Gebiet und Zweck hergenommen. Man unterscheidet nämlich auch 1) akademische, 2) religiöse (Kanzelreden), und 3) politische Reden. Letztere allein geben zur Ausbildung der Beredsamkeit im Großen Veranlassung. — Die Theorie der Redekunst, welche Rhetorik heißt, trägt die Regeln des prosaischen Styls nach den verschiedenen Zwecken der Gedankenmittheilung vor. Sie betreffen die Abfassung der eigentlichen Reden, der historischen Werke, der Abhandlungen und Lehrbücher, der Gespräche und der Briefe. Die Rhetorik handelt also von den Bedingungen jedes zweckmäßigen prosaischen Vortrags, folglich von der Sprachrichtigkeit, vom Periodenbau, von den Redefiguren u. s. f., kurz von allem, was zur Klarheit, Deutlichkeit, Schönheit und Kraft des Ausdrucks gehört. Die Rhetorik unterscheidet zwischen Beredsamkeit und Wohlredenheit. Jene bezieht sich auf den Reichthum, das Anziehende und die Bereitschaft der Materien. Diese geht auf die schöne, richtige, angemessene Form des Vortrages. — Man unterschied bei den Alten Rhetorik von der Dialektik, in wiefern diese mehr auf die subtile Kunst zu disputiren, und selbst einen Schein von Wahrheit zu erkünsteln, ohne Rücksicht auf Vergnügen und Rührung, Bezug hatte, während die Rhetorik den gemeinfaßlichen Vortrag anziehender Gedanken in einer schönen und eindringenden Form zum Gegenstande hat. Die Haupttheile der Rhetorik betreffen die Erfindung, die Ausführung und die Darstellung. Diese letztere erfordert die Anordnung (Disposition). Diese begreift: 1) den Eingang (exordium), 2) die Erzählung (wo sie nöthig ist), 3) die Proposition (Aufstellung des Hauptsatzes) und Eintheilung, 4) den Beweis oder die Widerlegung, und 5) die Schlußrede (epilogus). Die Ausführung (elocutio) erfordert Eleganz, d. h. Reinheit, Deutlichkeit und Anmuth. Die letzte Wirkung aber hängt bei den eigentlichen Reden von dem mündlichen Vortrage (Aussprache und Declamation) und zum Theil von der Gesticulation oder Geberdenkunst ab. Aristoteles, Cicero und Quinctilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfsinn entwickelt, und mehrere Neuere, z. B. Maaß, Schott u. a., haben diese Theorie noch mehr ausgebildet, und

hardi, Vater, Reinbeck, Rothbauer u. a. verschieden bearbeitet worden. Ersterer z. B. theilt die attributiven Redeformen, d. i. die, welche zur Bezeichnung des Prädicats gehören, in Adverbium und Verbum, und nennt ersteres Merkmal der Substanz im Raume, letzteres Merkmal der Substanz in der Zeit. — Die Anwendung der Redetheile endlich ist in den verschiedenen vorhandenen Sprachen verschieden, obwohl sie niemals den Denkformen durchaus widersprechen kann. Diese verschiedene Anwendung und Bezeichnung der Redetheile aber hängt von der verschiedenartigen Bildung der Nationen und von der menschlichen Freiheit ab, die sich in Anwendung aller Formen kund thut. Sie ist daher nur aus den empirischen und speciellen Sprachlehren zu erlernen. T.

Reding I. (Alois von), ehemaliger Landamman der Schweiz und tapferer Verfechter der Unabhängigkeit seines Vaterlandes, stammte aus einem alten Geschlechte, und schon seine Vorfahren hatten im 14ten Jahrh. für die junge Freiheit ruhmvoll gegen die alten Zwingherren gestritten. Er trat früh in spanische Kriegsdienste, kam aber schon 1788, noch sehr jung, nach der Schweiz zurück. Der Verlust einer geliebten Frau hatte ihn in tiefe Trauer versetzt, woraus ihn der Einfall der Franzosen in die Schweiz 1798 plötzlich erweckte. Als Landeshauptmann des Cantons Schwyz gab er den muthigen Bewohnern der Berg- und Waldcantone die Losung zum Beistande gegen Bern, das von den Franzosen unter Brune bedrängt wurde. Die alte Verfassung ward durch fremde Übermacht gestürzt, und schon war die helvetische Republik gegründet; aber tapfer behaupteten die kleinen Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, die alte Freiheit und Reding schlug an der Spitze seiner Schwyzer, die, von seiner Rede begeistert, zu sterben und nicht zu fliehen schwuren, auf der Ebene von Morgarten, wo schon einmal für des Landes Freiheit herrlich war gefochten worden, am 2ten Mai 1798 den Heerhaufen der Franzosen. Der Sieg hatte keine der tapfern Anstrengung würdige Früchte, da der Kampf nur mit geringen und übelgeordneten Kräften, und bei lockerem Zusammenhange der verbündeten Bergvölker gegen übermächtige und waffenkundige Feinde geführt ward, und Reding selbst mußte sich mit seinen Landsleuten unterwerfen. Die Begebenheiten dieses rühmlichen Kampfes, der unter furchtbarer entscheidenden Ereignissen von den Zeitgenossen bald vergessen ward, hat H. Zschokke in der Geschichte vom Kampf und Untergange der Berg- und Waldcantone (Bern 1801) treu und lebendig erzählt. Nach der Gründung der helvetischen Republik ward das Land durch Parteiungen zerrüttet, woraus sich endlich zwei große Massen bildeten, wovon die eine die Rückkehr zur alten Verfassung, wiewohl nicht ohne Einschränkung, die andere aber eine Gesammtregierung und Einherrschaft vorzog. Die letzte Partei, wozu die Mitglieder der seit dem August 1800 bestehenden Regierung gehörten, siegte über die schwache Gegenpartei, an deren Spitze Alois Reding stand. Als diese aber im Herbste 1801 auf den Beistand Frankreichs rechnen zu können glaubte, widersetzte sie sich den Machthabern, trennte sich mit den Abgeordneten von Schwyz, Uri und Unterwalden von der Tagsatzung, und mit Hülfe der Franzosen, die absichtlich die innere Zwietracht nährten, ward bald eine neue Regierung gebildet, worin durch den Eifer des Volks die Gegner des Einheitssystems das Übergewicht erhielten, und an deren Spitze Alois Reding als Landamman kam. Er reiste bald nachher nach Paris, um durch persönliche Unterhand-

[illegible] die Umwandlung der Verfassung zu sichern, da die Franzosen [illegible] Monate lang ein bedenkliches Schweigen beobachtet hatten. [illegible] seine Wünsche, die meist den Abzug des französischen Heeres und [illegible] Erhaltung des von Frankreich begehrten Cantons Wallis betrafen, [illegible] er zwar beruhigende Zusicherungen, es mußten jedoch, nach [illegible] Verlangen der französischen Regierung, die eine Verschmelzung [illegible] Ausgleichung der Parteien dem Wohl der Schweiz förderlich [illegible], auch Anhänger der verdrängten Gegenpartei an der Verwal- [illegible] des Freistaates Antheil erhalten. Wenige Monate nachher ge- [illegible] die republikanische Partei von neuem die Oberhand, und Re- [illegible], der vergebens den Beschlüssen der nach Bern berufenen Ver- [illegible] sich widersetzte, ward verdrängt. Der bald nachher, im [illegible] 1802, angenommene, dem Grundsatze der Einheit völlig gemäße [illegible]fassungsentwurf ward jedoch fast einstimmig von den kleinen Can- [illegible] verworfen, und als die französischen Kriegsvölker plötzlich aus [illegible] Schweiz zurückgezogen wurden, um den Ausbruch des drohenden [illegible]kriegs zu beschleunigen und dadurch einen Vorwand zur Ein- [illegible] in die innern Angelegenheiten des Landes zu erhalten, trenn- [illegible] sich Schwyz, Uri, Unterwalden, Appenzell und Glarus offen von [illegible] übrigen Cantonen, um alles in den Zustand vor 1798 herzustellen. [illegible] ward Landamman von Schwyz. Der Bürgerkrieg brach aus, [illegible] die von der helvetischen Regierung ausgesandten Kriegsvölker [illegible] fast überall von den Eidgenossen geschlagen. Schon hatte [illegible] die Tagsatzung gemeiner Eidgenossen zu Schwyz eröffnet, um [illegible] die neue Staatseinrichtung sich zu berathen, als der erste Con- [illegible] durch den General Rapp seine Vermittelung ankündigen ließ. [illegible] forderte Reding zur Auflösung der Tagsatzung auf; diese aber [illegible] sich auf die der Schweiz im lüneviller Frieden zugesicherte Frei- [illegible], sich unabhängig eine Verfassung zu geben, und beschloß, ver- [illegible] zu bleiben. Erst als die französischen Kriegsvölker einrückten, [illegible] sich die Versammlung, der Gewalt weichend. (Eine ge- [illegible] Darstellung dieser Ereignisse findet man in der 2ten Abth. [illegible] 2ten Bandes der allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit von Friedr. Saalfeld.) Reding wurde auf Neys Befehl verhaftet und [illegible] die Festung Arburg gebracht, aber bald nachher wieder in Frei- [illegible] gesetzt. Als die Schweiz durch Buonapartes Vermittelungsacte [illegible]stentheils wieder in den Zustand vor 1798 versetzt und beruhigt [illegible] war, trat Reding in die Stille des Privatlebens zurück, bis [illegible] 1803 vom Canton Schwyz wieder zum Landamman gewählt wur- [illegible], starb aber bald nachher mit dem Rufe eines redlichen Vaterland- [illegible], der nur zuweilen sehr heftig und wandelbar in seinen Ent- [illegible]ungen war. — II. (Theodor v.), aus dem Canton Schwyz, [illegible] wie sein Verwandter in spanische Dienste, und hatte sich zum Maréchal [illegible] camp aufgeschwungen, als die Franzosen 1808 Spanien besetzten. Die Kraft, die er bei dieser Gelegenheit entwickelte, und die Festig- [illegible], womit er Napoleons Anträge verwarf, erwarben ihm das Ver- [illegible] der Junta, die ihn zum Generallieutenant ernannte. Er [illegible] einen Heerhaufen unter Castaños an, und da er sich durch [illegible] eben so kühne als geschickte Bewegung zwischen die Heerabthei- [illegible] der französischen Feldherren Dupont und Vedel stellte, trug [illegible] wesentlich zu dem Siege von Baylen bei. Später befehligte er [illegible] Abtheilung in Catalonien, und unterstützte den General Vives [illegible] dem blutigen Kampfe bei Caudedon. Im December 1808 ver- [illegible] er die Stellung von Llinas gegen Gouvion St. Cyr, der

ihn nach einem heftigen Kampfe zum Rückzuge zwang. Dieser Unfa zwang ihn, die angefangene Belagerung von Barcelona aufzuheber Im Februar des folgenden Jahres, als er Valencia decken wollte lieferte er demselben Feldherrn das Treffen bei Valls, worin er ein Wunde erhielt, an deren Folgen er bald nachher starb.

Redoute heißt, in der Befestigungskunst, eine geschlossen Schanze, sobald sie blos ausspringende Winkel und keine Seitenver theidigung hat. Meist baut man sie viereckig; doch gibt es auch o fünf- bis achteckige. Der Fehler der Redouten ist, daß, da ihne Seitenvertheidigung mangelt, vor jedem ausspringenden Winkel ei Raum übrig bleibt, wo die Kugeln der Besatzung, die man im All gemeinen gerade aus (nicht mit rechts oder links angeschlagen) feuern annehmen muß, nicht hintreffen (der unbestrichene Winkel) und da der ganze Graben ebenfalls dem Feuer nicht ausgesetzt ist (todte Winkel); der Vortheil dagegen, daß sie eine selbstständige Vertheidi gung nach allen Seiten gewähren. Um die Besatzung für eine Re doute oder die Größe der Redoute für eine gegebene Besatzung zu bestimmen, rechnet man auf jede Rotte (1 oder 2 Mann hoch) einen Schritt der Länge der Brustwehr, und gibt etwa ein Viertel der auf diese Art bestimmten Besatzung zur Reserve. Man braucht die Re- douten, um sich wicht'ger Puncte auf Schlachtfeldern, in einer schwach besetzten Gegend, vor einer Festung, auf die man einen Angriff be- fürchtet, zu versichern, einem sehr ausgesetzten Posten einen Zufluchts- ort zu geben, zu verschanzten Lagern u. dgl. P. — Redoute, im gesellschaftlichen Leben, ein Maskenball, gewöhnlich mit Spiel und andern Vergnügungen verbunden. In der Regel werden Redouten nur in der Fastnachtszeit, besonders an den Orten, wo das Carneval gefeiert wird, gehalten. In Venedig heißt Redoute (ridotto) auch der öffentliche Ort, an welchem während des Carnevals Hazardspiele, besonders Pharao, öffentlich gespielt werden. Sonst durfte hier nur ein venetianischer Nobili Bank machen, dem als Banquier mehrere sonst ungewöhnliche Freiheiten (z. B. einen Spieler abweisen) gestat- tet waren. An jeder Seite neben ihm stand eine maskirte Dame, um ihn auf seinen Nachtheil aufmerksam zu machen. Auch durften die Spieler, ausgenommen die Nobili, nur maskirt zu diesem Spiele eintreten.

Redouté (Pierre Joseph), berühmter franz. Pflanzenzeichner, geb. 1759 zu St. Hubert in den Ardennen. Seine Neigung zur Kunst entwickelte sich früh unter der Leitung seines Vaters, der selbst ein geachteter Künstler war. Dreizehn Jahre alt, verließ er seine Ange- hörigen, um mit seiner einzigen Habe, Pinsel und Palette, nach Flandern und Holland zu reisen. Von Vilvorden, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, und Zimmerverzierungen und Altarbilder malte, ging er nach Luxemburg und endlich nach Paris, wo er aber, wenig begünstigt, anfänglich nur Decorationen für das italienische Theater malte. Er kam dadurch auf die Blumenmalerei, und einige seiner Versuche wurden dem berühmten Botaniker Lheritier bekannt, der ihn bewog, sich ausschließend diesem Kunstfache zu widmen. Redouté zeichnete einige Abbildungen für Lheritiers Werke, die großes Auffe- hen machten, weil sie zu der Umwandlung führten, die seitdem in botanischen Abbildungen statt gefunden hat. Er ging mit Lheritier nach England und zeichnete einen Theil der Abbildungen zum Sertum Anglicum. Eine große Anzahl von Zeichnungen blieb in Lheritiers Händen zurück, als dieser seine botanischen Beschäftigungen einstellte.

unter allen Pflanzenabbildungen, die Redouté lieferte, sind die Zeichnungen der Familie der Lilien (Liliacées), die in 80 Lieferungen erschienen, das Ausgezeichnetste und bilden ohne Vergleich das schönste Werk, das es in dieser Art gibt, und das vielleicht nur von des Künstlers ähnlichem Prachtwerke über die Rosen, wenn es einst vollendet sein wird, übertroffen werden könnte. Man verdankt ihm auch die Erfindung eines Verfahrens, einen Kupferstich in verschiedenen Farben mit einer Platte abzudrucken. Er ward 1792 zum Zeichner der Akademie der Wissenschaften, im folgenden Jahre zum Blumenmaler des Museums für Naturgeschichte, und 1805 zum Blumenzeichner der Kaiserin Josephine ernannt. Ventenat hat das Andenken des trefflichen Künstlers in dem Namen Redutea verewigt, den er einer von den Antillen stammenden Pflanze aus der Familie der Malven beilegte.

Reduction, wörtlich Zurückführung, ist in der Chemie derjenige Prozeß, wo einem verbrannten Körper derjenige Bestandtheil wieder entzogen wird, mit welchem er sich während des Verbrennens zu einem Erzeugnisse besonderer Eigenschaft vereinigt hatte. Nun ist Verbrennen (s. d. Art.) jede Vereinigung eines einfachen Körpers mit einem solchen, der das gebundene Licht des andern ausscheidet und dabei Wärme entwickelt. Reduction ist also der entgegengesetzte Prozeß, nämlich die Entfernung jenes Körpers, der sich während der Verbrennung mit dem brennlichen vereinigte, oder die Zurückführung desselben in seine frühere Einfachheit. Metallkalke (z. B. Bleikalk oder Mennige) sind Vereinigung von Metall und Sauerstoff durch Verbrennung; sollen sie reducirt werden, so muß man dem Kalke den Sauerstoff entziehen; dies geschieht am leichtesten durch Zusatz von Kohlenpulver und heftiges Glühen der Mischung, wobei die Kohle mit dem Sauerstoffe zusammentritt, das Blei wieder Licht bindet und in seine vorige regulinische Einfachheit zurückkehrt. Dieses Verfahren wird im Großen, als Hüttenarbeit, Anfrischen oder Verfrischen genannt. — Bei Münzen heißt Reduction die Bestimmung des Werths einer Münze durch eine andere, Angabe einer Münzsumme in einer andern Münzsorte; aber auch die Herabsetzung des Werths einer Münze. Es.

Reflexion, oder Überlegung, ist das Zurücktreten der denkenden Seele in sich selbst, um den Eindruck, den ein Gegenstand auf sie gemacht hat, mit Aufmerksamkeit zu prüfen und zu beurtheilen. Aufmerksamkeit auf äußere Dinge, besonders wenn sie unwillkürlich ist, zieht die Seele von sich selbst ab, und nähert sie dem fremden Gegenstande; durch Reflexion aber zieht sie sich wieder in sich zurück und reißt sich gleichsam los von allem, was nicht sie ist. Willkürliche Aufmerksamkeit und Überlegung sind große Vorzüge des Menschen vor dem Thiere. Die Aufmerksamkeit macht den scharfen Beobachter und Forscher der Außenwelt und Natur; die Überlegung den tiefen Denker oder speculativen Geist. Kant theilt die Reflexion in logische und transscendentale. Die erste besteht in Vergleichung der Begriffe unter einander, um die Einerleiheit oder Verschiedenheit, den Widerspruch oder die Übereinstimmung zweier Vorstellungen zu bestimmen, und zu erfahren, ob ein Begriff analytisch oder synthetisch sei. Die transscendentale Reflexion vergleicht die Vorstellungen in Rücksicht auf das Erkenntnißvermögen, vor welches sie gehören, und untersucht die Art und die Bedingungen, unter denen unsere Begriffe und Urtheile entstehen, die Mitwirkung der Neigung, der Sin-

lichkeit, des Verstandes, der Vernunft, des Interesses, der Gewohnheit; sie gibt, nach Kant, Reflexionsbegriffe, d. h. solche, durch die das Verhältniß der Dinge zu einander selbst ausgedrückt wird, da jene, die logische Reflexion, nur Vergleichungsbegriffe gewährt, wodurch auch nur Begriffe beurtheilt werden.

Reflexion in der Physik, oder Zurückwerfung der Lichtstrahlen, findet statt, wenn das Licht auf einen ganz oder doch in hohem Grade undurchsichtigen Körper fällt. In diesem Fall beugt sich der Strahl in dem Augenblicke, in welchem er die Oberfläche des Körpers erreicht, in dem Mittel, durch welches er seinen Weg nahm, zurück. Der Winkel, in welchem der Strahl auffällt, heißt der Einfallswinkel, der, in welchem er zurückgeht, der Zurückwerfungs- oder Reflexionswinkel. Beide sind allemal einander gleich. Je glätter eine undurchsichtige Fläche ist, desto regelmäßiger wirft sie die einfallenden Strahlen zurück. Darauf gründet sich unter andern die Wirkung der Spiegel.

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war schon im 15ten Jahrh. die Losung aller, die es mit Religion und Sittlichkeit redlich meinten. Kein Verlangen konnte gerechter sein. Das Christenthum, von seinem Stifter bestimmt, die Menschheit zu veredeln und zu beglücken, hatte, je weiter es seine Herrschaft über die Völker verbreitete, und ihr Leben in allen Richtungen durchdrang, sich unter den Händen seiner Priester desto mehr von seiner ursprünglichen Bestimmung entfernt. Mochte das meist mit glücklichen Erfolgen gekrönte Bestreben der römischen Bischöfe, in allen Reichen der Christenheit allein über die Seelen zu herrschen, ja auch die Händel der Könige und die Bildung des bürgerlichen Wesens leiten zu wollen, in den Verwirrungen der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung das beste Mittel gewesen sein, die wilde Jugend des neuen Geschlechts, das die alte Welt mit den Resten ihrer Bildung niedertrat, zu zähmen; mochten christliche Glaubensboten und Mönche in die Wälder Deutschlands und zu den Barbaren des Nordens sanftere Sitten gebracht, und die Entwilderung der bekehrten Nationen gefördert; mochte selbst der in vielen Puncten für gewisse Zeiten wohlthätige Einfluß jener Einheit des Glaubens und Gottesdienstes, jener Abhängigkeit aller abendländischen Kirchen von Rom, jener gesetzgebenden Obergewalt über die Völker, die das folgerechte Verfahren der Päpste im Mittelalter erzwang (s. d. Art. Papst), die römische Kirche berechtigt haben, das größte Verdienst um die allmähliche Gestaltung des europäischen Gesammtlebens, um die Herrschaft des Geistigen in den Verfassungen und Sitten, sich zuzuschreiben: diese Kirche genoß die Früchte ihres Sieges mit so weniger Mäßigung, ihre Diener verläugneten in Lehre und Leben so sehr den Geist des göttlichen Meisters, daß jener Widerstand gegen die Willkürlichkeiten des Priesterregiments, der, im Orient früh entstanden, durch mancherlei hier unterdrückte, dort wieder auflebende Secten ihren antipaplstischen Sinn bis auf die heimlichen Verbrüdungen der Unzufriedenen im Mittelalter (s. d. Art. Secten) vererbt hatte, seit dem 13ten Jahrh. die Theilnahme der wahrhaft Christlichgesinnten um so stärker anregte, je grausamer die päpstliche Macht mit Feuer und Schwert zu ihrer Vernichtung geschäftig war. Die Frage, was an den Lehren, Gebräuchen, Anstalten und Handlungen der römischen Kirche wirklich christlich und der menschlichen Wohlfahrt zuträglich sei, mußte redlichen Geistlichen, wie verständigen Laien, oft in

[de]n Sinn kommen. Der Priesterhochmuth erbitterte die ritterlichen Fürsten, das Eingreifen der Bettelorden beeinträchtigte die Weltgeistlichen und tausend unschuldige Opfer der Inquisition schrien um Rache. Gleichwohl beherrschte das Ansehen des Papstes die Meinung noch im 14ten Jahrh. mit einem Nachdrucke, der die Stimmen der Unzufriedenheit kaum laut werden ließ. — Des Engländers Wiclef (s. d. Art.) freimüthige Schriften kamen wohl bald auf das feste Land; — Huß (s. d. Art.) mit seinen Böhmen wurde dadurch geweckt: daß aber das 15te Jahrh. zur Reformation noch nicht reif, und die päpstliche Partei mächtig genug war, jede wirkliche Verbesserung zu hintertreiben, bewies sowohl das Benehmen der Fürsten und Nachbarvölker bei dem Ausbruche der Hussitischen Unruhen, als auch der Erfolg der Kirchenversammlungen zu Costnitz und Basel. — Erst nachdem durch die in Folge der Einwanderung gelehrter Griechen geweckten Studien der classischen Alten der Blick der Gelehrten erweitert, durch die Buchdruckerkunst der Vorrath von Bildungsmitteln vervielfältigt, durch allgemein anziehende Schriften auch in den Muttersprachen reicher Stoff zum Denken unter die Laien gebracht, und durch die neuen Universitäten, deren zwischen 1451 und 1502 allein in Deutschland sieben entstanden, die Zahl der Gebildeten bedeutend vermehrt worden war, regte sich das geistige Leben, das der Reformation Bahn machen sollte, allgemeiner und kräftiger. Was schon die sogenannten Mystiker, z. B. Tauler und Geiler von Kaisersberg in Strasburg, gewünscht, was freisinnige Theologen, wie Gerson, Nic. Clemangis, Joh. Wessel, ernstlich, doch mit geringem Erfolge gerathen hatten, wartete nun auf den Mann, der es zur Ehre der Wahrheit geltend und wirksam machen sollte. Savonarola (s. d. Art.) warf sich in Florenz dazu auf, aber ein Scheiterhaufen begrub ihn und sein Werk. Etwas wagten auch einige Könige. Carl VIII. von Frankreich veranlaßte die Sorbonne 1497 gutachtlich zu erklären, von zehn zu zehn Jahren Concilien zur Verbesserung der Kirche zu halten, widrigenfalls die Bischöfe sich ohne ihn versammeln möchten. Maximilian I. brachte die starken Beschwerden der deutschen Fürsten aus den Reichsabschieden von 1500 und 1510 zur Kenntniß des römischen Hofes. Auf französischen Betrieb kam 1511 gar dem Papste Julius II. zum Trotz ein freies Concilium zu Pisa zu Stande; aber wie kühn sich seine wenigen Sprecher auch geberdeten, es starb doch bald an seiner eignen Schwäche und den Beschlüssen der Kirchenversammlung im Lateran, die ihm 1512 entgegengesetzt, in der Hand des Papstes nur diente, seine Anmaßungen von neuem zu beschönigen. Überhaupt waren bei den bisherigen Anträgen auf Abstellung des Verderbens der Kirche einer Seits zu oft politische Nebenzwecke im Spiel gewesen, andrer Seits in der Hitze des Eifers gegen einzelne Unbilden und Mißbräuche die Grundfehler der Kirchenlehre und Verfassung, aus denen alle andern Übel hervorgingen, zu sehr übersehen worden, als daß mehr, denn fruchtlose Disputationen und harte Verfolgungen der kühnen Eiferer oder schale politische Vergleichshandlungen, in denen der Papst am Ende Recht behielt, auf diesem Wege hätten bewerkstelligt werden können. Tiefer wirkte Reuchlins großes Verdienst um den Anbau der griechischen Sprache, und sein für die Sache der Aufklärung höchst wichtiger Sieg über die Finsterlinge in Cöln; umfassender der gebildete Geschmack und gesunde Verstand, der aus den Schriften des geistreichen Erasmus zu den bedeutendsten Männern in Staat und Kirche redete, und nächst gründli-

cheren gelehrten Stuhlen auch freiere Ansichten von der Religion un
ihrer thätigen Anwendung förderte; gewaltiger endlich, besonder
auf die Masse des Volks, das Heer von Satyren, Spottliedern
beißenden Allegorien und derben Späßen, in denen der Witz sei
Reinecke dem Fuchs bis auf die feinen Anspielungen dieser beiden
zur Unternehmung entscheidender Schritte nur nicht hinlänglich uner
schrocknen und feurigen Gelehrten sich auf Kosten des römischen Un
wesens und der Möncherei ausgelassen hatte. — So öffneten sich durc
das Zusammentreffen günstiger Umstände, durch das Vordringen eine
neuen, nach Licht und Freiheit ringenden Zeitgeistes allmählig di
Wege, auf denen die Wahrheit Anerkennung finden sollte. Die Mitt
von Europa, sammt dem längst gegen Rom unwilligen Norden, wa
gestimmt, das Kühnste zu hören, und verwegene Schritte zu unter
stützen, sobald es gälte, das Joch der priesterlichen Vormundschaf
abzuschütteln, der die Bessern und Nachdenkenden sich nun entwach
sen fühlten. Noch ahnte aber niemand, woher der erste Anstoß kom
men würde. Kurfürst Friedrich III. von Sachsen, ein weiser Re
gent, doch sonst eifriger Catholik und besonderer Liebhaber von Reli
quien, folgte nur dem rühmlichen Beispiele anderer deutschen Für
sten, da er 1502 zu Wittenberg eine Universität stiftete, wohin e
unter andern Gelehrten auch Martin Luthern, einen Augustinermönc
von Erfurt, als Lehrer der Theologie berief. Dieser bei großen
Genie mehr noch durch tiefe Religiosität und starke Wahrheitslieb
als durch überlegene Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann kannte di
heilige Schrift, und seit einer Reise nach Rom, die er 1510 in Or
densgeschäften machte, auch die Gebrechen des päpstlichen Hofes. Dor
regierte seit 1513 Papst Leo X. (s. d. Art.), wenig bekümmert un
das Verlangen der Welt nach Verbesserung einer Kirche, der er nu
vorzustehen schien, um ihre Einkünfte zur Befriedigung seiner fürst
lichen Neigungen zu brauchen. Der Handel mit Ablaßzetteln hatt
oft schon den Geldhunger seiner Vorfahren stillen müssen. Von ihr
ließ sich daher 1516 ein ihm sehr ähnlicher geistlicher Fürst, Albrecht
Kurfürst von Mainz und Erzbischof von Magdeburg, mit der Be
dingung, die Beute zu theilen, solchen Handel für seine Sprenge
auftragen, und bestellte dazu unter andern den im Ablaßkram scho
geübten leipziger Dominicaner, Joh. Tezel, der, von Ort zu Or
ziehend, sein Gewerbe mit der unverschämtesten Marktschreierei be
trieb, und die bekreuzten Zettel über die Vollmacht der päpstliche
Bulle, die doch noch von Reue sprach, weit hinaus als unbedingt
Urkunden der Sündenvergebung in Zeit und Ewigkeit anpries. De
Zulauf war nicht gering, und der Gewinn reichlich; denn das ein
fältige Volk hielt den alten Aberglauben noch hoch, und die bequem
Art, für wenige Groschen der schwersten Sündenschulden, deren jed
ihre Taxe hatte, ledig zu werden, und loszukommen von zeitliche
Buße und ewiger Verdammniß, gefiel der rohen Menge wohl (verg
d. Art. Ablaß). Da Tezel seinen Kram im Herbst 1517 zu Jüter
bock aufschlug, strömten ihm auch aus dem nahen Wittenberg viel
Käufer zu, und verbaten sich dann mit Vorzeigung ihrer Zettel b
ihren Beichtigern jede Verpflichtung zu neuer Buße. Gegen diese
gotteslästerlichen Unfug erhob sich Luther, erst mit Predigen, da e
neben seiner Professur ein Pfarramt bekleidete, und dann, um nac
altem Brauch die Sache im Wege einer akademischen Disputatio
beizulegen, durch 95 Theses oder Streitsätze, die er den 31sten Oc
1517 an die Thür der Schloßkirche anschlug. Darin erklärte e

sich sehr ernstlich gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels, bezeigt, neben lebhaftem Eifer für die heilige Schrift, immer noch große Ehrfurcht vor dem Ansehen der Kirche und des Papstes, und bittet am Ende um gründliche Belehrung. Diese Sätze wurden lateinisch, seine Predigt vom Ablaß aber deutsch herausgegeben, und in wenigen Wochen durch ganz Deutschland, erstere bald auch unter andern Völkern der Christenheit verbreitet. Überdies trug Luther selbst in beweglichen, und bei aller Freimüthigkeit sehr bescheidenen Briefen an seine geistlichen Obern und den Papst auf Abstellung des ärgerlichen Unfugs und des Verderbens der Kirche überhaupt an. — Außer dem wohlgesinnten Bischof von Brandenburg Scultetus gab ihm keiner gehörige Antwort. Dafür traten von Tezeln, in dessen Namen Conrad Wimpina, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, die Feder ergriff, von einem päpstlichen Höfling zu Rom, dem Augustiner Sylvester Prierias, und von dem aus dem Streite mit Reuchlin noch übelberüchtigten Ketzermeister Jacob Hochstraaten zu Cöln abgeschmackte Schmähschriften voll der ausschweifendsten Behauptungen von der Macht des Papstes und seines Ablasses ans Licht, die aber zu armselig, um dem Spotte der Gebildeten zu entgehen, eben so wie D. Ecks zu Ingolstadt giftige Obelisken gegen Luthern, anstatt seine Sätze mit Gründen zu widerlegen, das Aufsehen seines Unternehmens nur vermehrten. Die scharfen Antworten, in denen er die Blößen dieser Kämpfer für den Ablaß aufdeckte, und die Resolutiones, die er zur Erklärung seiner Sätze nachfolgen ließ, brachten der Wahrheit immer neue Siege. Eine Disputation, die er bei einem Augustinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienst der sogenannten guten Werke und den Gebrauch der Aristotelischen Philosophie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen mehrere Freunde, z. B. Bucer, Brenz, Schnepf, Billican, die nachher als thätige Beförderer der Reformation berühmt wurden. Die Gespräche Luthers mit den päpstlichen Legaten Cajetan und Miltiz, ersteres 1518 zu Augsburg, letzteres 1519 zu Altenburg, worin diese Herren, statt ihn, wie sie befehligt waren, zum Widerruf zu bringen, nur ihre Unfähigkeit, die römischen Satzungen mit Beweisen der heiligen Schrift zu stützen, kund thaten, endlich das noch 1519 zu Leipzig drei Wochen lang gehaltene Schulgefecht Ecks mit Karlstadt und Luther, in dem über freien Willen, Papstgewalt, Ablaß und Fegefeuer hitzig gestritten, aber nichts entschieden wurde, erweckten, wie Luthers fast in jedem Monate ausgehende neue Flugschriften und gedruckte Predigten, seinem Werke neben neuen Widersachern auch eine immer allgemeinere Theilnahme. — Von den Pyrenäen bis zur Weichsel, vom adriatischen Meere bis zum Belt wurde begierig alles gelesen, was von Luthern oder über ihn erschien. Die seltne Fülle, Beständigkeit und Kraft seines deutschen Ausdrucks, sein schlagender Witz, seine durch ununterbrochene historische und exegetische Studien täglich zunehmende Einsicht und Gelehrsamkeit, die überzeugende Stärke seiner Gründe, und, was am meisten wirkte, die Übereinstimmung seiner Lehren mit den wichtigsten Bedürfnissen und Wünschen der Zeit, die beifälligen Urtheile eines Erasmus, Pirkheimer und anderer trefflichen Köpfe, der offne Beitritt von Männern, wie Melanchthon und Hutten, die gleichzeitige fast noch kühnere Erhebung der Schweizer Zwingli und Ökolampadius gegen Ablaß und Papstthum (vergl. d. Art. Reformirte Kirche) machte den

vor 1517 noch wenig bekannten Mann nun zum Vorfechter aller helldenkenden und über den Verfall der Kirche Christi bekümmerten Mensche in Europa. — Als solcher redete und handelte er nun mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und unverkennbarem göttlichen Beistande. Die in seinen ersten Schriften noch merkbare Scheu vor den römischen Hofe warf er weg, da der Ungrund aller päpstlichen Anmaßungen ihm klar geworden. Eine reine Erkenntniß göttliche Dinge, eine glühende Begeisterung, wie man sie seit den Zeiten de Apostel nicht mehr vernommen hatte, sprach aus seinen herrliche Schriften an den christlichen Adel deutscher Nation, von der Messe von der babylonischen Gefangenschaft und von der Freiheit eine Christenmenschen, in denen er die Grundlehren des Papstthums selbs mit Waffen des göttlichen Wortes angriff, und die vergessene lauter Lehre des Evangeliums ins Leben hervorrief. Er that es 1520, zu selbigen Zeit, da Eck des Papstes Bannbulle gegen ihn in Deutschland verkündigte, appellirte wiederholt an eine allgemeine Kirchenversammlung, und warf, weil man seine Schriften zu Mainz, Cöln und Löwen verbrannt hatte, diese Bannbulle sammt den päpstliche Canonen und Decretalen am 10ten Dec. d. J., unter großem Jube der Studirenden zu Wittenberg, öffentlich selbst ins Feuer. — Dieses und das folgende Jahr 1521 ist daher der wahre Zeitpunct des Anbruchs der deutschen Reformation, weil darin Luther sich förmlich von der römischen Kirche losriß, und mehrere der mächtigsten vom deutschen Adel, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. a. und der angesehensten unter den Gelehrten, mit der Universität Wittenberg, der nun die Söhne Deutschlands und anderer Länder scharenweis zuströmten, sich öffentlich für sein Unternehmen erklärten. Der ehrfurchtgebietende Eindruck seines persönlichen Auftritts und seiner tapfern Weigerung jedes Widerrufs auf dem Reichstage zu Worms am 17ten April 1521, dem Tage seines größten Triumphs (s. d. Art. Luther), gab ihm die Macht und Würde eines anerkannten Reformators; das wormser Edict und die vom Kaiser wider ihn verhängte Reichsacht machten seine Sache zur Staatsangelegenheit. — Dabei ist nicht zu übersehen, welche Verhältnisse und Begebenheiten noch außer den schon angeführten vorbereitenden und mitwirkenden Umständen diese Sache begünstigten. — Der Papst war hauptsächlich durch Deutschlands Ergebenheit groß geworden; in seinen Händeln mit dem Kaiser hatten es die deutschen Fürsten meist mit ihm gehalten, weil sie selbst auf diesem Wege von jenem unabhängiger wurden. Rom mußte sie also schonen, und der Kaiser sich im Stillen freuen, wenn es mit ihnen zerfiel. Nach Maximilians I. Tode 1519 bekleidete Kurfürst Friedrich III., ohnehin der mächtigste deutsche Fürst, in allen Landen sächsischen Rechts, das Reichsvicariat, und schon wegen seines persönlichen Ansehens hatte er die entscheidendste Stimme bei der Wahl des neuen Kaisers. Daher mußte der Papst sowohl, als der durch seine kräftige Fürsprache 1520 gewählte Carl V. ihm gefällig sein; jener, indem er die anfängliche Forderung Luthers nach Rom in eine Unterhandlung mit seinen Legaten verwandelte, dieser, indem er die Reformation so lange, als es sich nur vor dem Papste und den catholischen Ständen verantworten ließ, ohne gewaltsame Gegenanstalten ihren Gang gehen ließ. Vor den ersten Folgen der Reichsacht wurde Luther durch seinen zehnmonatlichen Aufenthalt auf der Wartburg sicher gestellt, und das wormser Edict konnte in Sachsen um so weniger Wirkung erhalten, da der Kaiser, seit 1521

m Kriege mit Frankreich begriffen, oder in Spanien beschäftigt, die deutschen Religionshändel fast ganz aus dem Gesicht verlor, und übrigens jeder Fürst in seinen Landen that, was er für Recht hielt. Daß Friedrich der Weise aber, obwohl er kein Anhänger der Reformation heißen wollte, doch ihren Helden schützte, macht seine große Theilnahme an dem Flor der wittenberger Universität, seine Redlichkeit, seine allmählig wachsende Überzeugung von der Gerechtigkeit der Unternehmungen Luthers und dessen Freund Spalatin, der an Friedrichs Hofe alles vermittelte, sehr erklärlich. — Leos Nachfolger, der edle, selbst auf eine Reformation bedachte Adrian VI., erhielt auf seinen Antrag, die Lutherische Lehre auszurotten, von dem Reichstage zu Nürnberg 1522 hundert Beschwerden der deutschen Stände, auch der catholischen, gegen seinen Stuhl zur Antwort. Eben so wenig als die Züricher, deren schnelles Fortschreiten zur Änderung der Religionslehren und Gebräuche bei den Regierungen der nördlichen Cantone die kräftigste Hülfe fand, waren also die Wittenberger gehindert, Reformen des Gottesdienstes (mit der Messe fingen sie an) vorzunehmen, ja Luther selbst mußte von der Wartburg herbeieilen, um die durch Karlstadts (s. d. Art.) stürmischen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen, während er seine Übersetzung des neuen Testaments, die Frucht seines Exils, der die Bücher des alten Testaments bald nachfolgten, und Melanchthon seine Loci communes, die erste und lange die musterhafteste Dogmatik der evangelischen Lehre, (1521 zum erstenmale) herausgab, wurden in Zweibrücken, Pommern, Schlesien, in den sächsischen (Leisnig war nach Wittenberg die erste) und schwäbischen Städten ernstliche Anstalten zur Abstellung der papistischen Mißbräuche gemacht. Luthers Schrift von der Ordnung des Gottesdienstes kam, 1523 kaum erschienen, zu Magdeburg und Elbingen gleich in Anwendung. — Auch Märtyrer fehlten der aufblühenden neuen Kirche nicht; die Inquisition in den Niederlanden verschaffte ihr schon 1522 durch Hinrichtung einiger Lutherisch gesinnten Augustiner diese Ehre. Französische und holländische Übersetzungen der Bibel traten ans Licht; im Herzen Frankreichs, bei Meaux, bildete sich eine evangelische Gemeinde. Umsonst verdammt die Sorbonne Luthers Sätze; umsonst wird 1524 auf dem Reichstage zu Nürnberg und dem Convent zu Regensburg die Vollziehung des gegen jede Religionsneuerung gerichteten wormser Edicts beschlossen; umsonst bemühen sich die Herzoge, Georg von Sachsen (Albertinischer Linie) und Heinrich von Braunschweig, Österreich, Frankreich und Spanien, so wie die geistlichen Fürsten, durch Verfolgungen der Evangelischen in ihren Landen die Reformation zu unterdrücken: Luther legt in demselben Jahre die Mönchskutte ab, Mönchs- und Nonnenklöster werden leer, Geistliche heirathen in Sachsen und der Schweiz, um 1525 nennen sich Johann der Beständige, Friedrichs Nachfolger in Kursachsen, Philipp, Landgraf von Hessen, Albrecht von Brandenburg als Herzog seines aufgehobenen Hochmeisterthums Preußen, öffentlich evangelische Fürsten; ihre gesammten Lande, Liefland, ein bedeutender Theil von Ungarn und Österreich (Böhmen war schon durch die Hussiten gewonnen), Lüneburg, Zelle, Nürnberg, Strasburg, Frankfurt am Main, Nordhausen, Braunschweig, Bremen nehmen die neue Lehre an, und eine Menge der würdigsten Theologen und Geistlichen Deutschlands treten auf Luthers Seite, der selbst mit einer ehemaligen Nonne, Catharina von Bora, in die Ehe tritt. Schweden wurde 1527 unter Gu-

stav Wasa durch die Reformatoren Olaf und Lorenz Petri evangelisf
bald folgte auch der größte Theil von Niedersachsen, und der Nord
von Westfalen nach, Hamburg und Lübeck besonders durch Joh. B
genhagen. — Die wegen des Kaisers Abwesenheit gesicherte Ruhe d
ser Jahre, in welchen die Verbreitung der Reformation so glückli
und fast ohne allen äußern Kampf von statten ging, störten wei
ger die Streitigkeiten Luthers mit Erasmus und Zwingli (s. d. A
Erasmus und Sacrament), als die 1528 durch des dresdn
Kanzlers Otto von Pack Nachricht von einem geheimen Bündniß d
catholischen Stände gegen die Evangelischen, erregten Besorgni
eines Krieges, dessen Ausbruch von Seiten letzterer Luthers Erma
nung zum Frieden nur mit Mühe hinderte. Inzwischen nöthig
diese Spannung die Evangelischen zum Zusammenhalten, und weg
einer 1529 auf dem Reichstage zu Speier gegen einen ihnen nac
theiligen Beschluß gemeinschaftlich eingelegten Protestation erhielt
sie, jedoch erst späterhin (1541), den Namen Protestanten (s. d. Ar
Protestant). — So wurden sie eine auch politisch abgesondert han
delnde Partei (Corpus evangelicorum, s. d. Art.), welche sic
weil der Kaiser nun wieder drohend in Deutschland auftrat, zu en
scheidenden Maßregeln anschicken mußte. Während nach den zur O
ganisation des Kirchenwesens unternommenen Visitationen mit Hül
der Anweisungen Melanchthons und der 1529 erschienenen Katechi
men Luthers die bessere Belehrung des Volks in Kirchen und Schu
len durch treue Prediger allmählig gedieh, mußte Melanchthon, nac
Anleitung der von Luthern 1529 abgefaßten torgauer Artikel, ein
ausführlichere Darstellung des evangelischen Glaubensbekenntnisse
aufsetzen, welche von den meist schon durch das torgauer Bündni
1526, und den schwabacher Convent 1529 (s. d. Art. Schwaba
cher Artikel) vereinigten Fürsten, Johann, Kurfürst von Sach
sen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernst, Herzog von Lüne
burg, Philipp, Landgraf von Hessen, Wolfgang, Fürst von Anhalt
Albrecht, Graf von Mansfeld, und den Städten Nürnberg, Reut
lingen, Kempten, Heilbronn, Weinsheim und Weißenburg unter
schrieben, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser über
geben, am 25sten Juni in voller Reichsversammlung feierlich vor
gelesen, und daher augsburgische Confession (s. d. Art.) ge
nannt wurde. Der Kaiser ließ dagegen eine catholischer Seits ver
fertigte Confutation oder Widerlegung vorlesen, wobei es sein Be
wenden haben sollte, nahm die wider diese Confutation von Me
lanchthon aufgesetzte Apologie (Rechtfertigung) der augsburgische
Confession nicht an, und drang auf Abstellung der Religionsneuerun
gen. Gleichen Bescheid erhielten Strasburg, Costnitz, Memminge
und Lindau, welche dem Kaiser eine ähnliche Schrift, Bekenntniß
der vier Städte oder Confessio tetrapolitana genannt, überreich
hatten. — Dieser mißliche Ausgang des Reichstags war den Evangeli
schen ein neuer Beweggrund, nur desto treuer und fester auf ihren
Glauben und Einigkeit unter einander zu halten. — Wie nun der
schmalkaldische Bund der evangelischen Stände sich bildete, in dem sie
bei allem Schwanken ihrer Maßregeln theils wegen der wechselnden
Politik des Kaisers, theils den Abmahnungen ihrer Theologen vom
Kriege folgend, bis 1546, wo ihr Friedensengel Luther starb, einen
wenig gestörten Genuß ihrer neuen Religionsübung behaupteten;
welche Veränderungen die Schlacht bei Mühlberg, des Kaisers Interim (s. d. Art.) und Kurfürst Moritzens unerwarteter siegreicher

gegen diesen mit sich brachte; wie endlich 1555 der augsburger Religionsfriede die Freiheit des evangelischen Gottesdienstes in den Landen, und zum Theil auch für die Protestanten in catholischen Ländern sicherte, ist in den Artikeln Schmalkaldischer Bund, Interim und Religionsfriede dargestellt. — Vereinigungspuncte für diese deutschen Protestanten blieben sowohl ihre zusammentreffenden politischen Interessen, als auch der in der augsburgischen Confession und ihrer Apologie seinen Grundzügen nach dargestellte Lehrbegriff, der durch die später hinzugekommenen schmalkaldischen Artikel und beiden Katechismen näher erläutert, und durch die bergische Concordienformel 1580 endlich abgeschlossen wurde. (S. d. Art. Symbolische Bücher. — Zu diesem evangelisch-lutherischen Lehrbegriff bekannten sich, unter dem Namen augsburgischer Confessionsverwandten deutscher Nation, drei Kurfürsten, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, zwanzig Herzoge und Fürsten, worunter die sächsischen Häuser, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Holstein-Lübeck, Baireuth, Würtemberg und Baden die vornehmsten waren, vierundzwanzig Grafen, vier Freiherren und fünfunddreißig Reichsstädte, im Ganzen sechsundachtzig Reichsstände. — Das mit großer Mühe zu Stande gebrachte Eintrachtswerk derselben fand jedoch bald heftigen Widerspruch, nicht blos bei den Catholischen, sondern auch unter den Protestanten. Schweden, Dänemark (seit 1536 protestantisch), Schleswig, Pommern, Schlesien und mehrere bedeutende Reichsstädte weigerten sich aus politischen Gründen, Hessen und die Stadt Bremen aus Neigung zum Calvinismus, die Concordienformel anzunehmen; die Pfalz sprang wieder ab, und auch der berliner Hof wurde reformirt. Denn leider war der Streit über die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahle (s. d. Art.) zwischen den schweizerischen und französischen Protestanten, unter denen nach Zwinglis Tode Calvin am meisten galt, an einem, und den sächsischen am andern Theile die Ursache einer völligen Absonderung der reformirten Kirche (s. d. Art.) von der evangelisch-Lutherischen geworden. — Die Gründe dieser für den Fortgang der Reformation nachtheiligen Zwietracht beider Kirchen lagen schon in der Verschiedenheit des Charakters ihrer Stifter. Luther, mehr gewohnt, systematisch zu denken, und vom unbedingten Glauben an den Buchstaben der heiligen Schrift auszugehen, hielt neue Vorstellungen, die sich ihm darboten, gleich an den Prüfstein seines Systems, und duldete nichts in der Lehre, was jenem Glauben zu widersprechen schien. Zwingli, weniger durch fixirte Meinungen befangen, und dem eigenen Urtheile mehr einräumend, war dagegen williger, Ansichten festzuhalten, die ihm im ersten Augenblicke vernünftig erschienen. Er kam daher leichter in Gefahr, Irrthum als Wahrheit anzunehmen, während Luther lieber Wahrheit als Irrthum verwerfen, denn seinem Glauben etwas vergeben mochte. Mit ihm hielt es der Osten und Norden, mit der freiern Verstandesansicht der reformirten Kirche der Westen und Süden des weiten Gebietes von Europa, auf dem der Protestantismus sich behauptete. — Durch Übereinstimmung der Lehre und des Gottesdienstes schlossen sich der reformirten Kirche an, außer der bessern Hälfte der Schweiz und Genf seit 1535, ein großer Theil der Bevölkerung, besonders des südlichen Frankreichs (s. d. Art. Hugonotten), England mit Beibehaltung der hierarchischen Würden zuerst 1547, und nach dem papistischen Zwischenact unter der Königin Marie 1555—1558 für immer (s. d.

Art. Anglicanische Kirche), Schottland, wo Knox 1560 bi presbyterianische Kirchenverfassung nach Genfs Muster einführte, un die Republik der vereinigten Niederlande, die mit ihrer Freiheit zu gleich den Protestantismus erkämpfte (s. d. Art. Holland). — I Siebenbürgen behielt die Lutherische Confession das Übergewicht, i Ungarn drang neben ihr auch der Calvinismus ein, und in Polen wo seit 1556 die Reformation zahlreiche Anhänger erhalten hatte schlossen die beiden protestantischen Parteien nebst den mährische Brüdern 1570 den Friedensvergleich (consensus) zu Sendomir, de sie zu dem unter dem Namen der Dissidenten (s. d. Art.) be kannten politischen Körper vereinigte. — Der Versuch des Kurfürste Gebhard von Cöln, 1582 sein Erzstift zu reformiren, mußte bei de Unvorsichtigkeit seines Verfahrens gänzlich mißlingen. — Wie sehr nu auch Lutheraner und Reformirte in dieser Periode einander anfeinde ten, die Hauptpuncte der Lehre und des Gottesdienstes, den Gei und Namen wahrer Protestanten hatten und haben sie doch mit ein ander gemein, und jeder Fortschritt in der Verbreitung der Refor mation konnte als ein Gewinn für beide Parteien betrachtet werden Gewiß ist es aber, daß die auch nach dem Religionsfrieden fort dauernde gegenseitige Spannung der Catholiken und Protestanten di Verhältnisse herbeigeführt hat, in denen der dreißigjährig Krieg (s. d. Art.) sich entzündete und Deutschland verwüstete. Er der westfälische Friede brachte beide Theile in einen Zustand gesetzli cher gegenseitiger Duldung, wovon freilich die protestantischen Unter thanen catholischer Fürsten nur zu oft, bisweilen auch die Catholike in protestantischen Staaten, z. B. die Irländer, das Gegentheil er fahren mußten. (S. d. Art. Freiheit, kirchliche.) — Nach die ser kurzen Übersicht der geschichtlichen Hauptmomente der Reformatio ist noch über das Für und Wider der Frage, „welchen Einfluß si auf die Religiosität und Sittlichkeit, auf die wissenschaftliche un bürgerliche Ausbildung der ihr ergebnen Völker geäußert, und inwie fern sie der Menschheit genützt oder geschadet habe," hier um so aus führlichere Rechenschaft zu geben, je allgemeiner dieser allerding höchst wichtige Gegenstand neuerdings besprochen worden ist. — De dargestellte Gang der Begebenheiten zeigt, daß die Reformation ohn Verabredung und Plan, als nothwendiges Ergebniß aus dem Gang der geistigen Entwickelung der abendländischen und besonders de deutschen Völker, entstanden war. Die Gegenanstalten ihrer Feind gaben ihr erst Zusammenhang und Bedeutung. Die Angriffe leiden schaftlicher und unverständiger Gegner, die Ränke und Gewaltschritt des römischen Hofes, die lauten Stimmen des Beifalls seiner Na tion trieben Luthers muthvolle Thätigkeit weiter, als er je zu gehe gedacht. Umstände, deren Zusammentreffen menschliche Weishei weder veranstalten noch hindern konnte, begünstigten sein Unterneh men über alle Erwartung, es wuchs im Kampfe mit Widersachern deren Sieg kaum zweifelhaft schien, mit innern Störungen, die e in der Geburt zu ersticken drohten (Bauernkrieg, Wiedertäufer), z einer Macht und Höhe heran, die ihn selbst in Erstaunen setzte Nach wenigen Jahren des Fortgangs der Reformation hing es nich mehr von ihren Stiftern ab, welche Richtung sie nehmen sollte; si machte sich selbst ihren Weg, und sicherte sich ihr Gelingen. Wer e weiß, wie in dem Gedränge von Ereignissen, die die Reformatio begleiteten, die große Idee einer Wiedergeburt des ächten Christen thums, eines heiligen Kampfes um ewige Güter vorgewaltet hat

...wird nicht anstehen, sie für ein Werk aus Gott zu erklären, ...ssen Ursprung reine Wahrheitsliebe, dessen Wachsthum die unver- ...werflichste Probe eines himmlischen Schutzes war. — Einige Schrift- ...ler der neuesten Zeit, auf die auch das protestantische Deutschland ...er, haben bald nach ihrem Übertritte zur catholischen Kirche der ...ren Mutter dadurch zu dienen gesucht, daß sie die Reformation als ...heberin aller der Übel anklagten, die in den drei letzten Jahrhun- ...derten über die Völker Europas gekommen sind. An den bürgerlichen ...Kriegen, die Frankreich, Holland, Deutschland und England in die- ...se Periode zerrütteten; an dem Blute der Protestanten, das catho- ...lische Regenten und Inquisitoren mitten im Frieden vergossen; an ...en Hindernissen, die Parteigeist und Glaubenseifer seit der Mitte ...des 16ten Jahrh. bis zum 18ten den Fortschritten der wissenschaftli- ...chen Bildung in den Weg legten; an dem Unglauben der Kinder ...des letzten Jahrhunderts; an der Schwäche Deutschlands, dem Un- ...glück Polens, den Greueln der französischen Revolution, und den bis ...diesen Tag spukenden Ideen des Jacobinismus soll das Werk Schuld ...sein, das von allem, was deutscher Geist jemals hervorbrachte, das ...Größte und Rühmlichste ist. — Allerdings hat die Reformation bei ...den politischen und wissenschaftlichen Begebenheiten der Zeit, in die ...ihre Folgen hinabflossen, mächtig mitgewirkt: der religiöse, mora- ...lische und bürgerliche Zustand der europäischen Völker in dieser Pe- ...riode wurde hauptsächlich von ihr und den Gegenwirkungen ihrer Gegner bedingt. Ist es aber nicht Mißhandlung der Geschichte, die Nachwehen alter Übel, die die Reformation vorfand, den Drang äußerer Umstände, die Wirkung fremder Beweggründe, die man ihr beigesellte, die Unbilden und Grausamkeiten ihrer Widersacher ihr selbst beizumessen? — Das Menschengeschlecht kann in keiner Richtung seines Strebens zum Vollkommneren Schritte vorwärts thun, ohne eine Zeit lang mit sich selbst zu kämpfen, und jede Verbesserung theuer zu erkaufen. Der den Reformatoren vorschwebende Hauptgedanke, die ursprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes von Menschensatzungen zurückzufordern, konnte in der Einkleidung, die sie ihm gaben, nur zum Bessern führen. Wo aber persönliche Leidenschaft und eigennützige Politik, was ursprünglich Zweck gewesen, zum Mittel ihrer Anschläge herabwürdigten, da mußte die Entweihung des Heiligen sich unvermeidlich durch innern Verfall und äußeres Elend rächen. Doch solche Ausartungen waren weder allgemein, noch bleibend; nur mehr Aufsehen erregten sie, als der viel weiter wirkende, nachhaltge Segen, den das gereinigte Christenthum im Stillen schuf. Lassen wir die Scharfsichtigen, die der Menschheit besser zu rathen meinen, als der, der alles lenkt, sich in Muthmaßungen über die Frage erschöpfen — „welchen Gang das am Morgen des 16ten Jahrh. aufgeregte Leben der Wissenschaft und das Ringen der Könige um Universalherrschaft genommen haben würde, wenn die gänzliche Unterdrückung des Protestantismus in seinem Entstehen gelungen wäre;" — daß hauptsächlich der Einfluß seiner Grundsätze die durchgreifenden Verbesserungen bewirkte, die in der neuen Zeit fast auf allen Gebieten des Lebens der europäischen Menschheit zu Stande gekommen sind, erweist die Geschichte durch Thatsachen, deren Zeugniß sein Verdienst über allen Zweifel erhebt. — Als Kirchenlehre galt vor der Reformation eine Anhäufung gelegentlich aufgekommener Bestimmungen, worin die Summe derjenigen Lehren und Sätze, welche dem göttlichen Ansehen der Priesterherrschaft zur

Stütze dienen sollten, nicht ohne Verfälschung der Geschichte mit d[…] dialektischen Künsten der scholastischen Philosophie festgestellt, aber was allen Christen zu wissen nöthig ist, theils vernachlässigt, thei[ls] verunstaltet, und das Evangelium Jesu fast nicht mehr zu erkenne[n] war. Zwar sollte, und soll auch nach der catholischen Ansicht unsr[er] Tage, was von diesen kirchlichen Satzungen auf die Bibel nicht g[e]gründet ist, aus mündlichen Überlieferungen herrühren, die die Ki[r]chenlehrer von den Aposteln und Vätern empfangen, und Concilie[n] oder Päpste mit Hülfe des heiligen Geistes allmählig bekannt gemac[ht] hätten (s. d. Art. Tradition); aber an ihren Früchten erkann[te] man keineswegs die Spuren des vorgegebenen göttlichen Ursprung[s]. Bei der Menge vertrat die Stelle der subjectiven Religion ein G[e]misch von Furcht und Ergötzen, ein Dienst voll Mechanismus un[d] Aberglauben: bald bängliche Scheu vor der überlegenen, mit alle[n] Schrecken irdischer Noth und ewiger Verdammniß gerüsteten geistliche[n] Macht; bald Augenlust an dem Schmucke der Kirchen und ihrer Pri[e]ster, Bewunderung ihrer prachtvollen meist unverständlichen kirchliche[n] Schauspiele; bald Beschäftigung der Phantasie mit allerlei Legende[n] und Wundergeschichten; und ein nach der Schnur der Gewohnheit wie an den Kugeln des Rosenkranzes, ablaufendes Beten, Beichten[,] Büßen, Fasten, Wallfahrten und Hingeben reichlicher Spenden a[n] Geld und Geldeswerth, dessen Trübseligkeit und Mühe hier ei[n] Schwank, dort eine fromme Vertröstung erleichtern mußte. Und die[s]ser mit unzähligen, dem gröbsten Mißverstande blosgestellten Ceremo[]nien überladene Gottesdienst, der, bei dem Mangel an nöthiger Be[]lehrung der Laien, der einzige Anhalt ihrer Religiosität sein sollte[,] wurde noch dazu an den meisten Orten von der Geistlichkeit so kal[t] und handwerksmäßig verrichtet, daß, wenn einzelne Fromme etwa[s] von Theilnahme des Herzens dabei empfanden, die Kirche sich da[s] Verdienst, solche Regungen erweckt zu haben, nur selten zuschreiben durfte. Die Unwissenheit des gemeinen Volks verbarg ihm zwar di[e] Mängel seines Religionszustandes, besser Unterrichtete sahen aber bald, daß die durchgängige Beziehung der Lehre auf den Vortheil des Papstthums und des Cultus auf die sinnlichen Zeichen des Heiligen, fast die ganze Andacht der Gläubigen auf Dinge lenkte, die zur christlichen Gotteserkenntniß gar nicht gehören, und eine würdige Gottesverehrung keineswegs befördern. — Kein Wunder, daß das Christenthum in seiner damaligen Mißgestalt bei vielen der vornehmsten Laien und Geistlichen, deren Geschmack sich durch die erneuerten classischen Studien gebildet hatte, ein Gegenstand entschiedener Verachtung geworden war. Die italienischen Kirchenfürsten brauchten es nur als Mittel ihrer eigennützigen Absichten, und setzten sich dem Unternehmen einer Kirchenverbesserung, das sie für vergeblich und gefährlich hielten, mit einer Hartnäckigkeit entgegen, die alle Vorschläge zurückwies, und jeden Friedensversuch vereitelte. Wie schwer es auch Luthern anfangs einging, die christliche Kirche von der römischen zu unterscheiden; erst der öffentliche Bruch mit dem Papste gab den Reformatoren das Recht, die Last verunstaltender, fremdartiger Bekleidungen der Religion in Lehre und Gottesdienst wegzuwerfen, und ein Christenthum herzustellen, das keine Regel und Nahrung der Frömmigkeit kennt, außer der heiligen Schrift keine Forderung macht, als Glauben und Tugend, und anstatt, wie die römische Kirche wollte, das Standesgeheimniß einer bevorrechteten Priesterkaste zu sein, nun Gemeingut Aller ward. Die fruchtbaren Gedanken, daß es etwas

te, worüber der Mensch nur Gott und sich selbst Rechenschaft schuldig sei; daß in Sachen der Religion kein menschliches Ansehen gelten kann, und daher jedermann ihre alleinige Quelle, die heilige Schrift, selbst lesen und durch eigne vernünftige Überzeugung zum Glauben gelangen müsse; daß nur der Glaube der Theilnehmenden und der erbauliche Nutzen für die Besserung den Handlungen des Gottesdienstes Werth gebe, kurz den Commentar über die Lehre: „Gott wolle im Geist und in der Wahrheit angebetet sein," brachten die Predigten und noch mehr die Schriften der Reformatoren in die Masse des Volks. Tausende von Zöglingen der hohen Schulen, von Freunden der Philosophie und des classischen Alterthums, von verständigen Bürgern und Geschäftsleuten, von Unzufriednen in der niedern Geistlichkeit waren schon bereit, zur Verbreitung dieser Grundsätze mitzuwirken, Fürsten und Adel, ja selbst einige Bischöfe fühlten die Gewalt der Wahrheit; und die Lust zu Neuerungen erwachte in den niedern Ständen so stark, daß man an mehreren Orten auf nichts Geringeres ausging, als alle Bande zu sprengen. Diese mächtige Wirkung ihrer ersten Ansprache munterte die Reformatoren auf, den zweiten Schritt zur Herstellung der wahren Religion dadurch zu thun, daß sie ihre Hindernisse auch in den kirchlichen Formen wegräumten. Dazu gehörte der Wahn einer sacramentalischen Priesterweihe, der das geistliche Amt über die Menschheit erhob, einen bevorrechteten Stand zum Gesetzgeber des Glaubens machte, und jeden Mißbrauch der Kirchengewalt heiligte; der Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, der, wie er getrieben ward, die Verehrung des unsichtbaren Gottes selbst beeinträchtigte; die Transsubstantiation in der Messe, nach der man den Sohn Gottes täglich durch Menschenhände schaffen und opfern ließ, und die Anbetung der Hostie rechtfertigte; die letzte Ölung und die Seelenmessen, die von der Todesangst der Sterbenden und von der Trauer um geliebte Todte wucherliche Zinsen zogen; und eine Menge anderer Gebräuche, geheiligter Possen und Tändeleien, die die Andacht zerstückelten, und die Übung der Religion zum Kinderspiel herabwürdigten. — Die Vorwürfe der Abgeschmacktheit und Willkür, die der Gebildete sonst der kirchlichen Religion machen konnte, verloren auf dem Gebiete des Protestantismus durch die Abstellung dieser Mißbräuche ihren Sinn und auch schwächere Augen mußten sich daran gewöhnen, den Tempel der Wahrheit selbst zu schauen, da das schwerfällige Gerüste, mit dem die vergangenen Jahrhunderte ihn verbaut hatten, nun hinweggenommen war. Von abergläubischen Mährchen und schlauen Erfindungen der Herrschsucht richtete sich der religiöse Glaube nun auf einen Gegenstand, den er fest halten konnte, ohne den Gebrauch der Vernunft aufzugeben, da die ewige Wahrheit des Evangeliums durch Luthers treffliche Verdeutschung und treue Übersetzungen in andere Sprachen, durch die auf seinen Grund gebauten Predigten und Liturgien in den Landessprachen, durch Katechismen und faßliche Lehrbücher unverfälscht zur allgemeinen Kenntniß kam. Zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt, widmete das christliche Lehramt bei den Protestanten sich ausschließlich der Sorge, das Wort Gottes zu erläutern und auf die Erbauung der Gemüther anzuwenden, Schulen für die verwahrloste Jugend zu errichten, und die vorhandenen zu verbessern. Den hierarchischen Vorrechten entsagend, wodurch sie vom Volke geschieden gewesen waren, theilten die Lehrer der Religion alle ihre Erweckungsmittel und Segnungen mit den Laien. Jeder Protestant erhielt den

Genuß des Kelchs im Abendmahle, jeder konnte die einfache Fe des Gottesdienstes verstehen und in die heiligen Lieder mit einsti men. Statt der Menge zerstreuender Bilder und Zierrathen erfül die gereinigten Kirchen nun ein frommes Volk, das den Sinn t göttlichen Offenbarungen erkennen, den Trost der göttlichen Verh ßungen auf sich anwenden, und die Würde begnadigter Kinder t Vaters im Himmel — der nicht mehr gehüllt in einen Hofstaat fab haster Heiligen, sondern dargestellt allein durch seinen Sohn, d Seelen näher kam — empfinden lernte. — So gewann die Gotte verehrung, wo der Protestantismus Eingang fand, jene Einfa Wärme und Herzlichkeit wieder, die sie unter den ersten Christen g habt hatte. Sie wurde ein gemeinschaftliches Werk und ein um inniger[e]s Band der Vereinigung mit Gott und unter einander, kräftiger das Gefühl: „diesen neuerworbenen Zustand der Religi gegen Gefahren und Angriffe von außen vertheidigen zu müssen," d Flammen der Religiosität anfachte, und zur Liebe gegen die Glauben genossen ermunterte. Ganz unstreitig ging daher aus der Reform tion keine Folge unmittelbarer hervor, als diese von ihr verbreitet hellere Gotteserkenntniß und reinere Frömmigkeit, welche die sonst d Phantasie und den Sinnen dienende Religion zu einem Gegenstan gründlicher Einsicht, freier Überzeugung und tiefer Empfindung d Herzens gemacht hat. Nicht als ob dieser wohlthätige Einfluß glei allgemein und vollständig zu Tage gekommen oder in keiner Period der weitern Entwickelung des Protestantismus gestört worden wäre die besten Ideen, die weisesten Anstalten gelangen nur nach und nac und nie ohne Beisatz menschlicher Schwachheit, zur wirklichen Au führung. — Wollen wir das Zeitalter der Reformation und de Geist, der die erste Generation ihrer Freunde beseelte, richti beurtheilen, so erkennen wir darin die Zeit des Kampfes und de Absonderung, wo neben dem stillen Wirken des neuen Lichts doch auc starke Leidenschaften gegen die stets geschäftigen Feinde und falsche Brüder in Bewegung setzten und — da nun einmal der Funke de Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte — viele in der Hitz ihres Eifers für die Behauptung des Errungenen lieber handeln un streiten, als ruhig planmäßig ordnen mochten. Daher auf Kanzel und in Flugschriften das heftige Schmähen gegen Andersdenkende, das wohl durch die Drohungen, Gewaltthaten und Ränke der Gegenparte genugsam herausgefordert, durch den derben Ton und kriegerische Geist des Zeitalters entschuldigt, aber der innern Ausbildung de Protestantismus immer hinderlich war. Daher die Übereilungen stür mischer Verbesserer, welche die Reformatoren nicht unschädlich mache konnten, ohne von den Formen des verdrängten Aberglaubens um de Schwachen willen mehr beizubehalten, als eine folgerichtige Anwen dung ihrer Grundzüge zugelassen hätte. Daher jene Meinungskrieg der Theologen, die nicht nur das Zusammenwirken der schweizerischen Reformatoren mit den sächsischen hinderten, sondern auch gewissen, minder wesentlichen Lehrsätzen eine vorübergehende Wichtigkeit gaben, welche in den später bestimmten Lehrbegriff, besonders der Lutheraner, merkliche Mißverhältnisse und Muttermähler der Zeit seiner Entstehung gebracht hat. Gerecht waren die starken Erklärungen, mit denen die ächten Protestanten sich von allem Zusammenhange ihres Werkes mit den Ausschweifungen der **Wiedertäufer**, den Schwärmereien der **Schwenkfeldianer** und den Willkürlichkeiten der **Socinianer** losgesagt haben. Diese, wohl durch die Reformation veranlaßten,

... von ihrem schriftmäßigen Wege abgewichenen Secten näherten sich auch nach vielen Verirrungen dem Geiste des wahren Protestantismus in einigen Puncten, ohne ihren Grundirrthümern zu entsagen (s. d. Art.) — Aber daß im Gedränge jener Streitigkeiten der ... manches evangelischen Theologen in Halsstarrigkeit und Vormel ausartete; daß die unselige Sectirerei, ja die Verketzerungs... sich bei einigen einschlich; daß hauptsächlich diese Unart, die in ... adiaphoristischen und interimistischen Händeln von Lutherischen ... heftig angefeindeten sogenannten Adiaphora — Altäre, Lichter, ...r, Meßgewänder, Chorhemden, Oblaten, Privatbeichte, Exorcismus und selbst die Stellung der Worte, „Vater unser" statt ...er Vater" — in Folge der kryptocalvinischen Unruhen zu Par...ichen der Lutheraner machte: dies kann hier um so weniger verschwiegen bleiben, je unverhältnißmäßigeren Werth man diesen Dingen beinahe zwei Jahrhunderte hindurch beigelegt hat. War jedoch ... Streiten in Sachen der Religion überhaupt ein aus der alten Kirche geerbtes Übel, dem die Reformation nur neue Gegenstände ..., so konnte es am wenigsten da unterbleiben, wo eine neue Form ... Glaubens zur Gewißheit und Gültigkeit kommen sollte. Wie ... es zur Erreichung dieses Endzwecks beigetragen, wie heilsam es ... die genauere Bestimmung einzelner Theile der Lehre gewirkt, welche lebhafte Theilnahme für die Religion es rege erhalten hat, wird jeder gestehen, der nicht blos die schlimmen Seiten und nachtheiligen Folgen jener Händel hervorheben will. Auch unterschied sich ihr Gang und Charakter meist durch religiösen Ernst und gewissenhaften Eifer von dem thörichten Gezänke der philosophischen Schulen, und nie bemächtigten sie sich der protestantischen Kirche in solchem Umfange, daß nicht unzählige Prediger mit ihren Gemeinden den Segen der Reformation ungestört genossen, und in Übungen lauterer Frömmigkeit Geist und Herz zum Guten gestärkt hätten. Immer blieb in den Zeiten nach der Reformation aufrichtige Religiosität der herrschende Charakter der Protestanten, freilich bei beiden Parteien nicht auf gleiche Art. Denn daß die Evangelisch-Lutherischen in ihrem Begriff vom Abendmahl noch Geheimnisse ehrten, während die Reformirten alles dem Verstande unterwarfen, brachte wesentliche Verschiedenheiten in die Natur ihres religiösen Sinnes. Doch fand der Leichtsinn und Unglaube, den die kalte Gleichgültigkeit vieler catholischen Großen in Italien und Frankreich nährte, bei beiden Parteien nur selten Eingang. Sie meinten es viel zu ehrlich mit ihrem Glauben, sie waren zu gründlich von seinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja sie zeigten sich bereit, wo es galt, Gut und Blut daran zu setzen. Und genährt wurde dieser fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche, sondern auch in der Stille des Hauses die Familien um ihre Väter versammelte. Das treue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von biblischen Sprüchen, von kernhaften geistlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und salbungsvollere besaß, als die protestantische in Deutschland und Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, sie begleiteten die Bekenner des Evangeliums zu ihren Geschäften und Unternehmungen, bei allen Abwechselungen ihres Schicksals als unzertrennliche Gefährten, ernste Erinnerer und kräftige Tröster; sie thaten, nach dem eigenen Geständnisse der Catholischen, dem Papste mehr Abbruch, als die gelehrtesten Schriften der Reformato-

ren. Das fleißige Lesen der Bibel, und der viel wirkenden ungsbücher von Arnd und andern Asketen, ersetzte in Zeiten, Streitsucht sich der Kanzeln bemächtigt hatte, Unzähligen de gel geistreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand den Laien noch mehr als unter den Theologen, empfängliche G für seine frommen Wünsche und heilsamen Rathschläge. Durc einflußreichen Mann gewann der religiöse Charakter der evan Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predige ein besserer Volksunterricht rief den im Dienste des Buchstab symbolischen Bücher fast erstarrten Geist des Protestantismus hervor. Wo der mit Speners Bemühungen genau zusammenh Pietismus nicht in Trübsinn und Heuchelei ausartete, hegte er und Anstalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gotte in der die Väter des jetztlebenden Geschlechts auferzogen wurde züglich zuzuschreiben ist. Ja selbst unserer Zeit, der nicht ohne vorgeworfen wird, „daß sie die Bibel lieber meistern als b wolle," fehlt es unter denen, die weniger klügeln und sch als glauben und gehorchen, nicht an zahlreichen Beweisen, wie thätig die Folgen der Reformation für die Religiosität ihrer F fortwirken. — Nicht geringeres Verdienst hat sie um die Sitt Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und V früherer Jahrhunderte im 15ten sich vorzüglich unter den G chen jede Ausschweifung der Wollust und Üppigkeit gesellt hatte, fen die Reformatoren diesen faulen Fleck am stärksten an. Ind das Gesetz des blinden Gehorsams gegen den Papst und andere chenobern aufhoben, die Meinung von der Verdienstlichkeit der nannten guten Werke (willkürliche Büßungen, Fasten, Schenku und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vor ten Tugend und ein Überverdienst derselben, womit — wie 134 glauben verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der K bereichert hätten, auch nur möglich sei, widerlegten, setzten sie erstickte sittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung, begründeten die reinern Begriffe, die die Protestanten, statt jener allen Lastern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Gesinnung Unschuld des Wandels als die Aufgabe ihres Lebens betrachten le Mit jenen Grundirrthümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche sammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine Sitten höchst verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbei die als ein Mittel der Herrschaft über die Gewissen und über die miliengeheimnisse der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen Kirchenstrafen, die man den Sündern auflegte, und den Ablaß die Indulgenzen, wodurch man sie ihnen für gute Bezahlung wie abnahm; die Wallfahrten, zu denen Scharen trostbedürftiger La sich verbanden, um diesen Erlaß bei Gnadenbildern zu suchen, sich gemeinschaftlichen Ausschweifungen zu ergeben. Indem die Ref matoren diese Mißbräuche, die die Sündenvergebung in den Au des Volks für Geld feil machten, gänzlich abstellten, entrissen sie Unsittlichkeit den Schutz gesetzlicher Duldung, und leiteten die Bu fertigen an, das Heil ihrer Versöhnung mit Gott allein durch Gla ben und neuen Gehorsam zu suchen. Und da sie nun auch jene finste Asketik — die unmenschlichen Selbstpeinigungen, abstumpfende Ei samkeit, Armuth, Blöße, Schmutz, Hunger und Elend, ja selbst pr vilegirte Bettelei und Müßiggang für gottgefällige Dienste und St fen zur höchsten Vollkommenheit ausgab — in ihrer Schändlichke

erklären; da sie die Klöster öffneten, Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entließen, und den Lehrern der Religion die Ehe erlaubten: haben mit einem Schlage die Werkstätten des Aberglaubens, die Wohnsitze stummer Sünden und verborgener Gräuel, zerstört, eine Menge verkümmerter Geschöpfe befreit und der Menschheit wiedergegeben, und die unheiligen Flammen einer Brunst, die tausend reichbegabte Naturen schmählich verzehrt, oder sich durch Verführung der Unschuld gesättigt hatte, in die Schranken rechtmäßiger Neigung zurückgeführt, und in Beförderungsmittel des Familienglücks verwandelt. So haben die Reformatoren durch Aufhebung des Cölibats und der Klöster die Natur wieder in die Rechte eingesetzt, die sie zu einer Pflegerin der Sittlichkeit machen. Daß sie der Ehe die ihr aufgetragene sacramentalische Unauflöslichkeit nahmen, und für gewisse Fälle (s. d. Art. Ehe) Scheidung gestatteten, war nur eine Maßregel zur Sicherstellung persönlicher Rechte, die der Würde des Ehestandes nie nachtheilig werden konnte, hätte nicht der Leichtsinn des gegenwärtigen Geschlechts jene ursprünglich sehr eingeschränkte Erlaubniß gemißbraucht. — Was aber, nächst der Beseitigung solcher in der alten Kirche gehegten Hindernisse der Moralität, das Verdienst der Reformation um die Sitten in das hellste Licht gestellt, ist die Thatsache, daß sie den genauen Zusammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das sittliche Gefühl, dessen Werk sie selbst war, bei den protestantischen Völkern — ohnehin den ernsthafteren und gediegneren — zu einer Begeisterung angefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Lebens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren selbst mit den edelsten Beispielen moralischer Würde und Pflichttreue voran, auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und die Kenntniß, die jeder Stand von seinen Pflichten erhielt, jene Rechtlichkeit, Zucht und Selbstbeherrschung, die überall, wo der Protestantismus obsiegte, dem gesellschaftlichen Leben eine bessere Gestalt gab. Auf Gott und den Richter im eigenen Innern zurückgewiesen, erhoben sich die vom Zwange menschlichen Ansehens befreiten Gemüther zu der Gewissenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Protestantismus ist. Die Redlichkeit und der Edelsinn der evangelischen Fürsten beschämte die Arglist der römischen Politik. Ein Heldenmuth, der für die Sache der Wahrheit alles Irdische aufzuopfern wußte, eine Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens, eine Freudigkeit unter den härtesten Drangsalen, eine Zuversicht und Fassung im Tode, deren Beispiele die Welt mit Bewunderung sah, zeigte sich unter Hohen und Niedern. Im ersten Schwunge dieses Heldensinns wurden Thaten gethan und Tugenden ausgeübt, die an den Geist der Apostel und ersten christlichen Märtyrer erinnerten. Die spanischen Inquisitionsgerichte, die in den Niederlanden gegen die Evangelischen wütheten, sahen sich bewogen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um dem Volke den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen. — Auf dieser Höhe konnte nun freilich die sittliche Stimmung der Protestanten nicht lange bleiben, schon manche der ersten hatten die Losung der evangelischen Freiheit zum Deckmantel eines wüsten Lebens gemißbraucht, und jemehr die Zahl der Protestanten anwuchs, desto häufiger gab es unwürdige Glieder in den Gemeinden. Über dem Dringen auf Rechtgläubigkeit wurde, besonders unter Lutherischen — denen es überhaupt an einer wohlgeordneten

Kirchenzucht fehlte — die sittliche Bildung bisweilen vern und hie und da nahm der Mißverstand von Luthers Lehre, Glaube allein selig mache, gar Gelegenheit zur Beschönigun sterhaften Wandels. Aber ungeachtet dieser Mängel erhielt heilsamen Wirkungen der Reformation für die Sittlichkeit i hänger immer noch mehr, als der neuerdings über die Zeit Mitte des 16ten bis zum Ende des 17ten Jahrh. wiederholt r Tadel zugestehen mag, Bestand und Dauer. — Den schnellf gang hatte sie in dem durch die Verfassung der Städte zu f diger Würde gelangten Bürgerstande gefunden, welchem di stantische Geistlichkeit sich nun durch Gemeinschaft der Leb der Interessen und Familienbande innig anschloß. Der von Leben gerufene sittliche Geist wurzelte tief und bleibend bei dies reichen, vor andern blühende Classe des Volks. In den wurden Anstalten zum Unterrichte der Jugend und zur Ver der Armen gegründet, Sittengesetze gegeben, und Einrichtur Verwahrung geziemender Ehrbarkeit getroffen, unter deren S die Tugenden der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparsamkeit hen, der durch Abschaffung überflüssiger Festtage geförderte G fleiß sich frei und fröhlich regte, und eine öffentliche Meinu ausbildete, die solche Strenge, Lauterkeit und Gewalt über di len sonst nirgends erhalten hat, als unter den Protestanten. bar gewannen hierin die Reformirten den Vorzug vor den L schen. Die reformirte Schweiz, insbesondere Genf, wo Calv Kirchenzucht angeordnet, und ein Sittengericht aus Geistliche Laien eingesetzt hatte, gab ein in seiner Art einziges Beispi Reinheit der Sitten, dem die französischen, holländischen u presbyterianischen Gemeinden in Schottland und England nachf Wie heilsam und nachhaltig jedoch die Wirkung der Reformatic dem Zustand der Sitten ihrer Anhänger überhaupt war und no hat bis auf die neuern Zeiten der Abstich catholischer Länder vo protestantischen jedem Reisenden gezeigt. Wenn er in jenen m theils vorherrschende Sinnlichkeit, Rohheit, Schmutz, Trägheit, telei und Unordnung im öffentlichen und häuslichen Wesen sieht, pfangen ihn in diesen fast überall wohleingerichtete Verfassur nützliche Anstalten des Gemeingeistes, edlere Formen des Lebensg ses, gesittete, nüchterne, reinliche, arbeitsame Menschen, deren r geordnetes Verhalten, deren Wirthschaftlichkeit und häusliches (achtunggebietende Zeugen ihres ernsten Sinnes und ihrer morali Bildung sind. — Daß diese Züge eines veredelten Zustandes Sitten sich in den kleinen Gemeinden der Herrnhuter, Method und ähnlicher protestantischen Secten, welche mehr oder minder musterhafte Kirchenzucht der mährischen Brüder angenommen ha weit vollkommner vereinigen, als in den weitumfassenden Spren der beiden evangelischen Hauptparteien, wird nicht befremden. Ob es aber nun besser sei, der unbeschränkten Freiheit, welche evangelische Kirche ihren Gliedern im sittlichen Handeln läßt, d Maßregeln einer strengern Zucht Grenzen zu setzen, oder, wie her, von der Kraft des göttlichen Wortes allein die Früchte wal Besserung zu erwarten, wagen wir nicht zu entscheiden. Genf hauptet nicht mehr den alten Ruhm seiner Sittlichkeit, die reform Kirche sieht jetzt der Lutherischen in Hinsicht der Sitten fast durch ähnlich. Den Zwang pietistischer Bußanstalten hat die heitere Er hungsweise der Neuern abgeworfen; selbst die fromme Brüdergemei

[...]gt an, über das Streben ihrer jüngern Glieder nach Ungebunden[...] zu klagen. Ein anderer, freier, ja hier und da zügelloser Zeit[...] gebietet über die Lebensordnung und Handlungsweise der Prote[...], und von den Folgen der Reformation für die Sittlichkeit [...] ihr ergebenen Völker blieb dem heutigen Geschlechte kaum etwas [...] als was, wie jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, in [...] Nationalität verwachsen, oder in den Grundsätzen ihres Lehrbe[...] aufbehalten ist. Doch eben diese hauptsächlich von der Refor[...] bedingten Volkseigenthümlichkeiten, eben diese durch sie geltend [...]rdenen und jetzt in der Wissenschaft herrlich entwickelten reinen [...]ndsätze der Moral bezeugen, daß ihr Geist noch lebt und kräftig [...]wirkt, wenn auch ihre Formen einer neuen Ordnung der Dinge [...]chen. — Langsamer, aber viel freier, als auf andern Gebieten [...] Lebens der Protestanten geschehen konnte, haben die Folgen der [...]formation sich auf dem Felde der Wissenschaft entwickelt. Die Be[...]schäftigung mit den classischen Alten war im Anfange des 16ten Jahrh. [...] ein geistiger Luxus weniger Vornehmen und Gelehrten, und sie [...]ßte es bleiben, wo der Papismus galt, der wohl diese Lectüre, [...] unmöglich die philosophischen Folgerungen und praktischen An[...]wendungen davon auf die ihm unterworfene Gegenwart dulden konnte, [...] sich selbst zu zerstören. Leo X. verbot daher schon 1515 den Druck von Übersetzungen der Alten in die Landessprachen, während [...] die Humanisten selbst schützte, und königlich belohnte. Pomponaz [...]chte zu Bologna die Grundlosigkeit der wichtigsten Religionslehren aus dem Gesichtspuncte der philosophischen Erkenntniß lehren: man überließ es streitlustigen Mönchen, sich mit ihm zu messen. Peter Aretin mochte seinen Witz in giftigen Spottschriften und unzüchtigen Gedichten auslassen: Leo X. und seine Nachfolger überhäuften ihn dafür mit Ehre und Reichthum, und Rom nannte dieses Ungeheuer an Laster und Bosheit den Göttlichen. Die Wissenschaften mochten überhaupt Pflegerinnen des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur kein Zweifel am Primat des Papstes in Umlauf, und kein Strahl vernünftiger Einsicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelgerei, zu der Italien die wiedererweckten Alten gebrauchte, ging eine planmäßige Verfinsterungssucht Hand in Hand. Es fehlte wenig, daß nicht die heilige Schrift, von der kaum Einer im Klerus der größten Sprengel das Original kannte, selbst in den [...]der der verbotenen Bücher geworfen wurde, in den schon alle Übersetzungen, außer der lateinischen Kirchenversion, gehörten. Die Geistlichen, die gegen Reuchlin das Wort führen durften, wußten von keinem neuen Testamente in griechischer Sprache, und hielten das Hebräische gar für eine arglistig ersonnene Hexensprache. Die Philosophie der Scholastiker folgte dem Aristoteles; doch nicht dem Lehrer des Alexanders selbst, sondern einem Gewebe unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von seinen Pflegern Aristotelische Weisheit, von Luthern aber mit Recht ein fauler, kalter, todter Hund genannt wurde. — Hatte also auch das Studium der alten Sprachen, der allgemeine Gebrauch der lateinischen, als Mittel des gelehrten Verkehrs, und die Erfindung der Buchdruckerkunst den Anbau der Wissenschaften vorbereitet: das Element, in dem sie allein gedeihen können, und die Richtung zur Gemeinnützigkeit erhielten sie erst durch die Reformation. Diese zerbrach die Fesseln der Vormundschaft, die eine verfinsternde Priesterherrschaft über die Geister aus[...]übte, nahm der Geistlichkeit das schlecht benutzte Monopol der Ge[...]

lehrsamkeit, begründete und schützte die Freiheit der Geb
der Presse, weckte den Untersuchungsgeist und die Wißbegi
öffnete der Kritik in allen Zweigen der Erkenntniß eine sch
Bahn, auf welcher die von ihr geschaffene unabhängige Re
Gelehrten ihre Gesetze fand, und ihre Eroberungen machte.
unter den ersten Vordermännern derselben ruhige Weise sein,
Erasmus, der alten Kirche ergeben blieben; gedient hab
nicht, und durch ihre Grundsätze, durch ihr Streben, durch
ihrer Werke gehörten sie unstreitig den Evangelischen an. D
cip der Freiheit von jedem menschlichen Ansehen hatte diese
die Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung in die Hände
die Schulen und Universitäten — die sie verbesserten, stiftet
mit einander verbanden, und durch neue Zuflüsse aus den e
Stiftern bereicherten — wurden Freistätten des Lichts, a
der Gelehrtenstand sich eine viel größere und gründlicher
Zahl neuer Glieder heranzog, als ihm sonst aus den Unter
stalten der alten Kirche zugewachsen war. Die durch Aufstell
Bibel, als alleiniger Glaubensregel, begründete Pflicht jedes
gen, ihren griechischen und hebräischen Text zu verstehen, fü
Protestanten von selbst zur allgemeinen Beschäftigung mit der
che Homers und Platos, welche Reuchlin eben erst den D
empfohlen hatte, und zum Anbau der orientalischen Literatu
der damals nur Araber und Juden etwas wußten. Eine Meng
Handschriften griechischer und lateinischer Werke, die man bish
weder gar nicht, oder doch nur einseitig gekannt hatte, kam a
bestäubten Bibliotheken der aufgelösten Klöster zum Vorschein
durch den kritischen Fleiß meist protestantischer Gelehrten in
fentlichen Gebrauch. Mit jugendlicher Kraft und Frische ent
sich ein neues Leben der Wissenschaft in der Zeit, wo Melancht
der durch seine Studien nur selbst weiser und besser werden
te — und der thätige, kühne Calvin die Lehrer Deutschland
Frankreichs waren. Auffallend hat dieser Segen der Reformati
durch die Thatsache bewährt, daß vor ihrem Beginn das s
Deutschland dem nördlichen an literarischer Bildung überlegen
sen, und ein halbes Jahrhundert später — wo der Protestant
im Norden obsiegte — das umgekehrte Verhältniß eingetreten;
daß überhaupt seit jener Zeit das protestantische Gebiet von E
dem catholischen in wahrer Geistesbildung weit vorausgeeilt i
Jene Rückschritte zum dicksten Aberglauben, die das Papstthu
seinem Wirkungskreise erzwang, um die Spuren der Reformatio
verwischen, können dieser nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie h
veranlaßt, insofern sie das System des Priesterdespotismus ers
terte; aber welcher vernünftige Grund nöthigte die Catholischen,
System aufrecht zu erhalten, das nur der Herrsucht und Geldgier
römischen Hofes diente? — Gegründeter sind die Klagen über
Stillstand der Aufklärung, den die unverständige Lutherthümelei,
Kleben am Buchstaben der Concordienformel, und die oft klein
Zanklust der Theologen in der evangelischen Kirche verursachte.
Fortschreiten der wissenschaftlichen Bildung hat der Geist jener ste
streitlustigen Orthodoxie ohne Zweifel gehemmt. Zwar erhielt er
frei von den Schwärmereien der Wiedertäufer, die alle Gelehrsam
verwarfen; aber er gab doch der akademischen Studienweise und l
rarischen Thätigkeit auf lange Zeit eine verkehrte Richtung, er
schloß die gelehrte Welt mit zunftartigen Schranken, verschuldete

[illegible]ingen eines todten Schlendrians in die von den Reformatoren [illegible]richteten Volksschulen, und brachte in die kirchlichen Ämter, statt [illegible]ender gemeinnütziger Lehrer der Religion, häufig nur unge[illegible] Eiferer, von denen selten ein faßlicher praktischer Vortrag zu [illegible] war. — Viel besser erfüllten die reformirten Gelehrten im [illegible] Jahrh. ihre Bestimmung. Von keiner so enge begrenzten Lehr[illegible] gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht, die den Manen eines [illegible], Calvin, Beza, Ökolampadius u. s. w. gebührte, doch an [illegible] Worte nicht strenge gebunden, führten sie das von diesen großen [illegible]ern begonnene Werk seiner Vollendung näher; zeigten sie sich [illegible] ihren Nachforschungen freier, in ihrem Eifer gemäßigter, als [illegible] lutherischen. Nur die Epoche der dordrechter Synode beweist, [illegible] es auch unter den Reformirten Andächtelei und unverständigen [illegible]ubenseifer gab. Doch füllen die berühmten Namen reformirter [illegible]ilologen, Exegeten, Kritiker, Philosophen, Rechtslehrer und Hi[illegible]ker den bei weitem schönsten und reichsten Theil der Bildungsge[illegible]ichte dieses Jahrhunderts aus. Gründliche Gelehrte hatte damals [illegible] auch die Lutherische Kirche, aber an Geist und Geschmack stan[illegible] die meisten tief unter den Helden der Literatur, die die reformirte [illegible] Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und England zählte. [illegible] im 18ten Jahrh. vermochte jene sich im Wetteifer mit dieser zu [illegible], ja seit der Mitte desselben sie durch ihre Verdienste um die [illegible]ologischen, historischen, philosophischen und philologischen Wissen[illegible]schaften noch zu überflügeln, so daß man mit Recht sagen kann, „die Ströme des Lichtes, das dem Protestantismus eigenthümlich ist, [illegible] von seiner Wiege aus den Weg durch die Länder der Frei[illegible]heit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem Vorrathe be[illegible]reichert, zu ihr zurückzukehren, und auf deutschem Boden neue herr[illegible]lichere Schöpfungen hervorzubringen." Denn ganz unstreitig sind es seine Grundsätze, die in diesem Gange ihrer Entwickelung mehrere Hauptwissenschaften, wie die Kritik des Textes der heil. Schrift, die Hermeneutik, die Exegese, das Studium der christlichen und orienta[illegible]lischen Alterthümer, die christliche Moral, das Staats-, Natur- und Völkerrecht erst geschaffen — andere, wie die Philosophie (die der Protestantismus von den scholastischen Fesseln befreite), die Philologie (der er neuen Stoff, gesundere Logik und wohlthätigen Einfluß auf die Nationalsprachen gab), die Jurisprudenz (die er aus der Dienst[illegible]barkeit päpstlicher Satzungen erlöste, und auf die Natur und Ge[illegible]schichte des Menschen bauen lehrte), die Welt- und Kirchengeschichte (die er reicher, unbefangener und muthiger machte), die Astronomie und Naturwissenschaft (die er aus den Schranken geheiligter Irrthü[illegible]mer hervorzog, und gegen den Aberglauben ins Feld stellte), wesent[illegible]lich verbessert, und mit neuem Leben beseelt haben. — Wie sehr auch die Jesuiten sich anstrengten, vergessen zu machen, in welchem Wider[illegible]spruche das Papstthum mit dem Zeitgeiste stand, und den wissenschaft[illegible]lichen Ruhm der Protestanten zu überbieten; zu bald sah man es ihrer Willkür in der Behandlung der Alten, ihren Verdrehungen der Wahrheit in der Philosophie und Geschichte, ihrer schlaffen Moral und seichten Theologie an, daß es ihnen nicht um die Ehre Gottes, noch um die Würde der Wissenschaft, sondern lediglich um irdische Nebenzwecke zu thun war. Und in ihrer eigenen Kirche mußte der, ohne die Reformation wohl schwerlich ins Leben gekommene, für Re[illegible]ligion und Moral ungemein wichtige Jansenismus aufstehen, um ihre Blöße aufzudecken, und diese gefährlichsten Gegner der Protestanten

mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Ja, ihrem ganzen Orde
reitete die Aufklärung, der sie entgegengearbeitet hatten, den U
gang; und während ihre Kirche an der Lücke, welche ihre Aufhe
im öffentlichen Unterrichtswesen machte, mit Reue wahrnahm,
habe ihnen zu viel vertraut," fiel aus den Höhen der protestanti
Gelehrtenwelt ein Blick der Liebe auf die lange vergessene, der f
men Bemühungen des Pietismus wenig froh gewordene Jugen
Niedern im Volke. Die Reformation äußerte nun erst ihren u
sendsten Einfluß auf die Geistesbildung der Nationen, durch die z
mäßige Verbesserung der Stadt- und Landschulen, worin Holland
Deutschland das meiste thaten, durch die Verbreitung gemeinnü
Kenntnisse, heller Einsichten und belebender Ideen in der Masse
Volkes. Kein catholisches Land kann seinen Pöbel in dieser Hi
mit den untersten Ständen der protestantischen Länder verglei
und während dort selbst der Mittelstand in der Regel nur die r
dürftigsten Fertigkeiten für den Betrieb der Gewerbe erlangt, i
hier Pfleger der Literatur, und durch die geschäftigen Hände se
Zeitungsschreiber, Journalisten und populären Schriftsteller Re
der öffentlichen Meinung. Also wohl spät, aber desto vollstän
und durchgreifender, hat die Reformation ihre heilsamen Folgen
die Ausbildung der Wissenschaften, für den Fortgang der Aufklä
geäußert. — Auf die Künste, die im Gefolge der Wissenschaften
wähnt zu werden pflegen, wirkte die Reformation minder vort
haft. Sie räumte die Bilder aus den Kirchen und nahm der M
ihren dramatisch-musikalischen Reiz; sie schwächte die sonst überm
tige Phantasie, und setzte die Vernunft in ihre Rechte ein; sie le
den Vorzug des Guten vor dem Schönen erkennen, und eine G
darin finden, die sinnlichen Mittel der Rührung zu verschmähen,
des äußern Schmuckes zu entbehren. Ungestraft konnte diese H
gegen die Künste nicht bleiben, die man aus ihrer Verbindung mit
Religion riß, und des Antheils an der öffentlichen Verehrung berau
den der Catholicismus ihnen vergönnt hatte. Noch mehr als die
therischen, die manche Schildereien in den Kirchen ließen, und ihre F
nicht ohne Musik begehen, blieben daher die Reformirten hinter
Catholischen in der Übung der schönen Künste zurück; denn diese fli
selbst das Land, wo man, was eitel an ihnen ist, nicht schonen n
Doch schränkte ja auch die Herrschaft des Protestantismus sich fast g
auf einen rauheren Himmelsstrich ein, der den bildenden Künsten
so hold gewesen ist, als der Süden; und die Denkmäler des Alterthu
die der Nordländer anschaut, sind nicht Muster des Schönen, wie
Göttergestalten, die dem italienischen Boden entstiegen. Da aber
lehrte aus protestantischen Ländern den Römern diese Gestalten
erklären und ihre Schönheit aus einander setzen mußten, zeigte
wenigstens, daß der Umgang mit den classischen Alten auch dort
Sinn für das Schöne weckt, und, wenn dem Künstler des Sü
das Naturgefühl des Schönen gegeben ist, der Denker des Nor
das Verständniß desselben hat. — Günstig war dagegen der Pr
stantismus der Dichtkunst und Beredsamkeit, da er zu heiligen
sien begeisterte, die Predigt zum Haupttheile, ja zur Seele des G
tesdienstes machte, und durch die Einführung der Landessprachen
die Liturgie diesen eine Würde gab, die zur Ausbildung der Na
nalliteratur der ihm ergebenen Völker bedeutend mitgewirkt hat.
wird niemand den Gottesdienst der Protestanten traurig und tro
nennen, der ihre Gesänge hörte, den Reiz der eigenen Theilna

kam, und Gelegenheit hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brüdergemeinde, die einfachste unter allen, auch die rührendste und würdigste ist.“ — Nicht weniger haben die nützlichen Künste, in denen der Gewerbfleiß sich versucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Genusses und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen. Sie weckte den Sinn des Ernstes, der Genauigkeit und Ausdauer; sie beförderte den freien Handel, den vielseitigen Verkehr und den Wohlstand, ohne den der Kunstfleiß nicht gedeihen kann; und England, das nördliche Deutschland, die Schweiz, selbst die französischen Reformirten, die mit ihren Talenten unter den Schutz solcher Fürsten flüchteten, haben bewiesen, daß in dieser Hinsicht kein catholisches Volk sich mit ihnen messen kann. — Am sichtbarsten, und in der Geschichte schon längst am lautesten anerkannt, wurde unter den Folgen der Reformation ihr Einfluß auf den Staat. Unter Begünstigung ihrer Maßregeln und Grundsätze hat er die Kirche nicht bloß in sich aufgenommen, sondern auch, wie jetzt oft schmerzlich empfunden wird, völlig verschlungen. Auf einen solchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich nicht abgesehen; ohne allen politischen Zweck erhielt ihr Werk erst durch das Streben seines Hauptfeindes nach weltlicher Herrschaft politische Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche der alten Religionsverfassung — worin alle Stände, selbst wohldenkende Geistliche, Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu bringen — rührte von den politischen Anmaßungen und habsüchtigen Forderungen der Päpste her. Von ihnen sollten nicht nur die Geistlichen, sondern auch die Völker und Fürsten abhängig sein; ihnen mußten sie, unter mancherlei von Jahrhundert zu Jahrhundert durch neue Erfindungen der Geldgier vermehrten Titeln, Abgaben gewähren, die die fürstlichen Einkünfte überwogen; unter ihrem Einflusse stand selbst, durch den immer weiter ausgedehnten Umfang der bischöflichen Gerichtsbarkeit und der kirchlichen Cabinetsjustiz, welche die päpstlichen Legaten zum Nachtheil der Bischöfe ausübten, ein großer Theil der öffentlichen Rechtspflege. Die Fürsten waren daher sehr beschränkt, und in der Ausübung der Rechte, die die Natur des Staats ihnen zutheilt, unaufhörlich durch die Kirche gehindert, die sich ihnen als Staat im Staate entgegenstellte. Nur Frankreichs Könige schwangen sich in dieser Hinsicht zu einer gesetzlich befestigten, ehrenvollen Stellung empor. Die Masse des Volkes war unterdrückt, in den Verwaltungen herrschte überall mehr Willkür und persönliches Ansehen, als gesetzliche Ordnung, im Adel ein wilder, gewaltthätiger Geist, der die übrigen Stände befehdete, und sich nur erzwungen zur Anerkennung fremder Rechte verstand. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen das Zauberwort der evangelischen Freiheit mit der bürgerlichen verwechselt, und dem geplagten Landvolke eine Losung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verursacht zu haben, eben so wenig als das unsinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die diese Ausschweifungen vielmehr nachdrücklich mißbilligten, und durch Wort und That beitrugen, ihnen zu steuern. — Diese weisen Männer gingen, wo ihre Vorschritte in das bürgerliche Leben und die Verhältnisse bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürsten und Obrigkeiten erwarb; dreister allerdings die Schweizer, als die Wittenberger, doch begünstigt von republikanischen Formen, unter Zustimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen erweisliches Recht.

Meistentheils von unten auf ging man im protestantischen Deu land und in der Schweiz zur Kirchenverbesserung über; die Gem den, besonders die städtischen, handelten mit ihren Obrigkeiten für sich nach eigenem Gewissen und gutem Rath der Reformatoı die Fürsten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung gesetzl Anstalten nach, um den kirchlichen Zustand ihrer Unterthanen in Ü einstimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der D ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeistes, der allgemein emp benen Bedürfnisse und Wünsche. In Preußen, in Schweden, D mark, England und andern später gewonnenen deutschen Sta änderten die Fürsten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden sich allmählig in die aufgenöthigte neue Form. Wo das Regiment tholisch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen ein verstohlnes Gut, und genossen des gereinigten Gottesdienstes Stillen als einer unsichern Gunst des wechselnden Glücks. Die sten entband die Reformation aller der Pflichten und Beschwer welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geistlichen Macht nen aufgelegt hatte. Sie wurden alleinige Herren in ihren Lände selbst die Deutschen, da die Versuche der Kaiser, das Reich in Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausschlugen. Sie warben nun selbst die bischöflichen Rechte, die ihnen sonst beschr kend gegenüber gestanden, und die Mittel der Macht, die sonst Kirche gedient hatten, kamen, so weit der Protestantismus ihren brauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückl der Geistlichkeit in die bürgerliche Gesellschaft die Zahl ihrer Un thanen und — durch das ihrer Aufsicht und bei den aufgehobenen stern und Stiftern auch ihrer freien Verfügung anheim gefallene chengut; durch die Summen, die sonst die Habsucht Roms, die triebsamkeit der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbischöfe, Terminiren der Bettelmönche, und die Verbindung der Orden fremden Obern aus dem Lande gezogen hatten, und nun darin b ben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, werbe und Ackerbau; ja auch durch den Anwachs der Bevölkeru den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenossen ihnen versch te — über alle Berechnung den Umfang ihrer Staatskräfte, und Wohlstand ihrer Völker. Nun konnten sie ihr Finanzwesen ordı die Staatswirthschaft verbessern, ihre bewaffnete Macht vergröße und für die Vertheidigungskriege, die ihnen bevorstanden, hinlä liche Mittel in Bereitschaft halten. Und da die Sache der Religi die bis zum westfälischen Frieden das Hauptinteresse der Staatsbü nisse und Kriege, und daher auch der Hauptgegenstand ihrer Rüst gen blieb oder hieß, auch die erste Herzensangelegenheit jedes E zelnen war, wagte die Begeisterung des Volkes Gut und Blut den Fortgang ihrer Unternehmungen. So wurden die protestantisc Fürsten groß, und Staaten von geringem Umfange erhielten ein hes politisches Gewicht, das sie hauptsächlich der Reformation zu d ken hatten. Die Kirche gewann durch die Folgen ihrer Verbesserung wie unter den vorhergehenden Gesichtspuncten des religiösen, lichen und wissenschaftlichen Lebens gezeigt worden ist — im Gei gen viel; ihre zeitlichen Güter verlor sie an die Fürsten, erhielt a einen großen Theil derselben zu zweckmäßigerer Anwendung wieder, aus dem Erbe der alten Kirche die Fonds öffentlicher Bildungsanst ten vermehrt, neuere und bessere gestiftet, Waisenhäuser und Hos täler angelegt, Belohnungen für verdiente Gelehrte und Zusch

zu Einkommen der schlechtbedachten niedern Geistlichkeit ausgemittelt werden. Der Höhere büßte freilich die ergiebigsten Pfründen ein, und zum Theil hörte er auch auf zu sein; und die neu eingesetzten Superintendenten und Pröpste hatten die Reize geistlicher Sinecuren nie gekannt. Auf jeden Fall war diese Veränderung von überwiegendem Nutzen, insofern dadurch das Kirchengut aus todten Händen in lebendige kam. Nur wird niemand die adeligen Capitularen in den evangelischen Stiftern darunter rechnen, da doch nichts, als das geringe Verdienst ihrer eilfertigen Bekehrung und der unverantwortliche Einfluß ihrer Geburt ihnen den müßigen Genuß von Pfründen sicherte, denen eine folgerechte Anwendung der Grundsätze des Evangeliums edlere Bestimmungen gegeben haben würde. Mit dem Kirchengut kamen auch die Personen der Geistlichen unter fürstliche Botmäßigkeit — ein Schicksal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und selbstständigeren Bewegung in ihren Ämtern zuwendete, auf der andern aber auch ihr äußerliches Ansehen verminderte, sie von Behörden, in denen weltliche Räthe das Übergewicht hatten, abhängig machte, und bei fortschreitender Ausdehnung des Oberhoheitssystems manchen Erniedrigungen aussetzte. Denn dieses in der Anwendung protestantischer Grundsätze auf die bürgerliche Gesellschaft allerdings gegründete System der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht diesen zum Aufseher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geistlichen, zum Gesetzgeber in den Formen des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Verleiher der Ämter. Indeß ist der Zustand der protestantischen Kirchen in dieser Hinsicht immer noch einem Provisorium ähnlich, bei dem vieles nach dem Drange der Umstände, oder nach örtlichem Herkommen, und daher sehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlicheren und regelmäßigeren Zustandes aufzugeben ist. Die protestantischen Fürsten haben sich der ihnen, vermöge des seit Thomasius wissenschaftlich gerechtfertigten Territorialsystems, zustehenden Rechte im Ganzen mit Mäßigung und selten in vollem Umfange bedient. — Von ganz nur auf die Lutherische Kirche anwendbaren Zügen weicht das bürgerliche Verhältniß der reformirten merklich ab. Sie ist zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche gewesen, und wo ihre Gemeinden sich als fremde Ankömmlinge einheimisch machten, ganz ohne Antheil an dieser Verlassenschaft geblieben; aber da sie in republikanischen Staaten entstand, kam ihre Regierung mehr in die Hände der Gemeinden als der Obrigkeiten, und ihre Geistlichen wurden abhängiger von jenen, als von diesen. In monarchischen Staaten, z. B. im Preußischen, und selbst in einigen aristokratischen Cantonen der Schweiz, hat sie jedoch, bis auf den mehr oder weniger beschränkten Antheil der Gemeinden am Kirchenregimente, und die in England beibehaltene Episcopalhierarchie, eine der Lutherischen ähnliche Verfassung. Überdies ist, ungeachtet der Übereinstimmung in den Hauptbeziehungen der protestantischen Kirche zum Staate, dieses Verhältniß so mannichfaltig gestaltet, und so sehr von den politischen Grenzen abhängig, daß eigentlich so wenig die Lutherische als die reformirte ein äußerlich verbundenes kirchliches Ganze ausmacht, sondern jede in mehrere Nationalkirchen zerfällt, die sich in gemischten Staaten mit den kirchlichen Anstalten anderer Confessionen brüderlich vertragen müssen, und unter einander nur durch geistige Bande zusammenhängen. Im Staate sind sie nichts

weiter als moralisch-religiöse Anstalten ohne bürgerliche Selbstständigkeit, deren Diener vergessen müssen, daß der veränderte Zeitgeist ihnen das Ansehen und den Einfluß auf die Fürsten, dessen sich die protestantischen Theologen des 16ten und auch noch zum Theil des 17ten Jahrh. erfreuten, genommen hat. Das Volk endlich hat, in Folge des Einflusses der Reformation auf den Staat, williger gehorchen, und sich zu bürgerlichem Gemeingeist erheben gelernt. Denn wie sehr auch die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten ihre Rechte erweitern, und in einem viel vollkommneren Sinne Herren ihrer Lande wurden, als sie es vor der Reformation waren; wie bald sie auch die Last der öffentlichen Abgaben verdoppelten; wie tief sie auch in auswärtige Verbindungen und politische Händel verwickelt wurden, die sie oft genug zu gefahrvollen Kriegen nöthigten: in der Regel theilten sie doch auch die religiösen Gesinnungen und allgemeinen Interessen ihrer Völker; sie lernten aus dem Evangelium, dessen wieder errungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten besser kennen, die Menschenwürde der Einzelnen höher schätzen, und die Stimmen der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geschichte entscheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürstengewalt entwickelte der freie Geist der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von dem Widerspruche gegen menschliches Ansehen in Sachen des Glaubens zur Untersuchung des Ursprungs der Staatsgewalt fortschritt; jene rücksichtslose Philosophie über die menschlichen Verhältnisse, die die Rechte aller Stände erwog, und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenstellte; jene jetzt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papstthums alles Unheils beschuldigten liberalen Ideen von Menschenrechten, die aus den Schriften der Weltweisen in die Kreise der gebildeten Stände eindrangen, und sich ihren Weg endlich bis in die Hütten bahnten. — Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Verwaltung schützen, als Verträge und Verfassungen: und auch die Bürger rein moralischer Staaten können nicht zur Knechtschaft herabsinken, so lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Gesetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigenthums, die persönliche Freiheit und die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr ist, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menschlicher behandelt, und in besserer Ordnung regiert, der Verwahrung seiner natürlichen Rechte gewisser, freier in seiner Thätigkeit, reicher an Gelegenheiten zu höherer Bildung und rechtlichem Erwerbe, patriotischer und wohlhabender, als in protestantischen Staaten; ihre Verfassungen mögen übrigens sein, wie sie wollen. Denn hier gibt es keinen Stand, der nicht das Wohl und Wehe des Vaterlandes von ganzem Herzen theilt; hier regiert ein Geist der Vernunftmäßigkeit, Ordnung und wahren Humanität, dessen Erwachen, dessen Ausbildung und immer weiter vordringende Wirksamkeit die bürgerlichen Wohlthaten der Reformation auf alle Classen des Volks ausgedehnt, und das Unterpfand seines fortdauernden, alles veredelnden Einflusses in der Natur des Menschen selbst hat. Merkwürdige neue Erscheinungen in der innern Bildung und den äußern Verhältnissen der europäischen Staaten brachte diese Wirkung der Reformation hervor. Die Religion, vorher nur in der Hand des Papstes und seiner Geistlichkeit ein Hebel der Uni:

versalherrschaft, wurde nun ein Princip des politischen Lebens. Die Trennung im Glauben stellte Staaten, die sonst an einer Last getragen, und sich fast nur über das Interesse ihrer Regentenhäuser verunreinigt hatten, von der Mitte des 16ten Jahrh. bis zum westfälischen Frieden aus höhern Gründen einander gegenüber. So erhielt in Deutschland, wo die Reformation den Bestrebungen der Kaiser nach Alleinherrschaft alle Hoffnung des Gelingens abschnitt, und das System der ständischen Landeshoheit zur Vollendung brachte, die Nothwendigkeit, ihre religiöse und politische Selbstständigkeit zugleich zu schützen, die Fürsten beider Confessionen in wechselseitiger Aufmerksamkeit, die, nachdem sie sich im dreißigjährigen Kriege gemessen hatten, sowohl der Erschlaffung als der Auflösung des Reichs kräftig vorbeugte. Denn während sie eifersüchtig ihre Rechte gegen einander bewahrten, waren doch beide Theile für die Erhaltung des Reichs so lange innig vereint, bis unter neuen der Religion ganz fremden Verhältnissen das System der kurzsichtigsten und verderblichsten Selbstsucht in Anwendung kam. An diesem System hatten aber die Folgen der Reformation nur insofern Antheil, als sie einer Seits Preußen an das Haus Brandenburg, und dieses dadurch zu der einem Reichsstande nicht angemessenen Größe brachten, welche es so trefflich zu behaupten und zu steigern wußte; anderer Seits lange vorher, ehe Preußen unter die europäischen Mächte trat, einzelne Reichsstände in die Lage setzten, die Einmischung fremder Könige in die einheimischen Händel als Mittel der Selbsterhaltung gebrauchen zu müssen. Dabei wurde Deutschland — der unschuldigste aller Staaten, der sich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Carls V. mit Franz I. Italien gewesen war, der Mittelpunct der europäischen Politik und der Schauplatz, auf dem die wortführenden Mächte in ihren Kriegen an einander stießen, und ihre Streitigkeiten schlichteten; ein Schicksal, dessen Hauptursache in dem Beharren der Kaiser bei der alten Kirche zu suchen ist. Überhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zusammenhang der europäischen Staaten lebendiger und enger. — England, in dessen Verfassung der Protestantismus ein Hauptelement, und die Stütze des Gleichgewichts zwischen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige schon 1527 das Übergewicht über Adel und Geistlichkeit gab; Dänemark, dessen Könige durch seine Hülfe 1660 die Souveränetät erwarben, und vor allen das von ihm allein geschaffne und erhaltene Holland, traten erst in der Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politischen Reibungen in den europäischen Fürstenrath, und daß dieser sich über die Grundsätze des Gleichgewichts verständigte, an denen jeder neue Versuch zur Universalmonarchie bis auf Napoleons Zeitalter scheitern mußte, ist ihr Verdienst. Ja noch im 18ten Jahrh. hat die Richtung des Protestantismus zur religiösen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staatenverein von Europa gesetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen politischen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eifersucht der Europäer erregt, zu der Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch nicht blos die Völker, die die Reformation annahmen, haben den Einfluß derselben auf ihre Schicksale gefühlt, auch die Staaten, die sie mit aller Gewalt von sich abzuwehren suchten, sind durch merkwürdige, oft schmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne zu leiden oder wesentlich verändert zu werden. Hätte Carl V. Liebe genug

zu den Deutschen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd gebliebenen Lichte der evangelischen Wahrheit gehabt, um ihr seine spanische Krone aufzuopfern, er würde das zu seiner Zeit der neuen Lehre fast ganz ergebene Deutschland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt und zu einer unter österreichischem Scepter unüberwindlichen Monarchie erhoben haben. Da er sich anders entschied, mußte das catholische Österreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und sich an seinen Erbschaften und Mitgiften genügen lassen. Doch brachten ihm seine Bemühungen zur Unterdrückung des Protestantismus den Vortheil, daß es an innerer Festigkeit gewann, und Böhmen und Ungarn in Erbreiche verwandeln konnte. — Spanien hatte von seinem Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa, als Ehre in Rom, im Innern Verfall und Rückgang. Portugal blieb fast ganz unberührt. Frankreich, dessen Könige nach ihrer Maxime die Reformation auswärts als Mittel der Trennung ihrer Nachbaren zu gebrauchen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde der evangelischen Fürsten und grausame Verfolger ihrer reformirten Unterthanen wurden, büßte die Schuld seiner Zweideutigkeit in den Verwüstungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen, die zwar die königliche Gewalt zunächst erhöhten, aber auch im Volke einen Gährungsstoff zurückließen, welchen das Mißverhältniß der Staatsreligion mit der zunehmenden Verstandesbildung immer weiter entwickelte, bis er in der Revolution zerstörend zum Ausbruche kam. Noch verderblicher wurde der Widerstand gegen den Protestantismus für Polen, zu dessen Untergange die russische Politik dasselbe, was die französische in Deutschland mit ziemlich glücklichem Erfolge versucht hatte, durch Unterstützung der Dissidenten und immer tiefere Einmischung in die innern Kämpfe endlich vollkommen durchzusetzen wußte. Die Staaten Italiens, das nichts Evangelisches zuließ, sanken immer mehr zu politischer Nichtigkeit herab, wozu freilich die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Verkehr mit Amerika mehr beitrug, als die Reformation. Den Päpsten wurde sie aber der furchtbarste Feind, gegen den sie sich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie erzwangen durch ihre Gegenanstalten in den Staaten, die ihnen ergeben blieben, zunächst Rückschritte zur Finsterniß und zu Ketzerverfolgungen, die ihr Ansehen aufs neue zu befestigen schienen. Durch den glücklichen Fortgang ihrer Missionen in Asien und Amerika erlangten sie die geistliche Herrschaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation verlorene Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war diese neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend, und für ihren Schatz von geringem Nutzen. Keine Mission konnte ihnen ersetzen, was sie sonst aus Deutschland, England und Skandinavien gezogen hatten. Einschränkungen der vorigen Üppigkeit gebot ihnen daher die Noth, Verbesserungen der Sitten der Geistlichkeit die Scham. Auch die catholischen Fürsten wurden allmählig klüger, und schmälerten nicht nur die Gewalt und das Einkommen des römischen Hofes in ihren Staaten, sondern wußten auch, nachdem seit dem westfälischen Frieden das Erschlaffen des religiösen Interesses in der Politik sein durch die Jesuiten erst mühsam wieder emporgebrachtes Ansehen in der öffentlichen Meinung aufs neue geschwächt hatte, dem heiligen Vater die Hände zu binden, indem sie ihm andächtig die Füße küßten (s. d. Art. Papst). Sein wirklicher Machtgenuß steht nun in traurigem Gegensatze mit seinen alten, stets wiederholten Ansprüchen. Die Ca-

bolken wollen ihm nicht mehr, wie sonst, gehorchen; besonders in Deutschland (Österreich und Baiern), in Frankreich, selbst in Spanien sind sie unvermerkt auf Meinungen und Grundsätze gekommen, die die Reformation und die neuere Aufklärung ihnen mittheilte. Sie fangen an, die catholische wahre Kirche von der römischen, und die in der Bibel nicht gegründeten Lehren der letzteren als blos disciplinarische Gegenstände von den göttlichen Wahrheiten zu unterscheiden, und den alten Aberglauben zu verabscheuen. Wie sehr auch der Mysticismus unserer Tage catholisches Wesen zu begünstigen scheint, er ist doch nur eine Laune oder ein poetisches Zwischenspiel, wovon der im Grunde durchaus protestantische Zeitgeist bald zurückkommen wird. Einmal hat die Reformation schlummernde Kräfte geweckt, deren muntere Thätigkeit sich gewaltsam nicht hemmen läßt. Stark durch dreihundertjährige Übung bildet der Sinn für Wahrheit, und die Liebe zur Freiheit eine Schutzwehr gegen jede Art priesterlicher Anmaßung. Catholicismus und Protestantismus stehen einander jetzt anders gegenüber, als im Zeitalter der Reformation. Jener hat die Kräfte der Protestanten kennen gelernt, dieser weiß den Glauben redlicher und aufgeklärter Catholiken zu achten und zu schonen. Soll aber einer von beiden im Laufe der Zeiten fallen, so wird es gewiß nicht der letztere sein. E.

Reformirte Kirche. Dasselbe Bedürfniß einer Reformation der Kirche, das in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. in Deutschland Luthern erweckte, eine wirkliche Kirchenverbesserung zu fördern, trieb auch in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und Frankreich mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Geistliche im Wesentlichen auf dasselbe Ziel, aber mit nationalen Eigenthümlichkeiten, hinzuarbeiten. Unter den Schweizern ragten besonders Ulrich Zwingli und Joh. Ökolampadius oder Hausschein (s. d. beiden Art.) hervor. Jener hatte schon, da er noch Prediger zu Glarus und Einsiedeln war, durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift eine höhere Erleuchtung gewonnen, an letzterem Ort auch schon gegen mehrere Mißbräuche in der Kirche geeifert, und setzte dies, als er nach Zürich berufen worden, wo bereits mehrere Geistliche das Volk für eine mehr biblische Lehre empfänglich gemacht hatten, fleißig fort. Er hatte Freude an Luthers Wirken, empfahl auch dessen Werke, las sie aber selbst nicht, um selbstständiger zu bleiben, und nicht durch eines Menschen Ansehen seine Überzeugung bestimmen zu lassen. Als nun 1519 ein Geistesverwandter Tezels, der Franciscanermönch Bernh. Samson, mit gleicher Unverschämtheit den Ablaß in der Schweiz predigte, und gen Zürich kam, wohin Zwingli eben gezogen war, eiferte dieser heftig gegen den Unfug, und der Rath von Zürich billigte seinen Eifer dergestalt, daß Samson gar nicht in die Stadt gelassen ward. Selbst sein geistlicher Oberer, der Bischof von Constanz und dessen Vicar, genehmigten seine Predigt gegen den Ablaßkram, traten ihm aber heftig entgegen, als er bald weiter ging in den nothwendigen Reformen. Aber vergebens bemühte sich auch ein päpstlicher Nuncius, diese zu unterdrücken, und vergebens sprachen warnend und drohend auch die Eidgenossen dagegen. Furchtlos, fest entschlossen, auf seine gute Sache gestützt, und fortdauernd durch den züricher Rath begünstigt, ging Zwingli seinen Gang fort, predigte evangelische Lehre, und stellte viele Mißbräuche im Gottesdienst ab, rascher als Luther. Schon hatte er eigenmächtig vieles geändert, als er im J. 1523 einen entscheidenden Schritt that, da er 67 deutsche

Lehrsätze, in denen er seine Lehre aussprach (und freilich schon weiter ging, als Luther 1517 in seinen Sätzen gegen den Abla dem Rath von Zürich übergab, welche von letzterm mit einer E ladung zu einer Disputation, die den 29sten Jan. gehalten werd und in der Zwingli seine Sätze vertheidigen sollte, bekannt gema wurden. Nur wenige Eidgenossen sendeten Abgeordnete zu dies Religionsgespräch, doch war die Versammlung zahlreich. Zwing Angriffs- und Vertheidigungskampf gewann den Sieg. Der Rath u viele der zahlreich anwesenden Bürger wurden für seine Lehre g wonnen, und nun einer durchgreifendern Reformation noch geneigte Mit ungestümer Hast ward nun das verhaßt gewordene Alte, Gu tes und Böses zugleich, vernichtet; es ward ganz eigentlich hier A les neu; vieles, was an sich unschuldig, vielleicht nur durch Miß brauch entstellt war, selbst vieles Erbauliche unterlag der Neuerungs lust. Als die Altäre, die Taufsteine, die Bilder (letztere fast über all mit wahrer Zerstörungswuth) aus den Kirchen verdrängt, selbs die Musik und der Orgelklang aus denselben verwiesen waren, da erst glaubte man die Kirchen und den Gottesdienst recht erbaulich ge macht zu haben. Wider so gewaltsame Neuerungen erklärten sich nun stärker die Eidgenossen auf dem Bundestag zu Lucern am 26sten Jan. 1524, droheten Zürich selbst von dem Bundesrath auszuschließen, und ließen durch Abgeordnete die Rückkehr zur alten Ordnung dringend empfehlen. Doch vertheidigte Zürich standhaft und kühn die Neuerungen in der Lehre und in den Gebräuchen, und bald erklärte sich auch vor allen übrigen Eidgenossen, muthig und fest entschlossen, das kleine Mühlhausen für die evangelische Lehre und die Abstellung der alten Mißbräuche. — Gleichzeitig hatte Wolfgang Fabricius Capito (Köslin) in Basel die Reformation eingeleitet, und nachdem er von dort nach Mainz berufen worden, seit 1523 Ökolampadius, mit Luthers Lehre vertraut, sein Werk fortgesetzt, eine Zeitlang von dem aus Frankreich geflüchteten Farel unterstützt, der 1524 vom Rath zu Basel veranlaßt, auch eine öffentliche Disputation zur Vertheidigung der evangelischen Lehre hielt. In demselben Jahre waren auch in Schafhausen die ersten Reformationsversuche gemacht worden; seit 1525 ward auch Bern denselben geneigter, und selbst die eifrigen catholischen Cantone fingen an, das Bedürfniß tiefer zu empfinden. Man vereinigte sich endlich zu einem Religionsgespräch, das nach langen Verhandlungen 1526 zu Stande kam. Hier stand Ökolampad gegen die größere Zahl der strengen Papisten, unter denen Joh. Eck hervorragte, mit Thomas Murner. Zwingli war nicht erschienen, und die papistische Mehrzahl faßte gegen ihn ein Verdammungsurtheil, das aber sein Wirken nicht hemmen konnte. So geringen Erfolg dieses Religionsgespräch hatte, so entschloß sich doch Bern zu endlicher Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten 1528, obwohl die andern Cantone und selbst der Kaiser davon abriethen, ein ähnliches zu veranstalten. Mehrere Eidgenossen ließen sich zur Theilnahme bewegen. Zahlreich war abermals die Versammlung; zu Zwingli, Ökolampad, Cnr. Pellicanus (Kürschner), Berchthold Haller (der Reformator von Bern), Ambrosius Blerer (von Constanz), Burgauer (von St. Gallen) — der aber selbst, obwohl eifrig evangelisch, Zwingli wegen dessen Abendmahlslehre angriff — hatten sich auch mehrere deutsche Reformatoren gesellt. Auf der andern Seite standen mehrere nicht verächtliche Gegner. Aber, wie fast immer bei solchen Disputationen, ward auch hier nichts ausgeglichen, und nur das gewonnen, daß man

im Bern sich kräftiger für die Reformation entschied. Und immer weiter verbreitete sich dieselbe in den meisten Cantonen, so sehr auch Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern als beharrliche Papisten widerstrebten. — Schon war ein großer Theil der Eidgenossen der evangelischen Lehre zugethan, als diese catholischen Cantone, die zur Vertheidigung der alten Lehre ein Bündniß mit dem Könige Ferdinand (des Kaisers Carl V. Bruder) eingegangen, sich zum offenen Kampf rüsteten. Vergebens bewirkten andere Eidgenossen einen Vergleich der Streitenden. Er befriedigte keine Partei, und unabwendbar war der innere Krieg der Eidgenossenschaft. Der Stoff der Zwietracht mehrte sich; die Catholischen hoben alle Gemeinschaft mit den Evangelischen auf, und im Oct. 1531 mußte Zürich, von den andern Evangelischen verlassen, allein auf dem Kampfplatze erscheinen. Verrätherei kam dazu, und am 11ten Oct. wurden die tapfern Züricher bei Cappel geschlagen. Zwingli selbst, der bewaffnet die Fahne seiner treuen Anhänger geleitete, fiel im Kampf. — Aber die blutige Niederlage konnte sein Werk nicht vernichten. Die evangelische Schweizerkirche war gegründet; sein Geist lebte in ihr fort. Er hatte ihr aber auch schon jene Richtung gegeben, die sie auf Jahrhunderte von den deutschen evangelischen Gemeinden trennte. Er, ein Mann von freiem und hellem Geiste und nicht ohne Gemüth, mit dem redlichsten Wahrheitseifer erfüllt, entschlossen und standhaft, von ächter Bildung und frommem Glauben, hatte in dem schweren Kampfe, den er bestehen mußte, in seinem kräftigen Streben, das ihn von falschen Auctoritäten entband, ein übergroßes Vertrauen auf seine eigene Erkenntnißkraft gewonnen, durch welches die Tiefe und Innigkeit seines Glaubens gefährdet ward. Früh schon hatte er unüberwindliche Zweifel gegen die papistische Abendmahlsfeier, die eine Verwandlung der äußern Zeichen des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi behauptete, in sich genährt, und war endlich dahin gekommen, zugleich mit der Verwandlungslehre die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle, obwohl sie in den klaren und einfachen Worten Christi enthalten ist, gänzlich zu verwerfen. Ihm, der auch für die Glaubenswahrheiten und Geheimnisse immer mehr die Möglichkeit des Erklärens für den rechten Prüfstein ansah, schien die leichteste und scheinbar einfachste Erklärungsweise die beste, nach der er auch die Wahrheit selbst bestimmte. So mußte sich ihm die Meinung, daß Brot und Wein nur Zeichen des Leibes und Blutes Christi seien, am meisten empfehlen, weil für den klügelnden Verstand dadurch die meisten Schwierigkeiten, die bei Erklärung der Einsetzungsworte sich aufdringen, gehoben schienen, obwohl eben diese von Christo selbst gesprochenen Einsetzungsworte bei seiner Erklärungsweise neue nicht zu beseitigende Bedenklichkeiten an den Tag legten. — In dem hitzigen Streit, in den er darüber mit Luther und mit andern Reformatoren verwickelt ward, verhärtete er sich in seiner Meinung immer mehr, und übersah, daß er zugleich eine Erklärungsart geltend machte, die, auf andere Stellen der heiligen Schrift folgerecht angewendet, auch andere Glaubenslehren, selbst wesentliche Grundlehren des Evangeliums, in ein falsches Licht stellen, oder gänzlich vernichten mußte, daß er ein Allegorisiren einführte, welches der einfachen Schriftlehre ganz entgegen war, und den Glauben in seinen Grundfesten erschütterte. Seine Abendmahlslehre, die sich vielen empfahl und scharfsinnig vertheidigt wurde, erhob noch weit mehr, als es im lutherischen Lehrbegriffe der Fall war, das Erkennen über den Glau-

ben, und machte in der reformirten Kirche diese Richtung, die im Fortgange der Zeit das demüthige Leben im Glauben immer mehr beengte und trübte, recht eigentlich vorherrschend. — Auf gleiche Weise, wie Zwingli folgert, daß, weil er den Nutzen der leiblichen Gegenwart nicht begreife, diese Lehre überhaupt unstatthaft sei; so ward nun überhaupt aus diesem Standpunct über die Glaubenswahrheiten entschieden, und die Überzeugung von denselben vornehmlich an das Erkennen gebunden. Wie nun selbst das Wesen des Sacraments unter einen Gesichtspunct gestellt war, der dasselbe fast auflöste, so mußten überhaupt auch alle heiligen Gebräuche an ihrer Bedeutung verlieren. Der ganze Gottesdienst, am meisten nur auf die religiöse Erkenntniß, viel weniger auf die Belebung des religiösen Gefühls, auf die Erhebung über die Schranken der Erkenntniß, auf eigentliche Erbauung gerichtet, ward daher auf eine Weise vereinfacht, die der stillen Betrachtung am meisten Raum zu geben schien, ohne die tiefern Ansprüche des Gemüths zu berücksichtigen. Eben durch die Verwandlung des: „das ist mein Leib!“ in ein: „das bedeutet,“ ward die tiefste, innerste Bedeutsamkeit des Sacraments und der religiösen Gebräuche überhaupt entkräftet, und jeder Willkür der Deutung unbeschränkter Raum gegeben. So stellte dem Geist des ursprünglichen Protestantismus, dem Geist gesetzlicher Freiheit, in der Schweizerlehre sich schon früh der Geist der Willkür zur Seite, vorbedeutend die Verirrungen des spätern Protestantismus. — Zwingli sprach seine Abendmahlslehre (nachdem er sie bereits in einem wider seinen Willen bekannt gewordenen Brief vom 16ten Nov. 1524 mitgetheilt hatte) öffentlich zuerst in seinem Werk von der wahren und falschen Religion (commentarius de vera et falsa religione) im J. 1526 aus, worin er auch schon seine Überzeugung von andern Lehren aus ähnlichen Grundsätzen entwickelte, und darauf in mehrern Streitschriften, die er mit Luthern und andern wechselte. Oft sah er sich veranlaßt, seine Lehre weiter zu begründen und zu befestigen, und mit seinem nie rastenden Weiterforschen, mit dem ihm eigenen Scharfsinn und einer eindringenden Beredsamkeit gelang es ihm, seine Ansicht zu einem dogmatischen Ansehen in seiner Gemeinde zu erheben. Dasselbe Dogma fand aber auch außerhalb der Schweiz so vielen Beifall, daß in mehrern Ländern, die von dem Papstthum sich abwendeten, die Schweizerlehre die herrschende ward. Doch war es zunächst nur die Übereinstimmung in der Abendmahlslehre, und überhaupt in der den evangelischen Schweizergemeinden eigenthümlichen Richtung auf eine Verstandesreligion, was die sogenannten reformirten Gemeinden anderer Länder unter einander und mit den Schweizern zu einer Gemeinschaft verband, die man die reformirte Kirche genannt hat. Denn eine wahrhafte Übereinstimmung in der Lehre und in den kirchlichen Verhältnissen, eine innigere Verbindung in einem Geist des Glaubens, auch durch gemeinsame, von allen anerkannte Bekenntnißschriften vermittelt, ward in diesen Gemeinden nie so bewirkt, wie in der römischen und der evangelisch-lutherischen Kirche, weshalb auch der Ausdruck reformirte Kirche nur sehr uneigentlich Gültigkeit haben, und eigentlich nur von reformirten Gemeinden die Rede sein kann. Denn früh schon spalteten sich die evangelischen Gemeinden, die sich zu Zwinglis Lehre neigten, auf mannichfache Weise, und eine vollkommene Einigung ist nie bewirkt worden. Zwingli selbst lebte zu kurze Zeit, als daß er eine vollkommene Organisation der evangelischen Schweizerkirche hätte bewirken können; Ökolampadius, der nach

ihm die Stütze der neuen Gemeinde sein sollte, folgte in frühem Tode ihm nach. Aber selbst bei seinem Leben hatte Zwingli unter den Seinen nie das entscheidende und vollgültige Ansehen gehabt, das Luther bei den deutschen Evangelischen besaß, durch das er eine größere Einigkeit unter diesen erhielt; die übrigen Schweizerreformatoren standen zu Zwingli nicht in demselben Verhältniß, wie die deutschen Reformatoren zu Luther, sondern förderten selbstständiger, aber auch eigenmächtiger, daher gleich anfangs nicht in vollkommener Übereinstimmung, das Werk der Reformation. — Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein sehr folgenreiches Ansehen gewann, und selbst für die Meinungen, in denen er von Zwingli abwich, viele schweizerische und französische Evangelische gewann, aber theils weil er erst, nachdem sich schon vieles neu gestaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch seine Abweichung von Zwinglis Meinungen selbst neuen Zwiespalt begründete, die reformirten Gemeinden nicht zur vollkommenen Einheit führen konnte. Dieser Mann war Joh. Calvin (s. d.), der, aus Frankreich geflüchtet, in Genf einen Zufluchtsort fand, schnell dort den größten Einfluß gewann, und von dort aus auch andere Zwinglische Gemeinden umbildete. Selbst die Abendmahlslehre bestimmte er etwas anders als Zwingli, wiewohl im Wesentlichen ähnlich; aber stärker hob er eine andere Lehre heraus, die von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung (Prädestination), die er zu einer Hauptunterscheidungslehre seiner Gemeinden machte, und die auf eine, selbst den freudigen Glauben an Christus kränkende Weise ausgebildet, nothwendig Widerspruch erregen mußte, und neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte, die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er starb, die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz fester gestaltet, auch Glarus, Appenzell, Biel, Graubündten und Neuburg den reformirten Gemeinden zugethan, diese aber keinesweges zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft verbunden. — Aber auch die verschiedene Weise, wie außerhalb der Schweiz, insbesondere in den Niederlanden, Frankreich und England, sich die Reformation entwickelte, und die sogenannten reformirten Gemeinden sich bildeten, ließ eine eigentliche Kirche der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen diesen Ländern gaben sich die Evangelischen eigene, von den andern abweichende Bekenntnißschriften; nicht Eine konnte bei allen Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhätnisse wurden überall anders geordnet. Auch die verschiedenen Staatsverhältnisse der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeinden sehr ungleich ein. Zwingli hatte sein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die deutschen Evangelischen ihre Confession feierlichst bekannt machten, übergeben lassen; doch ward dieselbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten, und sicherte ihnen auch nicht eine Anerkennung als kirchliche Partei von Seiten der weltlichen Gewalt. Die Schweizer aber suchten, um durch ein Bündniß mit den Evangelischen in Deutschland gegen Gewaltthätigkeiten der Catholischen gesicherter zu werden, eine Ausgleichung der Streitigkeiten mit den Lutherisch Gesinnten. Mehrere oberdeutsche Theologen, insbesondere die Strasburger, die der Zwinglischen Lehre sich zuneigten, ein Bündniß mit den Lutherischen aber am lebhaftesten wünschen mußten, boten alles auf, hinsichtlich der streitigen Abendmahlslehre eine Erklärung zu bewirken, die beide Parteien einander nähern konnte. Sie gaben lieber das Wesentliche

ihrer Lehre Preis, oder versteckten ihre wahre Meinung hinter Worten, denen sie einen andern Sinn unterlegten, um Luther und dessen Freunde zu bewegen, dem ersehnten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch konnten sie die ehrlichen Schweizer nicht bewegen sich eine andere Deutung der Worte gefallen zu lassen, als ihr offenbarer Sinn war, und so blieb die sogenannte wittenberger Concordi (s. d. Art. Sacrament) ohne den gewünschten Erfolg, zumal bal nachher die Züricher ihre Überzeugung noch härter aussprachen, un jeden Verdacht einer heuchlerischen und unscheinbaren Übereinstimmung mit der Lutherischen Lehre von sich abzulehnen. Nachmals ward in dem Consensus Tiguriens. (1549) zwar der Streit zwischen den Zürichern und den Calvinischen Genfern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Überzeugung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage der Schweizerkirche schwankend. Zwar wurden zuletzt im westfälischen Frieden (1648) die Schweizer als augsburger Confessionsverwandte, zugleich als kirchliche Partei anerkannt, und gewannen dadurch äußere Sicherheit; da sie aber die augsburger Confession nicht unbedingt annahmen, oder als ihr symbolisches Buch anerkannten, der bei weitem größte Theil der reformirten Gemeinden durchaus nur in äußerlicher Beziehung sich als augsburger Confessionsverwandten betrachtete, so ward dadurch in keiner Hinsicht ein fester und einiger Bestand der reformirten Kirche bewirkt. — Endlich, nach langen Kämpfen, glaubten die Schweizer den alles verwirrenden Streitigkeiten durch ein neues symbolisches Buch begegnen zu müssen, und 1671 verfaßte der züricher Theolog, Joh. Heinr. Heidegger, die formula consensus helvetici in 26 Artikeln mit besonderer Rücksicht auf die damaligen theologischen Streitigkeiten unter den reformirten Theologen. Diese neue Eintrachtsformel ward seit 1675 zwar allmählig von den reformirten Schweizercantonen angenommen, aber von vielen nicht mit wahrer Überzeugung, und konnte daher selbst in der Schweiz nicht vollkommene Eintracht herstellen. Und noch weniger nahmen die nichtschweizerischen Reformirten dieselbe an, widersprachen ihr vielmehr sehr bestimmt, und so ward durch sie nur neue Zwietracht erweckt und genährt. — Unter schweren Kämpfen hatte sich die Reformation in den Niederlanden verbreitet, wo die Mehrheit der Evangelischen lange Zeit Lutherisch gesinnt blieb. Aber das niederländische Glaubensbekenntniß (1551) neigte sich gänzlich zur Schweizerlehre, und ward nachmals vielfältig abgeändert. Prinz Moritz von Oranien, den die Niederländer den Retter ihrer bürgerlichen Freiheit nannten, war der reformirten Lehre zugethan, und suchte diese geltend zu machen. Bald jedoch ward auch hier unter den Reformirten mannichfacher Streit entzündet, zumal als Jac. Arminius die Calvinische Vorherbestimmungslehre zu mildern suchte, und sein Amtsgenosse in Leiden, Franz Gomarus (besonders seit 1604) ihm heftig widersprach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius u. a., stimmten zwar dem Arminius bei, und nach dessen Tode vertheidigte Simon Episcopius (Bischop) seine Meinung; aber um so heftiger ward der Kampf, auf den auch die politischen Verhältnisse verderblich einwirkten. Die Arminianer, von der im J. 1610 den Ständen von Holland übergebenen Bekenntnißschrift, Remonstrantia, nun Remonstranten (s. d. Art.) genannt, wurden von den Gomaristen oder Contraremonstranten heftig verfolgt, und die Religionsgespräche zu Haag und Delft konnten keine Versöhnung bewirken. Da kam endlich 1618 die berühmte dordrechter Synode zu Stande, die nach lan-

gen Verhandlungen, im Mai 1619 die Lehren der Remonstranten verwarf, und die strengere, nur etwas gemilderte Vorherbestimmungslehre von neuem bestätigte. Doch waren damit die Theologen anderer Länder keineswegs einverstanden; die Schlüsse der Synode konnten außerhalb der Niederlande nicht zur unbedingten Anerkennung gebracht werden; die Remostranten (s. d. Art.) erhielten sich als besondere Partei, und stellten 1621 ein durch Episcopius verfaßtes, besonderes Glaubensbekenntniß auf. — In Frankreich hatten die reformirten Gemeinden (s. d. Art. Hugonotten) am meisten schwere Kämpfe nach außen zu bestehen; erst durch das Edict von Nantes (1598) erhielten sie Duldung im Staat. Aber obwohl sie Calvins Lehren huldigten, erhielten sie doch auch in ihrem innern Verhältniß keinen festen Bestand, und die Theologen zu Saumur bemühten sich vergebens, durch Aufhellung der Calvinischen Lehren eine größere Übereinstimmung zu bewirken. — Die englische Kirche aber, die man zu der reformirten rechnet, bildete sich auf eine so eigenthümliche Weise, ward so früh schon durch innere Streitigkeiten verwirrt und in Parteien zerspalten, daß auch hier eigentlich nur von Gemeinden, nicht von einer Kirche die Rede sein kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den ursprünglichen 42 Artikeln 1562 auf der Synode zu London auf 39 Artikel beschränkt ward, und keineswegs durchaus Zwinglisch oder Calvinisch war, konnte die streitenden Parteien nicht vereinigen. Neben den sogenannten Episcopalen, welche die bischöfliche Verfassung vorzogen, bildeten sich (aus Nonconformisten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf hergestellte Presbyterialverfassung etwas gemildert eifrig vertheidigten, die Puritaner, die auf einen möglichst vereinfachten Gottesdienst drangen, und mehrere andere neuere Parteien, denen die Uniformitätsacte von 1689 vollkommene Duldung und Religionsfreiheit gewährte. — So ist in allen Ländern die evangelische Kirche, die man die reformirte nennt, sehr verschiedenartig gestaltet, und es gibt weder ein äußeres noch inneres allgemeines Band, das sie zu Einer kirchlichen Gemeinschaft verbände. In Deutschland sind nach den Zeiten der Reformation die Pfalz und das brandenburgische Regentenhaus, auch einige kleinere Staaten von der Lutherischen zu der reformirten Gemeinde übergetreten, ohne sich enger mit derselben verbinden zu können. Für die Pfalz ward der heidelberger Katechismus eine Lehrformel mit symbolischem Ansehen. Die Reformirten in Brandenburg, deren Zahl jedoch nicht sehr bedeutend ist, betrachten sich als augsburger Confessionsverwandte, ohne darum der Zwinglischen Abendmahlslehre zu entsagen. Oft haben sich die Versuche erneut, die reformirten und evangelisch Lutherischen Gemeinden zu verbinden; aber immer fruchtlos. In den neuesten Zeiten ist nicht blos ein äußerer Friede zwischen beiden Parteien dauerhaft gewesen, sondern auch die Hoffnung einer endlichen Vereinigung durch den Geist fester begründet worden. In den preußischen und einigen andern deutschen Staaten hat seit 1817 die schon längst vorbereitete Zusammenschmelzung der reformirten und evangelisch Lutherischen Gemeinden zu einer evangelisch christlichen Kirche wenigstens in der kirchlichen Form bedeutende Erfolge gehabt. Ko.

Refugiés (Flüchtlinge) werden die durch den Verfolgungsgeist Ludwigs XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen genannt, die nach der 1685 erfolgten Aufhebung des Religionsedicts von Nantes (von 1598), der reformirten Lehre treu, zu dem in Frankreich

herrschenden Catholicismus nicht zurückkehren wollten. (Vergl. d. Art. Hugonotten, Maintenon, Ludwig XIV.) List und Gewalt wurden auf das empörendste angewendet, die Verirrten — wie man die der neuen Lehre Zugethanen zu benennen beliebte — in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen, und alle Gräuel, die früher inquisitorischer Eifer über viele Länder brachte, erneuten sich in Frankreich. Dragoner, die in die Gegenden abgesandt wurden, wo Reformirte wohnten, sollten durch unerträgliche Einquartierungslasten und Bedrückungen aller Art die Schlachtopfer des Fanatismus nöthigen, sich nach dem Willen ihrer Dränger zu fügen, und wer dennoch dieses Elend dem Verrath an der Überzeugung vorzog, fand entweder seinen Tod unter den Säbeln dieser Diener der Tyrannei, oder mußte, getrennt von den Seinen, in Kerkern, oder in trauriger Verweisung jenseit des Meeres, sein Leben hinbringen. Bei diesem gehäuften Elend suchten viele der Unglücklichen, mit Hinterlassung alles dessen, was dem Menschen auf Erden lieb und theuer ist, mit Hinterlassung von Vaterland, eigenem Herd, Weib und Kind, in fremden Ländern Schutz und Zuflucht, die Überzeugung ihres Glaubens allen Erdengütern vorziehend. Aber auch dieses einzige Rettungsmittel suchte der Despotismus ihnen abzuschneiden. Frankreichs Grenzen waren besetzt mit Scharen von Söldnern, und wehe dem Armen, der in ihre Hände fiel! Sie wurden ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts auf das grausamste gemißhandelt, ihres Vermögens beraubt, in Gefängnisse geworfen, neben den gröbsten Verbrechern auf den Galeeren angeschmiedet; die Kinder wurden den Ältern weggenommen und in Klöstern zum catholischen Glauben erzogen. Dennoch gelang es wenigstens 800,000 Protestanten, durch List, Gewandtheit, zuweilen auch durch offene Gewalt, ihrem Vaterlande zu entfliehen, und eine neue Heimath unter fremden menschlichern Fürsten zu finden. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutschland, in diesem besonders Sachsen, Brandenburg, Hessen, nahmen die Flüchtlinge mit Gastfreiheit auf. Die reichsten Flüchtlinge, Kaufleute, Fabrikunternehmer, wandten sich besonders nach England und Holland, wohin sie ihr Vermögen leichter bringen und es sogleich auch nutzbar anlegen konnten. Nach dem Brandenburgischen gingen vorzüglich Adelige, Kriegsmänner, Gelehrte, Künstler, Handwerker und Fabrikarbeiter. In mehreren dieser Länder ertheilten die Regierungen den Ankömmlingen gleiche bürgerliche Rechte mit ihren alten Unterthanen, und die Kräfte, die ein befangener und fanatischer König seinem eigenen Lande entzog, dienten nun, mehr den Flor seiner Nachbarstaaten zu erhöhen; denn die größte Zahl dieser Refugiés bestand aus Gelehrten, Kaufleuten, Fabricanten und Handwerkern, die ihres Vaterlandes Kunstfleiß auf den fremden Boden verpflanzten und — besonders in den brandenburgischen Staaten, wo sie auch die ausgedehntesten bürgerlichen Vorrechte erhielten — größtentheils die Schöpfer der Fabriken wurden, die noch jetzt einen bedeutenden Theil des innern Reichthums der preußischen Monarchie ausmachen, da dieses Land vor ihrer Einwanderung von solchem Erwerb noch fast ganz entblößt war. Beinahe jedes Gewerbe empfand den wohlthätigen Einfluß der neuen Ansiedler. Noch mehr aber als durch mitgetheilte Kunstfertigkeiten wirkten die französischen Protestanten, die zum großen Theil vorzügliche Menschen waren, auf die geistige Bildung und Sittlichkeit in den Ländern, wo sie Zuflucht fanden, und gewiß mit Unrecht hat man der Aufnahme dieser Flüchtlinge Verweichlichung

[de]n deutschen Sitten und die uns zugeführte Bekanntschaft mit ver[fe]inertem Luxus vorgeworfen. Es waren Franzosen ganz anderer [Ar]t, die in späterer Zeit die Laster einer großen Hauptstadt und [ein]es verdorbten Hofes unter uns zeigten. Ein gehaltreicher Aufsatz [üb]er die Aufnahme der verjagten protestantischen Franzosen in den [ku]rbrandenburgischen Landen steht im 5ten Bande (S. 475 ff.) der [De]nkwürdigkeiten von Chr. W. von Dohm. Die Geschichte der ersten [An]siedlung schrieb der würdige Geistliche, David Ancillon: Histoire [d]e l'établissement des François refugiés dans les états de [B]randenbourg. Berlin 1690. Über alles, was vom großen Kurfürsten und König Friedrich I. für die Einbürgerung der Flüchtlinge [ge]schah und deren Folgen, gaben Erman und Reclam in den Mémoires pour servir à l'histoire des refugiés françois etc. (Ber[l]in 1782—1800, 9 Bände) belehrende Nachricht.

Regalien (jura regalia) sind solche Rechte, welche außer dem Inbegriffe der Hoheitsrechte eines Herrschers oder der Staatsgewalt an sich liegen und demselben nur in Voraussetzung eines besondern Rechtsgrundes zustehen. Falsch ist es also, wenn man auch wesentliche Bestandtheile der Staatsgewalt, wie die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, in den Begriff der Regalität zieht. Denn diese Gewalten sind da, um das Eigenthum zu schützen und es zum gemeinen Besten zu leiten, nicht aber um ganze Gattungen realer Gegenstände des Privatrechts unter dem Namen der Regalität so in die todte Hand zu versetzen, daß es dem Bürger nur durch besondere Erlaubniß oder unvordenkliche Verjährung möglich wird, sie wieder für sein Gewerbe zu gewinnen. Es unterscheiden sich also die Regalien von den Hoheitsrechten dadurch, daß jene Eigenthum zum Gegenstande haben, diese aber nicht, von dem andern Eigenthume des Herrschers aber dadurch, daß er dieses privatmäßig besitzt, die Regalien hingegen hoheitlich ausübt. Daher können wir Schmalz nicht beipflichten, wenn dieser behauptet, daß aus dem Nationaleinkommen das Staatseinkommen blos durch Domänen oder Abgaben gezogen werde, und daß, ob man gleich als dritte Art die Regalien hinzuzufügen pflege, diese doch am Ende nur entweder zu den Domänen oder Abgaben gehörten. Die Regalien scheinen uns vielmehr zwischen beiden in der Mitte zu stehen, indem bei ihnen die zwei ganz verschiedenen Rechte, Hoheit und Privateigenthum, in Einer Hand zusammenfallen. — Ob nun gleich kein Regent ohne besondere Nachweisung aus den Landesgrundgesetzen Gegenstände des Privatrechts zu den Regalien ziehen kann, so hat man sich doch in der Vorzeit hierauf nicht beschränkt, sondern mit der nach dem Sturze des Lehnunwesens eingetretenen Staatsverwaltung, welche viel Staatsbedürfnisse herbeiführte, um den Schein der Erhöhung der Abgaben zu vermeiden, die Regalität zügellos erweitert. Allein auch die schlechteste Art, Auflagen zu erheben, ist für das Volk weniger drückend, als solche Lähmungen seines Fleißes. — Seit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes gibt es kein Regal, das nach einer rechtlichen Nothwendigkeit durch ganz Deutschland gölte. Trifft man noch jetzt ein und dasselbe gleichförmig in sämmtlichen deutschen Staaten an, so ist dies blos zufällig. Den ersten Platz rücksichtlich der Allgemeinheit verdient wohl die Regalität der Fossilien. Nur sind bei den Metallen die edlen von den unedlen zu unterscheiden, weil jene besonders in Deutschland regalisch zu sein pflegen. Das Salz, insofern vom Steinsalze die Rede ist, steht unter den von den Fossilien

geltenden Grundsätzen. Das Recht der Benutzung der Salzqu
hingegen besteht für sich; es sollten aber nur solche Quellen zur
galität gezogen werden, welche auf den Domänen und Cammergü
entdeckt worden sind. Bei Flüssen sind die größern von den klei
zu unterscheiden. Jene nur sind gewöhnlich ein Eigenthum des Sta
welchem dann die vielfache Benutzung derselben durch Fischerei, Fl
Mühlenanlegung u. s. w. zukommt. Was die Wege betrifft, so
deren Regalität stets nur auf Land- und Heerstraßen bezogen.
kommt hierbei weniger eine Collision mit dem Eigenthume der E
zelnen, als mit dem des Staats vor. Das Jagdrecht macht, wo
den Bürgern und Bauern zusteht, viele Müßiggänger, und kann
her von der Regierung recht gut in Verwaltung genommen werd
Endlich erstreckt sich in vielen Staaten die Regalität auch auf man
herrenlose Sachen, z. B. in Sachsen. Übrigens ist es irrig, w
man die Regalität blos auf Sachen, nicht aber auch zugleich
Facta bezieht. Die realen Gegenstände des Privatrechts sind sow
Sachen als Arbeit, und bei beiden kann die Frage nach Regali
entstehen. Es kann daher auch von der Regalität der Gewerbe
Rede sein. Nur muß man hiervon die Gewerbsleitung, welcher
die Regierung aus polizeilichen Gründen unterzieht, wohl untersch
den. — Der Name Regal rührt aus dem longobardischen Königrei
her. Als nämlich Kaiser Friedrich I. 1158 die Stadt Mailand erob
hatte, hielt er es der Städte und der Großen wegen für rathsa
zu bestimmen, welche Rechte ihm als Kaiser und König in Itali
zuständen, und übertrug dieses Geschäft, wahrscheinlich um d
Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, einigen römischen Rechtsg
lehrten zu Bologna, welche auch bald, mit Zuziehung einiger Abg
ordneten aus den Städten, ein Verzeichniß der kaiserl. Rechte
Italien entwarfen. So entstanden die bekannte II. F. 56 befindlic
Constitution, die, wenn sie auch häufig in Deutschland als Must
benutzt, doch darin nie als Gesetz angenommen worden ist. Sie b
ginnt mit dem Worte Regaliae — woher der Name Regal entleh
worden ist. (Vgl. übrigens **Hoheitsrechte** und **Regierungsrechte**.) En.

Regatta ist eine öffentliche Lustbarkeit in Venedig, die dari
besteht, daß eine Anzahl Boote vom Marcusplatz an einen Wettla
auf den die Stadt durchkreuzenden Canälen halten. In jedem Bo
ist nur eine Person, und die, welche zuerst das gesetzte Ziel erreiche
erhalten kleine Geldprämien. Die Menge der Zuschauer, die in präch
tig geschmückten Gondeln diesem Wettlauf zusehen, und die zahlrei
zu diesem Volksfest sich einstellenden Fremden aus benachbarten Stä
ten sind bei der ganzen Sache das sehenswürdigste.

Regen — das Herabfallen des Wassers aus den Wolken i
Tropfgestalt. — Das Wasser befindet sich entweder schon tropfba
flüssig als Dunstbläschen in der Luft, oder elastischflüssig in seine Be
standtheile aufgelöst. Im ersten Falle gibt es die Erscheinung de
Wolken oder des bedeckten Himmels, im zweiten Falle ist der Him
mel heiter. Zerplatzen diese Dunstbläschen, welches durch mehrer
Ursachen geschehen kann, so bildet das Wasser, als tropfbarflüssig
Materie, Tropfen, welche vermöge der Schwere aus der Luft a
Regen herabfallen. Befindet sich das Wasser in seine Bestandtheil
(Wasserstoffgas und Sauerstoffgas) aufgelöst in der Luft, so erfolg
durch ein drittes hinzukommendes, z. B. durch die Elektricität, di
Vereinigung beider. Es entstehen daher oft bei heiterem Himme

lken, und es erfolgt endlich der Regen. Gewöhnlich fällt der Re-
n aus Wolken herab, und die dunkelsten geben das meiste Wasser;
n selten ist es, daß im Sommer bei heiterem Himmel, stiller Luft
d großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken sind,
sto sparsamer und feiner sind die Regentropfen. Ist der ganze
mmel gleichförmig bedeckt, so erfolgt ein Landregen; werden nur
nzelne schwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung hingetrie-
n, Strichregen. Verdichten oder vereinigen sich die Dünste, die eine
olke bilden, gleichförmig und langsam von unten nach oben, so
llen langsam kleine Tropfen (Staubregen, Naßniedergehen); fängt
e Verdichtung von oben an, so werden die Tropfen durch die im
llen sich mit ihnen im untern Theile vereinigenden Dünste grö-
r. Verdichtet sich, wie bei großem Winde, oder bei einem Gewitter,
e Wolke plötzlich, so fallen große Tropfen, oder das Wasser stürzt
Masse herab (Platzregen, Wolkenbruch). Man kennt noch kein
eispiel, daß in unsern Gegenden der Durchmesser der Regentropfen
is auf einen halben Zoll betragen hätte, in der Nähe des Äquators
ber soll er bisweilen über einen Zoll betragen. Vermöge des Wider-
tandes und der Bewegung der Luft fallen die Tropfen nur langsam
nd in schiefer Richtung, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig,
als beschleunigt wird. Ohne den Widerstand der Luft würden schon
sehr kleine Tropfen von 6000 Fuß Fallhöhe mit der Geschwindigkeit
einer Kanonenkugel die Oberfläche der Erde erreichen und ein einziger
Regen würde eine große Verheerung anrichten. Die Menge des Re-
gens hängt gewöhnlich von dem Clima, der Lage und andern Be-
schaffenheiten eines Landes ab, und ist darum sehr ungleich. Seit
dem Anfange des 18ten Jahrh. begannen sorgfältigere Beobachtungen
über die Menge des jährlich an verschiedenen Orten fallenden Regens
(Schnee, Hagel, Thau, Reif u. dgl. mit eingerechnet). Kraft rech-
net im Durchschnitt in Petersburg jährlich nur 40, Muschenbroek in
Leiden 107, Lambert in Chur 115 und Bergmann in Abo (in Finn-
land) 145 Regentage. Brisson gibt aus der Connaissance des tems
eine Übersicht der von 1702 bis 1757 jährlich zu Paris gefallenen
Regen- und Schneemenge und eine Tafel der jährlichen Menge des
Regens von 27 verschiedenen Orten und Gegenden. Nach Bergmann,
der 30 Zoll für die mittlere Zahl des jährlich auf dem ganzen Erd-
boden fallenden Regens u. s. w. annimmt, beträgt die Menge des
jährlichen Niederschlages auf der ganzen Erdfläche 1016 geographische
Kubikmeilen. Im Ganzen genommen muß der Niederschlag aus der
Atmosphäre der Summe aller ihr zugeführten Ausdünstungen gleich
sein. Nach zuverlässigen Beobachtungen ist die Regenmenge auf den
Gipfeln der Berge geringer, als am Fuße derselben. — Da sich in
der Atmosphäre mancherlei fremdartige Materien befinden, auch leichte
Körper von der Luft emporgehoben, und eine Zeitlang darin erhalten
werden können; so ist es wohl nicht befremdend, daß der Regen bis-
weilen solche Dinge mit sich bringt, oder in seiner Farbe etwas be-
sonderes zeigt. Daraus sind wahrscheinlich die übertriebenen und
abenteuerlichen Erzählungen des Alterthums und der mittlern Zeit
von Wunderregen entstanden, wobei man manches für mit dem Regen
herabgefallen hielt, was gar nicht aus der Atmosphäre gekommen
war. (Vgl. Blutregen unter dem Art. Blutader.) μ...ν.

Regenbogen, die schöne glänzende Lufterscheinung, welche sich
zeigt, wenn die Sonne dem Zuschauer im Rücken steht, und in den
ihm gegenüber herabfallenden Regen scheint. Gewöhnlich sieht man

zwei Regenbogen zugleich, welche concentrisch sind. Der innere der Hauptregenbogen, und hat lebhaftere Farben, als der äuß Bisweilen erblickt man innerhalb des Hauptregenbogens noch St anderer Bogen von sehr matten Farben. Von innen nach außen rechnet, folgen die Farben des Hauptregenbogens in eben der O nung, wie im prismatischen Sonnenbilde: Violett, Purpur, Bl Grün, Gelb, Orange, Roth; im äußern ist die Farbenfolge um kehrt. Außer diesen leicht in die Augen fallenden Hauptfarben Regenbogens sieht man noch eine unendliche Menge von Farben, sich unvermerkt in einander verlaufen. Der Halbmesser des Hau regenbogens begreift 40 bis 42 Grad, der des äußern 51 bis 54 Gr Da der Mittelpunct beider Bogen der Sonne gerade entgegenges ist, so erscheint ein völliger Halbkreis über dem Horizont, wenn Sonne eben auf- oder untergeht. Regnet die Wolke nicht an all Stellen, oder stehen nur einzelne unterbrochene Regenwolken am Hi mel, so sieht man nur einzelne Stücke des Bogens, die man R gengallen oder Wassergallen nennt. — Die Entstehung des Rege bogens läßt sich durch Hülfe der Mathematik aus den erwiesenen G setzen der Brechung der Sonnenstrahlen, und der verschiedenen Brec barkeit und Zerstreuung der gefärbten Lichtstrahlen vollkommen erkl ren. Will man sich eine deutliche und sinnliche Vorstellung von d Bildung des Regenbogens machen, so lasse man auf eine gläsern mit Wasser angefüllte Kugel Sonnenstrahlen in einem gewissen Wink fallen, und man erblickt auf einer weißen Wand, welche die gefärl ten Lichtstrahlen auffängt, verschiedene gefärbte Bogen, im Kleine wahre Regenbogen, weil die Sonnenstrahlen hier auf eine ähnlic Art, wie in den Regentropfen, gebrochen werden. Stellt man da Auge so, daß die Gesichtslinie mit den Sonnenstrahlen einen Wink von 42 Grad bildet, so sieht man an der untern, der Sonne abge wandten Seite der Kugel ein sehr lebhaftes Roth; wird dieser Wi kel nach und nach um zwei Grad verkleinert, so erscheint nach un nach Gelb, Grün und Blau; wird der Winkel bis auf 51 Gra vergrößert, so erscheint Roth auf der obern, der Sonne zugekehrte Seite der Kugel, und die übrigen Farben folgen, wenn man de Winkel nach und nach um vier Grad vergrößert. Hieraus ergibt sic auch, warum bei uns in den längsten Tagen um Mittag kein Regen bogen zu sehen ist. — Bei stürmischem Meere, wo die Wellen sic häufig in Tropfen zertheilen, bilden die Sonnenstrahlen in denselbe umgekehrte Regenbogen, deren man oft 20 bis 30 zugleich sieht. Si haben gewöhnlich nur zwei Farben, Gelb gegen die Sonne und Blaß grün auf der andern Seite. — Die Erscheinung zweier, sich einande durchschneidenden Regenbogen, welche man bisweilen an den Seeküste sieht, wenn die Regenwolke über dem Wasser steht, hat vielleicht ih ren Grund in der Wirkung des vom Wasserspiegel zurückgeworfene Sonnenbildes. — Des Morgens sieht man auch oft die Regenbogen farben in den Thautropfen auf den Wiesen, wo der Regenbogen hy perbolisch oder elliptisch ist. — Zuweilen beobachtet man auch Regen bogen des Nachts, die durch die Brechung und Zerstreuung der farbi gen Strahlen des Mondlichts in den Regentropfen entstehen; sie sin jedoch sehr blaß, und bilden gemeiniglich nur weiße und gelbe Bo gen. μ...ν.

Regenmesser. Das Ombrometer oder der Regenmesser is ein Instrument, das die Menge des in einer gewissen Zeit gefallene Regens bestimmt, und aus einem oben offenen, gläsernen oder metal

nem Gefäß besteht, an dessen unterem, enge zulaufenden Theil eine an ihrem andern Ende verschlossene Glasröhre angebracht ist. Der in das Gefäß sich ergießende Regen steigt nun natürlich durch die Öffnung in die Glasröhre, und zeigt somit durch seinen höhern oder niedern Stand die Menge des gefallenen Wassers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Öffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß stehenden Röhre angebracht sind.

Regensburg, eine der ältesten Städte Deutschlands, von den Römern erbaut, bei denen sie unter dem Namen Reginum, oder Castra Regina bekannt war, wie denn auch aus einer von K. T. Gemeiner beigebrachten Tempelinschrift hervorgeht, daß der Ort schon im 2ten Jahrh. n. Chr. ein Handelsplatz gewesen. Unter den Agilolfingern war sie die Hauptstadt Baierns, nach der Entsetzung dieser Dynastie aber, unter dem unmittelbaren Schutze der deutschen Könige, der Verwaltung eines Grafen untergeordnet, und erhielt so, gleich allen andern Städten, in welchen sich ansehnliche Handelsgesellschaften befanden, die Benennung einer königlichen Stadt. Kaiser Friedrich I. befreite sie späterhin aufs neue von der Botmäßigkeit, welcher die Herzoge von Baiern sie unterworfen hatten, und nahm sie unmittelbar ans Reich. — Von 1662 an war sie, bis zur Auflösung des deutschen Reichsverbandes, der immerwährende Sitz des Reichstages. — Im J. 1803 wurden die Stadt und das Bisthum gleiches Namens, dessen Bischof in derselben wohnte, durch den Reichsdeputationsreceß dem Kurfürsten von Mainz zugetheilt, der von da an Kurfürst-Erzkanzler hieß. Die Stadt wurde mit dem Bisthum vereinigt, und zu einem Fürstenthum erhoben, erhielt die Neutralität in den Reichskriegen, und der vormals erzbischöfliche Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Als aber 1810 der Kurfürst-Erzkanzler und (1806, nach Abschaffung der deutschen Reichsverfassung) Fürst Primas, von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt erhoben wurde, kam Fürstenthum und Stadt an Baiern. Jetzt ist Regensburg die Hauptstadt des Regenkreises des Königreichs Baiern und der Sitz des Generalcommissariats. Die Stadt mit Mauern und Graben umgeben, liegt in einer fruchtbaren Gegend, in einem weiten Thale an der Donau, wo diese den Regenfluß aufnimmt. Über die Donau führt nach der am linken Ufer liegenden Stadt am Hof eine berühmte steinerne, von 1135 bis 1146 erbaute Brücke, welche 15 große Bogen hat, 1091 Fuß lang und 23 breit ist. Der Strom macht hier zwei kleine mit angenehmen Spaziergängen versehene Inseln, Ober- und Niederwörth, welche durch diese Brücke verbunden werden. Die Stadt enthält 1800 Häuser und 21,400 Einw., größtentheils Catholiken. Sie ist nicht schön; die Straßen sind krumm, enge und dunkel, doch reinlich, die Häuser hoch, von Stein und nach alter Bauart. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das alte große Rathhaus mit seiner Bibliothek, in welchem sich der Reichstag versammelte, die Domkirche, die St. Peters- und die Dreifaltigkeitskirche, das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, der Ditmarische Palast, das neue Theatergebäude und die vormaligen Reichsabteien St. Emmeran, Nieder- und Obermünster. Die erstere Abtei besteht aus einem weitläuftigen Bezirke von Gebäuden, die gleichsam eine Stadt für sich ausmachen, und hat eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung und ein treffliches Museum von mathematisch-physikalischen Instrumenten. Überhaupt sind hier ansehnliche Bibliotheken und Kunstsammlungen, ein Gymnasium und ein

Lyceum für alle christliche Religionen. Die Gewerke bestehen hau
sächlich in einer Fayencefabrik, Wachsbleiche, Türkischgarnfärbe
einer Lichter- und Seifefabrik, erheblichen Bierbrauereien und Bra
weinbrennereien. Die Einwohner treiben viel Speditions-, Sal
Holz- und Getreidehandel und starken Schiffbau. Bei der Stadt
das 1817 von dem jetzt verstorbenen Erzbischof und Fürst Prim
Carl von Dalberg, errichtete Denkmal des berühmten Astrono
Kepler, der im Würtembergischen geboren war und hier 1630 starb.
Durch die fünftägige Schlacht vom 19ten bis 24sten April in d
kurzen Kriege 1809 zwischen Frankreich und Österreich, die in der N
von Regensburg vorfiel, und wobei auch innerhalb der Stadt ge
gekämpft wurde, litt Regensburg sehr. (Man vergl. hierüber d
Art. Eckmühl.) Am 23sten April verlor die Stadt durch Bra
134 Häuser, und der Verlust durch Plünderung ward auf fast 1,500,0
Fl. geschätzt.

Regent, Regentschaft. Unter Regent im Allgemeinen v
steht man 1) jeden, der zur Regierung einer Gesellschaft befugt i
insbesondere 2) den Regenten eines Staates, oder denjenigen, w
cher die Rechte des Staats verfassungsmäßig unabhängig ausü
In noch engerm Sinne versteht man unter einem Regenten aber d
jenige Person, welche wegen Abwesenheit oder Unvermögens d
wirklichen Staatsoberhaupts die Ausübung der höchsten Staatsgew
übertragen ist, und unter Regentschaft im letztern Sinne, die Au
übung der Rechte des Staats durch den Regenten. Das Recht z
Regentschaft kann sich auf Gesetz, Vertrag oder letzten Willen grü
den. Gesetzlich ist es dann, wenn es einer durch die Verfassung d
Staats ausdrücklich bestimmten Person zukommt. Übereinkünftli
hingegen, wenn durch einen Vertrag des Staatsoberhaupts oder d
Nation einer Person die Regentschaft übertragen wird. Durch ei
letztwillige Verordnung kann ein Staatsoberhaupt nur alsdann ei
Regentschaft gültig anordnen, wenn dieser Anordnung keine auf G
setze gegründete Befugniß eines Dritten zur Regentschaft entgegen
steht; dasselbe gilt auch in Rücksicht der vertragsmäßigen Regen
schaften. — Wir führen noch einige Regentschaften aus der neuer
Zeit an. Traurig in ihren Folgen für Frankreich und Europa wa
die Regentschaft Philipps, Herzogs von Orleans, während der Min
derjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich (von 1715 bis 1723)
S. Orleans. — Einflußreich war die Regentschaft Georg Friedric
Augusts, Prinzen von Wales (s. Wallis, Prinz von). — Ei
vorübergehendes Interesse hatten die kurzen Regentschaften der vor
maligen Kaiserin von Frankreich, Marie Louise, und der Königi
von Etrurien, gleiches Namens. — Desto wohlthätiger und ruhm
voller aber war, nicht blos für seine, sondern auch für andere Na
tionen, rücksichtlich des freien Geistes- und Handelsverkehrs un
mancher vortrefflichen Einrichtungen, die Mitregentschaft des Kron
prinzen Friedrich von Dänemark, von 1784 an bis 1808, wo er un
ter dem Namen Friedrich VI. den dänischen Thron bestieg (s. Fried
rich VI.) — Merkwürdig ist es übrigens, daß in den letzten vie
Jahrzehenten in Europa drei königliche Regentschaften von den Kron
prinzen wegen Geisteszerrüttung und Wahnsinns der Staatshäupter
übernommen und geführt worden, nämlich die Regentschaft von Groß-
britannien, von Portugal und die eben erwähnte von Dänemark. N. P.

Regie. Régir heißt in der französischen Rechtswissenschaft
verwalten, adminitsrer, und régie eine mit Verantwortlichkeit und

[Re]chnungsablegung verbundene Verwaltung. Das Wort wird auch [i]n der Verwaltung gewisser Staatseinkünfte gebraucht, und in die[se]m Sinne kam es nach Deutschland, als Friedrich II. die Accise in [de]n preußischen Staaten auf französischen Fuß einrichtete. (S. Fried[r]ich II.) — Bei dem Theater heißt es die Verwaltung der Angele[gen]heiten der Bühne, insofern sie vom Director einem seiner Schau[sp]ieler aufgetragen ist. Dieser heißt Regisseur. Er hat in der Re[ge]l dafür zu sorgen, daß die zur Aufführung bestimmten Stücke so [g]ut wie möglich besetzt, eingeübt und aufgeführt werden. Wo der Director nicht selbst ausübender Künstler ist, hängt das Heil der Kunstpraxis hauptsächlich von der glücklichen Wahl des Regisseurs ab, welcher die einzelnen Kunstkräfte und Kunstmittel der Gesell[sc]haft zu einem Ganzen zusammenbringen soll. Sein Amt ist wegen der Rollenvertheilung, die häufig Neid und Cabalen unter den Mit[gl]iedern der Gesellschaft erregt, und wegen der Anordnungen, die er für die Proben und Darstellungen zu treffen hat, unangenehm und beschwerlich. Bei größern Theatern gibt es deren gewöhnlich meh[r]ere, und sie verwalten entweder das Amt der Rollenvertheilung col[le]gialisch, und die Anordnung und Leitung der Proben und Vorstel[l]ungen wöchentlich wechselnd (Wöchner); oder jeder hat für eine ein[ze]lne Gattung von theatralischen Darstellungen zu sorgen (Regisseur der Tragödie, des Lustspiels, der Oper).

Regierung, Regierungsrechte. Regierung nennt man im engern Sinne die verfassungsmäßige Ausübung der Rechte eines Staats durch die höchste Gewalt desselben. Im weitern Sinne werden auch diejenigen Collegien, welche jene Rechte im Auftrage der höchsten Staatsgewalt ausüben, Regierungen genannt. So lange die Menschen im Stande der Rohheit lebten, kannten sie keine Regierungen. Jeder war sein eigener Regent und Beherrscher, und übte nach Willkür das Recht des Stärkern, oder wich dem Stärkern aus. Durch ihre täglich wachsende Menge, und durch den Hang zur Geselligkeit, so wie durch das Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung einander genähert, kamen die Menschen wegen ihrer Rechte und Ansprüche in häufigere Verwickelungen und unterwarfen sich theils freiwillig, theils gezwungen, einzeln und in ganzen Gesellschaften, der Oberherrschaft und dem Schutze derer, die körperliche oder geistige Fähigkeiten und Kräfte genug besaßen, sie gegen fremde Bedrückungen und Angriffe zu sichern. So bildeten sich aus diesen Gesellschaften die ersten Staaten, und aus der Veranlassung ihrer Entstehung lassen sich zwar nicht die höchst verschiedenen Formen der Regierungen, aber doch die Rechte derselben entwickeln. — Diese Regierungsrechte nun sind entweder allgemeine oder besondere. Die allgemeinen oder formellen sind nebst den aufsehenden die gesetzgebende oder anordnende, beurtheilende und ausübende oder vollziehende Gewalt (s. Hoheit). Die besondern oder materiellen Regierungsrechte sind 1) das Vorstellungs- (Repräsentations-) Recht, vermöge dessen der Regent den von ihm beherrschten Staat vorstellt, dessen Verpflichtungen erfüllen muß und seine Befugnisse ausüben darf; 2) die Militärgewalt (Jus armorum), wonach dem Staatsoberhaupte das Recht zusteht, das Kriegswesen anzuordnen, Truppen auszuheben und zu halten, Zeughäuser, Festungen, Magazine anzulegen u. s. w.; 3) das Recht zu Besetzung der Staatsämter und zur Bestätigung der Staatsbeamten; 4) das Recht der Finanzen (Finanzgewalt), oder die Befugniß des Staatsoberhaupts, über die Einkünfte des Staats in Gemäßheit d[er]

Verfassung und der Zwecke desselben zu verfügen; 5) die Just
walt, oder das Recht, die Befugnisse des Staats gegen die St
desselben, so wie auch dieser gegen einander zu verfolgen, oder d
dazu angeordnete Behörden verfolgen zu lassen; 6) die Polizeigew
welche das Recht enthält, in dem Staate alle Hindernisse der
nern Sicherheit abzuwehren, und die Mittel zu Beförderung de
ben anzuordnen. Die von 1 bis 6 genannten besondern Rechte n
man auch innere Regierungsrechte, weil sie das innere Staats
zum Zwecke haben. Die besondern Regierungsrechte, welche die
ßere Sicherheit und das äußere Wohl des Staats bezwecken,
1) das Recht der Bündnisse, vermöge dessen der Regent mit an
Staatshäuptern Verträge zur Vertheidigung und Verfolgung
Rechte und Ansprüche seines Staats, seiner Person und seiner Wü
so wie auch zur Beförderung des Verkehrs seiner Unterthanen
den Bürgern anderer Staaten u. s. w. schließen darf; 2) das R
des Kriegs, oder das Recht zur gewaltsamen Verfolgung und
hauptung von Rechten und Ansprüchen gegen äußere Gewalt, ist
wesentliches Regierungsrecht, mit dem 3) die Befugniß, Frieden
schließen, verbunden ist; 4) das Recht der Retorsion ist, obgl
aus der gesetzgebenden Gewalt herfließend, gleichfalls ein äuße
Regierungsrecht, indem es dem Regenten die Befugniß gibt, a
wärtige, den Bürgern seines Staats nachtheilige Verfügungen
eine gleich nachtheilige Weise gegen die Unterthanen des fremd
Staats zu erwiedern. — In so fern die Befugniß des Staatsob
haupts zur Ausübung der Regierungsrechte weder durch die Staat
verfassung, noch durch Verpflichtungen gegen auswärtige Mächte
schränkt ist, wird der Regent unumschränkt genannt. Auch einzel
Staatsbürger, Körperschaften und Gemeinden können zur Ausübu
wesentlicher Regierungsrechte befugt sein; doch müssen sie im Zwei
den Rechtstitel zur Erlangung dieser Befugniß beweisen. — Auß
den vorhergenannten wesentlichen Regierungsrechten gibt es noch a
dere, nicht wesentliche, blos nützliche Rechte, welche der Regieru
eines Staats ausschließlich zukommen können, und insofern sie bl
auf Vermehrung der Einkünfte und des Ansehens der höchsten Staat
gewalt abzwecken, der letztern die Mittel zur Behauptung ihr
Würde und zur Ausübung der wesentlichen Regierungsrechte gebe
Jene außerwesentlichen Regierungsrechte sind nach der politischen Ve
fassung und der physischen Beschaffenheit der Staaten höchst verschi
den, und werden Regalien genannt. (S. Regalien.)

Regiomontanus, eigentlich Joh. Müller Regiomontanu
wie er sich selbst von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken b
nannte, ein Mathematiker von den größten Verdiensten, der mit d
Kenntniß seiner Wissenschaft eine gründliche philologische Bildun
verband. Er war 1436 zu Königsberg in Franken geboren, bildet
sich seit 1451 unter dem berühmten Mathematiker Georg von Peu
bach, und lehrte dann selbst mehrere Jahre hindurch die Mathema
tik mit großem Beifall zu Wien. Seine Begierde, die griechisch
Sprache zu lernen, bewog ihn, 1461 mit dem Cardinal Bessario
nach Italien zu gehen. Er erreichte seinen Zweck völlig, und erwarb sic
durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit Bewunderung. Er lieferte viel
Übersetzungen mathematischer und astronomischer Schriften aus dem Grie
chischen, und vollendete den von seinem Lehrer Peurbach angefangnen Aus
zug des Almagests des Ptolemäus (Venedig 1496, Fol.), schrieb auch de
Tractat. de doctrina triangulorum, das erste über diesen Gegenstan

[…]ruckte Buch. Hierauf lebte er einige Zeit am Hofe des ungarischen Kö[…] Matthias Corvinus, und ließ sich dann 1471 zu Nürnberg nieder, [w]o er in genauer Verbindung mit Bernh. Walther stand, und eine [Bu]chdruckerei anlegte, die wegen der vorzüglichen Correctheit der […] gedruckten Bücher berühmt wurde. 1474 ward er vom Papst [Sixt]us IV. wegen der Kalenderreform nach Rom berufen, wohin [e]r sich zum zweitenmale begab. Derselbe Papst erhob ihn auf den [bisch]öflichen Stuhl von Regensburg; aber schon 1476 ward Müller [de]r Welt entrissen. Nach einigen starb er an der Pest; nach an[der]n ermordeten ihn die Söhne des Georg von Trapezunt, da sie [de]n Schimpf ihres Vaters, in dessen Übersetzungen Müller grobe [F]ehler aufgedeckt hatte, rächen wollten. — Müller war in Deutsch[la]nd der erste, der sich mit Eifer auf das Studium und die Verbes[ser]ung der völlig vernachlässigten Algebra legte; der Trigonometrie [ga]b er höhere wissenschaftliche Vollkommenheit und führte den Ge[br]auch der Tangenten ein, nachdem er dem Halbmesser 10 Millionen Theile gegeben hatte, und die Mechanik verdankt ihm unendlich viel. Seine Widerlegung des Cardinals Nic. Cusanus (Chrypffs), der die Quadratur des Cirkels gefunden zu haben glaubte, seine vielen Schriften über Wasserleitung, Brennspiegel, Gewicht u. a. ähnliche Gegenstände zeigen von vielumfassender Gelehrsamkeit und seltenem Scharfsinn. Seine astronomischen Beobachtungen, Ephemerides, berechnet von 1475 bis 1506, die zuerst zu Nürnberg 1474, dann zu Venedig 1476, 1484 und endlich zu Cöln 1488, 4. herauskamen, sind sehr genau, und erwarben ihm einen großen Ruhm. (Sie wurden von dem obengenannten Bernh. Walther, der nach Müllers Tod dessen Papiere kaufte, fortgesetzt, und sind herausgegeben von Schonerus, 1544.) Eben so sehr, als durch seine eigenen Werke, nützte Müller der Astronomie durch sein Beispiel, wenigstens wurden durch ihn mehrere Männer zum Studium derselben angefeuert, so daß Nürnberg der Sitz bedeutender Astronomen wurde. — Von seinen vielen Schriften sind die wichtigern folgende: Kalendarium, Nürnberg 1473, 4.; De reformatione Kalendarii, Venedig 1489, 4.; Tabula magna primi mobilis, Nürnberg ohne Jahr, 4.; De cometae magnitudine longitudineque, Nürnberg, 1531, 4.; De triangulis omnimodis Lib. V., Nürnberg, 1533, Fol.; Tabulae directionum profectionumque in nativitatibus multum utiles, Venedig 1585, 4. Wahrscheinlich nicht von ihm sind die Chiromantie und die Physiognomie, die unter seinem Namen in lateinischer Sprache erschien und 1549 zu Lyon ins Französische übersetzt wurde. — Das Leben des Regiomontan hat Gassendi beschrieben (s. Gassendi Opp. T. V.) Hiermit kann man noch vergleichen: J. G. Doppelmayers historische Nachrichten von den nürnbergischen Mathematikern und Künstlern, Nürnberg 1730 folg. S. 1 — 30. *x. u. d.*

Register werden bei einer Orgel die an den Seiten der Tastatur angebrachten Schieber genannt, die dazu dienen, die Windlöcher der verschiedenen Orgelpfeifen zu öffnen oder zu schließen (s. d. Art. **Orgel**).

Registerschiffe werden die Kauffahrteischiffe genannt, die von den spanischen Handlungshäusern (besonders denen von Cadiz und Sevilla) nach dem spanischen Amerika gesendet werden, jene Länder mit europäischen Waaren zu versehen. Hiezu wird eine Erlaubniß des in Madrid seinen Sitz habenden Raths von Indien erfordert, wofür eine Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kron-

einkünfte der Könige von Spanien ausmacht. Der Name Regi
schiff rührt davon her, weil ein solches Fahrzeug in die Register
Handlungshofes zu Cadiz eingetragen (registrirt) wird.

Regnard (Jean François). Dieser dem beliebten Molière
ters zur Seite oder doch wenigstens, ohne allen Widerspruch,
mittelbar nachgesetzte Lustspieldichter wurde um 1650 zu Paris
wohlhabenden Ältern geboren. Früh erwachte in ihm der Trieb,
Welt zu sehen, bald verließ er daher sein Vaterland, und ging
Italien. In Bologna machte er die Bekanntschaft einer reizen
Provençalin, die aber schon verheirathet war. In einem kleinen
ihm geschriebenen Roman, La Provençale (der als Kunstwerk e
nicht besonders hoch steht), spielt sie unter dem Namen Elvire,
Hauptrolle. Nach einigem Aufenthalt in Italien schiffte er sich
beiden Eheleuten auf einem englischen Schiffe ein, um nach Marse
zu geben. Das Schiff wurde unterwegs von Seeräubern genomm
und die Besatzung nach Algier in die Sclaverei gebracht. Regna
der als großer Schmecker in der Kochkunst wohl erfahren war, gew
dadurch die Liebe seines neuen Herrn, die sich aber bald in Haß v
wandelte, als der eifersüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit
Frauen des Hauses ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den G
richten, sollte Regnard jetzt zwischen dem Scheiterhaufen oder d
Turban wählen, als zu seinem Glücke das aus der Heimat v
schriebene Lösegeld ankam, und sein türkischer Herr durch den R
des Goldes und das Zureden des französischen Consuls bewogen,
Klage zurücknahm, und Regnard in Freiheit setzte. Er ging mit d
zugleich befreiten Provençalin (deren Gatte in Algier noch als Scla
bleiben mußte) nach Paris, wo er bald darauf die ihm so angenehm
Nachricht von des letztern Tode erfuhr. Jetzt, glaubte er, stehe d
Erreichung seiner Wünsche nichts mehr im Wege, und die kurze, v
der Geliebten bedungene Trauerfrist war fast verstrichen, als plö
lich der Todtgeglaubte erschien, den ein Paar Mönche losgekauft ha
ten. Aus Verdruß über diese getäuschte Hoffnung verließ Regnard von n
an Paris, und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, w
ihn Carl XI. sehr wohl aufnahm, und zu einer Entdeckungsreise na
Lappland ermunterte. Regnard unternahm sie in Gesellschaft zwei
Landsleute, beschiffte den bothnischen Meerbusen und ging über To
neo bis an die Küste des Eismeers, kehrte sodann nach Stockhol
zurück, reiste von da über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutsch
land, und kam nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder in Par
an, geheilt von seiner Liebe und seinem Hange zum Reisen und zu
Spiel. In der Gegend von Dourdan, wo er sich einen Rittersi
und die Stelle eines Lieutenant des eaux et forêts et des chasse
de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wissenschafte
und den Freuden eines muntern und geistreichen Umgangs mit ausge
zeichneten Menschen. Hier verfaßte er die Beschreibung seiner Reise
und den größten Theil seiner Lustspiele, von denen Voltaire sagt
„Wem Regnard nicht gefällt, der ist nicht werth, Molière zu bewun
dern." Die besten dieser Stücke sind: Der Spieler, der Universal
erbe, und die unverhoffte Rückkehr. Der vollständigen Ausgaben seine
Werke gibt es mehrere. Regnard starb 1709 (nach andern 1710) a
den Folgen des unvorsichtigen Gebrauchs einer Arznei, die er gege
eine Unverdaulichkeit einnahm. F. G.

Regnier (Mathurin), geb. zu Chartres 1573, gest. zu Roue
1613, und bekannt unter dem Namen des guten Regnier, zeigt
schon in früher Jugend einen unüberwindlichen Hang zur Satyre

sein Dichtertalent erwarb ihm mächtige Freunde. Der Cardinal François de Joyeuse nahm ihn mit sich nach Rom; ein zweitesmal begleitete er den französischen Gesandten, Philippe de Bethune, dahin. Einträgliche Pfründen, die er der Fürsorge seiner Gönner verdankte, gestatteten ihm ein ganz den Lüsten geweihetes Leben, welches auch seine Gesundheit untergrub und seinen frühen Tod herbeiführte. — Seine Werke (London 1733, 4. und Paris 1756, 2 Bde. 4.) enthalten Satyren, Episteln, Elegien, Stanzen, Oden ꝛc., worunter jedoch eigentlich nur die erstern, 16 an der Zahl, seinen Dichterruhm begründet haben. Persius und Juvenal sind seine Vorbilder, und er übertrifft sie noch wenigstens durch die Zügellosigkeit seiner Sitten. Sein Colorit ist kräftig, aber sein Styl und seine Sprache sind incorrect, seine Scherze niedrig und oft schmutzig; doch fehlt es ihm auch nicht an ächt dichterischen Wendungen, an feinem Witz und anziehender Gemüthlichkeit.

Regnier (François Seraphin Desmarais, oder richtiger Desmarets), einer der vorzüglichsten französischen Schriftsteller, geb. 1632 zu Paris, gest. 1713, studirte zu Nanterre, dann zu Montaigu im dasigen Collegium die Philosophie, deren scholastische Spitzfindigkeiten ihm aber in demselben Grade verhaßt waren, in dem ihn die schönen Wissenschaften anzogen. Schon in dieser Zeit übersetzte er die dem Homer gewöhnlich zugeschriebene Batrachomyomachie ins Französische. Da er viele Geschwister hatte, so konnte er von seinem Vater wenig für sein künftiges Fortkommen erwarten. Er suchte daher, nachdem er die zuletzt erwähnte Bildungsanstalt verlassen hatte, die Unterstützung und den Schutz mehrerer einflußreichen Männer, in deren Gefolge er angenehme und lehrreiche Reisen machte. So nahm ihn der Herzog von Crequi mit nach Rom, wo er die italienische Sprache in der größten Vollkommenheit erlernte. Wirklich hielt die Akademie della Crusca eine seiner Oden für ein Werk des Petrarca, und nahm ihn zum Mitglied auf. Gleich groß war seine Kenntniß der spanischen Sprache. Im 36sten Jahre seines Alters trat er zum geistlichen Stande über, da Ludwig XIV. seine Verdienste um den Staat durch eine Priorstelle belohnte. Zwei Jahre darauf erwählte ihn die französische Akademie zum Mitgliede. Ihm vorzüglich wurde die Herausgabe des Dictionnaire de l'Academie übertragen, woran die Akademie damals arbeitete, und als man bei dieser Arbeit seinen Scharfsinn und seine auf Kunde der alten Sprachen gegründete genaue Kenntniß der französischen Sprache bemerkte, wählte ihn die Akademie nach Mezerais Tode 1684 zu ihrem Secretär. Kaum hatte er die Stelle angetreten, als er der Akademie in ihrem Streite mit Furetière die wichtigsten Dienste leistete. Alle Mémoiren, die bei dieser Gelegenheit im Namen der Akademie erschienen, waren Regniers Werk, der es endlich durch weise Leitung der Sache dahin brachte, daß die Regierung für die Akademie entschied, und Furetière aus derselben verbannt wurde. Ungeachtet dieser wichtigen Dienste scheint Regnier dennoch bei seinen Collegen wenig beliebt gewesen zu sein, da diese sogar seine zufällige Abwesenheit benutzten, um die von ihm verfertigte Dedication und Vorrede zum Dictionnaire zu verwerfen, und eine andere unterzuschieben. Mehrere Mitglieder der Akademie warfen ihm Hartnäckigkeit und Eigensinn vor. Mag der wackre Mann nicht ganz frei von diesen Fehlern gewesen sein, wenigstens hat er sie durch große Vorzüge wieder gut gemacht, und unläugbar ist, daß die Akademie ihm einen großen Theil ihres dama-

ligen Ruhms verdankt. Nicht nur das Wörterbuch der Akademie durch ihn schätzbare Beiträge erhalten, sondern er ist auch der Verfasser einer im Namen der Akademie erschienenen Grammaire française, die 1676 in 2 Bänden 12. herauskam, und die zwar von philosophischem Geiste zeigt, aber doch wichtige Untersuchungen und gründliche Bemerkungen enthält. Geringer sind Regniers Verdienste um die Geschichte. Seine Histoire des démêlés de la France avec la Cour de Rome, au sujet de l'affaire des Corses (1707, 4.) ist zwar genau, und hat den Vorzug der Glaubwürdigkeit, theils weil Regnier diesen Streit selbst erlebte, theils weil er aus Originalactenstücken schöpfte; ihr mangelt aber der ächte historische Geist. Zu seinen bessern Arbeiten rechnen wir seine Übersetzung von Ciceros Büchern de divinatione und de finibus bonorum et malorum (1710, 12.), auch seine italienische Übersetzung der Anakreontischen Oden (1692, 8.). Noch in seinem 80sten Jahre sammelte er seine Gedichte, und gab sie unter dem Titel: Poésies Françaises, Latines, Italiennes et Espagnoles 1708 (nachher 1716 und 1750 wieder gedruckt) heraus. Die italienischen und spanischen Gedichte wurden jedoch in Rom und Spanien höher geschätzt, als die französischen in Frankreich, wenigstens haben französische Kunstrichter ihn nie für einen großen Dichter erklären wollen. Am mehrsten gelesen und geschätzt ist seine Übersetzung einer Scene aus Guarinis Pastor Fido, welche die bekannten Verse über den Widerspruch der Moral und der Natur enthält, da jene die Liebe verbiete, diese hingegen sie gebiete. Obgleich ihm diese Arbeit große Ehre erwarb, so reichte sie ihm doch sehr zum Nachtheil, indem der König dem Übersetzer dieser wollüstigen Scene die Bischofsstelle versagte, die er ihm zugedacht hatte.

Regreß, auch **Recurs**, Rückgang, bedeutet so viel als Schadloshaltung. Wenn daher bei einer von einem andern verbürgten Schuld z. B. der Gläubiger sich, im Fall des Nichtzahlens des Schuldners, an den Bürgen hält, so nimmt er an diesen seinen Regreß. Gleiches ist der Fall bei Wechseln. Wenn der, auf den der Wechsel gezogen, nicht zahlen will, so nimmt der, der die Summe empfangen soll, an des Bezogenen Vormänner oder an den Aussteller des Wechsels (Trassenten) seinen Regreß (vergl. d. Art. **Wechsel** und **Wechselrecht**).

Reguliniſch, ſ. **Metall**.

Regulus, ſ. **König**.

Regulus (Marcus Attilius). Dieser durch seine Vaterlandsliebe und Aufopferung berühmte Römer bekleidete um das J. 256 vor Chr. Geb. das Consulat, und wurde mit seinem Mitconsul, Manlius Vulso, von der Republik abgesendet, Roms stolze Nebenbuhlerin, Karthago, zu bekämpfen. Trotz der wenigen Erfahrung, welche die Römer damals in Seekriegen hatten, gelang es dem Muth der Consuln, die überlegene karthagische Flotte zu schlagen, und in Afrika zu landen. Hier verfolgte Regulus mit schnellen Schritten die glücklich betretne Siegesbahn, so daß er bald mit seinen Legionen vor den Mauern der Hauptstadt stand. Das erschrockne Karthago, für jetzt der Hülfe seiner Flotten beraubt, zu Lande damals nicht sonderlich streitbar, bat um einen ehrenvollen Frieden. Regulus, mehr Krieger als Staatsmann, mit Römerstolz auf seinem Willen und seinem Haß gegen die Punier beharrend, verlangte knechtische Unterwerfung. Da glaubten die Karthager mit Recht, es sei besser zu sterben, denn

[illegible]che Schmach zu dulden, und fuhren fort, sich zu vertheidigen. In der höchsten Bedrängniß sandte Lacedämon ihnen Hülfe, den Xanthippus und ein kleines Heer. Zwar versprach des griechischen Feldherrn Äußeres nicht viel, denn Xanthippus war klein und ungestaltet, aber eine Heldenseele wohnte in der unscheinbaren Hülle, und Rom und Regulus hatten bald Ursache, ihre unbiegsame Härte zu bereuen. Unter den Mauern Karthagos lieferte Xanthippus dem Consul eine Schlacht; 30,000 Römer deckten mit ihren Leichen das Feld, und das erquickte Karthago sah seinen harten Dränger gefangen in seinen Mauern. Dieser einzige Sieg hatte die Wagschale des Kriegs gewendet, und Karthago konnte jetzt hoffen, auf bessere Bedingungen Friede zu schließen. Es schickte daher eine Gesandtschaft nach Rom, und ließ dieselbe von seinem Gefangnen, Regulus, begleiten, welcher sich aber durch feierliche Eidschwüre hatte verbinden müssen, nach Karthago zurückzukehren, wenn Rom die Friedensbedingungen verwürfe, die es durch seinen Mund dem Senate antragen wollte. Da gab Regulus ein merkwürdiges Beispiel von Seelenhoheit und Vaterlandsliebe. In Rom angekommen, hielt er es für seine Pflicht, dem Wunsche der Punier entgegen, Senat und Volk zur standhaften Fortsetzung des Kriegs zu ermuntern, und ließ sich darin weder von den Bitten und Thränen seiner Gattin und Kinder, noch von den Beschwörungen des Senats und Volks, die mit jeder Aufopferung Freiheit und Leben eines ihnen so werthen Mitbürgers erkaufen wollten, irre machen. Die Fortsetzung des Kriegs ward also beschlossen; erstaunt und ergrimmt kehrten die karthagischen Gesandten in ihr Vaterland zurück; mit ihnen Regulus, gebunden durch seinen Eidschwur, von dessen heiligen und gewissenhafter Beobachtung in jener Zeit diese That ein schönes Beispiel gibt. Die mehr als unedle Art, womit Karthago sich an Regulus gerächt haben soll, ist von mehrern neuern Geschichtsforschern bezweifelt worden, und das Stillschweigen des Polybius über diesen Punct ist allerdings auffallend; doch sei dem wie ihm wolle, das Benehmen des Regulus, welcher vorzog, sein Loos in die Hände nicht großmüthiger Sieger zu geben, als sein Leben durch Aufopferung des Staatswohls zu erkaufen, ist der hohen Achtung und Anerkennung aller Zeiten werth, und die Geschichte erhält nur eine Schandthat weniger, wenn angenommen wird, daß die an Regulus verübte unmenschliche Hinrichtung eine Erfindung des gegenseitigen Nationalhasses zwischen Römern und Puniern ist. Welches übrigens das Ende des Regulus gewesen, ist unbekannt, so viel aber gewiß, daß Regulus durch seine Aufopferung für das Wohl seines Vaterlandes den Fehler herrlich abgebüßt hat, den er beging, als übertriebene Härte ihn von der Mäßigung entfernte, die nie dem Gemüthe des Siegers entfallen sollte.

Rehabilitation heißt diejenige Handlung, vermöge deren einer Person, die durch Gesetz oder richterlichen Ausspruch des Besitzes von Gütern, Ämtern, Würden und andern Gerechtsamen für unfähig erklärt ist, diese Fähigkeit wieder ertheilt wird. Nur der Landesherr hat in der Regel das Rehabilitationsrecht.

Reich hieß im Allgemeinen das **deutsche Reich** (s. d. Art.). Im engern Sinne verstand man unter Reich den oberrheinischen, baierschen, schwäbischen und fränkischen Kreis.

Reichsabschied, s. Deutsches Reich.

Reichsacht war eine Strafe, welche gegen die Übertreter der deutschen Reichsgesetze verhängt, und in die Ober- und Unteracht ge-

theilt wurde. Die Unteracht konnte ein Gericht in seinem Spr
erkennen, so daß der Geächtete ohne weitere Förmlichkeiten von j
angehalten und dem Richter überliefert werden konnte. Wer sich
gegen in der Oberacht befand, durfte ungestraft von jedem er
det werden, und seine Güter fielen, wenn es nicht mittelbare
hen waren, die an den Lehnsherrn zurückfielen, so weit sie nicht
Entschädigung des verletzten Theils verwandt worden, dem R
anheim. Das Recht der Kaiser, in die Acht zu erklären, wurde d
spätere Reichsgesetze, besonders durch die Wahlcapitulation Carls
(1711), sehr beschränkt, und zu einer Reichsacht wurde die
willigung der sämmtlichen Reichsstände erfordert. War das Ur
durch den Kaiser oder seine Commissarien genehmigt, so ward es
blicirt, und dem Kreise des Geächteten die Vollstreckung aufgetra
Die Vergehungen des letztern schadeten übrigens nicht den Erbfo
rechten seiner unschuldigen Agnaten, und den Befugnissen der mit
wartschaft auf seine Güter versehenen Personen. Die letzte Acht
klärung, welche von Seiten des Kaisers auf dem Reichstage in
regung, wegen des Widerspruchs der protestantischen Stände je
nicht einmal förmlich zum Vortrage kam, war die gegen den Kö
von Preußen, 1757.

Reichsämter, s. im Art. Erz.

Reichsarmee und deutsches Bundesheer. Das
germanischen Völkern eigene Lehnsystem führte eine dem Altert
fremde Art von Kriegsverfassung im Mittelalter ein, der zu F
der Lehnsmann mit seinen Leuten dem Lehnsherrn Kriegsdienste lei
mußte. Heerbann, Heribann ward es genannt, wenn der Kaiser
Aufforderung dazu erließ. (Vgl. d. Art. Lehnswesen.) Di
Heerbann des Mittelalters hieß in der neuen Zeit Reichsarmee.
J. 1521 bestimmte die von Carl V. zu Worms publicirte Reichsm
trikel die Stärke des Reichsheeres auf 24,000 M. in Kriegszeit
allein im J. 1681 ward dasselbe bis auf 40,000 M. gebracht. (S.
Art. Contingent.) Aber auch dieses Heer, welches zum Th
immer erst aufgeboten wurde, wenn das Reich in Krieg gerieth, w
bald nicht mehr hinreichend, und wenn gleich das deutsche Reich
einigen Kriegen des vergangenen Jahrhunderts das doppelte Quanti
der Reichsarmee stellte, ja sogar dreimal das dreifache zusammenz
so war dies doch immer eine dem Feinde nicht sonderliche Achtu
einflößende Heermasse, da sie theils aus zu vielen einzelnen Theil
bestand, theils aus fast ganz ungeübter, ungleich bewaffneter Man
schaft zusammengerafft war, und dieser Mängel wegen nur dann ei
ges Gewicht erhielt, wenn sie angeschlossen an irgend eines größe
Fürsten stehendes und wohlgeübtes Heer, mit und unter diesem g
braucht wurde. Im französischen Revolutionskriege wurde das Reich
heer bis auf das Fünffache (200,000 M.) vermehrt, die Wirksamk
desselben aber wieder durch die schon angegebenen Ursachen fast gän
lich vernichtet, wozu noch kam, daß durch die Separat-Frieden
schlüsse mehrerer deutschen Fürsten mit Frankreich — als Preußen
Hessen, Baden u. a. — der Masse des Reichsheeres große geüb
Contingente entzogen wurden. Dazu kam, daß manche Reichsständ
statt Truppen zu schicken, ihre Leistungen mit Geld abmachten; au
kamen die, welche noch ihr Contingent stellten, manchmal damit z
spät, oder erschienen wol gar nur mit einem Theile desselben. Da
Reichsheer befehligten zwei General-Feldmarschälle, zwei General
Feldzeugmeister, zwei Generale der Cavallerie und zwei General

[Feld]marschall-Lieutenants, und von diesen Befehlshabern mußte stets [de]r eine catholischer, der andere protestantischer Confession sein. Das [zu]r Bestreitung der allgemeinen Kosten für die Reichsarmee erforder[li]che Geld wurde aus der Reichsoperationscasse gezahlt, die aus den [na]ch Römermonaten (s. d. Art.) bestimmten Beiträgen der ein[ze]lnen Fürsten und Stände errichtet und unterhalten ward. Die bei[de]n Reichsfestungen, Philippsburg und Kehl, wurden ausschließend [mi]t Truppen des Reichsheers besetzt. — Das deutsche Bundesheer [so]ll nach dem Entwurfe vom J. 1818 300,000 M. stark sein, und [i]n 10 Armeecorps getheilt werden. Das 1ste, 2te und 3te Corps, [94,]822 M., stellt Österreich; das 4te, 5te und 6te, 79,234 M., [Pre]ußen; das 7te, 35,600 M., Baiern; zu dem 8ten stellen das [K]önigreich Würtemberg 13,955 M.; Baden 10,000 M.; Großher[zog]thum Hessen 6195 M.; Hohenzollern-Hechingen 145 M.; Hohen[zol]lern-Sigmaringen 356 M.; Lichtenstein 55 M.; Hessen-Homburg [2]00 M. und Frankfurt 479 M. Zu dem 9ten Corps stellen das Kö[ni]greich Sachsen 12,000 M.; Kurhessen 5400 M.; Nassau 3028 M.; [Lu]xemburg 2141 M.; Reuß ältere Linie 223 M.; Reuß jüngere Li[ni]e 522 M.; S. Weimar 2010 M.; S. Gotha 1857 M.; S. Co[b]urg 800 M.; S. Meiningen 544 M.; S. Hildburghausen 297 M.; Schwarzburg-Rudolstadt 539 M.; Schwarzburg-Sondershausen 451 M.; Anhalt-Dessau 529 M.; Anhalt-Bernburg 370 M.; Anhalt-Cöthen 325 M. Zum 10ten Corps stellen Hannover 13,054 M.; Braunschweig 2096 M.; Holstein und Lauenburg 3600 M.; Oldenburg 2178 M.; Waldeck 519 M.; Hamburg 1298 M.; Lübeck 497 M.; Bremen 485 M.; Lippe-Detmold 691 M.; Schaumburg-Lippe 240 M.; Mecklenburg-Schwerin 3580 M. und Mecklenburg-Strelitz 718 M. Bei diesem Bundesheere ist als Maßstab jedes Contingents 1 vom 100 der Volksmenge angenommen. Übrigens halten die Bundesstaaten eine Landwehr oder Reserve, nach dem Maßstabe zu ½ vom 100 der Bevölkerung. Bundesfestungen sind: Mainz, Luxemburg und Landau, wozu noch Ulm und zwei andere kommen sollen. K.

Reichscammergericht, s. Cammer.

Reichsdeputation war eine Auswahl von Reichsständen, denen vom Kaiser und Reich gewisse Geschäfte übertragen wurden. In den ordentlichen mußten alle Kurfürsten, einige Reichsfürsten, ein Prälat, zwei Reichsgrafen und die Abgeordneten von sechs Reichsstädten zusammenkommen. Die erste ordentliche hatte 1555, die letzte 1655 bis 1662 statt. — Die außerordentlichen Reichsdeputationen wurden hinsichtlich der Religion in gleichmäßiger Anzahl aus den drei Reichscollegien gewählt. Nur in dem Fall, wenn die zu verhandelnde Sache eine Religionspartei allein betraf, wurden blos aus dieser die Mitglieder ernannt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation war die in Folge des lüneviller Friedens vom 9ten Febr. 1801 unterm 24sten Aug. 1802 zu Regensburg niedergesetzte, welche die Entschädigungs- und andere damit verwandte Sachen zu besorgen hatte. Der von ihr erlassene Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Febr. 1803 ist in der deutschen Bundesacte zum Grunde gelegt.

Reichsfürsten nannte man die Mitglieder des zweiten reichsständischen Collegiums, welche auf den Reichstagen Sitz und Stimme auf der Fürstenbank hatten. Die weltlichen Reichsfürsten theilten sich in alt- und neufürstliche Häuser. Die altfürstlichen waren diejenigen, welche schon vor der Mitte des 16ten Jahrh. die fürstliche Würde er-

langt hatten. Die meisten altfürstlichen Häuser führten höhere T
als Herzoge, Mark-, Pfalz- und Landgrafen, welches von den
fürstlichen Häusern nur bei den Herzogen von Ahremberg und
Corswarem-Looz der Fall war. — Im weitern Sinne hießen
andere Personen, selbst Ausländer, welchen der Kaiser, ohne da
Reichsstände waren, noch dadurch wurden, die fürstliche Würd
theilte, Reichsfürsten.

Reichsfuß, der 1690 angenommene leipziger Münzfuß,
welchem die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. oder 18 Fl. ausgen
werden soll, ward 1738 als allgemeiner deutscher Reichsfuß anerk
um darnach den Werth der in den deutschen Landen geprägten M
zen zu schätzen. (S. **Münzfuß**.)

Reichsgesetze, im Gegensatz von Provinzialgesetzen, sind
setzliche Verordnungen, die in dem ganzen Umfange eines Reichs
bindende Kraft haben. Die deutschen Reichsgesetze theilte man ei
Reichsgesetze im engern Sinne, welche blos privatrechtliche Verfü
gen enthielten, und in Reichsgrundgesetze oder Reichsfundament
setze, wodurch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Kaisers, der Re
stände, der Reichsglieder und ihrer Unterthanen bestimmt wu
(S. **Deutsches Reich**.)

Reichsglieder nannte man zur Zeit des deutschen Reichs
jenigen dem Kaiser und Reich unmittelbar unterworfenen Perso
Körperschaften und Gemeinden, welche nicht Reichsstände waren,
also auch nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten.
unmittelbare Reichsritterschaft, mehrere Reichsdörfer, Ganerbschaf
die italienischen Reichsvasallen, mit Ausschluß des Herzogs von
voyen, gehörten hieher.

Reichshofrath. Schon die früheren deutschen Kaiser ha
an ihren Höfen ein Gericht, welches unter dem Namen Hofrath R
sprach. Der kais. Reichshofrath zu Wien ward erst 1559 von Fe
nand I. errichtet. Der Kaiser ernannte dazu den Präsidenten, V
präsidenten und die Räthe. Die beiden erstern mußten aus fürstlich
gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutsche und
Reiche angesessen sein. Die Zahl der Räthe war anfangs auf
nachher auf 24 bestimmt, von denen seit dem westfälischen Friede
Protestanten sein mußten. In Sachen, wo von beiden Religionsp
teien eine gleiche Stimmenzahl erfordert wurde, rechnete man
protestantische Stimme gleich drei catholischen. Wenn alle evangeli
Reichshofräthe übereinstimmten, so galt die Mehrheit der catholis
Stimmen gegen sie nicht. Stimmte aber einer von jenen den cat
lischen bei, so entschied die Mehrheit der Stimmen. Dies Ger
theilte sich in die Bank der Grafen, Freiherrn und Ritter, und
die der Gelehrten, auf welcher auch die Neugeadelten saßen. D
Reichshofrath übte die Rechtspflege blos im Namen des Kaisers a
daher hörten bei der Erledigung des Kaiserthrons seine Geschä
auf. Übrigens hatte der Reichshofrath gleiche Gerichtsbarkeit
dem Reichscammergericht. Ausschließlich gehörten vor ihn alle Sach
die auf den kaiserl. Reservaten beruhten, z. B. Privilegien und Ra
streitigkeiten der Stände, die Lehns- und Prozeßsachen der italienisc
Reichsvasallen u. a. m. Von dem Reichshofrathe fand die Berufu
an den Reichstag statt. Der Kurfürst von Mainz hatte das Visi
tionsrecht des Reichshofraths. Bei Auflösung des deutschen Rei
1806 wurde auch dies Gericht aufgehoben.

Reichsritterschaft, s. **Deutsches Reich**.

Reichsstadt war im deutschen Reiche eine Stadt, die unmittelbar unter dem Reiche stand, die Landeshoheit in ihrem Gebiete, und Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Einige deutsche Städte erlangten nämlich die Reichsunmittelbarkeit durch Loskaufung von ihren Oberherren, durch kaiserl. Verleihung, oder durch Gewalt, besonders zu den Zeiten des Interregnums, wo sie sich gegen die Bedrückungen der Großen verbündeten, und die Macht der kaiserl. Reichsvögte abschüttelten. Im westfälischen Frieden wurden ihnen alle erworbenen Rechte, und so auch Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen zugesichert und bestätigt. Die innere Verfassung dieser Städte war höchst verschieden, und näherte sich mehr oder weniger der demokratischen oder der aristokratischen Form, je nachdem sie ihre Magistrate allein aus der Bürgerschaft, oder aus dieser und den Adeligen (Patriciern), oder blos aus den letztern wählten. Sie konnten übrigens in ihrer Regierungsform alle Veränderungen vornehmen, nur nicht solche, die den Grundgesetzen des Reichs widersprachen. Ihre Zahl betrug noch im 18ten Jahrh. auf der rheinischen Bank 14, und auf der schwäbischen 37, obgleich schon früher viele von ihnen ihre Unmittelbarkeit und Reichstandschaft verloren hatten. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Febr. 1803 wurden die Reichsstädte bis auf Hamburg, Augsburg, Nürnberg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, unter die Landeshoheit mehrerer Reichsstände vertheilt, und mit deren Gebieten vereinigt. In Gemäßheit des presburger Friedens verloren am 4ten Mai 1806 Augsburg, und durch die Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit. Späterhin (13ten Dec. 1810) wurden auch Hamburg, Lübeck und Bremen, welche noch unter dem Namen der Hansestädte fortbestanden, ihrer politischen Selbstständigkeit durch Napoleon beraubt. Diese aber nebst Frankfurt am Main sind 1813 wieder hergestellt und als freie Städte in den deutschen Bund aufgenommen worden. (S. **Deutschland** und **Deutsches Reich**.)

Reiche der Natur. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind von den Naturforschern in zwei große Hauptclassen getheilt worden, nämlich in solche, die durch ihre Gattung erzeugt werden (organische) und in solche, die durch bloße äußere Ansetzung entstehen und sich vergrößern (unorganische). Da aber unter den erstern die bedeutende Verschiedenheit eintritt, daß es zum Theil empfindende, zum Theil nicht empfindende Geschöpfe sind, so hat man die Classe der organischen Wesen wieder in zwei Haupttheile getheilt, und so sind drei große Abtheilungen entstanden, die man Reiche der Natur nennt. Das Thierreich, unter dem die Geschöpfe von dem Menschen bis zum geringsten Wurm begriffen werden, ist das erste; das Pflanzenreich, das die ganze Pflanzenwelt enthält, das zweite. Diese beiden sind die große Classe der organischen Wesen. Das dritte Reich, das Stein- oder Mineralreich, umfaßt alle unorganische, und enthält, wie bekannt, alle die irdischen Körper, die kein inneres Leben haben. (Vgl. **Naturgeschichte**.)

Reichardt (Joh. Friedr.), ein berühmter deutscher Componist und Theoretiker in der Musik. Er war geboren zu Königsberg 1752, und zeigte früh eine große Neigung zur Musik, so daß er schon in seinem 10ten Jahre im nördlichen Deutschland als Künstler auf der Geige und dem Pianoforte reiste. Seine Lehrer auf diesen Instrumenten waren aus der Bendaischen und Bachischen Schule, deren

Spuren seine Werke zu tragen scheinen. Allein Reichardt wollte blos Musiker im eigentlichen Sinne des Worts sein, sondern Kunstgenossen durch eine umfassendere Geistesbildung übertreffen. studirte daher auf der Universität Königsberg unter der Leitung K dessen kurze Schilderung er in dem Taschenbuche Urania 1812 m theilt hat, in den J. 1769 und 1770, dann zu Leipzig von 177 1772. Er durchreiste Deutschland 1773 und 74, und kehrte nach Preußen zurück, wo er zuerst als Secretär der königl. D nencammer angestellt wurde. Hierauf betrat er seine größere mu lische Laufbahn, und bekleidete unter den drei Königen von Pre Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III., die Stelle eines kö Capellmeisters. Friedrich der Große nämlich ließ ihn zu Ende J. 1775 an Grauns Stelle als Capellmeister für die italienische nach Berlin berufen. Er arbeitete für dieselbe in der Gattung Gr und Hasses, und errichtete in Berlin ein Concert, um in dems die hier noch nicht bekannten Hauptwerke der Italiener aufzufüh 1782 machte er seine erste, aber kurze Reise nach Italien. 1785 gab er sich nach London und Paris, wo er am Hofe und in öff lichen Concerten seine Compositionen einiger Psalmen und italieni Scenen, so wie der Passion des Metastasio aufführte. Die kö musikalische Akademie zu Paris legte ihm zwei Opern, Tame von Morel, und Panthée von Berquin zur Composition vor. brachte der Componist seinen Tamerlan ganz, und die letztere halb vollendet. Der Tod Friedrichs des Großen nöthigte ihn, sch nig nach Berlin zurückzukehren, um eine große Trauercantate, dem Marchese von Lucchesini gedichtet, zu componiren, welche bei dem Begräbnisse des Königs zu Potsdam aufgeführt wurde. gehört zu Reichardts berühmtesten Compositionen, und ist zu P 1787 in Partitur erschienen. — Mit Friedrich Wilhelm II. eröff sich für die Musik in Berlin eine glänzende Periode. Das alte kön Orchester wurde mit dem herrlichen Orchester des Prinzen von P ßen vereinigt. Reichardt erhielt die Direction desselben, und zog größten Künstler nach Berlin, wodurch das dortige Orchester bald einem der ersten in Deutschland wurde. Die italienische Oper das Hauptvergnügen des Hofes. Reichardt componirte für dies die Opern Andromeda, den ersten Act von Protesilao, ferner großen Opern Brenno und Olimpiade in einem neuen Style, welchem er die theatralische Wirkung und die Wahrheit in der De mation eines Gluck, mit der Schönheit und dem Reichthum des lienischen Gesanges und mit der gründlichen Arbeit der Deutschen vereinigen strebte. Auch für das Nationaltheater schrieb er meh komische Opern und Melodramen. 1790 machte er seine zweite R nach Italien, um die heilige Woche in Rom zuzubringen, und S ger und Sängerinnen aufzusuchen. Die Beschwerlichkeiten dieser R hatten seinen festen Körper etwas geschwächt, so daß ihn bei sei Rückkehr eine Krankheit befiel, welche ihn verhinderte, seine O Olimpiade, die für den Anfang des Carnevals bestimmt war, vollenden. Mißverständnisse und Übelwollen erzeugten ihm bei di Gelegenheit so vielen Verdruß, daß er um seinen Abschied anh Der König verweigerte ihm denselben; da er aber anführte, daß d selbe zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nöthig sei, so erlau ihm jener, mit Beibehaltung seines Gehalts, drei Jahre auf ein Landsitze bei Halle (Giebichenstein) zuzubringen. Dessen ungeach ließ er ihn noch in demselben Jahre zurückkommen, um bei den Fe

Zeiten der Vermählung seiner beiden Prinzessinnen mit dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien die Oper Olympie aufzuführen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten zog sich Reichardt wieder auf seinen Landsitz zurück, und schlug die Composition einer andern italienischen Oper für das nächste Carneval aus. 1792 machte er seine dritte Reise nach Paris, und gab nach seiner Zurückkunft die allgemein gelesenen vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich im J. 1792 (in 2 Bänden) heraus. Diese Schrift brachte ihn in den Verdacht, ein Freund der französischen Revolution zu sein, weshalb er von dem König seine völlige Entlassung erhielt. Er zog sich 1794 nach Hamburg zurück, wo er sein Journal Frankreich herausgab, und kaufte sich in Holstein ein Landgut. Allein noch zu Ende desselben Jahres ward er zurückberufen, und durch die Stelle des königl. Salinendirectors in Halle entschädigt, in dessen Nähe er seinen freundlichen Landsitz wieder einnahm. — Als im J. 1797 König Friedrich Wilhelm II. starb, blieb er nicht nur in dieser Stelle, sondern ward auch durch Friedrich Wilhelm III. von neuem für die italienische Oper und das Nationaltheater beschäftigt. Am Krönungstage desselben führte er seine Composition von Gotters Geisterinsel auf — eins seiner besten Werke. 1798 componirte er seine italienische Oper Rosmunda, für welche ihm der König ein Geschenk von 1500 Thalern, und eine Erhöhung seiner Einkünfte von 800 Thalern bewilligte. 1799 ward seine Oper Brenno wiederholt. 1800 componirte er die Oden Friedrichs des Großen zur Feier seines Geburtstags, so wie zum Jubiläum der Akademie der Wissenschaften, und führte Tamerlan deutsch auf; 1801 Kotzebues Oper, der bezauberte Wald, für die Eröffnung des neugebauten Nationaltheaters, und mehrere Stücke zu den Kreuzfahrern desselben Dichters; für dasselbe Theater die Instrumental- und Gesangsstücke zu Göthes Egmont, und desselben kleine Schweizeroper Jery und Bätheln. Auch machte er den ersten, nicht nach Verdienst nachgeahmten Versuch, die artige Gattung des Vaudeville auf das deutsche Theater zu verpflanzen. Da aber die Deutschen an satyrische und epigrammatische Gesänge auf dem Theater nicht gewöhnt sind, so wählte er zu seinem Versuche einen sentimentalen Stoff aus der französischen Revolution, um zugleich seine beliebtesten Melodien Göthischer und anderer Lieder hier einzuflechten, und nannte das ganze ein Liederspiel, dem er den Titel Liebe und Treue gab. Es wurde mit vielem Beifall aufgenommen, um so mehr, da hier Reichardt auch das Verdienst des Dichters hatte. Um auch eine andere Gattung von Liedern, welche die Deutschen besitzen und lieben, benutzen zu können, nämlich Volkslieder und Trinklieder, schrieb er ein anderes Liederspiel, welchem er den Namen Juchhei gab; ein drittes, der Gattung nach dem ersten ähnlich, nannte er Kunst und Liebe. Beide gefielen weniger. 1803 machte er seine vierte Reise nach Frankreich, wo er überall wohl aufgenommen und zum correspondirenden Mitgliede des Instituts ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr gab er wieder vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise durch Frankreich in den J. 1803 und 1804, in drei Bänden heraus, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten. — Als 1806 die Franzosen nach Halle vordrangen, verließ auch Reichardt seinen Wohnplatz, und hielt sich ein ganzes Jahr in Danzig, Königsberg und Memel auf. Nach dem Frieden von Tilsit rief der neue König von Westfalen alle seine in den eroberten Provinzen ansässigen Unterthanen bei Strafe der Einziehung ihrer Güter zurück;

dadurch sah sich auch Reichardt, der 30 Jahre lang in dem Die
der Könige von Preußen gestanden, in die Nothwendigkeit vers
nach Halle zurückzukehren. Da er aber seine Stelle als Salinendi
tor eingezogen fand, wendete er sich an die Regierung nach Ca
und erhielt das Versprechen, durch eine andere Stelle von gleic
Werthe entschädigt zu werden. Er stellte sich darauf in Cassel
und in demselben Augenblicke, da er von zwei Staatsräthen
Unterpräfecten von Halle, und zum Generalsecretär der Präfe
Magdeburg vorgeschlagen wurde, ernannte ihn der König von W
falen zum Director des französischen und deutschen Theaters in C
sel, mit 9000 Franken Gehalt. Hier schrieb er mehrere Divert
ments bei Gelegenheit der Hoffeierlichkeiten, so wie eine kleine fr
zösische Oper L'heureux Naufrage. Gegen Ende des J. 1
machte er eine Reise nach Wien, um einige Sänger für die Op
buffa zu suchen, welche man mit der deutschen Oper vereinigen wo
Dort lud ihn die Generaldirection der Theater ein, Colins D
Bradamante zu componiren. Da ihm aber von seinem Hofe
Verlängerung seiner Abwesenheit nicht bewilligt wurde, so ließ er
in Unterhandlungen in Betreff eines ehrenvollen und einträgli
Platzes ein, welchen die Theaterdirection ihm antrug. Allein be
noch seine Oper, die man im Hause des Fürsten von Lobkowitz (ei
der Directoren) aufgeführt hatte, auf das Theater gebracht wu
brach der Krieg zwischen Österreich und Frankreich aus, und er
sich abermals auf seinen ruhigen Landsitz nach Giebichenstein zur
Hier schrieb er auch die anziehenden und vielgelesenen Briefe ü
Wien, und starb den 27sten Juni 1814. — Wir schließen diesen
ihm selbst herrührenden Nachrichten über sein Leben einige Bemerk
gen über seinen musikalischen Charakter an. Reichardts Musik
nicht das Erzeugniß des musikalischen Genies, sondern der Bild
und des Studiums; daher auch das in seiner ganzen musikalis
Laufbahn vorherrschende Streben nach Charaktermusik und einfa
Größe, wobei ihm Gluck als stetes Muster vorschwebte; ein St
ben, welches ihm manchen Triumph (z. B. in der meisterhaften
renmusik zu Makbeth, welche nicht genug bekannt geworden ist,
in der Geisterinsel), und in der musikalischen Declamation die M
sterschaft erwarb; ihn aber auch eben so oft zu Trockenheit, St
heit und Leere führte, wie im Brennus, den er für eine seiner
sten Compositionen hielt. Nicht selten gelang ihm jedoch das Schwe
am besten; dies zeigen seine Compositionen zu Göthes Liedern,
deren andeutungsvoller Naivetät weit genialere Componisten als R
chardt scheiterten, die er aber größtentheils mit eigenthümlicher Le
tigkeit auffaßte und in einfach schönen Melodien ausdrückte. V
derselben gewinnt man, wie Göthes Lieder selbst, erst nach mehr
ligem Wiederholen recht lieb. In der Begleitung ist er aber n
immer mannichfaltig und unterhaltend genug. Bei Klopstocks
Herders Liedern zeigt er sich öfters nur als trocknen Declamat
auch gelangen ihm Schillers Gedichte wenig. Die meisten seiner Lied
compositionen und Instrumentalstücke hat er bis 1792, besonders a
in den achtziger Jahren herausgegeben. Seinem praktischen Tal
in der Musik stand sein theoretisches ziemlich gleich, nur daß er l
weniger einseitig war. Auch war er nicht blos Theoretiker in d
Mechanischen der Tonkunst, sondern geistvoller Theoretiker und K
tiker in dem hauptsächlich von Musikern so selten betretenen Fe
des Ästhetischen ihrer Kunst. Dies zeigen seine vielen musikalisc

Abhandlungen, Charakteristiken und Kritiken, welche er seit den siebziger Jahren einzeln, und in den von ihm herausgegebenen Schriften und Journalen, so wie in öffentlichen Zeitschriften ins Publicum geschickt hat (z. B. in seiner zu Berlin herausgegebenen musikalischen Zeitung, 3 Theile, 1805 und 1806). Besonders spricht er trefflich über musikalische Behandlung der Texte. Überhaupt war Reichardt ein sehr geistvoller Mann und feiner Beobachter, gewandt und witzig im Umgange, aber eben so eitel und ruhmredig. Dies zog ihm manche Unannehmlichkeiten zu. Seine Familie ist durch Kunstbildung ausgezeichnet. Seine erste Frau, Julie Reichardt, geb. 1752 zu Berlin, war eine Tochter des berühmten Franz Benda, eine der besten Sängerinnen der damaligen Zeit, und auch Componistin. Sie bildete seit ihrer Verbindung mit Reichardt (1779) ihr Talent immer vollkommner aus, starb aber in der Mitte ihrer herrlichen Laufbahn 1783. Unter Reichardts Töchtern ist Luise Reichardt als Liedercomponistin ebenfalls ausgezeichnet. T.

Reichenbach (Georg von), unstreitig der erste mechanische Künstler unserer Zeit, ist 1772 zu Mannheim geb., wurde 1793 als Officier, 1811 als Salinenrath im Königreich Baiern angestellt, und mit dem baierschen Civilverdienstorden beehrt. Ausgestattet mit einem Erfindungsgeiste, der in dem großen Umkreise der Naturforschung die Hülfsmittel zur Auffassung großer Erscheinungen schnell zu schaffen und mit einem Umblick, der das Mangelhafte schon vorhandener Kunstwerkzeuge für Beobachtungen und Versuche leicht zu durchdringen vermag, bildete er seine seltenen Anlagen durch eine Reise nach England noch mehr aus. In den mechanisch optischen Anstalten, welche er in Verbindung mit dem geheimen Rath von Utzschneider und **Frauenhofer** zu München und Benedictbeurn (s. letztern Art.) seit 1805 errichtet hat, werden alle zu den größten astronomischen und geodätischen Operationen nöthigen Instrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, gegen die, nach dem Urtheile der ersten Kenner, alles andere in dieser Art zeither Geleistete weit zurückbleibt. Die großen 3füßigen Meridiankreise, die 12zolligen Repetitionskreise, die Theodoliten u. s. w., die aus diesen bewundernswürdigen Werkstätten hervorgehen, sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, so wie überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Die großen astronomischen Fernröhre und Refractoren aus dem Frauenhoferschen optischen Institut zu Benedictbeurn bringen durch die Vortrefflichkeit des Flintglases und der ganzen Zusammensetzung bewundernswürdige Wirkungen hervor. Schon war ein Refractor von 7½ Zoll Öffnung und 9 Fuß Brennweite gelungen, welcher, parallaxisch aufgestellt, durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch größere, die man mit Recht Riesenrefractoren nennen könnte, waren in Arbeit, und man hoffte, es bald bis auf 10 und vielleicht auch auf 12 Zoll Öffnung zu bringen. Die großen Äquatoriale Reichenbachs und die Heliometer Frauenhofers befriedigen durch ihren sinnreichen Bau und ihre Vortrefflichkeit die höchsten Erwartungen der Astronomen. Ein ganz eigenthümliches Instrument hat Reichenbach 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte genannt werden könnte, da es die beiden Hauptinstrumente einer Sternwarte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebst einem Repetitionskreise, noch mit einem repetirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe in sich vereinigt. — Noch hat sich Reichenbach durch vortreffliche mecha-

nische Einrichtungen in den baierschen Salinen, so wie durch sei
Erfindung eiserner Brücken nach einer neuen Bauart (über die
ein besonderes Werk geschrieben) ausgezeichnet. Für München l
Reichenbach neuerdings mehrere kostbare mathematische Instrume
geliefert, welche aber, da ihre Aufstellung einen neuen Bau erforde
in zwei Sälen der königl. Akademie der Wissenschaften ihren vorl
figen Platz haben. Der Kronprinz von Baiern hat seine Büste, v
Kirchmayr schön gearbeitet, in seinem Pantheon großer Deutsch
aufgestellt. — Zum Schluß mögen die Preise einiger Reichenbachsch
und Frauenhoferschen Instrumente angezeigt werden, die verhältn
mäßig sehr billig, und niedriger als die Preise der englischen Kün
ler sind. Ein zwölfzolliger Repetitionskreis, vollständig monti
1000 Fl. rheinisch. Ein astronomischer Repetitionstheodolit 400 F
Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Öffnu
mit Stativ, feiner Verticalbewegung, 2 irdischen, 4 astronomisch
Ocularen, Sonnenglas, Kasten 400 Fl. Tubus von 42 Zoll Läng
34 Zoll Brennweite, 32 Linien Öffnung, mit Stativ, 1 irdische
2 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten 200 Fl. Fernro
von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Öffnung, m
2 Röhren, 1 irdischen Ocular, 74 Fl. Detto von 25 Zoll Läng
18 Zoll Brennweite, 17 Linien Öffnung, mit 2 Röhren, 1 irdisch
Ocular 29 Fl. Theaterperspectiv von Messing mit doppeltem O
jectiv 6 Fl. 30 Kr. Zusammengesetztes Mikroskop mit 4 achroma
schen Objectiven, 2 Ocularen, Apparate und Kästchen 77 Fl. Det
mit 3 Objectiven, 1 Ocular, Apparate und Kästchen 58 Fl. L.

Reichenhall, eine kleine hübsch gebaute Stadt von beina
2500 Einw., liegt im Isarkreise des Königreichs Baiern, in ein
wild romantischen Gegend, am linken Ufer der Sala, welche si
nordwestlich von Salzburg in die Salze ergießt. Ihren Namen h
sie dem reichen Salzwerke zu danken, welches sich hier befindet. Da
Wasser dieses Salzwerks wird theils in Reichenhall selbst gesotten
theils durch ein großes Rad von 36 Schuh im Durchmesser auf ei
Gebäude gebracht, und läuft dann in bleiernen Röhren drei Meile
weit nordwestlich bis Traunstein, einem kleinen Städtchen an d
Traun, unfern des Chiemsees; hier wird es gesotten, und dadur
nicht nur die weitere Fortbringung sehr erleichtert, sondern auch w
gen des Überflusses an Holz, welchen Traunstein hat, die Koste
bedeutend vermindert. Man mußte, damit das Wasser über die h
hen Berge fließen konnte, dasselbe immer höher heben, und hat dah
auf diesem Wege mehrere Preßwerke angelegt. In der Nähe diese
Salzbrunnens fand man eine sehr stark fließende süße Quelle; die
mußte abgeleitet werden, um dem Salzwerke nicht zu schaden, do
so, daß man es noch zum Betriebe der Räder und Preßwerke benut
zen könne. Da man zugleich des überflüssigen Salzwassers, welche
man hier nicht verbrauchen kann, sich entledigen wollte, so wurd
ein unterirdischer Canal erbaut, welcher sowohl jene süße Quelle, al
auch das überflüssige Salzwasser ableitet. Dieses Werk wurde vo
einigen hundert Jahren aus Kieselquadern aufgeführt, hier und d
mit sehr hartem Bergharze überzogen, ist fünf Schuh breit, gewölb
und geht in einer Tiefe von zwölf Klaftern unter der Stadt, un
dann noch unter Gärten und Feldern fort, bis es endlich den vie
Schuh tiefen Bach wieder ans Tageslicht bringt, der so schnell fließt
daß man in einem kleinen Kahn binnen einer Viertelstunde durch den Ca
nal schiffen kann. Man steigt zu diesem Canal durch einen Thurm au

[eine] Treppe, tief, aber bequem hinunter, bis man zur Quelle der Soole kommt, deren überflüssiges Wasser noch 50 Schritte fließt, [bis] es sich mit der süßen Quelle vereinigt. Fünf Luftlöcher, welche [in] der Gestalt von Thürmen aus der Erde in die freie Luft heraus= geführt sind, und durch welche man sich mit denen, die den Canal [be]schiffen, unterhalten kann, erhalten die Luft in demselben rein. [In] neuesten Zeiten ist noch eine neue Soolenleitung bis Rosenheim, [1]4 Stunden weit, angelegt worden. In Reichenhall allein werden [jäh]rlich gegen 400,000 Centner Salz gesotten.

Reichstadt, eine Herrschaft in Böhmen, deren Hauptort, ein [Ma]rktflecken gleiches Namens, mit einem schönen Schlosse und 230 [Hä]usern, 12 Meilen von Prag gegen die Grenze der Oberlausitz zu [li]egt. Kaiser Franz I. ertheilte von dieser Herrschaft, durch Patent [vo]m 22sten Julius 1818, seinem Enkel, dem Prinzen Franz Joseph [Ka]rl, Sohn der Erzherzogin Marie Luise, Herzogin von Parma, [de]n Titel eines Herzogs von Reichstadt, mit der Benennung Durch= [lau]cht und dem Range unmittelbar nach den Prinzen des österreichi= [sc]hen Hauses, verlieh ihm auch deswegen ein besonderes Wappen.

Reif ist der von der Kälte erstarrte Thau, der sich in den frü= [he]sten Morgenstunden besonders an den Zweigen der Bäume, den [P]flanzen und andern Dingen anzusetzen pflegt. Dieses Ansetzen des [R]eifes geschieht nach denselben Gesetzen, wie das der Salzkrystalle.

Reifenstein (Joh. Friedr.), ein berühmter Kunstkenner, ward 1719 zu Königsberg in Preußen von rechtlichen, aber armen Ältern geb., studirte daselbst die Rechte, legte sich aber zugleich auf die schö= nen Wissenschaften, und übte sich nebenbei im Zeichnen und Malen. Als Hofmeister eines jungen Edelmanns hielt er sich dann ein Jahr in Berlin auf und ging 1745 auf Gottscheds Empfehlung als Pagen= hofmeister nach Cassel. Hier in seinen Erwartungen getäuscht, beglei= tete er von 1760 — 1762 einen Grafen Lynar nach Frankreich, der Schweiz und Italien. In Rom, wo er eine vertraute Freundschaft mit Winckelmann schloß, gefiel es ihm so wohl, daß er daselbst zu bleiben beschloß. Von nun an widmete er sich in Gesellschaft seines Freundes, der seiner als Mitforschers in den römischen und hercula= nischen Arbeiten mehrmals in seinen Briefen erwähnt, dem Studium des Alterthums und der schönen Künste fast ausschließlich. Seine ökonomische Lage in Rom war anfangs nicht die günstigste, besserte sich aber, als er nicht nur von der petersburgischen Malerakademie eine Pension erhielt, sondern auch bei der Anwesenheit Kaiser Jo= sephs II. in Rom viele Bekanntschaften in Wien machte. Die vielen Bekanntschaften, welche er überhaupt nach und nach mit vornehmen Personen aus allen Ländern gemacht hatte, verschafften ihm häufige Aufträge zum Ankauf von Kunstsachen und bedeutenden Gewinn. Un= tern andern schätzte ihn besonders der Herzog von Gotha, der ihm eine Pension nebst dem Hofrathstitel ertheilte. Wichtiger noch ward ihm die Gunst der Kaiserin von Rußland, welche ihn, auf des Ba= rons Grimm Fürsprache, zum Hofrath ernannte, und ihm den Auf= trag ertheilte, ihr unter seiner Aufsicht von den vornehmsten Künst= lern in Rom genaue Copien von den bekannten Logen (loggie) Ra= phaels im Vatican von gleicher Größe verfertigen zu lassen, wofür sie ihm einen Jahrgehalt von 500 Zechinen aussetzte, welchen er auch bis an seinen Tod erhalten hat. Unter Reifensteins unmittelbare Bemühungen und Förderungen der Kunst gehört, außer seiner Wie= derauffindung der Art und Weise, wie man Glaspasten von Cameen

mit vielfarbigen Lagen verfertigt, auch seine Bemühung, die wiederentdeckte enkaustische Malerei (s. d. Art. Enkaustik) zu vervollkommnen. — Er starb nach einer langwierigen Krankheit 1793. Außer Archenholz Memoiren der Königin Christine, welche er noch in Cassel aus dem französischen Original übersetzte, hat er kleine Aufsätze und Abhandlungen über die Malerei und Farbenmischung geschrieben, von denen mehrere im Journal étranger 1757 abgedruckt sind.

Reiger oder Reiher, ein storchähnlicher Vogel, der sich seiner Nahrung wegen, welche in Fischen, Fröschen und Muschelthieren besteht, an Seen, Teichen und sumpfigen Orten aufhält. Überhaupt zählt man gegen achtzig Gattungen dieses Vogels, wovon jedoch fast nur der gemeine, aschgraue, in Deutschland einheimisch ist. Das Reihermännchen ist auf dem Kopf mit einem schwärzlichen Strauße geziert, dessen saubere, einen bis drei Fuß lange Federn sehr geschätzt werden. Man gebraucht aber nicht blos diese, sondern auch noch die Federn, welche man Kuppe der Reiher nennt, und an diesem Vogel hin und wieder zu finden sind. Aus solchen macht man die Spitzen oder das Herz der Federbüsche zum Kopfputze für Frauenzimmer. Durch vorzügliche Länge und eine modige Farbe wird der Werth der Reiherfedern bestimmt. Es gibt ganz schwarze, graue, blaulichte, ganz weiße und weiße mit schwarzen Spitzen. Die schwarzen sind in Europa die kostbarsten; man findet sie nur auf der Insel Candia; die grauen sammelt man am meisten in dem wasserreichen Preußen; ganz weiße kommen aus der Levante über Cairo und aus Ostindien. — Nachgestellt wird dem Reiher auch wegen des Schadens, den er in den Fischteichen anrichtet. Bei der Reiherbaize, wo man die Reiher mit abgerichteten Falken jagt (in frühern Zeiten eine der Hauptvergnügungen vornehmer Jagdliebhaber), wird oft der Falke von dem Reiher, nach einer plötzlichen Wendung in der Luft, mit dem langen, spitzigen Schnabel aufgespießt. Die Eier und Jungen der Reiher speist man als Leckerbissen.

Reihe, s. Progression.

Reil (Joh. Christian), ein berühmter deutscher Arzt, Doctor der Arzneiwissenschaften, preuß. Geh. Oberbergrath, Director eines klinischen Instituts, ordentlicher Professor der Arzneikunde an der Universität zu Berlin, und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe, war 1758 zu Rauden in Ostfriesland geboren. Sein Vater, ein Prediger, hatte ihn gleichfalls zum Geistlichen bestimmt; aber schon früh sprach sich seine Neigung für die Heilkunde, um die er sich so mannichfache Verdienste erworben hat, aus, und er ging, 20 Jahr alt, von der Schule zu Norden nach Göttingen, um diese Wissenschaft zu studiren. Zu Halle, wo er nachher seine Studien fortsetzte, erwarb er sich die Achtung Meckels und Goldhagens Freundschaft in vorzüglichem Grade, und ward dort 1783 Doctor der Medicin und Chirurgie. Darauf prakticirte er bis 1787, wo er als außerordentlicher Professor nach Halle berufen ward, in Ostfriesland 1788 ward er ordentlicher Professor der Therapie, 1789 Stadtphysikus in Halle, und Director der klinischen Anstalt, in welcher Eigenschaft und überhaupt als akademischer Lehrer sich Reil durch seine unermüdete und über zwanzig Jahre mit allgemeinem Beifall belohnte Thätigkeit, durch seinen großen, alles umfassenden Geist und seine ausgebreiteten Kenntnisse unsterbliche Verdienste erwarb. Als Staatsbürger und Mensch dachte er gleich hochherzig und edel. Nach der Schlacht von Auerstädt, da alles vor der französischen Zwangherr

schaft erzitterte, schickte Reil, keine Folgen scheuend, seinen ältesten Sohn nach Königsberg, um für seinen König zu streiten. Das Unglück der Universität, zu deren Glanze er so viel beigetragen hatte, und die Unterjochung des deutschen Vaterlandes machten ihn ernst und still, aber nicht muthlos. Er fürchtete sich nicht, die Unterdrücker seinen Stolz und seine Verachtung fühlen zu lassen, und gleiche Gesinnungen in andern zu erregen. Um der Stadt Halle, welche durch den Krieg, durch die Vernichtung und nachmalige schlechte Wiederherstellung ihrer Universität, und den französischen Druck zu verarmen anfing, eine neue Erwerbsquelle zu öffnen, stiftete Reil seine Badeanstalt, auf die er einen bedeutenden Theil seines beträchtlichen Vermögens verwandte. 1810 ging er nach Berlin als Professor der Arzneikunde. Der König hatte ihn schon früher durch den Charakter eines Oberbergraths ausgezeichnet, und beehrte ihn nachher mit dem rothen Adlerorden und dem Titel eines geheimen Oberbergraths. Viele Akademien beeiferten sich, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. 1813 übertrug ihm der König die oberste Leitung der Lazarethe auf dem linken Elbufer. Aber ehe er Berlin verließ, besuchte er den als Arzt so geschätzten Professor Grapengießer, der vom Typhus ergriffen war, wurde von demselben angesteckt, und starb den 12ten Nov. 1813 in Halle, als Director der dort und zu Leipzig befindlichen Lazarethe. Sein Leichnam ward unter zahlreichem Gefolge nach seinem Landhause unweit Giebichenstein abgeführt, und auf dem anliegenden Berge, den er vor mehrern Jahren durch schöne Anpflanzungen geziert hatte, beerdigt. Reil hinterließ eine Gattin, zwei Söhne und drei Töchter. Als theoretischer, besonders psychischer Arzt, hat er sich durch seine Untersuchungen über den Bau des Gehirns, und seine ganz neuen physiologischen Ansichten einen bleibenden Ruhm erworben. Sein berühmtes Werk über die Erkenntniß und Cur der Fieber und mehrere andere Schriften beurkunden seinen großen Beobachtungsgeist mit philosophischem Scharfsinn und einer schönen Gabe methodischer Anordnung verbunden. Das hohe Ideal eines rationellen Arztes hat er, so wie es ihm vorschwebte, in seiner kleinen merkwürdigen Schrift über die Pepinieren dargestellt. Aber nicht blos als Theoretiker und Schriftsteller, auch als praktischer Arzt hatte Reil einen außerordentlichen Ruhm. Mit seltener Geschicklichkeit suchte er die Individualität eines jeden Kranken zu ergründen, und auch die psychischen Ursachen der physisch-krankhaften Erscheinungen zu erforschen. Übrigens sorgsam, theilnehmend und liebevoll am Krankenbette, hielt er doch mit der größten Festigkeit auf die Befolgung seiner Vorschriften. Besonders glücklich war er als psychischer und als Augenarzt, und viele an scheinbarem Wahnsinn, oder an Erblindung Leidende verdankten ihm ihre Herstellung.

Reim ist die gleichklingende Endigung zweier oder mehrerer Wörter. So reimen zu und du, treu und neu, und hier beruht der Reim auf dem bloßen Selbst- oder Doppellauter. Folgen denselben noch Mitlauter, so müssen diese nicht nur durchaus gleich, sondern es muß auch jener von einerlei Beschaffenheit sein. Es reimen daher stumm und krumm auf einander, nicht aber stumm und Ruhm, denn dort ist das u kurz und hier lang. Dagegen können Bad und hat und alle ähnliche Wörter unbedenklich auf einander gereimt werden, weil auch die sorgfältigste Aussprache dem Ohre keine bedeutende Verschiedenheit des d und t, wenn sie am Schlusse eines Wortes stehen, bemerkbar macht. Ein solcher einsylbiger Reim wird ein ...

männlicher Reim genannt; erstreckt er sich durch zwei Sylben, so heißt er weiblich; erstreckt er sich durch drei Sylben, so heißt er ein gleitender (verso sdrucciolo). So sind flüchtig und tüchtig, schreiten und breiten weibliche, reinigen und bescheinigen, gießende und fließende gleitende Reime. Bei mehrsylbigen Reimen ist die größte Sorgfalt auf die völlige Übereinstimmung der Mitlauter zu wenden, und Reime wie beide und Seite, neigen und reichen sind durchaus zu verwerfen. Doch haben unsere besten Dichter ei mit eu und äu, i mit ü, e mit ä, z. B. eignen und läugnen, Beute und Weite, Hände und Ende zusammengereimt, wiewohl eine richtige Aussprache, wenigstens zwischen den beiden ersten Reimen, einen deutlichen Unterschied hören läßt. Die letzte Regel, welche wir über den Reim anzuführen haben, ist die, daß nie ein und dasselbe Wort auf einander gereimt werden darf, es müßte denn ein besonderer Nachdruck damit beabsichtigt werden; wohl aber kann man zwei völlig gleichklingende Wörter zum Reim wählen, wenn sie von verschiedener Beschaffenheit sind, z. B. die Blüthe, und er blühte, rechten (das Verbum) und Rechten (das Substantivum). Reime, die sich auf mehr als drei Sylben erstrecken, findet man fast nur bei den Arabern und Persern in ihren kurzen Oden (Gaseln), wo der durch das ganze Gedicht hindurchgeführte Reim zuweilen vier und mehr Sylben einnimmt. — Einige Sprachen, wie die englische, haben vermöge ihres Baues mehr Neigung zum männlichen, andere, wie die italienische und spanische, zum weiblichen Reim; die deutsche und französische Sprache besitzen einen ungefähr gleichen Vorrath an männlichen und weiblichen Reimen, daher wir sie hier gewöhnlich in einer regelmäßigen Abwechslung finden; doch gibt es in diesen Sprachen auch Gedichte genug, die blos männliche oder blos weibliche Reime haben. — Zum Schluß fügen wir einige Bemerkungen über die Entstehung, Bedeutung und das Wesen des Reims in der Poesie hinzu. Die Alten kannten den Reim in der Anwendung, wie wir, nicht. Zwar finden wir namentlich bei Ovid einzelne gereimte Verse, und es ist nicht zu verkennen, daß diese Reime absichtlich sind; aber es soll durch sie nicht der Vers, sondern der Sinn hervorgehoben werden. Die lateinischen Poesien des Mittelalters dagegen sind häufiger gereimt, schon im 8ten und 9ten Jahrh. Aber die große Vermischung der Araber mit den Römern begann im 8ten Jahrh., und wahrscheinlich waren die ersten lateinischen Reime schon von ihnen entlehnt. In die nordischen Sprachen wurde der Reim durch die Gothen gebracht, welche ihn ebenfalls aus dem Morgenlande hatten. Die ältesten Denkmäler der skandinavischen Poesie hingegen haben den Reim nicht, sondern die Alliteration (s. d. Art.), da in ihnen die Mitlauter vorherrschen. Dies alles begründet die Meinung, daß der Reim sich von den Arabern herschreibe. Von ihnen empfingen ihn die Provenzalen, und von diesen, deren Poesie einst die herrschende war, die übrigen Nationen. Entstanden aber ist der Reim ursprünglich aus dem dunkeln Gefühle, das allenthalben nach Ebenmaß, Übereinstimmung, also auch im Klange strebt. Daher ist auch die Distichenform oder die Verfolgung eines und desselben Reims gewiß seine älteste Form. Erst die Troubadoure versuchten allerlei künstliche Verschränkungsarten des Reims in dem Sonett, der Canzone u. s. w., und die Spanier und Italiener brachten diese Form zur Vollkommenheit, indem ihr richtiges Gefühl ihnen anzeigte, wie weit das Ohr im Stande sei, den Reim festzuhalten, und wo er sich verliere, wobei nicht außer Acht zu las-

[e]m ist, daß nicht alles das für unsere Sprache gelten kann, was in ihrer an volltönenden Selbstlautern reichen Sprache anwendbar und zulässig war. Eine ausführlichere Theorie des Reims hat St. Schütze geschrieben. Über die Reimwörterbücher s. d. Art. Reimlexikon. M.

Reimarus (Herm. Samuel), geb. zu Hamburg 1694. Sein Vater war Nicolaus Reimarus, ein praktischer glücklicher Lehrer am Johanneum daselbst. Außer seinem Vater waren es vorzüglich Christoph Wolf und Fabricius, welche als Lehrer seiner Jugend den größten Einfluß auf ihn äußerten. Von 1714 an studirte er in Jena; alsdann promovirte er in Wittenberg als Magister legens, und ward bald darauf Adjunctus der philosophischen Facultät. Nachdem er 1720 eine Reise durch Belgien und einen großen Theil Englands gemacht hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um philosophische und philologische Vorlesungen zu halten. 1723 ward er als Rector nach Wismar berufen, wo er die Schule in große Aufnahme brachte. 1727 ward ihm die Professur der hebräischen Sprache an dem Gymnasium zu Hamburg angetragen, welche er auch annahm und, in der Folge noch mit der Professur der Mathematik vereinigt, zum großen Vortheil dieser Anstalt bis an sein Ende bekleidete. Er war ein sehr gründlicher, grammatisch gebildeter Philolog, was er vorzüglich in der von Fabricius begonnenen, und von ihm völlig ausgearbeiteten und vollendeten Ausgabe der römischen Geschichte des Dio Cassius beurkundete. Geßner erklärte ihn wegen dieser Arbeit für einen der ersten Kritiker Deutschlands; dies hatte auch zur Folge, daß man ihm nach Geßners Tode dessen Lehrstelle zu Göttingen antrug, die er aber aus Liebe zu seiner Vaterstadt nicht annahm. Er war nicht auf einzelne Fächer beschränkt, sondern besaß einen großen Umfang von wissenschaftlichen Kenntnissen, namentlich in der Philosophie und Naturgeschichte, und arbeitete in jeder mit vieler Selbstständigkeit. Der Hauptgrundsatz, den er als Lehrer befolgte, war: das bloße Dociren so viel als möglich zu vermeiden, unverzüglich den Selbstunterricht seiner Schüler einzuleiten, zu ordnen und zu befördern. Seine philosophischen und naturhistorischen Kenntnisse wandte er dazu an, in den Zeiten des Leichtsinns, welcher durch einige französische Gelehrte in Deutschland damals Raum gewann, seinen Mitbürgern Achtung und Ehrfurcht gegen das höchste Wesen einzuflößen, und den Glauben an Vorsehung und an eine höhere Zukunft zu befestigen. Sein wichtigstes Werk, die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen, auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754, beurkundete sein religiöses Streben auf eine ausgezeichnete Weise. Dieses Werk entsprach so dem Zeitbedürfniß, daß es sechs Auflagen nach einander erhielt. Damals wurde vorzüglich der physiko-theologische Beweis als einer der gültigsten in der wichtigsten Angelegenheit der Menschen bearbeitet und hochgeschätzt; Linné, Bonnet, Haller, und vorzüglich Reimarus, hatten große Verdienste um diese Lehre; die Arbeit des letztern, als die gründlichste und streng geordnete, wurde allen ähnlichen Versuchen mit Recht vorgezogen. Später gab er heraus: Die Vernunftlehre, als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Eine Anwendung von den in diesem Werke aufgestellten Regeln machte er gegen das Positive des Christenthums; obgleich er seine Forschungen als Bruchstücke nur seinen vertrautesten Freunden mittheilte, und nie die Ab-

sicht hatte, dieselben öffentlich bekannt zu machen, so konnte er doch nicht verhindern, daß Lessing davon eine Abschrift erhielt, u diese antichristliche Schrift (welche Döderlein in seinen Antifragme ten 1788 am kräftigsten widerlegte) unter dem Titel: Wolfenbütt sche Fragmente eines Ungenannten, und unter dem Vorgeben, habe sie in der wolfenbüttelschen Bibliothek gefunden, herausga (S. d. Art. Fragmente.) Reimarus starb 1768. W. L.

Reimarus (Joh. Albert Heinr.), geb. 1729 zu Hambur Sein Vater war der eben genannte Hermann Samuel Reimaru Den ersten Unterricht erhielt er in den untern Classen der Johanni schule. 1745 kam er auf das Gymnasium, und genoß dabei fortwä rend den Privatunterricht seines Vaters. Noch kurz vor seiner A reise auf die Universität Göttingen 1751 änderte er seinen Entschlu die Rechte zu studiren, und wählte die medicinischen Wissenschafte In Leiden und Edinburgh bearbeitete er in den J. 1753 und 17 vorzüglich die praktische Arzneilehre, und gab an letzterem Or Veranlassung zu der nachher gestifteten medicinischen Gesellscha 1755 besuchte er unter D. Hunters Leitung die Spitäler zu Londo Auf der Rückreise von England nach Holland verlor er alle sei Schriften, Abhandlungen und Bücher. Er promovirte in Leiden und schrieb: De tumore ligamentorum circa articulos, fung articulorum dicto 1757. Er war kein großer gelehrter, aber ei praktisch glücklicher Arzt und verbreitete mit vielem Glück die In pfung der natürlichen Blattern in Hamburg und in den umliegende Gegenden. Für die Chirurgie machte er eine glückliche Entdeckun Zufällig wurde durch unversehens eingespritzten Saft der Belladonn die Erweiterung der Pupille herbeigeführt; dies brachte ihn auf de Gedanken, daß es nützlich sein würde, vor der Operation des graue Staars dieses Mittel anzuwenden, weil dadurch der ganze Umfan der Linse entdeckt wird, und die Werkzeuge darauf viel sicherer ang bracht werden können; viele Augenärzte haben bis auf die neuer Zeiten diesen Rath mit Glück befolgt. Er war ein Feind jede Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußer beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gege Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlags rechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gege medicinische Zwangsordnung, gegen Handelsverbote, gegen das Po sitive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht vo Staats wegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründete Gottesverehrer, ließ er sich auch keinen dogmatischen Zwang in de Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmun der Weltordnung war seine Religionslehre. — 1796 ward er Profes sor der Naturgeschichte und Naturlehre zu Hamburg, suchte frühe schon die Blitzableiter zu verbreiten, und erörterte mehreres übe den Blitz, dessen Bahn und Wirkung auf die verschiedenen Körpe Er hinterließ einen Entwurf über die zweckmäßige Einrichtung in al len Reichen der Natur, Teleologie genannt; seiner Selbstbiographi ist er als Anhang beigefügt. In dem unglücklichen J. 1813 mußt er Hamburg verlassen, starb 1814 zu Ranzau, und wurde nach de Befreiung Hamburgs neben den Seinigen daselbst beigesetzt. W. L.

Reimlexikon, eine Zusammenstellung aller in dem Schatz einer Sprache enthaltenen Reimendungen. Der Lexikograph Richele

lieferte im 17ten Jahrh. ein solches Werk für die französische Sprache, und der fleißige Hübner ein ähnliches für die deutsche, in seinem poetischen Handbuche, das von 1696 bis 1743 in mehrern Auflagen erschien. Seitdem wurde für unsere Sprache nur noch ein anderer grammatischer Versuch, der als Reimlexikon dienen kann, in Schäfers hochdeutschem Wörterbuche, nach den Endsylben geordnet (Weißenfels 1800), geliefert. Ein neues französisches Reimlexikon erschien vor kurzem in Paris. Ein Werk dieser Art, verständig angelegt und ausgeführt, dient keineswegs blos als Nothhelfer für den geistlosen Reimer, sondern kann zu einem Hülfsmittel werden, das selbst der Dichter nicht verschmäht, und das überdies auch dem Sprachforscher vielfach nützlich sein wird, indem ihn die Endbuchstaben sowohl in den Wurzelwörtern, als in den Ableitungen zu fruchtbaren Bemerkungen leiten können, und zu mancherlei Beobachtungen über die Alliteration (s. d.) Veranlassung dadurch gegeben wird. In Hübners Reimregister sind die Reime nach den fünf Selbstlauten zusammengereiht, Richelet hingegen stellte sie nach der Ordnung des Alphabets, mit Einschluß der Mitlaute zusammen, und leicht möchte die Anordnung des Deutschen die bessere sein, da der Vocal die Seele des Reims, wie der Assonanz (s. d.) ist. Ein deutsches Reimlexikon, nach diesem Plane, jedoch zweckmäßiger als Hübners Werk bearbeitet, erscheint bei dem Verleger des Conversations-Lexikons.

Reinecke oder Reinicke der Fuchs. Dieses berühmte episch-satyrische Fabelgedicht erschien gegen Ende des 15ten Jahrh. in plattdeutscher Sprache, und zwar in frisischer Mundart, unter dem Titel: Rynke de Vos. Es enthält, in vier Büchern und zwölf Gesängen, eine witzig satyrische Beschreibung von Hofränken und menschlichem Treiben. Alle darin vorkommende Charaktere sind in die Maske von Thieren eingekleidet, und der treffende Witz und die naive Drolligkeit der geschilderten Scenen machen dies Werk zu einer kostbaren Urkunde altdeutscher Laune. Über den wahren Namen das Verfassers dieses Gedichts, der in der Vorrede sich Hinrich von Alkmar nennt, und vorgibt, er habe es aus dem Französischen übersetzt, ist vielfach gestritten worden, ohne etwas Gewisses darüber herauszubringen. (Den französischen Roman du Renard aus dem 13ten Jahrh. hat Meon aus Handschriften 1823 zu Paris in vier Bänden herausgegeben.) Nach Rollenhagens Angabe soll ein gewisser Nic. Baumann Verfasser des Reinecke Fuchs gewesen sein. Dieser Baumann, früher in Diensten des Herzogs von Jülich, trat später in die des Herzogs Magnus von Mecklenburg, wo er 1526 zu Rostock als Dr. Juris und Secretär starb. Das Unrecht, das er am jülichschen Hofe erlitten hatte, soll ihn zur Verfertigung dieses satyrischen Gedichts bewogen haben, das zuerst von ihm 1522 zu Rostock herausgegeben wurde; der Name Hinrich von Alkmar aber von ihm angenommen worden sein, um allen Verantwortungen zu entgehen. So fest Rollenhagen dies auch versichert (in der Vorrede zu seinem Froschmäusler) und so sehr Gottsched in seiner Ausgabe des Reinecke Fuchs (1752) diese Meinung unterstützt: so sind dagegen durch andere Angaben wieder Zweifel entstanden (namentlich durch die von Eckart, in der Einleitung zu Leibnitzens Collect. Etymolog. und Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten 1774 u. m. a.), so daß es ungewiß geblieben ist, ob Baumann wirklicher Verfasser oder blos Herausgeber war. Wie treffend übrigens der Verfasser des Reinecke Fuchs in seinem Gedichte diejenigen gezeichnet hat, gegen welche seine Satyre gerichtet ist,

sucht Eckart in seinem Comment. T. II. p. 797 darzuthun, der auch zum Theil die Personen namhaft macht, die unter den verschiedenen Thiergestalten gemeint sein sollen, und sagt, daß Isegrimm der Wolf einen Herzog von Österreich, der Fuchs Reinecke aber den Herzog Reinhard von Lothringen vorstelle. Von den mancherlei Ausgaben des Reinecke Fuchs war lange Zeit die von Gottsched die beste, bis Göthe seine treffliche Bearbeitung dieses Gedichts in hochdeutscher Sprache und in Hexametern herausgab (Leipzig bei Brockhaus), welcher später eine andere hochdeutsche Ausgabe von Soltau in der Versart des Originals, d. h. in kurzen gereimten Jamben oder Knittelversen, 1803 folgte. Eine lateinische Übersetzung dieses Gedichts in ähnlichen kurzen Jamben ist von Schoppen besorgt; eine holländische prosaische Historie von Reynáert de Voß kam schon 1483 zu Delft heraus; sie wurde 1783 vom Bibliothekar Suhl in Lübeck neu aufgelegt, und wird von einigen für das eigentliche, aus mehrern altfranzösischen Fabeln entlehnte Original gehalten. Die neueste und beste Ausgabe des Reinecke Fuchs in plattdeutscher Mundart ist die 1797 zu Eutin mit einem Glossarium von Bredow herausgegebene. — Weniger bekannt, doch nicht ohne Werth, ist eine von Renner, unter dem Namen Sparre, gelieferte Fortsetzung des Reinecke Fuchs, betitelt: Hennynk de Han.

Reinecke (Joh. Friedr.), der große deutsche Schauspieler, wurde um das J. 1745 zu Helmstädt geboren, wo sein Vater Advocat war. Reinecke hatte einen ältern Bruder, mit dem er von früher Jugend an in Unverträglichkeit lebte, und da er bei diesen kindischen Streiten meist den Kürzern zog, und gegen das Übelwollen des Bruders auch bei dem Vater keinen Schutz fand, so faßte er den verzweifelten Entschluß, heimlich der Ältern Haus zu verlassen. Vierzehn Jahr war er, als er diesen Schritt ausführte, ohne Plan, ohne Geld und ohne die mindeste Aussicht. Der Knabe richtete seinen Weg zufällig nach Hamburg. Von Hunger gequält, sprach er einen Müller um Brot an. Den gutherzigen Mann rührte das offene Wesen des jungen Menschen, er nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm zu essen, und ließ, von Geschäften gerufen, Reinecken allein im Zimmer. Da erblickt dieser seines Wirthes Taschenuhr an der Wand, und eine heftige Begierde nach dem Besitz eines so köstlichen Geräths ergreift seine Brust. Seine Ehrlichkeit besteht einen harten Kampf, aber sie siegt. Um bei längerm Alleinsein nicht noch einmal in Versuchung zu gerathen, verläßt er heimlich das gastliche Haus. Fuhrleute, die er auf seinem Wege trifft, helfen ihm vollends bis Hamburg, wo er hungrig und müde ankommt. Das Brot an einem Bäckerladen reizt seine Eßlust; er tritt ein, und bittet den Meister, ihm eins zu borgen, das er zu bezahlen verspricht, sobald er kann. Dem Handwerksmann gefällt des Knaben ehrlich unschuldiges Benehmen, er nimmt ihn in sein Haus, bis eine Aussicht sich für ihn eröffnen würde. Mehrere Tage ist Reinecke schon da, als der Einfall des Bäckers, seinen Schützling einmal mit ins Theater zu nehmen, dessen zukünftige Laufbahn bestimmt. Noch nie hatte Reinecke die bunte, ideale Welt der Breter gesehen; der Eindruck, den sie auf ihn machte, war grenzenlos. Ihn floh der Schlaf; und seines Lebens höchster Wunsch, auch in dieser Zauberwelt aufzutreten, stand fest vor seiner Seele. Er eilt den nächsten Morgen nach dem Hause, in dem so Wunderbares sich begibt: er bittet den Director um Aufnahme, dieser weist ihn ab; der Jüngling läßt sich aber nicht abschrecken: er fährt fort zu bitten

nd endlich wird er — als Laufbursche angenommen. Mehrere Jahre ...t Reinecke, schon glücklich, daß es ihm vergönnt ist, täglich die ...ne zu sehen, mitunter einen Aufwärter vorstellen zu dürfen, trotz ...r oft harten Behandlung seines Herrn; in dieser Lage endlich er... ...cht sein Selbstgefühl, das ihm sagt, er sei zu etwas Besserem be... ...mmt. Er verläßt Hamburg, spielt bei kleinen herumziehenden ...ruppen bald hier, bald da, und bildet durch eifriges Studium und ...chdenken sein großes mimisches Talent. Bei der Seilerschen Gesell... ...aft lernt er seine nachherige Gattin kennen; er kommt zum zweiten... ...al nach Hamburg, und schon fängt sein Ruhm an sich zu heben. ...dlich bei der damaligen Bondinischen Gesellschaft in Dresden und ...pzig angestellt, wird er der Welt als großer Schauspieler bekannt. ...e Freundschaft des verdienstvollen Declamators Schocher, den er in ...r letztgenannten Stadt kennen lernte, ward von dem bedeutendsten ...d besten Erfolg für Reineckes Spiel. Von nun an, befreit von den ...her getragenen Fesseln eines falschen Pathos, der sich damals noch ...s sogenannten Helden- und Staatsactionen, in Gang und Ton — ... lächerlich genug und zum Hohn der Natur und eines richtigen ...eschmacks — auf den Bühnen zu zeigen pflegte, wird Reinecke Vor... ...ld seiner Collegen in hochtragischen Heldenrollen, und der gefeierte ...ebling des Publicums, das in ihm fast zum erstenmal einen ohne ...bertreibung und Unnatur dargestellten Helden erblickt. Eben so ward ...r in den Rollen launiger und zärtlicher Alten bewundert. Eine aus... ...drucksvolle, männliche Bildung und eine wohltönende Stimme begün... ...stigten seine trefflichen Darstellungen des Grafen Esser, Otto von ...ittelsbach, König Lear, des deutschen Hausvaters, des Oberförsters ...arberger u. a. ungemein. Reinecke starb als Regisseur des Bon... ...dinischen Theaters in Dresden 1787.

Reinhard (Franz Volkmar), der berühmte Theolog und protestantische Prediger, wurde geb. 1753 zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, wo sein Vater Prediger war. Die erste Erziehung und den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, welcher durch das ausschließliche Lesen der Bibel in seinem Sohne einen tiefen religiösen Sinn, durch den gründlichsten Sprachunterricht eine genaue Bekanntschaft mit der Philologie und durch frühzeitiges Gewöhnen an logisches Denken die bewundernswürdigste Gewandtheit und Sicherheit im Denken und Handeln begründete. — Auf der Schule zu Regensburg war es namentlich der Conrector Töpfer, welcher durch Hülfe seiner ächt pädagogischen Individualisirung den bedeutendsten Einfluß auf ihn äußerte. — 1773 bezog er die Universität Wittenberg, wurde 1777 daselbst Magister legens, und 1778 Adjunct der philosophischen Facultät. Nachdem er von 1780 an als außerordentlicher Professor der Philosophie vorzüglich durch philologische und philosophische Vorlesungen seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit beurkundet hatte, wurde ihm die ordentliche Professur der Theologie anvertraut. Seine glücklichen Versuche im Predigen, verbunden mit der ihm eigenthümlichen, gründlichen und allseitigen Kenntniß der Theologie, veranlaßten die sächsische Regierung, ihn 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor nach Dresden zu berufen, in welchen Ämtern er bis an seinen Tod, welcher 1812 erfolgte, mit der größten Anstrengung des Geistes und Körpers, mit seltener Uneigennützigkeit, und Vaterlandsliebe seine Berufspflichten, so streng und vollkommen als möglich, zu erfüllen strebte. — Selten hat ein Mann das ihm verliehene Pfund so wu...

chern lassen als Reinhard; um dieses Urtheil zu beweisen, ist es nö
thig, die Aufgabe seines Strebens zu kennen, und ihm in den ver
schiedenen Richtungen seiner Amtsthätigkeit zu folgen. — Die har
monische Entwickelung und Ausbildung der drei geistigen Grundver
mögen, des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, z
einer gleichmäßigen vereinigten Thätigkeit, war die Hauptaufgabe se
nes rastlosen Strebens. Das Vorstellungsvermögen in den verschied
nen Formen der Anschauung, des Verstandes und der Urtheilskra
war bei ihm vorherrschend; sein Gedächtniß war schwach, mehr Sac
als Wortgedächtniß, denn es mangelte ihm die Leichtigkeit des M
morirens. Das Gefühlsvermögen war ihm ein blos vermittelndes zw
schen den beiden andern; daher stand es nebst den übrigen Kräft
der Seele stets unter der Herrschaft des Vorstellungsvermögens. -
So wie jeder denkende Kopf in den Jahren seiner Mündigkeit dur
philosophisches Forschen nach Selbstständigkeit ringt, so auch Rei
hard. Er trat auf als scharfsinniger Denker, als skeptischer Forsche
und schied als gläubig frommer Theolog und Christ. Es ist höc
belehrend, seine Bekenntnisse über sein früheres philosophisches Str
ben und dessen Erfolg von ihm selbst zu vernehmen. Ob er gleich d
Philosophie nicht blos als Magd der Theologie, sondern selbstständi
ger betrachtete, so gestand er doch: „das Studium aller Systeme d
philosophirenden Vernunft läßt ein entschiedenes Mißtrauen gegen d
Speculationen derselben übrig, weil man an allen noch Schwäch
findet. — Ich habe nie in der Philosophie etwas für wahr gehalt
was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieser Art, wie scheinb
sie auch vorgetragen sein mochten, empörten mich; durch die E
ziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich a
meine Besserung gewendet hatte, war das moralische Gefühl in m
zu wirksam geworden, als daß es unmoralische Behauptungen ni
sogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht d
Schutz, den ihm die frühe rein evangelische Erziehung gegeben). I
der Philosophie fand ich nichts Festes, nichts Bleibendes, weder
Wissen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres h
worauf man fußen kann, so kommt der Wunsch, Gott möchte sel
geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und so wird m
alles das durchforschen, was sich als Offenbarung ankündigt." — D
Ausgang und die Frucht von Reinhards Forschung war ein fester
ruhigender Glaube an das reine Evangelium Jesu, wie es nach d
Regeln einer richtig grammatischen Auslegung in der Schrift enth
ten ist. „Es wurde mir unwidersprechlich gewiß (sagt er in der V
rede zur Moral S. XXXV.), daß das Christenthum die nothwend
sten und gemeinnützigsten Wahrheiten auch gerade in der Form e
halte, in welcher sie am faßlichsten, anwendbarsten und wirksams
sind; ich werde gewahr, daß ohne die Autorität Gottes bei dem g
ßen einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzukomm
ist, und daß es Augenblicke geben kann, wo sie auch dem scharfsinn
sten Denker willkommen und nützlich sein muß; es wurden mir se
an den Geheimnissen des Christenthums, die meiner Vernunft all
dings eine Zeitlang anstößig gewesen waren, Seiten sichtbar, wo
sich an die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie wirklich
anschlossen, und dadurch eine große praktische Wichtigkeit für Be
rung und Beruhigung erhielten." — In dieser Periode eines m
philosophisch-theologischen Forschens entstanden auch die Hauptw
Reinhards. Erstens, psychologischer Versuch über das Wunderb

und die Verwunderung, wovon nur der erste Theil erschienen ist; den zweiten Theil, der das Wunderbare im Christenthume nachweisen sollte, folglich auch seine Ansichten über die Wunder des A. und N. T. enthalten mußte, folgen zu lassen, mochte wohl seine Gewissenhaftigkeit verhindern, zu Folge welcher er selbst gesteht: es war mir Gewissenssache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, das einem so großen Theile unsers Geschlechts ein von Gott selbst herrührender Unterricht ist, dessen göttliche Kraft ich so oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte, und für das sich mein ganzes Gefühl immer entscheidender erklärte. — Zweitens, Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf, zuerst ohne Namen 1781, Wittenberg und Zerbst, 2te Aufl. 1784, 3te Aufl. 1789, 4te 1798; die nach einander erfolgten Auflagen erhielten von ihm blos formelle Verbesserungen. Diese Schrift erhielt sehr vielen Beifall, und wurde allgemein verbreitet. Er zeigte darin, daß es höchst vernünftig sei, Jesum, um seines großen, allumfassenden, einzigen Entwurfes willen, der eben deshalb einen höhern Einfluß Gottes voraussetze, für einen Gesandten Gottes an die Menschheit zu halten. Abgesehen davon, daß der Schluß aus den Vordersätzen nicht nothwendig erfolgen muß, so widerspricht auch die Geschichte den Ansichten Reinhards, und die heilige Schrift schweigt gänzlich davon, daß sich Jesus einen solchen Plan entworfen habe; denn Jesus behauptet standhaft bei mehreren Gelegenheiten: es sei nicht sein Gedanke, nicht sein Plan, nicht sein Wille, den er ausführe: es sei des Vaters Rathschluß, des Vaters Auftrag, was er ins Werk zu setzen habe. — Durch diese Darstellung beeinträchtigte er bei den Freunden der kritischen Philosophie den Glauben an die Göttlichkeit Jesu mehr, als er ihn gegen die Angriffe der Zeit zu vertheidigen und zu begründen strebte. Es war aber psychologisch nothwendig, daß Reinhard das Leben und Handeln Jesu mit der Kraft maß, welche in ihm selbst die ausgebildetste war; er als allseitig logisch gebildeter Kopf, im Besitze einer seltenen Fertigkeit im Disponiren, mußte Jesum einen Plan machen lassen, um in dem Ideal seines eigenen Strebens das Göttliche zu finden, was er andern nachweisen wollte. — Er entwarf auch in dieser Zeit die beiden ersten Theile seines Systems der christlichen Moral, welche er 1788, 1789 herausgab; dieses Werk wurde in der Folge die Hauptaufgabe seiner literarischen Thätigkeit, er erweiterte und beendete es in fünf Theilen, wovon die ersten Theile die 4te Auflage erlebten. Bei der Bearbeitung dieses Werks war es ihm Hauptaufgabe: 1) zu zeigen, daß die christliche Sittenlehre der alten heidnischen und der Sittenlehre der Vernunft vorzuziehen sei, und worin dieser Vorzug bestehe; die christliche Sittenlehre also in dem Verhältnisse zu den übrigen zu beleuchten; 2) nachzuweisen, in welchem Verhältnisse die Sittenlehre des Christenthums mit der menschlichen Natur und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit stehe. Die Erörterung beider Fragen erzeugte bei Reinhard den festgegründeten Glauben: die christliche Moral ist ein Werk Gottes, und konnte nur von dessen Sohne offenbart werden. Da er sie als das große Veredlungsmittel der menschlichen Natur vorstellte, so beschrieb er zuerst die letztere und ihre Fähigkeiten, um dann, nach scharfsinniger Erörterung aller der Hindernisse, welche den Einfluß der christlichen Sittenlehre auf die menschliche Natur hemmen, die Mittel und Wege anzugeben, wie die Sittenlehre einen veredelnden Einfluß auf den Menschen erhalten könne. Hätte er den

Grundsatz seiner christlichen Moral aus dem Evangelio eben so einfach entlehnt, als es Jesus aufgestellt hat, so würde er nicht nöthig gehabt haben, der christlichen Moral seine Vollkommenheitstheorie als höchsten Grundsatz aufzudringen, und die gründliche und scharfsinnige Widerlegung derselben als solches in der Moral, welche Stäudlin, damals noch zu sehr im kritischen Formalismus befangen, in seinen Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre im 3ten und 4ten Bande bekannt machte, wäre überflüssig gewesen. — In der Theologie billigte Reinhard nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel stritt; „daß hierbei (das sind seine eigenen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede sein. — Da ich die Bibel schon als Kind gelesen, sie als Wort Gottes an die Menschen gelesen, und sie so zu gebrauchen nie aufgehört hatte; so war sie mir so heilig, ihr Ansehen war mir so entscheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widersprach, mein Religionsgefühl so sehr empörte, als eine unsittliche Behauptung meinen moralischen Sinn.“ Auffallend ist in Hinsicht seiner theologischen Bildung die Steigerung des Inhalts seiner Predigten; seine frühern Predigten sind mehr psychologisch, die folgenden huldigen der Moral, die spätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren spricht er seine dogmatischen Überzeugungen, insofern sie rein evangelisch und der Schrift nicht widerstreitend sind, am stärksten aus. — In seinen Geständnissen (seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, 5te Aufl. 1811) sprach er im neunten Briefe seine Überzeugung von Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus; er äußerte selbst in einem vertraulichen Briefe: diese Äußerungen werden mir die Theologen gewiß nicht verzeihen. Er behauptete darin, der Rationalist kann die Schrift gar nicht zulassen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede ist. Es kommt bei dem Lehrbegriffe nicht darauf an, worein man den Inhalt der Offenbarung setzt, sondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Diese sind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein Drittes gibt es nicht. Consequent ist nur der, der sich ganz unbedingt zu einem von beiden bekennt, wer auf irgend eine Art beides vereinigt, wird ein inconsequenter Synkretist. Einige suchten die Vermittler zu machen, erfuhren aber das Schicksal aller Vermittler, sie verdarben es mit beiden Parteien. — Man denke an den Streit über Consequenz und Inconsequenz, welchen einige sächsische Prediger in den Jahren 1810 bis 1812 hier und da zum Ärgerniß des Volks führten, ohne Reinharden vorzüglich in der Behauptung, es komme auf die Principien an, von welchen man bei der Begründung des Lehrbegriffs ausgehe, gründlich zu widerlegen. (S. Rationalismus.) — Er war ein Feind der Naturphilosophie, und freute sich über jeden Versuch, durch welchen man ihre Herrschaft zu verdrängen suchte; man sehe die Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen (vom Hofrath Crell in Göttingen abgefaßten) Werke: Pyrrho und Philalethes 1811. — Eben so offen legte er in der Vorrede zur Moral sein Glaubensbekenntniß über die kritische Philosophie nieder. Obschon in seinem Denken ihrer streng logischen und dialektischen Form huldigend, schenkte er ihrem Inhalte keinen Glauben, sondern bestritt denselben als ein gewaffneter Christ, um seinen den Offenbarungsglauben vermindernden Einfluß so viel als möglich zu verdrängen. — Am meisten Aufsehen erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen Reformationspredigt. Er sprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer

so festen Überzeugung, daß viele irre an ihm wurden, und ihn der Hyperorthodoxie, der Heuchelei und einer charakterlosen Hinneigung zu einer stillen herrnhutischen Hofpartei beschuldigten. Diesen ungerechten Vorwurf hat ihm das Decret, nach welchem die Predigt im ganzen sächsischen Lande und namentlich unter den Predigern verbreitet wurde, zugezogen. Der Beweggrund zur öffentlichen Bekanntmachung war kein anderer, als daß man dadurch der Religionspartei, welcher mehrere Mitglieder des Ministeriums damals huldigten, einen großen Dienst zu erweisen gedachte, wenn man einen der gelehrtesten Theologen und ausgezeichnetsten protestantischen Prediger als Vertheidiger einer ihrer sehr oft angefochtenen Hauptlehren öffentlich nennen konnte. Hätte man vorher seine Moral eingesehen, so würde dieses Decret wohl unterblieben sein; denn Reinhard dachte sich das Verhältniß der Menschheit zur Gnade Gottes nicht blos leidentlich. In jenem bedeutungsvollen J. 1812, wo Tausende ihren Glauben aufgaben, schrieb er folgendes merkwürdige Bekenntniß nieder: „Der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünschten Ausgang herbeiführt, ist das Einzige, woran man sich unter diesen Umständen halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, diesen Glauben, sonst weiß ich nicht, wie es mir gehen würde." Dies sei hinreichend, ihn als einen ächt evangelischen Theologen kennen zu lernen. Man hat ihn beschuldigt, daß er von dem allen, was er öffentlich sprach, nicht überzeugt gewesen sei, sondern sich vielmehr nach den Umständen und den gebietenden Umgebungen gerichtet habe; allein diese Beschuldigungen sind grundlos, sein ganzes Leben, so wie vorzüglich seine Wirksamkeit und sein bildender Einfluß als Kanzelredner ist der sprechendste Beweis dagegen. Ehrwürdig und erhaben steht das Bild Reinhards als Theologen vor uns, betrachtet man sein Leben im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen; während der größte Theil seiner Collegen in entgegengesetzter Richtung ihr Leben verloren, und das Leben ihrer Gemeinden in Gefahr brachten, führte er seinen Glauben folgerecht durch das Leben hindurch, und hinterließ ihn als festgegründeten den Seinigen zum belebenden Andenken. — Nachdem wir ihn als Philosophen und Theologen im Allgemeinen charakterisirt haben, bleibt uns noch übrig, sein Handeln und Denken in der besondern Amtsführung zu beleuchten. Als Homiletiker hat er in seinen Geständnissen (S. 54) die Aufgabe des Zwecks seiner Predigten selbst angegeben. „Könntest du" (so sprach Reinhard zu sich selbst) „auf der Kanzel so sprechen, daß deine Rede allezeit ein streng geordnetes, in allen seinen Theilen fest verknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganze wäre; könntest du allezeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden, und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dies so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatze der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affectes durch sie sichtbar würde, und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus, und einen leichten, ungehinderten, Ohr

und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das Beredsamkeit sein, die sich für die Kanzel schickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, weckend für das Gefühl, ergreifend für das Herz sein; du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll. Dieser aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demosthenes und Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredsamkeit ist mir so eigen geworden, daß mir an andern nur das gefallen kann, was mit demselben übereinstimmt; und daß er in der Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eigenen Predigten leitet." — Ob die Form der Beredsamkeit, abstrahirt aus dem griechischen und römischen Leben, in welchem sie als natürliches nothwendiges Erzeugniß erschien, für die Mittheilung und Belebung des evangelischen Lebens so ganz und einzig und allein geeignet war, oder ob nicht jedes Leben seine eigenthümliche Form der Mittheilung verlangt, diese Erörterung würde zu einem gegründeten Urtheile über die Zweckmäßigkeit der Form der Predigten Reinhards sehr vorbereitend sein. — Jeder aber kann prüfen, ob und in welchen Predigten er diese Aufgabe ganz oder theilweise gelöst hat. In seinen frühern Predigten war er weniger populär, als in den spätern; auch seine Dispositionen werden in den spätern Jahrgängen seiner Predigten freier als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epistolischen Texte. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlußgebete nur selten angewendet wissen. Die Predigten zur Schärfung des sittlichen Gefühls, und die, wo er den Streit der Weltbegebenheiten mit der Vorsehung am schärfsten zeichnet, sind wohl die trefflichsten und gelungensten; zu den letztern gehören namentlich seine Reformationspredigten. Man hat Reinhard vorgeworfen, daß er durch die überall oft zu ängstlich beibehaltene streng logische Form seinen Predigten etwas Einseitiges gegeben, und dadurch eine allseitige, das Herz mehr ergreifende Wirkung seiner Vorträge verhindert habe: Viele wundern sich, wie diese Form der Vorträge ihm so viele Zuhörer gewonnen! — Allein man mußte Reinharden hören, um zu sehen, welche Kraft der ächtchristliche Glaube, er mag sich in dieser oder jener Form aussprechen, auf die Menschen äußert. — Als Assessor des Kirchenraths sorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wissenschaftlichen Geistes auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschulen; für die Begründung und bessere Einrichtung der Schullehrerseminarien nahm er die dazu erforderliche Einsicht und praktische Fertigkeit einiger wackeren Prediger in Anspruch, um dadurch nach und nach auch den niedern Volksschulen eine bessere Gestalt zu geben. — Daß er die Pädagogik aus seinem Cursus der philosophischen Wissenschaften ausschloß, ist zu bedauern; denn dies scheint die Ursache gewesen zu sein, daß er auch in seinem spätern Wirkungskreise diese Disciplin nicht ganz so würdigte, wie sie es verdiente, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfniß, ohne gänzliche Verabschiedung des schon Erprobten, verlangte. Da er nie praktischer Pädagog war, so fehlte ihm auch eine allseitige praktische Einsicht in die Kunst zu erziehen und zu unterrichten. — Als Kirchenrath machte er sich auch besonders um den Cultus verdient, indem er kräftig dazu beitrug, daß eine neue Agende, neue Gesangbücher eingeführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang verstattet wurde. Um das Studium der Bibel mannichfaltiger und vielseitiger zu beleben, beschloß

er mit Zustimmung der obersten Behörden, einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleiten und anzuordnen. Im ersten Jahre sollten die evangelischen, im zweiten die epistolischen Perikopen gewählt werden; für den dritten Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geschichte der Entstehung und Bildung des Christenthums, jedoch mit steter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feste, in einer klaren Übersicht dem Zuhörer vergegenwärtigt würde; dies geschah im J. 1809. Für den 4ten Jahrg. (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verse aus, in welchen die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Da er jeden Jahrgang voraus bearbeitete, so erhielt er 1811 den Auftrag, über Texte des A. T. zu predigen, damit dann von 1812 an die Einrichtung des vierjährigen Cyklus im ganzen Lande und in jeder Gemeinde beginnen könnte. Diese von ihm in diesem Umfange zuerst getroffene Einrichtung hat unendlich viel Gutes schon bewirkt, und wird noch segensreicher für die Belebung der Religion werden. — Wir haben zwei Biographien von ihm erhalten, die erste (nur eine kurze Übersicht) durch den Hofrath Böttiger, Dresden, bei Arnold 1813; die zweite vom Professor Pölitz, bei Brockhaus 1815 in 2 Theilen; letztere ist individualisirender, und daher mehr geeignet, sich ein treues Bild von Reinhard zu entwerfen. W. L.

Reinhard (Carl Friedrich, Graf), gegenwärtig königl. franz. Gesandter bei der Bundesversammlung und der freien Stadt Frankfurt, geb. 1761, ist der Sohn eines Superintendenten zu Balingen in Würtemberg. Er studirte in Tübingen, ging dann, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, 1786 nach Vevay und 1787 als Erzieher nach Bordeaux. Bereits im J. 1783 erschien von ihm zu Zürich eine wohlgelungene Übersetzung des Tibull und Tyrtäus, dann 1785 eine Sammlung geistreicher Episteln von ihm und seinem akademischen Freunde Conz. Nie verließ ihn auch die Liebe zu den Musen in allen Verhältnissen seines vielfach thätigen, bewegten Lebens, wobei er als ein stets redlich handelnder Ehrenmann, unangefochten stand. Er widmete sich der Bildung seines Zöglings, der späterhin sein Legationssecretär wurde, bis zum September 1791, wo er in Gesellschaft einiger zur gesetzgebenden Versammlung gewählten Deputirten, die bald darauf an der Spitze jener sogenannten Gironde standen, nach Paris sich begab. Im J. 1792 (unter Dumouriez Ministerium) ward er zum ersten Gesandtschaftssecretär nach London ernannt. Nach Ausbruch des Kriegs mit England, im Februar 1793, ging er in gleicher Eigenschaft nach Neapel, und von da, nach erfolgter Kriegserklärung, wieder nach Paris zurück, entschlossen, seinem Schicksale zu folgen, obwohl eben damals die Gironde gestürzt ward. Eben dieses Schicksal wollte, daß er, durch Empfehlung eines Freundes, die eben erledigte Stelle als Divisionschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sogleich antreten konnte. Nach Robespierres Sturz im diplomatischen Comité des Convents angestellt, ward er, nach abgeschlossenem Frieden mit Preußen, im Juni 1795 zum Gesandten bei den Hansestädten ernannt, und verheirathete sich 1796 mit der Tochter des berühmten Reimarus in Hamburg. 1798 ging er als Gesandter nach Florenz, und als im März 1799 Toscana von den Franzosen besetzt wurde, bewirkte er, als Regierungscommissär, daß dem Lande die Bildergallerie zu Florenz erhalten wurde. Nach der Schlacht an der Trebia im Julius 1799, zur See

sich flüchtend, von einer englischen Brigg ereilt, und dem damals bestehenden Cartel gemäß, auf der Stelle freigelassen, fand er im Hafen zu Villefranche seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz und drei Wochen später in Toulon, wo er Quarantaine hielt, der Courier, der ihn zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berief. Nach dem 18ten Brumaire in dieser Stelle bestätigt, gab er zehn Tage später seine Entlassung und trat alsdann bei der helvetischen Republik die Gesandtschaftsstelle an, welche er sich vorbehalten hatte. Hier mit dem Grundsatze der Einheit und Untheilbarkeit (wiewohl nicht mit dessen Vertheidigern) im Kampfe, ward er nach 18 Monaten, noch vor dem Ausbruche der innern Unruhen, zurückberufen und erhielt 1802 seine zweite Sendung nach Hamburg als Gesandter beim niedersächsischen Kreise. 1805 bald nach der (gegen seinen Rath erfolgten) Verhaftung des englischen Residenten Rumbold wieder abgerufen, entschloß er sich zum Exil nach Jassy mit dem Titel eines Generalconsuls und Residenten. Im Dec. 1806, nach dem Einmarsche der russischen Truppen, durch ein Mißverständniß, mit seiner Familie bis Kremendschuk am Dnieper geführt, fand er sein volles Vertrauen bald gerechtfertigt, als er im Augenblick freigelassen wurde, in welchem der Kaiser Alexander davon unterrichtet worden war. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich zog er sich auf sein Landgut (Falkenlust am Rhein) zurück, als er im Dec. 1808 seine Ernennung zum Gesandten beim damaligen Könige von Westfalen erhielt. Dort blieb er 5 Jahre, durch das Vertrauen der beiden oft zwistigen Brüder in seinem Charakter gehalten, bis ihn 1813 die Kriegsbegebenheiten wieder nach Paris führten. Nach Wiederherstellung des Königthums ward er auf des Prinzen Talleyrands Vorschlag zum Director der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten und zum Staatsrath ernannt. Im Febr. 1815 starb seine Gemahlin und nach Buonapartes Rückkehr von Elba verließ Graf Reinhard, einige Stunden nach der Entfernung des Königs, durch Dienstgeschäfte bis auf diesen letzten Augenblick zurückgehalten, die Hauptstadt, um, mit Genehmigung des Königs, auf seinen Gütern am Rhein die weitern Ereignisse abzuwarten. Durch ein kaum glaubliches Mißverständniß in Aachen zur Auslieferung seiner Papiere gezwungen, und für seine Person nach Frankfurt gewiesen, bekam er, von seinem Könige zurückverlangt, und nach voller Ehrenklärung von Wien aus, nebst Zurücksendung seiner unentsiegelt gebliebenen Papiere, bald seine Freiheit wieder, die er, seinem Könige dankbar, benutzte, um sich sogleich nach Gent zu begeben. Im Oct. 1815 ging er wieder an den Rhein, um seine dort gelassenen beiden Kinder nach Paris zu führen. Im Dec. empfing er seine Ernennung zum Gesandten nach Frankfurt; einem Posten, den er nun seit 7 Jahren in jeder Hinsicht würdig und ehrenvoll bekleidet.

Reiß (Oryza sativa, Linn.). Von diesem bekannten Getreide gibt es nur eine einzige Gattung, welche hauptsächlich in Ostindien, in China, Japan und andern asiatischen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem festen Lande und den Inseln von Amerika, und bei uns in Europa, vorzüglich in Spanien und Italien, auch in mehreren Provinzen der Türkei gebaut wird. Selbst in Mähren beschäftigt man sich mit dem Anbau des Reißes. Die Versuche aber, die man damit in Kursachsen und im Lüneburgischen gemacht hat, sind fehlgeschlagen. Es gibt zwei Hauptarten, den Berg- und den Sumpfreiß, und von diesen wieder eine Menge Abarten. Der Sumpf-

[illegible] wird am meisten gebauet. Er fordert einen nassen, morastigen Boden. Der Bergreiß hingegen verlangt ein hochliegendes, trocknes Land. Er ist freilich weit wohlschmeckender und weißer, als der Sumpfreiß, aber lange nicht so ergiebig, und kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Im vierten Monate fängt der Reiß an zu reifen; seine Halme, welche ungefähr die Dicke einer Federspule haben, werden mit scharfen Messern abgeschnitten, und darauf die Ähren völlig getrocknet. Nachher breitet man sie über der Erde auf Matten aus, um sie durch Ochsen oder Sclaven austreten zu lassen. Da letztere dies Geschäft mit bloßen Füßen verrichten müssen, so ist es auch außerordentlich beschwerlich, denn sie verwunden ihre Fußsohlen dabei bis zum Bluten. Von den Hülsen, worin sich der ausgetretene Reiß befindet, wird er auf Mühlen befreit. Um über das Meer geführt zu werden, und über Jahresfrist dauern zu können, muß er in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden: daher seine Härte. Unsern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika, wo Südcarolina allein jährlich an 100,000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfund) versendet. Auch bekommen wir in Deutschland viel Reiß aus Italien. — Der Arrak wird aus Reiß gebrannt. — Die Wurzel dieses Getreides treibt einen 3—4 Fuß hohen starken, festen, durch Knoten in mehrere Gelenke abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen von gemeinem Rohr gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Ähre, welche sich, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büschel ausbreitet. Linné hat diese Pflanze in der zweiten Ordnung der sechsten Classe (Hexandria Digynia) seines Systems angeführt.

Reis=Effendi, s. Effendi.

Reisen: ein Mittel, sich für die Welt zu bilden, oder wissenschaftliche Erkenntniß zu befördern; daher sind Reisen in der Bildungs-, wie in der Literärgeschichte von großer Bedeutung. Die Alten bildeten sich auf Reisen zu Gesetzgebern und Weisen; so Lykurg Solon, Pythagoras. Herodot reiste, um die Geschichte zu studiren. Andere Zwecke hat der Staats= und Weltmann; andere der Gelehrte, Naturforscher, Geograph, Arzt, Literator; noch andere der Künstler, der Kaufmann, der Landwirth, der Soldat u. s. w. Mit diesen Bildungs- und wissenschaftlichen Reisen sind die Geschäftsreisen nicht zu verwechseln. Hier ist nur von jenen die Rede. Nach dem Zwecke, den jeder sich vorsetzt, muß er sich auf die Reise genau vorbereiten. Im Allgemeinen unternehme nur der reifere, mit dem Geiste der alten und neuen Classiker vertraute, in der Mathematik und Gewerbskunde, in der Staatswissenschaft, in Geschichte, Statistik und Geographie wohl unterrichtete und einer oder mehrerer Sprachen ganz kundige Jüngling eine Reise; sie sei ihm der Übergang aus der Studirstube zum praktischen Leben, der ihn zu einer freiern, lebendigern Ansicht der Welt führt. Übrigens muß der Zweck der Reise vorher fest bestimmt, und dem Hauptzwecke müssen alle übrige untergeordnet werden. Dann aber bemerke man nicht viel, sondern das Wesentliche genau, und wo es angeht, mit besonderer Vorbereitung, nach einer örtlichen oder sächlichen Ordnung. Über praktische Mittel s. die Einleitung zu Reichards Guide des voyageurs, und des Grafen von Berchtold Anweisung für Reisende. Unter den wissenschaftlichen Reisen stehen die Entdeckungsreisen oben an. Zu einer absichtlichen Entdeckungsreise gehören viele Vorbereitungen. Der wahre Entdecker muß einer ausdauernden Gesundheit und Körperkraft genie-

ßen, abgehärtet gegen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen, die Geschicklichkeit besitzen, sich überall seinen Lebensunterhalt selbst zu verschaffen, Muth und Besonnenheit in Gefahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hindernisse und ihrer Wegräumung, ein vorurtheilsfreies Auge und die Fertigkeit, richtige Erfahrungen genau machen und treu mittheilen zu können: diese Eigenschaften habe der Reisende, welcher Entdeckungen bezweckt! Man lese G. Forster im 1sten B. s. kl. Schriften über Cook den Entdecker. Auch erinnere man sich an den beharrlichen Fleiß, mit welchem sich Hornemann und Röntgen in Göttingen und London auf ihre Reisen nach Afrika vorbereiteten! Eine Geschichte der Entdeckungen besitzen wir noch nicht; denn Matth. Sprengel, Adelung, Reinh. Forster und de Brosse haben zwar darüber mit Ordnung und Kritik geschrieben, sind aber nicht vollständig. — Die Phönizier unternahmen die ersten Entdeckungsreisen aus Handelszwecken, oder um Colonien anzulegen. Ihre Colonien thaten dasselbe. Leider sind die Nachrichten davon entweder sehr dunkel (wie von der phönizischen Umschiffung Afrikas), oder in Bilder gekleidet (wie die erste Beschiffung der Meerenge von Gibraltar), oder endlich verloren gegangen. Wir wissen von ihren Entdeckungen außerhalb des mittelländischen Meeres nur wenig. Sie fanden die Insel Kerne (Arguin) an der Westküste Afrikas, das rothe Meer, Madera und die Zinninseln (England); sie holten den Bernstein (wahrscheinlich nur durch Zwischenhandel mit den Jüten). Ihre Karavanenzüge in Asien und Afrika gaben ihnen eine Kenntniß von Ländern, wie wir dieselbe nicht mehr besitzen. Die tyrische Colonie, das mächtige Karthago, unternahm noch weitere Entdeckungsreisen; aber sie sind vergessen, und ihre Erfolge sind mit dem Staate selbst untergegangen. — Die Reiseversuche der Griechen hatten edlere Zwecke; nicht Blut und Gold, sondern man wollte wirklich entdecken und das Gebiet der Wissenschaft erweitern. Außer den frühern Reisen Herodots, welcher in seiner Darstellung dem Wege der Erfahrung treu folgte, und außer den fast gleichzeitigen des Hanno und Himilko aus Karthago, kennen wir noch den Reisebericht des Skylar aus Karyanda, welcher ungefähr in der Zeit des peloponnesischen Kriegs lebte. Hundert Jahre später (um 300 J. v. Chr.) stellte Pytheas aus Marseille zuerst astronomische Beobachtungen an, um die Lage der Örter genauer zu bestimmen; er hat zwei Reisen nach Norden hin unternommen, aber leider besitzen wir nur einzelne Bruchstücke davon. Er drang am weitesten im Norden vor, bis Thule (Thual bedeutet im Irischen Norden), wahrscheinlich Island, wo ihm besonders die Seelunge (Treibeis) auffiel, und nordöstlich bis an die Düna, von der er glaubt, sie sei der Tanais, der wie ein Canal das Nordmeer mit dem schwarzen Meer verbinde. Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen, und durch die Ansicht der Gegenstände, welche dieser große König seinem Lehrer schickte, als durch eigene Reisen belehrt, erweiterte Aristoteles das Gebiet der Länderkunde. Darauf benutzte die seit Herodot gesammelten Materialien, bald nach Alexanders Tode, Eratosthenes, welchen wir freilich nur aus Strabo kennen, der 300 Jahre später (10 n. Chr.) gleichsam eine neue Auflage der Schriften des Erathosthenes in 17 Büchern besorgte. Asien bis an den Indus und Ganges war seit Alexanders Kriegen bekannter geworden, und wurde es immer mehr durch die daselbst entstandenen griechisch-macedonischen Reiche. — Roms Heere ersetzten, was in diesem Zeitalter an wirklichen Entdeckungsreisen fehlte, und die Schriftsteller benutzten die Kriegsberichte

zr Erweiterung der früheren Länderkunde. Asien wurde ihnen un-
ittelbar bekannt; aus Indien erhielten sie Handelsnachrichten über
gypten; Afrika eröffnete sich ihnen von Ägypten aus an der Nord-
ste hin bis zum Niger, und in Europa lernten sie die pyrenäische
albinsel, Gallien, Südbritannien, Deutschland bis an die Elbe, Da-
emark und Pannonien kennen. — Die Völkerzüge des 4ten, 5ten und 6ten
Jahrh. enthüllen uns die Spuren unbekannter oder fabelhafter Län-
dergrenzen. Ost-Rom (Constantinopel) kam mit vielen neuen Völ-
kerstämmen in Berührung, von welchen uns seine Schriftsteller manche
ute Nachrichten hinterlassen haben. Den Byzantinern schlossen sich
e Araber an, welche theils durch ihre Heereszüge, theils durch den
andel, theils auf dem Wege der Wissenschaft sehr viel für die nähere
enntniß der Erde gethan haben. Einen Theil des nordöstlichen Asiens,
ittel- und Vorder-Asien, Nord-Afrika und Spanien öffnete ihnen
s Schwert; und ihre Handelsreisen zur See und zu Lande gingen
ach den indischen Inseln, nach China und in das Innere von Afrika,
och haben sie weniger geleistet für die wissenschaftliche Bearbeitung
er Erdkunde, als für die eigentliche Länder- und Völkerkunde. —
as die Araber im Osten der bekannten Erde durch ihre Eroberun-
gen dafür wirkten, das veranlaßten im Westen die germanischen Völ-
ker, als sie mit den gebildeten Völkern des weströmischen Reichs in
nähere Berührung kamen. — Im hohen Norden thaten mehr noch als
die Germanen die Normänner; denn wir haben ihnen neue, wenn
gleich nur zufällige, Entdeckungen zu danken. Sie fanden auf ihren
Seezügen die Faröer, Island (schon 861), Grönland (982), dessen
Westküste sogar durch normännische Niederlassungen angebaut wurde,
und zwanzig Jahre später fand der Normann Björn, durch Sturm
südwestlich verschlagen, Winland (Weinland, von den wilden Wein-
trauben so genannt), wahrscheinlich die östlichen Küsten von Canada,
worauf die ganze Schilderung paßt. Damals veranstaltete auch der
große König der Angelsachsen, Alfred (st. 901), zwei Entdeckungsrei-
sen durch die Normänner Other, der von Norwegen aus um das
Nordcap ins weiße Meer nach Biarmen (Permien), und Wulstan, der
von Schleswig aus bis an den finnischen Meerbusen kam. — Sehr
viel trug endlich zur Beförderung der Reisen das Christenthum bei;
nicht genug, daß Pilgrime Wallfahrten unternahmen, daß die Kreuz-
fahrer das slavische Deutschland und Asien genauer kennen lernten;
die Päpste schickten selbst Gesandte an die asiatischen Sultane, und
später an die Khane der Tatarn, um das weitere Vordringen dieser
Horden dadurch abzuwehren. Und wie viel haben nicht durch ihre
Missionsreisen Bonifacius für die Aufhellung Deutschlands (775), der
heilige Otto für den slavischen Norden (1124), Ansgarius (st. 865)
für Schweden gethan! Außer jenen Gesandtschaften gab es noch ein-
zelne Reisende, wie Joh. Mandeville aus England im J. 1327, Joh.
Schildberger, ein deutscher Kriegsknecht, der 1396 bei Nikopolis in
türkische, und hernach in mongolische Gefangenschaft gerieth und da-
durch Gelegenheit erhielt, jene Völker näher kennen zu lernen. Hun-
dert Jahre früher, um 1270, reiste der Venetianer Marco Polo durch
ganz Asien bis nach Khatai (China), und gleichzeitig mit Schildber-
ger unternahmen die Brüder Zeno, zwei venetianische Nobili, eine
Reise nach dem Norden. — Damit schließt sich das einzelne und be-
schränkte Reisen, und nun beginnt die Zeit der absichtlichen oder der
wahren Entdeckungsreisen. Bei einem Rückblick auf diese Darstellung
lassen sich folgende Perioden der Geschichte der Reisen aufstellen:

1) das früheste Zeitalter der Phönizier bis auf Herodot, 500 v. Chr. 2) die Griechen und die Heereszüge der Römer bis 400 n. Chr.; die Germanier und Normänner bis 900 n. Chr.; 4) die Araber u Mongolen bis 1400; 5) Colombo bis auf unsre Zeiten. — Nach d Erfindung des Compasses (zwischen 1250 und 1320 am wahrscheinlic sten) erweiterte sich die Schifffahrt, und mit ihr die Gelegenheit großen Seereisen. Die Italiener, vorzüglich Venedig und Genua, g ben das erste Beispiel; aber ihre Handelseifersucht hat uns viel dav entzogen. Ihr Handelsgewinn regte andre Völker zu gleichen En deckungsreisen an. Die Portugiesen standen durch ihre Kriege sch früher mit Afrika in Verbindung; vorzüglich belebte und leitete der I fant Heinrich, Herzog von Viseo (s. d. Art.), mit Recht der Seefahrer g nannt, ungeachtet er nur andern den Weg zeigte, den sie fanden auf seinem Schlosse an der algarbischen Küste, den Eifer zu weite Reisen. Porto Santo, Madera, die Azoren wurden von 1418 1450 entdeckt; in demselben Jahre fand man den Senegal, bald da auf Arguin (das Kerne der Alten); 1462 kam man endlich na Guinea, und 1486 umsegelte Barthol. Diaz die Südspitze von Afrik die er das Vorgebirge der Stürme, sein König Johann II. aber d guten Hoffnung nannte. — Während die Portugiesen den Weg um Afri nach Indien durch ihren Vasco da Gama (s. d. Art.) 1498 fanden, b harrte Genua auf seinem alten, so beschwerlichen als kostspieligen Handel wege; Spanien aber hatte mit den Mauren von Granada so viel zu thu daß der geniale Colombo nirgends Gehör fand, um seinen Plan, ein neuen Weg nach Indien westlich zu suchen, auszuführen. Endlich u terstützte ihn die spanische Königin Isabella; er fuhr aus, erblickte 12ten Oct. 1492 Land, und glaubte Indien gefunden zu haben, w man sich die Ostküste Asiens bis in das atlantische Meer vorgerü dachte, hatte aber die lukaysche Insel Guanahani (San Salvador und mit ihr Amerika endeckt. Auf seiner dritten Fahrt, 1498, trat er das feste Land. Um dieselbe Zeit kam Joh. Cabot aus V nedig, der in England lebte, nach Newfoundland und Virgini 1500 entdeckte Cabral, durch Sturm verschlagen, Brasilien, Ba das Terra firma, Cortereal Labrador und die nachmalige Hudsonsb Ponce de Leon Florida, und endlich drang Balbao über Darien, u erblickte das Südmeer. Dies geschah alles in dem Zeitraume v zwölf Jahren. Nun erst wußte man, daß man Amerika und ni Asien gefunden habe, daß beide ein ungeheures Weltmeer scheide, welchem man eine zweite neue Welt ahnte. Damals machte der lehrte Florentiner Amerigo Vespucci (st. zu Lissabon 1506) du seine Beschreibung Europa mit der Beschaffenheit der entdeckten Lä der bekannt. — Hierauf umschiffte 1519 fgg. Fernando Magelha durch die nach ihm benannte Meerenge die Südspitze von Ameri und fand den westlichen Weg nach Indien. Nach und nach trat a das Innere von Amerika aus seinem Dunkel hervor; Cortez und P zarro, Almagro, Cartier und Orellana machten auf ihren Rei im Innern von Amerika von 1525—1541 die wichtigsten Entdecku gen. Vom nördlichen und östlichen Amerika gaben uns Franz Dra Forbisher, Heemskerk, Hudson und Baffin von 1559—1616 genau Kunde. Ob Asien mit Amerika zusammenhänge, wußte man vorl nicht; aber 1648 drang der Kosack Semen Deschnew vom Flusse K lyma aus um das Vorgebirge der Tschuktschen durch eine Straße (B ringsstraße) bis zur Mündung des Anadir. Was durch diese Re ziemlich klar geworden war, erhob Capitän Bering 1726 dadu

[illegible] Gewißheit, daß er vom Flusse der Kamtschadalen durch die nach [illegible] benannte Straße bis zum Serdze Kamen auf der tschuktschischen [illegible]albinsel gelangte. Mehrere nachfolgende Reisende, und auch Cook [illegible] seiner dritten Reise, bestätigten dies. Sie und Vancouver unter[illegible]ten noch genauer die Westküste von Amerika. Der nordamerika[illegible]che Freiheitskrieg enthüllte Nordamerika noch mehr, so wie die [illegible]issionarien, z. B. der Jesuit Dobrizhofer in Paraguay, im südli[illegible]chen Amerika für eine bessere Kenntniß des Landes thätig gewesen [illegible]aren; am vollständigsten und gründlichsten thaten dies Alexan[illegible] von Humboldt (s. d. Art.), der Prinz von Neuwied [illegible] Wied) und mehrere Britten und Deutsche in Brasilien (s. d. a.). — [illegible]eniger haben die in das Innere von Afrika unternommenen Ent[illegible]ckungsreisen ihrer Absicht entsprochen. Die Portugiesen erforschten [illegible] die Länder, welche der Küste nahe lagen, denn sie beschränkten [illegible] auf den Seehandel nach Indien. Vor Vasco da Gama wurde [illegible] Westküste, und nach ihm die Ostküste untersucht (seit 1497); erst [illegible] 16ten Jahrh. befuhren sie das rothe Meer, doch kannten sie auch [illegible]byssinien. (S. Damian da Goes de rebus Aethiopicis etc. Colon. 1574.) Ägypten wurde von Pilgrimen besucht; aber dennoch [illegible]ieb die Kenntniß Afrikas nur Stückwerk. Die Südspitze von Afrika wurde zwar von den Holländern näher untersucht; aber weiter nördlich drangen erst die Schweden, Sparmann und Thunberg, darauf Le Vaillant und endlich Lichtenstein. Nach Abyssinien und Nubien reiste 1768 — 1773 James Bruce, dessen Kunde von den Quellen des Nils Salt 1809 bestätigte. Einen umfassenderen Plan zur Entdeckung des inneren Afrika entwarf und befolgt bis jetzt die 1788 in England entstandene afrikanische Gesellschaft. Mit vielen Kosten wurden treffliche Männer zu diesem gefahrvollen Unternehmen ausgerüstet; doch blieb der Erfolg weit unter der Erwartung. Ledyard, Lukas, Mungo Park, Hornemann und andere haben, außer einigen gelegentlichen Entdeckungen, nur den östlichen Lauf des Nigers, wie ihn schon Herodot angegeben hatte, bestimmt, und die Gegenden bis zum Königreiche Darfur erforscht. Noch haben wir von Tombuctu, Houssa, Wassanah und den Kafferländern nur sehr unvollkommene Nachrichten. Die Untersuchung, ob der Niger sich in dem Zaire (Kongo) ausmünde, ist noch nicht geendigt. Cap. Tuckans Entdeckungsfahrt auf dem Zaire, 1816, verunglückte. (S. Isis 1818, 7tes Heft.) Wichtiger für die Länderkunde waren Burkhards, Bowdichs, Molliens, Campbells und anderer afrikanische Reisen, so wie des Lords Valentia und Salts Reisen nach Abyssinien und die Reisen nach Ägypten und Nubien, die Belzoni, Gau und Menu von Minutoli unternahmen. — Asien wurde zuerst von den Portugiesen, später besonders von Engländern und Russen besucht. Schon Vasco da Gama fand 1498 die malabarische Küste, und bis 1542 war fast die ganze südliche Küste mit ihren Inselgruppen, ja auch Japan von den Portugiesen entdeckt. Aber nur die Küste war bekannt, bis in der Mitte des 16ten Jahrh. die Engländer den Grund zu ihrer Herrschaft in Indien legten, wodurch auch das Innere Asiens dem gebildeten Europa enthüllt wurde. Im höhern Asien unternahmen die Russen bedeutende Reisen. 1577 ward Sibirien durch den Kosackenhauptmann Jermak Timofejew und den russ. Kaufmann Stroganoff entdeckt; 1639 drang Kopilow bis an die östlichste Küste Asiens vor, und bald darauf fand man auch Kamtschatka. Seit 1745 kamen die Kurilen, die Aleuten und die Fuchsinseln bis an die Küste von Amerika zum Vor-

schein, und im nördlichen Asien machten auf Veranstaltung der russischen Regierung Müller, Gmelin, Lepechin, Güldenstädt, Falk, aber vor allen Pallas die wichtigsten Entdeckungsreisen. So wie La Peyrouse den Nordosten näher bestimmte, so erforschten die Russen durch Gärber, Reineggs, Klaproth, Parrot, Engelhardt den Kaukasus und das kaspische Meer; Golowkin beschrieb seinen Aufenthalt in Japan. Auch die übrigen Gegenden Asiens wurden bekannter: Arabien durch Carsten Niebuhr, der es im Auftrage der dänischen Regierung 1761 für die Beförderung einer bessern Bibelerklärung besuchte; Persien besonders durch J. Chardin von 1664—1677, und in der neuesten Zeit durch den Engländer Morier; Kabul durch Elphinstone; Syrien und Palästina durch Pilgrime und Alterthumsforscher. Aber Nordindien, Tibet und das Innere der größern ostindischen Inseln ist noch immer zu wenig bekannt. — In dem Südmeere ahneten schon die Portugiesen eine neue Welt, und der franz. Rechtsgelehrte Bodinus gibt in seiner Anleitung zur Geschichte 1610 schon fünf Welttheile — Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien — an. 1511 kamen die Portugiesen nach Neuguinea, und Magelhaens besuchte bei seiner Erdumschiffung gleichfalls das Südmeer. Doch blieben diese Entdeckungen, wie die eines Mendoza, Mindana und Guiros 1568 bis 1605 meist unbenutzt, bis die Holländer seit 1616 durch Le Maire, Schouten, Hertoge und Tasman Entdeckungsreisen machen ließen, und Neuholland, Neuseeland und die Freundschaftsinseln fanden. Dampierre berichtigte zwar 1698 die Entdeckungen im Südmeer, aber am genauesten erforschte Cook seit 1768 diese neue Welt, so daß einem Vancouver, La Peyrouse, Krusenstern und Kotzebue nur wenig übrig blieb. Die von brittischen Seefahrern 1819 gemachte Entdeckung einer Küste am Südpole, die man Neusüdshetland genannt hat, verspricht neue Bereicherungen der Erdkunde (s. **Shetland**). Über die neuesten wissenschaftlichen Reisen brittischer Seefahrer nach dem **Nordpol**, 1818 und 1819, s. d. Art. — Bis jetzt fehlt es noch an einer kritischen Darstellung der verschiedenen Entdeckungsreisen, von denen wir hier nur einige der bedeutendsten anführen konnten. Vielleicht möchte dies die beste Methode des geographischen Studiums sein, wenn die durch Reisen, seit Moses und Homer, allmählig bewirkte Erweiterung der Erdkunde, in einer oro- und hydrographischen Zeichnung dem jugendlichen Verstande vorgeführt würde. Für diesen Zweck enthalten manches Gute Zeunes Ansichten der Erdkunde (Berlin 1815) und dessen Gäa, so wie Sprengels Geschichte der geogr. Entdeckungen; v. Zimmermanns Schriften und Malte Bruns Geschichte der Erdkunde. Der Engländer Murray lieferte über die Geschichte der geographischen Entdeckungen in Afrika und Asien zwei Werke (Historical Account of the discoveries and travels in Africa, 2 Bde. Edinburgh 1817 und Historical Account of the discoveries and travels in Asia, 3 Bde. Edinb. 1820), wovon das erste brauchbarer als das zweite ist. Eben so fehlt uns noch eine chronologische Darstellung der Reisebeschreibungen mit literarischen und biographischen Nachrichten; denn was Stuck (in seinem Verzeichnisse von 40 Bogen bis zum J. 1785), Boucher de la Richarderie und Beckmann geliefert haben, ist nicht vollständig. Selbst die großen Sammlungen von Reisebeschreibungen, welche Ehrmann, Sprengel, Pinkerton (Lond. 1815 fgg.), Robert Kerr (Lond. 1814 fgg.) u. a. gemacht haben, so wie Spickers Journal der See- und Landreisen, sind nicht nach einem streng wissenschaftlichen Plane an-

legt. Dieses scheint mehr der Fall zu sein bei der jetzt vom russ. Statsrath von Uwaroff in russischer Sprache unternommenen Herausgabe einer vollständigen Sammlung aller gelehrten Reisen durch das russische Reich, an welchen Akademiker Theil gehabt haben, mit Anmerkungen und Zusätzen des Herausgebers, wovon 2 Theile bereits erschienen sind. Durch eine kritische Benutzung der Materialien haben das Studium der Erdkunde, seit dem ersten Keime derselben, folgende Schriftsteller befördert. Die ersten geographischen Nachrichten enthalten die Mosaischen Urkunden; ihnen schließt sich Josua (1400 v. Chr.) an. Homer, Hesiod (1000 v. Chr.), Herodot und Aristoteles (444 u. 320 v. Chr.) unter den Griechen, Hanno unter den Karthagern (440 v. Ch.), gehören zu den bekanntesten Reisebeschreibern. Man vgl. über sie die neueren kritischen Geographen: Rennel, Gosselin, Mannert, Voß u. a. Polybius, Hipparch, Artemidor fügten ein hundert Jahre später neue Reisebeschreibungen hinzu; Juba, König von Mauritanien, beschrieb Libyen im Zeitalter des Augustus, und Strabo (11 n. Chr.) sammelte alles bisher Erforschte in einem umfassenden Werke. Ähnliches thaten Pomponius Mela (50 J. n. Chr.) und 20 Jahre später der fleißige Plinius. Arrian unter dem Kaiser Hadrian schilderte Libyen, und Marinus aus Tyrus in Phönizien (150 n. Chr.), seinem Zeitgenossen Ptolemäus sich anschließend, bestimmte weit genauer die Lage der Örter. — Wenn nach diesen die wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie über 1000 Jahre ruhte, so gewann desto mehr die Länderkunde durch treffliche Reisebeschreibungen, unter welchen wir nur folgende nennen: Pausanias (170 n. Chr.), Agathemer (200 n. Chr.), Marcian aus Heraklea (200 n. Chr.), Agathodämon; in diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die Peutingersche Erdtafel. Was germanische Völkerzüge und Kreuzfahrten lehrten, das sammelten die Kirchenväter, aus deren oft mährchenhaften Erzählungen ein ägyptischer Mönch, Kosmas, gewöhnlich Indopleustes, Indusfahrer, genannt, obgleich er selbst nur bis Äthiopien kam, seine christliche Ortsbeschreibung in zwölf Büchern (450 n. Chr.) verfaßte. Ungefähr zwei Jahrhunderte später lebte der Erdbeschreiber von Ravenna (Sprengel nennt ihn Guido, jedoch ist dies wohl eine Verwechselung mit seinem Volksnamen, denn er war ein Gothe), dessen Geographie in fünf Büchern wir nur aus dem nachlässigen Auszuge des Galadro kennen. Von Landcharten kommen jetzt schon mehrere Exemplare vor; Carls des Großen Landcharte war eine silberne Tafel. — Diesen christlichen Erdbeschreibern schließen sich die arabischen Reisebeschreiber an. Wahab und Abuzeid durchwanderten die östlichen Länder Asiens, und haben die Schilderungen dieser Reise uns hinterlassen (851 — 877 n. Chr.); Abu-Ischak gab (920 n. Chr.) seine Reise von Chorasan bis Sina heraus. Massudi Kothbeddin aus Cairo beschrieb 947 n. Chr. die bekanntesten Königreiche der drei Erdtheile unter dem Titel: die vergoldete Wiese und die Gruben der Edelsteine. Im J. 980 beschreibt Ibn Haukal vorzüglich die Mohammedanischen Länder. Um 1140 erschien die Reise der Almagrurim (Irrenden), und 1153 trat der berühmte nubische Erdbeschreiber, der Sherif Edrisi, auf. — Noch gedenken wir der Reisebeschreibungen des Juden Bejamin aus Tudela, des Syriers Ibn al Wardi und des Persers Hamdullah, von 1160 — 1240. Ruisbroeck (Rubriquis), ein Minorit aus Brabant, durchwanderte, als Gesandter Ludwigs des Heiligen an den großen Mogul, den größten Theil von Mittelasien, und hat uns schriftlich die höchst anziehenden Ergebnisse

seiner Reise hinterlassen. Marco Polo aus Venedig reiste fast 2
Jahre nach Ruisbroeck (1270) durch ganz Asien bis nach Khat
(China). 50 Jahre später schrieb Abulfeda, Fürst von Hamah i
Syrien, sein geographisches Werk: Beschreibung des Bewohnte
1390 machten die Brüder Zeno aus Venedig eine Reise nach dem No
den, welche einer ihrer Nachkommen beschrieben hat. In dieser Ze
erschienen auch mehrere Landcharten vom Perser Nassir Eddin, v
Picigno, Mart. Sanudo, Andrea Bianco, Benincasa, Roselli, Brazl, B
haim und Ulug-Beg, einem Enkel Tamerlans in Samarkand. D
erste Landcharte, auf welcher Amerika sich befand, verfertigten
Brüder Appiani, und bald darauf Ribero. Um diese Zeit (152
lebte Leo aus Granada, welcher eine Beschreibung Afrikas liefer
50 Jahre später gab der berühmte Gerhard Mercator, ein Deutsch
seine Charten heraus, und jetzt geschahen auch die Gradmessungen v
Ferrel, Snell, Norwood, Riccili und Picard von 1550 — 1669,
ersten in Europa, 700 Jahre später, als der arabische Khalif A
Mamun in Asien die erste Gradmessung veranstaltete. — Im Anfan
des 17ten Jahrh. machte sich der österreichische Gesandte von Herbe
stein (s. dessen Leben von Adelung) um die Geographie von Ru
land durch seine Commentarien verdient; am Ende desselben Jahr
reiste Engelbrecht Kämpfer nach Japan, und hinterließ uns sei
noch jetzt sehr wichtige Reisebeschreibung. Im Anfange des 8t
Jahrh. sind die Gradmessungen von Condamine und Maupertuis u
die Landcharten von Sanson und Homann vorzüglich auszuzeichne
Jene Bemühungen der französischen, schwedischen und spanischen M
thematiker, die Grade unter verschiedenen Breiten zu messen, wurd
im 19ten fortgesetzt, und 1818 verknüpften die brittischen Astronom
die ihrigen mit den französischen. Dies und die geographische Ort
bestimmung, so wie die Trinangular-Vermessungen verschiedener Lä
der, seit die Cassini in Frankreich ein Muster aufstellten, haben u
ser Landchartenwesen sehr verbessert. M. s. hierüber die monatl. Co
respondenz von Zach; die allg. geogr. Ephem. von Bertuch;
astron. Jahrb. von Bohnenberger und von Lindenau. Überhaupt v
m. d. Art. Geographie, wo die merkwürdigsten Geographen g
nannt sind.

Reiske (Joh. Jac.), ein Philolog von den ausgebreitets
Kenntnissen, ausgezeichnet durch seine rastlose Thätigkeit für die gr
chische, und besonders für die arabische Literatur. Er war geb.
Zörbig in Sachsen 1716 (nicht 1717, wie einige falsch angegeben h
ben, und er selbst eine Zeit lang meinte). Sein Vater, ein arm
Lohgerber, konnte für des Sohnes Erziehung wenig thun; dieser bl
daher bis ins 10te Jahr auf der Stadtschule zu Zörbig, kam da
nach Zösch n, wo er mit des Predigers Söhnen Privatunterricht
noß, und dann aufs Waisenhaus nach Halle, wo er von 1728
1732 seine Schulstudien vollendete. Die klösterliche Erziehung dasel
machte ihn, der von Natur zum Trübsinn geneigt war,
noch finsterer. In den Schulwissenschaften legte er hier jedoch ein
trefflichen Grund, und ging, mit wackern Kenntnissen ausgerüst
um Ostern 1733 nach Leipzig auf die Universität. Niedrigen U
gang verschmähend, zog er sich fast gänzlich von der Welt zurü
besuchte sogar keine Collegia, sondern studirte ohne Ordnung für s
Philosophie, Mathematik und Literatur vernachlässigte er, und w
mete seinen ganzen Fleiß den Sprachen. Von den gewöhnlichen F
lern der Selbstgelehrten, einem hypochondrischen Wesen und eig

[illegible]igen Beharren auf einmal gefaßten Meinungen, war er nicht [illegible], was ihn in spätern Jahren häufig in Händel verwickelte. Während er noch in Leipzig war, bemächtigte sich seiner eine heftige Begierde, die arabische Sprache zu studiren. Was ihm Leipzig an Hülfsmitteln darbot, benutzte er; aber bald genügte ihm dies nicht mehr; er beschloß daher, nach Leiden, dem damaligen Sitze der arabischen Literatur, zu gehen. Nachdem er fünf Jahre in Leipzig (von [illegible] Thaler während der ganzen Zeit) studirt hatte, trat er 1738 ohne [illegible] Hülfsmittel seine Reise nach Holland an, von der ihm seine Freunde vergebens abriethen. Fast verzweifelte er selbst, dieselbe [illegible] zu können. Allein in Hamburg fand er zwei edle Gönner, [illegible] Paster Wolf und den Prof. Reimarus, die ihm die Erreichung [illegible] lang ersehnten Ziels möglich machten. In Leiden fand seine Begierde nach der arabischen Literatur vorzügliche Nahrung; durch Schultens stand ihm die Bibliothek offen, die er fleißig benutzte. [illegible] fand er an s'Gravesende und d'Orville große Gönner. Letzterer brauchte ihn theils zu Übersetzungen, theils, wie Burmann, zu Correction seiner Werke. Obgleich ihm diese und ähnliche Arbeiten [illegible] Zeit raubten, so trieb er dennoch seine philologischen Studien mit dem größten Eifer. Da er sich aber, nach der damaligen Einrichtung der Universitäten, zu einer der drei Hauptfacultäten bekennen mußte, so bequemte er sich zur Medicin und trieb neben seinen [illegible] andern Arbeiten das theoretische Studium derselben mit solchem Eifer, daß er bald darauf von der medicinischen Facultät kostenfrei zum Doctor promovirt wurde. Reiske hatte sowohl wegen seines Fleißes, als wegen seiner Gelehrsamkeit in Leiden den besten Ruf. Es fehlte daher nicht an Anstellungen, die ihm angeboten wurden. Er schlug sie aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unerfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich sein können, wenn er sich nicht durch Eigensinn und Liebe zur Unabhängigkeit die zu Feinden gemacht hätte, die ihm wohl wollten. So zerfiel er mit Schultens, da er dessen Methode, die orientalischen Sprachen zu lehren, laut getadelt hatte, verlor d'Orvilles Freundschaft, weil er sich in des alten würdigen Mannes kleine Launen nicht fügen wollte, und zog sich sogar einen sehr übeln Ruf zu, da er nach Burmanns Tode, der ihm noch bei seinen Lebzeiten die Correctur des von ihm herausgegebenen Petronius anvertraut hatte, im Texte dieses Schriftstellers die willkürlichsten Änderungen, ganz den Absichten des Herausgebers zuwider, vornahm und sowohl dadurch als durch eine Menge übersehener Druckfehler diese schöne Ausgabe höchlich entstellte. Ohne Freunde und Gönner und aller Aussichten beraubt, war ihm nun Holland verhaßt geworden. Im Sommer 1746 kehrte er daher nach Leipzig zurück. Hier waren der guten Aussichten jedoch noch weniger für ihn. Er reiste nach Zörbig, seinem Geburtsorte, und blieb dort bis zum Herbst dieses Jahrs. Dann kam er abermals nach Leipzig, wo er mehrere Jahre hindurch in völliger Dunkelheit lebte. Um seinen Zustand zu verbessern, wollte er anfangen, philologische Collegia zu lesen, und hielt mehrmals um die dazu nöthige leipziger Magisterwürde an. Man verweigerte sie ihm aber stets, unter dem Vorwande, man könne dieselbe keinem ertheilen, der schon von einer andern Universität in einer höhern Facultät promovirt sei. Endlich erhielt er zwar 1748 durch die Gnade des Kurfürsten den Titel eines Professors der arabischen Sprache, kam aber nie dazu, ein Collegium zu Stande zu bringen. Seinen Unterhalt erwarb er sich durch

Privatunterricht, Bücherschreiben, Corrigiren, Übersetzen und Aufsä[tze] in einigen kritischen Journalen, vorzüglich den Act. eruditorum. Indeß drückten ihn stets Nahrungssorgen, da er fast seinen ganze[n] Verdienst zum Ankauf der trefflichsten Bücher, vorzüglich in der gri[e]chischen und arabischen Literatur, verwendete, die Werke, die er her[aus]gab, alle auf seine Kosten drucken ließ, und statt Gewinnst vo[n] seinen Schriften zu ziehen, sich den größten Verlust dadurch zuzog. 1756 machte er eine Reise nach Dresden, wo er sich durch Erklärun[g] einer arabischen Inschrift den Grafen von Wackerbarth zum Freun[d] machte, der ihn bald darauf durch sein Ansehen in eine wenigsten[s] etwas glücklichere Lage versetzte. Denn dieser war es vorzüglich, de[r] ihm 1758, wo er durch den Krieg in die äußerste Dürftigkeit verset[zt] war, durch seinen Einfluß die erledigte Rectorstelle an der Nicolai[-]schule zu Leipzig verschaffte. 16 Jahre hindurch verwaltete Reisk[e] dies Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit, ungeachtet seiner zahl[-]reichen literarischen Arbeiten. 1763 verheirathete er sich mit Ernestin[e] Christine Müller, einer Frau von seltenen Eigenschaften, und eine[r] für Weiber ganz ungewöhnlichen Gelehrsamkeit. Sie war es, di[e] ihm sein mühevolles Leben erheiterte, ja sogar bei der Herausgab[e] seiner Werke, vorzüglich der griechischen Schriftsteller, die sie selbs[t] las, half, die von ihm angefangenen Arbeiten noch nach seinem Tod[e] fortsetzte, und ihm die Leiden der langwierigen Krankheit, die sein[e] letzten Lebensjahre verbitterte, linderte. Er starb 1774. — Von de[n] zahlreichen Schriften Reiskes können hier nur die vorzüglichsten ge[-]nannt werden. Bemerkenswerth ist vorzüglich die Sammlung einiger arabischen Sprichwörter, die von Stecken hergenommen sind, Leipzig 1763, 4. u. a. Schriften über die arabische Literatur. Seine Kennt[-]niß des Arabischen wandte er vorzüglich auch auf die hebräische Sprach[e] an, ging aber hierin zu weit, wie die nach seinem Tode herausgege[-]benen Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis, Lips. 1779, 8. beweisen, in welchem Buche unter vieler Spreu manche von neuern Philologen nicht genug beachtete Goldkörner zu finden sind. Die griechische Literatur verdankt ihm treffliche Ausgaben des Theo[-]krit (Wien und Leipzig 1765, 2 Bände, 4.), der griechischen Redner (12 Bände, Leipzig 1770—1775, 8.), des Plutarch (12 Bände, Leip[-]zig 1774—1779, 8.), des Dionysius von Halikarnaß (6 Bände, Leip[-]zig 1774—1777, 8.), des Maximus aus Tyrus (2 Bände, Leipzig 1774, 8.). Seine ungemeine Belesenheit und seinen kritischen Scharf[-]sinn hat er vorzüglich in den Animadversiones in Graecos aucto[-]res bewiesen, die zu Leipzig 1759—1766 in 6 Bänden in 8. heraus[-]kamen, und in denen eine große Anzahl von Stellen aus den griechi[-]schen Classikern verbessert worden. Er hielt diese Anmerkungen selbst für sein bestes Werk, obgleich sie auch viele gewagte Muthmaßungen enthalten. Weniger glücklich war er als Übersetzer; der Übersetzung wenigstens, die er von des Demosthenes und Äschines Reden 1764 u. ff. zu Lemgo in 5 Bänden herausgab, fehlt es völlig an Geschmack und Eleganz, obgleich man ihr den Vorzug der Treue und Richtigkeit nicht absprechen kann. — Die zahlreiche Sammlung von trefflichen, vorzüglich arabischen, Handschriften, die er mit dem größten Auf[-]wande von Mühe und Kosten theils selbst abgeschrieben, theils an sich gekauft hatte, erstand nach Reiskes Tode von dessen Witwe der große Beschützer der Wissenschaften Suhm (in Kopenhagen), und mehrere derselben wurden später herausgegeben, wie z. B. Abulfedae an[-]nales Moslemici arabice et latine (wovon die Herausgabe durch

[...]ler besorgt wurde), Kopenhagen 1789—1794, 5 Bände, 4. — [Re]iske hat sein Leben selbst beschrieben, und dies mit einer so seltnen [Un]parteilichkeit und Offenherzigkeit im Bekennen seiner Schwächen [u]nd Fehler, daß man sich unwillkürlich zur Bewunderung des edlen [Ch]arakters und der Wahrheitsliebe dieses Mannes hingezogen fühlt. [Se]ine Frau hat diese Lebensbeschreibung, die sie bis zum Sterbetag [sei]nes Mannes fortsetzte, 1783 zu Leipzig herausgegeben. Mit dieser [Se]lbstbiographie verdient die treffliche Vita I. I. R. von S. F. N. [M]orus (Leipzig 1777, 8.) verglichen zu werden.

Reiten. Unter allen Bewegungen gibt es keine, die ihrer Na[tu]r nach so sehr auf die ganze thierische Ökonomie wirkt, als eben [die]se, und der Einfluß, welchen dieselbe nach der mehr oder mindern Stärke der dadurch hervorgebrachten Erschütterungen auf den Organismus hat, bestimmt ihre Vortheile und Nachtheile und weist auf [di]e dabei zu beobachtende Vorsicht hin. Diese Bewegung erzeugt [ei]ne Reihe von Veränderungen, die im Allgemeinen stärkend [w]irken und eben das hervorbringen, was durch tonische Arzneimittel [be]wirkt werden soll: Kräftigung der Organe und Erhöhung ihrer Lebensthätigkeit. Der Einfluß derselben äußert sich vornehmlich auf die Verdauungsorgane, indem das Reiten vor dem Essen zum Genusse reizt und nach demselben die Verdauung beschleunigt; auf den Blutumlauf, da es die Bewegung der Arterien stärkt, ohne den Puls zu beschleunigen; auf die Thätigkeit der Lunge, die es gleichfalls befördert, sobald die Bewegung des Pferdes nicht zu heftig ist, und auf das Nervensystem. Im gesunden Zustande behalten die Organe der Lebensthätigkeit dabei ihre natürliche Wirksamkeit, und das Reiten erhält sie blos in einer glücklichen Harmonie; sobald aber in den zur Absonderung oder Ausdünstung bestimmten Organen Schwäche eingetreten ist, wird die Thätigkeit derselben durch jene Bewegung vermehrt und häufiger, und eben daher der natürliche Zustand hergestellt. Auch die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße wird durch das Reiten regelmäßig, und der organischen Stimmung jedes Einzelnen angemessen erhalten. Schon mehrere ältere Ärzte und unter den Neuern vorzüglich Sydenham, empfahlen das Reiten als ein Heilmittel, das bald für sich, bald in Verbindung mit andern Mitteln, die kräftigste Wirksamkeit zeige. Es ist im Allgemeinen nützlich in allen Krankheiten, wo Erschlaffung der Gefäße und Trägheit in den organischen Bewegungen eingetreten ist. Das Reiten kann daher im Allgemeinen nicht in hitzigen Krankheiten dienen, wo die Thätigkeit der Muskeln gewöhnlich gehemmt ist, dagegen ist es desto nützlicher nach der Genesung von Fiebern, so wie in den fieberfreien Zwischenräumen bei hartnäckigen Wechselfiebern. Auch bei Entzündungen ist es bedenklich, da die dadurch hervorgebrachte Erschütterung auf den entzündeten Theil schädlich wirkt, und durch die in der ganzen thierischen Ökonomie hervorgebrachte erhöhte Thätigkeit das Fieber neue Stärke erhält. Auch bei chronischen Entzündungen ist Vorsicht nöthig. Lungenentzündungen werden nicht selten dadurch gefährlicher, und man muß daher diese Entzündungen wohl von katarrhalischen Leiden unterscheiden, wobei das Reiten vom größten Nutzen ist. Sydenham empfahl es freilich zu sehr bei Lungensuchten, aber es ist unstreitig ein Mittel, das die Krankheit verhüten und die Entwickelung derselben aufhalten kann. Bei Durchfällen, die in Schwäche des Darmcanals ihren Grund haben, ist es sehr wirksam, und bei vielen Nervenübeln ein kräftiges Nebenmittel. Aus demselben Grunde empfiehlt es sich

bei hypochondrischen Leiden. Man rühmt es gleichfalls bei scrophulö-
sen und scorbutischen Übeln, und Ramaizini als ein gutes Mittel bei
anfangender Bauchwassersucht. Soll aber diese Bewegung bei lang-
wierigen Krankheiten wirken, so muß sie täglich wenigstens einmal
statt finden. Wird sie als Heilmittel gebraucht, so hat man überhaupt
darauf zu sehen, daß man ein sanftes, lenksames, nicht an ermüdende
Bewegungen gewöhntes Pferd wähle; daß man mit kleinen Spazier-
ritten beginne, die man nach und nach verlängert, und die Mor-
gen- und Abendkühle, so wie die Mittagshitze im Sommer vermeide;
daß man die Schnelligkeit der Bewegung nach der Wirkung, die man
hervorbringen will, abmesse, und endlich, daß man den Einfluß beob-
achte, den das Reiten auf die Verdauung hat, um darnach zu be-
stimmen, ob man vor Tische oder eine Stunde nachher reiten soll.

Reitkunst. Diese Kunst besteht in dem Inbegriff derjenigen
Geschicklichkeiten, die zur Ausübung des Reitens in der gehörigen
körperlichen Haltung, und zur Angewöhnung und Abrichtung eines
Pferdes zum Reitdienste erfordert werden. Schon in den ältesten Zei-
ten bediente man sich nicht nur der Pferde, sondern auch anderer
Thiere zum Reiten. Einige schreiben die Erfindung des Reitens dem
Orus, einem Sohne des Osiris, andre dem Sesostris zu. Die Reit-
kunst, als Kunst betrachtet, hat Italien zum Vaterlande. Zu Nea-
pel wurde die erste Reiterakademie, wo man das Reiten lehrte, er-
richtet. Federico Grisani war der erste, der in Italien von dieser
Kunst schrieb. Durch seine Schüler kam sie unter Heinrich VIII. nach
England, wo sich der Herzog von Newcastle durch ein Reitbuch be-
kannt machte. So ward die Reitkunst gleichfalls, von Italien aus
durch Pignatellis Schüler nach Frankreich verpflanzt, wo Pluvinel
und La Broue zuerst in französischer Sprache darüber schrieben. Wir
Deutsche haben viele vortreffliche Werke, die Reitkunst betreffend,
von v. Tennecker, Bouwinghausen von Wallmerode, von Sind u.
m. a. Hierher gehört auch de la Gueriniéres Reitkunst oder gründ-
liche Anweisung zur Kenntniß der Pferde 2c. übersetzt von Knöll, 5te
verb. Aufl. Marburg 1817.

Reiz (Friedr. Wolfgang), Begründer einer trefflichen gram-
matisch-philologischen Schule, geb. 1733 zu Windsheim in Franken.
Er bildete sich zu Leipzig in Christs und Ernestis Schule, ward 176[illegible]
zuerst außerordentlicher Professor der Philosophie und erhielt später
den Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Sprache und endlich 178[illegible]
der Poesie, den er bis zu seinem Tode (1790) besaß. Ein seltener
Umfang von Kenntnissen im Gebiete der ältern und neuern Literatur
und eine vertraute Bekanntschaft mit allen Feinheiten der griechischen
und lateinischen Sprache, machten ihn zu einem gründlichen Lehrer,
der mehrere ausgezeichnete Schüler, unter welchen Herrmann oben an
steht, gebildet hat. In seiner frühern beengten Lage genöthigt, sich
mit vielen kleinlichen Nebenarbeiten zu beschäftigen, und bei dem hohen
Ziele, das er in seinen schriftstellerischen Leistungen sich vorsteckte,
wirkte er mehr im Lehrerberufe als durch Schriften, wiewohl alles,
was er schrieb, vorzüglich war. Seine unvollendet gebliebene Ausgabe
des Herodot, der Rhetorik und Poetik des Aristoteles, der Satyren
des Persius, sind vorzüglich. Für seine tiefen grammatischen Einsich-
ten sprechen besonders seine von Wolf herausgegebenen Abhandlungen:
De prosodiae gr. accentus inclinatione, und mit welchem hellen
Blicke er die dunkle Lehre von den Sylbenmaßen der alten Lustspiel-
dichter erforscht hatte, zeigte er sowohl in einer seiner letzten Schri[f-]

m, worin er Bentley gegen Burmann vertheidigte, als in seiner …ischen Ausgabe des Lustspiels Rudens von Plautus. Auch als la…nischer Dichter war Reiz ausgezeichnet, wie sein Gedicht: Socu…m ab inventis clarum, bezeugt. Sein Leben erzählt der 1ste …and von Schlichtegrolls Nekrolog.

Reizbarkeit ist die Kraft oder Eigenschaft des thierischen …rpers, Bewegungen zu vollbringen, die nicht auf mechanische Weise, …rch Druck, Stoß, Dehnung rc., erklärt werden können, sondern …rch Reize, d. h. dynamisch einwirkende Ursachen, erregt werden. — …an hatte früher die Bewegungen des Thieres auf mechanische Weise …rch die Elasticität, und auf dynamische Art durch unmittelbaren …nfluß der Lebensgeister (oder Nerventhätigkeit) erklärt. Albr. v. Hal…er unterschied von diesen beiden die eingepflanzte Kraft der Muskeln, …ie Reizbarkeit oder Irritabilität; stellte eine Menge von Versuchen …n lebendig geöffneten oder frisch getödteten Thieren an, um zu be…immen, welchen Theilen des Körpers die Reizbarkeit, und welchen …ie Nervenkraft zukomme; suchte die verschiedenen Grade der Reiz…arkeit an einzelnen Theilen zu erforschen, und ist als der Schöpfer …ieser Lehre anzusehen, die zu und nach seiner Zeit eine Menge Ärzte …schäftigte, eine Menge Anhänger und Gegner fand. Vorzüglich …ber beschäftigte das Verhältniß der Reizbarkeit und Nervenkraft (Irritabilität und Sensibilität) dieselben. Wegzuläugnen waren die hallerschen Erfahrungen gar nicht, sondern nur in einzelnen Theilen zu berichtigen, zu ergänzen und weiter zu verfolgen. Einige Ärzte aber sahen auch die Reizbarkeit, so wie alle andern Erscheinungen des Organismus, als abhängig von der Nerventhätigkeit an, und so entstand die sogenannte Nerventheorie; andre faßten Nerventhätigkeit und Reizbarkeit unter den allgemeinen Begriff der Lebenskraft zusammen. Da denn nun aber nach und nach das Spiel mit den Kräften, die den Organen nur beiwohnen, keineswegs mit ihnen eins und dasselbe sein sollten, verdächtig und müßig werden mußte, so faßte Brown beide Begriffe der Sensibilität und Irritabilität unter den der Erregbarkeit zusammen und stellte denselben als die Grundlage seines so berühmt gewordenen Systems auf. Doch konnte sich auf dieser Höhe der so einseitige Begriff der Reizbarkeit, der in der Erregbarkeit nur weiter ausgedehnt erscheint, nicht erhalten, und indem in den neuesten Zeiten die Idee des Lebens über alle diese Begriffe gestellt wurde, mußte auch die Reizbarkeit als eine Äußerungsart derselben Idee erscheinen und wurde so auf die ihr eigenthümlichen Erscheinungen beschränkt, ohne weder die anderartigen Lebensäußerungen ihr unterordnen, noch wegläugnen zu wollen. Sie führt auch in dieser Beschränkung noch den Namen der Irritabilität, und wird als die Grundäußerung der Idee des Lebens bestimmt, durch welche organische, lebendige, d. h. freie Bewegungen möglich werden. — Bezieht die Reproduction sich vorzugsweise auf den Raum, den sie in seiner Mischung zu erhalten sucht; so erscheint dieser in den irritablen Functionen nur als Vehikel, als unumgängliche Bedingung, er wird in seiner Lage zwar verändert durch dieselben, und es äußert sich die Irritabilität schon mehr in zeitlichen Veränderungen des Raums des Organs. Dies ist daher da, wo es irritable Functionen, Bewegungen vollzieht, nach einem andern Typus gebildet, als die reproductiven Organe; die längliche Fasernbildung ist der Irritabilität eigenthümlich; es ist dieselbe in den Organen ganz vorzüglich sichtbar, wo die Irritabilität am kräftigsten sich äußert, in den Muskeln nämlich,

und im Herzen. Auch in den Arterien, vorzüglich in den größe Stämmen derselben und in den Muskelhäuten der Eingeweide, dieselbe Bildung sichtbar, und auch da zu vermuthen, wo sie, w in den Venen und Lymphgefäßen (in denen auch die Bewegung nic sichtbar ist), vielleicht wegen Kleinheit und der weißen Farbe nic in die Augen fällt. Nur in einem Organe, das dessen ungeachtet sel lebhafte Bewegungen äußert, in dem Uterus nämlich, hatte man nicht entdeckt; hier treffen aber ganz andere Gesetze zusammen, d die Bildung dieses Organs abändern, und so eine Ausnahme nöthi machen. — Die Längenausdehnung einer jeden Faser bringt noth wendig zwei Enden derselben hervor, die sich auch bei den kreisrund nicht berühren. Diese beiden Enden stehen in Polarität gegen einan der, so wie überhaupt das Gesetz der Polarität und die Antithese sich in der Irritabilität ganz besonders vorfinden. Wird nun dur irgend etwas Äußeres eine Faser gereizt, d. h. in Thätigkeit gesetz so tritt eben jene Polarität hervor, und äußert sich durch abwechselnd Zusammenziehung und Ausdehnung der Fasern oder der Faserbünde die zugleich gereizt wurden. Man ist gewohnt, die Zusammenziehun allein als Ausdruck der Thätigkeit anzusehen; unsere Darstellun lehrt, daß dieselbe sich auch in der Ausdehnung äußere. In den meh resten Muskeln erscheint die Zusammenziehung freilich als Zweck, i einigen, den Schließmuskeln, aber auch die Ausdehnung. Ein ähnli licher Gegensatz findet sich auch in der Anordnung der Muskeln, di sich einander entgegenwirken, und von denen die einen ausgedehn werden, wenn die andern sich zusammenziehen. Durch diese abwech selnde Ausdehnung und Zusammenziehung werden denn alle Bewegun gen hervorgebracht, die nur vorhanden sind. Sie gehen ohne Unter laß von statten da, wo die Irritabilität in die Reproduction ein greift, die selbst nie ruhen darf; so in den Unterleibseingeweiden den Gefäßen und in der Respiration. In den sogenannten willkürli chen Bewegungen dagegen, die sich näher an die Sensibilität anschlie ßen, bedarf die Irritabilität oder Sensibilität oder beide zugleich de Ruhe und des Schlafs. — Die Reize selbst, die die Äußerungen de Reizbarkeit oder Irritabilität hervorrufen, sind sehr mannichfaltig Dahin gehört in den Gefäßen das Blut und andere Flüssigkeiten, di sich in ihnen befinden; die Flüssigkeiten des Darmcanals sind Reiz für die Muskelhaut desselben, die Luft und der Naturtrieb für di Muskeln der Respiration; der letztere oder der Wille für die ge wöhnlich sogenannten willkürlichen Muskelbewegungen. Auch manch krankhafte Reize, die bald das Organ selbst unmittelbar berühren, bald durch Sympathie auf dasselbe einwirken, bringen krankhaft Bewegungen, die Krämpfe, hervor. In allen diesen Bewegungen is der Einfluß des Nervensystems eben so unbedingt nothwendig, als di gehörige Ernährung der bewegenden und bewegten Organe. B. P.

Relativ ist dem **Absoluten** (s. d. Art.) entgegengesetzt, und bezeichnet das nur bedingungsweise, verhältnißweise bestimmte un gültige. Jede Größe, jedes besondere Merkmal irdischer Dinge is für uns relativ. Die Größe der Erde ist gegen viele andere Ding bedeutend, unbedeutend aber gegen die Sonnensysteme, von deren Einem sie einen kleinen Punct bildet. **Relative Begriffe** sind solche, die aus der Vergleichung eines Gegenstandes mit einem andern entspringen.

Relegation, Verbannung, war eine bei den Römern, beson ders unter den Kaisern, eingeführte öffentliche Strafe, und erstreckte

ich manchmal auf die ganze Lebenszeit, manchmal nur auf gewisse Jahre. Ein erhöhter Grad dieser Bestrafungsart war das Exilium, das mit der Verbannung noch bürgerliche Verachtung einschloß (s. d. Art. Exil). — Auf unsern Akademien wird mit Relegation der Studirende bestraft, der den Gesetzen der Universität entgegenhandelt; doch ist diese Relegation nicht an sich, wie die bei den Römern, mit dem Verlust staatsbürgerlicher Rechte verbunden. Die geschärfte Strafe der Relegation mit Ehrlosigkeit (cum infamia) wird selten verhängt.

Relief, in der Bildhauerkunst jedes Werk, das rundum ausgehauen ist, frei steht; wie Statuen. — Besonders aber wird mit dem Worte Relief die sogenannte erhabene Arbeit bezeichnet. (Vgl. d. Art. Basrelief.)

Religion, Religionsgeschichte. Es gibt keinen gebildeten Menschen, dem der heilige Gegenstand fremd wäre, welcher jenen Namen führt; und obwohl dieser vielfach gedeutete Name erst von den Römern seinen Ursprung ableitet: so ist die Sache doch so alt, als der Mensch und sein Verhältniß zu Gott, den sie voraussetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von außen erhalten, sondern sie muß in uns leben und herrschen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt sein sollen. Sie gründet sich auf eine dem Menschen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöse nennen. Indem nämlich der Mensch durch die ihm verliehene Natur nicht blos in ein Verhältniß zur Gottheit gestellt ist, sondern auch dasselbe zu ahnen und zu erkennen vermag, ist ihm die Religion durch seine Anlage möglich gemacht. Es ist ein Göttliches in uns, eine höhere Natur, die ihren Ursprung ahnet, und auf den vollkommenen Schöpfer hinweist, eine höhere Natur, die zu der höchsten sich erhebt und mit ihr sich zu vereinigen strebt. Und es ist ein Göttliches über uns, was sich in der Welt, als dem Abglanz seiner Herrlichkeit, und in der Vernunft, dem Menschen offenbart. Wo nun der Mensch, im Gefühl seiner in der Sinnenwelt beschränkten Natur, sich vor der höhern Macht, die über ihm waltet, demüthigt, im Gefühl der Freiheit und des Bewußtseins aber, und durch den ihm verliehenen Gedanken seines Schöpfers sich zu demselben frei erhebt, und in der Ordnung der Dinge seinen geoffenbarten Willen anerkennt: da ist die wahrhafte Religion. Religion ist daher die Richtung des Gemüths auf die Gottheit, und beruht eines Theils auf der Freiheit der Menschen, der sich über das blos Irdische erhebt, und die Strahlen der Gottheit mit Bewußtsein aufnimmt, andern Theils auf der durch die verliehene Freiheit und Vernunft sich offenbarenden Gottheit; denn die Idee Gottes — die höchste unserer Vernunftkenntniß — kann nur als Offenbarung der Gottheit angesehen werden, und ist aus keiner andern abzuleiten. (Vgl. d. Art. Religionsunterricht.) — Aber die religiöse Anlage entwickelt sich verschieden, und so ist auch die Religion nach der geistigen Verschiedenheit der Menschen verschieden. Diese Verschiedenheit zeigt sich in der Mittheilung der Darstellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchsten den Menschen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Ansichten, und in dem Religionscultus (d. i. in denjenigen äußern Handlungen, durch welche die Gottesverehrung sich ausspricht). Diese Äußerungsmittel der Religion sind zugleich das Band, welches die Menschen in größern oder kleinern Massen zu gemeinschaftlicher Befriedigung des religiösen Bedürfnisses und zur Erweckung der innern Religion verbindet, so wie das Zeichen, an welchem die Bekenner einer Religion sich erkennen.

Und hierauf beruht auch der Begriff einer positiven Religion: — Sie ist eine durch die verschiedene Entwickelung der religiösen Anlage bedingte, durch eigenthümliche Ansichten über das Verhältniß der Menschen zu Gott, und ihre Bestimmung, so wie durch eigenthümliche Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung näher bestimmte, unter einer Menschenmasse herrschende Religion. Sie wird herrschend durch religiöse Überlieferung (wie viele heidnische Religionen), oder durch die überwiegende Geisteskraft und religiöse Anschauung großer Männer, welche Familien, Stämme, Völker, ja die Menschheit zu gleicher Gesinnung und Verehrung mit unsichtbarer Macht fortreißen und verbinden. Sie wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beschützt oder geheiligt wird. — Aus dem Vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff der positiven Religion dem der Vernunftreligion nicht widerspricht, da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöse Anlage gegründet ist, und die Religion überhaupt in ihrer Äußerung stets positiv wird, indem die Ansichten und Handlungsweisen der Menschen verschiedenen Einfluß auf sie haben. Ja es gibt unter keinem Volke eine natürliche, oder Vernunftreligion, wenn dies eine Religion bedeutet, die ohne alle Mittheilungs- und Darstellungsformen sich entwickelte, wohl aber eine natürliche Theologie oder besser eine Religionsphilosophie, welche das Grundwesen aller Religion und die innern und äußern Bedingungen ihrer mannichfaltigen Entwickelung zum Gegenstande hat. Setzt man aber die natürliche Religion der geoffenbarten entgegen, so vergißt man entweder, daß das Höchste überhaupt dem Menschen nur durch Offenbarung zugänglich ist, oder man versteht unter der geoffenbarten Religion eine solche, deren Ursprung und Verbreitung ein besonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiösen Entwickelung, eine besondere oder außerordentliche Offenbarung voraussetzt, und unter natürlicher Religion nur eine solche (auch positive) Religion, deren Ursprung in der bloßen Selbstthätigkeit des Geistes beruht. Die erstere Ansicht begründet den theologischen S u p e r n a t u r a l i s m u s, die zweite den N a t u r a l i s m u s oder R a t i o n a l i s m u s (s. d. Art. u. d. Art. O f f e n b a r u n g). — Die historische Darstellung, oder die Erzählung von der Entwickelung der religiösen Anlage unter den Völkern, ist die Religionsgeschichte. Sie ist allgemeine Religionsgeschichte, wenn sie die religiöse Entwickelung der Menschheit überhaupt, und mithin die Entstehung und Verbreitung der wichtigsten uns bekannten Religionen zum Gegenstande ihrer Darstellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Dasein gerufene und erzogene Menschheit sich mit frischem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet (Urreligion); darauf aber nach entstandener Herrschaft der Sinnlichkeit (Sündenfall) den Blick sich in die Mannichfaltigkeit der geschaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrschenden Polytheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner aus den Denkmälern jener Urreligion, die sich in dem beschränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, sich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte, und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete (Periode des in der neuen Zeit herrschenden Monotheismus in der christlichen Religion). Sie zeigt insbesondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verstand, Phantasie und andere hervorstechende Kräfte, so wie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich gestaltet worden. —

die besondere Religionsgeschichte bildet die historische Darstellung ein- ner religiösen Erscheinungen und Thatsachen genauer aus. Zu ihr hört z. B. die christliche Kirchengeschichte. Unduldsamkeit und Gleich- gültigkeit sind die Klippen, an welchen die Religionsgeschichte gewöhn- lich scheitert, um so mehr, da keine Überzeugung so tief in das in- nere Leben des Menschen eingreift und in demselben wurzelt, als die religiöse. Mit der Unparteilichkeit, welche die Geschichte überhaupt fordert, verträgt es sich aber vollkommen, die christliche Religion in den Mittelpunct der Religionsgeschichte hervorzuheben, da dieselbe der aller Religionsgeschichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinsten Monotheismus, welcher ihre Grundlage ist, am nächsten kommt, da hingegen der Mosaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer und Ceremoniendienst verehrt. Man sehe die weitere Ausführung dieser Ansicht in: Reden über die Religion (Sulzbach 1813, 8.) und über einzelne Religionen die besondern Artikel. T.

Religionsfriede. Seit Maximilians I. Tode (1519) war die Freiheit Deutschlands mehr als je gefährdet, denn den neuerwähl- ten Kaiser Carl V., den feurigen, ehrgeizigen 19jährigen Jüngling, der außer seinen deutschen Erblanden auch Spanien nebst Navarra, die Niederlande, Neapel und selbst mehrere Küstenstädte der Barba- rei, so wie weitläuftige Landstriche in Amerika beherrschte, beschäf- tigten hochfliegende Pläne, seine Macht und Herrschaft, wie sie seit der Römer Zeiten kein Fürst in Europa besessen, noch zu vergrößern, und es mußte wohl auch sein angelegentlichster Wunsch sein, über Deutsch- lands innere Stärke, wiewohl er durch seine Gesandten die Wahlca- pitulation in seinem Namen hatte beschwören und unterzeichnen lassen, uneingeschränkt gebieten zu können. So lange aber noch sein mächti- ger Mitbewerber um die Kaiserwürde, der hochgepriesene König von Frankreich, Franz I., nicht gedemüthigt war, hatte Deutschlands Freiheit von ihm noch wenig zu fürchten. Am meisten mußte er in dieser Zeit den Kurfürsten von Sachsen schonen, wenn er seiner Groß- muth auch nicht die Kaiserkrone zu verdanken gehabt hätte; denn Friedrich der Weise war der mächtigste Fürst des Reichs, der auf die übrigen Glieder desselben einen entscheidenden Einfluß besaß. Auch durfte er den Papst nicht vor den Kopf stoßen, dessen Hülfe ihm in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich nicht unwichtig sein konnte. Aus dieser Rücksicht erklären sich die ersten Schritte, die Carl in Luthers Angelegenheit that; und warum er sich zwar gegen die vor kurzem begonnene Reformation öffentlich erklärte, aber doch zu ihrer Unterdrückung keine durchdringendere Maßregeln ergriff. Als aber das französische Heer in der unglücklichen Schlacht bei Pavia (24sten Febr. 1525) völlig geschlagen und Franz selbst gefangen worden war, da konnte der Kaiser, dem das Glück über alles Erwarten günstig gewesen, auch an die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche in Hinsicht auf Deutschland denken, und er verfolgte nun seinen lang gehegten Entwurf 20 Jahre hindurch mit standhaftem Muthe und fester Be- harrlichkeit. Die vermeinten Religionsirrungen der damaligen Zeit schienen ihm die Mittel dazu von selbst in die Hände zu geben. Fast die Hälfte der Reichsstände war der Lutherischen Religion zugethan, als Kaiser aber sollte er für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge tragen, dies gab ihm also den besten Vorwand, diese Stände zu be- kriegen und seinem Willen zu unterwerfen. — Die damalige Lage der Sachen in Deutschland schien seine Ansichten zu begünstigen, denn

durch die furchtbaren Bauernunruhen und den von dem schwärmeri schen Thomas Münzer erregten Aufstand des niedern Volks in Thü ringen, war die Reformation, der man beides zuschrieb, bei den ca tholischen Fürsten noch mehr in Mißcredit gekommen, und mehre derselben schienen deswegen Carln zu seinem Unternehmen willig di Hand bieten zu wollen. Doch der feurige, die Reformation begün stigende Landgraf von Hessen, Philipp, der die drohende Gefa wahrnahm, brachte es durch seine dringenden Vorstellungen bei de neuen Kurfürsten von Sachsen, Johann dem Beständigen, so wei daß er mit ihm zur Vertheidigung der angenommenen Lehre den 4t Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß schloß, welchem einige Mona darauf auch andere Stände des Reichs beitraten. Dadurch muthig geworden, handelte man auf dem Reichstage zu Speier 1526 m fester Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und gab auch andern Lu therischen, dem Bündniß noch nicht beigetretenen Ständen Muth, si freier und unbefangener zu erklären. Selbst catholische Stände, we che die innere Ruhe Deutschlands nicht gern gestört wissen wollte widersetzten sich der Erneuerung des zu Worms 1521 gegen Luthe und seine Anhänger gegebenen Edicts. Überhaupt vereinigten sich z dieser Zeit noch mehrere Umstände, vornehmlich ein Einfall der Tür ken in das für Ferdinand, den Bruder des Kaisers, zu hoffend Königreich Ungarn, ein neuer bevorstehender Krieg mit Frankrei und Mißhelligkeiten mit dem Papste, daß Carl der Lutherischen Par tei jetzt Ruhe lassen mußte. Größere Gefahr drohte ihr aber, al er diese Angelegenheiten glücklich beendigt hatte; doch legte sie au dem Reichstage zu Speier 1529 dem ihr ungünstigen Reichsabschied eine förmliche Protestation ein (wovon sie den Namen der protestan tischen Partei erhielt) und suchte ihr Bündniß noch mehr zu befest gen. Nach mehrern fruchtlos deswegen zu Rothbach, Schwabach Schmalkalden und Nürnberg gehaltenen Versammlungen kam endlich im März 1531, der schmalkaldische Bund zu Stande (s. d Art.). — Der Kaiser, dem es nun klar geworden war, daß er au die catholischen Reichsfürsten, wenn er selbst nicht an der Bekämpfun der Protestanten thätigen Antheil nehmen wollte, nicht sicher rechne könne, und jetzt nicht in der Lage war, diese anzugreifen, besonder da die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn drohten, sah sic genöthigt, die Ausführung seiner Absichten noch weiter hinaus zu ver schieben. Er ließ daher mit den Protestanten Unterhandlungen an knüpfen, und so ward denn 1532 der erste nürnberger Religionsfried geschlossen, der den 23sten Juli von den Protestanten angenomme und unterzeichnet, und den 2ten Aug. von dem Kaiser in Regensbur bestätigt wurde. — Durch diesen Frieden erhielten die Protestante nichts, als was sie schon besaßen, und dies nicht gewisser, als sie e schon hatten; der Kaiser aber alles, was er wünschte. Denn ma verpflichtete sich gegenseitig nur zur Enthaltung aller Feindseligkeite wegen Religionssachen bis zu einem künftigen Concilium, oder, wen dies nicht zu Stande kommen sollte, einem aufs neue anzustellende Vergleich. Dies war für den Kaiser ungemein wichtig, der so di Gewißheit erhielt, daß man ihn jetzt nicht angreifen würde, für di Protestanten aber mußte es völlig gleichgültig sein, weil der Kai ser sich damals in einer solchen Lage befand, daß er einen Krie mit ihnen nicht anfangen konnte. Über ihre Forderungen aber, na mentlich über die freie Ausübung der Religion, nicht nur im eigene Gebiete, sondern auch mit gewissen Einschränkungen außer demselben

er die Kirchengüter und die bischöfliche Gerichtsbarkeit, wobei al- es in dem bisherigen Zustande bleiben sollte, über die Aussetzung der Prozesse in Glaubenssachen bei den Reichsgerichten, und über die Zulassung der augsburgischen Confessionsverwandten zum Cammergericht hatten sich die Friedensvermittler des Kaisers ziemlich zweideutig und unbestimmt geäußert. Zwar konnten die Protestanten aus den Erklärungen derselben über die Kirchengüter und die Gerichtsbarkeit der Bischöfe eine Genehmigung herleiten, und wegen Aussetzung der Prozesse in Religionsangelegenheiten bei den Reichsgerichten einige Hoffnung fassen, in Ansehung der übrigen Puncte aber sollte alles auf die Entscheidung des Kaisers ankommen, doch so, daß dem geschlossenen Frieden kein Abbruch geschehe. — Von Seiten der Protestanten ging man diesen Frieden ein, weil man sich nicht durch Weigerung noch verhaßter machen wollte, als man schon war, und weil man durch ihn doch wieder einige Zeit Ruhe und Sicherheit erlangte; angreifen wollte man nun einmal den Kaiser nicht, denn dies war von den Theologen als eine Gewissenssache vorgestellt worden. — Indessen hatte der Kaiser seinen Plan keineswegs aufgegeben, nur mußte er die Ausführung desselben, durch mannichfaltige Umstände gedrängt, immer weiter hinausschieben; daher ward der nürnberger Friede in den Jahren 1534, 1539, 1541, 1542, 1544 und 1545 wiederholt, bis alles zu einem völligen Ausbruch des Kriegs gehörig vorbereitet war. Die Protestanten hatten während der Zeit ihren Bund auf zehn Jahre erneuert und durch Aufnahme neuer Mitglieder zu verstärken und zu befestigen gesucht da man endlich darüber einig geworden war, daß man ohne Nachtheil des nürnberger Friedens neue Mitglieder aufnehmen könne. Man zählte jetzt zwei Fürsten und elf Städte mehr im Bunde, und 1538 trat sogar der König von Dänemark hinzu. Die Partei selbst hatte sich im Reiche ungemein ausgebreitet und vermehrt, und mehrere catholische Fürsten, wie der Kurfürst von Cöln, schienen sich bald öffentlich für sie erklären und die von ihnen angenommene Lehre auch in ihren Ländern einführen zu wollen. Stärker noch machte sie jetzt ihre innere Einigkeit in der Religionssache selbst, da nicht nur die oberländischen Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg eine eigene Confession übergeben hatten, Strasburg, Costanz, Lindau und Memmingen, sich mit ihnen durch die wittenberger Concordia (1536) vereinigt hatten, sondern derselben auch 1538 die Schweizer beitraten. — Bei dieser glücklichen Lage der Protestanten hatte der Vicekanzler Held, wohl nicht ohne Vorwissen und Einwillung des Kaisers, obgleich dieser es hernach läugnete, mehrere der mächtigsten catholischen Stände Deutschlands nach mancherlei Bemühungen dahin gebracht, daß sie den 10ten Jun. 1538 zu Nürnberg einen Gegenbund schlossen, dem man den Namen des heiligen Bundes gab. Durch diese sogenannte heilige Ligue aber und durch die neue Verbindung, in welche der Kaiser mit dem König von Frankreich trat, schienen allerdings die Gefahren für die Protestanten sich zu häufen, besonders da nun auch der König von England, Heinrich VIII., seine Abneigung, sich mit ihnen weiter einzulassen, deutlich zu erkennen gab. Allein noch immer kam es zu keinem Kriege, da der kurz zuvor mit Frankreich geführte die kaiserlichen Cassen ganz erschöpft hatte und die Türken schon wieder in Ungarn einzufallen drohten. Als zu diesen Gründen, die Bekämpfung der Protestanten aufzuschieben, noch mehrere hinzukamen, fügte der Kaiser sogar auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 der Erneuerung des nürnbergischen Friedens noch eine besondere, die Protestanten sehr be-

günstigende Declaration oder Auslegung einzelner Friedenspuncte hin;
Und so verzögerten noch mehrmals mannichfaltige Umstände den völlig
Ausbruch des Krieges, bis endlich der schnelle Friede, den der Kai
1544 zu Crespy schloß, es mehr als je aufdeckte, womit er umgehe. -
Das bald darauf erfolgte Ausschreiben des Conciliums zu Tride
auf den März des folgenden Jahres, wodurch der Papst dem Kais
die nähere Veranlassung zum Friedensbruche mit den Protestant
gab, mußte noch deutlicher darauf führen. Der Reichstag zu Worm
(1545) deckte die Absichten des Kaisers immer mehr auf, wiewo
er gesucht hatte, die Täuschung eine Zeitlang fortzuerhalten und d
Ausbruch des Krieges noch etwas zu verzögern. Die beharrlic
Weigerung der Protestanten, das Concilium anzuerkennen, und no
mehr der Antrag, den ihm zu Worms der päpstliche Gesandte
Hinsicht auf thätige Unterstützung gegen sie machte, brachte ihn
dem Entschlusse, mit ihrer Demüthigung den Anfang zu machen. A
sie nun von den Kriegsrüstungen und den Religionsverfolgungen
den Niederlanden Nachricht bekamen, und der Kaiser sich auf de
Reichstage eine ganz neue Sprache erlaubte, und eine gewalts
mere Entscheidung über einzelne Stände, wie z. B. über den se
kurzem in seinem Lande reformirenden Kurfürsten von Cöln: da mußt
jeder Zweifel über desselben Absichten schwinden. Und doch zauderte
sie, verschmähten Frankreichs und Englands Anerbieten zu ihrem Be
stande, und eine engere Verbindung mit den Schweizern, bliebe
noch nach der Besiegung des Herzogs von Braunschweig durch de
Landgrafen von Hessen unthätig, gaben dem Kaiser ihre Furcht imme
mehr zu erkennen, und erneuerten nur ihr Bündniß. Diese Zagha
tigkeit, und dieses Mißtrauen auf ihre Kräfte schwanden zwar, al
nach der deutlichen Erklärung des Kaisers über sein Vorhaben di
Gefahr selbst nahe kam; allein die Unentschlossenheit und gegenseitig
Eifersucht der Bundeshäupter (des Kurfürsten von Sachsen, Johan
Friedrich, und des Landgrafen von Hessen), verschiedene Ansichten,
Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Bundesgliedern, endlic
mancherlei unnöthige Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die ma
sich machte, ließen sie gleich zu Anfange des neuen Religionskrieges
die günstigsten Gelegenheiten zu einem glücklichen Ausgange desselben
versäumen, und führten die Vereinigung der päpstlichen und nieder-
ländischen Truppen mit dem kaiserlichen Heere herbei, das nun dem
protestantischen überlegen ward. Die Folge davon war, daß der
Kaiser, der inzwischen (20sten Jul. 1546) den Kurfürsten und den
Landgrafen in die Acht erklärt hatte, glückliche Fortschritte machte,
die Protestanten aber um Frieden baten, und bei der harten Antwort
desselben muthlos zagten. Bald darauf zogen sich der Kurfürst und
der Landgraf, nachdem man ausgemacht hatte, daß einige tausend
Mann in Oberdeutschland im Winterlager beisammen bleiben sollten,
mit ihren Truppen in ihre Länder zurück, und überließen so die
oberländischen Stände ihrem Schicksale. — Doch hatte auf ihre letzten
Schritte eine andere, sich unerwartet ereignende Begebenheit den
größten Einfluß. Der Herzog Moritz von Sachsen, selbst Protestant,
war plötzlich, nachdem er mit dem Kaiser insgeheim ein Bündniß ge-
schlossen, in des Kurfürsten Länder eingefallen. Der Kurfürst glühte
über diese Treulosigkeit vor bitterer Rache und suchte daher, so schnell
er konnte, seinem Lande zu Hülfe zu eilen, eroberte es auch wieder,
und fast des Herzogs ganzes Land dazu. Aber der Kaiser, dem es
jetzt nicht schwer geworden war, Oberdeutschland sich zu unterwerfen,

schien im Frühlinge 1547 in Sachsen, und den 24sten April ward ann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht auf der lochauer de (bei Mühlberg) gefangen. Damit war der ganze Krieg geen-, denn auch der Landgraf ward in Halle den 19ten Jun. durch unrühmliche List zum Gefangenen gemacht. — Nun sah sich der ser am Ziel seiner kühnsten Entwürfe, die Macht der Protestan- war gefallen, ihr Muth gebrochen, der feurige, unternehmende ritz durch das ihm (24sten Febr. 1548) verliehene Kurfürstenthum unauflöslichen Banden, wie es schien, an ihn geknüpft, und so Carl über die übrigen Reichsstände ein entscheidendes überge-t. Es lag ihm jetzt nichts mehr am Herzen, als die Errichtung neuen schwäbischen Bundes, wodurch er als Oberhaupt in den and gesetzt ward, die einzelnen Stände mehr nach seinem Willen lenken. Die ersten Unterhandlungen hierüber in Ulm waren frucht-, eben so auf dem Reichstage zu Augsburg 1548; um so mehr, er während des Reichstages die Stadt mit fremden Truppen be-en ließ und sich gegen die Stände eine höchst anmaßende Sprache ubte. Auf demselben Reichstage offenbarte es sich aber, daß es eswegs seine Absicht sei, die Protestanten jetzt ganz zu unterdrü-n, sondern daß er durch sie zuerst noch seine Absichten gegen den st erreichen wolle; denn er suchte mit ihnen selbst die Unterhand-ngen einzuleiten, unter welchen Bedingungen sie das 1546 schon Trident eröffnete, und 1547, angeblich wegen einer daselbst aus-rochenen ansteckenden Krankheit, vom Papst nach Bologna ver-legte Concilium beschicken könnten. Da aber der Papst (Paul III.) es nicht nach dem Verlangen des Kaisers wieder in Trident fortsetzen lassen wollte, so legte dieser einen förmlichen Widerspruch gegen das-selbe ein, und ließ nun über die Mittel berathschlagen, wie man auch ohne Concilium die Relionsirrungen beilegen könnte. Es wurde daher von einigen von ihm dazu ausersehenen Männern ein Aufsatz entwor-fen, wie es in Hinsicht der Hauptpuncte des christlichen Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung bis zu einem künftigen Concilium einstweilen (interim) gehalten werden sollte (15ten Mai 1548). Dieser Aufsatz heißt deswegen das augsburgische **Interim** (s. d. Art.). — In dieser Schrift war die Religionsfreiheit der Protestanten sehr gekränkt, die alte Lehre hingegen wie die alten Kirchengebräuche waren fast durchgängig wieder empfohlen worden. Der Kaiser genehmigte den Aufsatz, ohne ihn wohl eigentlich gelesen zu haben; man versicherte ihm aber, daß ihnen nicht zu viel geschehen sei, und dies mußte er um so eher glauben, je mehr der Papst da-gegen eiferte. Der Kaiser hatte offenbar eine falsche Maßregel er-griffen; denn durch das Interim erbitterte er die Protestanten nur noch mehr, und gab dadurch die nächste Veranlassung, daß die Aus-führung seines weitern Planes auf Deutschland scheiterte. Nur we-nige Stände nahmen es ohne Weigerung an, selbst Moritz, von dem man am wenigsten Widerstand erwartet hatte, überschickte es erst seinen Theologen, mit dem Bedeuten, es zu untersuchen, der Wahr-heit aber nichts zu vergeben, und nur in einigen unbedeutenden Puncten, wo man allenfalls nachgeben könne, nicht zu viel Bedenk-lichkeiten zu machen. Es ward jedoch alles Widerspruchs ungeachtet publicirt, und die Annahme desselben an mehreren Orten mit Gewalt durchgesetzt. Selbst Moritz schien, ungeachtet einer eingegebenen Ge-genschrift, dem Beispiele der andern Reichsstände folgen zu wollen, da er (nachdem man nach mehrern Verhandlungen im leipziger In-

terim [22sten Dec. 1548] darin übereingekommen war, in wie w man dem Willen des Kaisers Folge leisten könne) Anstalt mach den äußern Gottesdienst darnach umzuformen. Allein nicht nur Sachsen, ob man hier gleich nur in den sogenannten Mittelding oder Adiaphoris dem augsburger Interim folgte, sondern überhau in ganz Deutschland entstanden die größten Unruhen, die protestar schen Prediger verließen größtentheils ihre Ämter, das Volk wu an mehrern Orten bis zur Schwärmerei und Wuth entflammt, t mehrere protestantische sowohl als auch catholische Fürsten vermoch die Einführung des Interims nicht zu erzwingen; die letztern wa überhaupt unzufrieden, daß den Protestanten noch so viel, selbst Kirchengüter, gelassen worden wären. — Unter solchen Unruhen v ging das J. 1548 und ein Theil des folgenden. Da starb der Pa und der neu erwählte, Julius III., ließ sich bereitwillig finden, Kirchenversammlung zu Trident fortzusetzen. So konnte doch d ärgerliche Interim allmählig in Vergessenheit gebracht werden, u der Unwille der catholischen Fürsten mußte sich legen, da sie d Kaiser nun wieder mit dem Papste im Einverständnisse sahen. D herrschsüchtigen Plane des Kaisers aber wurden von dem klugen M ritz bald durchschaut, besonders seitdem jener auch damit umgin seinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Regierung des Reichs verschaffen und das Kaiserthum erblich zu machen. Moritz nahm s daher vor, seiner Anmaßung Grenzen zu setzen und Deutschlan Freiheit zu sichern, sollte er auch das Opfer dafür werden; ohne n zu erwähnen, daß er sich vielfach gekränkt und beleidigt fühlen mu te, weil der Kaiser auf alle seine Bitten wegen der Befreiung sein Schwiegervaters, des Landgrafen, gar nicht achtete. Die Protesta ten mußten zu dieser Zeit schon wegen der Kirchenversammlung großer Unruhe sein, da der Papst in seiner Bulle auf sie gar kei Rücksicht nahm, sich nach wie vor den Statthalter Christi nannte u nur die geistlichen Stände zur Kirchenversammlung berief; und d Kaiser vermochte sie weder durch sein Versprechen, daß er sein ga zes Ansehen verwenden wolle, um die Handlungen auf demselben einen christlichen, billigen und ordentlichen Gang zu bringen, no durch die Versicherung eines freien Geleites und freien Zutritts, beruhigen; denn sie ahneten als zu gewiß, daß er von der Kirche versammlung nur einen neuen Vorwand suche, sie und ihre Leh völlig zu unterdrücken. Der Unwille und die Gährung der Gemüth waren bei ihnen aufs höchste gestiegen, doch wollten sie das Äußer noch abwarten. — Indeß war Moritz allein thätig. Da ihm die Vo ziehung der Reichsacht über das noch widerspenstige Magdeburg übe tragen worden war, so ward es ihm leicht, ein starkes Heer aufz bringen, besonders da die benachbarten Kreisstände zu seiner Unte stützung aufgeboten wurden und der größte Theil der Unkosten a der Reichscasse bestritten werden sollte. Auch konnte er, da Magd burg sehr fest war, ohne Verdacht einer anderweitigen Absicht zu e regen, große Zurüstungen machen; doch suchte er die Ausführur seines Plans immer noch hinzuhalten, bis sich der Kaiser von Aug burg, wo er noch viele Truppen beisammen hatte, in die Nähe d Conciliums ziehen würde. Da sich aber die Wiedereröffnung desselbe noch eine Zeitlang verzog, so suchte Moritz die wegen der Übergal der Stadt eingegangenen Vergleichsunterhandlungen noch länger hi zuhalten, und schloß ganz in der Stille zu Locha den 5ten Oc 1551 nebst dem jungen Landgrafen, Wilhelm von Hessen, dem He

zog Albrecht von Mecklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., gegen den Kaiser ein Bündniß. Nachdem er endlich den 6ten Nov. mit Magdeburg wegen der Übergabe einen Vergleich geschlossen, so wußte er den Kaiser nicht nur wegen der Nichtentlassung seines Heers, sondern auch wegen der mancherlei von ihm und seinem Vorhaben verbreiteten Gerüchte völlig zu täuschen. — Den 20sten März 1552 brach er mit seinen Truppen aus Thüringen, wo sie Winterquartiere gehalten, auf, den 25sten erfolgte die Vereinigung sämmtlicher Bundesgenossen bei Schweinfurt, dann ging es in reißendem Zuge vorwärts, und in der Nacht des 31sten standen sie schon vor Augsburgs Thoren. In dem Manifeste, das sie auf diesem schnellen Zuge ausbreiteten, gaben sie der Welt folgende drei Gründe zu diesem Kriege an: Tyrannei des Kaisers durch Unterdrückung der evangelischen Lehre, Treulosigkeit desselben gegen den Landgrafen, und gewaltsames Verfahren gegen die Reichsverfassung. Der Kaiser, nicht gerüstet und außerdem von mehrern Seiten Krieg befürchtend, versuchte durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz zu unterhandeln, und man kam auch endlich den 1sten Mai darin überein, daß den 26sten Mai zu Passau ein Friedenscongreß eröffnet und von diesem Tage an ein allgemeiner Waffenstillstand angehen sollte. Bis zu dieser Zeit hoffte aber Moritz noch mehr zu erreichen; schnell ging er daher auf die Truppen los, mit denen der Kaiser am Fuße der Alpen die Pässe besetzt hielt, überfiel sie den 18ten bei Reuten und schlug sie völlig; den Tag darauf eroberte er die ehrenberger Klause mit Sturm, und stand den 22sten nur noch zwei Meilen von Inspruck, von wo der Kaiser, der dort am Podagra krank lag, nebst seinem Bruder Ferdinand, Nachts, in größter Eile entfliehen mußte, um nicht gefangen zu werden. Nach diesen glücklichen Fortschritten Moritzens konnte man wohl zu Passau bessere Unterhandlungen erwarten. Moritz verlangte nichts weiter, als uneingeschränkte Religionsfreiheit für die Protestanten, Loslassung des Landgrafen aus der Gefangenschaft, und Abstellung aller Beschwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Dem Kaiser, der im Augenblicke seiner Flucht dem gefangenen Kurfürsten die Freiheit geschenkt hatte, damit sich Moritz seiner Befreiung nicht rühmen könne, ward es schwer, nach einer so schimpflichen Flucht seiner so lange Zeit genährten Hoffnung auf die unumschränkte Herrschaft über Deutschland zu entsagen; allein er mußte endlich, wiewohl nach langem Kampf und Widerstreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und so ward denn den 31sten Jul. der passauer Vertrag geschlossen, wodurch nicht nur der Landgraf seine Freiheit bekam und die im schmalkaldischen Kriege Geächteten wieder zu Gnaden angenommen wurden, sondern auch die protestantische Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Denn obgleich man über die beiden Hauptpuncte des Friedens, über die Abstellung der Beschwerden wegen der gewaltsamen Eingriffe in die bestehende Reichsverfassung und über die Religionsangelegenheiten, noch auf dem in sechs Monaten anzustellenden Reichstage unterhandeln wollte, so sollte doch schon von diesem Augenblicke an zwischen den evangelischen und catholischen Ständen ein völliger Friede herrschen, und keiner von beiden Theilen wider sein Gewissen und Willen auf einige Art beschwert, sondern ruhig und friedsam bei seinem Glauben gelassen werden. In einem besondern Nebenvertrage ward noch festgesetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch bleiben solle, wenn es auch auf dem nächsten Reichstage zu keinem nähern Vergleich käme, daß daher das

Cammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht sprechen, sonden auch zu demselben augsburgische Confessionsverwandte lassen sollte. Das alles ward vom Kaiser, vom römischen König, und auch von allen zu diesen Unterhandlungen gezogenen Ständen gebilligt. — Von diesem Zeitpuncte an kann man eigentlich die Bildungsgeschichte der Lutherischen Partei als geschlossen ansehen, denn der nächste Reichstag sollte nur noch einiges näher bestätigen. Allein dieser konnte theils wegen der vom Markgrafen Albrecht im Reiche noch verursachten Unruhen, theils auch wegen des französischen Kriegs nicht so bald gehalten werden. Der Kaiser benahm sich während der Zeit höchst zweideutig, und die Protestanten, welche schon durch den Tod des muthigen Vertheidigers ihrer Freiheit, des Kurfürsten Moritz, nach der gegen den geächteten Markgrafen von Brandenburg-Culmbach gewonnenen Schlacht bei Sievershausen (1553) beunruhigt worden waren, schwebten noch zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Reichstag zu Augsburg zu Anfange des Jahres 1555 zu Stande. Die Religion war die erste Angelegenheit, die man vornahm. Ferdinand, der im Namen seines Bruders die Verhandlungen eröffnete, erklärte, daß er weder von einem allgemeinen oder Nationalconcilium noch von einem Religionsgespräch viel erwarte, man solle lieber auf Mittel denken, wie Friede und Ruhe im Reiche bei aller Verschiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könne, und so wurde denn zur Abfassung eines solchen Friedens geschritten. Ein Ausschuß aus dem fürstlichen sowohl als aus dem kurfürstlichen Collegium arbeitete, jeder für sich, an einem Entwurf dazu, über den man sich auch bald verständigte. Es sollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsstand wegen seiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, sondern bei seinem Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelassen werden; Religionsstreitigkeiten sollten nur durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die geistliche Gerichtsbarkeit sollte über den Glauben der Protestanten und ihren Gottesdienst keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande ins andere, der Religion wegen, gestattet sein, und endlich sollte dieser Friedstand stet, fest und unverbrüchlich gehalten werden, auch wenn durch kein Mittel ein Religionsvergleich zu Stande kommen sollte. — Nur zwei Puncte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit von sechs Monaten erzeugten. Die Protestanten verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen frei stehen solle, zur augsburgischen Confession zu treten, die Catholiken hingegen erklärten, daß diese in so weit ausgenommen würden, daß jeder Geistliche, der zur protestantischen Lehre überträte, seines Amts und Standes ipso jure et facto für entsetzt erklärt würde. Diesen Punct, weil ihn die Catholiken sich als Vorrecht vorbehielten, nannte man den geistlichen Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum. In dem Reichsabschiede wurde bemerkt, daß sich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können, daher erklärte der römische König im Namen des Kaisers, wie es in solchen Fällen gehalten werden soll. Jeder Erzbischof nämlich, Bischof, Prälat oder Geistliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, solle auch sogleich sein Amt abtreten und auf alle Einkünfte desselben, jedoch ohne Nachtheil seiner Ehre und Würde, Verzicht thun. — Der zweite Punct betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Communen und Unterthanen, so der augsburgischen Confession verwandt und unter catholischen

Fürsten und Ständen gesessen, die Religionsfreiheit genießen sollten. Ferdinand entschied: daß sie von ihrem Glauben und Gottesdienst nicht gedrungen, sondern bis zur christlichen Vergleichung der streitigen Religion in Ruhe gelassen werden sollten. Mit diesen Bestimmungen des römischen Königs über diese beiden streitigen Puncte ward am 25sten Sept. der völlig geschlossene Friede mit dem Reichsabschiede publicirt. — Man sieht daraus von selbst ein, daß die eigentliche Grundlage zu einem festen dauerhaften Frieden übergangen wurde, nämlich völlige Gewissensfreiheit; davon hätte man ausgehen, und danach die übrigen Verhältnisse der Reichsverfassung, der Fürsten und ihrer Unterthanen bestimmen sollen. Man schloß aber noch von dem Frieden die reformirte Partei aus, welche erst im westfälischen Frieden mit der Lutherischen gleiche Rechte erhielt. I†n.

Religionsgeschichte, s. **Geschichte** und **Religion**.

Religionsphilosophie. Darunter versteht man überhaupt die philosophische Nachweisung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder besondern Religion zum Grunde liegen müssen, und die Läuterung der religiösen Anlage des menschlichen Gemüths. Es ist die philosophische Reflexion über Religion, insofern das Element der Religion als ein inneres (als Anlage) betrachtet wird. Sie unterscheidet sich von Religionsgeschichte dadurch, daß letztere es mit der geschichtlichen Entwickelung der allgemeinen Ideen und der Ausbildung der religiösen Anlage zu thun hat. — Um in den Stand gesetzt zu sein, jene Religionsphilosophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Baco) leiten: Die Philosophie, nur obenhin gekostet, führt ab von Gott, ganz erschöpft, führt sie zurück zu Gott. — Die Religion war vor allem Philosophiren über sie praktisch wirkend vorhanden. — Die Philosophie hat die Religion als Erscheinung bald erklären, bald begründen wollen; oft erschütterte sie dieselbe, doch nicht minder oft wurde sie durch den Glauben besiegt. — In der Religionsphilosophie herrscht oft mehr der grüblerische Verstand als die besonnene Vernunft; solche Philosophie oder Reflexion war es von jeher, welche den Sectenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion, selbst dem Begriffe nach, auf Duldung hinwies, darum hat auch nie die Religion, als solche, Verfolgung herbeigeführt, wohl aber die Meinung über sie oder die Religionsphilosophie, in der weitesten Bedeutung genommen. Während der religiöse Glaube des Volks Gott für die Erlösung dankte, ließen die Philosophen den Erlöser kreuzigen, damit seine Auferstehung den Volksglauben bekräftige, und ihre Versuche zur Beförderung der Ehre Gottes leite. Dieser Versuch ist schon öfter seit der Gründung des Christenthums wiederholt worden, jedoch stets mit gleichem Erfolge. — In besonderer Rücksicht auf das Christenthum nennt man die Religionsphilosophie Philosophie des Christenthums. — Der Zweck der Religionsphilosophie ist: in Sachen des Glaubens und zwar des innigsten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menschlichen Natur und ihre Grenzen zu bestimmen. Sie soll das vom Kopf getrennte Herz in Einstimmung mit einander setzen, und dafür sorgen, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu sein, und sich nicht zum bloßen Wissen gestalte. W. L.

Religionsschwärmerei ist eine Überspannung des Gefühls und ein Ausschweifen der Einbildungskraft in Bezug auf das religiöse Denken und Handeln eines Menschen. Wenn sich der Mensch in diesem Zustande mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beschäftigt, so

nennt man es physisch-historische, wenn er sich aber Einbildung und Ideen hingibt, metaphysisch-religiöse Schwärmerei. — In d Geschichte der Religionsschwärmerei findet man, daß die praktisc religiöse der theoretisch-anschaulichen, daß da Ausschweifen im Th und Dichten dem Ausschweifen im Wissen und Grübeln voranging. Unwissenheit und Verachtung gegen sorgfältiges Forschen und g gen Gelehrsamkeit, verbunden mit Entnervung des Körpers, wa stets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, U wissenheit und üppiger Verschwendung und Entnervung die meist Schwärmer lebten. — Die Religionsschwärmer erhielten oft in d finstersten Jahrhunderten die Rechte des freien und eigenen Denken in Zeiten der Aufklärung waren sie die größten Feinde des Fortgan desselben. W. L.

Religionsunterricht kann ohne Abweichung von der M thode, nach der man Kenntnisse von irdischen Dingen mitzutheil pflegt, nicht zweckmäßig ertheilt werden. (Vergl. Religion.) Wie kommt der Mensch zum Glauben? Der Mensch ist bestimm im Glauben an Gott zu leben und zu handeln. In und mit diese Glauben tritt er auch in den Bund mit Gott; denn kraft dies Glaubens, der nur durch Gott selber in ihm ist, ist er auch in d lebendigen Gemeinschaft mit ihm. Die Kirche Christi beweist so ihm, dem Einzelnen, schon ihre göttliche Kraft und Gewalt, un läßt ihn nie ganz wieder los. Aber der zarte Keim des Glauben der nur sein Glaube ist, bedarf der Pflege der Nahrung, der Bi dung und Erziehung. — Durch wen oder was anders, als selb wieder nur durch den Glauben anderer kann dies geschehen? Wa immer sonst auch dem Menschen dargeboten werden mag zur Stä kung seines Glaubens; er selbst, dieser heilige Geist des Glauben löscht gewaltsam alles aus, was nicht rein wieder er selber ist; nu an dem Göttlichen kann sich das Göttliche erwecken und entzünde Darum wird auch nun und nimmermehr etwas ausgerichtet in di ser Sache, es sei denn durch fleißiges Gebet zu Gott, daß er un seinen heiligen Geist verleihe, d. h. durch eine starke und unübe windliche Frömmigkeit der Ältern und Lehrer. Es gibt Zeiten, s wie auch einzelne Menschen, denen Gott die Gnade, in ihm zu le ben und selig zu sein, entzieht, und andere, denen er sie gewähr je nachdem sie darum zu beten verstehen, d. h. den wahren und al lein selig machenden Glauben haben. Stark und mächtig wird de Mensch durch Gott, und unaussprechlich viel vermag er dann auch selbst die, welche schwächern Glaubens sind, sich nachzuziehen und z gleicher Höhe emporzuheben. Diesem Geiste, diesem Glauben kön nen wir nicht widerstehen, wo er so vertrauensvoll sich ausspricht wo ein solcher Glaube lebt im Leben und in der Predigt, da wir sich das Volk versammeln. Der Glaube kommt aus der Predigt die Predigt durch das Wort Gottes, d. h. wir sind durch Erziehun und Belehrung zum Glauben gekommen und zum klaren Bewußtsei von Gott gebracht worden. Als Kinder hängen wir an den Lippe der Ältern und Lehrer, wenn sie von Gott und seinem wunderbare Wesen, von den Schicksalen und Thaten großer und frommer Men schen, überhaupt von der heiligen Geschichte erzählen; wir glaube und sind freudig erstaunt über den wundervollen Gott und seine frü hern Offenbarungen an die Menschheit. So mit der Muttermilch un der Liebe selbst geht Gottes Wort in unser kindliches Gemüth ein, ja schon um unsre Wiege klingen heilige Geschichten, und das kaum ge

haffene Ohr wird schon gewöhnt, von Gott zu hören. Späterhin en erzählen Ältern und Erzieher von eignen Wahrnehmungen Got-es, von seinen wunderbaren Wegen, und mit Fingern zeigen sie em Kinde seinen vorsehungsvollen Rath, und wo andre nur das Spiel des Zufalls und das Getriebe der Naturgesetze erblicken, sehen e Gott. So wird das Kind schon früh gewöhnt, anfangs nur ge-öhnt zu hören und zu glauben vom Allgegenwärtigen, Allerfüllen-en, den es doch nicht sieht, von dem Allmächtigen und Allweisen, en es nirgends erblickt. Jedes Gut des Lebens wird als eine nadengabe aus seiner Hand genommen, aus der Hand, die es nicht sieht. In den Kirchen sieht es die Menschen versammelt, alle sind rlich und festlich gekleidet; die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens nd der Werkeltage ruhen, alle sind vereinigt, Einem zu dienen, den re Augen nicht schauen, zu Einem zu beten, den sie nicht sinnlich hrnehmen. Ja alles, was groß und herrlich sonst dem Kinde er-heinen mag, König, Obrigkeit, Ältern, Lehrer, alle beugen sich er vor einem noch höhern Könige, der doch immer verborgen vor en Augen bleibt, und ihm danken sie hier für alles Gute, auch r das Böse, ob sie gleich alles selbst in Mühe und Schweiß er-beitet und so sich alles selbst verdient zu haben scheinen. So lernt er menschliche Geist glauben, und schon so früh sein Sehen, Den-en, Dichten und Meinen verläugnen, lernt nicht zweifeln an dem, as er nicht sieht, lernt zuversichtlich wissen, was er hofft. So rnt der Geist glauben ein Ewiges und Unendliches, der immer nur eis, nur ein Zeitliches und Endliches schauen kann. Der Geist, er alles nur als entstanden und vergehend begreift, wie er es sieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entstanden ist, an ein Wesen und Dasein ohne vorhergehende Ursache. So verläugnet nun von Jugend an der Mensch seine Vernunft und lernt das für wahr hal-ten, was seinem natürlichen Wesen im Denken und Dichten wider-spricht. Ist nun irgend eine Wahrheit und Lehre, so ist sie dem Menschen erst wahr, weil sie mit dem Glauben übereinstimmt, oder aus ihm hervorgeht, so daß der Gläubige weiß, er würde ohne seinen Glauben gar nichts anders begreifen können. So hat der Geist einen Ruhepunct, wo er einkehrt, selig zu sein in der Wahr-heit, eine Heimath, wo er die Noth und Mühe des Begreifens ab-legen und einen ungetrübten Blick zum Himmel erheben, eine selige Anschauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. So ist denn dem Menschen das ganze irdische Leben gedeutet, und das Räthsel seiner Bestimmung gelöst. Er weiß, von wem er ist, was er hier ist und sein soll, und weiß, wohin er kommen wird. Vom Vater ist er ausgegangen, was er hier ist, ist er durch den Sohn, und der Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet, führt ihn einst dem Vater wieder zu, wo er alles in allem ist. — Das ist aber nicht das Einzige und Wichtigste der Erziehung, daß wir uns geistig so im Denken und Erkennen verläugnen lernen; denn Gottes Wort soll ja in uns nicht als eine Lehre, oder ein Wort, sondern als Kraft sein und wirken. Darum gewöhnt man auch das Kind schon früh, alles sein selbstiges Begehren, Verlangen und Wollen aus keinem andern Grunde aufzugeben, als weil es wider Gottes Gebot und Willen ist. Alles Unrecht und Böse wird daher durch den Glauben selbst bekämpft, und man lehrt schon das Kind um Ver-gebung der Sünden bitten, wie man überhaupt dasselbe beten lehrt. Wie unaussprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten

der Religion sind, kann man nur dann lernen, wenn man es die Religion als ein Gottes-Wort lehrt. Hier kann man sehen, wa heißt: im Munde der Unmündigen hat er sich ein Lob zubere Was nun den Unterricht in der Religion im Allgemeinen betrifft finden wir durch Natur und Erfahrung bestätigt, daß die Ahn der Religion am reinsten und unverdorbensten da sich zeigt, keine methodische Begriffsentwickelung statt haben konnte, und oft das ungebildete einfache Gemüth ihr Siegel wahrhafter und verfälschter in sich trage, als der zum Gipfel des Wissens erhob vielfältig unterrichtete Geist des methodisch Gebildeten. Diese scheinung zeigt uns die Tiefe der menschlichen Natur und die Schr des wissenschaftlichen Strebens — Der Unterricht in der Relig erfolge weder zu früh, noch zu spät. Nicht zu früh, d. h. nicht förmlich, bevor nicht die Wahrzeichen des Verstandes eintreten: frühe Lernen der Begriffe und der Dogmen verderbt im Ki die Religion, sie wird zum Scheine, statt Herzenssache zu sein. N zu spät, d. h. nicht erst dann, wenn sich in dem Gemüthe Zerstreu und Leichtsinn, Selbstsucht und Zweifelsgeist festgesetzt haben; er d nicht zu spät angefangen werden, weil die religiöse Idee unter Sorgen der Erde und die religiöse Hoffnung unter den Widersprüc der Ereignisse verloren geht, wenn sie in keinen guten und tiefen B den gesenkt ist. Gehören die religiösen Vorstellungen nicht zu ältesten und herrschendsten in uns, mit denen wir am längsten v traut sind; welche sich folglich mit unserer Gesammtbildung inni verschmolzen haben; so nimmt sich der bürgerliche Mensch für Religion nicht mehr Zeit. — Die erste religiöse, d. h. fromme Le ziehe sich das Kind selbst ab — aber aus dem Leben frommer Me schen, namentlich der Knabe von dem Vater, die Tochter von d Mutter. Ältern müssen vor ihren Kindern in einem unaffectirt fro men Leben wandeln, und ihren Kindern als Kinder und Priest Gottes die Weihe zum Reiche Gottes geben. Die erste Religion lehre werde den Kindern in der Anschauung gegeben: eine Religi in lebendigen, stets gegenwärtigen Beispielen sei also der erste Unte richt in der Religion. Hierauf gebe man den Kindern die Erzählu gen aus der alten, fernen orientalischen heiligen Welt der Bibel Auszügen, füge an jede verstandene Erzählung einen biblischen Spru in welchem die Resultate ähnlicher Erfahrungen, welche die vorh erzählte oder gelesene Geschichte vergegenwärtigte, kurz und deutli ausgesprochen sind, damit in der Zukunft bei der Erinnerung an je Sprüche zugleich die dafür früher angeschauten Thatsachen zu E klärung derselben dienen können (die biblischen Geschichten von Schmit dürften dafür am zweckmäßigsten befunden werden, zunächst diese die biblischen Geschichten von Hübner mit Sprüchen und Liedern i Schwelm herausgekommen). Ehe also ein Spruch gelernt wird müssen Ältern und Lehrer mehrere wahrhafte Geschichten zum Ver ständniß des Inhalts des Spruches vorausgeschickt haben; dabei hüt man sich sorgfältig, nie Geschichten zu erfinden oder zu erdichten nur mit wirklichen Thatsachen befreunde man die Unschuld. Um nu auch außer der biblischen Geschichte das religiöse Leben anderer Fami lien für den Unterricht in Anspruch nehmen zu können, so wähle ma solche Bücher, welche wirkliche Thatsachen aus dem religiösen Lebe der Vergangenheit und Gegenwart zu diesem Behufe enthalten (di Sammlung von Ewald in 8 Bänden unter dem Titel: Beispiele de Guten, hat sich sehr zweckmäßig für diesen Zweck gefunden; sie ver

...ent deshalb Auszeichnung, weil der Herausgeber nur wahre Thatsachen aufgenommen hat). — Aus diesem Gehörten bildet sich im Kinde eine Reihe religiöser Vorstellungen von einer nicht blos mächtigen, sondern auch wohlwollenden und strafenden Aufsicht über das ... der Menschen; behaltbar sind sie ihm durch die Sprüche geworden, und diese sind nun, da sie durch die Geschichte verdeutlich... nicht als etwas dem Kinde Aufgedrungenes, sondern als ... Hülfe des Lehrers selbst erworbene Weisheit zu betrachten. — ... diesen Erzählungen, welche aus dem religiösen Leben einzelner ... entlehnt waren, gebe man den Kindern kräftige, kurze historische Skizzen von den Veranstaltungen Gottes, die Erde dem Himmel zu nähern; zeige die immer wiederkehrende Liebe des Vaters ... Contraste zu dem Ungehorsam und dem Undanke des größten ... ganzer Familien wider Gott, und suche auch diese Thatsachen durch biblische Sprüche behaltbar zu machen. Auf diese Belehrungen würde ein Liederkatechismus als zweckmäßige Erweiterung ... früher eingeleiteten Spruchkatechismus folgen können. Durch ... Übungen ist nun die Jugend vorbereitet genug, in der vorzuführenden Religionsgeschichte jeden immer gewagten Versuch einer Nation, Gott bestimmt zu denken und zu ehren, dennoch theilnehmend, also ohne Spott, ernst und andachtsvoll zu beurtheilen; man zeige in dieser Geschichte recht deutlich, daß der Mensch weder die wahre Erkenntniß, noch die richtige Verehrung Gottes aus eigner Kraft erlangen und begründen konnte, sondern durch die Liebe des Vaters darin unterstützt werden mußte; diese Geschichte ist vorzüglich dazu geeignet, den Egoismus zu bekämpfen und den Menschen zu dankbarer Demuth zu bestimmen. Mit dem allen, was wir bisher für die religiöse Bildung als zweckmäßig angedeutet haben, glauben wir, ist der Hauptgrundsatz der religiösen Erziehung festgesetzt: bewirke, daß dein Zögling Gott vor Augen und im Herzen habe, daß er schaue den Unsichtbaren, wie er sich auch an ihm nicht unbezeugt gelassen, nicht ferne von ihm ist, und daß er sich hüte, in keine Sünde zu willigen, noch zu thun wider Gottes Gebot. — Von hier ist nun der Übergang zu einer vollständigen Lebensgeschichte Jesu Christi geebnet; diese ordne man chronologisch aus allen vier Evangelisten, lasse sie die Kinder aus der Bibel selbst lesen und füge dazu die praktisch-zweckmäßigsten Erläuterungen. Es ist nöthig zu erinnern, die Geschichte Jesu aus den heiligen Urkunden selbst lesen zu lassen, jede andere Quelle ist getrübt. Mit der Lebensgeschichte Jesu beginnt der eigentliche positive Religionsunterricht, dessen Hauptgrundsatz nur sein kann: Das ist das ewige Leben, daß ihr den, der allein wahrer Gott ist, und den, den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennet. Fragen wir, welche Methode bei diesem Unterricht zu wählen sei, so kann nur die als die zweckmäßigste betrachtet werden, welche Jesus seinen Schülern selbst vorgeschrieben hat: gehet hin in alle Welt, machet alle Völker zu Jüngern meiner Lehre und verkündigt das Evangelium allen Menschen. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes, und des heiligen Geistes, und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe. Jeder soll das, was er selbst geworden, wieder an andern bewirken. Die ersten Schüler sahen ihn leben, dulden und wirken, und hörten ihn reden. Seine Thaten waren die Belege zu dem, was er lehrte, und was er lehrte, das erläuterte ihnen den Grund seiner Handlungsweise, ihren Werth und ihren Zweck, und so konnten sie nicht anders, sie mußten nach

und nach erkennen, daß er sei Christus, der Sohn des lebendige
Gottes, der Meister von Gott gesandt, der Weg der Wahrheit, di
da selig macht. Auf dieselbe Weise, die sich an ihnen selbst bewähr
hatte, wirkten nun auch die Jünger Jesu auf ihre Schüler. Er un
nur er war der Gegenstand ihrer Lehren, ihre Aufgabe war das Ge
mälde seines Lebens und seines Charakters. Sie hatten ihn geschau
von Angesicht zu Angesicht, ihre Schüler konnten ihn nur mit der
innern Auge schauen; war aber nur ihr Gemälde treu, so durfte
sie versichert sein, daß, wer es geschaut, ergriffen werde von seine
Erhabenheit, daß er ihn lieben, und in Liebe thätig sein werde. — Nich
die Bruchstücke von Aussprüchen und Reden Jesu, nicht einzeln
Scenen aus seinem Leben machen den Leser und Hörer bekannt un
befreundet mit ihm, sondern nur die vollständigste und treuste Dar
stellung desselben. Wie die ersten Religionslehrer nicht einzeln
Sprüche Jesu citirten, um ihre religiösen Ansichten vorzutragen, un
damit zu unterstützen, auch nicht die einzelnen Evangelien eins nac
dem andern lesen ließen, sondern das ganze Gemälde seines Leben
vor die Augen ihrer Schüler zu bringen wußten, in welchem jed
Rede, jedes Wort erläutert wurde durch die That, welche es be
gleitete; so soll auch jetzt noch jeder christliche Religionslehrer di
große Aufgabe zu lösen suchen, seine Schüler bekannt und befreun
det mit Jesu selbst zu machen. Den meisten Kindern, welche vo
Jesu nur zu plappern wissen, was sie im Spruchbüchlein, Kate
chismus oder einer dürftigen Erzählung auswendig gelernt haben
fehlt die Erkenntniß von ihm, welche die einzige Quelle des Le
bens ist. — Bei dem praktischen Lesen der Lebensgeschichte Jesu mu
der Lehrer darauf sehen, a) daß der Schüler das Leben des Gött
lichen, als vollendetes Gemälde, als ein Ganzes an- und überschaue
b) dann soll ihm die Lehre desselben, als ein vom Leben getrennte
Ganzes klar werden; c) endlich soll er sich selbst Rechenschaft ge
ben von den Gründen der Wahrheit dessen, was er glaubt, darum
weil er sich von der hohen Würde Jesu überzeugt hat, um durch die
sen Glauben das Leben zu haben in seinem Namen; kürzer, er sol
zuerst die Lebensgeschichte Jesu, dann die Glaubens- und Sitten
lehre Jesu erhalten, und endlich sein eignes Glaubensbekenntniß ab
legen; letzteres ist das Werk des Schülers oder die Frucht des Ge
gebenen, von ihm selbst aber Verarbeiteten. Dieses Glaubensbekennt
niß setzen die Schüler auf oder sie wählen den kleinen Katechismu
von Luther zum Dolmetscher desselben, um so eher, weil Luther nicht
aufgenommen hat (selbst den Worten nach), als was die Bibel ent
hält, von seiner Weisheit hat er wohlweislich nichts hinzugefügt
Hätten die nach Luthers Katechismus herausgegebenen Katechismen
Leitfäden, Anleitungen und Lehrbücher eben so ehrlich nur die Schrif
sprechen lassen, so würden wir sie zu Führern im Religionsunter
richt vorschlagen; allein da dies nicht der Fall ist, so scheint e
durchaus unzweckmäßig, durch sie die heiligen Urkunden zu verdrän
gen, und sie für den Unterricht zu wählen, ohne deshalb sie verdam
men oder ihren besondern Werth mindern zu wollen. — Um den ge
schichtlich-positiven Unterricht in Verbindung mit dem kirchlich-posi
tiven zu setzen, befolge man die durch die Geschichte angedeutete na
türliche Ordnung: nach Vollendung des einleitenden geschichtliche
Religionsunterrichts lasse man den ersten Artikel memoriren: da, w
im neuen Testament Jesus das Gesetz Gottes, durch Moses bekann
gemacht, bestätigt, veranlasse man die Kinder, das erste Hauptstü

nach vorhergegangener Erklärung zu erlernen; da, wo Jesus die Anleitung zum Gebet gibt, werde das dritte Hauptstück erklärt und memorirt; der zweite Artikel nach Vollendung der Lebensgeschichte Jesu; der dritte nach der Ausgießung des heiligen Geistes; das Abendmahl und die Taufe da, wo die Geschichte Jesu sie als integrirende Theile vorführt. Diese Hauptstücke müssen aber mit der Erklärung Luthers erlernt werden, weil wir bis jetzt noch nicht im Stande sind, eine einfachere Erklärung zu geben, als er uns hinterlassen hat; seine Erklärung bedarf nur einer Verdeutlichung. Die christliche Moral noch besonders vorzutragen, ist in dem eigentlichen Schulunterricht überflüssig, da die Lebensgeschichte Jesu die lebendigste und individualisirteste Moral selbst ist. — Beim Confirmandenunterricht kann nach diesem vorausgeschickten geschichtlichen Unterrichte den vorzunehmenden Vorbereitungen eine mehr systematische Form sowohl in Hinsicht der Religions- als auch Sittenlehre gegeben, und die Hauptstücke alsdann in der Ordnung durchgegangen werden, in welcher sie Luther in seinem kleinen Katechismus gegeben hat. (Zu diesem Zwecke verdient vorzügliche Empfehlung Krugs evangelisches Lehrbuch der christlichen Religion, Zittau 1817, worin die systematische Form des Religionsunterrichts auf das Glaubensbekenntniß im zweiten Hauptstücke des Katechismus gebaut und die Sittenlehre mit der Glaubenslehre auf eine Weise verbunden ist, welche die gegenseitige Durchdringung und Wechselbeziehung beider Disciplinen besser, als noch in irgend einem Religionslehrbuche für die Jugend geschehen, anschaulich macht.) — Fragt man, ob der Unterricht in der Religion mit der Moral oder der Religion beginnen müsse, so dient zur Antwort: während die Jugend historisch mit Gott dem Vater bekannt gemacht wird, gewöhne man sie zu einer strengen religiösen Legalität (wo Gott und die Ältern in seinem Auftrage den Kindern alle Handlungen und Pflichten ohne alle Erörterung befehlen), damit sie dann, wenn ihr Herz und Sinn auf mannichfache Weise, und zuletzt durch Jesus Christus mit Lust und Liebe zum Vater und seinem Wort erfüllt worden ist, und sich gleichsam aus innerer Liebe gedrungen fühlt, dem Vater zu dienen und ihn zu ehren, desto leichter das freie liebevolle (oder das moralische) Handeln von ihr ergriffen, und zu ihrem Eigenthume gemacht werden könne; nur eine religiöse Legalität, parallel gehend mit dem Unterrichte, erzieht die Jugend zur Moralität oder zur freiwilligen Ausübung des göttlichen Willens. Man hat die allein herrschende (die andern Unterrichtsformen verdrängende) katechetische Unterrichtsform in der Religion getadelt, und nicht mit Unrecht. Der Tadel trifft aber nicht diese Unterrichtsform als solche an und für sich betrachtet (denn sie muß nicht nur beim Katechumenen- und Confirmandenunterricht vorherrschend sein, sondern auch schon bei dem vorhergehenden Unterrichte hie und da zur rechten Zeit angewendet werden), sondern nur die Alleinherrschaft derselben vom Anfange bis zum Ende des Religionsunterrichts. Zu unserer Zeit, wo man zu Hause selten oder gar nicht in der Bibel liest, wo man auch in Schulen es versäumt, der Jugend die Geschichte Jesu und seiner Apostel im Zusammenhange zu einer evangelischen Ein- und Übersicht zu erheben, ist diese Alleinherrschaft der Katechetik mehr schädlich als nützlich. — Für unsere gelehrten Schulen ist es höchst nöthig, mehr Zeit auf den ächt evangelischen positiven Unterricht zu verwenden, als es gewöhnlich geschieht. Man widme dem Lesen des N. T. zum wenigsten eine gleiche sorgfältige

Aufmerksamkeit, eine gleiche Zeitverwendung, als den heidnischen Schriftstellern. In unsern Tagen darf kein protestantischer Schüler das Gymnasium verlassen, er mag nun Theolog, Jurist oder Mediciner werden, der nicht das ganze N. T. in der Ursprache mit seinem frommen gläubigen Lehrer so gelesen hat, daß ihn eine ächt evangelische Ein- und Übersicht ins fernere Leben als bleibendes Eigenthum begleite, welche allein ihn zum Protestanten gegen jede antievangelische Lehre und Handlungsweise erheben kann. Den Theologie Studirenden ist sie in unsern Tagen um so nöthiger, damit sie selbstständiger und protestantischer gestimmt und gesinnt in die Hörsäle der Theologen treten und um so richtiger beurtheilen können, wer aus Gott ist und seinen Sohn zum Führer, zum Vater erwählt hat. Fast alle, welche die Akademie beziehen, um über das Evangelium die verschiedensten und oft widersprechendsten Ansichten zu hören, ermangeln einer historischen Ein- und Übersicht der Urkunden des N. T. — So wie man zu den ältesten historischen Urkunden des Rechts zurückgeht, um das gegenwärtige gesellschaftliche Leben der Staaten besser und dauerhafter zu gestalten; so wird es auch nöthig sein, zu den ersten Urkunden des Christenthums zurückzukehren, wenn das religiöse und kirchliche Leben unserer Zeit eine dem Geiste des Evangeliums entsprechende Gestalt gewinnen soll. W. L.

Religionsvereinigung, s. Union.

Religiosen werden alle genannt, die sich durch feierliche Gelübde Gott widmen, besonders die Glieder der geistlichen Orden von beiden Geschlechtern. — **Religiosität** bezeichnet den durchgreifenden moralischen Charakter, der in allen seinen Verhältnissen gewissenhaft handelt, und zwar aus Liebe zu Gott, ohne diese Beziehung aber nennt man dasselbe Leben Moralität. Die Religiosität verhält sich zur Religion, wie die Moralität zur Vernunft, wie die Gesinnung der Gewissenhaftigkeit zum Gewissen, wie die Frucht zur Blüthe; religiöses Gefühl ist das moralische Gefühl auf das ewig und Göttliche bezogen.

Reliquien (Überbleibsel). Man versteht darunter alles und jedes, was von theuren und wichtigen Personen der Vorzeit den Nachkommen übrig geblieben ist; dahin rechnet man z. B. Theile des Körpers (Knochen, Haare, Nägel), ganze Gewänder, oder nur einzelne Stücke davon, Hausgeräthe (Becher, Tische, Stühle, Bücher u. s. w.). Zu jeder Zeit erhielten solche Überbleibsel bei den Nachkommen einen Werth. Vorzüglich versteht man unter diesen Namen alle jene theuren Überreste, welche die Kreuzzügler im 11ten und 12ten Jahrh. aus Asien nach Europa brachten: z. B. die Schweißtücher, worin der Leichnam Christi gelegen haben soll; Stücke vom Kreuze Christi, von den Umgebungen des Grabes und noch andere Überreste von Maria, Joseph und den heiligen Männern der frühern christlichen Kirche. In der ersten Zeit erhielten diese Gegenstände nur einen ausgezeichneten Werth; in der Folge versprach sich der Aberglaube heilsame Wirkungen von dergleichen Überresten, und dadurch ward der Grund zu einem entehrenden Betrug und Gelderwerb von Seiten der catholischen Geistlichkeit gelegt, und für diese Gegenstände zum Vortheil der Kirchen und Klöster eine beinahe göttliche Verehrung eingeleitet, so daß man einem Splitter vom Kreuze mehr Kraft zutraute, als dem Erlöser selbst. Andere leiten diese schon von der Verehrung der Märtyrer seit dem 4ten Jahrh. ab, deren Überreste an dem heiligsten Orte der Kirche aufbewahrt wurden. Die

[...]ische Kirche hat diesen Aberglauben nicht nur lange genährt, son[...] auch noch auf die Überreste ihrer canonisirten Heiligen ausge[...]ent. W. L.

Rembrandt van Rhyn (Paul), einer der berühmtesten [M]aler und Kupferätzer der niederländischen Schule, ward 1606 in [ein]er Mühle unweit Leiden, die seinem Vater gehörte, geboren. Sein [leid]enschaftlicher Hang zur Kunst vereitelte den Plan seines Vaters, [de]r ihn zum Gelehrten bilden wollte. Paul wurde zu Jacob von [Sw]anenburg, einem sonst unbekannten Maler, in die Schule gethan. [Na]ch Verlauf dreier Jahre, wo er schon große Fortschritte gemacht [hat]te, kam er nach Amsterdam zu Peter Lastmann; auch soll er spä[ter] des Johann Pinas und Georg Schooten Unterricht genossen [hab]en. Allein bald kehrte er nach Hause zurück, und arbeitete dort, [di]e Natur als seine alleinige Lehrerin zu Rathe ziehend. Da seine [Um]gebungen keineswegs geeignet waren, ihn zum wahren Schö[ne]n, Hohen und Idealen hinzuleiten; da er täglich nur gemeine [Na]tur vor sich sah, auch die Mängel seiner frühern Erziehung zu [ver]bessern sich nicht angelegen sein ließ: so war es natürlich, daß er [sic]h nur an Darstellungen der gemeinen Natur hielt, und nur daran [Ge]schmack fand. Sein ganzes Leben hindurch behielt er auch diese [A]nsicht der Kunst und seine Lebensart bei; er ging immer nur mit [ge]meinen ungebildeten Leuten um, und befand sich nur in ihrer Ge[se]llschaft wohl, ungeachtet seine zahlreichen Gönner sich oft genug [be]mühten, ihn an bessere Gesellschaft zu gewöhnen. Um 1630 zog [Re]mbrandt nach Amsterdam, und heirathete eine hübsche Bäuerin aus [Ra]rep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemälde [wu]rden bald außerordentlich gesucht, die Geldbegier bewog ihn daher, seine bisherige fleißige und ausgeführte Manier zu verlassen, und eine flüchtige Behandlungsart anzunehmen. Er zog nun auch eine Menge Schüler, deren Unterricht er sich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm nachgebessert, für seine eigenen verkaufte. — Seine Erwerbsucht hat zu mancherlei Irrthum über sein Leben Anlaß gegeben; denn so hatte er z. B. mehrere Blätter, welche er geätzt, aus Venedig datirt, um sie verkäuflicher zu machen, und dies hat seine Biographen veranlaßt zu glauben, Rembrandt sei 1635 und 36 wirklich in Venedig gewesen. Allein er hat Amsterdam nie wieder verlassen, ungeachtet er immer drohte, aus Holland wegzugehen, um die Kunstliebhaber begierig zu machen, noch etwas von ihm zu besitzen. Schon ums J. 1628 legte er sich eifrig auf die Ätzkunst, und brachte es bald darin zu der größten Vollkommenheit. Seine radirten Blätter wurden eben so sehr geschätzt als seine Gemälde, und sein Geiz suchte ihren Preis immer höher zu treiben. Er bediente sich daher mehrerer, auch in den neuesten Zeit von berühmten Kupferstechern angewendeten Kunstgriffe. Er verkaufte z. B. halb vollendete Blätter, vollendete dann die Platte, brachte späterhin, wenn diese abgenutzt war, einige kleine Veränderungen darin an, und verkaufte so dieselben Arbeiten zum dritten- und viertenmal, kaufte in Versteigerungen oder sonst unter der Hand seine Blätter selbst auf, ließ sie von seinem Sohne heimlich, als wenn er sie seinem Vater entwendet, wieder ausbieten, u. dgl. m. Auf solche Weise, und durch eine ärmliche Lebensart, hatte sich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach seinem 1674 erfolgten Ableben sein Sohn Titus erbte, der zwar von seinem Vater für die Kunst erzogen worden war, allein darin nicht weit vorgeschritten und ganz unbekannt geblieben ist. —

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. e verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Hell dunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogege er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Com position, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt z haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nac Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modell dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abneh men. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein großer Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Vitenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

...er sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft magisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. R. L.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptonten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das **Remessenbuch** ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft magisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertgulden-Blatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art der Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt werden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptonten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. e verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Hell dunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegei er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Com position, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zi haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nacl Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modell dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abneh- men. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er sel- ten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförm- lich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Dar- stellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Ge- räthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Ge- mälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Ar- beiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerr- bilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausge- zeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Hell- dunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tem- pel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, He dunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, woge er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Cor position, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und na Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modell dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abneh men. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein de gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Rege so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er sel ten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförm lich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verberge konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Dar stellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

...er sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein ...postel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in ... dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, ...ristus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein ...trait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest ... Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mut... und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Land...aft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, ...ne Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in ...raunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer be...wunderswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft ma...risch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins der...en, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertgulden...atts“ bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als ... Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister ...ix, den Uitenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ...rer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp ...ning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptonten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. e[r] verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Hell dunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogege[n] er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Com position, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Uitenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt werden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein großer Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt werden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das **Remessenbuch** ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

er sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (im Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Uitenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art der Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt werden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

[..]er sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein [i]n der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein [A]postel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in [d]er dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, [Ch]ristus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein [Po]rtrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest [de]s Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mut[ter] und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Land[sch]aft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, [ei]ne Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in [Br]aunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer be[wu]ndernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft ma[leri]sch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins der[sel]ben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertgulden[bla]tts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als [de]r Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister [Si]x, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große [K]reuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art [d]er Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, [G]erard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp [Ko]ning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die [R]egel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt [w]erden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es ver[mö]gen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münz[st]ücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Re[m]edium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptonten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

ein sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewunderungswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt werden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das **Remessenbuch** ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

der sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein heil. Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Portrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mutter und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Braunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewunderswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft malerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt werden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfordernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten und nach Modellen, hielt auch seine Schüler dazu an; allein was für Modelle dies gewesen sein mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte suchte er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. — Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, um seine Modelle, und nach diesen seine Gemälde damit auszuzieren. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Portraits, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Zerrbilder; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dagegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein anderer Maler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und eigenthümliches Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von unvergleichlicher Wahrheit. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so die Wirkung hebt. Überhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deshalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Öffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. — Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eigenes und seiner Frau Portrait, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (sämmtlich [?] im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes,

er sonst noch vortrefflicheres Gemälde, Christus unter den Kindlein
n der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein
stel Paulus, das Portrait seiner Mutter und sein eigenes (in
r dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar,
ristus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein
rtrait (in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest
s Ahasverus, Ganymed, sein eigenes und das Portrait seiner Mut-
r und Tochter (das Mädchen mit der Nelke), ingleichen eine Land-
aft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung,
e Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in
aunschweig). — Rembrandts geätzte Blätter sind von einer be-
nderungswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft ma-
risch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eins der-
ben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertgulden-
atts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als
r Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister
x, den Witenboggard, den Coppenel, den Tolling, und seine große
euzabnahme. — Rembrandts beste Schüler, die man an der Art
er Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol,
rard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp
ning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll; aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommene Gleichheit zu geben, daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden sein können, dies nennt man das Remedium. — In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt es Läuterung; geschieht es aber bei höherer Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jac. Arminius, daher auch seine Anhänger Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater, in der niederländischen Provinz Holland, geboren. Sein Vater, ein Messerschmid, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leiden, wo er sechs Jahre lang den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. In Genf hörte er Beza, und zu Basel erwarb er sich die besondere Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verderbtheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst sagt, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. 1588 ward er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 ward er Professor der Theologie zu Leiden,

und starb 1609. — Der Hauptgegenstand, worüber der Streit u. die Trennung der Remonstranten von der allgemeinen reformirt. Kirche entstanden, war die Lehre von der Prädestination (Gnadenwahl). Den Irrthum der Reformirten in dieser Lehre suchten sie in einer 1610 von ihnen den Generalstaaten von Holland überreichten und Remonstrantiam überschriebenen Schrift zu widerlegen, von der sie späterhin den Namen Remonstranten erhielten. Sie behaupteten 1) daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt, aber die Bedingung hinzugefügt habe, er wolle alle diejenigen selig machen, welche an Christum glaubten, die Ungläubigen hingegen verdammen. 2) daß Christus für alle Menschen gestorben, und allen durch seinen Tod die Versöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieselbe niemand erlangen, es sei denn, daß er an sie glaube. 3) daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eigenen Kräften haben könne, sondern von Gott in Christo durch den heiligen Geist wiedergeboren werden müsse, wenn er dazu gelangen wolle. 4) daß man ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sei; denn alle unsere guten Werke hätten ihren Ursprung in derselben: dessen ungeachtet, wenn man auf die Beschaffenheit ihrer Wirkung sehe, könne man nicht behaupten, daß man sich ihr stets widersetzen und ihren Einfluß verhindern könne. 5) daß die Gläubigen wider Satan, Sünde, Welt und ihr eigenes Fleisch streiten und den Sieg erlangen könnten durch den Beistand des heiligen Geistes. — Dieses ist der reine und ächte Inhalt der Lehre des Arminius oder der Gesellschaft der Remonstranten. — Von diesen frühern Remonstranten muß man sorgfältig die spätern unterscheiden, welche bei diesen fünf Artikeln nicht stehen blieben, sondern in ihrem Kampfe gegen die allgemeine reformirte Kirche noch weiter fortschritten. Da noch vor den Arminianischen Streitigkeiten mehrere Schriften des Socinus in Holland heimlich verbreitet worden waren, und namentlich bei dem größern Theile der vorzüglichsten Gelehrten, welche fast alle Mitglieder der Remonstranten waren, Eingang gefunden hatten; so war es sehr natürlich, daß die spätern Remonstranten in vielen Stücken mit den Socinianern, oder den frühern Rationalisten übereinstimmten, und daher des völligen Socinianismus beschuldigt wurden. — Die Staaten von Holland gaben 1614 eine Verordnung, nach welcher die Remonstranten und Gegenremonstranten (nach einem ihrer Wortführer, dem Professor der Theologie, Franz Gomarus zu Leiden, auch Gomaristen genannt), sich mit einander in Liebe und Frieden vertragen sollten. Da beide Parteien aber die Gültigkeit und Ungültigkeit eines solchen Decrets von Seiten der Obrigkeit in Kirchenangelegenheiten in Zweifel zogen; so wurde, um die dadurch entstandenen gegenseitigen Unruhen beizulegen, 1618 vom 13ten Nov. bis 1619 den 9ten Mai die berühmte dordrechtsche Synode gehalten. Höchst bemerkenswerth ist der Ausspruch dieser Synode. Sie wies erstlich der Vernunft in der Furcht Gottes den Platz an, der sich für eine Magd schickt; sie nahm die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen, und erklärte mit frommer Demuth und theologischer Folgerichtigkeit: die Prädestinationslehre ist hart, sehr hart, aber wir können nicht helfen; fest stehe der Ausspruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerstrebenden Welt. — Die Reformirten oder Gegenremonstranten gewannen durch diese Synode die Oberhand, weil sie hier Kläger und Richter zugleich waren. Die

Remonstranten haben das willkürliche, grausame und ungegründete Verfahren dieser Synode ans Licht gestellt, und bis jetzt haben die Reformirten diese Beschuldigungen nicht widerlegt. Obgleich die Arminianer sich dem strengen Urtheile der Synode (daß ihre Behauptungen Irrthümer wären) unterwerfen mußten, so unterließen sie doch nicht, ihre Lehren in Schriften zu rechtfertigen. — Nach dieser Synode sah es in Hinsicht des Bestandes dieser Partei bedenklich aus, besonders als sich mehrere Remonstranten der Theilnahme an der Verschwörung gegen den Prinzen Moritz schuldig bekennen mußten. Einige Prediger aus der Gemeinde reichten aber bei dem Prinzen eine wohlgegründete und nachdrückliche Vorstellung ein, in welcher sie zeigten, daß die Schuld einiger Mitglieder nicht der ganzen Gemeinde zugerechnet werden könne. Diese Vorstellung hatte ihre gute Wirkung; denn der Prinz überwand nicht nur selbst seinen gefaßten Zorn, sondern vermochte auch seine Umgebungen, den Remonstranten eine mildere Behandlung angedeihen zu lassen. Und nachdem er 1625 gestorben, erhielten sie von seinem Bruder Heinrich durch ein besonderes Decret die Erlaubniß, sich in allen Orten und Städten Hollands aufzuhalten, und Kirchen und Schulen anzulegen; letzteres geschah namentlich in Rotterdam und Amsterdam. In Amsterdam stifteten sie ein Gymnasium, um sich ihre Lehrer selbst zu bilden; diese Anstalt machte sich sehr berühmt. Die Gemeinden zu Rotterdam und Amsterdam waren die stärksten. — Sie bemühten sich nicht, ihre Glaubensgenossenschaft zu verstärken; wer zu ihnen überging, war nicht verpflichtet, ihr Glaubensbekenntniß anzunehmen, wenn er nur erklärte, er sei dem allgemeinen christlichen Glauben nach dem apostolischen Symbolo zugethan, und wolle nach Christi Gebot sein Leben führen. Ihr öffentlicher Gottesdienst war dem der Reformirten fast durchgehends gleich, nur daß sie in der Taufe, bei welcher die Reformirten von den Ältern des Kindes ein Bekenntniß fordern, daß ihre Lehre wahr sei, und sich versprechen lassen, das Kind darin zu erziehen, die Ältern blos ermahnten, ihr Kind in der christlichen Religion unterrichten zu lassen, ohne eine besondere Gemeinde zu nennen. Auffallend ist es, daß so lange sie gedrückt und verfolgt wurden, ihre Gesellschaft sehr zahlreich war; sobald sie aber Freiheit und Ruhe erlangt hatten, die Zahl der Mitglieder mehr ab- als zunahm. — Die wichtigsten und gründlichsten Nachrichten darüber findet man in Walchs historischer und theologischer Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche außer der evangelisch-Lutherischen Kirche entstanden sind, Jena 1734, 3 Theile. W. L.

Remscheid, ein Dorf und Kirchspiel im Herzogthum Berg, jetzt zum düsseldorfer Regierungsbezirk der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg gerechnet. Das Dorf selbst hat nur ungefähr 100 Häuser, das Kirchspiel überhaupt aber, welches zwei bis drei Stunden im Umfange hat, zählt 6000 Menschen, hat zwischen 50 und 60 sogenannte Höfe, und in denselben ungefähr 90 Handlungsfabrikhäuser. Ein Theil dieser Kaufleute hat große Fabriken von Sensen, Sägen, Feilen u. s. w., die selbst zum Gebrauche der westindischen Colonien in großer Menge ausgeführt werden; und ein anderer Theil besitzt eigene Breit-, Reck- und Stahlraffinerichämmer, mit deren Erzeugnissen in- und ausländische Eisen- und Stahlfabriken versorgt werden. 45 Eisenhämmer stehen in einer Gegend von drei Stunden, um diesen Ort herum, die alle Arten von Eisenwaaren zum Schiffbau verfertigen und außerdem 800 Artikel von Schneid- und andern

Werkzeugen liefern. Vor dem Revolutionskriege wurden jährlich n
bis zehn Millionen Pfund Eisen hier verkauft. Auf den 18 in
um Remscheid fließenden Bächen kann schon seit mehreren Jah
keine neue Anlage gemacht werden. Die remscheider Waaren ge
nach allen Gegenden der Welt, und viele Handlungshäuser zu Re
scheid treiben auch einen höchst bedeutenden Handel mit andern de
schen und fremden Fabrikwaaren. Die dortige Gegend ist an Nat
erzeugnissen sehr arm. Eisen, Stahl, Holzkohlen und andere
die Fabriken erforderliche Gegenstände müssen von andern Orten
geliefert werden. Die Zahl der Sensen, welche jährlich in Remsch
verfertigt und nach Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland, A
rika u. s. w. ausgeführt werden, beträgt regelmäßig auf 400,0
Stück. In den Pflanzungen der holländischen Colonien gibt m
den remscheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug, und
sind auch fast allein in Gebrauch.

Remus, s. Romulus.

Remusat (Jean-Pierre Abel), einer der ersten europäisch
Linguisten, Mitglied der Akademie und Professor der chinesischen u
tatarischen Sprache am Collège de France, ist 1788 zu Paris geb
ren. Er studirte zwar Medicin, in welcher er auch 1814 die Do
torwürde erhielt, folgte aber zugleich seiner Neigung, die orienta
schen Sprachen, namentlich die chinesische, tatarische, tibetanische
s. w. gründlich kennen zu lernen. Sein hartnäckiger Fleiß wuß
alle Hindernisse bei diesen Studien zu besiegen, und schon 1811 e
schien sein Essai sur la langue et la litterature chinoises, w
durch er die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog, und die Akad
mien zu Grenoble und Besançon bewog, ihn zu ihrem Mitgliede au
zunehmen. Einige andere Schriften über das Chinesische folgte
1814 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Professor und 1816 trat
in die Akademie der Inschriften. Nach Viscontis Tode 1818 ersetzte
diesen in der Herausgabe des Journal des Savans. Die viele
trefflichen Aufsätze, die im Moniteur, im Journal des Savans, i
den Fundgruben, in der Biographie universelle u. s. w. von ih
erschienen und zum Theil auch besonders gedruckt worden sind, mü
sen wir hier übergehen und uns nur auf die Anzeige seiner Haupt
werke beschränken. Diese sind, außer dem genannten Essai, se
Plan d'un dictionnaire chinois (1814), Le Livre des récom
penses et des peines, übersetzt aus dem Chinesischen (1817) u. s. w
Auch nahm er an dem 1814 erschienenen 16ten Bande der Mémoire
concernant les Chinois Antheil, und machte 1820 in dem chine
sischen Weltweisen Laotsé einen zweiten Platon bekannt.

Renegaten, so viel als Religionsverläugner, werden beson
ders die der christlichen Kirche Abtrünnigen benannt, welche zum Ko
ran übertreten. Häufig ist bei den Renegaten Eigennutz die Trieb
feder ihrer Handlung, seltener — ehedem mehr noch als jetzt —
Zwang und Überredung der Bekenner des Islam bei gefangenen ode
unter ihnen wohnenden Christen.

Reni (Guido), der anmuthigste und gefälligste Maler, welche
Italien je hervorgebracht hat, wurde zu Bologna 1575 geboren
Sein Vater, Samuel Reni, ein vorzüglicher Musiker, wollte ih
anfangs der Musik widmen, wozu er Talent zeigte; allein er be
merkte bald ein noch größeres in dem Knaben schlummerndes Talen
zur Malerei, und übergab seinen Sohn daher dem Unterricht des i
Bologna damals in großem Ansehen stehenden niederländischen Ma

…ni, Dionysius Calvaert. Dieser hatte daselbst eine Schule für junge Künstler errichtet, aus welcher die größten Meister jener Zeit hervorgegangen sind. Guido soll dort vorzüglich viel nach Albrecht Dürers Werken studirt haben; dies wird wahrscheinlich, wenn man manche von seinen frühern Arbeiten betrachtet, und darin, besonders in den Gewändern, dann und wann eine Ähnlichkeit mit den Dürerschen Gewändern findet. Unterdessen hatten die Caracci eine Schule in Bologna gebildet, welche mit Calvaerts Schule wetteiferte, und nicht allein durch ihre Neuheit, sondern weil sie wirklich einen bessern Geschmack in der Kunst wieder einzuführen bemüht war, jene zu verdunkeln anfing. Auch Guido ging, 20 Jahr alt, zu den Caracci über. Diesen gab er bald Gelegenheit, sein Talent und sein Streben nach etwas Außerordentlichem zu bewundern; ja es soll sogar Annibal Caracci auf den Beifall, welchen Guido schon durch seine jugendlichen Arbeiten einzuernten anfing, eifersüchtig geworden sein. Die Begierde Guidos, die Kunstschätze Roms mit eigenen Augen zu sehen, vermochte ihn, nach Verlauf einiger Zeit auch diese Schule wieder zu verlassen, und mit zweien seiner Mitschüler, dem Domenichino und Albani, nach Rom zu eilen. — Um diese Zeit fing Guido an, nachdem er einige Gemälde des wegen seiner kräftigen effectvollen (jedoch unedlen und gemeinen) Manier damals über die Maßen bewunderten Caravaggio gesehen hatte, dessen Behandlungsart nachzuahmen. Sein Ruf verbreitete sich binnen kurzem, und bewog den Cardinal Borghese, für die Kirche delle tre Fontane eine Kreuzigung des heiligen Petrus von ihm malen zu lassen. Die kräftige Manier, in welcher dieses Bild und mehrere andere aus derselben Zeit gearbeitet sind, welche Guido jedoch nicht lange beibehielt, erhöhte seinen Ruf immer mehr; und als der Cardinal die durch Morghens trefflichen Stich bekannte Aurora durch ihn hatte vollenden lassen, wurde die Bewunderung für ihn allgemein. Paul V. ertheilte ihm um diese Zeit den Auftrag, eine Capelle auf Monte Cavallo mit Scenen aus dem Leben der Maria auszuschmücken, und da er auch diesen Auftrag zur Zufriedenheit des heiligen Vaters ausgeführt hatte, und ihm überdies von demselben die Auszierung einer andern Capelle in S. Maria Maggiore von demselben anvertraut wurde, so bekam er binnen kurzem eine so große Menge Bestellungen, daß er sie alle zu vollenden nicht im Stande war. Aus dieser Periode sind unter andern wohl auch seine Fortuna, die Portraits Sixtus V. und des Cardinals Spada. — Man kann drei verschiedene Manieren für Guidos Malereien annehmen. Die erste ist die effectvollste und begreift die Gemälde, welche der Behandlungsweise der Caracci und besonders der des Caravaggio ähnlich sind. Starke Schatten, enggeschlossene Lichter, ein kräftiger markiger Pinsel, kurz das Hinarbeiten nach großer Wirkung zeichnen die in der ersten Periode gefertigten Arbeiten aus. Die zweite Manier bildet den völligen Gegensatz der ersten, und wurde von Guido auch als Gegensatz der Arbeiten des Caravaggio, mit dem er in steten Zwistigkeiten lebte, aufgestellt. Sie zeichnet sich durch helle, schattenlose Färbung, durch einschmelzende, gefällige, doch mitunter auch oberflächliche Behandlung aus, und ist dem Guido ganz eigenthümlich. Seine obgedachte Aurora bildet schon den Übergang oder vielmehr Übertritt aus der ersten in die zweite Manier. Eine dritte Periode fängt von der Zeit an, wo Guido anfing, eilfertig und schnell zu arbeiten, und mehr auf Gelderdienst als seinen Ruhm bedacht war. Sie zeichnet sich durch grün-

liche, graue und überhaupt unnatürliche Färbung, durch nachläs und flache Behandlung aus. Diese letzte Manier bemerkt man v züglich in der großen Fahne mit dem Schutzheiligen von Bologn mehr oder minder in andern Gemälden, deren eine große Menge d ser Periode angehören. — Unter der Regierung des Papstes Urban V entzweite sich Guido mit dessen Zahlmeister, dem Cardinal Spino wegen Bezahlung eines seiner Gemälde, und ging nach Bologna zurück. Daselbst hatte er bereits unter andern Gemälden für das H Zampieri seinen heiligen Petrus und Paulus, für die Dominican kirche aber den Kindermord gemalt, und war jetzt im Begriff, Capelle des Heil. mit Gemälden auszuzieren, als er nach Rom zurückberufen, dort mit Ehrenbezeigungen überhäuft und vom Pap selbst aufs liebreichste empfangen wurde. Bald aber erfuhr er Rom neue Unannehmlichkeiten, und da er auch in Neapel, wo man ihn berief, wegen der Verfolgungen der dortigen Maler ge alle Ausländer von Verdienst sich nicht sicher glaubte, so kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, und verließ diese nie wieder. In B logna vollendete er die gedachte Capelle, malte zwei schöne Bil für die Kirche de' Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt der M ria, und eine Menge anderer für sein Vaterland und das Auslan besonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werde sein heil. Michael für die Capuciner, seine Geschichte des heil. B nedict für das Kloster S. Michele in Bosco, Helene und Paris f den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Herkules, ei Verkündigung, der heil. Sebastian, ein Ecce Homo und einige Ma dalenen (die das Museum zu Paris besitzt), ein Christusknabe a dem Kreuz schlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, d letzte Gemälde aus seiner ersten Manier (in der kaiserl. Gallerie Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdale (in der Lichtensteinschen Sammlung), eine Himmelfahrt, eins sein schönsten Bilder (in der königl. Gallerie zu München), ein Ec Homo, ein Johannes der Evangelist, der heil. Bruno und eine Fo tuna (in München), ein Ecce Homo, Christus, welcher der Mar erscheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semir mis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresdner Gall rie). — Schon in Rom hatte Guido eine eigene Schule errichtet, Bologna vergrößerte er dieselbe so weit, daß man die Zahl sein Schüler auf 200 schätzt. Er arbeitete jetzt meist eilfertig, gewöhn sich an eine ganz praktische, unausgeführte und manierirte Behan lung, wurde nachlässig, ließ manches durch seine Schüler ausführe und, von ihm nachgebessert, für seine Arbeit verkaufen. Und all dieses blos, um seinem leidenschaftlichen Hange zum Spiel zu fröhne welches ihm ungeheure Summen kostete, ungerechnet die Zeit, die unnützer Weise damit verbrachte. Oft verlor er mehr in einer Nach als ihm Monate lange Arbeit eingebracht hatte; oft schickte er, u nur Geld zum Spiel, oder nach großen Verlusten zum Lebensunte halt zu bekommen, insgeheim Gemälde für geringen Preis zum Ve kauf umher, die er sonst wohl für beträchtliche Summen nicht abg lassen hätte; er vollendete dann in der Eil Arbeiten, denen nur sei Name Käufer verschaffte. Er fiel deshalb auch oft in die Hände bö ser Gläubiger, war immer in Geldverlegenheiten, und diese stete Sor ge, so wie seine Leidenschaft selbst nagten an seiner Gesundheit. Zu letzt drängten ihn die Gläubiger so heftig, daß er in eine Art Me lancholie verfiel, die sein Blut erhitzte und ihn bald durch ein bösar

...s Fieber dahin raffte. Er starb 1642, und ward in der Kirche ... Domenico in Bologna begraben. — Betrachten wir in seinen ...rken die einzelnen Erfordernisse der Kunst näher, so finden wir ...s seine Zeichnung nicht immer richtig, selten kräftig und gran..., seine Stellungen ohne große Wahl, bisweilen nicht einmal na...lich. Dagegen hat seine Zeichnung eine ihm eigenthümliche Grazie ... Lieblichkeit, die mehr in der Behandlung des Ganzen als der ...nen Theile besteht, ja man muß auch dies eigentlich nur auf ... Köpfe einschränken. Seine Gedanken sind gewöhnlich, wohl ...gemein, die Anordnung des Ganzen selten gut, daher auch seine ...ßern Compositionen weit weniger Wirkung machen und weniger ...ätzt werden, als seine Werke von kleinerem Umfange, besonders ... Halbfiguren, deren man eine große Anzahl findet. Der Wurf ... Gewänder hat viel Schönes, und ist meist wahr und leicht; ... fehlt es ihnen oft an Harmonie mit dem Ganzen, und an dem ...rakter des Stoffes, woraus sie bestehen. Einen hohen, würde..., mannichfaltigen, bestimmten Ausdruck darf man in seinen ...ken nicht suchen. Dadurch erklärt sich denn sogleich, warum ihm ...nergestalten, worin Kraft und Festigkeit dargestellt werden sol..., selten und mehr in seiner frühern Periode gelangen. Ganz an ...em rechten Platze aber war Guido, wenn er jugendliche, besonders ...liche Gestalten bildete. In ihnen zeigt sich sein feines Gefühl ... alles, was nur anmuthig, hold und zart genannt werden kann, ... allem aber spricht sich dieses Gefühl in den gen Himmel gerich... Augen seiner Magdalenen und Madonnen aus. Sein Colorit ..., wie schon oben gedacht worden, zwar selten wahr, sondern fällt ... ins Gelbliche, noch häufiger aber ins Grünliche und Silbergraue, ... aber doch meist angenehm und zeugt von der großen Leichtigkeit ... Meisterhaftigkeit seines Pinsels, von einer breiten, festen und markigen Behandlung, welche aber freilich in Manier ausartete. — Guido hatte nicht allein in Relief, sondern auch einige Statuen gearbeitet, und eine ziemlich starke Anzahl Blätter eigenhändig radiert, welche mit einer leichten, zierlichen Nadel behandelt sind und sehr geschätzt werden. Fast ließe sich behaupten, daß seine Zeichnung in die...n Blättern richtiger und edler sei, als selbst in seinen Gemälden. ...ter der Menge seiner Schüler, welche mehr oder minder seiner Manier treu blieben, zeichnen sich vorzüglich aus: Guido Congiagi, ...mone Cantarini Pesarese, Francesco Ricchi, Andrea Streni, Gio...ni Sementi, G. Bat. Bolognini. B. C.

Rennell (James), ein berühmter englischer Geograph, 1742 zu ...udleigh in Devonshire geboren, wo seine Familie in gutem Ansehen ...nd. Er besuchte eine benachbarte Schule und trat, 15 Jahr alt, ... Midshipman in den Seedienst. Während des siebenjährigen Krie... zeichnete er sich durch Unternehmungsgeist, besonders bei der Be...agerung von Pondichery, aus. Auf den Rath eines Freundes, der ... dem India House von Einfluß war, verließ er 1766 den Seedienst, ... trat als Ingenieurofficier in den Militärdienst der Compagnie. Die erste Arbeit, womit er vor dem Publicum erschien, war a Chart of the Bank and Current of Cape Lagullas, wofür er zum Generalvermesser von Bengalen ernannt wurde. Bald darauf gab er seinen Atlas von Bengalen heraus, dem eine Nachricht vom Ganges und Burramputer (in den Philosophical transactions) folgte. Diese Schrift erwarb ihm einen solchen Ruhm, daß er einstimmig zum Mitglide der königl. Gesellschaft gewählt wurde. Um 1782 kehrte er

nach Europa zurück, und gab sein berühmtes Memoir of a Ma
of Hindostan heraus. Als die asiatische Gesellschaft gestiftet wurd
nahm Rennell den wärmsten Antheil daran, und gab mehrere schä
bare Beiträge, wiewohl anonym, zu ihren Schriften. 1798 half
Mungo Park bei der Herausgabe seiner Reise; für die afrikanisc
Gesellschaft unternahm er mehrere Arbeiten zur Verbesserung d
Geographie dieses Welttheils. Das große Werk des Doctor Vince
über die Reise des Nearchus sowohl als dessen Werk über den Per
plus verdanken ihm manchen wichtigen Aufschluß. Von seinen eigen
Werken verdienen noch angeführt zu werden: The geographic
System of Herodotus explained und Observations on the To
pography of the plain of Troy.

Rennes, vormals die Hauptstadt von Bretagne, und jetzt d
des Departements der Ille und Vilaine, liegt an dem Zusammenfl
dieser beiden Flüsse, und auf dem erstern können Barken bis an d
Stadt schiffen. Über die Vilaine sind auch drei Brücken gebaut, vo
denen die schönste (le Pont-neuf) die obere mit der untern Sta
verbindet. Die obere Stadt, an einer Anhöhe auf dem rechten Uf
der Vilaine, ist der vorzüglichste Theil, mit schönen, gut gepflaste
ten, breiten und geraden Straßen, großen öffentlichen Plätzen un
vielen trefflichen Gebäuden. Die untere Stadt, auf dem linken Uf
der Vilaine, ist öftern Überschwemmungen ausgesetzt. An der Il
liegen die zwei Vorstädte St. Martin und l'Eveque. Sie hat 400
Häuser, eine Domkirche, acht andere Kirchen, worunter die schön
Peterskirche mit der sehenswerthen Façade, und viele ansehnliche Ge
bäude, als das schöne vormalige Parlamentshaus auf einem große
viereckigen Platze, das Rathhaus, das Arsenal. Die Zahl der Ein
wohner beträgt gegen 30,000, welche theils beträchtlichen Speditions
und eigenen Handel betreiben, theils nicht unwichtige Fabriken, al
in Segeltuch, Kattun, Baumwolle, Leder rc. und Wachsbleichen un
terhalten. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und des General
der dreizehnten Militärdivision. Von wissenschaftlichen Anstalten un
Kunstsammlungen findet man eine Akademie mit zwei Facultäten de
Rechts und der schönen Wissenschaften, ein königliches Collegium, ein
Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek
ein Museum, ein Naturaliencabinet und einen botanischen Garten
Die Gegend umher ist sehr fruchtbar.

Rennie (John), einer der größten Baumeister unsrer Zeit, Vor
steher sämmtlicher Hafen- und Marine-Bauten in Großbritannien
geb. 1757 in Schottland. England hat seit Smeaton, der sich durc
den Bau des Leuchtthurms auf dem Felsen von Eddystone im Cana
unsterblich machte, keinen Baumeister aufzuweisen, dessen Ruf von
Inland wie von Fremden allgemeiner anerkannt gewesen wäre, un
keiner besaß ein so gründliches Urtheil bei so tiefen Kenntnissen, kei
ner den feinen Sinn, in allen Fällen, wo er seine Geistesfähigkeiten
anzuwenden, berufen ward, gerade die Mittel zu gebrauchen, di
das Übel forderte. Sollte die heftige Strömung des wüthenden Meere
gehemmt, sollten neue Häfen angelegt, oder gefährliche, unzugänglich
sicher gemacht, sollte fruchtbares Land den Eingriffen des Meeres ab
genommen, sollten Sümpfe ausgetrocknet, Hügel geebnet, oder durc
Wasserleitungen und Bogen verbunden, sollten Brücken gebaut wer
den, die an Schönheit alle übertreffen und durch festen Bau der Ewig
keit zu trotzen scheinen — so war Rennie ohne Nebenbuhler. Er ge
noß daher in seinem Vaterlande ein so ausgezeichnetes Ansehen, daß

ne Meinung und sein Urtheil in allen zu seinem Fache gehörenden An-
legenheiten als entscheidend galten. Der glückliche Umstand, in ei-
m Lande zu leben, wo selbst Privatpersonen mit edlem Gemeinsinn
n Reichthum zu großartigen Unternehmungen verwenden, setzte ihn
Stand, bei der Ausführung seiner Entwürfe immer die größte
stigkeit und Gediegenheit im Auge zu haben, ohne beengende Rück-
ht auf Kostenaufwand. Er hatte seine glänzende Laufbahn von un-
n auf angefangen, und verdankte alles seinem eigenen Verdienste,
r Beharrung, womit er sich seinem Fache widmete, und der hohen
hlichkeit, die ihn auszeichnete. In seiner Jugend arbeitete er zu-
t als Handwerker, dann als Mühlenbaumeister, und schon zu jener
erweckten die Verbesserungen, die er in dem noch sehr unvollkomme-
n Mühlenbau einführte, viel Aufmerksamkeit. Seine Mühlen lei-
en bei gleichem Wasseraufwand viermal so viel als die gewöhnli-
n. So gründete er seinen Ruf, und gewann allgemeines Vertrauen,
s in England, wo öffentliche Bauten durch Gesellschaften von Pri-
personen unternommen werden, welche zur Ausführung derselben
n Meister wählen können, der sicherste Weg zu Ehre und An-
n ist. Als die Regierung ihm späterhin die Aufsicht über alle Ha-
n- und Marinebauten übergeben hatte, fand er Gelegenheit, die
ößten und kostspieligsten Entwürfe auszuführen und dabei einen sel-
nen Schatz von Erfahrungen einzusammeln. Ursprünglich zwar nur
r das Praktische gebildet, versäumte er in der Folge nicht, sich mit
r Theorie seiner Kunst vertraut zu machen. Seine Erfahrungen
d die Früchte seiner Studien werden auch für die Nachwelt viel-
leicht nicht verloren sein, da er seinen Söhnen sorgfältig geordnete
Baugeschichten aller seiner Werke, mit den genausten Zeichnungen
hinterlassen hat. In Nebenstunden beschäftigte er sich mit der Stern-
kunde, besonders während seines Aufenthaltes auf seinem Landsitze in
Lincolnshire, wo er ein kleines Observatorium eingerichtet hatte. Er
war seit früher Jugend ein Freund des berühmten Watt (s. d. Art.)
und soll wesentlichen Antheil an den sinnreichen und wichtigen Verbes-
serungen der Dampfmaschinen gehabt haben, die man Watt und Boul-
ton verdankt. Unter den bedeutenden Canälen, die er ausführte, ist
besonders der Kennet- und Avoncanal merkwürdig, der auf eine Strecke
von beinahe einer englischen Meile unter der Erde durch eine Anhöhe
gegraben wurde. In den Häfen von Portsmouth, Chatam, Ply-
mouth führte er große Arbeiten aus, und bei dem Bau einer neuen
Hafenmauer in Sherneß, deren Grund bis auf 50 Fuß unter die
Oberfläche des Meeres gelegt werden mußte, wendete er die Taucher-
glocke mit glücklichem Erfolg an, und erleichterte den Gebrauch der-
selben durch einige daran gemachte Verbesserungen so sehr, daß sie
jetzt eins der vorzüglichsten Hülfsmittel bei solchen schwierigen Unter-
nehmungen ist. Das wichtigste Werk aber, das er im Hafenbau aus-
führte, ist der Meerdamm auf der Rhede von Plymouth, zum Schutze
des Hafens; ein Werk, das alles in dieser Art, selbst die großen An-
lagen bei Cherbourg (s. d. Art.) weit übertrifft. Die herrlichsten
Denkmäler seines Kunstverstandes und seiner Thätigkeit bleiben jedoch
die großen, von ihm erbauten Brücken in London, die Waterloo- und
Southwark-Brücke, jene von Granit, diese von Gußeisen, unver-
gleichliche Meisterwerke der Kunst. Er hatte in London eine große
Anstalt zur Verfertigung von Maschinen aller Art angelegt. Meh-
rere Maschinen verdanken ihm wesentliche Verbesserungen, besonders
zeichnet sich die von ihm gebaute Maschine für die königl. Münze in

London durch Vollkommenheit und Einfachheit aus. Eben so merk würdig ist die von ihm eingerichtete Ankerschmiede zu Portsmouth wo die großen Anker für die Kriegsschiffe verfertigt werden und durc zweckmäßige Verbesserungen ein großer Theil der früher nöthige Handarbeit erspart wird. Auch die große Dampfmaschine von 7 Pferden Kraft zu Yorkbildings in London ist sein Werk. Der Verlu eines solchen Mannes wurde tief gefühlt, als er im October 1821 z London starb, und die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste war würdig ausgesprochen, bei den großen Feierlichkeiten, unter welche am 17ten October seine Leiche in der Paulskirche beigesetzt wurd wo sie an der Seite des berühmten Admirals Collingwood ruht. Ma könnte auf sein Denkmal setzen, sagte ein englischer Schriftstelle was auf Christoph Wrens Grabmal so treffend den Ruhm des gr ßem Baumeisters jener Kirche verkündigt: Si monumentum requi ris — circumspice! (Du suchst ein Denkmal? Schaue umher!)

Rens oder **Rense**, auch **Rees**, ein im ehemaligen Erzsti Cöln gelegenes Städtchen am Rhein, berühmt durch den nahe dab befindlichen sogenannten **Königsstuhl** (s. d. Art.), ein rundes, a sieben Bogen ruhendes Gewölbe von Quadern, zu dem eine steiner Treppe hinanführt und auf dem sich sieben Sitze befinden. Hier hie ten ehedem die sieben deutschen Kurfürsten ihre vorläufigen Berat schlagungen über die Wahl der römisch-deutschen Kaiser und König so viel man weiß, bei der Wahl Maximilians I. zum letztenmal. D Bürgerschaft von Rens Obliegenheit war, dies Gebäude stets in ba lichem Stand zu halten; dafür genossen sie das Marktrecht zu K blenz.

Repertoire heißt bei den Theatern das Verzeichniß sämmtl cher auf einer Bühne gangbaren Stücke, sowohl Opern als recit render Dramen (und Molodramen) aller Art, und das Repertoi eines einzelnen Theaters ist daher als eine Art von Barometer anz sehen, nach welchem man den Standpunct eben dieser Bühne in ästh tischer Hinsicht und den Geschmack des sie besuchenden Publ cums beurtheilen kann. Das feststehendste und gewählteste Repertoi hat das Théâtre français in Paris, indem auf dieser für Frankrei ächten Nationalbühne durchaus nur Stücke zur Aufführung komme die sich in ihrer Art durch einen bald mehr, bald minderen Grad v Trefflichkeit vor dem Schwarme von Dichtungen auszeichnen, mit we chen die kleinern Bühnen des Landes, jährlich, monatlich und w chentlich, gerade wie bei uns, überflutet werden. Daher kommt denn auch, daß das Repertoire dieses Theaters, wie schon bemerk ein völlig feststehendes ist und auf selbigem noch heut zu Tage u verrückt in ihrer Würde die Meisterwerke glänzen und häufig vo kommen, welche zur Zeit Ludwigs XIV., wo sich in Frankreich d Kunst zu ihrer Blüthe hob, zum erstenmale ans Licht traten. — D Tragödien eines Corneille, Racine und Voltaire, und die Lustspie (haute Comédie) eines Molière finden sich noch fast auf allen w chentlichen Austheilungen dieses Theaters, und die Franzosen unser Zeit sehen diese unendlichemal schon selbst gesehenen Sachen imm wieder mit demselben Entzücken und derselben Bewunderung, m welchen ihre, in vielfacher Hinsicht so ganz von ihnen verschieden Vorfahren sie vor 50, 100 und 150 Jahren sahen, ohne doch deswege insofern stehen geblieben zu sein (wie man ihnen dies öfters vo wirft), daß sie darüber Sinn und Geschmack für Neueres verloren hä ten. Aber freilich wird auch auf dem Théâtre français nur da

ein neues Stück gegeben, wenn es werth ist, in die Reihe der ältern, von der ganzen Nation als classisch anerkannten Werke aufgenommen zu werden, und die gute Folge, die aus dieser Strenge entspringt, ist die, daß bei allem bunten Treiben der kleinern Bühnen, der Hauptstadt sowohl als der Provinzen, eine durch ihr Repertoire und ihre Leistungen classisch begründete Normalbühne bleibt, die, wie der Compaß, unverrückt den Punct festhält, nach welchem denn doch auf allen Irrempfaden hin in der Kunst gesteuert werden muß, falls nicht das ganze Treiben und Thun ein loses und zersplittertes werden soll. — In Deutschland ist dies nun freilich alles viel anders. Eine Normalbühne, wie Frankreich, kann Deutschland schon darum nicht haben, weil es keine eigentliche Hauptstadt hat, in welcher sich, wie in Frankreich, ziemlich alles, was ausgezeichnet in Kunst und Wissen ist, concentrirt und was die in einer Art von Zersplitterung und Vereinzelung dastehenden verschiedenen Bühnen Deutschlands geben muß, aber auch nothwendig im Ganzen weniger gesichert und weniger feststehend sein als dort. (Über den Zustand der deutschen Theater im Allgemeinen und die daraus entspringende Vereinzelung ihrer Bestrebungen siehe in der neuen Folge das Conv. Lex. Band 1 den Artikel Deutsches Theater.) Ein Hauptübel, welches außerdem noch die Unclassicität der Repertoire fast aller deutschen Bühnen bewirkt, ist theils die vom Staat nicht begründete Stellung der mehrsten Theater an sich, theils der unter dem deutschen Publicum aller Orten sehr vorherrschende Hang nach immer Neuem. „Die Kunst geht nach Brot," in diesen wenigen Worten liegt die ganze Enthüllung des Geheimnisses, warum bei uns in Deutschland fast überall, trotz mancher sinnvollen, ernsten Überschrift über den Portalen der Theater, und trotz den häufigen Mahnungen der Kritik, die Repertoire so gemischt, und das Vague und Momentane darin so sehr vorherrschend ist, daß man oft Mühe hat, sich zu dem Glauben zu erheben, es könne ein solches Streben in der Kunst sich auch nur kurze Zeit halten. Und dennoch ist es so, und leider nicht allein bei Bühnen, die ihre Existenz blos der Gunst und dem Zuströmen der Menge verdanken. Was bei den Vorständen einiger Bühnen eine durch die Noth gebotene Speculation auf die Einnahmen bewirkt, bewirkt bei andern, die in Hinsicht ihrer ökonomischen Lage eine festere Deckung haben, eben so oft das Verkennen des eigentlichen höheren Zweckes des Theaters, und durch beides ist dann dasselbe im Allgemeinen zu einem Standpunct herabgekommen, auf welchem es kaum mehr einen höheren Anspruch machen kann, als den, eine Zeitvertreibungsanstalt zu sein, gut genug, um einen geschäftsleeren Abend damit auszufüllen. Daß dieser Zustand aber nicht erst seit heute und gestern, oder seit dem Verstummen und Zurückziehen unserer größten dramatischen Dichter von dem Treiben der Theater (wie Göthe z. B. vom weimarschen) eingetreten ist, beweist sich schon daraus, daß Göthe bereits 1802, in einem Aufsatze im weimarschen Mode-Journal, sich zu dem Wunsch gedrungen fühlte: „es möchten endlich einmal bei uns, wie bei den Franzosen, Engländern, Spaniern und Italienern, sich die Werke unserer guten Dichter auf den Bühnen feststellen, damit auch unsere Theater-Repertoiren einmal den Anblick gewährten, den die jener Nationen gewähren, und damit dem immer stärker anflutenden Schlechten und Losen ein Damm des guten Geschmacks entgegengestellt würde." Leider ist dieser Wunsch ein sogenannter frommer geblieben, und es bedarf nur eines Blickes auf das seit mehreren Jahren von Winkler

(Theodor Hell) in Dresden herausgegebene Tagebuch der deutsch Bühnen (einem Verzeichniß der auf den bedeutendsten Theatern Deutsch lands monatlich aufgeführten Sachen), um sich zu überzeugen, daß dieser Hinsicht fast überall das Gute von dem Schlechten, das Ged gene von dem Losen und blos auf den Moment berechneten, bei w tem überwogen wird, und daß, wie wir oben bereits bemerkten, d Streben der meisten Directionen weit mehr auf die, durch den Dra der Umstände gebotene Füllung des Seckels (jetzt wegen des unve hältnißmäßig gestiegenen Gagen-Etats der Schauspieler um so nöti ger) und auf Anlockung und den Beifall der Masse, als auf Err chung eines wahren Kunstzweckes gerichtet ist. Überhaupt machten hi von nur sehr wenige Bühnen periodisch eine ehrenwerthe Au nahme, wie z. B. die weimarsche, so lange Göthe ihr vorstand u Schiller darauf wirkte, und die hamburger und berliner in ei zelnen Zeitpuncten, und dennoch ist gerade bei uns die dramatis Literatur, ihrer ächten Universalität wegen, worin sich die keiner a dern Nation mit ihr vergleichen läßt, so reich an dem mannichfachst Guten! — Denn nicht nur, daß die, im Grunde noch neue Liter tur unsers Volkes selbst eine Anzahl dramatischer Dichterwer aus den verschiedensten Gattungen aufzuweisen hat, die sich kühn m dem Besten zusammenstellen können, was andere Länder und ande Zeiten hervorbrachten, so hat auch der deutsche Fleiß mit emsigem B mühen fast alles gesammelt und übertragen, was das Ausland Sch nes hervorbrachte. — Daß übrigens das so ungemein eingerissene Tre ben der mehrsten deutschen Bühnen, alles zur Aufführung zu bringe was nur die Neugier lockt und die Schaulust der Menge für den Augenbli befriedigt, und darüber das Gute und die Kunst fördernde und e rende hintanzusetzen, nicht noch mehr um sich greift, als sch geschehen, und hierdurch am Ende gänzlich der Standpunct verrüc werde, den eigentlich das Theater, als eine Kunstanstalt, bestimmt da jenige zur lebendigen Anschauung zu bringen, was das Genie d Ausgezeichnetsten in einsamen Stunden Würdiges und Schönes he vorbrachte, einnehmen soll: dies muß dermalen Gegenstand und Zwe der Kritik sein, die aber dann, will sie dies bewirken, sich freili auch ganz anders gestalten muß, als wir sie jetzt in den mehrst Tageblättern finden, wo sie entweder als eine dienstbare und der H strionen-Eitelkeit Weihrauch streuende Magd, oder als eine Art an mal mordax auftritt, welches nur am Wege lauert, um alles Vori berziehende mit giftigem Zahne anzufallen.

Repräsentanten, Repräsentation u. s. w., s. **Volk vertreter** und **Stände**.

Repressalien sind Wiedervergeltungen, Feindseligkeiten, d für Feindseligkeiten ausgeübt werden. Wenn ein Staat sich gegen d Unterthanen eines andern Gewaltthätigkeiten erlaubt, so braucht de in seinem Gliede beleidigte Staat Repressalien, wenn er an den i seiner Gewalt sich befindenden Unterthanen des beleidigenden Staat ein Gleiches übt. In Kriegszeiten wird diese traurige Maßregel, di freilich manchmal nothwendig sein mag, immer aber auf der Wag schale der Moral und Menschlichkeit verdientermaßen verworfen wer den wird, erforderlichen Falls an den Gütern und dem Eigenthu der gegenseitigen Unterthanen, seltner in unsern Zeiten an den Per sonen derselben ausgeübt. Im weitern Sinn ist Retorsion mit Re pressalien gleichbedeutend; im engern Sinne sind beide verschieden und zwar so. Retorsion ist überhaupt Erwiederung einer nachtheili

zu Handlungsweise gegen denjenigen, der sie zuerst angewendet, insbesondere bezieht sie sich auf Privatsachen, welche das Wohl des ganzen Volks nicht betreffen, mit einem Worte, sie ist civilistisch, und braucht nicht bei ihr von einer eigentlichen Rechtsverletzung die Rede zu sein, wie z. B. bei Abzugsgeldern. Die Repressalien im engern Sinn aber bestehen in der Ausübung des Zwangsrechts durch Zurückhaltung der einem andern Volke angehörigen Sachen oder Personen, und setzen als eine Art Selbstpfändung zum Behufe des Schadenersatzes oder der Genugthuung Verletzung vollkommner Verbindlichkeiten voraus. Sie sind folglich mehr publicistisch. Jene scheint ferner nur durch Erwiederung derselben Handlungsweise, diese auch durch jede stellvertretende vollzogen zu werden.

Reproduction, Wiedererstattung, Wiederersatz des Verlornen, wurde zuerst gebraucht von der Erscheinung am thierischen Körper, wobei die zerstörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden, und dann wohl auch Regeneration genannt. Diese Art der Reproduction findet sich vorzüglich in den niedern Thierclassen sehr häufig; dem Krebse z. B. wachsen die Scheren und Füße wieder, wenn er sie verloren hat; in den höhern Thierclassen ist die Regeneration so kräftig nicht, denn ganze Glieder, die verloren gehen, erzeugen sich nie wieder, ja die nur einigermaßen zusammengesetzten Organe, wie Arterien, Venen, Muskeln, Knochen, Nerven, besitzen diese Eigenschaft nur in geringem Grade; ist eins von ihnen ganz verloren gegangen, so bemerkt man gar keine Wiedererzeugung desselben; sind aber Theile desselben ausgeschnitten, oder durch Brand, Eiterung u. s. w. zerstört worden, so erzeugt sich in dem Zwischenraume eine neue Masse, die der zerstörten zwar ähnlich ist, auf ähnliche Weise wirkt, aber nie gänzlich identisch wird. Daher kommt es, daß eine Spur der Verletzung für immer zurückbleibt, die, wenn sie auf der äußern Haut sichtbar ist, Narbe genannt wird. Auf eine ähnliche Art entsteht der Callus an gebrochnen Knochen. Vollkommen reproducirt sich nur das Zellgewebe und das Oberhäutchen (cuticula epidermis), wo man keine Spur einer dagewesenen Verletzung bemerken kann, wenn die Wunde geheilt ist. — In neuern Zeiten ist der Begriff von Reproduction viel weiter ausgedehnt worden, und es erhielt dies Wort eine ganz andere Bedeutung. Man bemerkte nämlich, daß auf verschiedene Weise fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organischen Körper ausgesondert wird, und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen gibt, die diese verloren gegangnen Theile wieder ersetzen, und so einer schnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen. Die Functionen nun, vermittelst deren beides geschieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriff von Reproduction zusammen, und das System von Organen, die auf die angegebene Weise wirken, wird Reproductionssystem genannt. Der Begriff der Reproduction faßt daher alle die von Galen functiones naturales genannten Verrichtungen, ja auch zum Theil die functiones vitales in sich, und wurde von den neuesten Physiologen zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thierischen Körper anerkennt, nämlich die Reproduction, Irritabilität (Beweglichkeit, s. **Reizbarkeit**), Sensibilität (Empfindlichkeit, s. **Sensibilität**). Wenn die beiden letzten sich vorzüglich auf die Zeit beziehen, so geht die erste vorzugsweise auf den Raum, den sie bildet, und in seiner Mischung erhält; wenn daher jene dynamisch zu sein scheinen, so ist diese, die Reproduction,

mehr chemisch, denn durch Mischung nur kann etwas Materielles f bilden, und in der Mischung nur bestehen. Aber es haben die beid andern Grundfunctionen, die Irritabilität und Sensibilität, und d einzelnen Functionen, in denen sie sich äußern, einen sehr bedeutende Einfluß auf die Reproduction, und es wird derselbe theils durch d Bewegung der Gefäße oder eigenthümlichen Muskelfibern in den r productiven Organen, von Seiten der Irritabilität, theils dur die Nerven, die in jedem Organe sich befinden, von Seiten der Sen sibilität vermittelt, und er ist so bedeutend, daß ohne beide schlechter dings keine reproductive Function vor sich gehen kann. Daher komm es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemischen Affinitätsgesetzen di Mischungen in dem organischen Körper vorzugehen scheinen, sonder es muß für diesen eigenthümliche Verwandtschaftsgesetze geben. Au demselben Grunde ist es erklärlich, daß wir nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen organischen Theil durch chemische Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Bestandtheile unsern Chemikern noch so bekannt zu sein scheinen. Und endlich muß es aus demselben Einflusse abgeleitet werden, daß die Bestandtheile der einzelnen Organismen und organischen Theile so wenig von einander abweichen, und doch eine so außerordentliche Verschiedenheit in Hinsicht auf ihre Gestalt, ihre Eigenschaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen ist. Soll aber irgend etwas wieder ersetzt werden, so kann dies nicht geschehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte ist zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher besteht die Reproduction in einer Aufnahme und Umwandlung von außen aufgenommener Stoffe, die unter dem Namen von Speise und Getränk in den Körper gebracht, und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemischte Masse vereinigt werden, aus welcher sich dann durch eine neue Umwandlung sehr verschiedene Theile bilden. — Der Apparat von Organen, durch den dies geschieht, ist bei verschiedenen Thierclassen höchst verschieden, bei den niedern sehr einfach, zusammengesetzter bei den höhern, bei dem Menschen am künstlichsten. Die verschiedenen Arten der Verdauung s. unter dem A. **Verdauung.** Schon auf die Verdauung äußert die Irritabilität und Sensibilität bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erste vor, und wird doch auch diese sogar durch die erste vermittelt. Ja auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Speise, ist ein Act der Sensibilität, und die Aufnahme ist bei dem freien Menschen sogar der Willkür anheim gestellt, eben so wie die Auswahl unter den einzelnen Speisen und Getränken. Je mehr aber bei diesem Acte die Sensibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung, sich vorherrschend äußern, desto mehr tritt die eigentliche reproductive und chemische Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde schon eine Vermischung der Speisen mit Speichel vor; aber es wird mehr eine Vermengung, als eigentliche Mischung oder chemische Durchdringung, wie dies der Augenschein klar genug zeigt. Diese Wirkungsweise erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale, wie schon Spallanzanis berühmte Versuche beweisen, der Stücke Fleisch, Früchte u. s. w. in metallene oder hölzerne Kapseln mit durchlöcherten Seitenwänden legte, sie von Thieren mit häutigem Magen verschlucken ließ, und bei der Wiederherausnahme die Speisen sehr verändert, zum Theil verdauet fand. Die Flüssigkeit, die eine solche Auflösung verursacht, ist der Chymus (Ma-

[Magen]saft), der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefä[ße]n abgeschieden wird, und die zermalmten Speisen durchdringt und [au]flöst. Aus dem Magen gelangt diese Auflösung durch den Pylorus [i]n den Zwölffingerdarm, um vorzüglich durch Mischung noch bedeu[te]ndere Veränderungen zu erleiden. (S. d. Art. Galle und Ver[da]uung.) Hier tragen der Darmschleim und der pankreatische Saft, [di]e auf ähnliche Weise wie der Speichel und Magensaft wirken und [zu]r weitern Verähnlichung das Ihrige beitragen, und die Galle vor[zü]glich viel zur Zersetzung bei, wodurch der Chylus (Milchsaft) ab[ge]schieden wird. Diese Flüssigkeit wird nun von den zahllosen Enden [de]r sogenannten Milchgefäße, die hier auf eine bewundernswürdige [W]eise, nachdem sie den Darm durchbohrt haben, in der Höhle des [Da]rmcanals hervorragen, aufgesogen und das Übrigbleibende bewegt [si]ch in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dritten Darm [gel]angt, und sogleich in dem Anfange desselben, dem Blinddarm, in [ei]nen gewissen Grad von Fäulniß übergeht. Aller aufgesogene Chylus [geh]t in den Milchgefäßen zu den Gekrösdrüsen, und sammelt sich end[li]ch in einem allgemeinen Behälter (cisterna oder receptaculum [ch]yli), der in der Gegend des dritten Lendenwirbelbeines dicht hin[te]r der Aorta zu liegen pflegt. (S. d. Art. Assimilation und Blut.) Mit dem Blute innig vermischt, geht es aus dem Herzen [na]ch den Lungen, wird daselbst durch die Einwirkung des Sauerstoff[ga]ses der atmosphärischen Luft zu dem Charakter des arteriellen Blu[te]s erhoben, und kehrt als solches zum Herzen zurück, von welchem [da]s Blut durch die Arterien in den ganzen Körper verbreitet wird. — Hier gehen neue chemischorganische Veränderungen mit demselben vor, die sich in zwei Classen vereinigen lassen, nämlich in die Ernährung und Absonderung. Durch die erste werden feste, durch die andre flüssige Theile aus dem Blute gebildet; die erste erhält die sämmtlichen Organe in ihrem Gefüge, Bau, in ihrer Mischung und Form, und vermittelt so den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf Sensibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüssigkeiten, die bald auf eine bestimmte Weise in die Kette der organischen, vorzüglich reproductiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden Bestandtheil, der in zu großer Menge schädlich sein würde, ausleeren (Excretion). S. d. Art. Ernährung. — In beiden wird nicht alles Blut verbraucht; das übrige sammelt sich in den Venen an, die endlich in dem Herzen zusammenfließen; und es bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile angehäuft, noch auch die abgesonderten Flüssigkeiten unverändert, sondern auf beide wirken die Enden des lymphatischen Gefäßsystems auf eine ähnliche Weise, wie auf den Chylus, sie saugen ein, bilden daraus die Lymphe, und führen sie in das Venenblut über. — Das ist der große Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in seiner Mischung, und also gesund erhält, und eine sehr nothwendige Bedingung des Lebens ausmacht; denn es gibt nicht eine einzige Function, die den Einfluß der Reproduction nicht erführe. Auch die Sensibilität und Irritabilität müssen es gestatten, daß ihre eigenthümlichen Organe durch die Ernährung erhalten, durch Einsaugung wieder gestärkt werden; sie bedürfen nicht selten auch einzelner Absonderungen, um sich äußern zu können, so z. B. in den Sinnen. — Endlich stehen alle einzelnen reproductiven Functionen in dynamischer Beziehung zur Sensibilität vorzüglich, und durch diese auch zur Irritabilität, daher leiden diese beiden Functionen in Krankheiten der erstern. Wenn irgend ein Glied

in der geschlossenen Kette der reproductiven Function leidet, müss
die andern und das ganze System mit leiden; da ferner die reprodu
tiven Functionen auch ihrer Seits einen sehr bedeutenden Einfluß a
die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfi
dung, Irritabilität und Sensibilität, haben, so folgt natürlich, d
auch diese durch die Krankheiten der erstern angegriffen werden;
eine Menge von irritablen und sensibeln Krankheiten haben ihren o
fenbaren Ursprung in der Reproduction, z. B. die Verzuckungen, Ep
lepsien von Würmern, viele Fieber von Unterleibsstörungen. Eb
so wirken aber auch die ursprünglich sensiblen und irritablen Kran
heiten nachtheilig auf die Reproduction und bringen wieder mancherl
Störungen hervor, die als Zeichen jener Krankheiten erscheinen, w
sich in der Abmagerung, Unlust zum Essen, schlechten Verdauung, d
beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkb
sind, zeigt. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction gespr
chen wird, so heißt dies nichts weiter, als es leide in ihnen die R
production, oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich, diese sei a
die Ursache der Zufälle anzusehen. — Unter den Ursachen der Leid
der Reproduction ist der Mangel an Speise und Getränk das erst
was uns aufstößt. Ist er plötzlich eintretend und mangelt es irgen
einem Individuum gänzlich daran, so entsteht der fürchterliche Hu
gertod nach wenigen Tagen unter nervösen Zufällen, nicht selten au
von Entzündung und Auflösung des Magens begleitet. Fehlt es d
gegen uns nach und nach an Speisen, so entstehen hektische Fieb
und auszehrende, auch wohl organische Fehler der Unterleibsorgane. -
Viel häufiger erscheint aber der Genuß zu vieler, oder nicht gut
oder für den individuellen Zustand nicht passender Speisen als Ursac
von Störungen in den Reproductionsorganen. Gegen die erste Sün
dieser Art verwahrt sich die Natur von selbst, indem das Unpassen
für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen wieder ausgeworf
wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man diese syst
matisch, indem man zu viel essen lernt, und kommt noch etwa wen
Bewegung hinzu, so entsteht der Ansatz zu vielen Fettes (Polysarc
genannt.) Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, so entsteh
langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störung in d
Absonderungen desselben, und es kann durch diese Mittelglieder sog
ein abgezehrter Zustand durch zu vieles Essen hervorgebracht werde
Insbesondere sind es die vegetabilischen Nahrungsmittel, die ge
Säure in den ersten Wegen hervorbringen und die Schleimabsond
rung hindern; thierische Nahrungsmittel begünstigen dagegen me
die Fäulniß, so wie sie die Gallenabsonderung vorzüglich stören; fet
Speisen erzeugen die ranzige Fettsäure, die sich durch Sodbrenne
Ekel u. s. w. zu erkennen gibt. — Außer diesen Ursachen können au
alle andern Krankheitsursachen, die allgemein auf den Körper wirke
ja eine Menge anderer Krankheiten selbst, Veranlassung zu Krankh
ten der Reproduction werden. — Die Krankheiten der Reproduction
organe sind theils solche, die auch andere Organe befallen könne
theils eigenthümliche. Zu den ersten gehören vorzüglich die Entzü
dung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachsun
Ausschwitzung, Brand. Allein auch diese äußern sich deswegen e
genthümlich, weil sie die Functionen des Reproductionssystems abä
dern. In eben diesen abgeänderten Functionen beruht auch das W
sen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt b
trachten wollen. — Im Munde wird das Käuen durch Fehler d

Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geschwüre oder Anschwellungen, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert; das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachsung oder krampfhafte Verengerung der Speiseröhre erschwert, und es müssen daher die angegebenen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entstehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß, und in der Mundfäule, die Absonderung in diesen Theilen krank ist, so muß die Vorverdauung und deswegen auch die eigentliche Verdauung in Hinsicht auf Mischung leiden; daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeschwerden so gewöhnlich sind. — Auch in dem Magen und Darmcanal können eine Menge Störungen statt haben, und sie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, sie mögen nun die Sensibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demselben afficiren. (S. die Verdauungs- und Unterleibskrankheiten in den Art. Verdauung und Unterleib.) — Sowohl durch die krankhaften Affectionen der Sensibilität im Darmcanale, als auch ursprünglich durch das Leiden der absondernden Organe müssen die Absonderungen abgeändert werden, und es gehen dieselben bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in regelwidriger Mischung von statten. Der Magensaft scheint bald zu sauer, bald zu alkalisch zu werden; vorzüglich aber ist es die Galle und der Darmschleim, die häufig krankhafte Erscheinungen eigenthümlicher Art hervorbringen, und die bisweilen in hohem Grade entmischt erscheinen. Die Fehler derselben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung des Darmcanals ein, sondern sie müssen auch ganz vorzüglich die Mischung der Stoffe in demselben abändern. Und darin kommen am Ende alle mögliche Krankheiten des Darmcanals mit einander überein, daß sie die Mischung des Chymus ansetzen; dieser muß denn aber auf vielfache Weise krankhafte Zufälle hervorbringen und er theilt dieselben dem ganzen Körper auf verschiedenen Wegen mit. Wie die Stoffe verschieden sind, die sich in dem Darmcanale anhäufen, so sind auch die dadurch erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthümlichen Zeichen; andere gewährt die Anhäufung von Schleim, Galle, Eiter, Blut u. s. w. — Ist denn nun aber der Chymus aus irgend einer Ursache verändert, ist entweder die Mischung desselben fehlerhaft, und wird er zu langsam oder zu schnell fortbewegt, findet er sich in zu großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor; so muß dies alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken und es kann unmöglich in einem dieser Fälle ein guter Chylus abgesondert werden. So kann die fernere Bearbeitung desselben in den Lymphgefäßen und Drüsen durch Krankheiten dieser Theile, ferner die Blutbereitung durch Krankheiten der Lungen fehlerhaft werden, wodurch wieder mancherlei Fehler der Ernährung und Absonderungen entstehen. Doch sind die letztern nicht von dem Blute allein abzuleiten, sondern auch hier wirken mehrere andere Umstände mit, nämlich die Herrschaft, die das Nervensystem auch auf diese Function unmittelbar ausübt, der sympathische Einfluß anderer Organe, die eigenthümliche reproductive Thätigkeit in jedem Organe, das ernährt werden oder in dem die Absonderung geschehen soll, und endlich auch die entgegengesetzte Thätigkeit des lymphatischen und venösen Gefäßsystems. Ist einer von diesen Umständen krankhaft, so muß auch die Ernährung des betroffenen Theils oder die Absonderung nicht nur überhaupt krank

werden, sondern es müssen daraus gerade die verschiedenartigst Krankheiten entstehen, z. B. die Fettsucht, die Schwindsuchten, d Scharbock, die Bleichsucht, Wassersucht, Skropheln, Rhachitis u. m., von denen unter ihren Artikeln das Weitere nachzusehen ist. Wird die Ernährung an einzelnen Organen durch örtlich einwirken Ursachen auf irgend eine Weise gestört, so entstehen daher die ört chen Fehler, die als Auflösungen, Afterorganisationen bekannt, u so häufig und theils nach den verschiedenen leidenden Organen, the nach den einzelnen Ursachen so höchst mannichfaltig und verschieden tig sind, daß sich eine besondere Wissenschaft, die pathologische An tomie, das Auffinden derselben zum eigenthümlichen Zwecke gema hat. — Auch die einzelnen Absonderungen sind häufig krank, und kommen darin mit einander überein, daß sie entweder in zu groß oder zu geringer Menge, oder endlich in krankhafter Mischung v statten gehen. In dem Ausführungsapparate einiger bilden sich wo auch steinige Ansätze, die zu eigenthümlichen Krankheiten werde z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgä gen der Speicheldrüsen. — Aber auch diese örtlichen Fehler wirk in dem geschlossenen Kreise der Functionen und Organe nach all Seiten in jeder Richtung nachtheilig ein, und werden vorzügli wenn sie edlere Organe betreffen, oft genug Ursachen großer B schwerden, und endlich des Todes.

Republik wird gewöhnlich durch Freistaat übersetzt, ob gleich Republiken gegeben hat, die nichts weniger als Freistaaten w ren, indem sie keine die Freiheit des Volks sicherstellende Verfassung und Verwaltungsform hatten, wie die ehemaligen Republiken Pole Venedig und einige Aristokratien der helvetischen Eidgenossenscha Überhaupt wird die Republik der **Monarchie** (s. d.) entgegengeset inwiefern in jener Mehrere die höchste Gewalt besitzen und darstelle in dieser nur Einer. Sind jene Mehreren die Volksgemeinde, d Volksversammlung, wie in den alten griechischen Freistaaten und einigen Schweizer-Cantonen, oder die Volksvertreter, wie in Fran reich zur Zeit der Conventsregierung, und in allen durch ein Wah gesetz geordneten Repräsentativ-Freistaaten: so heißt die Republ eine **Demokratie** (s. d.); sind aber nur gewisse Geschlechter (d Optimaten), in dem erblichen Besitze der höchsten Gewalt: so hei sie eine **Aristokratie** (s. d.). Jene kann ausarten in eine **Ochl kratie** (s. d.); beide in eine **Oligarchie** (s. d.). Repräsen tativ- und **Föderativ-Staaten** (s. d.) stellen gewöhnlich r publikanische und monarchische Formen vereinigt dar. Reine Republi ken aber, oder monarchische Einheit der Vollziehungsgewalt, fall nur zu oft in anarchische Zerrüttung, als daß ihr Dasein wünschen werth wäre. Nehmen wir daher lieber das Wort Republik im Sin der Alten, als die res publica, als das Gemeinwesen des Bürge thums. Hiernach bedeutet es einen Staat, dessen Verfassungs- un Verwaltungsformen jeden Einzelnen im Staate zu der Überzeugun führen können, daß er ein Vaterland habe, d. h. eine unter de Schutze des Rechts stehende Heimath, in welcher und für welche als Mensch und Bürger zu leben und zu sterben wünschen muß. I diesem Sinn kann und soll auch selbst die uneingeschränkte Monarch wenigstens eine republikanische Verwaltung haben, d. i. eine solch die in jedem Unterthan den rechtlich freien Bürger anerkennt, un das Ganze unter das Gesetz stellt, jeden Einzelnen aber gleich gese mäßig behandelt. — Von jeher haben die Völker das Bedürfniß e

[...]er solchen Regierung gefühlt und durch Verfassungsgesetze, unter dem [Sch]utze der monarchischen Gewalt, eine republikanische Verwaltungs[for]m zu erlangen gesucht; auch haben wahrhaft große Herrscher in [ein]er volksrechtlichen Staatsverwaltung den Grund ihrer Macht und [ihr]es Ruhms erkannt. Dagegen aber hat in keiner Monarchie die [Ve]rwaltung jenen rechtlich freien, gesetzmäßigen Charakter annehmen [kön]nen, wo zwischen dem Throne und dem Volke eine Aristokratie, [d.] h. eine mit der oberen Verwaltung ausschließend bevorrechtete Fa[milien]-Kaste bestand, die, eben so eifersüchtig gegen das Volk als [geg]en den Thron, nur in der Fortdauer ihrer Vorrechte das Heil des [Ga]nzen sah, wie die Häupter der Fronde unter Ludwig XIV. und [wi]e die Ultras der neuesten Zeit. Diese, durch die Geschichte sowohl [de]r römischen Republik als auch der italienischen Republiken des Mit[tela]lters und der germanischen Feudalstaaten bestätigte Wahrheit recht[fert]igt das Verlangen der Völker nach freisinnigen Verfassungsge[setz]en, welche allein der Verwaltung des Staats den Charakter eines [Ge]meinwesens — einer Republik — geben, und die aristokratische Ge[wa]lt, da wo sie (wie in der Adels- oder Pairscammer) vorhanden [is]t, durch ein demokratisches Gegengewicht (durch freigewählte Abge[or]dnete aus dem Volke) mäßigen können. Denn in den uneingeschränk[te]n Monarchien und in den Feudalstaaten gibt es kein anderes Mit[te]l, jenes Gemeinwesen im Staate herzustellen, als die Persönlichkeit des Monarchen und die dadurch zum Theil mit bedingte Persönlich[ke]it der höheren Staatsbeamten. Da nun diese Persönlichkeit größ[ten]theils das Ergebniß ihrer Erziehung und Jugendbildung ist, so folgt, daß diese in keinem Falle ultraroyalistisch, nicht einmal roya[li]stisch, noch weniger aristokratisch, sondern daß sie republikanisch sein muß. So gab die kluge Catharina ihrem Enkel Alexander den Re[pu]blikaner La Harpe zum Erzieher, ohne zu fürchten, daß der künf[tige] Selbstherrscher aller Reußen dadurch falsche Ansichten von der Regierungskunst erhalten möchte. Man erinnere sich dagegen an die Folgen der reinroyalistischen Erziehung Carls I. von England, und der Könige von Spanien seit Philipps II. Zeit, so wie im Gegen[sa]tze an die Erziehung eines Chatam, Bernstorff u. a. — Möchten daher doch alle Monarchen und Minister Republikaner sein, dann würde man weder demokratische Ausschweifungen, noch aristokratische Miß[b]räuche zu fürchten haben, und das unruhige Verlangen der Völker nach re[pu]blikanischer Freiheit würde von selbst erlöschen. — Was wir hier republi[ka]nische Erziehung der Prinzen und des Adels, aus welchem gewöhnlich die höheren Stellen im Staate besetzt werden, genannt haben, ist in einem frei[ge]ordneten Staate, wie in England, Frankreich, den Niederlanden und Schweden, sogar unerlaßliche Bedingung, wenn man den Thron und die Verfassung, d. i. den Staat, nicht muthwillig in revolutio[n]äre Gefahr bringen will. In Deutschland haben bisher noch die Universitäten durch eine mit voller Lehrfreiheit allen künftigen Staatsbeamten gleichmäßig ertheilte Unterweisung in Philosophie, Ge[s]chichte, Politik, Rechtskunde und Nationalökonomie jenen republi[ka]nischen, auf das Gemeinwesen des Bürgerthums hingerichteten Sinn in unsern Fürstensöhnen und Edelleuten zu erwecken gewußt.

Requetenmeister. Requêtes wurden in Frankreich ehemals die bei dem Parlament eingereichten Bittschriften genannt, die durch[z]ugehen und zur Sprache zu bringen Pflicht und Amt des Requen[ten]meisters (Maître des Requêtes) war. Seit dem kaiserl. Decret vom 11ten Jun. 1806 sind Requetenmeister in unbestimmter Anzahl dem

französischen Staatsrathe sowohl im ordentlichen als außerordentlichen Dienste beigeordnet; dieselben nehmen im Staatsrathe nach den Staatsräthen Sitz, und haben die Berichterstattung in allen den streitigen Angelegenheiten, worüber der Staatsrath spricht, ausgenommen diejenigen, welche die Liquidation der öffentlichen Schuld und die Nationaldomänen betreffen. Die Requetenmeister können an der Berathung aller vor den Staatsrath gebrachten Sachen Antheil nehmen und in streitigen Angelegenheiten wird die Stimme des Berichterstatters mitgezählt; übrigens sind die Functionen derselben mit allen andern, die ihnen vom Staatsoberhaupte übertragen werden, verträglich. — Eine ganz ähnliche Einrichtung bestand in dem vormaligen königl. westfälischen Staatsrath. K. M.

Requiem wird in der römisch-catholischen Kirche eine feierliche musikalische Seelenmesse genannt, die zu Ehren eines Verstorbenen gehalten wird und mit den Worten: Requiem aeternam dona eis etc. anfängt. (S. Exequien.) Mozarts, Jomellis, Winters, Neukomms Compositionen dieser Art sind berühmt.

Requisition war ursprünglich jede bittende Auffoderung von Seiten öffentlicher Behörden, Civil- oder Militärbeamten zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck. Gerichtliche Requisitionen, z. B. zur Aufsuchung und Auslieferung von Verbrechern, Abhörung von Zeugen rc., finden täglich statt, und geschehen entweder durch Bekanntmachungen und Aufforderungen in öffentlichen Blättern, oder durch schriftliche oder mündliche, an eine bestimmte Person oder Behörde gerichtete Gesuche und Aufforderungen, wobei der Requirirende sich gewöhnlich zur Gegenleistung ähnlicher Hülfe (ad reciproca in subsidium juris) verpflichtet. — Militärische Requisitionen, welche die Leistung und Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortbringung eines Kriegsheeres zum Zweck haben, kennen wir in Deutschland zur Genüge. Sie geschehen übrigens wohl selten in einem bittenden Tone. Daß Washington während des amerikanischen Freiheitskrieges zuerst Anforderungen dieser Art mit dem Namen Requisitionen benannte, mag sein. Die Sache selbst war aber von jeher bekannt, und die Tataren, die Hunnen und alle selbst noch so rohen Völker, die schwerlich auf ihren weiten Märschen Magazine, Transportwagen, Schlachtvieh rc. bei sich führten, werden das Requisitionssystem in den Ländern, die sie durchzogen, gewiß eben so ausgeübt haben, wie Washington und Buonaparte, und wie die Deutschen und Russen. So vortheilhaft übrigens das Requisitionssystem für das schnellere, leichtere Fortschreiten eines Kriegsheers ist, so höchst nachtheilig kann es werden, wenn es in Ländern angewandt wird, denen es an den Mitteln zur Befriedigung der Requisitionen fehlt. So wurde die Befolgung jenes Systems anfangs ein Hauptmittel zur Ausdehnung der französischen Macht, späterhin in einem unbewohnbaren und minder fruchtbaren Lande eine Hauptursache des Unglücks der Franzosen.

Requisitorialen, requisitoriales (sc. litterae), heißen Requisitionsschreiben, wodurch eine Obrigkeit eine andere um Vornehmung gerichtlicher Handlungen ersucht. (S. Requisition.)

Reservatio mentalis, Gedankenvorbehalt, besteht darin, daß man den Worten, womit man etwas versichert, verspricht, oder sich zu etwas verpflichtet, in seinen Gedanken und ohne davon etwas merken zu lassen, eine andere Bedeutung oder Auslegung gibt, als ihnen derjenige, gegen den diese Versicherung, dies Versprechen oder

...che Verpflichtung geschieht, ihren natürlichen Sinn nach geben kann, ...der Absicht, diesen zu täuschen. Dieser Gedankenvorbehalt, der ...thin jedesmal eine absichtliche Verletzung der Wahrheit ist, streitet ...ber alle Moral. Dennoch war er und ist wahrscheinlich noch jetzt ...n den Jesuiten im weitesten Umfange erlaubt. In den Werken des ...hrwürdigen P. Sanchez findet sich darüber folgende Erklärung: „Es ...t erlaubt, zweideutige Ausdrücke zu gebrauchen, und sie anders ver...ten zu lassen, als man sie selbst versteht. Man kann schwören, ...was nicht gethan zu haben, was man doch wirklich gethan hat, ...enn man nur dabei denkt, daß man es nicht an diesem oder jenem ...age, oder vor seiner Geburt gethan habe. Das ist bei vielen Ge...enheiten überaus bequem und allemal gerecht, wenn es zur Erhal...ng der Gesundheit, der Ehre oder des Vermögens nöthig ist." —

Resewitz (Friedr. Gabriel). Er war 1729 geboren und genoß ...ne glückliche Jugend und einen trefflichen Unterricht. Nach Vollen...ng seiner akademischen Laufbahn ward er Pastor an der deutschen ...trikirche zu Kopenhagen. 1775 kam er als Abt nach Klosterbergen ...i Magdeburg, und führte die Direction dieser Lehranstalt ununter...rochen von 1775 bis 1797. Seine Schriften über die Erziehung des ...ürgers, und seine Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbes...serung der öffentlichen Erziehung (welche Schrift das reichhaltigste Magazin gründlicher Untersuchungen über die wichtigsten Puncte der Erziehung, und zugleich auch seine Nachrichten über das Innere des Pädagogiums zu Klosterbergen von 1776 bis 1783 enthält) haben ihn als einen denkenden Pädagogen bekannt gemacht. Als praktischer Schulmann hatte er den Werth nicht, den man ihm als pädagogischen Schriftsteller zuerkennen muß. Seine wohldurchdachten Plane und Vorschriften wurden mehr ausgesprochen, niedergeschrieben und bekannt gemacht, als ausgeführt; er wußte seine Grundsätze nicht anzuwenden; denn er kannte das Schulleben zu wenig aus Erfahrung. Er war in der Zucht zu liberal, verfuhr bei allen vorzunehmenden Verbesserungen zu stürmisch. Dazu kamen seine ökonomischen Arbeiten, verbunden noch mit andern nicht dazu gehörigen, welche ihn öfters an die Ausführung des durchdachten und wohl ausgesprochenen Plans nicht denken ließen. Er wirkte im Ganzen so nachtheilig auf die Anstalt, daß nach und nach der Besuch der Schule sich verminderte. Dies veranlaßte von Seiten der preußischen Regierung zwei strenge Untersuchungen: bei der ersten wurde er als Abt überwiesen, zu viel von dem allgemeinen Fond für sich verwendet zu haben, daher er sich zu einem Ersatz von 500 Thlrn. bekennen mußte; bei der zweiten nahm man ihm die Direction der Schule ab, und ließ ihm noch bis 1805 die Verwaltung des Klosters. Was seit seiner Direction in der Anstalt im Unterrichte Gutes und Treffliches geschah, war weniger sein, als seiner Oberlehrer, Gurlitt und Lorenz, Verdienst. 1779 gab er Jugendpredigten heraus; sie enthalten die Vorträge, welche er alle vierzehn Tage statt der Predigten über die Evangelien und Episteln vor den Schülern hielt; er betrachtet aber darin die Religion zu kalt philosophisch. Er starb den 29sten Oct. 1806 aus Gram über Preußens Unglück. W. L.

Resident, s. Gesandte.

Resonanz ist der Forthall eines Klanges, hervorgebracht entweder durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, den der Ton an den Seitenwänden eines Instruments erhält. Der Resonanzboden an Saiteninstrumenten, als Clavier,

Geige, Guitarre u. dergl., ist daher von großer Wichtigkeit u
Einfluß auf den Klang derselben, und von seiner Güte und richtig
Bauart hängt die Güte dieser Instrumente besonders mit ab, da
es ist, der den auf den Saiten angeschlagenen Ton verstärkend wi
dertönt (resonirt). Er wird gewöhnlich von Tannenholz, das völl
ausgetrocknet und glatt sein muß, gemacht, und der kleinste Riß od
Schaden desselben verändert oder verdirbt den Ton des Instrument
Man hat in neuern Zeiten in England den Versuch gemacht, d
Resonanzboden bei Forte-Pianos, Flügeln und dergl. statt wie b
her von Holz — da dieses in gewünschter Güte zu erhalten,
schwer ist, und durch die nöthige Dünne leicht schadhaft wird — v
starkem Pergament zu machen, doch hat man nicht ganz die gewünsc
Wirkung damit erreicht, und, so viel uns bekannt, ist es bei d
Versuch geblieben.

Responsum heißt im Allgemeinen jede schriftliche Antwo
welche eine öffentliche Behörde auf Anfragen von Privatpersonen
solchen ertheilt. Im engern, bloß juristischen Sinne heißen dieje
gen Decrete des Richters Responsa, wodurch auf den Antrag ei
streitenden Partei geantwortet wird. In der Regel müssen sie
Gegenpartei von Amts wegen in Abschrift mitgetheilt werden. E
Responsum, wodurch dem antragenden Theil zugleich etwas auferl
wird, heißt Mandatum per Responsum. Durch Responsa kann
Richter nur über solche Gegenstände absprechen, die nicht auf das W
sen der Rechtssache selbst und deren Entscheidung Einfluß haben,
B. er kann durch ein Responsum der Partei auferlegen, sich z
Prozeß oder auch zur Sache zu legitimiren, er kann sie an den co
petenten Richter verweisen, nicht aber kann er durch Responsa e
Beweisführung auferlegen, oder gar in der Sache selbst entschei
Letzteres muß durch ein förmliches Urtheil geschehen. — Responsa o
Gutachten nennt man auch diejenigen Belehrungen oder Entscheid
gen, welche von einem dazu bestellten Rechtscollegium, einer Fa
tät oder einem Schöppenstuhl, auf geschehene Anfragen in streiti
Fällen ertheilt werden.

Restauration (von restaurare, herstellen) ist die Her
lung einer Sache in den Zustand, den sie ursprünglich hatte, oder
rer Bestimmung nach haben soll. So restaurirt sich täglich der Me
indem er durch Speise und Trank die verlornen Kräfte ersetzt
der Speisewirth konnte um so leichter zu dem Namen Restaurat
kommen, als einer in Paris 1765 über seine Thür die Inschrift
setzt hatte: Venite ad me omnes qui stomacho laboratis et
restaurabo vos. So restaurirt man ein Gemälde oder eine
säule, indem man das Verblichene auffrischt oder das Fehlende
gänzt. Künstler, welche sich mit solcher Arbeit vorzüglich abg
heißen daher Restauratoren. — Es wird aber jenes Wort auch
der Wiedereinsetzung einer Person, besonders eines entthronten
genten oder einer vertriebenen regierenden Familie, in ihre vo
Rechte gebraucht. So nannte man die Rückkehr der Stuarte
den großbritannischen Thron (1660) nach Cromwells Tode,
so nennt man die Rückkehr der Bourbons auf den fran
schen Thron, nachdem sie dessen durch die Revolution v
stig worden waren, die Restauration derselben. Da aber viele
hänger der Bourbons meinten, diese politische Restauration sei
vollständig, wenn nicht auch die alte französische Monarchie mit
ihren Einrichtungen, besonders mit allen vormaligen Privilegien

[illegible], hergestellt werde: so ist daraus eine Art von Partei entstanden, welche man politische Restaurateurs genannt hat. Diese Partei findet sich nicht blos in Frankreich, wo man sie auch Ultraroyalisten oder schlechtweg Ultras nennt, sondern auch in Deutschland und anderwärts. Ihr Zweck ist überhaupt Rückkehr zum Alten. Nur sind sie nicht darüber einig, wie weit man zurückkehren solle, indem einige sogar bis in die Zeiten des Mittelalters zurückkehren und den damals herrschenden Feudalismus und Catholicismus wieder herstellen möchten. Wie unmöglich dies sei, muß jedem Unbefangenen von selbst einleuchten. Eben daher ist es aber gekommen, daß man das Wort Restauration auch auf die Staatswissenschaft selbst bezogen und diese dadurch zu restauriren gesucht hat, daß man die neuere politische Theorie, von ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von der Freiheit und Gleichheit, von der Souveränetät des Volks und vom bürgerlichen Grundvertrage gänzlich verwarf, und dagegen die ältere Theorie, vom göttlichen Rechte der Herrscher auf Thronen und von der Gewalt als einem schon an sich gültigen Principe der Herrschaft wieder hervorsuchte. Einen merkwürdigen Versuch dieser Art hat von Haller in Bern gemacht, durch seine Schrift: Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes. Winterthur 1816, 8. Auch hat Adam Müller diese Theorie in seinen deutschen Staatsanzeigen angenommen. Man vergleiche aber dagegen: Die Herren von Haller, Adam Müller und Consorten betrachtet von W. T. Krug. Leipzig 1817, 8.

Restitutio in integrum. Daß der Staat gegen das an sich Ungültige (gegen das Null und Nichtige) Nullitätsklagen gestatten müsse, versteht sich von selbst; allein die von der schlichten Vernunft vorgeschriebenen Grenzen zu überschreiten und auch der Strenge nach gültige Rechtsgeschäfte, in so weit sie jemanden zum Nachtheile (laesio) gereichen, aus schlüpfrigen Billigkeitsgründen unter dem Titel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand durch das Richteramt umstoßen zu lassen, scheint höchst bedenklich. Dem Germanier, welchem die Vernunft zur Heilighaltung der Verträge eine Menge rechtlicher Sprichwörter (Parömien) in den Mund gelegt hatte, waren ursprünglich solche Mittel fremd. Erst mit der Annahme der fremden Rechte, vorzüglich des römischen, erhielt Teutschland eine ganze Gruppe solcher Figuren, welchen der römische Antiquitätenstyl so anhängt, daß sie ohne geschichtliches Studium des Rechts sich nicht im gehörigen Lichte darstellen. Der Grund zu diesen Restitutionen liegt theils in der Person, wie bei Minderjährigen und bei juristischen Personen, theils in der Sache selbst, jedoch nicht mehr sowohl bei Zwang und Betrug, als bei der Abwesenheit, der Veräußerung zum Nachtheil der Gläubiger (actio Pauliana) und nach der Praxis auch bei der clausula generalis. Übrigens sind von diesen ordentlichen Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand die bei Versäumnissen der Prozeßfatalien den Parteien zu statten kommenden außerordentlichen wohl zu unterscheiden. Auch im Staatsrechte und dem Criminalrechte kommen Restitutionen vor. En.

Restitutionsedict, s. Dreißigjähriger Krieg und Ferdinand II.

Retardat. Dieses Wort bezeichnet verspätete Geldabgaben, Zinsen, Gefälle, Unkosten eines verzögerten Prozesses u. dgl. In Bergwerksangelegenheiten heißt Retardat daher dasjenige bergrechtliche Verfahren, wodurch ein Eigener oder Theilnehmer an einem

Kure, der seine Geldzuschüsse zu Betreibung des Baues nicht zur
hörigen Zeit einsendet, seines Antheils am Betriebe des Ganzen v
lustig geht. Retardation, die Abnahme der Geschwindigkeit ei
bewegten Körpers, welche darin besteht, daß dieser Körper in jed
folgenden gleichen Zeittheile einen kürzern Weg zurücklegt, als
jedem vorhergehenden und endlich ganz aufhört, sich zu beweg
Demnach ist die Retardation der Gegensatz der Beschleunigung u
kann wie diese gleichförmig oder ungleichförmig sein, je nachdem
retardirende oder der Bewegung entgegenwirkende Kraft, wozu Sch
re, Reibung, Widerstand der Luft u. s. w. gehört, gleichmäßig wi
oder nicht. (Vergl. Vorhalt.)

Retention. Retentionsrecht ist das Befugniß des re
mäßigen Besitzers, eine dem andern zugehörige Sache diesem so la
vorzuenthalten, bis er seiner Ansprüche wegen befriedigt ist.

Retif de la Bretonne, ein höchst origineller und wunde
cher, aber dabei oft sehr geistreicher franz. Roman- und Novellensch
ber, geb. 1734. Er hatte sehr unvollkommene Studien gemacht,
er zwar später nachzuholen versuchte, was ihm aber nur wenig gela
Retif kam nach Auxerre zu einem Buchdrucker in die Lehre, wo
tolle Streiche machte, die er in einem seiner Romane (le coeur huma
devoilé) sehr offenherzig erzählt. In Paris ging es noch viel wil
her und er versank hier in das größte Elend. Er raffte sich a
wieder empor und brachte es so weit, daß er Besitzer einer klei
eigenen Druckerei wurde. Zugleich machte er sich zum Autor, sow
um etwas zu verdienen, als um, wie er sagte, der Welt nützlich
werden. Man sagt, daß er beim Setzen seiner Schriften (das er sel
besorgte) erst die meisten derselben componirt habe und wenige v
ihnen vorher seien nieder geschrieben worden. Ein derber Naturw
ein gewisses Talent für Beobachtung, eine nur zu lebhafte Farb
mischung bei seinen Gemälden ersetzte, was ihnen an feinerer Ausb
dung und an geregelter und kunstgemäßer Form abging. Unter sein
zahlreichen Schriften, die im Ganzen an 150 Bändchen betragen, s
besonders les contemporains merkwürdig und beziehungsweise
wiß sehr anziehend. Er hat in ihnen in abgesonderten Geschich
die Sitten und den Charakter der Frauen seiner Zeit schild
wollen; ein Bestreben, das ihm, der nur einen einzigen, aber am w
nigsten achtbaren Kreis derselben kannte, nur sehr einseitig geling
konnte. Indessen hatte er in diesem Kreise nicht übel beobachtet u
das Erlebte ist oft gut, aber auch meist sehr anstößig wieder erzäh
Diejenige seiner Schriften, welche sich am meisten bemerkbar mach
war der paysan perverti (der verderbte Landmann), eine hö
abenteuerliche, aber oft bewundernswürdige Zusammenstellung.
hat in derselben die Geschichte eines jungen Menschen vom Lande
zählt, der stufenweise und in aller Unerfahrenheit mit allen Gra
der städtischen Verderbtheit unter den verworfensten Menschenklas
bekannt wird. Das Laster, das Retif aus eigenen Erfahrungen so
nau hatte kennen lernen, ist hier oft mit der empörendsten Treue u
mit den schmutzigsten Farben geschildert, allein mitten unter die
Anhäufung von Gräueln sieht man Züge des Genies und das Ga
bleibt nicht ohne Belehrung. Sein Styl ist von der höchsten Inc
rectheit. Er sah selbst mit großer Verachtung auf diejenigen Schri
steller herab, die auf die Ausbildung der Schreibart besondere Sor
falt verwendeten. Diese nannte er die Glühwürmchen (les v
luisans) der Literatur. Auch wollte er ein System der Orthograph

[illegible]führen, nach welchem die französische Sprache so geschrieben werden solle, als sie ausgesprochen wird. Die Übertreibung, die er hineinlegte, war Schuld, daß man auch das Gute übersah, das in seiner [illegible]idee wohl enthalten sein mochte. Eine Zeitlang war er mit [illegible]ner, dem Verfasser des Tableau de Paris, sehr verbunden; als ein Streit über eine astronomische Frage entzweite sie. Wahrscheinlich kam C. S. Cramer dadurch auch in Retifs Bekanntschaft. In dem Journal „Frankreich" befindet sich aus seinem Tagebuch die [illegible] anziehende Erzählung von einem Besuche, den er (Cr.) einmal [illegible] Retif gemacht hat.

Retorsion, s. Repressalien.

Retouchiren. Dieses Ausdrucks bedienen sich Maler, um damit entweder das Aufputzen alter verblichener Gemälde (s. d. Art. Restauration), oder das Ausbessern und Überarbeiten eines neuern, [illegible] oder fremden Gemäldes zu bezeichnen. Die Franzosen benennen durch retoucher auch das Aufstechen einer durch wiederholten Abdruck abgenutzten Kupferplatte. — In der Musik bedeutet dieses Wort, ein Tonstück verzieren, durch Coloraturen ausschmücken, was gewöhnlich durch keine Noten bezeichnet wird.

Retractrecht (Näherrecht, Einsprache, Näherkauf, Einstand, Eintrieb, Beispreche, Beisprüche, Besprechung, Losung, Auslösung, Näherzeltung, Anstand, Zugrecht, Beschüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vorkauf) besteht in dem Rechte einer dritten Person, in Gemäßheit eines bei ihr statt findenden gesetzlichen Grundes in einen über ein unbewegliches Gut geschlossenen Kauf so einzutreten, daß die gekaufte Sache, gegen Erfüllung der unter dem Käufer und Verkäufer verabredeten Bedingungen an sie (den Retrahenten) abgetreten und überlassen werden muß. Dieses zu den Eigenthümlichkeiten des deutschen Rechts gehörige, und ehedem zum Nachtheile des Verkehrs begünstigte Recht ist durch Herkommen eingeführt, und so lange in seiner ursprünglichen Natur beibehalten worden, bis es Landesordnungen und Staatsgesetze dem Geiste der neuern Zeit angepaßt haben. Der Retrahent muß übrigens nicht nur überhaupt den Gesetzen des Staats nach fähig sein, einen solchen Gegenstand käuflich an sich zu bringen, sondern es muß, wie bereits erwähnt, noch ein besonderer Grund in seiner Person vorhanden sein, welcher stets in dessen persönliches Verhältniß oder den Besitz seiner Güter zu setzen ist. Und wenn wir erwähnten, daß ein solches Recht nur bei unbeweglichen Gütern vorkomme, so ist dies dahin zu erläutern, daß es einerlei ist, es mag die Sache unbeweglich sein, oder nur den Rechten nach für unbeweglich gehalten werden, daher auch Kirchenstühle, Windmühlen, Apotheken, Zehnten, jährliche Zinsen und andere Gerechtigkeiten retrahirt werden können. Endlich ist zur nähern Bestimmung der Obliegenheiten des Retrahenten zu bemerken, daß dieser nicht allein die Erfüllung aller Haupt- und Nebenbedingungen (Schlüsselherde, Strickgeld u. a.), unter welchen die Sache vom Käufer erkauft worden, sondern auch den Ersatz des auf die Sache selbst gemachten nöthigen Aufwandes über sich zu nehmen hat. — Die einzelnen Retractarten sind so vielfach, daß sie nicht leicht vollständig im System aufgeführt werden können. Hier mag es genügen, diejenigen, worin die Schatten des alten Stammeigenthums, dessen Einfluß auf die Bildung dieses Rechts nicht ganz abgeläugnet werden kann, sich noch am deutlichsten zeigen, herauszuheben. 1) Retractus ex condominio (Gewerbrecht) ist dasjenige Näherrecht, welches einem Theilhaber an

einer gemeinen Sache in Ansehung des Antheils, welchen bisher e anderer Theilhaber daran hatte, und an einen dritten verkaufte, z steht; 2) retractus ex jure congrui (Gespilde, Spaltungsrech ist dasjenige Näherrecht, welches dem Besitzer des einen Theils d der getheilten Sache in Ansehung des in den Händen eines ande Besitzers gewesenen, und hierauf von demselben an einen dritten ve kauften andern Theils zusteht; 3) retractus gentilitius (Erblosun Erbfreundrecht) ist dasjenige Näherrecht, welches einem Verwandt des Verkäufers in Ansehung eines von ihren beiderseitigen Vorfahr erworbenen, und an einen dritten veräußerten Guts zusteht; 4) r tractus ex jure incolatus (Marklosung) ist dasjenige Näherrec welches einem einheimischen Markungsgenossen in Ansehung ein Grundstücks, das aus der Markung an einen Auswärtigen veräuß worden ist, zusteht. — Die Retractsklage ist eine dinglich und von der auf ein persönliches Vorkaufsrecht zu richtenden, bl gegen den Verkäufer anzustellenden, wohl zu unterscheiden. — V vorzüglichem Werthe für diese Materie ist die Schrift: Das Näh recht, systematisch entworfen von Carl Friedrich Walch, 3te Ausg Jena 1795. En.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von) wur zu Montmirel 1614 geboren. Sein Vater war der General der G leeren und Ritter der königl. Orden, Emanuel von Gondy. Geg seine Neigung wurde der junge Retz zum geistlichen Stande bestimm sein Lehrer war der berühmte Vincent de Paule. 1643 erhielt den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Er bischofs von Paris. Obgleich wider Willen Geistlicher und mit ganz Seele den Wunsch hegend, die militärische Laufbahn betreten zu dü fen, war Gondy doch klug und ehrgeizig genug, seine Geisteskrä und sein Talent in der ihm aufgedrungenen Laufbahn geltend zu m chen, und der junge Mann, der nur mit höchstem Widerwillen d Chorrock angezogen hatte, und dessen leichtsinniges Temperament i zu mancher am wenigsten den geistlichen Stand zierenden Handlu hinriß — wie denn die Zahl seiner verliebten Abenteuer nicht kl war, und manche sogenannte Ehrensache von dem jungen Abbé m dem Degen ausgefochten wurde — wußte bald die Herzen der Pari durch seine feurige Kanzelberedsamkeit zu gewinnen, und sich dadu auch die oft gegen ihn zürnende Geistlichkeit zu versöhnen. Di Gewandtheit, verbunden mit einem sichtbaren Streben nach politisch Bedeutsamkeit, das nur zu oft in Umtriebe gegen die Hofpartei u den herrschenden Minister ausartete, mußte den Coadjutor nothwe dig die Aufmerksamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Rich lieu, und nach dessen Tode Mazarins, zuziehen. — Die Fronde d. Art.), als die dem Hof und Mazarin entgegenstehende Partei, b mächtigte sich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch s nen überwiegenden, scharfen Geist, so wie durch die Liebe des Vol ihr eine bedeutende Verstärkung sein mußte; und in der That erg auch Retz die Sache dieser Menschen mit um so größerem Eifer, mehr ihn seine Neigung zu politischen Händeln hinzog. Die Ränk die den Hof bewegten, die verschiedenen Aufstände des Volks u der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die endlich zum Ausbruch kame jedoch immer wieder beigelegt wurden, und nie von Bedeutung w ren, dies alles eröffnete ihm eine weite Bahn zur Ausführung sei Entwürfe, und als sich endlich der Hof durch einen Parlamentsschl gezwungen sah, den von Mazarin festgesetzten Prinzen Condé loszugeb

[Ma]zarin selbst aus Frankreich entweichen mußte (vgl. d. Art. Condé [u.] Mazarin), da schien es, als stände Retz am Ziele, und hinge es [nur] von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen. Doch [gesch]ah von diesem allen nichts. Mazarin kehrte bald aus seiner Verban[nu]ng zurück, mächtiger als je; die Fronde, deren Verbindung nie sehr [fest], und deren Theilnehmer, außer Condé und Retz, schwach und schwan[kend] waren, löste sich auf, und bald nachdem letzterer durch Verwendung [des] Hofes, nicht ohne Leitung seines Gegners Mazarin, den Cardinalshut [em]pfangen hatte, brach über ihn das Wetter herein, das kurz zuvor [Ma]zarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder [viel]mehr Mazarins, in das Schloß Vincennes gesetzt, von da aber [na]ch einer fünfvierteljährigen Haft nach Nantes gebracht. Hier fand [er] Mittel zu entkommen, und irrte nun, stets umgeben und verfolgt [von] Dienern Mazarins, fast 8 Jahre in Spanien, Italien, Deutsch[lan]d, Holland und England unter wahrhaft romanhaften Schicksalen [um]her. An Papst Innocenz fand er eine mächtige Stütze; seinen [To]d empfand Retz um so schmerzlicher, da der Nachfolger auf St. [Pet]ers Stuhl, Alexander VI., der ihm seine Erhebung mit verdank[te], dem Verfolgten sich nicht helfend erwies. Hierzu kam, daß sein [Ver]mögen durch frühere Verschwendung und Freigebigkeit nicht allein [schon] aufgezehrt war, sondern auch eine ungeheure Schuldenlast ihn [drü]ckte, die stündlich zunahm durch den Bedarf und die Kosten eines [fürs]tlichen Gefolges, mit welchem Retz sich umgab, theils aus Liebe [zu]r Pracht, theils um dadurch sich besser vor den Verfolgungen seines [Geg]ners zu schützen. Bis zu fünf Millionen Livres war diese Schuld [ber]eits gestiegen, als Retz sich über Deutschland nach Holland begab. [Hi]er entließ er den Troß seiner Begleiter, stürzte sich aber aus Ver[dr]uß über das ihn verfolgende Mißgeschick in ein ausschweifendes [Le]ben. Die Anerbietungen des spanischen Hofes, ihm Freistatt und Unterstützung zu gewähren, hatte Retz ausgeschlagen, die von Carl II. von England nahm er an und begab sich dahin. Da aber zwischen Carl und ihm bald Uneinigkeit eintrat, indem der Monarch nicht sonderlich geneigt schien, die Rathschläge zu befolgen, die ihm sein Schützling ertheilte, so begab sich Retz bald darauf wieder auf das [fe]ste Land, wo unterdeß der zwischen Spanien und Frankreich ge[sc]hlossene pyrenäische Friede auch ihm entfernte Hoffnungen aufgehen [lie]ß. Doch war dessen ungeachtet seine Lage so bedrängt, daß er [a]uf dem Punct stand, eine Schilderung seiner Umstände und Dar[st]ellung des Hasses seiner Feinde drucken zu lassen, um sie an die [hö]here Geistlichkeit aller Länder zu vertheilen; ein Vorhaben, von [de]m ihn nur die Nachricht abhielt, daß sein Feind Mazarin hart dar[n]iederliege. Dennoch bahnte ihn der bald erfolgende Tod des Mini[st]ers nicht gleich den Rückweg nach Frankreich, und erst als er das [fe]ierliche Versprechen gab, nie sich fürder in politische Verbindungen [ein]zulassen, durfte er den Boden des Vaterlandes wieder betreten. — Von jetzt schien Gondy ein ganz anderer geworden zu sein. Mit einem demüthigen Versprechen hatte er die Rückkehr erkauft, mit einer höfischen Schmeichelei erschien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. [z]u ihm sagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen," erwiederte er: „Sire, man ergraut geschwind, wenn man die Ungnade Ew. Majestät trägt." Er legte gleich hierauf sein Erzbisthum nieder, und verwaltete dagegen die Abtei St. Denis. Die Eingezogenheit, in der er von jetzt an lebte, und die große Beschränkung seiner Bedürfnisse setzten ihn in den Stand, seine so ungeheuer aufgelaufene

Schuldenlast nicht nur nach und nach abzuzahlen, sondern auch in letzten Jahren seines Lebens noch genug zu haben, um seinen Fr den Pensionen ertheilen zu können. Mit allen Parteien versö lebte Gondy nun den Wissenschaften, und der Mann, dessen un sender, mitunter ins Romantische streifender Geist sich früher nu den mannichfachen Verschlingungen politischer Parteien gefallen h lebte jetzt das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weisen. Rochefoucault über ihn sagt, wird am besten diesen sonderbaren merkwürdigen Charakter darstellen. „Der Cardinal Retz hat großen Geist, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein ar ordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdru und ein liebenswürdiges äußeres Benehmen sind ihm eigen. Er sc ehrgeizig, ohne es zu sein, und seine Bestrebungen gegen Maz waren weniger unternommen, diesen zu verdrängen, als sich furchtbar und bedeutend zu machen. In der Zeit seiner Gefangens hat er sich mit Festigkeit und Anstand benommen, und seine Fre verdankte er seiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hatte unerschütterlich durch alle Glückswechsel, seinen erzbischöflichen S behauptet, als sein Feind nicht mehr war, stieg er freiwillig de herab. Als Cardinal hat er sich durch sein Benehmen in den schiedenen Conclaven die Achtung seiner Mitbürger erworben. gleich ein ziemlich vorherrschender Hang zu Vergnügungen und ßiggang bei ihm sichtbar war, so war seine Thätigkeit doch auch der erstaunlich, sobald sie durch Umstände angeregt wurde. Die stesgegenwart, mit der er die unvorhergesehensten Umstände zu erfa und zu wenden verstand, ist bewundernswerth, und seine Handlun mußten um so mehr das Gepräge einer gewissen Glätte und Ab gung an sich tragen, da er eigentlich nie weder haßte, noch liebte, ob er gleich beides sich mitunter zu zeigen bemühte." — Un den mehrern von ihm nachgelassenen Schriften verdienen seine moires am meisten bemerkt zu werden. Sie geben eine vollkomn und sehr anziehende Schilderung seiner Individualität. Eine Geschi der Verschwörung des Grafen Fiesco in Genua, die er als siebz jähriger Jüngling mit sichtbarer Vorliebe für seinen Helden schr zeigte schon damals die Neigung seines Gemüths; eine Bemerku die dem Cardinal Richelieu auch nicht entging, als diese Jugendar Gondys ihm zu Gesichte kam. In den letzten Zeiten seines Leb kam er selten nach Paris. Er starb daselbst bei Gelegenheit e solchen kleinen Reise 1679, 66 Jahre alt. Einige Jahre vor sei Tode schickte er Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, er vorgab, sich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt aber zurück mit dem Befehl des heiligen Vaters, ihn zu beha bis an sein Ende.

Reuchlin (Joh.). Mit Recht nennt der geistreiche Verfa des deutschen Plutarch Reuchlin einen jener Morgensterne, die deutschen Himmel nach langer Nacht und Nebel endlich einen Mor ankündeten. Reuchlin war zu Pforzheim 1455 von angesehenen Äl geboren. Auf der Schule zu Schlettstädt zeichnete er sich durch F und gute Sitten aus. Da ihm auch die schöne Gabe des Gesan von der Natur gewährt worden war, und er mit Fleiß dieses Ta ausbildete, so hatte er das Glück, in die Capelle des Markgra Carl von Baden aufgenommen und bald darauf von diesem sei Landesherrn zum Gesellschafter und Reisegefährten seines Sohn des nachmaligen Bischofs Friedrich von Utrecht, ernannt zu wer

Es kam Reuchlin 1473 mit dem Prinzen nach Paris, um dort, als auf der berühmtesten hohen Schule damaliger Zeit, zu studiren, und erwarb hier seinem Geiste jene gründlichen Kenntnisse, die nachher im Vaterlande so schöne Früchte trugen. Zwar mußte er schon 1475 Paris mit seinem Prinzen wieder verlassen, doch ließ er sich dadurch in seinen Studien nicht stören. Er begab sich nach Basel, wo er das Erstaunen seiner deutschen Landsleute durch seine für damalige Zeit unerhörten Sprachkenntnisse erregte, und das erste lateinische Wörterbuch (unter dem Titel breviloquus), die erste griechische Sprachlehre, von ihm verfaßt, in Deutschland erschien. 1478 ging Reuchlin abermals nach Frankreich, studirte zu Orleans die Rechte, während er zu gleicher Zeit die alten Sprachen lehrte, und erhielt zu Poitiers die juristische Doctorwürde. 1481 kehrte er nach Deutschland zurück, lehrte zu Tübingen mit dem allgemeinsten Beifall beides, sowohl die Rechte als die schönen Wissenschaften. Als aber Graf Eberhard der Bärtige von Würtemberg sich 1487 zu einem Zuge nach Rom rüstete, da nahm er Reuchlin, als den besten Lateiner in ganz Deutschland, in sein Gefolge. — Die wissenschaftlichen Schätze, die Lorenzo der Mediceer in Florenz aufgehäuft, so wie die von Rom, eröffneten sich jetzt Reuchlins wißbegierigem Geiste, der mit den ersten und berühmtesten Gelehrten Italiens in Berührung kam. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland ließ Eberhard den talentvollen Mann nicht mehr von sich, und nahm ihn auf allen seinen Reisen mit. Auch der damalige Kaiser der Deutschen, Friedrich III., ehrte die Verdienste Reuchlins, erhob ihn in den Reichsadelstand 1492, gab ihm den Titel Pfalzgraf und kaiserl. Rath, und schenkte ihm eine kostbare hebräische Handschrift des alten Testaments. Nach Eberhards Tode begab sich Reuchlin an den Hof des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, wo er mehrere Jahre in Gesellschaft dieses Wissenschaft liebenden Fürsten, seines Kanzlers Dalberg und mehrerer anderen großen Gelehrten Deutschlands lebte. Die heidelberger Bibliothek durch Handschriften und Werke der in jener Zeit erfundenen Buchdruckerkunst zu bereichern, war hier Reuchlins besonderes Streben. Zwei in dieser Zeit von ihm verfaßte lateinische Lustspiele wurden durch junge Studirende in Heidelberg mit großem Beifall aufgeführt. Da der edle Kurfürst durch elende Verleumdung am römischen Hofe angeschwärzt, ja sogar in Bann gethan wurde, so begab sich Reuchlin noch einmal nach Rom, und vertheidigte hier mit eben so viel Klugheit als Beredsamkeit das Recht seines Fürsten, der auch die Lossprechung von Alexander VI. erhielt. Reuchlin benutzte seinen fast ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rom zur Erweiterung seiner griechischen und hebräischen Sprachkenntnisse aufs beste. — Gern hätte ihn der dankbare Kurfürst von der Pfalz auf immer an seinem Hofe behalten, aber in Würtemberg war der rechtmäßige Erbe zur Regierung gelangt, und Reuchlin glaubte, dessen Ruf nicht ablehnen zu dürfen, und kehrte dahin zurück. Hier wurde er zum Vorsitzer des Bundesgerichts ernannt, das von den schwäbischen Fürsten gegen die Anmaßungen des Hauses Baiern errichtet worden war. Außer diesem weit ausgedehnten Wirkungskreise arbeitete Reuchlin noch eine Übersetzung der Bußpsalmen, eine hebräische Sprachlehre und ein hebräisches Wörterbuch in dieser Zeit aus, auch berichtigte er die Bibelübersetzung. Dadurch daß er seinen Verwandten Melanchthon auf die Bahn leiten half, wo dieser in der Folge im Verein mit Luther so wohlthätig wirkte, erwarb er sich ein neues Verdienst um die

Menschheit, und mit Recht kann man ihn als einen Vorarbeiter
Reformation betrachten. — Es konnte jedoch nicht fehlen, da
einem Zeitalter, in welchem Finsterniß und Pfaffenthum noch se
waltige Herrschaft übten, Reuchlin nicht Anfeindungen hätte ertr
müssen. Ein getaufter Jude, Joh. Pfefferkorn, und ein gen
Jac. Hoogstraten, waren die Anführer dieser blinden Eiferer,
griffen die hebräische Sprachkunde an. Sie wußten den sonst so
len und umsichtigen Kaiser Maximilian zu bereden, daß alle he
schen Schriften, das alte Testament ausgenommen, eitel schlecht
verwerflich Gut wären, und Max gab (1519) den Befehl,
Schriften in allen seinen Landen zu verbrennen. Glücklicher A
fügte er hinzu, es möge dabei allemal ein weltlicher Gelehrter
zu Rath gezogen werden. Dies rettete die orientalische Liter
Reuchlin trat auf und setzte dem Kaiser in einer Schrift aus einan
daß diese Werke, statt dem Christenthum zu schaden, im Gegen
zu seiner Ehre und Verherrlichung dienten, da ihr Studium gel
und tapfere Kämpfer erwecke, die für die Ehre der Christus
stritten, und man den Feinden desselben durch Vertilgung dieser
cher nur Waffen in die Hände geben würde. Diese Darstellung Re
lins erbitterte die Gegner noch mehr. Zehn Jahre dauerte der Fe
krieg, in dem eine Menge Schriften hin und her geschrieben wur
Auf der einen Seite stand Hoogstraten und die Universitäten Pa
Löwen, Erfurt und Mainz, auf der andern Reuchlin und die gel
testen und aufgeklärtesten Männer aller Länder. Unerschüttert g
die Scheingründe, Schmähreden und selbst die Bannstrahlen se
Gegner, verficht Reuchlin muthvoll die gerechte Sache, und br
sie endlich vor den Richterstuhl von Rom. Jetzt glauben seine G
ner, gewonnen zu haben; sie eilen nach Rom, beschwert mit G
um so die Richter zu gewinnen. Für Reuchlin spricht nur die W
heit. Da tritt endlich, als für ihn die Sache am schlimmsten st
Maximilian auf, bereuend, daß er zu so widrigem Streit Veran
sung gegeben, und erklärt, daß Reuchlin ein wackerer, gelehrter
Gott wohlgefälliger Mann sei, und daß der Papst wohlthun we
seinen beißigen Gegnern das Maul zu stopfen. Neben des Ka
Wort ertönt auch das der edeln Ritter Franz von Sickingen und
rich von Hutten, die sich zugleich bereit erklären, im Fall die Z
nicht ausreichen könne in diesem Streit, auch ihre Schwerter zu
brauchen. — Um die damalige Zeit erschienen auch die epistolae
scurorum virorum, wodurch Reuchlins Gegner dem Lachen P
gegeben wurden. Dies gab schnell der Sache eine andere Wendu
der vom Papst ernannte Schiedsrichter, der Erzbischof von Spe
entschied für Reuchlin. Die Rotte seiner Feinde mußte schweigen
die Kosten des Streits bezahlen; und bald zogen die um diese
ausbrechenden Streitigkeiten in Sachsen zwischen Luther und A
die Aufmerksamkeit der Machthaber und Gelehrten von diesem K
kampfe der Vernunft auf die beginnende Reformation hin. — N
Unruhe sollte jedoch Reuchlins Tage trüben. Herzog Ulrich,
gut und brav, hatte in übereilter Hitze die Stadt Reutlingen bekri
sie war Mitglied des schwäbischen Bundes, und dieser rüstete sich,
Unbilde zu bestrafen. Um nicht gegen seinen Landesherrn sprechen
müssen, hatte Reuchlin die Stelle als Bundesrichter niedergel
doch ward er von den Verbündeten gefangen. Herzog Wilhelm
Baiern, Anführer des Bundesheeres, dachte aber edel genug,
wieder frei zu lassen, und stellte ihn als Lehrer auf der hohen Sc

zu Ingolstadt an. Den Verlust seiner Habe und Bücher suchte ihm ein reicher und edelmüthiger Freund, Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg, zu ersetzen. — Den Ruf nach Wittenberg schlug Reuchlin aus, und empfahl dafür Melanchthon. Als 1522 die Pest zu Ingolstadt wüthete, begab er sich nach Tübingen zurück, wo er entfernt von Staatsgeschäften aufs neue den Wissenschaften lebte. Da er aber von einer unheilbaren Gelbsucht ergriffen ward, ließ er sich nach Stuttgart bringen, und endete da den 30sten Jun. 1522 ein schönes, dem Vaterlande und der Folgezeit nützliches Leben. Seine für damalige Zeit vortreffliche Bibliothek schenkte er seiner Vaterstadt Pforzheim. Die Nachwelt ehrt mit Recht in ihm einen der ersten Gelehrten, Deutschland einen seiner würdigsten Söhne.

Reunionscammern, s. Ludwigs XIV. Regierung.

Reuß (Fürsten und Grafen). Der Ursprung dieses fürstlichen und gräflichen Hauses ist sehr ungewiß. Bereits um das J. 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Glitzberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch die Kaiser Heinrich VII., Carl IV., Wenzel und Siegmund abstammten. Heinrichs I. von Glitzberg Sohn war Heinrich II., der Stammvater des Gesammthauses Reuß. Er war Beherrscher des ganzen Vogtlandes, und wurde nach der von ihm erbauten Stadt der Vogt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche, theilte sein Gebiet unter seine vier Söhne, von denen der eine Vogt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greitz und der vierte zu Gera wurde. Die greitzische Linie erlosch schon 1236, die weidaische 1535 und die geraische 1550, so daß nur die plauensche, welche sich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrig blieb. Die ältere bekam 1526 die Burggrafschaft Meißen, und die mit derselben verbundene fürstl. Würde, nebst Sitz und Stimme auf den Reichstagen, starb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meißen, 1572 aus. Jene jüngere, noch unter dem Namen Reuß-Plauen fortblühende Linie stiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reusse (Rusen Ruzzo), so wie sein älterer ohne Erben verstorbene Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geschlecht der jetzigen Fürsten und Grafen Reuß den letztern Namen bei. Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greitz und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne, welche die ältere, mittlere und jüngere Linie stifteten. Die mittlere erlosch 1616, die andern beiden bestehen fort. Die ältere hatte sich wieder in die Linien Ober-Greitz und Unter-Greitz getheilt; Unter-Greitz starb aber 1768 aus, und Ober-Greitz succedirte in die untergreitzischen Lande, wurde am 15ten Mai 1778, mit Beziehung auf die ehemalige burggräflich meißnische Fürstenwürde, in den Reichsfürstenstand erhoben, und erhielt durch den Reichsdeputationsabschied von 1803 im Fürstenrath eine eigene Stimme. Die jüngere Hauptlinie theilte sich wieder in die geraische, die schleitzische, von welcher die köstritzische ein Nebenzweig ist, und die 1790 in den Fürstenstand erhobene lobensteinische, von welcher die beiden Äste zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraische Linie 1802 ausstarb, theilten sich Lobenstein, Ebersdorf und Schleitz in die Erbschaft, so daß Lobenstein und Ebersdorf die eine, Schleitz hingegen die andere Hälfte erhielt. Bis jetzt ist aber Besitz und Verwaltung noch gemeinschaftlich. 1805 starb der Fürst von Lobenstein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Sel-

bis in dem Besitz seiner Lande als Graf von Lobenstein, so daß der jüngern Hauptlinie jetzt die schleitzische, ebersdorfische und lo steinische blühen, welche 1806 sämmtlich in den Fürstenstand erh wurden. Erst in der letzten Hälfte des 17ten Jahrh. fingen die G sen von Reuß, nachdem sie sich lange Zeit blos Reussen Herren Plauen genannt hatten, wieder an, den schon in den frühesten J hunderten geführten gräflichen Titel zu gebrauchen. Nicht aber men sie nach dem Abgange der Burggrafen von Meißen die fü Würde an, obgleich sie durch das vom Kaiser Siegmund 1426 Burggrafen ertheilte Diplom dazu berechtigt gewesen wären. — M würdig ist, daß alle männliche Personen des Hauses Reuß schon dem 11ten Jahrh. blos den Namen Heinrich führen. Früherhin schied man sie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer sischen oder moralischen Eigenschaft, z. B. der Ältere, der D der Friedfertige u. s. w., 1668 aber wurde bestimmt, daß man durch Zahlen unterscheiden, und zwar jede Hauptlinie für sich zä wollte. Keine Nebenlinie zählte für sich, sondern alle männliche sonen einer Hauptlinie werden so gezählt, wie sie nach einander g ren werden. Im J. 1700 setzte man fest, daß man bis hundert len wollte. — Am 18ten April 1807 traten die vier regiere Fürsten zum Rheinbunde, und sind jetzt Mitglieder des deuts Bundes (s. Deutsches Reich und deutscher Bund), welchem sie mit Hohenzollern, Lichtenstein, Waldeck, Lippe-Det und Schaumburg-Lippe in der engern Versammlung die 16te Sti haben. In der weitern Versammlung haben die beiden Hauptlin die ältere und jüngere, jede eine besondere Stimme. — Das sammthaus Reuß, welches sich mit seinen Unterthanen zur Luth schen Religion bekennt, führt den Titel: Heinrich der ... ält (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürst, Graf und Herr zu Pla Herr zu Greitz, Kranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein. älteste regierende Herr des ganzen Hauses Reuß führt außerdem den Titel: des ganzen Stammes Ältester, und der älteste regier Herr der andern Linie ist sein Adjunct. (Über die Geschichte d Hauses s. Majers Chronik des fürstl. Hauses der Reußen von Pla Leipzig 1811.) — Die reußischen Lande machen einen Theil des den Vorfahren der Fürsten und Grafen Reuß beherrschten Vog des aus, und liegen zwischen dem thüringer Walde und dem E birge. Durch den neustädter Kreis des Herzogthums Sachsen we sie in zwei Theile getrennt, so daß die Herrschaften Greitz, Bu Schleitz und Lobenstein mit dem Amte Saalburg ein Ganzes bi und gegen Norden und Osten von dem Königreich und dem He thum Sachsen, gegen Süden von den baierschen Fürstenthümern reuth und Bamberg, und gegen Westen von Coburg-Saalfeld Schwarzburg-Rudolstadt begrenzt werden. Die Herrschaft Gera wird im Süden von dem Königreich Sachsen, im Osten und W von dem Fürstenthum Altenburg und im Norden von dem Herzogt Sachsen umgeben. Das Ganze hält 28¼ QM., und 1812 wu 76,631 Einw. gezählt, welche sich zur Lutherischen Religion beken Davon gehörten 1) dem Fürsten von Reuß-Greitz 7 QM. mit 21 Einw., 2 Städten, 1 Marktflecken und 95 Dörfern; 2) dem Fü von Reuß-Schleitz 6 QM. mit 16,560 Einw., 2 Städten, 1 Ma flecken, 41 Dörfern; 3) dem Fürsten von Lobenstein-Lobenstein QM., worin 1 Stadt, 81 Dörfer und 7493 Einw. enthalten ren; 4) Lobenstein-Ebersdorf hatte 3¾ Q.M, 1 Stadt, 1 Flec

Dörfer und 7837 Einw. In der den drei letzten Häusern gemeinschaftlich gehörigen Herrschaft Gera mit dem Amte Saalburg (7⅛ QM.) ... drei Städte, 89 Dörfer und 22,836 Einw. — Diese Länder sind ...gig, besonders der südliche Theil, durch welchen sich der Frankenwald ...ine Fortsetzung des thüringer Waldes) mit dem an 2300 Fuß ho...n Sieglitzberg und Kulm zieht, haben aber auch viele gut ange...ute Thäler, worunter die zwei großen Thäler, welche die Saale ...d Elster (die Hauptflüsse dieser Länder) durchfließen, die fruchtbarsten sind, vortreffliche Laub- und Nadelwaldungen und Wiesen; ...ner hat man einen Überfluß an Wildpret und starke Viehzucht. Der Getreidebau ist für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend, und Gartenfrüchte, Obst und Hopfen werden gleichfalls nur nothdürftig gebaut. An Mineralien hat das Land Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Alaun, Vitriol u. s. w. Die Einwohner sind äußerst ...ßig und betriebsam, und sie beschäftigen sich vorzüglich mit Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkereien, Baumwollenspinnerei für in- und ausländische Manufacturen, Hut-, Porzellan- und Tabacksfabriken, mit Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolsiedereien und Verarbeitung des Eisens. Die Wollenmanufacturen haben ihren vornehmsten Sitz zu Gera, wo auch die schönsten Färbereien unterhalten werden, Greitz, Lobenstein, Markt-Hohenleuben und Schleitz; die meisten Baumwollenmanufacturen befinden sich zu Hirschberg, Ebersdorf, Zeulenroda und Markt-Hohenleuben. Mit diesen Erzeugnissen wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben, und der Hauptabsatz geschieht auf den leipziger Messen. Übrigens kann das Land blos Vieh und Holz ausführen. — Für den öffentlichen Unterricht ist gut gesorgt. Zu Greitz und Schleitz sind lateinische Schulen, und zu Gera ein wohleingerichtetes Gymnasium. Auch sind zu Greitz Schulmeister- und Predigerseminarien. — Obgleich die Fürsten souverän sind, so sind doch Landstände vorhanden, welche aus der Ritterschaft und den Städten und Pflegen (Gemeinden) der reußischen Lande bestehen. — Die Einkünfte von Greitz werden auf 130,000, von Schleitz auf 100,000, von Lobenstein-Lobenstein auf 80,000 und von Lobenstein-Ebersdorf 80,000 Fl. geschätzt. Von den Einkünften von Gera, welche 130,000 Fl. betragen, erhält Schleitz die Hälfte, und Lobenstein und Ebersdorf jedes ein Viertel. Die Linie zu Greitz hat daselbst ein Regierungs- und Justizcollegium, ein Cammer-, Finanz-, Forst- und Ökonomiedepartement. Die jüngere Linie hat seit 1604 eine gemeinschaftliche Regierung, als ein erstes Justizcollegium und Consistorium, eine Cammercommission, ein gemeinschaftliches Amt und ein Landgericht. Diese Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verschiedenen Geschäftszweige der Verwaltung dieser Herrschaft zu besorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch besondere Cabinets-, Regierungs- und Cammerbeamte, so wie auch jeder Fürst einen verhältnißmäßigen Kriegsstaat erhält. Zum deutschen Bundesheere stellt die ältere Linie 223 und die jüngere 522 Mann. K. K.

Reuvertrag (pactum displicentiae) ist derjenige Nebenvertrag, vermöge dessen sich einer der Contrahenten ausbedingt, von dem Hauptvertrage wieder abgehen zu dürfen. Bei dem Kaufe wird er Reukauf genannt. Dadurch behalten sich bald der Käufer, bald der Verkäufer, bald aber auch beide das Recht vor, nach Gefallen von dem geschlossenen Kaufe abzugehen. Gewöhnlich wird dabei eine gewisse Summe festgesetzt, welche der Abtretende dem andern bezah-

len muß. Zum Wesen des Reuvertrags gehört dies jedoch nicht.
schon die Gesetze sich darüber deutlich aussprechen, daß die Reue
das Geschäft als Resolutivbedingung aufhebt, so ist es doch bei
ser Bedingung noch an sich streitig, ob die Früchte rückwärts,
der Zeit der erfolgten Übergabe, zu ersetzen sind. Rathsam ist es
her, darüber etwas festzusetzen, wie es, wenn etwa die Aufhe
des Vertrags nach erfolgter Übergabe der Sache und zum Theil
ganz geleisteter Zahlung erfolgt, rücksichtlich der gegenseitigen Be
nung gehalten werden soll; auch sorge man dafür, daß, wenn
bestimmte Frist zur Reue nicht festgesetzt worden ist, dem Reuvert
die Bedingung auf ewige Zeit eingerückt werde, weil bei einer
unbestimmt gelassenen Zeit nach manchen das Recht zu pönitiren
nen sechzig Tagen ausgeübt werden muß. En.

Reval, eine russische stark befestigte Seestadt am finni
Meerbusen, mit einem trefflichen Kriegs- und Handlungshafen.
besteht aus der eigentlichen Stadt mit engen, unregelmäßigen Ga
dem Domberge und zwei weitläuftigen Vorstädten, und hat 1
Häuser, davon sich über 1000 in den Vorstädten befinden, 7 Lu
rische, 6 russische und 1 catholische Kirche, eine berühmte Ritter
demie und 13,000 Einw., welche einigen Seehandel treiben, in
jährlich an hundert Schiffe in den Hafen einlaufen; doch beträgt
jährliche Ausfuhr nur 600,000 Rubel. Eine Spiegel-, eine Le
und eine Strumpffabrik, eine Stück- und Glockengießerei, auch
Kupferhammer sind hier. Ferner findet man eine Domkirche
einem sehr hohen und schönen Thurme, eine Börse, ein Theater
ein Land- und Seehospital. In dem hiesigen Hafen liegt gew
lich eine Abtheilung der russischen Kriegsflotte. Reval ist die Ha
stadt des Gouvernements Esthland.

Reventlau ist der Name einer alten, sehr angesehenen g
lichen Familie in Dänemark, Schleswig und Holstein, die ihrem
terlande mehrere verdiente Staatsmänner und Minister gegeben.
hann Ludwig, Graf Reventlau (geb. 1751, und gest. 1801),
dient in der Geschichte unter den besten und edelsten Männern
nannt zu werden, da er auf seiner Baronie Brahe-Trolleburg
Bauern und Einwohner durch Aufhebung der Frohndienste, durch
dere zweckmäßige Mittel und durch sein eigenes Beispiel zu g
Menschen und tüchtigen, wohlhabenden Landwirthen zu bilden su
Die von ihm angelegten Schul- und Armenanstalten können auch
andere Länder zu Mustern dienen, und werden sein Andenken
lange im Segen erhalten. — Die Familie theilt sich übrigens in
Linien, deren gemeinschaftlicher Stammvater, Conrad von Revent
in Dithmarsen begütert war. Die ältere Linie besitzt auch die be
tende Grafschaft Christiansäde auf Laland.

Réverbère wird ein polirter Hohlspiegel genannt, der
dient, die hineinfallenden Lichtstrahlen verstärkt zurückzuwerfen.
den in neuern Zeiten in mehreren großen Städten eingeführten La
nen zur Straßenbeleuchtung befinden sich solche Hohlspiegel von g
zendem Metall; daher die Benennung Reverberirlaternen.
Zur Reverberation in der Chemie (d. h. zum Verkalken
Flammenfeuer) bedient man sich eines sogenannten Reverber
ofens, der so eingerichtet ist, daß die Hitze des Feuers nicht
verstärkt aus ihm strömt, sondern auch den Körper, der zum V
kalken gebracht werden soll, von allen Seiten rund umgibt.

Revers. Im gewöhnlichen Sinn eine schriftliche Gegenverpflichtung, ein Angelöbniß, dieses oder jenes zu leisten oder zu unterlassen, auch ein Verwahrungsschein, eine schriftliche Versicherung, daß eine gewisse Handlung andern nicht nachtheilig sei, oder in vorkommenden Fällen gegen ihn wiederholt oder sonst gemißbraucht werden soll. Reversbriefe, Reverse, Reversalien werden die Versicherungen genannt, in denen ein Fürst beim Antritt seiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder sonst vorfallenden Gelegenheiten sich anheischig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien u. s. w. seiner Unterthanen nicht anzutasten; ferner die Versicherungsscheine, welche Obrigkeiten sich in Betreff ihrer Rechte und Gerichtsbarkeit einander geben. — S. auch Münzkunde.

Revolution bedeutet eigentlich eine Um- oder Zurückwälzung (von revolvere, um- oder zurückwälzen). Es wird indeß dieses Wort in vielfachem Sinne gebraucht. Der Physiolog nennt Revolutionen alle Veränderungen, die durch die Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Temperaments, durch Krankheiten, Leidenschaften, Lebensweise in der thierischen Ökonomie hervorgebracht werden. Die Astronomen verstehen darunter die Bewegung eines kleinern Weltkörpers um einen größern, der ihn durch das Übergewicht seiner Anziehungskraft beherrscht, z. B. des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne. Bei dieser Revolution geht alles seinen ordentlichen und gesetzmäßigen Gang. Die Geologen hingegen verstehen darunter solche Katastrophen auf der Erde, wodurch der natürliche Lauf oder das natürliche Verhältniß der irdischen Dinge eine bedeutende Veränderung erleidet, z. B. wenn durch große Wasserfluten, Erdbeben u. dgl. die Oberfläche der Erde anders gestaltet wird (s. Geologie). Solche Revolutionen haben zwar auch ihren Grund in den allgemeinen Naturgesetzen, erscheinen aber doch in ihren Wirkungen als etwas von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Abweichendes, wodurch manches bisher Bestandene aufgehoben oder zerstört wird. Diese Bedeutung des Wortes hat man auch auf die moralische Welt übertragen. So sagt man von einem Menschen, dessen Denkart und Gesinnung sich plötzlich ganz verändert hat, es sei zum Guten oder zum Bösen, daß eine Revolution in ihm vorgegangen sei. — Dergleichen Revolutionen können sich nun auch in der politischen Welt ereignen. Denn Völker und Staaten sind als moralische Personen zu betrachten, die in Ansehung ihrer innern sowohl als äußern Beschaffenheit sich eben so sehr verändern können, als Individuen. Eine Veränderung dieser Art also heißt eine politische Revolution oder eine Staatsumwälzung. Solche Revolutionen sind ganz unvermeidlich, wenn ein bedeutendes Mißverhältniß zwischen den Kräften, von deren harmonischem Zusammenwirken das politische Leben eines Volkes abhängt, eingetreten ist. Sie sind alsdann den Stürmen zu vergleichen, welche aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der atmosphärischen Luft in Ansehung der Elasticität ihrer Theile entspringen. Will man also den Revolutionen vorbeugen, so kann dies nur durch allmählige und zeitgemäße Änderungen geschehen, wodurch die Verfassung und Verwaltung eines Staates der jedesmaligen Bildungsstufe und den daraus hervorgehenden Bedürfnissen des Volkes entsprechender gemacht wird. Wenn dagegen die Regierung eines Staates mit eigensinniger Hartnäckigkeit auf dem einmal Bestehenden beharrt, wenn sie in keinem Puncte dem Zeitgeiste nachgeben will, wenn sie die ohnehin schon zahlreichen und lästigen Auflagen noch vermehrt und

lästiger macht, wenn sie überhaupt mit herrischer Willkür ver[fährt] und die Zügel immer straffer anzieht, während das zur Mündi[gkeit] herangereifte Volk sich nach einem freiern politischen Leben se[hnt;] wenn sie wohl gar in das innerste und heiligste Eigenthum des M[en]schen, in das Gebiet des Gewissens und der Überzeugung, gewalt[same] Eingriffe wagt: so müssen Revolutionen erfolgen, die dann, je n[ach]dem die Umstände beschaffen, in ihren Wirkungen mehr oder wen[iger] groß und heilsam sind. — Ein kurzer Überblick der merkwürdig[sten] neuern Revolutionen wird das bisher Gesagte bestätigen. 1) [Die] Revolution von England im J. 1688. Sie wurde veranlaßt d[urch] Jacobs II. Streben, die bereits in frühern Zeiten durch die Mag[na] charta und die Habeas-Corpus-Acte beschränkte königliche Ma[cht] wieder unumschränkt zu machen, und selbst die catholische Religion, de[ren] Bekenner seit 1673 durch die Testacte von allen öffentlichen Ämtern a[us]geschlossen waren, und der er heimlich anhing, wieder zur herrschenden [zu] erheben. Man rief daher den Statthalter der vereinigten Niederlan[de,] Wilhelm von Oranien, Jacobs Schwiegersohn, zu Hülfe, welcher [im] Nov. 1688 in England landete, den König nöthigte, mit seiner F[a]milie nach Frankreich zu fliehen, und unter dem Namen Wilhelm I[II.] selbst zum König ernannt wurde. Von dieser Zeit an datirt sich d[ie] freie englische Verfassung, wodurch England einen so hohen Woh[l]stand erlangte. Denn Wilhelm bestätigte durch die Bill of righ[ts] nicht nur die früheren Rechte des Volkes, sondern fügte denselbe[n] noch neue hinzu. Auch wurde seitdem die Preßfreiheit, oh[ne] welche keine freie Verfassung gedeihen kann, auf immer, wi[e]wohl weniger durch bestimmte Gesetze als durch schützende Staatsein[]richtungen und durch die Macht der öffentlichen Meinung begründe[t]. Ein besonders merkwürdiger Zug in dieser Revolution ist, daß si[e] ohne alles Blutvergießen vollzogen wurde, obwohl früherhin auch i[n] England beim Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus Blut ge[]nug, und selbst königliches, geflossen war. 2) Die nordamerikanisch[e] Revolution. Sie brach in Englands amerikanischen Colonien aus und begründete hier einen neuen Staat, der vielleicht einst dem Mutterstaate selbst die Oberherrschaft zur See entreißen wird. Die Veranlassung derselben war die gewöhnliche stiefmütterliche Behandlung der Colonien von Seiten des Hauptstaates durch Beschränkung ihres Handels und Auflegung willkürlicher Abgaben. Deswegen vereinigten sich, nach einigen vorausgegangenen Thätlichkeiten wegen einer den Colonisten verhaßten Auflage auf den Thee, 1774 zuerst zwölf Colonien auf einem Generalcongresse zu Philadelphia, wo deren Abgesandte alle Einfuhr englischer Erzeugnisse, so wie alle Ausfuhr nach England verboten. 1775 trat Georgien dem Congresse bei und Washington als Obergeneral an die Spitze der dreizehn vereinigten Provinzen, die aber doch erst 1776, nach einigen glücklichen Gefechten, sich für einen unabhängigen Freistaat zu erklären wagten, und als solcher auch 1783 von England selbst, nach vielen theils gewonnenen, theils verlornen Schlachten, anerkannt wurden. — Diese Revolution kostete allerdings viel Blut, wird aber unstreitig den Erfolg haben, daß Amerika nach und nach ganz frei und selbstständig wird, da sich jetzt dieselbe Revolution im spanischen Amerika wiederholt. 3) Die französische Revolution, unstreitig die umfassendste, aber auch die blutigste und grausamste von allen. Längst hatten die Gedanken, die Sitten und die Wünsche der gebildeten Classen in Frankreich einen freiern Schwung genommen, als die Regierung noch immer ihren alten despotischen Gang fortging, willkürliche Verhaftungen vornahm,

Bauer durch Adel und Geistlichkeit drücken, und dabei immer fort mehr aufgehen ließ, als sie einnahm. Da bestimmte zunächst die daraus entstandene Finanznoth die Regierung, 1789 die Stände des Reichs zusammenzurufen. Weil aber, wie gewöhnlich, Adel und Geistlichkeit dem dritten Stande die Hauptlasten aufwälzen wollten, erklärten sich die 600 Abgeordneten desselben für eine Nationalversammlung, welcher Erklärung auch verschiedene Abgeordnete der beiden andern Stände und zuletzt alle beitraten. Diese Versammlung hob sogleich das alte Lehnssystem auf, proclamirte die Rechte des Menschen und des Bürgers, und entwarf eine neue Verfassung, die nach dem Muster der englischen zwar monarchisch, aber gleich dieser gesetzlich beschränkt sein sollte. Bald trat jedoch an die Stelle dieser erstern Constitution eine zweite, dritte und vierte, die insgesammt republikanisch waren, bis Napoleon nach und nach die Monarchie wieder herstellte. — Frankreich ist daher zwar während dieser Revolution durch allerlei politische Formen hindurchgegangen und zuletzt, nach Napoleons Sturze, selbst zu den Bourbons zurückgekehrt, hat aber dennoch durch die von Ludwig XVIII. gegebene Charte eine im Ganzen sehr liberale Verfassung gewonnen, um die es noch von manchem Staate beneidet werden dürfte, wenn sie erst in volle Wirksamkeit getreten, und wenn Frankreich durch Beruhigung der Gemüther sich selbst wiedergegeben sein wird. Dann darf Frankreich eine glückliche Zukunft hoffen, wenn es gleich diese Hoffnung sehr theuer und mit vielem Blute erkauft hat. — Revolutionen sind demnach große Übel, aber vielleicht nothwendig, um in einer verdorbenen politischen Sphäre die Luft zu reinigen und neues Leben zu erregen. Die Frage aber, ob Deutschland seine Revolution schon gemacht oder noch zu bestehen habe, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Umgekehrt ist allerdings bei uns genug. Das deutsche Reich ist aufgelöst, alle geistliche und viele weltliche Stände sind verschwunden, die noch bestehenden deutschen Staaten sind souverän geworden, haben ihren Länderbesitz zum Theil sehr verändert und sich in einem Staatenbunde vereinigt, dergleichen die Welt noch nie gesehen. Dennoch ist Deutschland im Ganzen nicht eigentlich revolutionirt. Die Hauptstaaten, Österreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen rc., bestehen noch mit ihren alten Fürstenhäusern; auch die vornehmsten reichsstädtischen Republiken haben sich als republikanische Bundesstaate erhalten, und selbst der neue deutsche Bund ist in vielen Stücken dem alten deutschen Reiche ähnlich, das ja zuletzt dem Wesen nach mehr ein Staatenbund als ein Reich war. Gleichwohl ist anderer Seits nicht zu verkennen, daß viel Gährungsstoff in Deutschland liegt, da man sich überall nach stellvertretenden Verfassungen, Milderung der Auflagen, Verminderung der stehenden Truppen, gleicher Vertheilung der Staatslasten u. s. w. sehnt und diese Sehnsucht fast nirgend Befriedigung findet. Da indessen der Deutsche überhaupt ruhiger und besonnener ist, und da zu hoffen steht, daß die deutschen Fürsten, um ihres eigenen Vortheils willen, ihr gegebenes Wort lösen und den Wünschen ihrer Völker entgegenkommen werden; so dürfte vielleicht Deutschland so glücklich sein, sich zu erneuen, ohne eine eigentliche Revolution erlebt zu haben. D.

Revolutionstribunal. Dieses schreckliche Gericht der Tyrannei und des unerhörtesten Blutdurstes entstand, als mitten in der Gährung der französischen Revolution im Nationalconvente die Parteien des Berges und der Gironde mit einander stritten, und erstere

die Oberhand behielt. Seiner Einrichtung und Absicht gemäß s
das Revolutionstribunal alle diejenigen bestrafen, die gegen den G
der Revolution waren, und sich als Anhänger des Königshauses
dächtig machten. Es läßt sich denken, welcher ungeheure Spielra
der Bosheit, dem Haß und dem Verfolgungsgeiste durch Erricht
eines solchen Gerichtshofes freigegeben wurde, der sich an keine F
malitäten band, immer nur das Todesurtheil sprach, nie die wah
Puncte der Anklage, zuletzt kaum mehr die Namen der unglückli
Schlachtopfer untersuchte, die eine höllische Rotte von Angebern
deren Spitze das Ungeheuer Fouquier-Tinville stand) ihm täglich
führte. Trotz dem, daß von seinem ersten Entstehen an das Revo
tionstribunal fast unaufhörlich seine Hände in Blut tauchte, sch
doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahr
noch zu umständlich und langsam, und als im J. 1794 die Gironi
sten völlig gestürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheu
herrschten, da trug der Wohlfahrtsausschuß darauf an, daß das Tr
bunal mit der Hinüberspedirung der Menschen in die andere Welt si
hinführo mehr beeilen solle; ein Vorschlag, der auch vom Convent
gebilligt wurde. Von jetzt an hörte bei diesem entsetzlichen Ge
richtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und seine Rot
ten reichten täglich lange Listen Unglücklicher ein, die des Hochver
raths an der Republik beschuldigt wurden. Ohne zu untersuchen, ob
in wie weit, und auf welche Art die Armen diese Anklage verdienten
wurden sie vor den höllischen Richterstuhl geschleppt, einer ganzen
Schar immer auf einmal das angeschuldigte Verbrechen und zugleich
das Todesurtheil vorgelesen, ihre Vertheidigung nicht gehört, ja
selbst nicht einmal darauf Rücksicht genommen, ob diese Unglücklichen
wirklich die waren, die die Anklageliste benannte, oder ob (welches
häufig der Fall war) eine bloße Namenverwechslung statt finde, und
dann zur Guillotine geführt. Wie ungeheuer die Zahl der täglich
Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 sich genöthigt sah, die Guillotine auf einen andern Platz hinzuschaffen, da der
Boden, auf dem sie bis dahin stand, von dem Blute der Erwürgten
so naß und schlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen sichern
Tritt mehr thun konnten. — Außer diesem zu Paris bestehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lyon, Arras, Strasburg und
viele andre Städte sahen in ihren Mauern das blutige Schauspiel
wiederholen, welches Paris täglich gab. Daß aber mit dieser Art,
die angeblichen Feinde der Republik zu morden, die Ungeheuer, die
damals Frankreich beherrschten, noch nicht zufrieden waren, ist bekannt, und da das Beil der Guillotine ihnen immer noch zu langsam
mordete, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Erschießungen in Masse
(Füsilladen, Mitrailladen) und sogenannten revolutionären oder republikanischen Hochzeiten, wo zu Hunderten, Paar und Paar an einander gebunden, in den Wellen umkamen. — Als endlich das Ungeheuer Robespierre und mit ihm die Bergpartei gestürzt wurde, da
befahl der etwas menschlicher gewordene Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfang des J. 1795
erntete, von demselben Mordgerichte verdammt, dem er so viele
Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville (vergl. d. Art.)
mit einem Haufen seiner Helfershelfer seinen Lohn. Noch in demselben Jahr wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben, an dessen
Stelle eine Militärcommission gesetzt, deren Wirksamkeit aber auch
bald darauf blos auf militärische Verbrechen eingeschränkt wurde.

früher, als das zu Paris, hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynolds (Joshua), der berühmteste Maler der englischen Schule, und einer der berühmtesten neuern Portraitmaler, war zu Plympton in Devonshire 1723 geboren, wo sein Vater ein Geistlicher und Schullehrer war. Er hatte bis zu seinen Jünglingsjahren keinen andern Lehrer, als seinen Vater; aber schon in seinem achten Jahre las er Werke über Malerei, und suchte nach den darin enthaltenen Regeln diese Kunst auszuüben. Durch Richardsons Abhandlung über die Malerei ward nicht blos die Liebe zur Kunst, sondern auch die Liebe zum Ruhm in dem jungen Reynolds geweckt. Obgleich er bestimmt war, die Arzneikunde zu studiren, so erlaubte ihm sein Vater doch, seiner Neigung zu folgen, und brachte ihn zu einem Bildnißmaler, mit dem er späterhin nach London zog. Dieser Künstler war blos Gesichtsmaler, und ließ von seinen Schülern die Verzierungen und Gewänder malen, aber er war ein guter Beurtheiler ihrer Bildereien, und trug viel zu Reynolds, Wrights, Mortimers und anderer künstlerischer Bildung bei. Reynolds übertraf bald seinen Lehrer, und die Eifersucht des letztern wegen eines Lobes, welches dem Schüler in Rücksicht eines Gemäldes ertheilt wurde, veranlaßte ihre Trennung. Er hielt sich jetzt drei Jahre lang im väterlichen Hause auf, während welcher Zeit er für seine eigentliche künstlerische Bildung nichts gewann. Er nahm sich die Arbeiten des Portraitmalers Gandy von Exeter zum Muster; auch fand er Gelegenheit, Gemälde von Guercino zu borgen, und von ihnen schreibt sich Reynolds Liebe für ein starkes Helldunkel her, da er, so wie Rembrandt, seine Schatten zu dunkel, sein Licht zu hell machte. Nach seines Vaters Tode 1746 ließ sich Reynolds als Portraitmaler in Plymouth nieder. Der Schiffscapitän, nachmaliger Admiral Viscount Kappel, welcher einen Zug gegen die Seeräuber im mittelländischen Meere befehligte, nahm Reynolds mit, um ihn in Italien bei günstiger Gelegenheit ans Land zu setzen. Dies geschah. Reynolds ging von Livorno nach Rom, studirte drei Jahre lang im Vatican die Werke Raphaels und Michel Angelos, und kehrte sodann über Paris nach England zurück, wo er sich 1752 in London niederließ. Viele vornehme Personen ließen sich von ihm malen, und seit Cornelius und Vandyk sah London keinen Bildnißmaler von Reynolds Verdiensten. Seine Werke zeichnen sich freilich nicht, wie die jener Künstler, durch Festigkeit und Bestimmtheit der Umrisse, durch Richtigkeit des Colorits, durch getreue Darstellung der Natur und durch Vollendung aus; aber, so wie Vandyk, wußte er ohne Aufopferung der Ähnlichkeit seinen Personen einen heroischen Charakter zu geben, und sein Pinsel veredelte die, welche er malte. Diese Kunst erwarb ihm einen Ruf in der großen Welt, und er ließ daher 1753 auch den Preis für ein bloßes Brustbild in Lebensgröße von zwölf auf zwanzig Guineen steigen. Auf seinen Vorschlag nahmen in den der Gesellschaft zur Beförderung der Künste gehörigen Zimmern die Kunstausstellungen ihren Anfang. Für die 1765 gestiftete Malerakademie wurde Reynolds einstimmig zum Präsidenten erwählt, und bei dieser Gelegenheit von dem Könige zum Ritter geschlagen. Um 1763 stiftete er mit Bure, Nugent, Percy, Goldsmith und andern berühmten Männern einen literarischen Verein, und sein Haus wurde der Sammelplatz aller Männer, die sich in der Hauptstadt durch Geist und Talente auszeichneten. 1778 gab er seine Re-

den (discourses), welche er jährlich als Präsident gehalten h
heraus, die sich durch Eleganz des Styls und Reichhaltigkeit p
sophischer und ästhetischer Entwickelungen auszeichnen. Burke
diese Reden vor ihrer Herausgabe verbessert haben. Sie sind
ins Deutsche übersetzt (Reynolds akademische Reden, Dresden 17
Außerdem hat Reynolds noch mehrere schriftstellerische Werke her
gegeben, welche gesammelt unter dem Titel: The Works of Sir
shua Reynolds etc. to which is prefixed an account of
life of the author, London 1797, in 2 vol. 4. erschienen
Nur eine Landschaft hat er gemalt, und diese stellt die Aussicht
seinem Landhause nach der Themse dar. 1785 verfertigte er sein l
liches Gemälde des Liebesgottes, wie er der Schönheit den Gü
löst. Geringen Werth hat sein Herkules als Kind, welcher die Schl
gen würgt, und den er für die Kaiserin Catharina von Rußl
malte. Der Künstler hat hier die Stärke mit der Dicke verwechs
und sein Herkules scheint an der Wassersucht zu leiden. Der T
des Cardinals Beaufort ist unstreitig das schönste Stück von Re
nolds. — 1790 ward sein Gesicht schwach, und im folgenden Jah
verlor er es ganz. Auch jetzt blieb er noch ein eifriger uneigennü
ger Beförderer der Künste, und starb 1792 an einer Leberkrankhe
Viele seiner Gemälde sind in Kupfer gestochen worden. Vergl. Memoi
of the Life of Sir Joshua Reynolds, with some observation
on his talents and Character. By J. Farington. London 189.

Rhabarber. Diese bekannte heilbringende Wurzel wächst ur
sprünglich in Asien (China, Tibet, der Bucharei), und treibt eine
5 bis 6 Fuß hohen Stamm mit starken ausgezackten Blättern un
röthlichen, traubenförmigen Blumen. Die Wurzel, die oft mehre
Pfund wiegt, ist braungelb, inwendig rothgestreift, und hat eine
scharfen, ekelhaften Geschmack. Der beste Rhabarber wächst auf de
Gebirgen der chinesischen Tatarei. Da er uns über Rußland durc
Karavanen zugeführt wird, so trägt er den Namen: russischer. Min
der gut ist der übers Meer aus Ostindien kommende; die schlechteste
Sorte endlich ist diejenige, die durch Verpflanzung in andre Erd
theile (Europa, Amerika) gewonnen wird, und abendländischer heißt.
Außer seinem medicinischen Nutzen zur Abführung und zur Stärkung
der Eingeweide kann er auch beim Färben angewendet werden.

Rhabdomantie. So nennt man das theils blos natürliche, theils zu einer Kunst ausgebildete Vermögen mancher Menschen, unter der Erde verborgene Dinge, besonders Metalle oder Erze und Wassermassen, durch ein Ferngefühl wahrzunehmen, auch wohl die Entdeckung derselben durch die Anwendung gewisser Werkzeuge, z. B. der Wünschelruthe, zu unterstützen. Daß die Rhabdomantie kein leeres Vorgeben sei, und daß deren Ausübung keinesweges in die Kategorie magischer Gaukeleien gesetzt werden dürfe, gehört mit zu den mannichfachen, durch den thierischen Magnetismus gemachten Entdeckungen, namentlich zu den sichern, aus den Erscheinungen des Somnambulismus gezogenen Resultaten. Es ist eine durch häufige Beispiele in der Geschichte des thierischen Magnetismus bestätigte Thatsache, daß bei magnetisirten Personen oder Somnambulen eine große Empfänglichkeit für die Einwirkung der Metalle und anderer mineralischen Körper entsteht, so daß ihnen oft schon die Annäherung derselben, noch mehr aber die Berührung, meist widrige, seltener angenehme Empfindungen erregt. Die Rhabdomanten (Metall- und Wasserfühler) sind Menschen, welche diese Empfänglichkeit von Natur und im wachenden Zustande besitzen. Nach Ritters und Amorettis Berichten

[beide] Schriftsteller, besonders letzterer, haben über diesen Gegenstand [vi]el beobachtet und versucht) zeigt sich bei solchen Personen, wenn sie [i]n die Nähe unterirdischer Gewässer, Erzlager u. dgl. kommen, [ein]e Veränderung des Pulses, entweder als Beschleunigung oder Lang[sam]werden desselben, Gefühl von Kälte oder Wärme, welches in [ein]zelnen Theilen des Körpers entsteht, und oft sogar thermometrisch [i]st (auf das Thermometer Einfluß hat); ferner zeigen sich Geschmacks[em]pfindungen, krampfigte Zusammenziehung einzelner Theile, Zuckun[ge]n, oft ganz den elektrischen Schlägen gleich, Schwindel, Ekel, [Un]ruhe, Ängstlichkeit u. s. w. — Erscheinungen, welche hier nur im [A]llgemeinen bemerkt sind, im Einzelnen aber auch einzeln vorkom[me]n und nach der Individualität des rhabdomantischen Subjects ver[sch]iedentlich modificirt sind. — Die Einwirkung der Metalle, des [Wa]ssers und anderer Mineralkörper auf rhabdomantische Personen ist [au]ch nicht von derjenigen dynamischen Art, wie die Wechselwirkung [zw]ischen elektrischen oder mineral-magnetischen Körpern, noch weniger [i]st sie von mechanischer Art, sondern sie ist der thierisch-magnetischen [Ein]wirkung analog oder gleich, und kann daher, der Unterscheidung [we]gen, magisch (sympathisch oder antipathisch) genannt werden. — [D]er Sache nach und hinsichtlich der wesentlichen Erscheinungen war [di]e Rhabdomantie schon den Alten bekannt. „Aus den ältesten Zeiten — [sa]gt in dieser Beziehung Kieser in seinem System des Tellurismus [II]ter Th. S. 115 ff. — finden sich Andeutungen und Nachrichten von einer [Ku]nst, unter der Erde verborgene Metall- und Wasseradern zu ent[dec]ken, nämlich von einem unmittelbaren Vermögen, das Dasein der[sel]ben unter der Erde zu fühlen; welche Kunst also nur die neuere [R]habdomantie ist." — Hierher gehört bei den Griechen die Sage von [de]m Metallfühler Linkeus. Snorro Sturleson (Heimskringla, eller Snorro Sturleson's nordländske konunga Sagor. Stockholm 1697. fol. P. 1. Cap. VII.) berichtet, daß Odin, der erste der Asen, wußte, wo Gold, Silber und Erz in der Erde verborgen lag. Del Rio (Martin del Rio disquisitionum magicarum libri sex. Colon. Agripp. 1633. 4. p. 22) erzählt, „daß es in Spanien Menschen gäbe, Zahuris genannt, welche unter der Erde verborgene Dinge, Wasser- und Erzadern, so wie Leichname sähen," u. s. w. — Auch scheint bei den Orakeln der ältern Zeit durch den Mund begeisterter Personen in den den Göttern geweihten Tempeln, Hainen, Grotten u. s. w. die Begeisterung ein somnambuler Zustand gewesen zu sein, welcher künstlich durch magnetische Einwirkung verschiedener Substanzen, besonders des Wassers, erzeugt wurde; eine Vermuthung, welche die Berichte classischer Schriftsteller über diesen Gegenstand mehr als wahrscheinlich machen. — Eine Kunst wird die Rhabdomantie genannt, insofern man sich rhabdomantischer Werkzeuge dabei bedient, deren Wirkungsweise aber bisher noch nicht befriedigend erklärt werden konnte. Diese Werkzeuge sind bekannt unter den Benennungen 1) des siderischen Pendels, 2) des bipolaren Cylinders, 3) der Wünschelruthe. Der siderische Pendel besteht in einem Kügelchen von fast beliebiger Substanz (z. B. aus Metall, Schwefel, Holz, Siegellack, Glas ꝛc.), welches an einem ungedrehten Faden (Menschenhaar, ungesponnene Seide ꝛc.) befestigt ist. Beim Gebrauche faßt man den Faden des Pendels zwischen zwei Fingern und hält diesen schwebend, ohne ihn zu bewegen, über eine siderische Substanz (z. B. eine Metallplatte, eine mit Wasser oder Salz gefüllte Schale. S. d. Art. Siderismus.) Wenn nun der den Pendel haltende Mensch, in welchem Grade es sei, side-

rische Empfänglichkeit (rhabdomantische Eigenschaft) hat, so geräth der Pendel in eine kreisförmig schwingende Bewegung, deren Verschiedenheit von den verschiedenen Verhältnissen, welche hier zusammentreffen, abzuhängen scheint, z. B. von der verschiedenen Substanz, sowohl des Pendels als der unter ihm befindlichen Sache, von dem Abstande des Pendels von dem unter ihm liegenden Körper, von der Individualität des den Pendel haltenden oder anderer diesen Menschen berührenden Menschen u. s. w. Die Hauptverschiedenheit der Pendelschwingung besteht in ihrer Richtung, welche zwiefach ist; sie erfolgt in dem einen Falle von der Linken zur Rechten, also mit der Sonne, rechtläufig; in dem andern Falle von der Rechten zur Linken, also gegen die Sonne, rückläufig. Daß hier nicht (in vielen Fällen wenigstens) die mechanische Bewegung des Fingers die Schwingung des Pendels erzeugt, scheint aus genauer Beobachtung vieler Versuche dieser Art hervorzugehen, und wenigstens ist der Umstand merkwürdig, daß die Pendelschwingung nie erfolgt, wenn nicht die Hand eines lebenden Menschen den Faden des Pendels unmittelbar berührt. — Der bipolare Cylinder besteht aus einem zweipoligen, leicht beweglichen Körper, dergl. eine Magnetnadel oder ein zwei metalliger cylindrischer Stab ist; überhaupt verrichtet jeder leichte, langrunde Körper, z. B. eine Schreibfeder mit der Fahne, die Dienste des bipolaren Cylinders, welchen der siderisch empfängliche Mensch (Rhabdomant) zwischen Daumen und Zeigefinger in senkrechter Richtung hält, während er mit der andern Hand einen siderisch wirkenden Körper, z. B. ein Metall, berührt. Unter diesen Umständen entsteht eine langsame, drehende Bewegung des Cylinders zwischen den Fingern, die ebenfalls, wie beim Pendel, nach Beschaffenheit der Verhältnisse, bald rechtläufig, bald rückläufig ist. — Zur Wünschelruthe endlich bedient man sich einer biegsamen Ruthe von beliebiger Substanz (Haselruthe, Fischbein, Eisen), von 3—4 Fuß Länge, oder auch einer gabelförmigen Ruthe. Die beiden Enden derselben werden in beide Hände genommen, so daß die Ruthe aufwärts gebogen erscheint. Auch hier entsteht, wenn der die Ruthe haltende Mensch rhabdomantisch ist und Metall oder andere siderische Substanzen berührt oder in deren Nähe kommt, eine nach unten sich drehende langsame Bewegung der Ruthe, und zwar nach Umständen in verschiedener Richtung, nach innen oder außen, was der rechtläufigen und rückläufigen Bewegung der vorhergehenden Werkzeuge entspricht, und wie bei diesen, so erfolgt auch bei der Wünschelruthe keine Bewegung ohne mittelbare oder unmittelbare Berührung derselben durch einen lebenden Menschen. Man erkennt hieraus wenigstens so viel, daß die rhabdomantischen Werkzeuge für sich nichts wirken können, und wenn sich auch die Realität ihrer Mitwirkung bei der Rhabdomantie nicht läugnen läßt, so können und dürfen sie doch nur als Bestimmungsmittel des rhabdomantischen Vermögens, gleichsam als Anzeige des Grades der Wechselwirkung zwischen dem Rhabdomanten und den unter der Erde befindlichen, durch ihn zu entdeckenden, Gegenständen betrachtet werden. Unter den rhabdomantischen Werkzeugen ist die Wünschelruthe das bekannteste, und ihr Gebrauch erstreckt sich bis in die frühesten Zeiten. Daß bei der Handhabung der Wünschelruthe, wie beim Gebrauch der übrigen rhabdomantischen Werkzeuge, Selbsttäuschung leicht möglich ist, auch nicht selten statt gefunden haben mag, ist nicht zu läugnen, und wenn auch in den Zeiten des herrschenden Aberglaubens von Gauklern und sogenannten Schatzgräbern viel Unfug damit getrieben würde; so versteht

es sich darum immer von selbst, daß der Mißbrauch kein Beweis gegen eine Thatsache und deren Nützlichkeit ist. So lange es Menschen gibt, welche für den Einfluß siderischer Substanzen (magnetisch wirkender Körper des Mineralreichs) viel Empfänglichkeit haben, mag man immer die Rhabdomantie, durch Erfahrung und Theorie zu vervollkommnen suchen, als eine Kunst, deren Nützlichkeit sich schon längst bewährt hat und ferner bewähren wird. Im südlichen Frankreich und in der Schweiz übt man sie häufig unter dem Namen der Metalloskopie (Kunst des Metallfühlens) und der Hydroskopie (Kunst des Wasserfühlens). Bei der Ausübung schließt man aus der Richtung, der Dauer und den übrigen Verhältnissen der Bewegung der rhabdomantischen Werkzeuge, auf die Qualität, Quantität, Entfernung und Lage der unterirdischen siderischen Substanzen, oder man achtet zu diesem Behuf auf die bei verschiedenen Rhabdomanten verschiedenen Empfindungen, welche sie an ihrem Körper bemerken. Der Zweck der Kunst aber besteht in der Entdeckung unterirdischer Quellen (zum Brunnengraben), der Salzquellen und Salzlager, der Erzgänge, Schwefelkieslager, Steinkohlenlager u. s. w.

Rhachitis, s. Englische Krankheit.

Rhadamanthus. Was von Rhadamanth in blos historischer oder mythologischer Hinsicht hier anzuführen wäre, ist zum Theil sehr unbedeutend, zum Theil schon bei den Artikeln: Minos, Kreta, im Vorbeigehen erwähnt worden. Daß er der Bruder war des ältern Minos auf Kreta, des ersten Gesetzgebers der griechischen Welt, der dem Spartaner Lykurg mehr als bloßes Vorbild war, der mit seinem Vater und der Insel Kreta ältestem und gepriesensten Ahnherrn, Zeus, in einer geheimen Grotte des Ida von Zeit zu Zeit Unterredung pflog, und dann die Worte des Gottes seinem Volk als heiliges Gesetz vorlegte — griechische Ansicht jenes allen Völkern des höhern Alterthums gemeinschaftlichen Mythus vom göttlichen Ursprung der Gesetze und der bürgerlichen Verfassung — daß Rhadamanth, nach einer andern Sage, selbst den Grund legte zu der kretensischen Gesetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollendend fortbaute; daß er wahrscheinlich aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalions, von dessen Sohne Tektamus oder Teutamus abstammte, welcher mit seinem Sohne Asterius, dem wahrscheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos, in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Kreta einwanderte: das ist das wichtigste, was wir in der schwankenden mythischhistorischen Betrachtung seine Geschichte zu unterscheiden vermögen. — Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Äakus, dem Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Gesetz und Recht den Todten gaben und mit ernstem Scepter, was sie im Leben trieben, auch im Tode noch fortsetzten. Denn es war allgemeine Ansicht der Griechen, daß auch der hingeschiedene Schatten in dem dunkeln, düstern Reiche des Tartarus noch sich müht und strebt, die Geschäfte des Lebens fortzusetzen. Doch darf man wohl nicht vergessen, daß unstreitig der ganze Mythus vom Tartarus in diesem Sinne mehr Philosophem, als eigentliche Mythologie war. —

Rhapsodie. Mit diesem aus dem Griechischen stammenden Wort bezeichnet man ursprünglich eine Reihe einzelner, unter sich jedoch wieder in Zusammenhang stehender Gesänge, z. B. die des Homer (s. d. Art.). **Rhapsoden** hießen bei den alten Griechen die herum-

wandernden Sänger, die theils die Homerischen Dichtungen, theils eigene dem Volk vortrugen. Ihren Namen führten sie von dem Stabe, welchen sie dabei in der Hand hatten. Jetzt versteht man unter Rhapsodien auch eine Sammlung von Erzählungen, Dichtungen, Darstellungen u. dergl., die zwar durch Einen Geist belebt, aber nicht nothwendig unter sich in Verbindung stehen. Rhapsodisches Wissen ist ein solches, das aus unzusammenhängenden Bruchstücken besteht.

Rhätien. Diesen Namen führten bei den Alten zwei Länder, Rhätien und Vindelicien. Später wurden beide getrennt und erhielten den Namen: das erste und zweite Rhätien. Das erste oder eigentliche Rhätien (Rhaetia propria) ging vom Rhein bis an die norischen Alpen, und von Italien bis an die Grenzen von Vindelicien, und lag südlich. Es enthält die Flüsse Rhein (Rhenus), Inn (Alnus), Etsch (Athesis) und mehrere kleinere, und umfaßt also das heutige Vorarlberg und Tirol, nebst einem Theil von Graubündten. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer Rhätus diese Gebirgsgegenden besetzten, später aber, durch die wachsende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen, und dort die für die erste Bildung Italiens so wichtige Rolle spielten. Justinus, Plinius und Stephan, der Byzantiner, nennen daher die Rhätier ein etruscisches Volk. Unter den spätern gallischen Völkern, welche diese Gegenden besetzten, sind mehr durch ihren Namen als durch ihre Wichtigkeit die Brenni ausgezeichnet. Auch hier, wie in allen andern Provinzen, legten die Römer Colonien an, unter denen Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Banzanum (Botzen), Bilitio (Bellinzona), Clevenna (Cleven), Curia (Chur) die vorzüglichsten waren; jedoch haben mehrere dieser Städte nur ihre Erweiterung und Verschönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden sich oft mit ihren gallischen Freunden und verwüsteten das römische Gebiet, daher schickte Augustus seinen Stiefsohn Drusus mit einem Heere gegen sie. Dieser schlug sie 739 nach Erbauung Roms, oder 16 J. vor Chr., unweit Trident in die Flucht. Da dieser Sieg indeß nicht viel nützte, so unternahm Drusus, in Begleitung seines Bruders Tiberius, einen zweiten Feldzug, in welchem Tiberius die Vindelicier vom Bodensee angriff, während Drusus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entschied sich die Unternehmung für die Römer, und beide Länder wurden römische Provinzen. — Rhaetia transdanubiana, die Länder auf dem linken Donauufer, welche an Franken grenzten, waren den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Vielleicht hat sich davon noch der Name das Rieß erhalten, welchen man diesen Ländern wohl beizulegen pflegt. Nach der römischen Herrschaft besetzten Alemannen und Sueven jene römischen Provinzen.

Rhea. Wie die ältern Gottheiten der griechischen Mythologie selbst noch in einen gewissen Nebelschleier des Daseins eingehüllt sind, und ihre Dichtung gerade in dem Schwankenden und Ungewissen der Umrisse ihren eigentlichen Charakter findet, so fließen auch hier mehrere nach Zeit und Volk verschiedene Dichtungen in eine zusammen und bilden den Doppelmythus: Rhea und Cybele (s. d. Art.). Rhea ist ursprünglich und besonders als Titanide eigentlich griechische Dichtung; Cybele aber, selbst der Geschichte nach, phrygischen Ursprungs. Beide flossen, wahrscheinlich auf Kreta, in Eins zusammen, offenbar ihrer innern Verwandtschaft wegen. Aber gleichwohl sind sie doch auch noch immer zwei verschiedene Dichtungen, die nicht verwech-

selt werden dürfen, in welchen die Eigenthümlichkeit jeder erhalten ist, obschon wir die Dichtung von der Cybele nur an der von der Rhea kennen lernen, diese aber selbst wieder über jener zuletzt ganz verschwindet. Rhea, eine der merkwürdigsten Titaniden (s. Titan), ist Schwester und Gattin Saturns, und mit ihm — denn die Dichtung der Griechen von den alten Göttern ist doch nichts als Philosophie über erste Entstehung und Bildung der Welt — Symbol des ersten Formens und Bildens aus der Nacht des Chaos heraus. Rhea, die Fließende (vom griechischen Zeitwort ῥεῖν, fließen), das Bildungsreiche und Bildungsempfängliche, ist Symbol dieses Ringens. Aber noch herrscht zugleich die Macht des Chaos, des Formlosen. Der Rhea zur Seite steht Saturnus, mit der düstern Herzlosigkeit des Abgrundes eifersüchtig auf die neuen Bildungen und sie im Augenblick des Entstehens sogleich wieder vernichtend — darum Bild der alles verschlingenden, sich selbst in jedem Augenblick zerstörenden Zeit. Doch es soll das Universum endlich Gestalt gewinnen, das Schwankende fest werden. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen. — Auf Gäas, ihrer Mutter, Rath, gibt Rhea ihrem Gatten, der aus Furcht der alten Weissagung (s. Saturn) seine Kinder sogleich nach der Geburt wieder verschlingt, statt des neugebornen Götterkindes einen Stein in den Windeln. — Auf diese Weise rettet Rhea vor den Verfolgungen des Vaters drei Söhne und drei Töchter, Jupiter, Vesta, Ceres, Juno, Neptun und Pluto, den Chor der neuen, in fester, idealischer Bildung strahlenden Olymposbewohner. Nur hat sie damit auch ihre eigene Herrschaft untergraben. Sie tritt fortan in die Reihe der alten Gottheiten zurück und ist nur noch durch Rath und Weissagung wirksam, z. B. mit Themis und andern bei der Geburt des Apoll auf Delos, bis sie in spätern Zeiten durch ihre Verschmelzung mit Cybele ein eigenes, aber höchst schwankendes Dasein in den Mysterien wieder erhält. — Löst sich nach diesem allen die ganze Dichtung von der Rhea am Ende in ein kosmogonisches Philosophem auf, so erscheint die Göttin in ihren Anstalten zur Erhaltung des künftigen Beherrschers der Götter und Menschen auf Kreta, im Getöse, das ihre Priester, die Korybanten (Kureten), um das Weinen des Götterkindes zu verbergen, machen müssen; als Symbol der unendlichen Erzeugungskraft, der allbefruchtenden Natur, als das erhaltende, Leben und Gestaltung gebende Princip der Welt. Dahin deuten auch ihre Abbildungen, als Bändigerin der Löwen, die ihren Wagen ziehen, als mit einer Mauerkrone geschmückt, als Begleiterin des Bacchus; dahin ihre Verehrung. Diese, einerlei mit der Verehrung der Cybele, ist roher Naturdienst, die tiefste Entartung der religiösen Anlage im Menschen, in sich eigenthümlich schauderhaft und grausend, weil gerade die traurigste Unreligion, Wollust, zur Religion, ja zum Mysterium gemacht wird. Die wildeste, frechste Wollust, jener Lingamdienst der Indier, ist im Dienste der Rhea-Cybele heiliger Gebrauch. Jene Selbstentmannung ihrer Priester ist nicht Selbstverläugnung, sondern im Gefolge der alles befruchtenden Göttin nur das höchste Maß der sich selbst übertreffenden Frechheit. — Alles im Dienst der unendlichen Zeugungskraft ist selbst, ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia lebte ungefähr 800 Jahr vor unserer Zeitrechnung und war eine Tochter Numitors, Königs von Alba, in Italien. Obgleich Vestalin, gebar sie aus Mars Umarmung das Zwillingspaar

Romulus und Remus, die Stifter und Erbauer des weltherrschenden Roms.

Rhede, oder auch Reede, ist die Gegend des Meeres, in geringer Entfernung von der Küste, die den Schiffen einen guten Ankergrund gewährt, so daß diese vor dem Winde so lange daselbst sicher liegen, bis sie bei eintretender Flut in den Hafen einlaufen können. Eine geschlossene Rhede heißt in der Schiffssprache eine solche, die von Batterien am Strande vertheidigt wird; eine offene, wo alle Schiffe ohne Unterschied ankern können. Rheder, Reeder, wird der genannt, der ein Schiff ausrüstet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrteischiffe zu seinem Geschäft macht. Da selten Einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten beladet, so treten mehrere zusammen, die dann Schiffsfreunde, Mitrheder genannt werden. Eines jeden Einzelnen Antheil am Schiff heißt: Schiffsparte.

Rheims, eine der ältesten Städte Frankreichs, am Flusse Vesle in Champagne, und zwar im jetzigen Marne-Departement, in einer ringsum mit Anhöhen umgebenen Gegend, enthält mit den Vorstädten über 4000 Häuser und 30,000 Einwohner. Die Stadt hat breite Straßen, eine schöne gothische Domkirche, worin die französischen Könige gekrönt und gesalbt werden, ein Rathhaus mit einer sehr schönen Façade, den schönen Königsplatz und einige römische Alterthümer, worunter ein Triumphbogen. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, welcher Primas des Reichs ist, und das Recht hat, die Könige in seiner prächtigen Hauptkirche vor dem ehemals mit Goldblech überzogenen Hochaltare zu salben und zu krönen. Es befindet sich hier ein Lyceum, welches anstatt der durch die Revolution untergegangenen Universität errichtet ist. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden- und Wollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten ꝛc. wird bedeutender Handel getrieben. Auch ist der Pfefferkuchen von Rheims berühmt. Der in dem Arrondissement von Rheims wachsende Champagner Wein ist der vorzüglichste. (In wiefern Rheims in den Operationen des Feldzugs von 1814 begriffen war, sehe man in den Art. Paris und Chatillon).

Rhein, einer von den Hauptflüssen Deutschlands und besonders berühmt wegen der herrlichen Gegenden, die er bespült und wegen der trefflichen Weine, die an seinen Gestaden gewonnen werden. Er entspringt in dem helvetischen Canton Graubündten aus drei Hauptquellen, welche der vordere, mittlere und hintere Rhein heißen. Der vordere quillt aus dem Gebirge Crispalt, nordöstlich vom Gotthard, und vereinigt sich bei Dissentis mit dem mittlern Rheine, welcher vom Lukmanier Berge herabkommt. Diese vereinigten Flüsse vermischen sich bei Reichenau mit dem Hinterrhein, der im Gebirge Adula auf dem Vogelberge aus einem Gletscher sich sammelt, und bis Reichenau zwanzig Stunden weit fließt. Daselbst erhalten diese drei vereinigten Rheinquellen den gemeinschaftlichen Namen Rhein, und haben eine Breite von 230 Fuß. In der Gegend von Chur, der Hauptstadt Graubündtens, wird er schiffbar. Zwischen Rorschach und Fußach stürzt er mit großem Geräusche in den Bodensee, den er zwischen Stiegen und Eschenz wieder verläßt, und seinen Lauf nach Schafhausen und Basel fortsetzt, nachdem er vorher mehrere Wasserfälle (s. d. Art. Rheinfälle) gebildet hat. Vom Bodensee bis Basel, wo er schon eine Breite von 750 Fuß erhält, hat er ein sehr felsenreiches Bett. Von Basel aus wird sein Bett von vielen Inseln durchschnitten, die jedoch zum größten Theil blos aus Sand- und

Kiesbänken bestehen, welche häufig von einer Seite weggerissen und an der andern wieder angesetzt werden. Von Breisach herab trifft man schon mehrere bestaudete und selbst angebaute Inseln. Zwischen Strasburg und Germersheim ist das Bett immer noch sehr inselreich, aber der größte Theil dieser Inseln ist mit Gebüsch bewachsen. Zwischen Strasburg und Speier ist der Rhein 1000 bis 1200 Fuß, bei Mainz 15 bis 1700 Fuß und bei Schenkenschanz, wo er in die Niederlande eintritt, 2150 Fuß breit. Die Tiefe des Rheins beträgt 5 bis 28, bei Düsseldorf sogar 50 Fuß. Bei Schenkenschanz theilt er sich in zwei Arme, wovon der südliche die Waal heißt, ⅔ seines Gewässers nimmt, sich hernach zweimal mit der Maas vereinigt und unter dem Namen Merwe in das deutsche Meer fließt. Der nördliche Arm des Rheins hatte vormals in seinem Laufe nach Arnheim zu mehrere Windungen; seit 1720 aber hat man von der Waal aus bei dem Dorfe Pannerden einen Canal gegraben, wodurch das alte Bett des Stroms nun größtentheils vertrocknet ist. Durch diesen pannerdenschen Canal fließen jetzt die Gewässer des Rheins fort, nachdem sie sich unterhalb Millingen von der Waal getrennt haben. Ehe dieser Arm des Rheins nach Arnheim kommt, theilt derselbe sich wieder oberhalb Westervoort und bildet die sogenannte neue Yssel. Diese Abtheilung des Stroms ist eigentlich der Canal, den Drusus graben ließ, indem die Gewässer sich bei Doesburg mit der alten Yssel vereinigen und zuletzt sich in die Zuydersee ergießen. Von da, wo sich der ebengenannte Drusische Canal von dem Rheine trennt, wendet dieser letztere sich nach Arnheim, und behält seinen Namen, bis er bei Wageningen und Rhenen vorbei ist, wo er Lech heißt und auf Wyk bei Durstede fließt. Von hier floß sonst der Rhein mit vollem Strome nach Utrecht, jetzt ist aber nur noch ein sehr schwacher Arm übrig, der krumme Rhein genannt. Weiterhin, gegen Vianen über, ist schon vor mehreren Jahren aus dem Lech ein Canal gegraben worden, welcher nach Utrecht geht, und gewöhnlich die Vaart genannt wird. Da derselbe mit Schleusen versehen ist, so kommen auf demselben die sehr beträchtlichen Schiffe nach Utrecht und von da weiter nach Amsterdam. Unterhalb Vianen sondert sich ein kleiner Arm vom Lech ab, den man die Yssel nennt, und der sich eine Meile oberhalb Rotterdam in die Merwe ergießt. Der Lech fließt von Vianen nach Schoonhofen und geht oberhalb Crimpen op de Lek in die Maas. Wir kehren nun zu den Gewässern des Rheins zurück, die nach Utrecht fließen. Von diesen geht abermals ein Arm ab, welcher die Vecht genannt wird, und sich nach einem achtstündigen Laufe bei Muyden in die Zuydersee ergießt. Der übrige Rhein fließt von Utrecht nach Leiden, wo er beinahe einem Graben ähnlich sieht. Bei Rheinsberg vorbei kommt endlich dessen kleines Gewässer, drei Stunden von Leiden, nach Katwyk op Rhin, wo derselbe eine halbe Stunde davon sich noch zu Anfange dieses Jahrhunderts in den Sand verlor. Sonst hatte der Rhein da einen Ausfluß in die See bei Katwyk op Zee. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die alte Mündung wieder zu öffnen, welche durch die entstandenen Dünen verschwunden war, hat man erst seit wenigen Jahren die Schwierigkeiten völlig überwunden, indem man in einem Canale die in den Sand sich verlierenden Gewässer des Rheins gesammelt hat. Am äußersten Ende desselben befindet sich eine Hauptschleuse, und so ist durch Hülfe der Kunst der Ausfluß des Rheins wieder hergestellt worden. So durch Theilungen geschwächt, beschließt dieser Strom nach einem Laufe von 303 Stunden seine Reise. Er durchfließt

zuerst Graubündten, macht die Grenze zwischen dem vorarlbergische[n] Kreise und dem helvetischen Cantone St. Gallen, scheidet dann, nach dem er den Bodensee verlassen hat, das Großherzogthum Baden und Helvetien, von Basel an, wo er sich nördlich wendet, dasselbe Großherzogthum und die französischen Departemente des Ober- und Niederrheins, so wie den Rheinkreis des Königreichs Baiern; durchströmt nun das Großherzogthum Hessen, das Herzogthum Nassau, die preußischen Provinzen Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg, und zuletzt die Niederlande. Die vornehmsten in denselben sich ergießenden Flüsse sind: die Aar, die Ill, die Kinzig, Murg, der Neckar, der Main, die Nahe, Lahn, Mosel, Erft, Ruhr und Lippe. Viele beträchtliche Städte liegen an seinen Ufern. Wir nennen davon nur auf seinem Laufe durch Helvetien und Deutschland: Constanz, Schafhausen, Basel, Alt-Breisach, Speier, Mannheim, Worms, Mainz, Bingen, Coblenz, Neuwied, Bonn, Cöln, Düsseldorf, Wesel und Emmerich. An Fischen ist der Rhein sehr reich. Man fängt darin Salmen, welche im Frühlinge im Hinaufsteigen aus der See Lachse, hernach aber, wenn sie sich gegen den Herbst wieder nach dem Meere zu wenden, Salmen genannt werden, Rheinstöre, Neunaugen, Hechte, Karpfen oft zu 20 Pfund schwer rc. An Federwildpret hält sich auf den unzähligen Rheininseln und dessen Ufern eine Menge verschiedener oft seltener Gattungen auf. Auch führt der Rhein etwas Gold unter seinem Sande, welches theils aus dem Gebirge Helvetiens, theils aus dem des Schwarzwaldes kommt. — Eine vorzügliche Wichtigkeit, besonders für das westliche Deutschland, hat der Rhein durch die Schifffahrt, welche auf demselben getrieben wird. Wenn in alten und neuen Zeiten die Rheinschifffahrt (eine Strecke von 280 Stunden) geringer war, als sie hätte sein können, so lag die Schuld an den vielfältigen Wasserzöllen und den lästigen Rechten der Stapelstädte Mainz, Cöln rc.; daher ward in der wiener Congreßacte 1815 die Befreiung der Rheinschifffahrt beschlossen; allein in der deshalb niedergesetzten Commission zu Mainz konnten sich bis jetzt die Niederlande und Preußen darüber noch nicht vereinigen. — Der Rhein wird von Chur in Graubündten an befahren; unter Schafhausen fängt die bequemere Schiffbarkeit des Stromes an; allein die größere Rheinschifffahrt, mit schwer beladenen Schiffen beginnt erst bei Speier. Von Strasburg bis Mainz gehen Schiffe, die 2000 bis 2500 Ct. laden, von Mainz bis Cöln Schiffe von 2500 bis 4000 Ct., und von Cöln bis Holland Schiffe, welche 6000 bis 9000 Ct. tragen. (über die Rheinflöße s. d. Art. Flöße in der neuen Folge d. W.) Außer den schon erwähnten Rheinfällen hält man für die Schifffahrt gefährlich: 1) das binger Loch. Bei Bingen, einer Stadt 6 Stunden unterhalb Mainz, nähern sich die Berge, welche den Rhein einschließen, von beiden Seiten so, daß man bis an das Flußbett hinein den ehemaligen Zusammenhang der gegenseitigen Felsen gewahr werden kann. Diese Felsenwand, die sich von einem Ufer zum andern erstreckte, wurde wahrscheinlich im Laufe von Jahrhunderten durch die Gewalt des Wassers oder durch eine Erdrevolution zum Theil zertrümmert, und ließ nun dem Strome eine zwar freie, aber enge Bahn. Carl der Große ließ diese Öffnung erweitern, aber sie bleib noch so enge, daß nur ganz kleine Fahrzeuge die Fahrt machen konnten. Erst unter dem Kurfürsten Siegismund von Mainz wurde der Weg für größere Schiffe brauchbar und minder gefährlich gemacht. Selbst während der

rsten französischen Revolutionskriege haben französische Ingenieurs aran gearbeitet. Ungeachtet aller dieser Arbeiten sieht man doch noch as gewaltsame Brechen der Wellen an den Felsen, und kann den Wasserfall recht gut bemerken. Die einzige Durchfahrt, welche man as binger Loch nennt, ist nur 50 Fuß breit. Bei mittlerem Wasserstande ist keine Gefahr, aber bei niedrigem Wasser erfordert die Durchfahrt die größte Vorsicht und Localkenntniß. Hier steht mitten im Wasser auf einem Felsen Hattos Thurm oder der Mäusethurm. 2) Das wilde Gefährt bei Bacharach, ist nur für die den Strom abfahrenden Schiffe gefährlich, wo der Strom im Thalweg mit fürchterlichem Gefälle des Wassers zwischen Felsen und Bänken eine Art von Trichter bildet. 3) Die sogenannte Bank von St. Goar, wo des Flusses Wellen an eine Gruppe theils sichtbarer, theils verborgener Klippen anprallen, und einen Strudel bilden, der zuweilen den Schiffen, besonders den Flößen, verderblich wird. 4) Der kleine und große Unkelstein bei dem Städtchen Unkel, eine Gruppe von Basaltsäulen, die theils unter dem Wasser verborgen sind, theils hervorragen. Die größere Gruppe, der große Unkelstein genannt, ist unter der französischen Herrschaft hinweggeräumt worden. Die kleinen Gruppen können bei hohem Wasser von leeren Schiffen überfahren werden, für geladene Schiffe aber bleibt nur das Ausweichen übrig, welches nicht immer gelingt. — Kein Strom Deutschlands wird von Fremden, seiner schönen Umgebungen wegen, häufiger bereist, als der Rhein. Seine Landschaften haben jedoch einen verschiedenen Charakter. Von Basel bis Mainz durchfließt er ein weites Thal, auf der linken Seite von den Vogesen und auf der rechten Seite von dem Schwarzwalde und den Bergen längs der Bergstraße begrenzt. Von Mainz an rücken die Gebirge nahe an den Strom, anfangs nur auf dem rechten Ufer, wo sie den Rheingau bilden; von Bingen an aber verengen die Berge, auch von der linken Seite her, den Strom so, daß er nur eine Breite von 1100 Fuß hat. Auf dieser Strecke bis Königswinter bieten die Ufer mannichfaltige Felsen und Bergpartien und wild romantische Ansichten dar. Am Fuße der hohen Berge lagern sich freundliche Städte und Dörfer, über ihnen erheben sich auf allen Absätzen der Felsen Reben und auf den schroffen Gipfeln thronen eine Menge alter Schlösser und Ritterburgen. Zuweilen öffnen sich die den Rhein begleitenden Felsenketten und lassen die Aussicht in romantische Thäler frei, woraus kleinere und größere Flüsse dem Rhein zuströmen. Dieser Theil des Rheins von Mainz und Bingen bis Bonn wird daher am meisten von den Reisenden befahren, wozu die täglich von Mainz nach Cöln abgehenden Wasserdiligencen wohlfeile und bequeme Gelegenheiten darbieten. Von Königswinter an bis zu den Niederlanden durchfließt der Rhein eine einförmige Ebene, und die schönen Rheingegenden hören hier auf. — Zwei Handbücher enthalten alles Nöthige für eine Rheinfahrt: das eine, von Lange, begreift die Fahrt von Mainz bis Düsseldorf, und das andere, von Aloys Schreiber, den ganzen Lauf des Rheins, nebst Abstechern auf die benachbarten Gegenden.

Rheinbund. In dem für Österreich so unglücklichen Kriege von 1805 hatten sich mehrere Fürsten des südlichen Deutschlands theils freiwillig, wie Baiern, theils gezwungen, wie Würtemberg u. a., mit Napoleon Buonaparte gegen das gemeinschaftliche deutsche Reichsoberhaupt verbunden. Darauf gab der Friede von Preßburg (26sten Dec. 1805), welcher diesen Krieg endigte, den nächsten Anlaß zur

völligen Auflösung des deutschen Reichs, indem er den Kurfürsten von Baiern und Würtemberg die Königswürde und beiden, so wie Baden, die Souveränetät (obwohl unbeschadet der Reichsverfassung!) ertheilte. Bald nachher (28sten Mai 1806) zeigte der erste deutsche Kurfürst, der Reichserzkanzler, dem Reichstage an, daß er — was ganz gegen die Verfassung war — den Cardinal Fesch, einen Oheim Napoleons, zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannt habe. Endlich erklärten sechzehn deutsche Fürsten förmlich ihre Trennung von Kaiser und Reich, durch die am 12ten Juli 1806 von den Königen von Baiern und Würtemberg, dem Kurfürsten-Reichserzkanzler, den Kurfürsten von Baden, dem neuen Herzoge von Cleve und Berg (Joachim Murat), dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, dem Herzoge von Ahremberg, den Fürsten von Isenburg-Birstein und von Lichtenstein und dem Grafen von der Leyen zu Paris unterzeichnete und am 1sten Aug. 1806 dem Reichstage mitgetheilte Bundesacte. Sie begründeten diese Lossagung auf die Mängel der deutschen Reichsverfassung, und luden auch die übrigen Reichsstände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der französische Gesandte Bacher fügte an demselben Tage noch die Erklärung hinzu, daß sein Kaiser kein deutsches Reich weiter anerkennen werde. (S. d. Art. Deutschland.) Der Kaiser Franz II. legte daher am 6ten August seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs nieder, wozu, nach seiner Erklärung, ihn die Forderungen aus mehreren Artikeln des preßburger Friedens und die neue Vereinigung der rheinischen Stände, wodurch er sein Amt als Reichsoberhaupt für erloschen betrachte, veranlaßten. Nach jener Acte, welche auch im Namen des Fürsten von Lichtenstein, ohne daß er darum wußte, mit unterzeichnet worden war, bekam der Kurf. Erzkanzler den Titel eines Fürst Primas, der Kurfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Herzog von Berg erhielten den großherzoglichen Titel mit königlichen Rechten und Vorzügen, Nassau-Usingen erhielt die herzogliche und von der Leyen die fürstliche Würde. Der französische Kaiser aber nannte sich den Protector des Rheinbundes. — Durch die Errichtung dieses Bundes verloren ihre politische Selbstständigkeit die Reichsstadt Nürnberg, welche an Baiern fiel, Frankfurt, welches dem Fürsten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürstenthum Heitersheim, welches Baden, und die Burggrafschaft Friedberg, die Hessen-Darmstadt unterworfen wurden. Ferner wurden durch Mediatisation die Fürsten von Nassau und Oranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenstein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm-Reiferscheid-Krautheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Öttingen, von Fugger, von Metternich, von Truchseß, von Fürstenberg, von Solms, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Herzoge von Corswarem-Looz und von Croy, viele reichsgräfliche und alle noch übrigen reichsritterlichen Familien den rheinischen Bundesfürsten untergeordnet. Jenen mediatisirten Reichsständen und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erster und zweiter Instanz, die lehnsherrlichen- und Bergwerksrechte u. s. w. aber die wesentlich zur Landeshoheit gehörigen Befugnisse der Gesetzgebung, der obersten Gerichtspflege, die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse, der Polizei und der Besteurung u. s. w

..en den Bundesfürsten, denen die Vermittelbarten unterworfen wur..n, zu. — Der Zweck dieses Bündnisses sollte Sicherung des äu..n und innern Friedens sein, Frankreich und die Mitglieder des ..einbundes sollten Einer für Alle und Alle für Einen stehen, und ..n Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder angegriffen wäre, so ..en auf die Einladung des Protectors alle übrigen Mitverbündeten ..e weitere Berathung zu den Waffen greifen, und dem Bedrohten ..r Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Bundesacte ..poleon Beschützer der Rheinconföderation sein sollte, so sollte es ..ch kein Bundesoberhaupt geben, dem die Regenten der einzelnen ..aaten als solche unterworfen wären. Für die Berathschlagungen ..er die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Verbündeten sollte zu ..ankfurt am Main eine Bundesversammlung in zwei Collegien, dem ..niglichen, in dem auch die Großherzoge ihren Sitz haben sollten, ..d dem fürstlichen, statt haben. Allgemeiner Präsident der Bundes..sammlung, und besonderer des königlichen Collegiums sollte der Fürst..imas sein. In dem fürstlichen Collegium aber sollte der Herzog ..n Nassau den Vorsitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des ..rsten Primas sollte dessen Nachfolger von dem Beschützer des Rhein..ndes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern sollte anderswo ..s in den Staaten der Bundesgenossen oder der mit denselben Ver..ndeten Dienste nehmen, und so sollte auch kein Mitglied des ..einbundes seine Souveränetät anders als zu Gunsten eines Bun..esgenossen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundes..fürsten sollten auf den Bundestagen entschieden, und zur Entscheidung ..er Klagen gegen die Mitglieder des Rheinbundes sollten zwei Ge..richtshöfe errichtet werden. Aber so wenig dies, wie eine Bundes..versammlung hat jemals statt gefunden. Endlich sollten Catholiken und Protestanten in allen Bundesstaaten gleicher bürgerlicher Rechte genießen. — So trat an die Stelle des fast 1000jährigen Reichs deutscher Nation ein durch fremde Herrschsucht gestifteter Bund, der, so vorübergehend auch seine Erscheinung war, doch in den Staats..rechtlichen Verhältnissen der ehemaligen deutschen Reichsstände und ih..rer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte. Schon ..m 25sten Sept. 1806 trat auch der Kurfürst von Würzburg als Groß..herzog dem Rheinbunde bei; dagegen faßte Preußen, um der durch ..neren Anwachs dieser Conföderation sich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu setzen, leider zu spät, die Idee, einen ähn..lichen Bund unter seinem Protectorat aus den nordischen deutschen Fürsten zu bilden. Dieser Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806 — 1807 vernichtet, und noch während dieses Kriegs trat der Kurfürst von Sachsen, nachdem er sich von Preußen getrennt und in seinem Frieden mit Frankreich zu Posen (11ten Dec. 1806) den Königs..titel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15ten Dec. 1806 die fünf sächsischen Herzoge, und durch die am 18ten April 1807 zu Warschau unterzeichneten Verträge wurden auch die beiden Fürsten von Schwarzburg, die drei herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg und die Für..sten des Gesammthauses Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes auf..genommen. Das aus den eroberten preußischen und andern Staaten für Hieronymus-Buonaparte errichtete Königreich Westfalen ward durch die von dem Kaiser der Franzosen am 15ten Nov. 1807 bestätigte Verfassung gleichfalls zum Rheinbundesstaat bestimmt; endlich wurden noch die Herzoge von Mecklenburg-Strelitz (18ten Febr. 1808), von

Mecklenburg-Schwerin (22sten März 1808) und der Herzog von Oldenburg, Fürst von Lübeck (14ten Oct. 1808) als Mitglieder aufgenommen so daß der Bund nunmehr auf 5916 QM. 14,608,877 Einwohner zählte, und das Bundesheer durch diesen Zuwachs von den anfangs festgesetzten 63,000 Mann auf 119,180 gebracht wurde. Allein der Protector des Rheinbundes, welcher denselben zur Sicherung des innern und äußern Friedens, und der Unabhängigkeit der Bundesgenossen gestiftet hatte, dieser Protector selbst war es, der sich zuerst an der Sicherheit und Unabhängigkeit seiner rheinischen Bundesgenossen vergriff, und durch ein Decret vom 10ten Dec. 1810, wodurch er die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürsten ihres politischen Daseins und der ihnen durch die Bundesacte zugesicherten Selbstständigkeit beraubte: 1) den Herz. von Oldenburg, welchem er sein Herzogthum nahm, und blos das Fürstenthum Lübeck ließ; 2) dem Herz. von Ahremberg, von dessen Landen ein Theil mit Frankreich, das übrige aber mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurden; 3) die Länder der Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg wurden gleichfals mit Frankreich verbunden. Auch vom Großherzogthum Berg und vom Königreiche Westfalen wurden bedeutende Theile zu Frankreich gezogen. Das Ganze dieser gewaltsamen Abtrennungen betrug 532 QM. mit 1,133,057 Einw., daß also dem Bunde noch 5384 QM. und 13,475,820 M. verblieben. So erfüllte Napoleon die von ihm übernommene doppelte Verbindlichkeit der Beschützung des Bundesgebiets gegen fremde Truppen und der Beschützung jedes einzelnen Bundesgenossen gegen die übrigen! Eben so wenig gedachte er seiner, bei Errichtung dieser schmachvollen Conföderation ertheilten Versicherung, daß er sich nie eine Oberlehnsherrlichkeit über die von ihm als Souveräne anerkannten Fürsten des Rheinbundes anmaßen, noch sich eine Einmischung in ihre innern Verhältnisse erlauben wolle. Als Föderativstaat unter dem Schutze eines übermüthigen Beschützers, dessen großer Gewalt, unbegrenzter Herrschsucht und eisernem Willen der ganze Rheinbund nichts ihn Sicherndes entgegensetzen konnte, erschien dieser Bund vom Anfang an als ein Unding. Nur der Drang der Verhältnisse konnte einige deutsche Fürsten bestimmen, sich diesem Bunde anzuschließen. Bei den übrigen waren augenblickliche Vergrößerung und Erhöhung des Ranges die Lockungen, wodurch Napoleon sie für sich gewann, ohne daß sie die Dauer des Erworbenen und die Rechtmäßigkeit der Erwerbsmittel gehörig erwogen. Ein solches, nur aus Noth oder unedlen Beweggründen geschlossenes, von den meisten Einwohnern der Bundesstaaten mit Unwillen betrachtetes, nur von der eisernen Faust eines Weltbedrückers zusammengehaltenes Bündniß mußte bei dem ersten nicht ganz unkräftigen Angriffe von außen in sich selbst zerfallen. Das denkwürdige Jahr 1813 machte demselben ein Ende. Die jetzigen Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin und von Mecklenburg-Strelitz, welche die letzten gewesen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, sich dem Rheinbunde angeschlossen hatten, waren, gleich als Preußen sich mit Rußland gegen den corsischen Zwingherrn vereinigte, die ersten, welche vom Rheinbunde sich lossagten, und die Partei des Rechts und der vaterländischen Freiheit ergriffen. Ihnen folgten, außer verschiedenen mindermächtigen, bald zwei der angesehensten Rheinbundesfürsten, die Könige von Baiern und Würtemberg

[..]n theils die Lage ihrer Länder, theils andere Rücksichten und Ver[hä]ltnisse eine freie Erklärung hinderten oder doch erschwerten. Dahin [ge]hörte der König von Sachsen, der im Begriff war, die Sache der [Ver]bündeten zu ergreifen, als die Folgen der lützener Schlacht ihn [zu] einem andern Entschluß bewogen; ferner der Großherzog von [Fr]ankfurt, der Mitstifter und Präsident des Bundes. Jener verlor [ab]er die Hälfte seines Landes, und dieser Alles. Gleiches Schicksal [ha]tten der König von Westfalen und der Großherzog von Berg (Sohn [de]s Exkönigs von Holland). Aus demselben Grunde wurden durch [di]e Beschlüsse des wiener Congresses die Länder des Fürsten von Isen[bur]g und des Fürsten von der Leyen, die als Rheinbundesfürsten [So]uveräne waren, mediatisirt. Die sämmtlichen übrigen Mitglieder [de]s Rheinbundes, mit Ausschluß des Herzogs von Ahremberg und [de]r Fürsten von Salm, sind als Souveräne dem neuen deutschen [Bu]nde wieder beigetreten. Über die Veranlassungen und politischen [In]triguen, welche die Bildung und Gestaltung des Rheinbundes her[bei]führten, verdient vor allem nachgelesen zu werden: von Gagerns [me]in Antheil an der Politik. Stuttgart bei Cotta. 1823.

Rheinfälle. Der erste ist eine Stunde unter Schafhausen, [be]i den beiden Laufen, wovon das eine (ein Dorf und Schloß) dicht [a]m Rhein, auf dem Boden des helvetischen Cantons Zürich, und das andere, ein altes Schlößchen, gegenüber auf einer Insel liegt. Nachdem der Strom, ungefähr 500 Schritte oberhalb, sein Gewässer zwischen ungeheuren Felsen, die zum Theil mitten aus seinem Bett hervorragen, sehr eng zusammenziehen mußte, fängt er nun allmählig an zu schäumen und zu wirbeln, schießt dann, bei immer zunehmendem Abhange, in unzähligen Buchten, von Fels auf Fels hin, und geräth endlich an den Rand der ungeheuren Masse, wo ein Abgrund von beinahe 80 Fuß Höhe sich darstellt. Sein Sturz über diesen Rand geschieht mit einem in der Nähe betäubenden und bei stiller Nacht auf zwei Meilen weit hörbarem Getöse, in drei Fällen, steil herab, wovon der auf der Südseite, welcher zwischen zwei Felsenpfeilern statt hat, der gewaltsamste ist. Die volle Breite der Wassermasse beträgt 300 Fuß. Nicht weit vom Sturze findet sich fast in der Mitte des Flusses ein Haus, zu dem eine Zugbrücke führt. Hier übersieht man den Sturz in seiner ganzen Breite. Das unaufhörliche Tosen und Brausen der herabstürzenden großen Wassermasse, und das beständige Zittern des Felsens, auf dem man steht, ist durch kein Bild darzustellen. Kein Schiff kann beladen oder leer diesen Wasserfall passiren, sondern man muß die Ladung zur Axe durch Schafhausen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2) Der Rheinfall unter Zurzach, bei der Mündung der Wutach. Dieser Fall wird verursacht durch einen quer durch den Rhein gehenden Felsendamm, in dessen Mitte sich eine Lücke befindet, welche bei niedrigem Wasserstande das Wasser durchläßt, auch Raum genug für zwei neben einander fahrende kleine Schiffe darbietet; wenn aber im Sommer oft der Rhein hoch anschwillt, und sich über die zu beiden Seiten der Lücke stehenden Felsen ergießt, so entsteht ein Sturz, der alle Schifffahrt unmöglich macht. 3) Der Rheinfall bei Laufenburg besteht nur in einer Stromschnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menschen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelassen werden. 4) Der Rheinfall bei Rheinfelden. Er wird der Höllhaken, auch das Gewild genannt. Die Felsen im Rheine fangen schon eine Stunde oberhalb Rheinfelden an, und streichen bis unter die Brücke dieser

Stabs dergestalt fort, daß nur eine schmale Öffnung bleibt, wo durch die Schiffe mit der größten Behutsamkeit geführt werden müssen. Unterhalb der Brücke hört der Fall auf, und der Strom wird ruhiger.

Rheingau, ein kleiner ungefähr 4 Stunden langer und 2 Stunden breiter Strich Landes, längs des rechten Rheinufers, ehemals zum Erzstift Mainz gehörig, jetzt ein Theil des Herzogthums Nassau, ist eine der paradiesischsten Gegenden Deutschlands, berühmt durch die schönen abwechselnden Partien und reizenden Aussichten, und durch die herrlichen Rheinweine, die hier gedeihen. Er wird durch das Rheingaugebirge (dessen höchste Spitze der Rabenkopf ist), welches nur durch ein kleines Thal von dem Taunusgebirge geschieden ist, gebildet, und von dem hier von Osten gegen Westen fließenden Rheinstrome bespült. Er fängt bei dem Dorfe Nieder-Walluf unterhalb Mainz an und endigt sich bei dem Dorfe Lorrich. Das schöne Städtchen Ellfeld ist der Hauptort des Rheingaus. Ferner liegen Erbach, Hattenheim, Östrich, Mittelheim, Winkel, Johannisberg, Geißenheim, der schöne große Flecken Rüdesheim, Asmannshausen, Dreieckshausen, Niederheimbach und Lorrich darin. Am Ufer reihen sich viele Landhäuser. Die Lage des Rheingaus, welcher durch sein Gebirge gegen die Nord- und Ostwinde geschützt, und dagegen dem Mittagsstrahl der Sonne ausgesetzt ist, trägt zur Güte des Weins vorzüglich bei. In Rücksicht des Weinbaus wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe und in die Dörfer längs des Ufers. Die geistigen Weine gedeihen auf den höchsten Höhen, die gesündesten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachsenden werden spät trinkbar. Die berühmtesten Weine des Rheingaus sind der starke und feurige Rüdesheimer und Markebrunner, der gewürzvolle Johannesberger und Geißenheimer, und der liebliche Asmannshäuser. (S. Rheinweine.) Außer dem Weinbau hat man auch vielen Obstbau und auf dem vom Rheinufer weit entfernten Gebirgsrücken ansehnliche Waldung. Die Bevölkerung dieses mit schönen Örtern besäeten Landstrichs beträgt ungefähr 18,000 Seelen.

Rheingrafen, s. d. Art. Raugrafen und Wildgrafen.

Rheinischer oder rheinländischer Fuß, s. Fuß.

Rheinsberg (Rhinsberg), ein Stadt am Flüßchen Rhin und einem See, im ruppinschen Kreise des zur preußischen Provinz Brandenburg gehörigen potsdamer Regierungsbezirks, 12 Meilen von Berlin. Es ist regelmäßig angelegt und hat drei große öffentliche Plätze, 200 Häuser und 1400 Einw., welche hauptsächlich von Ackerbau, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei leben. Auch ist hier eine bedeutende Fayencefabrik, welche schöne Waaren liefert, und gegen 70 Arbeiter beschäftigt. Merkwürdig ist das Schloß des Prinzen August von Preußen, mit einem schönen Park, in welchem sich eine Spitzsäule zum Andenken des Prinzen August Wilhelm, Bruder Friedrichs II., und die Denkmäler mehrerer preußischen Generale befinden, die sich im 7jährigen Kriege auszeichneten. Unweit der Stadt liegt eine Glashütte, welche grünes Glas fabricirt und 14 Arbeiter unterhält. Anfangs nur ein Schloß, gehörte Rheinsberg zu den drei Stammhäusern der Herren von Bredow, von ihnen kam es an das Haus Beville. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., kaufte es 1736, und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, nachheriger König Friedrich II., residiren sollte. Verherrlicht durch

Werke der Kunst, und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige sich hier widmete, wird dieses Städtchen stets merkwürdig in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte bleiben. Aber es war noch nicht genug an diesem Glanze; als Residenz des großen Bruders Friedrich II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, sollte Rheinsberg aufs neue verherrlicht werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der König ließ es wieder aufbauen, und schenkte es 1744 seinem als Menschen, Weisen und Feldherrn gleich ausgezeichneten Bruder.

Rheinsburger oder Collegianten nennt sich eine Secte in Holland, welche zu Anfang des 17ten Jahrh. aus Remonstranten (s. d. Art.) entstand, die sich nach der dordrechter Synode zu Rheinsburg bei Leiden verborgen hielten und auch, nachdem den Remonstranten Religionsfreiheit zugestanden worden war, sich mit diesen nicht vereinigten, weil sie in der Freiheit ihrer Meinungen von den Lehren und Gebräuchen der Reformirten noch weiter abwichen. Sie wollten keine Kirche heißen und keiner angehören, sondern nannten ihre Gesellschaft Collegium und ihre Gemeinden Collegien (daher ihr zweiter Name). Da sie die Bibel als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens aufstellten, und dabei die größte Ungebundenheit, ja Verschiedenheit in der Auslegung derselben gestatteten, gesellten sich bald Separatisten aller Art zu ihnen; um Leiden und Rotterdam erhielten sie den meisten Zuwachs aus Mennoniten, Socinianern und andern Überläufern der protestantischen Hauptparteien. In ihren Gemeinden stellten sie keine bestimmte Geistliche, sondern nur Älteste, Diener und Krankenpfleger mit Vorbehalt der Aufkündigung an. Wer sich dazu fähig fühlte, durfte in ihren Andachtsversammlungen Vorträge halten. Taufe und Abendmahl begingen sie, ohne die Feier der Sacramente für nothwendig zu achten. Die Uneinigkeit einiger Schriftsteller aus ihrer Mitte, die der Spinocismus zum Socinianismus geleitet hatte, verursachte eine Spaltung unter ihnen, die die holländischen Collegien von der gröningischen trennt, jene dulden den Socinianismus, diese nicht. Um 1740 hatten sie noch 18 Collegien oder Gemeinden, die vorzüglichsten zu Amsterdam, Leuwarden und Gröningen. Jetzt scheint diese Secte allmählig zu erlöschen.

E.

Rheinschifffahrts-Octroy. Im J. 1804 schloß Napoleon mit dem Kurerzkanzler, nachherigen Fürsten Primas, einen Vertrag über die Rheinschifffahrt, durch den die bis dahin üblichen mannichfachen Rheinzölle mehr vereinfacht und zusammengezogen wurden. Dieses Übereinkommen wurde Rheinschifffahrts-Octroy genannt, und die Einkünfte derselben dem Kurerzkanzler als Entschädigung für frühere Länderabtretungen angewiesen. Über die Verhandlungen seit dem wiener Congresse, die Rheinschifffahrt betreffend, s. die neue Folge des Conv. Lex. Band 12.

Rheinweine. Das eigentliche Vaterland dieser kräftigen, schmackhaften und gesunden deutschen Weine ist der Rheingau zwischen Mainz und Bacharach. Indeß gehören auch die hochheimer Weine, von denen der beste auf einem Berge wächst, der sonst zur Domdechanei in Mainz gehörte, und der nierensteiner, obgleich sie nicht in dem bezeichneten Bezirk wachsen, zu den besten Rheinweinsorten. Die besten Sorten der rheingauer Weine wachsen um Rüdesheim und am Johannisberge. Die aus der Oberpfalz folgen ihnen im Range nach. Weniger gesucht ist jetzt der bacharacher;

er hat einen süßlichen Geschmack. Es wird daselbst ein guter rother Wein gebaut, der, wenn er einige Jahre gelegen hat, alles Herbe verliert. Nicht minder berühmt ist der um Kostheim, bei Mainz. Noch verdienen wegen ihres guten Weinbaues folgende Orte Erwähnung: Assenstein, Hambach, Pfeffersheim, Wormsgau, Laubenheim, Bodenheim, Markbrun und einige andere. Vorzüglich gute Jahrgänge sind von 1748, 1760, 1762, 1766, 1776, 1779, 1780, 1781 und noch mehr 1783 und 1811. Bleicherte nennt man schöne rothe Rheinweine, die theils um das Schloß Argenfels im Trierschen, theils auch im ehemaligen cölnischen Oberstift (besonders der angenehme Aarwein, der an der Aar in der Eifel wächst) gewonnen werden. Lorchwein ist ebenfalls ein guter rother Wein, der bei Lorch im Nassauischen erzeugt wird; desgleichen der asmannshäuser, der bei dem nassauischen Dorfe Asmannshausen wächst.

Rhetoren und Grammatiker werden mit griechischen Kunstausdrücken die Redekunstverständigen und Sprachkundigen genannt. Von beiden soll hier nach einander, aber in umgekehrter Ordnung, gehandelt werden, und zwar von den Grammatikern mit Übergehung der Einzelheiten, über die bereits der Art. Philologie einige Auskunft gibt. — 1) Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine sehr viel umfassende Wissenschaft; denn ihr Gebiet umschließt die Geheimnisse fast aller Wissenschaften, verbreitet sich über alle Felder der Gelehrsamkeit, und läßt sich auf Erörterung einer jeden Frage ein. Ihr Gegenstand ist der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geisteswerke jeder Gattung. Nichts was zu deren vollständigem Verständniß und allseitiger Verdeutlichung dienen kann, ist von ihrem Gebiet ausgeschlossen. Hauptsächlich aber beschäftigten sich die Grammatiker, anfangs auch Kritiker und bei den Römern Literatoren genannt, mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter. Ferner unterschied man Grammatiker, oder Literatoren von Grammatisten oder Literatoren, welchen keine so gründliche Gelehrsamkeit zugeschrieben wurde. Grammatistik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntnissen, Grammatik aber mit Verständniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die ersten sprachwissenschaftlichen Beschäftigungen treffen wir unter den Sophisten an, die mehr als andere Urwissenschaftsforscher seit Perikles Zeitalter in ihren Schulen sich mit auf Geschmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeistes abzielender Erklärung der Dichter, vor allen des Homer, abgaben und ihren Scharfsinn an größtentheils selbstgesuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten sie die Sprachgesetze selbst genauer bestimmen und sorgfältiger beobachten. Indeß erwarben sich auch Sokrates Jünger, besonders Plato, Verdienste um die Erklärung der Dichter. — Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Aristoteles genannt, welcher (oder, nach Strabos Angabe, Kallisthenes und Anaxarchus) eine Überarbeitung der Homerischen Gedichte für Alexander den Großen unternahm, und sie von fremden Zusätzen zu reinigen suchte. Doch soll vor ihm nicht nur schon Pisistratus Homers Gesänge, deren einzelne Theile noch in keiner gehörigen Verbindung standen, in die Ordnung gebracht haben, in welcher sie jetzt stehen, sondern auch Cynäthus aus Chios, Antimachus aus Kolophon, Theagenes aus Rhegium, Stesimbrotus und Hippasus aus Thasos, Glauko und einige andere der Erläuterung des Homer ihre Bemühungen gewidmet haben. Ob nun gleich schon bisher einige, theils auf Erklärung theils auf Entfehlerung der alten Schriftsteller, ersprießliche Bemühungen

verwendet hatten, so wurde doch die Sprachwissenschaft und Kritik vornehmlich durch die alexandrinischen Sprachforscher ausgebildet. Seitdem nämlich Alexandrien die Heimath der Wissenschaften geworden, beschäftigte man sich auch mit Darstellung der Gesetze der griechischen Sprache, ingleichen mit Bestimmung gewisser Vorschriften für die Auslegung der Schriftsteller und für die Erklärung der Mythen, und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. — Als das erste Zeitalter daher wird angenommen das der alexandrinischen Grammatiker (s. **Alexandrinisches Zeitalter**), welche nicht nur über die Rangordnung der alten Schriftsteller, die als Geschmacksmuster gelten sollten, entschieden, sondern auch einige Schriften derselben durchsahen, durch mannichfaltige Bearbeitung erläuterten, die Mythologie entwickelten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehrere Schriftsteller verfertigten, die Lehrsätze der Sprachlehre zusammenstellten, und endlich, was das Geschäft der höhern Kritik ist, die Schriften selbst und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verschiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker verschiedene kritische Zeichen und Merkmale. Auch wurden zu verschiedenen Dichtern verschiedene Zeichen beigesetzt. Über diese Zeichen handelten Diogenes aus Cyzikus und Sueton. — Unter den Grammatikern dieses Zeitalters zeichnete sich durch Arbeitsfleiß und durch die Menge seiner Schriften aus Didymus von Alexandrien zu Augusts Zeiten. Er soll 4000 Bücher geschrieben haben (woher er den Zunamen ὁ χαλκέντερος, d. i. der mit dem Sitzefleisch, bekam), und verdient einen Platz unter den eigentlichen Kritikern; nur darf man ihn nicht aus den ihm beigelegten kurzen Anmerkungen zu Homer beurtheilen. Auch werden verschiedene Zünfte von Grammatikern erwähnt, als deren Stifter galten Zenodotus aus Ephesus zu den Zeiten Ptolemäus I. (280 v. Chr.), Aristophanes aus Byzanz unter Ptolemäus II. (200), Aristarchus aus Samothrake (170 v. Chr.), Krates aus Mallus (blühend zu Pergamus unter Ptolemäus Philometer), Kallimachus Battiades aus Cyrene (270) u. a.; ingleichen ihre Lehrfolger. Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neu platonischen Philosophen, welche diese Gegenstände des Forschens für wichtig genug hielten, um denselben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieses Zeitalters waren gemeiniglich mehr mit den Gedanken der Schriftsteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgesetzen beschäftigt. In allem schimmerte der Geist ihres auf Religion gegründeten urwissenschaftlichen Lehrbegriffs durch. Doch hatten die meisten die Eigenthümlichkeit und das Wesen des griechischen Alterthums nicht durchschaut. Den Anfang kann man machen mit Plutarch von Chäronea (100 n. Chr.), dem jedoch verschiedentliche kritische und grammatische Schriften beigelegt werden, die seiner unwürdig sind. — Das dritte Zeitalter endlich umfaßt die Periode der Grammatiker, die fast alle Mönche waren und die besonders fleißig ältere Verfasser ausplünderten, indem sie entweder Wörterbücher aus verschiedenen ältern dergleichen Schriften sammelten, oder über die Mundarten handelten, oder aus einigen wenigen Schriftstellern Regeln über die Reinheit des attischen Ausdrucks gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handschriften setzten. Aus diesem Zeitalter sind sehr viele grammatische Werke übrig, bei deren Würdigung, in Ansehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit,

nicht einzig das Talent ihrer Verfasser, deren Angaben überhaupt nicht viel zu trauen ist, sondern vielmehr der Reinheit der Quellen, aus denen sie schöpften, in Anschlag kommt. — An diese schlossen sich die Griechen, welche, aus ihrem Vaterlande geflüchtet, zuerst in Italien den Eifer zu den griechischen Wissenschaften weckten und nährten, zu Ende des 14ten und besonders im 15ten Jahrh. S. hierüber C. F. Jagemanns Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien, 3ter Thl. 3ter B. Es gibt einige im 15ten und 16ten Jahrh. gemachte Sammlungen der griechischen Grammatiker. Vorzüglich zu bemerken sind Fruchthorn und Lustgarten (bei Aldo zu Venedig 1496, Fol.) und Alexander Heladius Ägrenlese der griechischen Sprache. — Von den Römern war früherhin, wie griechische Gelehrsamkeit überhaupt, so auch die Sprachkunde nicht gehegt und gepflegt; vielmehr schien sie den meisten nur ein überflüssiger Zeitvertreib, den Vaterlandsfreunden sogar sittenverderblich, so lange nämlich der Staat immer noch roh und kriegerisch war, und man noch kein Bedürfniß feinerer Geistesbildung empfand. Indeß erwachte es doch durch Bekanntschaft mit den Griechen bald bei mehrern, und es ließen selbst die vornehmsten Männer des Staats, ein Scipio Africanus und Caj. Lälius, die Beförderung griechischer Gelehrsamkeit sich eifrigst angelegen sein. Die ersten lateinischen Sprachmeister, Livius Andronicus und Ennius (236 — 166 v. Chr.), Halb-Griechen, die sowohl der dichterischen als ungebundenen Rede sich bedienten, begnügten sich mit Dolmetschung griechischer Werke und mit Vorlesung eigener lateinischen Aufsätze. Eifer zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache und den dazu nöthigen Hülfskenntnissen wurde bei den Römern durch den Zufall hervorgebracht, daß der griechische Kritiker und Grammatiker Krates, aus Mallus, Zeitgenosse Aristarchs und Lehrer des berühmten Stoikers Panätius, bald nach dem Tode des Ennius († im 584sten Jahre der Stadt) als Gesandter des Königs Attalus Philadelphus an den Senat nach Rom kam, und, als sich sein Aufenthalt daselbst verzögerte, von Zeit zu Zeit Vorträge hielt, und durch seinen fleißigen Unterricht bei den Römern auf einmal Lust zur Nachahmung erweckte. Übrigens behielten, da griechische Wissenschaft herrschendes Muster der Nacheiferung wurde, auch die nachfolgenden Römer den Begriff nach seinem ganzen Umfange bei, welchen die Griechen von der Sprachwissenschaft aufgebracht hatten; und so bildete sich dann auch die römische Mundart der lateinischen Sprache unter dem Einflusse der griechischen zur Bücher- und Hochsprache. — Hierauf wurde die Sprachkunde immer beliebter, so daß selbst die angesehensten Männer als Schriftsteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprachlehrer aber so gut bezahlt wurden, und ein so hohes Schulgeld entrichtet wurde, daß Lutatius Daphnis von Marc. Scaurus für 23,333 Thlr. als Sclav gekauft und in kurzem freigelassen wurde, Luc. Apulejus aber, von einem sehr reichen römischen Ritter um einen Jahrgehalt von 18,333 Thlr. gedungen, vielen Unterricht gab. Ja auch bis in die Provinzen war die Sprachkunde gedrungen und es lehrten im Auslande, namentlich im einverleibten Gallien, einige der bekanntesten Lehrer, unter denen Octavius Teucer, Jacchus und Oppius Chares genannt werden. — Mit dem Zuwachs an Geisteswerken in lateinischer Sprache ward auch die Muttersprache, römische Büchergelehrsamkeit und römisches Alterthum immer mehr ein Gegenstand gelehr-

im Forschens. Sueton hat die ältesten lateinischen Grammatiker aufgeführt in einer besondern Schrift de illustribus Grammaticis, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derselben findet. Die noch vorhandenen Schriften der spätern lateinischen Grammatiker stehen in der Sammlung des Elias Putsch (Hanau 1605. 4). Vespasian und Hadrian bestätigten die Grammatiker in dem Vorrechte, von persönlichen Staatsbürgerpflichten und andern Lasten frei zu sein. Auch nahmen sich Bürger der Schulen an, und unterstützten sie aus ihren Mitteln. So forderte Plinius der jüngere seine Landsleute auf, eine Schule zu errichten und erbot sich, den dritten Theil der Kosten zu tragen. — So wie in den frühesten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Tonkunst gemeiniglich von einem und demselben Lehrmeister ertheilt wurde, so lehrten die alten Grammatiker auch als Rhetoren die Redekunst, und viele haben sich in beiden Fächern als Schriftsteller bekannt gemacht. Selbst als sich schon beide Wissenschaften geschieden, behielten doch die Grammatiker sich noch den Unterricht in gewissen Vorkenntnissen zur Redekunst vor. In den frühern Zeiten waren auch wohl unmittelbar aus der Schule eines Grammatikers vortrefflich gebildete Redner hervorgegangen, die zugleich gerichtliche Händel zu führen unternahmen. — 2) Rhetoren hießen die Redekunstlehrer bei den Griechen, und eben so, oder Professoren, bei den Römern der Vorzeit. Als mit fortschreitender Vernunftentwickelung die Menschen durch Übung der Rede mächtiger wurden, verlor sich immer mehr das Schwankende in dieser, und es konnte eine durch bestimmte Grundsätze bedingte Redekunst zum Dasein gelangen, welche einer Seits das Geschäft der Sprachwerkzeuge und des Gedächtnisses erleichterte, anderer Seits aber gemeinnützlich und ergötzlich war. Beobachtung bildete sie aus. Da man nämlich in der Rede bemerkte, bald, daß etwas dem Zwecke derselben, der Überredung, förderlich, bald, daß etwas derselben hinderlich sei: so achtete man auf jenes, um es nachzuahmen, auf dieses, um es zu vermeiden; wobei der Erfindungsgeist von einer Bemerkung auf die ander egeführt wurde. Aus den Bemerkungen dessen, was am meisten gefiel und den beabsichtigten Eindruck zu machen schien, bildete sich, bei erweiterter Erfahrung und Prüfung, allgemeine und umfassendere Kunstgesetze, bis man endlich das, was man wußte, auch zu lehren anfing. Die Erfindung der Redekunst wird, weil man im zartsinnigen Alterthum in allen Seelenvermögen und deren Äußerungen die Offenbarung von etwas Göttlichem ahnte, von den Ägyptern und Dichtern dem Thoth, Hermes oder Mercurius beigelegt; daher ihm auch die Zunge als das Mittel der Beredsamkeit geheiligt war. — Pittheus, des Theseus Oheim, soll der erste gewesen sein, welcher diese Kunst zu Trözene im Musentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt haben; was aber von einer so frühen Zeit unglaublich ist. Von denen, die einen spätern Ursprung annehmen, geben einige den Empedokles (444 v. Chr.), der wohl den ersten Grund zur Rhetorik gelegt haben mag, als Erfinder derselben an, andere von Korax und Tisias aus Sicilien, die, als nach einer in Sicilien entstandenen Staatsumwälzung sich viele Rechtsstreitigkeiten um vormaligen Besitz erhoben, und man das Bedürfniß eines zweckmäßigen Redevortrags vor Gericht fühlte, zuerst die Vorschriften dieser Kunst schriftlich abfaßten. Ferner schreiben einige dem Gorgias, des Empedokles Schüler, aus Leontini in Sicilien, die Erfindung der Redekunst zu, weil er sich zuerst der mancherlei künstlichen Figuren und Redebilder bediente, welche den Vortrag

gleichsam mit Flitterprunk ausschmücken und heben, und weil er zur bürgerlichen Beredsamkeit den hohen Schwung hinzusetzte. Noch andere endlich erkennen als Erfinder der Rhetorik Aristoteles an, der, wenn man auf ihr Wesen sieht, dieselbe zuerst wissenschaftlich ausbildete. Auch werden zwei rhetorische Zünfte (Secten) erwähnt, deren Anhänger Apollodoreer und Theodoreer hießen, nach Apollodorus aus Pergamus, welcher zu Apollonia Lehrer des Kaisers Augustus war, und Theodorus, welchen der Kaiser Tiberius zu Rhodus fleißig gehört haben soll. Beide lehrten abweichende Ansichten. Das Ziel der griechischen Rhetorik war, alles und jedes so darzustellen, daß man dadurch den möglichen Schein der Wahrheit für sich gewann. Die Kunst des Redevortrags war zur Zeit des Aristoteles noch nicht wissenschaftlich behandelt. Es gab also erst eine Anweisung nur zur Redekunst, aber noch nicht zur Rednerkunst. Vor Aristoteles traten als Lehrer der Beredsamkeit Zenos aus Elea Nachfolger in der Dialektik, die Sophisten auf, die, von Anmaßung, Gefallsucht, Gewinnsucht und eigennützigen Absichten beseelt, durch die Gewandtheit, über alles, auch unvorbereitet, zierlich zu reden, die Bewunderung der Menge auf sich zu ziehen und durch Überredungskünste sich Einfluß auf die Gemüther zu verschaffen suchten, zu einer Zeit, wo Reichthum, Üppigkeit und Sittenverderben und der Glanz öffentlicher Beredsamkeit, die vornehmlich zu Athen, von Gemeinherrschaft begünstigt, zu schöner Blüthe emporstrebte, zu einer solchen Kunstbeflissenheit einluden seit der 84sten Olympiade oder 440 vor der christlichen Zeitrechnung. So wie nämlich immer und überall die Kunst, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wissenschaft vorangeht; so ist auch die Beredsamkeit in der Ausübung früheren Ursprungs als die Lehre der Redekunst. Denn aus den Musterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich selbst Rhetoren (ῥήτορες) hießen, zogen die Lehrer der Beredsamkeit, die später so genannten Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrsätze und Vorschriften ab und erläuterten sie durch aus denselben gewählte Beispiele. Ein Beleg hierzu ist Aristoteles, welcher eben so wie Gorgias aus vielen Rednern ohne Unterschied, was ihn das Vortrefflichste dünkte auserlesen hat. Allein diese Verfahrungsart wandelte sich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da standen nämlich zu Alexandrien zwei geistreiche und vorzüglich gelehrte Kunstrichter auf, die alexandrinischen Grammatiker, Aristophanes und Aristarch. Diese stellten aus der sehr großen Menge Redner nur zehn attische Redner, deren Leben in einem angeblichen Werke des Plutarch beschrieben ist, als auserlesene Muster der Nachahmung auf, die dann auch die spätern Rhetoren einzig anpriesen, zergliederten und aus denen sie ihre Lehrbegriffe schöpften. So wie die Rednerkunst älter ist als die Rednerwissenschaft, so wurde dagegen jene von dieser überlebt; denn längst war jene im Leben untergegangen, als diese noch immer — bis zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Großen — in ihren Anweisungen geläuterte Vorschriften aufstellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredsamkeit in der Ausübung, und sank, wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge sie, auch wieder jene schirmend, gewesen. Sodann richtete sie ihren Gang durch Kleinasien, Rhodus, wohin Äschines landesvertrieben sie brachte, und durch andere Eilande; durch welche Wanderungen sie aber ihre ursprüngliche Anmuth einbüßte und von den Sitten des Auslandes verfälscht wurde. So entstand der Unter-

schied der attischen, asiatischen und rhodischen Redner. Dem attischen Styl war eigen die harmonische Gestaltung des Ganzen durch sparsame Vertheilung des Schmuckes mit einsichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu sehr abstechender Stellen. Die asiatische Beredsamkeit hatte Fülle in der Ausführung und Überladung mit Redeblumen in der Ausschmückung. Auch pflegte bei den asiatischen Rednern, besonders bei denen aus Lycien und Karien, der Ton gegen den Schluß der Rede fast gesangmäßig zu werden. Zwischen beiden Gattungen soll die rhodische Beredsamkeit das Mittel gehalten haben. — Endlich wurde die Beredsamkeit durch griechische Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging, und Cicero als der größte öffentliche Redner auftrat. Aber auch hier trat, nachdem sie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Wendepunct ein, wo sie von ihrer Höhe merklich herabzusinken begann. Denn da die Freimüthigkeit im Reden verstummen mußte, so ward auch für nichts mehr geachtet der einzige Hebel der Staatsverwaltung, der Zauberstab, wodurch einst Städtegründer und Gesetzgeber unstäte und rohe Völkerhorden zum Bunde bürgerlichen Lebens vereint, für die Zwecke der Menschheit gewonnen und entwildert hatten; durch dessen Allgewalt einst Kriegeswuth erstickt, Empörung gedämpft, die Unschuld auf dem Hochgericht und in Ketten gerettet, und das allgemeine Wohl gefördert worden war. — Es würde zu weit führen, wenn wir den geschichtlichen Faden länger abwinden und sämmtliche Rhetoren der Reihe nach mustern wollten. Wir verweisen daher der Kürze wegen auf von Blankenburgs literarische Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste, 2ter Bd. S. 535 bis 559, wo die Rhetoren aufgezählt werden; und über die zur Geschichte der Beredsamkeit und Redekunst gehörige Literatur, auf Ch. G. v. Murr Bibliotheca rhetorica in dessen Journal zur Kunst und Literatur, 10ter Thl. S. 98 ff. Unsere Absicht ist hier nur, noch einige Hauptzüge zusammenzudrängen, zu einem Bilde vom Wesen und Wirken eines Rhetors oder Sophisten, insofern sich ein solcher als Rhetor ankündigt. Denn die ältern Sophisten erwarben sich um die kunstmäßige Bearbeitung der Beredsamkeit unverkennbare Verdienste durch Errichtung von Rednerschulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophisten öffentlich die Beredsamkeit lehrten und theils durch Unterricht darüber und durch Übungen, theils auch als Redekünstler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt declamatores) durch rednerische Vorträge und eigenes Beispiel die Jugend zum Wetteifer nach dem Ruhm der Beredsamkeit aufmunterten. Zur Auszeichnung der Sophisten gehörte ein purpurfarbner Mantel, der gewissermaßen ihre Amtskleidung war. Es durfte aber zu Athen ehedem niemand, zumal kein Fremder, sich diesen Mantel zulegen, ohne Zuerkennung der Sophisteninnung und ohne die Weihe nach sophistischem Gebrauch erhalten zu haben; und in der Folge erließen auch römische Kaiser einschränkende Gesetze gegen die Lehrfreiheit von unberufenen Redelehrern und gegen unbefugte Ausübung der Prunkredekunst. Es hat jene Weihe Ähnlichkeit mit den neuern Doctor-Promotionen. Zu dieser Feierlichkeit gehörte außer andern geheimen Gebräuchen, daß man in ein öffentliches Bad geführt wurde. Nach dem Bade nahm der so Getaufte den Mantel an, kraft des Ansehens der damaligen Vorsteher der Beredsamkeit zu Athen, welchen er für diese Erlaubniß beträchtliche Gebühren zu entrichten hatte. Mit dem Mantel zugleich erhielt der Eingeweihte Würde und Ehrennamen eines Sophisten. Die, welche auf diese

Weise den Rang eines Rhetors erworben hatten, gaben sich dafür aus, die Redekunst zu lehren, und stellten zu diesem Zwecke mit ihren Schülern mannichfaltige Übungen im mündlichen Vortrag an. Seiner Hauptabsicht nach bestand aber der rhetorische Unterricht in Anweisung zu Führung von Rechtshändeln, weil bei diesen alles durch Reden vor Gericht ausgemacht wurde. — Diejenigen sowohl, welche in Rednerschulen dergleichen Übungsreden über erdichtete Fälle hielten, als auch deren Zuhörer, hießen Scholastiker. Endlich kam dieser Name in Verachtung. Die rhetorische Kunstanweisung der Sophisten bestand meistens in Kniffen, wie man den Gegner theils durch gewisse Blendwerke eines geschminkten und einnehmenden Vortrags, theils durch arglistige Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten bethören und berücken könne. Dafür bedungen sie sich einen gar ansehnlichen Ehrensold aus, der in der Regel vorausbezahlt wurde. Späterhin wurden die griechischen und lateinischen Rhetoren von den römischen Kaisern (zuerst unter Vespasian) besoldet. — Noch ein Geschäft der Rhetoren finde hier Erwähnung, nämlich, daß sie auch Reden für andere schrieben. Antiphon war der erste, der zu anderer Gebrauch gerichtliche Reden verfaßte. Mit einer Rede des Lysias errang Iphikrates sehr oft über seine Gegner den Vortheil. Anytus bewirkte, durch eine für Lohn bestellte Rede des Sophisten Polykrates zur Anklage ausgerüstet, die Verurtheilung des Sokrates, der es verschmäht hatte, eine ihm von Lysias angebotene Rede zu gebrauchen. Dinarchus bereicherte sich durch Verfertigung bestellter Reden; denn man trieb damit einen einträglichen Erwerb, und manche standen damit so in Ruf, daß sie vollauf zu thun hatten. Endlich verfiel dies Wuchergewerbe in verdiente Verachtung und viele große Männer scheuten sich, Reden schriftlich zu hinterlassen, weil sie sich des Schimpfnamens Sophist schämten. B—r.

Rhetorik, s. den vorigen Art. und die Art. **Redekunst** und **Redende Künste**.

Rheuma, Rheumatismus, ist eine sehr schmerzhafte Krankheit, die so große Ähnlichkeit mit der Gicht hat, daß sie von mehreren Ärzten für gar nicht verschieden von ihr gehalten worden ist. Indessen läßt sich ein Unterschied zwischen beiden wohl erweisen (S. den Art. **Arthritisch**). Man unterscheidet einen acuten und chronischen Rheumatismus. Jener dauert eine kurze Zeit, wird bald in diesem, bald in jenem Theile, dem Kopfe, der Hand, den Füßen rc. empfunden, und wird von dem gemeinen Mann der Fluß genannt; oder er setzt sich in einem Theile fest, und kann dann leicht in den chronischen übergehen, wenn nicht bei Zeiten dienliche Mittel angewendet werden; bisweilen kommt auch wohl Fieber hinzu, oder er findet sich in dem Gefolge anderer Fieber vorzüglich im Anfange ein. Diese Zusammensetzung von Fieber und Rheumatismus wird rheumatisches Fieber genannt, und von einigen Ärzten als eigenthümliche Fieberart aufgestellt. Es wird dasselbe zu den leichtern, wenigstens gefahrlosern Fiebern gerechnet, so lange es nicht in ein schlimmeres übergeht; bisweilen aber scheint es auch nur den Anfang eines Nervenfiebers auszumachen. — In manchem Frühlinge und Herbste, oder auch in nassen, sehr veränderlichen Sommern und Wintern, wo die Gelegenheit zur Erkältung besonders leicht und häufig ist, mischen sich solche rheumatische Schmerzen beinahe allen acuten Krankheiten bei, und man sagt sodann in der ärztlichen Kunstsprache, man habe

es mit einer rheumatischen Constitution zu thun. Finden sich zu einer und derselben Zeit sehr viele, die an rheumatischen Übeln leiden; so sagt man wohl auch, diese Krankheit herrscht epidemisch. — Der chronische Rheumatismus, der aus dem acuten, bei Vernachlässigung desselben und den alten fortwirkenden oder neu hinzukommenden Ursachen zu entstehen pflegt, nähert sich der Gicht, und man kann sogar zugeben, daß derselbe bisweilen in sie übergeht. Anhaltender, heftiger, bald ein wenig nachlassender, aber bald wieder in derselben Heftigkeit zurückkehrender Schmerz, wodurch die Verrichtung des leidenden Theils nicht nur für den Augenblick gestört, sondern bisweilen gänzlich gehemmt wird, ohne alles Fieber oder sonstige Zufälle, auch ohne die in der Gicht so gewöhnlichen Verdauungsbeschwerden, — dies ist das Auszeichnende dieses Übels, das oft Jahre lang anhält, ja wohl bisweilen, wie die Gicht, habituell wird und schwer wieder ganz gehoben werden kann. — Zwar setzt man den Rheumatismus gewöhnlich nur auf die äußern muskulösen Organe; indessen hat man bisweilen bemerkt, daß durch denselben auch einige innere Theile, insbesondere die serösen Häute, die Pleura, das Peritonäum, die Hirnhäute ergriffen wurden; und es kommen solche Beobachtungen beim epidemischen Rheumatismus und der rheumatischen Constitution nicht selten vor; es werden diese Krankheiten gewöhnlich falsche Entzündungen genannt, weil sie sich auf eine ähnliche Weise wie die Entzündungen der ergriffenen Theile äußern, und auch wohl in der That bisweilen in dieselben übergehen. — Die Heilung des acuten Rheumatismus ist bei zweckmäßigem Verhalten gewöhnlich leicht zu bewerkstelligen. Schwerer ist die des chronischen, welcher oft allen Mitteln widersteht. Warme Bäder, vorzüglich die mineralischen zu Teplitz, Aachen rc., die künstlichen Geschwüre, als die Fontanellen, die durch Seidelbast oder ein Haarseil unterhaltenen, bewiesen sich oft noch am wirksamsten. B. P.

Rhinoceros, s. Nashorn.

Rhodus, heutiges Tages Rhodis, eine Insel zwischen Candia und Cypern, zwei Meilen von der südlichen Küste Kleinasiens, im mittelländischen Meere, ist 8 Meilen lang und 8 breit. Die Luft ist gut, der Boden sehr fruchtbar, aber unbebaut. Sie war im Alterthum eine beträchtliche Seemacht. Die Seegesetze der Rhodier galten wegen ihrer Zweckmäßigkeit an allen Küsten und in allen Gewässern des mittelländischen Meeres als Grundlage des Völkerrechts, und werden noch heute zur Entscheidung benutzt (lex Rhodia de jactu). 1309, nach dem Verlust von Palästina, wählten die Johanniterritter diese Insel zu ihrem Wohnsitz, und wurden deshalb Rhodiserritter genannt. 1480 wehrten sie einen Angriff der Türken glücklich ab, 1522 aber ward ihr Großmeister Villiers von dem Sultan Soliman II. gezwungen, ihm die Insel zu übergeben, und die Ritter ließen sich nun (1530) auf der dem Orden von Kaiser Carl V. als sicilianisches Lehn übertragenen Insel Malta nieder. Rhodus gehört noch jetzt den Türken. Sie steht unter dem Kapudan Pascha, oder Großadmiral und Gouverneur der Inseln des Archipelagus, und wird von einem Pascha regiert. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 37,000. Die Einkünfte des Sultans von der ganzen Insel werden auf 90,000 Piaster geschätzt. Die Hauptstadt, und überhaupt die einzige Stadt der Insel heißt gleichfalls Rhodus oder Rhodis. Die Türken betrachten sie als eine unüberwindliche Festung, da sie mit einem dreifachen Wall, und einem doppelten Graben umgeben

ist. Sie wird von Türken und Juden bewohnt, denn die in den Vorstädten wohnenden Christen werden nur bis Sonnenuntergang in der Stadt geduldet. Noch sieht man die Wappen und Namen der ehemaligen Rhodiserritter über den Thüren vieler Häuser und eine Straße heißt noch die Ritterstraße. Die Stadt hat einen guten Hafen, und hier stand wahrscheinlich der berühmte Koloß. (S. d. Art.) Im Alterthum war diese Insel sehr berühmt wegen ihres heitern Himmels, ihrer vortrefflichen Früchte und ihrer Seemacht. Lange waren die Einwohner unabhängig, und Handel und Schifffahrt blühten. In den Kriegen der Römer spielten sie, zum Theil als Verbündete, eine bedeutende Rolle. Erst Vespasian machte Rhodus zur Provinz. Merkwürdig sind noch die Rhodier wegen ihrer Liebe zu den edlern Künsten und Wissenschaften, weshalb Rhodus von den Römern viel besucht wurde.

Rhone, ein Hauptfluß Frankreichs. Sie entspringt im helvetischen Canton Wallis aus einem Gletscher am Furkaberge, nicht weit von dem St. Gotthardsberge, und zwei starke Stunden von den Quellen des Rheins. Auf ihrem reißenden westlichen Laufe durch Wallis wird sie durch viele Bäche und Flüßchen verstärkt, durchströmt dann den Genfersee und tritt, als ein bereits schiffbarer Strom in das Gebiet von Frankreich, wo sie sich südwärts wendet und eine Strecke die Grenze zwischen Frankreich und Savoyen bildet. Unterhalb La Cluse verschwindet der schon sehr mächtige Strom fast gänzlich dem Auge, indem er sich mit furchtbarem Getöse in einen Felsentrichter ergießt, der so eng ist, daß die einander gegenüberstehenden Klippen nur zwei Fuß Entfernung haben. Einige tausend Schritt unterhalb dieses Trichters läuft die Rhone fast 60 Schritt weit völlig unter dem Felsen weg. Nach einem Laufe von ungefähr 90 Meilen ergießt sie sich durch drei Mündungen in das mittelländische Meer, wo ihre Arme die 9 QM. große Insel Camargue bilden. Sie hat einen heftigen und ungestümen Lauf, führt vielen Sand mit sich und verändert oft ihr Bette, so daß die Schifffahrt auf derselben, die besonders von Lyon aus sehr lebhaft ist, dadurch ziemlich gefährlich wird. Ihre vornehmsten Nebenflüsse sind: die Arve, der Ain, die Saone, welche sich bei Lyon mit ihr vereinigt, die Isére, Drôme, Ardeche, Durance und der Gard oder Gardon. Die wichtigsten an der Rhone liegenden Städte sind: Genf, Lyon, Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire, Tarascon und Arles. Rhoneweine sind Franzweine, die an beiden Ufern der Rhone in Provence, Dauphiné u. s. w. erbaut werden, und sich durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen. Zu den besten Sorten gehören die rothen und weißen Hermitageweine, welche zwischen Valence und St. Valiere wachsen; ferner der Calcernier von Chateau neuf, la Nerthe, Cote de St. André u. a. Sie werden in erste und zweite Sorte Hermitage, und erste und zweite Sorte Cote-rotie unterschieden. Wir ziehen sie über Avignon, Cette und Montpellier.

Rhöngebirge, ein Gebirge, welches sich von Kaltennordheim bis über Bischofsheim, in einer Länge von fünf bis sechs Meilen und in einer Breite von einer Meile an der westlichen Seite des vormaligen Großherzogthums Würzburg hin erstreckt, und theils zu dem Fürstenthum Eisenach, theils zu dem Untermainkreise des Königreichs Baiern gehört. Nördlich nähert es sich dem thüringer Walde und südlich dem Spessart. Dieses Gebirge bietet viele hohe Basaltfelsen dar; aber nur Abhänge desselben enthalten einige Waldung.

die höchste Spitze ist der 2300 Fuß hohe Kreuzberg, unweit Bischofsheim. Zu dem Rhöngebirge gehört die sogenannte lange Rhön, auf deren Höhe man ebenfalls viele Basaltsäulen und Lavablöcke, aber wenig Wald findet. Viel Heu wird darauf gewonnen. Merkwürdig sind die drei Torfmoore, das rothe, weiße und schwarze Moor. Auf dem rothen Moore, welches an 1000 Morgen faßt, soll vormals ein Dorf gestanden haben, aber versunken sein. Noch wasserreicher ist das schwarze Moor, das bei 500 Morgen einnimmt. Die Kälte ist auf diesem Gebirge im Winter groß, und der Schnee meistens so hoch, daß deshalb die Fußwege durch Stangen bezeichnet sind. Metalle enthält dies Gebirge nicht. Oft rechnet man auch zum Rhöngebirge die im Fuldaischen befindlichen Vorberge, als den Dammersfeld, die Milzeburg oder das Heufuder, welche sich durch ihre groteske Form auszeichnen, Basaltgebirge sind, und eine Höhe von 2500 bis 2800 Fuß erreichen.

Rhythmus ist ein aus dem Griechischen (ῥυθμος, rhythmos) entlehntes Wort, dessen Bedeutung durch den etwas unbestimmten Gebrauch unsicher und schwankend geworden ist. Wollte man vermuthen, in jenen alten Zeiten des ersten Gebrauchs sei der eigenthümliche Sinn des Wortes am sichersten zu finden, so würde man irren. Die erste Bezeichnung einer Sache begreift gewöhnlich einige Zufälligkeiten, die man nicht mit bezeichnen wollte, neben dem Wesentlichen, dem die Bezeichnung gilt. Die spätere Zeit, welche das Wort nicht erfand, sondern empfing, ist in dem üblichen Gebrauch befangen, und es gehört fast ein neuer Erfinder dazu, um einem üblichem Wort seine wahre Bedeutung anzueignen, die nämlich, welche der Erfinder bezeichnen wollte, aber, weil er das Zufällige nicht hinlänglich sonderte, nur unvollkommen wirklich bezeichnete. Wenn man zwei verschiedene Verse hört, z. B.

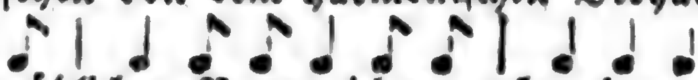
Eilende Wolken, Segler der Lüfte,

und:

Mahadöh, der Herr der Erde,

und man fragt, worin, abgesehen vom Inhalt, ihr Unterschied bestehe, so hört man richtig antworten: im Rhythmus. Einige, das fremde Wort vermeidend, sagen wohl: im Sylbenmaß, allein mit einer sehr unrichtigen Übertragung. Denn Sylbenmaß ist die Vergleichung des Zeitgehaltes einer Sylbe mit dem einer andern. Ist im Vers das Maß einer Sylbe unrichtig, so widerstreitet das Sylbenmaß dem Rhythmus, von welchem es also ganz verschieden ist. Eben so wenig ist Versmaß eine hinlängliche Verdeutschung von Rhythmus, denn Maß ist die bestimmte Ausdehnung oder Länge, wonach andere Längen geschätzt und bestimmt werden. Man könnte also vielmehr den Fuß (z. B. Daktylus) ein Versmaß nennen, denn nach dessen öfterer Wiederkehr werden manche Versarten ihrer Länge nach gemessen und benannt, z. B. der Hexameter. Die Gelehrten haben mancherlei sehr gründliche Erklärungen von Rhythmus gegeben. So sagt z. B. der berühmte Philolog Hermann: der Rhythmus sei die, durch bloße Zeit dargestellte Form der durch Wechselwirkung bestimmten Causalität, was ohne Zweifel sehr deutlich sein mag, wenn man schon weiß, was man bei Rhythmus zu denken hat. Ist es mehr um Erläuterung der Sache, als um eine schulgerechte Erklärung zu thun, so findet man vielleicht am besten den wahren Sinn des Wortes, indem man ähnliche Dinge damit vergleicht, von welchen man schon deutliche Vorstellungen hat. Wer etwas Kenntniß

von Musik besitzt, der weiß, was man einen musikalischen Gedanken nennt. Man behält eine solche kurze Melodie leicht, und erkennt sie im Tonstück wieder, der Tonsetzer mag sie in derselben Harmonie oder in einer andern, in der ersten Bewegung oder in der Gegenbewegung, ja sogar auf einem eintönigen Instrumente, der Pauke oder Trommel, wiederholen lassen. Was in einem solchen musikalischen Gedanken nicht der Harmonie angehört, sondern sogar in eintönigen Klängen noch den Gedanken darstellt, so daß der Hörer ihn überall wiedererkennt, das ist der Rhythmus. Denken wir uns z. B. die bekannte Melodie des Wallensteinschen Reiterliedes, so ist ihr bloßer Rhythmus, abgesehen von dem harmonischen Verhältniß der Töne:



der sich durch die üblichen Notenzeichen außer dem Liniensystem sehr bequem anschaulich machen läßt. Auf dieselbe Art versinnlicht sich leicht der abgesonderte Rhythmus aus jeder Melodie, und daß man einen Rhythmus vornehmen und aufzeichnen kann, wenn er auch nicht zuvor aus einer musikalischen Melodie abgesondert wird, zeigen die Trommelmelodien, welche bloße Rhythmen ohne Tonverhältniß sind, und die man dennoch vernimmt und unterscheidet. Hiermit wäre für die Verständlichkeit des Wortes hinlänglich gesorgt. Wer etwas tiefer in die Sachen eingehen will, der kann sich den Rhythmus recht schicklich als eine Figur in der Zeit, oder eine Zeitfigur, denken. Wie man nämlich zusammengehörige, zu einem Ganzen verbundene Theile räumlicher Anschauungen eine Figur nennt, so nennt man die zu einem Ganzen verbundenen Theile, welche nicht im Raum, sondern in der Zeit (in der Succession) aufgefaßt und vernommen werden, einen Rhythmus. Vergleicht man das Auffassen der Figur mit dem des Rhythmus, so wird man sich der Ähnlichkeit beider leicht bewußt werden, und zugeben, daß der bildliche Ausdruck, Zeitfigur, zwar weniger gewöhnlich, aber nicht weniger schicklich sei, als wenn man von Tiefe und Höhe des Tones, von der Farbe, von Tonfiguren, oder andern verschiedenen und dennoch verglichenen Dingen spricht. Wer die Sache noch gründlicher erörtert wünscht, der versteht es ohne Zweifel, durch Vorkenntnisse vorbereitet, ohne weitere Erklärung, wenn wir sagen: Rhythmus sei sinnliche Anschauung der Einheit in einer Reihe von Momenten, oder mit weniger Worten: Rhythmus ist Form der Evolution, oder im Gegensatz von Harmonie: Rhythmus ist sinnliche Erscheinung der Einheit in der Succession, Harmonie dasselbe im Simultanen. Jede Erklärung sagt dasselbe, nur für einen verschiedenen Gesichtspunct, aus. Am anschaulichsten ohne Zweifel wird die Vorstellung vom Rhythmus durch die oben erwähnte Verzeichnung desselben in Noten. Man denkt das Liniensystem von den Noten weg und der reine Rhythmus steht jedermann vernehmlich und unzweideutig vor Augen. Es ist ein Glück für uns, daß wir eine so leicht faßliche und brauchbare Verzeichnungsweise der Tonrhythmen in unserer Notirung haben. So gut hatte man es vor Alters nicht, und wir selbst besitzen diese Vortheile kaum seit ein Paar Jahrhunderten. Denn es gehört nicht wenig dazu, etwas, das der Sinn vernimmt, so gänzlich in Begriff aufzulösen und auf den Verstand überzutragen, daß es dieser durch vollständige Zeichen ganz unzweideutig, wieder durch Vermittelung des Verstandes, an den Sinn eines andern bringen kann; und gewöhnlich führen erst viel unvollkommene Versuche zum Ziel. Kaiser Carl der Große ließ die geschicktesten Sänger zu dem kirchlichen Gottesdienst berufen, gleich-

wohl war es unmöglich, was bei uns leicht ist, ihnen die Melodien der römischen Kirche durch Vorzeichnung deutlich zu machen. Sie mußten selbst nach Rom, um dort zu hören. Was man ebenfalls in alten Zeiten von rhythmischen Verhältnissen bezeichnete, war das, was sich freilich zunächst darbietet: der allgemeine Unterschied von lang und kurz. Um das Lang zu bezeichnen, bediente man sich des Striches (—), für die Kürze des Häkchens (◡); das weniger lang und mehr lang (z. B. und) fühlte man wohl dunkel, allein man erhob dieses Gefühl nicht zur Deutlichkeit, und deswegen gelangte man nicht dahin, diesen Unterschied der Längen und Kürzen zu bezeichnen, so wie wir jetzt in einem ähnlichen Falle die feinern Unterschiede der Farben nicht mit Bestimmtheit bezeichnen, weil uns eine feststehende sichere Scale dafür fehlt. Wie wir diese Farbenunterschiede blos durch den Augenschein auffassen, so mußten die Sänger damals die Unterschiede unter den Längen und unter den Kürzen durch eigenes Hören auffinden. In vielen Melodien trifft es nun allerdings, daß nur eine Art von Längen und nur eine Art von Kürzen darin vorkommt, und diese bezeichneten sich am leichtesten mit den angenommenen Zeichen der Länge und Kürze, wie denn auch ihr Rhythmus im Gesang am wenigsten zu verfehlen war. Der Rhythmus z. B.

— ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ | — ◡ — ◡
Frommer Stab, ach hätt ich nimmer, mit dem Schwerte dich vertauscht,

gehört zu dieser Gattung. Man fand in solchen Rhythmen die Dauer der Länge zwei Kürzen gleich, dasselbe Verhältniß ließ sich auf den Rhythmus: — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | —



anwenden und, da diese Gattungen der Rhythmen die üblichsten waren, so setzte sich bei den Theoretikern die Meinung als ein Grundsatz fest: jede Länge sei gleich zweien Kürzen. Wo nun in einem Rhythmus eine Länge zu bezeichnen war, da bezeichnete man sie mit dem üblichen Zeichen (—) und schrieb ihr in allen Fällen den Gehalt von zwei Kürzen zu. Eben so rechnete man von allen Kürzen ohne Unterschied zwei auf eine Länge. Die Musiker, welche wohl fühlten, daß die Längen in der Tonfigur ganz andern Gehalt hatten, als in dieser wiewohl beide metrisch auf dieselbe Art (— — ◡ ◡ | —) bezeichnet wurden, behaupteten zuweilen, man müsse zwischen Lang und Lang unterscheiden, und zwischen Kürze sei auch ein Unterschied zu machen; allein weil man damals keine Notengehaltzeichen hatte, sondern den Gehalt der Töne aus den Sylben der Verse schließen mußte, so glaubten sie ihren Satz so zu erweisen, daß sie auf den verschiedenen Zeitgehalt der Sylben aufmerksam machten, die wenig Mitlauter haben, z. B. Kuh, und in welchen deren viel sich vereinigten, z. B. Strumpf. So versahen sie es freilich im Beweis ihrer Behauptung, und die Metriker (oder Grammatiker), die mit jenen oft darüber, nach Marius Victorinus Versicherung, stritten, machten ihren Satz immer mehr geltend: jede Länge sei glei zweien Kürzen. Man darf sich über diese Beharrlichkeit der alten Metriker nicht wundern, denn wiewohl wir jetzt, seit länger als einem Jahrhundert, in unserer Notirung eine sehr passende Bezeichnung für die Dauer der Zeitmomente im Rhythmus haben, so beharren dennoch unsere neuern Metriker so unverrückt auf ihren Strichen und Häkchen und auf dem Satz von der zweizeitigen Länge,

als ob eine Erfindung wie unsere Musiknoten gar nicht in der Welt, und Rhythmen von andern als zweizeitigen Längen noch nie erhörte Dinge wären. Betrachtet man alte Verse nach dem Satz von der blos zweizeitigen Länge, so bekommt man Rhythmen zu sehen, gegen welche unser Gehör sich etwas empört, z. B.

∪ – – ∪ | ∪ – ∪

d. i. in Musikzeichen übersetzt:



und ähnliche, noch unglaublichere. Die Metriker verwerfen aber das Gehör der Neuern als verwöhnt durch die moderne Erfindung des Tactes, welcher die ganze Musik verderbt habe, indem er sie eintönig und langweilig mache. Ganz anders (meinen sie) sei es mit der alten Musik bestellt gewesen. Durch ihre Tactlosigkeit habe sie sich in schöner Freiheit bewegt, und dadurch die Wunder bewirkt, welche alte Schriftsteller mit Entzücken von ihr berichten. Der gelehrte Meibom hoffte, diese Wunder der Tactlosigkeit wiederholen, und der neuen Welt die Wirkung alter Musik zeigen zu können. Sein griechisches Concert, das er der Königin Christine gab, that auch wirklich ungewöhnliche Wirkung, wiewohl von anderer Art, als der gelehrte und übrigens sehr verdiente Unternehmer gehofft hatte. Sieht ein Unbefangener einen solchen, angeblich tactlosen Vers, z. B. den eben erwähnten

∪ – – ∪ | ∪ – ∪

Im grünlaubi=gen Buchhain,

so fällt es ihm sogleich auf, daß der Vers selbst ganz unverkennbaren Tact habe:



und daß er nur durch die wunderliche Bezeichnung und durch das unvollkommene Hören der verschiedenartigen Längen und Kürzen das krause Ansehen erhalte. Allein die Metriker glauben dieses noch nicht, denn die Länge ist nun einmal bei ihnen zweien Kürzen gleich. Wenn einem unserer Musiker eine Stelle vorgelegt würde:



so würde er den Schreiber ausschelten und die Stelle sogleich auf diese Weise:



berichtigen, jedermann würde ihm auch hierin beistimmen. Wenn man nun den Sylbengehalt eines Verses findet

– – ∪ ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ – ∪ ∪ | – –

ist es nicht natürlich, ihn eben so zu verstehen, wie der Musiker, und nicht gleich dem weniger unterrichteten Schreiber, besonders wenn der Vers z. B.

Schön waren die goldnen Träume, freudenlos das Erwachen,

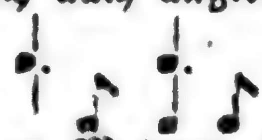
die Meinung des Musikers rechtfertigt? Wir werden uns mithin an die bessere Einsicht halten müssen, welche durch die genauere Musikbezeichnung befördert worden ist, wenn wir über Rhythmus, sowohl der neuern als der alten Zeit, urtheilen wollen. Die alten Verse zeigen uns, was die Alten hörten, ihre Zeichen müssen wir verstehen, wie sie von ihnen gehört, wie sie von den Metrikern gedeutet worden. — Daß unsere Zeitmessung übrigens in der Natur selbst beruhe, begreift sich leicht, wenn man auf die Natur des rhythmischen Zeitmaßes, was man Metrum nennt, achtet. Metrum verwechselt sich

allerdings leicht mit Rhythmus, und fast alle Theorien verwechseln es, indem sie sich bemühen, einen Unterschied anzugeben, den ihre Verfasser nicht deutlich fühlen. Der berühmte Metriker und Philolog Hermann lehrt: Metrum ist das Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander, ohne allen Rhythmus. So ist es allerdings vom Rhythmus gesondert, aber nicht allein vom Rhythmus, sondern sogar von seinem eigenen Begriff, denn ein Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander ist nur im Rhythmus denkbar; wie es also unter der Bedingung seiner Möglichkeit zum Metrum werden könne, gehört unter die Geheimnisse der Wissenschaft, und unter die vielen Räthsel der Hermannschen Theorie. Nimmt man die Ansicht des Rhythmus als Zeitfigur auf, so charakterisirt sich jeder Rhythmus, wie jede Figur überhaupt, durch den Umriß und durch das Verhältniß der Theile unter einander. Umriß ist bei der Raumfigur die Grenze, welche sie vom übrigen Raum absondert, bei dem Rhythmus die Grenze, welche ihn von der Zeitreihe absondert, also sein Anfang und Ende. Verhältniß der Theile in der Raumfigur wird durch ein inneres, aus der Figur selbst entlehntes Maß (z. B. Modell) bestimmt, eben so bei der Zeitfigur, und dieses innere, aus dem Rhythmus selbst entlehnte Maß seiner Theile ist das Metrum, welches also nicht, wie jene Grunddefinition der wissenschaftlichen Metrik will, ohne allen Rhythmus, sondern gerade umgekehrt, blos im Rhythmus statt findet. Ein einzelner Klang gibt noch keinen Rhythmus, so wenig als ein Punct eine Figur ausmacht. Zwei Klänge können einen Rhythmus geben, wenn sie so vernommen werden, daß sie zusammenzugehören scheinen, als ob der eine den andern hervorgebracht hätte. Die Musik erläutert dieses besser und geschwinder, als eine ausführliche Ableitung. Den hervorbringenden Theil nämlich nennen die Musiker den guten Tacttheil, und den hervorgebrachten den schlechten. Jenen nennen die Metriker (der Musiksprache entgegen) Arsis und diesen Thesis. Die Arsis bezeichnet man mit einem Accent ('), wo es nöthig ist. Das Zeitverhältniß der Arsis zu der Thesis wird nun durch das Metrum bestimmt. Ist die Thesis der Arsis an Zeitgehalt gleich (), so entsteht ein gleiches Metrum (gerader Tact); ist hingegen die Thesis der Arsis ungleich, und also kleiner (denn ein Größeres könnte nicht aus dem Kleinern hervorgegangen scheinen), z. B. , so entsteht das ungleiche Metrum (ungerader Tact). Wer die Ansichten tiefer aufzufassen liebt, der denke sich das Hervorgehen der Thesis aus der Arsis als das Setzen eines Gegensatzes. Der Charakter der Thesis gegen die Arsis ist auch in der That antithetisch, und man nennt sie richtiger Antithesis und die Arsis Thesis, welches letztere die Musiker thun. Die Antithesis ist aber der Thesis gleich, und nur durch den Charakter der Abhängigkeit von ihr verschieden. So entsteht die Gleichheit des Metrums. Läßt aber die thetische Kraft außer der Antithese noch eine neue Thesis ohne weitere Antithese aus sich hervorgehen, so vereinigt sich in diesem dritten Erzeugniß thetischer und antithetischer Charakter. Es ist antithetisch in Beziehung auf die erste Thesis (Arsis) und thetisch (arsisch) in Beziehung auf die ihm unmittelbar vorhergehende Antithese. Anschaulicher wird vielleicht die Sache hierdurch: man denke sich die gewöhnliche Ansicht eines ungeraden Tactes:  Die Vier-

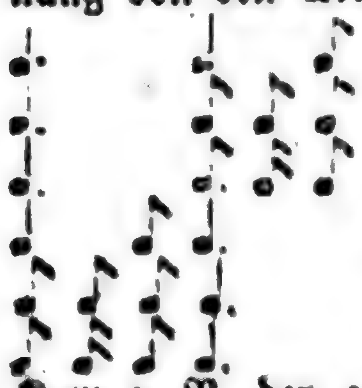
telsnote ist hier die Antithesis der halben; nun löse man aber diese in Viertel auf, (♩ ♩ ♩): so ist die zweite Note Antithesis der ersten, und die dritte zeigt den erwähnten doppelten Charakter in ihrer doppelten Beziehung. Dieses Hervorbringen der dritten Note zeigt, warum nur die Zahl drei den ungeraden Takt ausfüllt, nicht eine andere der ungeraden Zahlen. Denn wollte man fünf entstehen lassen, so würden sich diese fünf in zwei Reihen theilen, wo die Zwei und die Drei, also die beiden ersten Verhältnisse wiederkehrten. Im geraden Metrum ist Arsis und Thesis sich gleich. Man kann diese beiden rhythmischen Bestandtheile Hauptmomente nennen. Jedes dieser Hauptmomente kann sich nun nochmals in Satz und Gegensatz zerlegen:



und wir nennen diese rhythmischen Bestandtheile Momente zweiter Ordnung. Da die Hauptmomente sich gleich sind, und die Momente zweiter Ordnung ebenfalls unter sich, so findet unter Momenten derselben Ordnung kein Unterschied der Länge und Kürze statt. Erst, wenn Momente beider Ordnungen vermischt werden (𝅗𝅥 ♩ ♩), bemerkt man diesen Unterschied. Rhythmen, welche sich in Momenten derselben Ordnung bewegen, unterscheiden also ihre Arsis und Thesis nicht nach Länge und Kürze, sondern blos durch den Accent, der auf das gute Tacttheil (Arsis) fällt. Man nennt sie daher accentuirte Rhythmen, dahin gehören z. B. unsre Kirchenchoräle. Rhythmen hingegen, welche sich in Momenten verschiedener Ordnung bewegen, unterscheiden ihre Momente zugleich nach Längen und Kürzen (nach Quantität). Diese heißen deswegen quantitirende Rhythmen, und zu diesen gehört der größte Theil der alten Verse. Die beiden Hauptmomente des geraden Metrums können sich auch ungleich zerlegen:

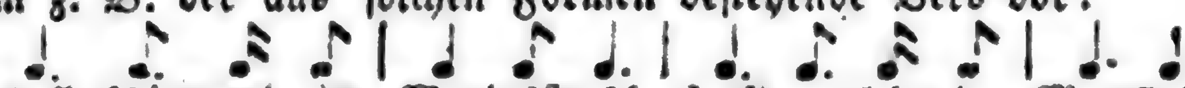


und so entsteht ein gemischtes Metrum (der Sechsachteltact). Daß diese Zerlegung auch in lauter Achtel geschehen könne, begreift sich leicht, und eben so, daß das erste Achtel durch stärkere Markirung leicht in ein punctirtes (♪. 𝅘𝅥𝅯 ♪) übergeht. Mischen sich nun beide Ordnungen der Momente, so entstehen mancherlei Formen des Rhythmus, welche hier zu bemerken sind, wegen ihrer sonderbaren Verkennung von den Metrikern:



die bacchische Form, bei den Metrikern – – ᴗ
die erste päonische Form . . . . – ᴗ ᴗ ᴗ
die ionische Form . . . . – – ᴗ ᴗ
die kretische Form . . . – ᴗ –
die vierte päonische Form . . . . ᴗ ᴗ ᴗ –
die choriambische Form . . . . – ᴗ ᴗ –

Kam z. B. der aus solchen Formen bestehende Vers vor:



Hell schimmert im Mondesstrahl sanft wal=len=de Meerflut,

so bezeichnen die Metriker sie nach ihrer zweizeitigen Länge so:

– – ◡ ◡ | – ◡ – – | – ◡ ◡ – ◡



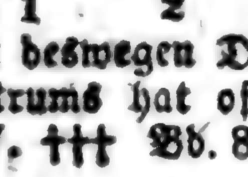
[u]nd behaupten, die Alten haben sie auf diese Art vernommen, denn [d]ie Großmutter werde nicht von der Enkelin tanzen gelernt haben. [D]ieser gelehrten Behauptungen wegen war es nothwendig, zu zeigen, [d]aß die Formen, nach welchen wir Rhythmen messen, nicht der neuen [M]usik angehören, sondern im Wesen als Rhythmus gegründet seien, [d]aß mithin (um bei dem beliebten Gleichniß zu bleiben) Großmutter [u]nd Enkelin dieselbe Lehrerin hatten: die Natur. Das ungerade [M]etrum hat drei Hauptmomente: (♩ ♩ ♩), welche, in zwei Unter[mo]mente zerlegt, das molossische Metrum geben, in der Musik den [D]reivierteltact. In drei Momente zweiter Ordnung zerlegt, bildet [e]s ein Metrum, welches wir das tripodische nennen, und das dem [Neu]nachteltact gleich ist. Zieht man die beiden ersten Momente zu[sa]mmen (𝅗𝅥 ♪), so entsteht das trochäische Metrum, oder der Drei[a]chteltact. Welches Maß irgend einem Rhythmus eigenthümlich sei, [ka]nn natürlich nicht eher bestimmt vernommen werden, als bis in [s]einem Verlauf die Hauptarsis zurückgekehrt ist. Die Hauptarsis [ab]er kann sich erst nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als Haupt[a]rsis bewähren, denn die Arsis, welche wiederkehrend vernommen [w]ird, könnte auch den Momenten späterer Ordnung angehören. Die [H]auptarsis kehrt nach einer gewissen Zahl von Hauptmomenten zu[r]ück, und die Regel, nach welcher sie wiederkehrt, heißt in der Mu[s]ik der Tact. Es zeigt sich also, daß der Tact ebenfalls in dem Wesen des Metrums gegründet, und keineswegs, wie die gelehrten Metriker meinen, eine Erfindung neuerer Zeit ist, um mehrere Stimmen ohne Verwirrung zugleich hören lassen zu können. Vermuthlich ist der abwechselnde Gebrauch beider Füße beim Gehen auch eine Erfindung neuer Zeit, um ohne Verwirrung mehrere Soldaten neben einander marschiren lassen zu können. Die Abtheilung von einer Hauptarsis zu der andern nennt man in der Musik bekanntlich einen Tact, wir nennen sie im Allgemeinen eine metrische Periode. Wie eine Melodie durch mehrere Tacte gehen kann, so kann ein Rhythmus, z. B. ein Vers, durch mehrere Perioden gehen, z. B.



– ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ | – ◡ –

Ar=mes Herz, von na=men=lo=ser Küm=mer=niß ge = pei=ni=get,

und so wird also die metrische Periode zum **Versmaß** (s. d. Art.). Die Abtheilung von einer Unterarsis bis zu der andern nennt man in der Metrik einen Fuß, wenigstens ist dieses der ursprüngliche reine Begriff davon. Anschaulicher erklärt man sich den metrischen Fuß als die Form, nicht der ganzen Periode, sondern eines einzelnen Hauptmomentes derselben. So hat die Periode des gemischten Metrums in der trochäischen Form zwei Füße:



in metrischer Bezeichnung –́ , –
. . . . . –́ ◡ , – ◡

und heißt deswegen Dipodie (Doppelfuß). Die Periode des tripodischen Metrums hat oft drei Füße:

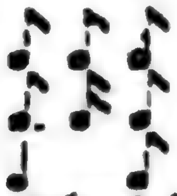


in metrischer Bezeichnung – , – , – ,
. . . . . – ◡ , – ◡ ◡ | – ◡

und heißt deswegen Tripodie. Ursprünglich, wie gesagt, war diese die wahre Bedeutung des Wortes Fuß, und in diesem Sinne gibt e[s] nur folgende Füße:



Pyrrhichius, metrisch bezeichnet ◡́ ◡



Tribrachys . . . . ◡́ ◡ ◡
Daktylus . . . . . – ◡ ◡
Trochäus . . . . . – ◡

welche als wahres Maß der Periode und als Formen dieses Maße[s] gelten können. Das unaufgelöste Moment ( ) kann man nur unei[-]gentlich zu den Füßen rechnen und eben so folgende:



Spondeus, metrisch bezeichnet –́ –



Molossus . . . . –́ – –
Daktylus (der schwere) . – ◡ ◡

welche die ganze Periode in Hauptmomenten erfüllen. Allein diese wahre eigenthümliche Bedeutung des metrischen Fußes, wiewohl si[e] noch jetzt die eigentlich metrisch anwendbare ist, ward schon seit lan[-]gen Zeiten durch eine Nebenabsicht des Fußes verdunkelt und hierdurch Verwirrung in eine, an sich ganz klare Sache gebracht. Man beach[-]tete nämlich die Zusammensetzung der Füße aus kurzen und langen Sylben mehr, als den Gebrauch des Fußes zum Maß, und erwei[-]terte nun die Zahl der Füße fast in das Unbestimmte, indem man alle möglichen Zusammensetzungen verzeichnete und nach besondern Namen unterschied. Man setzte diese Verzeichnungen bis zu sechs und noch mehr Sylben fort, und wer nur einigermaßen selbst die gemein[-]faßlichen Schriften von Klopstock, Voß und andern über die Gegen[-]stände beurtheilen will, muß sich wenigstens bis zu den viersylbigen Füßen mit diesen Zusammensetzungen bekannt machen. Zweisylbige Füße sind vier:

◡ ◡ Pyrrhichius.
– – Spondeus.
– ◡ Trochäus.
◡ – Jambus.

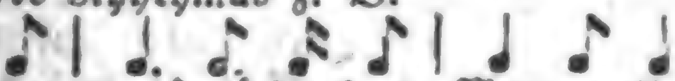
Dreisylbige Füße sind acht:

◡ ◡ ◡ Tribrachys.
– – – Moloß.
– – ◡ Bacchius.
◡ – – Antibacchius.
– ◡ – Kretikus.
◡ ◡ – Anapäst.
◡ – ◡ Amphibrachys.
◡ ◡ – Daktylus.

[Vi]ersylbige Füße sind sechzehn:

- – – – – Dispondeus.
- ∪ ∪ ∪ ∪ Proceleusmaticus.
- ∪ – – – erster, – ∪ – – zweiter, – – ∪ – dritter, – – – ∪ vierter: Epitritus.
- – ∪ ∪ ∪ erster, ∪ – ∪ ∪ zweiter, ∪ ∪ – ∪ dritter, ∪ ∪ ∪ – vierter: Päon.
- – – ∪ ∪ sinkender, ∪ ∪ – – steigender: Joniker.
- – ∪ ∪ – Choriamb.
- ∪ – – ∪ Antispast.
- – ∪ – ∪ Ditrochäus.
- ∪ – ∪ – Dijambus.

[D]ie größte Verwirrung entstand nun daher, daß man diese nach einer [ga]nz verschiedenen Ansicht zusammengesetzten Füße, der ursprünglichen [B]edeutung nach, auch als Versmaße brauchen wollte. So zerriß [m]an die Rhythmen zur Unkennbarkeit durch Abtheilung und falschen Sylbengehalt. Der Rhythmus z. B.



von auf=glü=hen=dem Morgenroth,

über dessen Gesang kein Zweifel entstehen kann, theilen die gelehrten Metriker so:

∪ – – ∪ | ∪ – ∪ –

und jede Länge ist ihnen zweizeitig, wodurch sie die Wundermelodie



erhalten, von welcher das Alterthum sich entzückt gefühlt haben soll. Überhaupt ist es merkwürdig, daß die Gelehrten einstimmig von der Bewunderung wiederhallen, mit welcher das Alterthum die damaligen Rhythmen gehört habe, gleichwohl sind eben diese Gelehrten über nichts uneiniger, als über diese Rhythmen selbst, die jeder anders aufstellt, alle aber so, daß, wie sie selbst bekennen, unser verwöhntes Ohr die Schönheiten nicht vernimmt. Es wäre einer Untersuchung werth, wie man von der Schönheit einer Melodie entzückt werden kann, deren Gesang die eine Classe von Hörer unvernehmlich, und von der andern unternommen ist. Diese zusammengesetzten Füße haben in Beziehung auf Rhythmus wenig Sinn und wenig Brauchbarkeit. Läßt man aber diese Beziehung ganz weg, und betrachtet diese Art Füße als prosodische Compositionen, so bekommen sie ihre wahre, ihre eigenthümliche Bedeutung. Der prosodische Gehalt einer Sylbe nämlich ist von dem metrischen durchaus zu unterscheiden. Der metrische Gehalt einer Sylbe ist genau bestimmt durch ihre Stelle im Rhythmus. Die Sylbe Schön z. B. ist im Rhythmus



Schönglü=hen=der Morgen=strahl

dreizeitig: bei



Schön erglüht der goldne Morgen

ist sie zweizeitig, und in



Schön, wie des Morgens er = glü = hen = de Pracht

ist sie unvollkommen. Anders ist es mit dem prosodischen Gehalt. Dieser zeigt kein bestimmtes Maß einer Sylbe, er betrachtet die Sylbe außer dem Rhythmus und ohne Verhältniß. So bestimmt er blos Länge und Kürze im Allgemeinen. Die Sylbe Schön z. B. ist prosodisch nur lang überhaupt: wie lang, bestimmt nicht die Prosodie, sondern das Metrum. Diese zusammengesetzten Füße kann man also als prosodische Wortformen (Wortfuße) betrachten, welche durch die rhythmische Bedeutung ihrer Sylben zu Wortrhythmen werden. Dabei geschieht es nicht selten, daß die prosodische Form eines Wortes einen andern Namen haben kann als dessen metrische; so ist z. B. die prosodische Form des Wortes: fortwanderten, ionisch (– – ∪ ∪), am Schluß des iambischen Verses hingegen:

∪ – ∪ – | ∪ – ∪ – | ∪ – ∪ –

Aus theurer Heimath Vaterhaus fortwanderten.

ist die metrische Form die iambische $\begin{Bmatrix} - \ \cup \\ \cup\ \cup - \end{Bmatrix}$. Die geschickte Stellung der Wortfüße in einem Vers ist eine der Hauptbedingungen zu dessen Schönheit, und man kann die Wortfüße nicht unschicklich den Notenfiguren vergleichen, welche der Componist in einem Bogenstrich verbunden haben will. Schon vor alten Zeiten haben die Theoretiker rhythmische Verse von metrischen unterscheiden wollen. Indessen blieben ihre Erklärungen dunkel, was gewöhnlich der Fall ist, wenn man von dunkeln Gefühlen redet, denen kein reeller Gegenstand entspricht. Es ist unmöglich, einige zusammenhängende Sylben zu sprechen, ohne einen Rhythmus hören zu lassen, jedes mehrsylbige Wort ist ein Rhythmus, jede Prosa besteht also aus rhythmischen Sätzen, deren jeder sein Metrum hat. Der Unterschied des Verses ist nur dieser, daß die rhythmischen Sätze im Verse durch ein und dasselbe Metrum verbunden sind; z. B. im Vers:



Mit dem Zwilling=ton des Waldhorns wechselte fröhlicher Doppelgesang.

sind die Rhythmen durch das fortgehende gemischte Metrum verbunden; im prosaischen Satz,

Zwei Waldhörner wurden abwechselnd von zwei Singstimmen unterbrochen.

sind ebenfalls Rhythmen, aber kein ununterbrochen gleichförmiges Metrum, welches sie verbindet, und darum ist der Satz kein Vers. So kann eine Declamation höchst wohllautend sein, aber so lange sie, nach Gebühr, nicht aus der declamatorischen Scale in die harmonische Scale tritt, ist sie kein Gesang. Wenn im Verse das Metrum wechselt, so kann es wenigstens nicht eher geschehen, als bis der Vers das nun geendete Metrum fixirt hatte, im prosaischen Styl hingegen soll das Metrum nie so lange gleichförmig fortgehen, daß es sich fixiren könnte. Welcher reeller Begriff kann nun wohl jenen sogenannten rhythmischen Versen zum Grunde liegen, deren Schatten neuerlich wieder zur Rettung mancher Theorien heraufbeschworen werden? Das einzige Reelle dabei ist die Unbekanntschaft der Theoretiker mit dem Gesang der von ihnen als rhythmisch proclamirten Verse. So sollten vor einiger Zeit die Galliamben dergleichen gesetzlose Rhythmen sein, weil aus ihrer krausen metrischen Bezeichnung:

– – ∪ | ∪ – | ∪ – | – ∪ ∪ | – ∪ ∪

kein Metrum und kein Gesang zu vernehmen war, wovon indessen,

.. den galliambischen Vers



Ein strö-men-der Quell von Wohllaut in be - geisternder Melo - die.

.., keins von beiden vermißt. Auf ähnliche Art werden sich alle ..genannten rhythmischen Verse entweder in ein bekanntes Metrum, .. in Prosa auflösen. Will man accentirte Verse unter rhythmi.. ..n verstehen, so hat die Sache Sinn, allein der accentirte Vers .. Metrum, wie jeder, nur nicht durch Quantität, sondern durch ..ent bestimmt. Hat man sich von dem wahren Wesen des Rhyth.. ..s überzeugt, so sieht man leicht, daß die alten Metriker, oder .. man sie auch nennt, Grammatiker, einen falschen Weg einschlu.. .., indem sie Rhythmen und Verse durch Füße messen wollten, wel.. .. nicht durch Zerfällung rhythmischer Momente, sondern durch Syl.. ..zusammensetzungen entstanden waren. Unter diesen Grammati.. .. waren vorzüglich berühmt der Grieche Hephästion, und unter .. Lateinern Marius Victorinus, Diomedes, Priscian, anderer Schriftsteller, wie Dionysius, Aristides, Quintilianus, nicht zu er.. ..nen, welche durch andere Schriften ebenfalls bekannt sind. Nach ..chen Vorarbeiten, besonders der Engländer Bentley und Dawes, ..warb sich der schon erwähnte leipziger Philolog Hermann das Ver.. ..enst, mehrere Irrthümer jener Grammatiker aufzudecken und die Metrik wissenschaftlich zu behandeln. Seine vorzüglichsten Werke sind: De Metris, Leipzig 1796; Handbuch der Metrik, Leipzig 1799 und Elementa doctrinae metricae, Leipz. 1816. Er wollte ein Grund..gesetz des Rhythmus aufstellen und in den Versen der alten Dichter nachweisen, diese aber nach jenem Gesetz aus ihrer Verderbtheit wie.. der herstellen. Allein so rühmenswerth auch sein Fleiß hierbei ist, so wenig gelang es ihm, in das wahre Wesen des Rhythmus einzu.. dringen, weil er durch das Vorurtheil, die neue Musik sei wesent.. lich von der alten verschieden und durch die Einführung des Tactes verderbt, von dem wahren Weg abgeleitet wurde. Seine Bücher zeigen, zu welchen unbegreiflichen Irrthümern man sich verirrt, wenn man Dinge, die vor allem mit dem Sinn ergriffen sein wollen, durch hergebrachte unverstandene Formeln aufzufassen unternimmt. Zu die.. ..en hergebrachten Formeln gehört vorzüglich der Satz von der blos zweizeitigen Länge. Seit einigen Jahren ist die, oben im Wesentli.. chen auszugsweise gegebene Theorie des Rhythmus bekannt worden, ..ach welcher der Tact, wie in der neuen Musik, so auch in den al.. ..en Versrhythmen, als nothwendig und unzweifelhaft vorhanden nachgewiesen wird. Die Hauptschriften darüber sind: über Rhythmus und Metrum, von A. Apel (in der allgemeinen musikalischen Zeitung 1807 und 1808) und: Metrik von demselben Verfasser, Leip.. zig 1814. Dem hier aufgestellten Begriff des Rhythmus als einer Zeitfigur widerspricht es nicht, daß man die Worte: Rhythmus und Eurhythmie auch von Eigenschaften der Dinge braucht, welche im Raume sich zeigen. Einige, z. B. Hermann in seiner Metrik, meinen, man verstehe dann unter Rhythmus ein regelmäßiges Verhältniß über.. haupt, allein wer auf den Ausdruck seiner Gedanken aufmerksam ist, wird Symmetrie mit Eurhythmie nicht verwechseln, beiden liegt zwar Regelmäßigkeit zum Grunde, jedoch in verschiedener Beziehung. In einer schönen Pflanzengestalt kann man Eurhythmie bewundern, ohne eben Symmetrie zu bemerken, eben so können Verzierungen symme.. trisch angebracht sein, ohne daß man versucht wird, von Eurhythmie

zu sprechen. Wer die Natur zu beobachten, und auf die Bedeutung ihrer Erscheinung zu merken gewohnt ist, der findet oft den Charakter einer zeitlichen Erscheinung durch eine Gattung von Gestalten ausgedrückt, so daß in der Zeit gleichsam das Wort, und im Raum der körperliche Gegenstand dazu sich zu finden scheint. Es ist unmöglich, hier diesen Satz anders auszuführen, als in seiner unmittelbaren Beziehung auf Rhythmus. Der Charakter des Rhythmus ist das Entstehen der Thesis aus der Arsis, überhaupt also das Werden, die Evolution, welche im Rhythmus als beschlossen vom Anfang bis zum Ende sinnlich erscheint. Ein sinnliches Bild der Evolution im Raum kann also ein räumlicher Rhythmus genannt werden, das, was man auch Eurhythmie nennt. In der Natur ist es besonders die Pflanze, welche dieses räumliche Bild der Evolution zeigt, wie denn überhaupt die Zeit in der ganzen Vegetation ihr räumliches Gegenbild, und in der Causalität ihren entsprechenden Begriff findet. Den sinnlichen Ausdruck der Gesetzlichkeit im Raum, auf Rhythmus oder Evolution bezogen, nennen wir daher Eurhythmie, so wie wir unter Symmetrie den sinnlichen Ausdruck der Gesetzlichkeit in Beziehung auf Harmonie verstehen. Im symmetrischen Verhältnisse werden die Gegensätze als von einander unabhängig, und nur von einer gemeinschaftlichen Thesis (Einheit) abhängig gedacht, daher stehen sie unter sich nicht in dem einseitigen Abhängigkeitsverhältniß der Causalität, sondern in dem, die Abhängigkeit durch Gegenseitigkeit derselben compensirenden Verhältniß der Wechselwirkung. Im Verhältniß der Eurhythmie hingegen wird der Gegensatz von seiner Thesis als abhängig gedacht, und steht also unter ihm in dem Abhängigkeitsverhältnisse der Causalität ohne positive Zurückwirkung. Hermann, der den Begriff des Rhythmus durch das Gesetz der Wechselwirkung bestimmen wollte, zeigte, daß ihm Kants Lehre von den Kategorien, durch welche er seine Theorie zu begründen suchte, ihrem Geiste nach unbekannt war, und schon dieser Mißgriff in den ersten Elementen hätte seine Theorie umgestoßen, wenn überhaupt die philosophischen und mathematischen Propyläen vor seinem Gebäude mehr zum Eingang, als zur Verzierung gedient hätten. Was in der Musik Harmonie und Rhythmus ist, das zeigt sich also im Raum als Symmetrie und Eurhythmie. Erinnert man sich, daß die erste Dimension des Raumes (Länge: Linie) ebenfalls der Zeit und der Succession angehört; die zweite hingegen (Breite: Fläche) dem Raume, also dem Zugleichsein (die dritte gehört nicht dem Sinne, sondern der Reflexion), so begreift sich, daß bei Längenverhältnissen (z. B. Höhen, Säulen) von Eurhythmie, bei Breitenverhältnissen hingegen von Symmetrie die Rede ist. Will man nun sagen: Eurhythmie sei der im Raume fixirte Rhythmus, Symmetrie die zur Gestalt gewordene Harmonie, so sagt man etwas noch weniger fremdartiges, als wenn man von Aufklärung eines dunkeln Gegenstandes spricht, wo nicht blos die Zeit in den Raum, sondern gar ein sinnlicher Gegenstand, Licht in einen intellectuellen eingreift; und wer sich an den Ausdruck stößt, Architektur sei die Musik des Raumes (weil sie die Harmonie und die Rhythmen des Raumes ordnet), der hüte sich wenigstens, wenn er consequent bleiben will, jenen Ausdruck eine frostige Metapher zu nennen, sonst vereinigt er in seinem Tadel zwei in noch entfernteren Sphären liegende Begriffe. **Al.**

Riccoboni (Lodovico), zu Modena aus gutem Geschlecht 1677 geboren, hatte früh schon eine besondere Vorliebe für das Theater.

Was er vorfand, war ursprünglich und volksthümlich, wenn auch ein mehrseitig gebildeter Geschmack es roh und geschmacklos zu nennen versucht ward. Die künstliche Poesie vermochte hier, wie überall, nichts, als das eigene, volksthümliche Leben, wie es durch seine Verhältnisse nach innen und außen sich entwickelt und gestaltet hatte, zurückzuspiegeln, wie verhältnißmäßig zu andern beschränkt es auch immer in seiner Eigenthümlichkeit ausfallen mochte. Jene Eigenthümlichkeit nun des italienischen Theaters bestand damals aus Entwürfen, wie die zu unsern ächten Marionettenspielen bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aus improvisirten Possen, welche die Haupthandlung heben und gleichsam durch Widerspruch reizen sollten, aus mimisch-rhetorischen Gemeinplätzen; dies alles früher schon von geistreichen und witzigen Schauspielern, um der Schaulust des Volkes zu entsprechen, um eine mangelnde dramatische Literatur einigermaßen zu ersetzen, erfunden und überlieferungsmäßig fortgepflanzt, je mehr es der Unbildung und Rohheit späterer Schauspieler Vorschub that. Da es nun noch dazu mit den atellanischen *) Fabeln der Römer vermuthlich sehr verwandt war, so konnten nur allmählig, so wie die Nation vielseitiger wurde und eine bestimmter ausgesprochene Richtung nahm, Versuche der künstlichen Poesie Platz gewinnen. Geselligkeit, die Aufgabe der neuern Zeit, nachdem das antike öffentliche und Staatsleben untergegangen war, blieb auch hier der Mittelpunct, von welchem alles ausging, und um welchen alles spielte. Das Theater wurde eine Schicklichkeits- und Anstandsbühne und Schule, das Widerspiel derselben seine komische Seite. Die Ariosto, Tasso, Rucellai, Alamanni, Cintio, Macchiavelli u. a. hatten lange bereits griechische und römische Lebensform, oder doch ihre eigenen Ansichten davon dramatisch sich entwickeln lassen, oder auch das Leben ihrer Zeit unter jenen Maßstab gestellt; andere hatten ein arkadisches Idyllenleben vorgeführt — aber sie waren wie vergessen. Das Derbsinnliche, Unreine, Unzüchtige, was zum Theil auch noch in jenem ziemlich laut wurde, stach gar sehr ab gegen die höfische Feinheit und geregelte Zierlichkeit der benachbarten Franzosen. Es klang auch wohl noch zuweilen etwas Idyllisches, oder auch Heroisches aus der früheren Mythenzeit hinein; aber auch dies mußte immer mehr und mehr weichen. Geselligkeit, Sitte, Schicklichkeit, Ton wurde und blieb die nähere Aufgabe des Drama, welche Mittelglieder es auch hatte durchgehen müssen. — So war denn auch zu Riccobonis Zeit die Gesellschaft eines gewissen Francesco Calderoni, der sich nach damaligem Brauch den Namen Silvio beilegte, die Bewahrerin jener Anstands- und Schicklichkeitsbühne, auf welcher sich ein junger Römer, Pietro Cotta, zubenamt Celio, ausbildete. Dieser übernahm, als Calderoni in Diensten des Kurfürsten von Baiern mit seiner Gesellschaft Italien verließ, eine Gesellschaft, und brachte, obwohl mit manchem Widerspruch, Guarinis treuen Schäfer, Tassos Aminta und französische Tragödien auf sein Repertoir. Als aber auch er endlich sich zur Ruhe begab, gingen mehrere Schauspieler den damals 22jährigen talentvollen Riccoboni an, die Gesellschaft zu übernehmen. Er that es, und ging mit beharrlichem Eifer, ja noch kühner, wie es scheint, auf dem von Celio betretenen Wege fort. Dabei ging ihm der gelehrte Alterthumsforscher Scipione Maffei mit gutem Rath zur

*) Von Atella, einer Stadt in Campanien, wo ein berühmtes Theater war.

Hand, und so wurden die nach dem Vorbilde der Alten ausgearbeiteten Tragödien italienischer Dramatiker auf die Bühne gebracht. Kurz, in zehn Jahren hatte er in der Lombardei und in Venedig das Theater auf eine seltene Höhe erhoben, zumal da er die Klugheit hatte, auch dem eigenthümlichen verwilderten, oder roheren Volksgeschmack durch Aufführung damals gangbarer Possen nicht alle Nahrung zu entziehen, noch ihn gegen sich aufzureizen. Hatten aber jene Strebungen hauptsächlich der Tragödie gegolten, so versuchte er nun auch, mit allmähligen Umbildungen der beibehaltenen vier komischen Nationalmasken, die gesunkene oder vielmehr nicht gehobene Komödie hinaufzuläutern. Er arbeitete gute französische Stücke mit Rücksicht auf die Forderungen des volksthümlichen Geschmacks um, machte aus mehreren Komödien Eine, ließ einzelne Auftritte wörtlich beibehalten, andere improvisiren, gab auch manche Komödien vollständig übersetzt und hatte, schon weil er die Neugier in Anspruch nahm, stets volle Häuser. Diese Beschäftigung reizte ihn denn nach und nach, mit eigenen Erzeugnissen, mit der eifersüchtigen Frau, aufzutreten. Ja er wurde so kühn, den Arlecchino zu verbannen, zu welchem Ende er die Scolastica des Ariost mit einigen Abänderungen wählte und auf das Theater zu Venedig brachte. Aber dieser Versuch schien doch, dem Erfolg nach, übereilt; denn unter lautem Murren der Zuschauer konnten nur vier Acte aufgeführt werden. — Willkommen war ihm daher die Gelegenheit, die sich ihm darbot, eine Schauspielergesellschaft für den Herzog von Orleans in Paris zu errichten. 1716 trat er mit seiner Gesellschaft auf dem Theater im Hôtel de Bourgogne auf. Er und seine Familie, von seinen beiden Frauen besonders die zweite, Elena Baletti, und später sein Sohn Franz, genossen durch die Feinheit, Gewandtheit und Lebendigkeit ihrer Darstellungen allgemeinen Beifall. Sein erster Aufenthalt in Paris dauerte bis 1729. Er war in dieser Zeit unermüdet, und bearbeitete in Gesellschaft mit Dominique und Romagnesi, auch seinem Sohne, seinen Ansichten und Zwecken gemäße Komödien, meist bloße Entwürfe, die auch deshalb canevas hießen, dem Stoffe nach zum Theil altitalisch, und deren weitere Ausführung und eigentlich mimische Behandlung und Belebung den Schauspielern, wie in der sogenannten comedia dell' arte, vorbehalten gewesen zu sein scheint. Sie sind nicht eigens gedruckt, aber durch den Mercure bekannt gemacht. Außer dem immer unter mancherlei Gestalten mit mancherlei Schicksalen wiederkehrenden und durchleuchtenden Arlecchino, der sich doch nicht ganz bannen ließ, waren es auch meist in das Burleske gezogene Charakterschilderungen, wie die eifersüchtige Frau, der französirte Italiener, der Betrüger wider Willen &c. Lessing hat in seiner theatralischen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Dazu schrieb Riccobini auch eine Geschichte des italienischen Theaters vom Verfall der lateinischen Komödie an, mit einem Verzeichniß der von 1500 bis 1660 gedruckten italienischen Tragödien und Komödien. Seine historisch-kritischen Bemerkungen über die verschiedenen Theater Europas enthalten, viele gute Bemerkungen und theoretische Winke über seine Kunst. Auch über die Darstellungskunst schrieb er, und sein Sohn später l'Art du théâtre. Er bat 1729 um seine Entlassung, die er mit einem Jahrgehalt erhielt, und lebte hierauf in Parma. Aber wenn ihn vielleicht die diesem Geschäft eignen Verdrießlichkeiten vom Theater entfernt hatten, so

zog ihn seine Liebe dazu doch noch stärker zurück, und so ging er nach ungefähr zwei Jahren wieder nach Paris, mit allgemeinem Beifall empfangen. Wie lange sie dort geblieben, ist nicht ganz auszumitteln. Der Sohn verließ 1750 das Theater gänzlich, und lebte 1753 in Italien im Schoße seiner Familie. — Erwägt man die gleichzeitigen und spätern Strebungen bis auf unsere Zeiten, im Verhältniß zu der Theilnahme des Publicums, so sieht man wohl, daß Riccoboni nach manchen Schwankungen, welche aus seiner Eigenthümlichkeit im Streit mit der Volksthümlichkeit hervorgingen, durch den Gang der Zeit doch eine Richtung einschlug, welche wieder durch manches Auf und Ab hindurch die herrschende geblieben ist. Freilich aber zeigt der durchgängige Geschmack an diesen flachen Sittengemälden, an dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerspiele, daß auch hier, wie vielleicht im übrigen Europa, die eigentliche Poesie ganz vorüber ist, und nur in einzelnen Gemüthern nachklingt. Wa.

Richard I., König von England, war ein Sohn Heinrichs II. und Eleonorens von Guyenne und Poitou, der geschiedenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich. Wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit erhielt Richard den Beinamen Löwenherz. Bald nach seiner Thronbesteigung (1189) vereinigte er sich mit König Philipp von Frankreich zu einem Kreuzzuge gegen den ägyptischen Sultan, Saladin, er befreite unterwegs seine Schwester Mathilde aus der Gefangenschaft des Königs Tancred von Sicilien, und eroberte die Insel Cypern, deren König, Isaac Komnenus, in silberne Fesseln geschlagen wurde. Hierauf in Palästina angelangt, bewährte er seinen Heldenmuth durch die Eroberung von Ptolemais (Acre) in Syrien, und manche ritterliche That. Da aber, besonders durch die auf Cypern vor sich gegangene Vermählung Richards mit der navarrischen Prinzessin Berengaria, Uneinigkeit zwischen ihm und Philipp, mit dessen Schwester er versprochen war, ausbrach, so trennte sich Philipp von ihm, 1191, worauf auch er sich 1192 auf den Heimweg begab. Durch Sturm an die Küste von Dalmatien verschlagen, wurde er von seinem persönlichen Feinde, dem Herzoge Leopold von Österreich, gefangen genommen, und an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der Richard so lange festhielt, bis er sich mit 100,000 Mark Silbers löste. (Die unter dem Art. Blondel erzählte Geschichte seiner Befreiung ist unverbürgt.) Bei seiner Rückkehr nach England fand er seinen Bruder Johann auf dem Throne, den er jedoch wieder verdrängte, worauf er sich gegen Frankreich rüstete, welches die Normandie angegriffen hatte. In der Schlacht bei Gisors besiegte er die Franzosen, ward aber bald darauf bei der Belagerung von Chaluz in Limosin durch einen Pfeilschuß verwundet und starb (1199), 42 Jahre alt. Die ritterlichen Thaten und Abenteuer dieses Königs haben reichen Stoff zu Erzählungen und Liedern gegeben. Sein in Deutschland ihm widerfahrenes Mißgeschick hatte er sich durch Stolz und Übermuth gegen die Deutschen in Palästina und durch die Unterstützung der Unruhen in Sicilien gegen Kaiser Heinrich VI. zugezogen. Seiner Verordnung nach ward sein Leichnam zu Fontevraut, zu Füßen des Sarges seines Vaters, beigesetzt, um dadurch seine Reue über das pflichtwidrige Betragen anzuzeigen, das er sich bei Lebzeiten gegen ihn erlaubt hatte; jedoch wurden seine Eingeweide, gleichfalls auf seinen Befehl, zu Charonne, sein Herz zu Rouen beer-

digt, weil, wie er sagte, die Bewohner des ersten Orts durch ihre Treulosigkeit nichts bessers von ihm verdienten, die des letztern aber durch ihre Anhänglichkeit sein Herz sich auf immer erworben hatten.

Richard II., König von England, Sohn des schwarzen Prinzen und Enkel Eduards III., geboren 1366, bestieg (1377) in seinem 11ten Jahre, bei dem Tode seines Großvaters, den Thron zur allgemeinen Zufriedenheit des englischen Volks, welches das Andenken des heldenmüthigen Vaters des jungen Königs verehrte, und von ihm selbst ähnliche Tugenden erwartete. Die oberste Staatsgewalt war damals in den Händen der drei Oheime des jungen Königs, nämlich Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, Edmunds, Grafen von Cambridge, nachmaligen Herzogs von York, und des Thomas von Woodstock, nachherigen Herzogs von Gloucester. Die frühern Jahre der Minderjährigkeit Richards II. verflossen unter Kriegen mit Frankreich und Schottland, deren Folge ein fürchterlicher innerer Aufruhr (unter Wat-Tyler) war, welcher durch die zum öffentlichen Dienste erforderlichen Auflagen veranlaßt wurde, wobei der junge, erst funfzehnjährige König eine außerordentliche, von seinem Alter nicht zu erwartende Entschlossenheit zeigte. Indessen wurden, als gewöhnliche Folge von Empörungen, die begangenen Gewaltthaten ein Entschuldigungsgrund für die Aufhebung gerechter und vernünftiger Bewilligungen, und der Zustand des Volks ward durch die gegen dasselbe verhängten Strafen noch schlimmer als vorher. — So sehr das Verfahren des Königs bei diesen Ereignissen von Klugheit zeugen mochte, so wenig entsprach er im reifern Alter den erregten Erwartungen. Eine vernachlässigte Erziehung und ausschweifende Gesellschaften wirkten sehr nachtheilig auf ihn, zumal da ein schwacher Verstand und ein lenksames Gemüth ihn den Verführungen seiner Lieblinge Preis gaben. In seinem 16ten Jahre verheirathete er sich mit Anna, Tochter Kaiser Karls IV. Ein Krieg mit Frankreich und Schottland, und die ehrgeizigen Entwürfe des Herzogs von Lancaster beunruhigten mehrere nachfolgende Jahre von Richards Regierung. Als der Waffenstillstand mit den beiden feindlichen Königreichen verflossen war, ging Richard mit einem großen Heere (1385) nach Schottland, und verwüstete ohne Widerstand die Gegenden um Edinburgh und Perth. Unterdessen machte ein schottisches Heer einen Einfall in England, und wechselseitige Verwüstungen waren die einzige Frucht dieser Feldzüge. In England selbst entstand ein heftiger Kampf gegen den König und seine übermüthigen Günstlinge. Das Parlament nahm Theil daran gegen den König, und beraubte diesen eine Zeit lang seines Ansehens und seiner Macht. Doch behielt Richard II. zuletzt die Oberhand, vertrieb seinen mächtigsten Gegner, den Herzog von Gloucester, mit dessen Anhängern, und besetzte die von ihnen verwalteten Stellen mit andern Personen. Zugleich machte er eine allgemeine Amnestie und die Erlassung aller durch das letzte Parlament gemachten Auflagen bekannt. Einige Jahre später bildete sich unter dem Herzoge von Lancaster eine der Gloucesterschen entgegengesetzte Partei, mit welcher Richard sehr klüglich auf dem besten Fuße lebte. Der Krieg mit Frankreich ward nachlässig und von häufigen Waffenstillständen unterbrochen geführt; dagegen besuchte der König an der Spitze eines Kriegsheers 1394 Irland, um die Angelegenheiten dieses Landes auf einen festen Stand zu setzen. Er ließ sich von den ersten Großen jener Insel huldigen, und kehrte darauf nach England, wo sein Oheim, der Her-

zog von York, die Regentschaft führte, zurück. Da seine Gemahlin gestorben war, heirathete er die Tochter Carls VI. von Frankreich, Isabelle, und schloß mit diesem Reiche einen 15jährigen Waffenstillstand. — Richard hatte sich durch seinen Privatcharakter und seine Lebensart bei dem Volke verächtlich gemacht, denn er war nachlässig, verbrachte seine Zeit bei Gastmählern und Vergnügungen, schenkte Leuten gemeinen Standes seine Vertraulichkeit und vergaß ganz seines königlichen Ranges. Seine Lieblinge spendeten Ämter und Würden aus, und er war Nichts. Der unruhige Herzog von Gloucester machte sich dies zu Nutze, entflammte durch lauten Tadel, besonders der französischen Heirath und des langen Waffenstillstandes, die Gemüther des Volks. Die Entwürfe des Herzogs fürchtend, ließ der König auf den Rath seiner Günstlinge ihn und zwei von seinen Vertrauten, die Grafen von Arundel und von Warwick, gefangen nehmen. Der Graf von Arundel wurde des Hochverraths schuldig erkannt, und 1397 hingerichtet, der Graf von Warwick und sein Bruder, der Erzbischof von Canterbury, wurden gleichfalls schuldig befunden, zu ewiger Verbannung verurtheilt und der Herzog von Gloucester ward nach Calais ins Gefängniß geschickt, wo er bald nachher eines grausamen Todes gestorben sein soll. — Ein Streit zwischen den Herzogen von Hereford und Norfolk wegen verächtlicher Reden, die der letztere von Richard geführt haben sollte, wurde die Veranlassung von Richards gänzlichem Fall. Die beiden Herzoge forderten sich, mit Bewilligung des Königs, zum Zweikampfe, aber Richard nahm seine Erlaubniß zurück, verbannte die beiden Streitenden, und zwar Norfolk auf Lebenszeit, und Hereford auf sechs Jahre. Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster, dessen Sohn und Erbe der Herzog von Hereford war, starb 1399. Richards Begierde, die großen Güter desselben einzuziehen, veranlaßte den Herzog von Hereford, während der König gerade einen Feldzug in Irland unternommen hatte, von Frankreich aus in Yorkshire zu landen. Es verbanden sich mit ihm die Grafen von Northumberland, Westmoreland und andere, und er forderte nun an der Spitze von 60,000 Mann das Herzogthum Lancaster. Der Regent des Königreichs, der Herzog von York, schlug sich, statt Widerstand zu leisten, zu Herefords Partei. Der König, hievon benachrichtigt, landete in England, sah sich aber bald fast von allen verlassen. Zu einer Zusammenkunft mit Heinrich von Hereford eingeladen, ward er auf dem Wege dahin von bewaffneten Leuten überfallen, und nach Flint-Castle gebracht. Von dort führte ihn Hereford nach London, wo niemand sich seiner annahm. Seine Entthronung war beschlossen, und ihr voraus ging die erzwungene Entsagung seiner Krone. Fünfunddreißig Anklageartikel waren gegen ihn aufgesetzt, von denen viele übertrieben, falsch und läppisch waren, obgleich andere wirkliche Beschuldigungen von Grausamkeit und übler Regierung enthielten. Der einzige, der für Richard sprach, war der Bischof von Carlisle; doch der edle Mann mußte dafür im Gefängniß büßen, und Richard ward (1399) feierlich entsetzt. Heinrich trat sodann auf, erhielt die Krone, und erklärte, das Leben des unglücklichen Fürsten, den er des Thrones beraubt hatte, zu schonen. Hierauf ward Richard nach Pamfort in Schottland zu sicherer Verwahrung geschickt; allein das gewöhnliche Schicksal der in ältern Zeiten entsetzten Könige erwartete ihn. Man hat keine gewisse Kunde von der Art seines Todes, aber nach der gemeinen Meinung ward er

von seinen Wächtern mit Hellebarden erstochen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man ihn hatte verhungern lassen, denn als man seine Leiche zur Schau ausstellte, waren keine Spuren einer Gewaltthat an ihm bemerkbar. Er starb ohne Nachkommen im 34sten Jahre seines Alters, und im 23sten seiner Regierung. N. P.

Richard III (der Bucklichte), König von England, geb. 1450, war der jüngere Sohn Richards, Herzogs von York, der im Streite mit dem Hause Lancaster um die Thronfolge (Streit der rothen und weißen Rose — s. d. Art. Großbritannien) in der Schlacht bei Wakefield blieb. Als Richards älterer Bruder, Eduard IV., den englischen Thron bestieg (1471), ward er zum Herzoge von Gloucester ernannt. Während der Unruhen in der frühern Regierung Eduards hing er fest an ihm, und diente ihm mit großer Treue und vielem Muth. Er theilte die wilde Gemüthsart seines Geschlechts, und man beschuldigt ihn, Theil an der Ermordung des entthronten Königs Heinrich VI. und seines eigenen Bruders, des Herzogs von Clarence, gehabt zu haben. Nach mehreren ruhmvollen Kriegsthaten in Schottland ward Richard bei Eduards IV. Tode 1483 zum Protector von England ernannt. Er ließ sogleich seinen Neffen, den jungen Eduard V., zum Könige erklären, und schwur ihm den Eid der Treue. Die Nation ward gerade jetzt durch zwei Factionen getheilt, von welchen die eine aus den Anhängern der Witwe Eduards IV. unter Leitung ihres Bruders, des Grafen Rivers, und ihrer Söhne erster Ehe, des Marquis von Dorset und des Lords Richard Grey, bestand. An der Spitze der andern befanden sich der Herzog von Buckingham und Lord Hastings. Beiden schmeichelte der Herzog von Gloucester, so lange er die geheimen Plane seiner Ehrsucht verfolgte. Sein Vorsatz war, sich von allen, welche durch Bande des Bluts mit dem jungen Könige verbunden waren, zu befreien, und deshalb ließ er die Anhänger der Königin unvermuthet gefangen nehmen, und ohne Verhör hinrichten. Auch Lord Hastings wurde bald nachher auf gleiche Art hingerichtet. Nach diesem kühnen und blutigen Anfange war der Protector dem Ziele seiner Wünsche nahe. Der nächste Schritt hiezu war die Erklärung, daß Eduards IV. Kinder unehelich wären. Da jedoch hiedurch, wenn es auch bewiesen war, die Kinder von Richards älterm Bruder, dem Herzoge von Clarence, ihrer vorzüglichern Rechte zum Throne nicht beraubt werden konnten, so machte er einen Angriff auf die Ehre seiner eigenen Mutter, gab vor, daß sie Eduard IV. und den Herzog von Clarence mit andern gezeugt habe, und ihrem Gemahl blos bei Richards Erzeugung treu gewesen sei. Diese Beschuldigungen wurden sogar auf der Kanzel vorgetragen, und der Herzog von Buckingham hielt nachher eine Rede vor dem Stadtrath und den Bürgern von London, rühmte ihnen die Ansprüche und Tugenden des Protectors, und fragte sie: ob sie den Herzog von Gloucester zum Könige wählen wollten? Einige bestochene Stimmen riefen: Gott segne den König Richard; dies wurde als allgemeine Volksstimme angenommen. Buckingham und der Lordmayor gingen zum Protector, und boten ihm die Krone an. Erst stellte er sich erschrocken und besorgt, dann schützte er seine Anhänglichkeit an seinen Neffen und seine Abneigung, eine solche Last auf sich zu nehmen, vor, schloß endlich mit der Annahme des Dargebotenen, und ward den 27sten Jun. 1483 als Richard III. zum Könige erklärt. — Der junge abgesetzte König, Eduard V., und sein Bru=

der, der Herzog von York, wurden nachher auf Richards Befehl im Tower umgebracht. Richard fing seine Regierung mit Belohnungen derer an, die er zu seinen Werkzeugen gebraucht hatte, und mit Bemühungen, sich die Volksgunst zu erwerben. Mit einem glänzenden Gefolge besuchte er mehrere Städte des Reichs, ließ sich zu York noch einmal krönen, und ernannte hier seinen einzigen Sohn zum Prinzen von Wales. Aber die ganze Nation war voll Abscheu gegen seine Tyrannei, und bald wurden Entwürfe gemacht, ihn wieder von dem Throne, dessen er sich angemaßt hatte, zu stürzen. Sein vorzüglichster Gegner war Heinrich, Graf von Richmond (nachmals König Heinrich VII.), aus dem Hause Lancaster; er wurde jedoch genöthigt, aus England zu entfliehen. Eine Verschwörung, welche der Herzog von Buckingham, durch dessen Hülfe Richard die Krone erlangt hatte, gegen diesen unternahm, endigte bald durch Buckinghams Gefangennehmung und Hinrichtung. Eine gleichzeitige Landung des Grafen Richmond an der englischen Küste mißlang ebenfalls. Hiedurch schien nun Richard mehr auf dem Throne befestigt, und er benutzte seinen Vortheil, indem er ein Parlament zusammenrief, in welchem mehrere heilsame Gesetze gegeben, die Nachkommenschaft Eduards IV. für unehelich erklärt, und Richarden nebst seinem Nachkommen die Krone bestätigt ward. Zugleich unterhandelte er mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond; aber dieser entging der Gefahr durch die Flucht in das Gebiet des französischen Königs. Der Tod seines Sohnes, des Prinzen von Wales, war mitten in seinem Glück ein harter Schlag für ihn. Seine Gemahlin folgte ihrem Sohne bald, und der allgemeine Unwille gegen Richard schrieb diesen Vorfall einer Vergiftung zu. Um die Heirath zwischen Elisabeth, der ältesten Tochter seines Bruders Eduard, und dem Grafen von Richmond zu verhindern, entschloß er sich, selbst diese Prinzessin zu heirathen. Ihn an dieser Verbindung zu hindern, eilte Richmond aus Frankreich mit einem kleinen Heere nach England, fand hier mächtigen Beistand, und erhielt bei Beswort (23sten Aug. 1485) einen vollständigen Sieg über den König. Richard stürzte im Gefechte voll Verzweiflung sich gegen seinen Mitbewerber, erschlug den Fähndrich desselben, und wollte Richmond selbst anfallen, als er der Menge der Angreifenden unterlag. Mit dem Tode ihres Heerführers waren seine Truppen gänzlich geschlagen. Sein Leichnam ward entkleidet auf dem Felde gefunden, und nach Leicester gebracht, wo er begraben wurde. — So fiel dieser gehaßte Fürst im 35sten Lebensjahre, nachdem er zwei Jahre und zwei Monate den Thron, den er durch eine Menge Verbrechen erworben, nur mit vieler Mühe und Sorgen behauptet hatte. Er besaß Muth, Beredsamkeit und Talente, welche einen rechtmäßigen König geziert hätten; aber diese Eigenschaften wurden durch Grausamkeit, Verstellung, Treulosigkeit, und durch eine verderbliche, unbegrenzte Ehrsucht befleckt. Sein Körper war klein, mißgestaltet, von abschreckendem Äußern; aber vielleicht hat auch der Unwille gegen seine Gemüthsart seine körperlichen Fehler vergrößert. Er lebt in den Sagen des Volks als der abscheulichste Tyrann, der je auf dem englischen Throne saß.

Richardson (Samuel), geb. 1689, war der Sohn eines Pachters in der englischen Grafschaft Derby. Da seine beschränkten Vermögensumstände ihm nicht erlaubten, zu studiren, so widmete er sich der Buchdruckerkunst, um dadurch seinen Hang zum Lesen zu befrie-

digen. Er ist der Schöpfer einer Art moralischer Romane, die in seinem Vaterlande sowohl, als im Auslande großes Aufsehen erregten. Bald konnte Richardson selbst eine ansehnliche Druckerei errichten, und erwarb sich durch die Herausgabe und den Druck mehrerer periodischen Schriften nach und nach ein ansehnliches Vermögen. Die vorzüglichsten seiner Werke: Pamela, Clarissa und Grandison, sind mehrfach ins Deutsche und Französische übersetzt worden, und wenn die Kritik an diesen Romanen mit Recht eine zu große Breite tadelt, so darf sie doch auch nicht unterlassen, mit wohlverdientem und rühmlichem Lobe der darin enthaltenen Menschenkenntniß, und höchst richtigen Charakter- und Situationszeichnung zu gedenken. Unter den mehrern deutschen Übersetzungen, die Richardsons Werke erlebt haben, gehört die des vollendetsten, der Clarissa, von Kosegarten in 8 Bänden, zu den besten. Richardson starb 1761 am Schlage, und hinterließ den Ruf eines rechtschaffenen, wohlthätigen und arbeitsamen Mannes. Sein Leben hat Anna Lätitia Barbauld in der Correspondence of Samuel Richardson u. s. w. (London 1804, 6 Bde.) erzählt.

Richelieu (Armand du Plessis, Cardinal, Herzog von), einer der größten Staatsmänner Frankreichs, ward 1584 zu Paris geboren, und erhielt im 22sten Jahre das Bisthum Luçon. Sein Vaterland war durch Heinrich IV. und dessen Minister Sully aus langer Verwirrung endlich wieder zu Ruhe, Wohlstand und Ordnung gekommen. Nach Heinrichs Ermordung 1610 ward sein noch unmündiger Sohn, Ludwig XIII., König, und dessen Mutter, Maria von Medicis, Vormünderin. Bei dieser wußte Richelieu sich bald so in Gunst zu setzen, daß sie ihn 1616 zum Großalmosenier und Staatssecretär erhob. Allein die Verwirrungen, die sich Maria zu Schulden kommen ließ, ihr Anneigen an das österreichische Haus, und der Einfluß Concinis (Marschall d'Ancre) erbitterten die Großen und das Volk so, daß der König die Fremden dem öffentlichen Hasse Preis gab. Der Marschall d'Ancre ward ermordet, seine Frau, Galigai, enthauptet, und die Königin nach Blois verwiesen (1617). Auch die von Richelieu 1619 gestiftete Versöhnung zwischen ihr und ihrem Sohne dauerte nicht lange, da sich Maria in Verbindungen gegen den Günstling des Königs, den Connetable Luines und einige Große (1620) einließ. Richelieu, der zwischen die streitenden Parteien hingestellt, von keiner eigentlich geliebt, von beiden aber als höchst brauchbar betrachtet ward, hatte einen schweren Stand, und es war die ganze Klugheit eines Kopfs, wie des seinigen, erforderlich, um in so mißlicher Lage nicht allein sich halten, sondern auch steigen zu können. Als durch seine abermalige Vermittlung die Versöhnung zwischen Mutter und Sohn erfolgt war, führte Maria Richelieu, der durch ihre Verwendung 1623 Cardinal geworden war, nachdem der Connetable Luines schon 1621 gestorben, und der bisherige Minister Marquis von Vieuville gestürzt war, 1624 in den Staatsrath ein, und bald stand Richelieu an der Spitze der Verwaltung. — Jetzt glaubte der Premierminister, die bisher getragene Maske gegen die Königin, die er gleichsam nur als Mittel zu seiner Erhaltung betrachtete, abnehmen zu können, und zu spät bereute Maria den Schutz, den sie ihm hatte angedeihen lassen. Das Anschließen dieser Fürstin an das System des Hauses Habsburg war Frankreich nachtheilig. Fast alle Könige von Frankreich, auch Heinrich IV., hatten mit Recht den Grundsatz eines steten Entgegenstrebens wider jenen mächtigen Herrscherstamm befolgt. Riche-

lieu war daher kaum zu seinem hohen Posten gelangt, als er unerschütterlich folgerecht den Plan zu befolgen anfing, die Macht des französischen Königs durch völlige Unterdrückung der Vorrechte der Vasallen im Innern und durch Untergrabung der Macht des Hauses Habsburg, jenseit der Pyrenäen sowohl als in Deutschland, zu uneingeschränkter Höhe zu erheben. Ludwig XIII. erkannte die Kraft seines Ministers, und begünstigte diesen Plan, während er selbst mit stetem Widerwillen den Mann betrachtete, den er gern vernichtet hätte, wenn er ohne ihn hätte regieren können. — Die Partei der Reformirten (Hugenotten) in Frankreich war seit lange ein der königlichen Gewalt mächtig widerstrebender Körper gewesen, und die blutigen Auftritte unter mehreren vorhergehenden Regierungen waren sämmtlich aus dem Kampfe dieser für bürgerliche und Gewissensfreiheit streitenden Menge gegen die herrschende weltliche und kirchliche Macht entstanden. Zwar hatte Heinrichs IV. Weisheit und Milde die erbitterten Gemüther vereint, aber zu kurz war des guten Königs Regierung, um den unter der Asche glimmenden Funken ganz zu ersticken. Nur zu oft war der Kampf um Religionsfreiheit für die Großen, und selbst für die Prinzen des königlichen Hauses der Vorwand zu Erreichung ehrgeiziger Absichten gewesen, und die eine oder andere Partei des Reichs, Catholiken sowohl als Reformirte, waren immer, je nachdem sie ergriffen wurden, eine mächtige Gegenstrebe gegen den Despotismus der Herrscher. Richelieu suchte daher die minder mächtige, nur geduldete, durch die größere Partei völlig zu unterdrücken, und dadurch denen, die seinen Absichten sich widersetzen konnten, die Hauptstütze zu rauben. Durch das Edict von Nantes war den Hugenotten eine fast gleiche Freiheit mit den andern Unterthanen des Königreichs gesichert worden; es gab ganze Bezirke, in denen sie fast ausschließend herrschten, und die Waffenmacht, die sie besaßen, war hinreichend, den Thron zu erschüttern, wenn sie gegen ihn erhoben wurde. Sie hatte ihren Mittelpunct in Rochelle; Richelieu säumte daher nicht, jedes Mittel anzuwenden, diese Stadt ihnen zu entreißen. In der berühmten Belagerung von Rochelle befehligte er selbst die Armee. Angriff sowohl als Vertheidigung dieses Platzes werden als ein Muster von Kriegskunst, Tapferkeit und Beharrlichkeit in der Geschichte betrachtet. Von England unterstützt, das der belagerten Seestadt immer neue Hülfsquellen eröffnete, widerstand Rochelle lange Zeit den Bemühungen des Cardinals, und schon verschwand die Hoffnung, es zu erobern, als Richelieu durch einen ins Meer hinausgebauten Damm den Bewohnern der Stadt die Hülfe von der Seeseite abschnitt, und endlich durch Hunger sie zwang, sich zu ergeben (1629). Der zweite Schritt, den Richelieu that, war, die Königin Mutter vom Hofe zu entfernen. Er brachte mit Hülfe seines Rathgebers, des Capuciners Joseph, den König dahin, daß sie 1631 nach Compiegne verwiesen, ihre Anhänger aber theils ihrer Stellen beraubt, theils in die Bastille gesetzt wurden. Diese und die fast gänzliche Vernichtung der Vorrechte des Parlaments und der Geistlichkeit erbitterten nicht minder Hohe als Niedere gegen die despotische Verwaltung des Cardinals, und der Unwille brach in mannichfache Empörungen und Verschwörungen aus, die aber, durch die kräftigen und klugberechneten Maßregeln desselben nicht nur immer wieder gedämpft wurden, sondern selbst zur Beförderung seines Plans mit halfen, und nach und nach die Macht des Königs zu einer völlig uneingeschränkten machten. — 1632 unterdrückten die Waffen der

königlichen Partei, geleitet durch Richelieu, den Aufstand, den die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, erregten; Montmorency endete auf dem Blutgerüst, obgleich alle Großen des Reichs, und selbst die königliche Familie sich für ihn verwendeten. — Nicht minder glücklich unterdrückte Richelieu die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guise, Bouillon und mehrerer anderen, und selbst die, denen der König im Geheim wohlwollte, und die er sogar unterstützte, mußten vor der Macht des allgewaltigen Ministers sich beugen, und mitunter mit dem Leben das Unterfangen büßen, sich ihm widersetzt zu haben, wie das Beispiel von Cinqmars zeigt, der kurz vor Richelieus Tode (1642) eine Verschwörung anzettelte, von der man nicht ohne Grund glaubt, daß Ludwig XIII. sie begünstigt habe. — Indem der Minister auf solche Art die Macht seines Königs im Innern des Reichs aufs höchste hob, war er auch bemüht, sie außerhalb auszubreiten. Dazu gab ihm der 30jährige Krieg Gelegenheit. Der Mann, der in Frankreich die Protestanten aufs bitterste verfolgte, gebrauchte alle Künste der Politik und selbst die Macht der Waffen zu ihrem Schutz in Deutschland, blos um das so gefürchtete Haus Österreich zu demüthigen. Von ihm empfing der schwedische König, der Vertheidiger der bedrohten Gewissensfreiheit in Deutschland, jede Art von Unterstützung so lange, als er selbst nicht gefährlich für Frankreich da stand: als aber die glänzenden Siege Gustav Adolphs den Cardinal in ihm eine noch gefährlichere Macht, als die des Hauses Habsburg, fürchten ließen, da entzog er dem nordischen König mitten im Laufe seiner Siege die Unterstützung. — Der von ihm unternommene Krieg gegen Spanien, der bis 1659 fortdauerte, setzte Frankreich in den Besitz von Catalonien und Roussillon, und die Losreißung Portugals von Spanien war mit sein Werk. — Auch in Italien suchte Richelieu die Macht des Hauses Österreich zu schwächen, und das Herzogthum Mantua kam durch ihn an den Herzog von Nevers. — Fassen wir den Charakter Richelieus ins Auge, so wird daraus hervorgehen, daß er eben so verwerflich als Mensch war, wie er als Staatsmann für sein Land groß da steht, und, während man ihm den Ruhm nicht versagen kann, die monarchische Macht Frankreichs auf den höchsten Gipfel gebracht zu haben, sieht man sich genöthigt, den eiteln, stolzen, unversöhnlich rachsüchtigen, und sehr oft ohne alles moralische Gefühl handelnden Mann zu verabscheuen, und nicht vermag der Schutz und die Aufmunterung, die er den Künsten und Wissenschaften mitunter angedeihen ließ, z. B. die Stiftung der Académie Française 1635 und die Anlegung des Jardin des plantes, so wie die Machtvergrößerung seines Landes und Königs, das aufzuwiegen, was er als Mensch verschuldete. — Richelieu starb am 4ten Dec. 1642. Seine größte Feindin, die Königin Maria, war wenige Monate vor ihm zu Cöln in unwürdiger Dürftigkeit gestorben. Er hatte zu seinem Nachfolger im Ministerium Mazarin vorgeschlagen. Kaum ein halbes Jahr nach Richelieus Tode trat auch Ludwig XIII. von der Bühne, und unter seines Nachfolgers langer Regierung entwickelten sich erst alle Keime, die Richelieu gesäet hatte.

Richelieu (Louis François Armand du Plessis, Herzog von), Marschall von Frankreich, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Wissenschaften, wurde zu Paris 1696 geb. Durch seine schöne Gestalt, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, und durch seine witzigen Einfälle wußte er sich bei Hofe, besonders bei der Her-

zogin von Bourgogne (seit 1711) sehr einzuschmeicheln. Indessen wurden doch seine Kindereien, wie man seine Thorheiten und vielleicht auch die der Herzogin nannte, von boshaften Leuten übel gedeutet, und das liebenswürdige Kind, so hieß der Herzog von Richelieu bei seinem Hofnamen, ward in die Bastille gesetzt. Nach seiner Befreiung ward er Adjutant des Marschalls von Villars. Diesem gefielen Richelieus einnehmende Lebhaftigkeit, seine freien, kecken Manieren, und eine gewisse großsprecherische Kühnheit, Eigenschaften, welche Villars selbst besaß. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kam Richelieu an den Hof des Herzog Regenten, wo er an den Vergnügungen desselben Theil nahm. Wegen eines Duells mit einem Grafen von Gacé, worin er noch dazu verwundet ward, wurde er nach der Bastille gebracht. Kaum war er wieder frei, so mußte er abermals dahin zurück, weil er an den Planen des spanischen Gesandten Dellamare gegen den Regenten Theil sollte genommen haben. Um ihn aus dieser dritten Gefangenschaft zu befreien, vereinigten sich zwei Prinzessinnen, die sonst Nebenbuhlerinnen waren, nämlich Mademoiselle de Charolais und Mademoiselle de Valois, die Tochter des Herzogs von Orleans. Indessen hinterließ diese letzte Gefangenschaft einen tiefen Eindruck auf Richelieus Gemüth; er gab seine Vergnügungen und kleinen Umtriebe zwar nicht auf, aber er bemühte sich doch von jetzt an, auch in größern Verhältnissen sich zu zeigen. In seinem 24sten Jahre ernannte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede. Er hatte damals noch nichts weiter, als Liebesbriefchen geschrieben, und verstand keine Sylbe von Orthographie. Fontenelle, Campistron und Destouches machten ihm jeder eine Antrittsrede, woraus er sich das Beste aussuchte, und sich damit hören ließ. Dagegen zeichnete er sich bei der Belagerung von Philippsburg (1734) und in der Schlacht von Fontenoy (1745) durch Muth und Geistesgegenwart desto mehr aus. Wegen der Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin von Sachsen ward er 1746 zum Ambassadeur an dem dresdener Hofe ernannt, wo er einen außerordentlichen Aufwand machte. Nichts glich aber wohl der lächerlichen Pracht seines Einzugs als Gesandter in Wien, wo er seine und seines Gefolges Pferde mit Silber so beschlagen ließ, daß die Hufeisen während des Zuges in der Kaiserstadt abfallen mußten, um dem Volke zu Theil zu werden. Eben so prachtliebend und verschwenderisch betrug er sich nachmals als Gouverneur zu Bordeaux. Als Bevollmächtigter und General zu Genua erwarb er sich bei der Regierung dieses Staats eine so hohe Achtung, daß ihm sogar eine Bildsäule in dem Saal des Senats errichtet wurde. — 1756 ward er zum Marschall erhoben und befehligte die Belagerung von Mahon, welches von den Engländern besetzt war. Er zeigte hier viel Muth, kriegerische Einsicht, ein feines abgeschliffenes Betragen gegen die feindlichen Befehlshaber, und große Sorgfalt für das Wohl seiner Gefangenen. — Nach der Eroberung von Mahon, den 28sten Juni 1756, erhielt Richelieu den Oberbefehl über die Franzosen in Deutschland. Er hatte sich aber den Unwillen der Marquise von Pompadour zugezogen; denn als diese ihm ihre Tochter zur Gemahlin für seinen Sohn vorschlug, antwortete ihr der Herzog, diese Verbindung würde ihm überaus viel Ehre machen, weil aber sein Sohn mit dem kaiserlichen Hofe verwandt wäre, so glaubte er, nicht darein willigen zu dürfen. Der Abschluß einer anscheinend vortheilhaften, aber im Grunde nachtheiligen Convention für Frankreich mit den Hülfstruppen des Königs von Preußen, unter dem Oberbefehl des Herzogs

von Cumberland (Kloster Seven den 8ten Sept. 1757), gab den Hauptvorwand zu seiner Zurückberufung. Der nachmals von ihm erbaute Pavillon von Hannover war ein Denkmal der Bedrückungen und Gelderpressungen, die er sich in jenem Lande erlaubt hatte. Auch seinen Soldaten erlaubte er in Deutschland Plünderungen und Untugenden aller Art. — Eins der größten Verdienste Richelieus mag es immer sein, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Protestanten, die der Minister Saint Florentin angerathen hatte, widerrieth. Übrigens war das ganze Leben dieses Höflings wie der Anfang desselben, eine Kinderei, ohne ein festes Streben nach einem andern Ziel, als zu gefallen und zu genießen. Durch sein Beispiel wurde die Sittenlosigkeit in Paris und ganz Frankreich befördert, da er zu seiner Zeit der Tonangeber war. Bis in sein höchstes Alter verstand und übte er die Kunst, Weiber zu verführen, und sie liebten ihn dennoch, wenn sie sich auch von ihm betrogen sahen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. stand er freilich in keinem bedeutenden Ansehen, aber sein hohes Alter und sein Witz schützten ihn doch immer vor gänzlicher Zurücksetzung. Er verheirathete sich dreimal, zuerst (1713) mit einer Herzogin Noailles, das zweitemal (1734) mit einer Prinzessin von Lothringen-Guise, und zuletzt in seinem 84sten Jahre mit einer Frau von Roth. — Die Mémoires du Maréchal de Richelieu sind unter seiner Aufsicht von Soulavie zusammengetragen. Mit Voltaire stand er in einem vertrauten Briefwechsel. Er besaß die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines großen Generals, den Geist, die Gewandtheit und Menschenkenntniß eines großen Staatsmannes, aber mit allen diesen und manchen andern liebenswürdigen Eigenschaften wollte er nichts weiter als ein gewöhnlicher Höfling sein. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens bestrebte er sich, dem schönen Geschlecht zu gefallen. Als eine Dame zwei Tage vor seinem Tode zu ihm sagte: sein Gesicht wäre noch recht hübsch, antwortete er ihr: daß sie sein Gesicht für ihren Spiegel hielt. Er starb am 8ten Aug. 1788, im 93sten Jahre seines Alters. N. P.

Richelieu (Armand du Plessis, Herzog von), Enkel des Marschalls dieses Namens und Sohn des Herzogs von Fronsac, emigrirte zu Anfang der Revolution sehr jung aus Frankreich. Er hieß damals Herzog von Chinon, ging nach Rußland und wurde von Catharina wohl aufgenommen. In russische Kriegsdienste getreten, machte er unter Suwarow seinen ersten Feldzug, zeichnete sich 1790 bei der Belagerung und dem Sturm von Ismail aus, und wurde schnell zu dem Range eines Generallieutenants erhoben. 1792 ging er als Abgeordneter der ausgewanderten französischen Prinzen nach Berlin und Wien, dann machte er mehrere Feldzüge unter dem Emigranten-Corps mit, das gegen Frankreich focht, kehrte aber am Ende nach Rußland zurück, wo er von Paul manches zu leiden hatte, aber nachher von Alexander sehr ausgezeichnet wurde. 1801 kam er nach Paris, sich von der Emigrantenliste streichen zu lassen. Buonaparte wollte sein Gesuch nur unter der Bedingung zugestehen, daß er die russischen Dienste verließe, und Richelieu reiste nach Rußland zurück, wo er 1803 zum General-Gouverneur des Gouvernements von Odessa, welchen Posten unter Catharina Potemkin bekleidet hatte, ernannt wurde. Er hat sich auf diesem Posten, den er bis 1814 bekleidete, die größten Verdienste erworben, und unter seiner Leitung ist Odessa, das 1805 kaum 4000 Seelen zählte, zu einer der wichtigsten Handelsstädte des russischen Reichs emporgestiegen. — Richelieu trennte

ich 1814, nach der ersten Restauration, ungern von einer Stadt und Gegend, die er mit Recht als seine Schöpfung betrachten konnte. Er kam im Oct. 1814 nach Paris zurück, und wurde zum Pair von Frankreich und zum premier Gentilhomme de la chambre du Roi ernannt. Während der hundert Tage folgte er dem König nach Gent. Nach der zweiten Restauration und der Entfernung Talleyrands ward er erster Minister und erhielt zugleich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm wurde die schwierige Aufgabe, den Vertrag vom 20sten Nov. 1815 mit den auswärtigen Mächten abzuschließen; indessen entledigte er sich dieses Geschäfts auf eine seines Charakters und seines Talents gleich würdige Weise. — Im Innern benahm er sich mit Mäßigung und mit Anhänglichkeit an die Charte, ob er gleich den royalistischen Ansichten derselben geneigter sein mußte, als denen der Liberalen. Er war der königlichen Ordonnanz vom 5ten Sept. 1816 (wodurch die Ultra-Royalisten-Cammer von 1815 aufgelöst wurde) und dem Wahlgesetze, das den Triumph der Liberalen begründet hat, wenigstens nicht entgegen. Um den Rückzug der verbündeten Heere aus Frankreich zu bewirken, oder vielmehr, da dieser von den fremden Mächten unstreitig schon beschlossen war, die näheren Bestimmungen deshalb, so wie die rückständigen Zahlungen Frankreichs, gehörig zu reguliren, begab er sich auf den Congreß zu Aachen (1818), erlangte Nachlaß und Stundung in Ansehung der letztern, und unterzeichnete daselbst den Zutritt Frankreichs zu dem großen Bunde der europäischen Hauptmächte, so wie die feierliche Erklärung dieser aachner Quintuple-Allianz vom 15ten Nov. 1818, daß forthin nur das Völkerrecht der leitende Grundsatz der Staatskunst in der Erfüllung der Pflichten der Regenten gegen ihre Völker sein solle. — Dessen ungeachtet gewann er daselbst andere Ansichten von der innern Verwaltung Frankreichs, und trat nach seiner Rückkehr ganz entschieden auf die Seite der Ultras, für welche sich auch der Minister des Innern, Lainé, und der Minister Molé erklärten. Sie beabsichtigten eine Abänderung des Wahlgesetzes durch zwei Wahlgrade, so wie in der Zahl und dem Alter der Abgeordneten; mit einem Worte: ein die Aristokratie begünstigendes Wahlgesetz, im Geiste der Ordonnanz vom 13ten Juli 1815. Allein Decazes und Gouvion St. Cyr widersetzten sich im Ministerrath jenen Vorschlägen, und der erstere erklärte, daß er nicht für die öffentliche Ruhe stehen könne, wenn man sich im geringsten von der Charte entferne. In Folge des darüber entstandenen Streits verließen beide nebst Pasquier das Ministerium. Die Ultras schienen gesiegt zu haben, und Richelieu dachte an die Bildung eines neuen ganz ultra-royalistischen Ministeriums. Darüber entstand eine allgemeine Bestürzung. Die meisten Staatsräthe und Directoren der einzelnen Verwaltungszweige gaben ihre Entlassung. Die Mehrzahl der Abgeordneten mißbilligten Richelieus Plane. Das Zutrauen verschwand, und die Renten fielen sehr bedeutend. Dies öffnete dem König die Augen. Decazes wurde eingeladen das Portefeuille wieder zu übernehmen. Er that dies, und sogleich stiegen die Renten. Als hierauf Decazes und Richelieu sich über die Bildung eines neuen Ministeriums nicht vereinigen konnten, gab Richelieu seine Entlassung, und nach langem Schwanken entschied sich der König den 29sten Dec. 1818 für die von Decazes vorgeschlagene Bildung eines neuen Ministeriums, das ganz im Geiste der Constitutionellen zusammengesetzt war, und wodurch der Sieg der Liberalen über die Ultras entschieden schien. — Der König entließ

den Herzog von Richelieu mit den Zeichen der höchsten Achtung, und in der Pairscammer machte der Graf de Lally-Tolendal den Vorschlag, dem Herzoge als eine Nationalbelohnung ein Majorat von 50,000 Fr. jährl. Einkünfte aus den Domänen der Krone zu bewilligen. Dasselbe geschah auch in der Cammer der Abgeordneten, und es ist dieser Vorschlag mit einigen ermäßigenden Zusätzen durchgegangen. Richelieu, der anfangs nicht wünschte, daß seinetwegen etwas zu den Lasten der Nation hinzugefügt würde, war zwar genöthigt, das Geschenk anzunehmen, bestimmte aber den ganzen Betrag milden Stiftungen zu Bordeaux; eine Handlung der Uneigennützigkeit, welche die rühmlichste Auszeichnung verdient. Er machte hierauf eine Reise, und erhielt vom König das Oberjägermeisteramt mit 20,000 Fr. Gehalt. Doch schon den 20sten Febr. 1820 trat er wieder an die Spitze des Ministeriums, an Decazes Stelle, übernahm aber kein besonderes Departement. Als solcher hat er die bekannten Ausnahmegesetze und das neue Wahlgesetz unterstützt. S. Zeitgenoss. H. XIX. — Richelieu war auch Mitglied der französischen Akademie und seit dem 23sten Sept. 1818 deren Präsident.

Richter (Jean Paul Friedr.). Dieser berühmte deutsche Schriftsteller ist 1763 zu Wunsiedel im Baireuthischen geboren, studirte Theologie und lebt seit einer Reihe von Jahren zu Baireuth. Er ist mit Caroline Mayer aus Berlin verheirathet, und hat aus dieser Ehe 2 Kinder. Wir wünschten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über diesem wahrhaft genialen Dichter schwebt, indem wir von ihm zu sprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am besten vom Gleichen erkannt. Aber da uns diese Gabe, die man (im Vorbeigehen gesagt) so wenig kennt, daß man sie an unserm Dichter selbst hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, so glauben wir, den besten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir ihn nöthigen, in einem freilich gar nicht in dieser Absicht ausgesprochenen Worte selbst den Standpunct zu bestimmen, von welchem wir sein Bild in dem richtigsten Lichte erblicken. Zuerst geben wir von dem Unsrigen mit kurzen, dürren Worten seine äußere Lebensgeschichte. Die deutsche Lesewelt lernte Richtern unter der Namens-Abkürzung des Jean Paul kennen, die nur einmal, hinter der Vorrede zu den Teufelspapieren, in J. P. F. Hasus verlängert ward, bis er, zuerst im Quintus Fixlein seinen vollen Tauf- und Familiennamen gebrauchte. Mit diesem vollständigen Namen war er unstreitig getauft worden, der Sohn des damaligen Rectors daselbst, und nachherigen Pfarrers zu Schwarzebach an der Saale. Das Gymnasium zu Hof gab ihm 1779 eine Stelle in seiner obersten Classe, und 1780 zog er schon mit besten Zeugnissen nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Sein Sinn für Poesie ward indeß sehr bald reif; er entsagte der ernsten Theologie, und lebte eine Zeitlang, seinem süßen Hange folgend, in Schwarzebach, gleichsam brütend über den schönen Früchten seiner Zukunft. Von da wandte er sich nach Hof, und sandte hier seine zündenden Blitze in ganz Deutschland aus, so daß er schon von Ostern 1798 an als ein sehr gefeierter Name unter den privatisirenden Gelehrten Leipzigs glänzte. Er ging von da nach Weimar, Berlin, Meinungen, Coburg u. s. w., und blieb endlich in Baireuth, vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen aus eigener Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürsten Primas mit einer ansehnlichen Besoldung ausgestattet, welche letztere ihm nach den öffentlichen Blättern der König von Baiern zu gewähren sich anheischig ge-

macht hat. Sein erster humoristischer Ausflug waren die grönländischen Prozesse (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Firlein (1796 und 1800), biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (1796), der Jubelsenior, das treffliche Campanerthal mit seinem satyrischen Anhang (1797), Palingenesien (1798), seine Briefe und bevorstehender Lebenslauf (1799), Titan (1800—1805); seine Flegeljahre (1803—1805), Katzenbergers Badereise, und des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flötz (1809) u. s. w. 1804 trat er mit dem ersten bedeutenden Werke philosophischen Inhalts, der Vorschule der Ästhetik (2te Aufl. 1809) auf. Zu ihm gesellte sich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er sich aufs neue an dem schönen Stillleben seines Fibels erquickt, hat er, außer seiner Friedenspredigt (1809), noch in Mars und Phöbus Thronwechsel im Jahr 1814 im Felde der politischen Zeitgeschichte mit dem gewohnten Glücke sich versucht. 1820 erschien der Komet, od. Nic. Marggraf, eine kom. Geschichte. Es ist viel über ihn gesprochen und geschrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Museum deutscher Künstler und Gelehrten anfangen, wo er im Vten Stück, wenigstens in dem vorgesetzten Portrait, nicht getroffen ist, so möchten wir eine hübsche Gallerie Schriften und Aufsätze über ihn namhaft zu machen im Stande sein, wenn wir auch die mannichfaltigen Recensionen seiner Schriften in unsern verschiednen Literaturzeitungen nicht erwähnen wollten. Wir haben versprochen, den trefflichen Autor sich selbst Recht und Urtheil sprechen zu lassen, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, und so wählen wir die merkwürdige Stelle aus „dem Billet an meine Freunde statt der Vorrede,“ vor den Zettelkästen des Quintus Firlein S. 7. Ein sehr naives Geständniß. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“ In dieser Stufenleiter der Geister und Charaktere weist sich unser Schriftsteller nicht undeutlich seine Stelle an, und wir dürfen nur zu den letzten Worten noch das setzen, was er S. 15 sagt, so ist es wohl außer allem Zweifel, daß es die zuletzt bestimmte sei. Denn hier hat er uns offenbar einmal einen Blick hinter die Gardinen seiner sonstigen selbst-biographischen Scherze thun lassen „Kann er (der siegende Dictator) so schön aus dem Wege des genialen Glücks in den des häuslichen einbeugen, so ist er wenig verschieden von mir selbst, der ich jetzt (wiewohl mir die Bescheidenheit verbieten sollte, es merken zu lassen), der ich jetzt, sag ich, mitten unter der Schöpfung dieses Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig ist, die gebacknen Rosen und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfasser dieses in Butter

siedet." — Wir halten es für einen großen Fehler unserer gelehrten Deutschlands, unserer Charakteristiken noch lebender Gelehrten u. s. w., daß man das aufgespannte Charakterbild, wie der Maler das vom Liebenden bestellte Portrait der Geliebten, mit gewissen gangbaren und gleichsam stehenden Schönheitszügen zu verschönern gewohnt ist, und darüber die Treue versäumt. Wir wollen uns vor dieser Charybdis hüten, sollten wir auch darüber in die Scylla der allzugroßen Strenge gerathen, und so wünschen wir uns für unsre wenigen Worte über jenes herrliche Wort Jean Pauls zwar durchaus gerechte, aber doch vor allem aufmerksame Leser. Wir haben vielfältig gehört, daß uns der wahre Humor deutscher Kunst und Art erst in Jean Paul vollständig erschienen sei, und daß selbst Hippel nur Vorspiel und einleitendes Wetterleuchten zu dem humoristischen Gewitter war, das mit unserm Autor befruchtend über dem 18ten Jahrhundert aufgegangen ist. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittlere zwischen den beiden Äußersten wäre, das unser Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat? „Unter allen Gästen," schreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meister, „soll ein guter Humor der angenehmste Gast sein," und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species ist, so gilt dies doch auch von dem herrlichen Humor unsers Autors. Der Humor ist uns eine von den mannichfaltigen Weltansichten, die wir aber sehr gern zum Range jener höchsten und vornehmsten erheben möchten, deren es nach unserm Helden vornehmlich drei gibt. Wenn es eine helle, sonnenreiche Region am Parnaß gibt, in welcher, wie auf den Gipfeln der höchsten Berge um die Zeit des längsten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen ist, schon das Morgengold des neuen Tags wieder auffliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther schwimmt, so gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geschiedenen Massen einander gegenüber stehen, und sich an einander nur ein desto grelleres Dasein erschaffen, bis in der untersten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühsame Werkeltag mit seinen Schatten selbst in den lichtesten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo sie erscheint, fast beständig nur im Aufgehen und Untergehen begriffen ist. Die mittlere Region ist uns der Humor, und wir verstehen, dünkt uns, die Erklärung der Vorschule der Ästhetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verstandes auf die Idee sei, hier am besten. Der Humor schwebt wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, so ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüsternheit auf der Erde (die Nachtigall unterbricht ihre schmelzendsten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauscht, zu haschen). Unter seinem Hohlglase wird alles zu solchen beidlebigen Gestalten und der Heitere steigt nach jeder Sprosse, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben so weit zur Erde herunter. Der Himmel ist der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde streckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfassen, und sein Bild in dem Wasser ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinsten, und erhebt wieder das Kleinste zum Größten und aus diesem scharfen Lichte und Schattengegensatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt sich Inneres und Äußeres, Form und Inhalt des Humoristischen (seine Schlaglichter und Schlagschatten), all seine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen (unter welchen ja doch die des Himmels

und der Erde selbst am Ende die allerwunderlichste ist), die Neigung desselben zum Satyrischen wie zum Komischen u. s. w. — Dieser Geist des Humors, unverkennbar ist er der herrschende Planet, unter dessen Einfluß jede Jean-Paulsche wissenschaftliche Pflanze emporgewachsen ist, und der Form und Inhalt, vom himmelanstrebenden Titan bis zum „warmen Lerchennest" des Fixlein oder seines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel bestimmt. Unser Autor stellt sich, wie angeführt, selbst dem siegenden Dictator an die Seite, der sein Kriegstheater zum Haustheater umzustellen weiß, worauf seine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Wir wüßten hiernach gar nicht, wie nur die „Hundsposttage" und „Extrablätter" und „Hausdenmuster" und „Appendix" — so manchem Orthodoxen ein großes Ärgerniß, mit der ganzen utopischen Geographie von Haarhaar und Flachsenfingen u. s. w. fehlen konnten, und niemand diese Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. — Eben so ist es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit, wo in Ätherduft und Sehnen alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komischen herabfällt, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der schmutzigen Scholle endet, wo sie sich niederläßt. — Die Anekdotensammlungen kennen wohl kaum eine ächt humoristischer als jene von Thales, der, die Augen zu den Sternen gerichtet, inmitten in die Grube fällt, die schon längst seinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unser Autor, eben als er sein Billet schrieb, an seine Rosen und Hollundertrauben denken und (was noch wichtiger ist) es nicht einmal für sich behalten konnte, so ist dies das Eigenthümliche aller Jean-Paulschen Schriften, daß sie im höchsten Fluge doch immer die Erde nicht aus den Augen verlieren, und sich, wie mit vieler Behaglichkeit und Wollust der freundlichen Gabe der Erde zu freuen, so an ihren Dornen mit nicht weniger Empfindlichkeit zu stechen wissen. Daher jenes genaue Detail von allen auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens, jener berechnende und bis ins Innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwenglichen Gefühls (jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorschule der Ästhetik), jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten, kindlichsten Unschuld und Unbefangenheit, jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländischer Genauigkeit ins kleinste Detail auszuspinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Ansprüche machenden Titan, nicht ohne gestraft zu werden, verletzt wurde. — Ein humoristischer Genius kann seine Fittiche über alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört, und so möchten wir dem Humor beinahe so viel Prädicate geben, als die Natur in den Orphischen Hymnen hat, und wenigstens ein gut Theil mehr, als ihm unser Autor selbst in seiner Ästhetik gegeben hat. Dieser letztere hat wirklich auch zum Beweis unsrer Behauptung mit wahrer Polyhistorie in unendlichen Formen sich versucht, und wir mögen ihm leichter mit den Xenien den Vorwurf der Verschwendung machen, als mit manchen andern, die gern in ihrer Überfüllung an allem Ekel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenschnur seiner Männer und Frauen in verschiedenen Gewändern vorrücken. Es ist merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft seinen humoristischen Einstand mit ei-

ner königlichen Freigebigkeit bezahlt hat, und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philosophischen Levana und der Vorschule der Ästhetik und seinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht und Dornenstücken — welch eine große Bahn auf dem Felde der Autorschaft hat er nicht schon zurückgelegt! Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst, und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst der Politik, seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkehren. Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen, und (wenn wir auch zugeben, daß sich da und dort manche Wiesen-, wohl auch schädliche Blumen eingemischt haben) wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unsers Jean Paul mehr ein mussivisches Stück Arbeit als ein von einer Idee getragenes und gebornes Ganzes ist, so wird der Billige darin nichts weiter sehen, als die natürliche Schranke des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Psyche mit seinem lastenden Staube niederzieht. — Die Natur versucht jedesmal verschiedene Würfe, ehe sie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch erlebt zu haben, daß sie uns in J. P. einen Humoristen gab, um den uns selbst die Ausländer beneiden müssen. Wenn wir bedenken, wie sein glücklicher, immer neuer Witz selbst unter der Last der vielseitigsten Gelehrsamkeit nicht erlahmt, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Zellen zu sammeln weiß, auch zugegeben, daß manches auf diesem Weg gefundene nur Futterbrei ist, und nie zum hellen, durchsichtigen Honig sich aufklären kann; so müssen wir einen Genius bewundern, der nun schon beinahe ein Drittel-Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerksamkeit des Publicums erregt hat, und können wir anders als mit dem ächt humoristischen Wunsche schließen, daß ihm der Himmel noch lange seinen Himmel auf Erden gönnen möge, ehe er ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinüberruft? M-i-r.

Richteramt. Der Inbegriff derjenigen Personen, welche von der Staatsgewalt zur Ausübung der Gerichtsbarkeit niedergesetzt sind, bildet das Gericht: die das Gericht bildenden Individuen heißen Gerichtspersonen. Man kann diese schicklich in Haupt- und Nebenpersonen eintheilen, je nachdem ihr Dasein entweder als wesentlich zur richterlichen Thätigkeit gedacht werden muß (Richter), oder durch dasselbe nur die ordentliche und zweckmäßige Leitung der Geschäfte erleichtert und befördert wird (Secretarien, Actuarien, Registratoren, Schreiber, Boten u. s. w.). Ist der Richter eine juristische Person, so ist das Gericht ein Collegium, in welchem unter dem Vorsitze eines Directors die Geschäfte des Richters nach vorheriger gemeinschaftlichen überlegung, und, nach der Stimmenmehrheit gefaßten, Beschlüssen vorgenommen werden. — Da der, welcher das Richteramt ausüben will, nur insofern dazu befugt ist, als er dazu fähig ist, und innerhalb der Grenzen einer erhaltenen Gerichtsbarkeit waltet; so müssen im System die zwei Fragen: wie entsteht, wie weit erstreckt sich, wie erlischt die Gerichtsbarkeit? und wer kann Richter sein? unmittelbar nach einander beantwortet werden. Hier aber kann blos von den Eigenschaften des Richters, abgesehen von dessen Befugniß die Rede sein. — Das Richteramt ist ein hoher Beruf im Staate. Gute schleunige Rechtspflege ist die erste Bedingung aller Staatsoperatio-

nen. Eben deswegen ist es aber auch heilige Pflicht der Regierung, dafür zu sorgen, daß nicht nur ein dazu gänzlich untaugliches Subject das Richteramt nicht ausübe, sondern, daß auch jegliches dann von den Verhandlungen entfernt werde, wann entweder aus den Verhältnissen desselben zu den Parteien oder aus andern Thatsachen ein bestimmtes Interesse dieses für eine ungleiche Justizverwaltung erhellen muß. Dadurch entsteht der Unterschied zwischen einem unfähigen und einem blos verdächtigen Richter. Die Handlungen des erstern sind schlechthin ungültig. Dahin gehören nach der Natur der Sache und den für ganz Deutschland geltenden Gesetzen: 1) Verstandlose, Taube und Stumme; 2) Blinde, aber nur, wenn sie es bei der Übertragung des Amts schon waren; 3) infamirte Personen; 4) Weiber und 5) alle, welche noch nicht das gehörige Alter haben. Ernennt ihn der Regent speciell, so kommt auf das Alter nichts an. Sonst aber muß er auf jeden Fall 20, oder wenn die Parteien zustimmen, wenigstens 18 Jahre alt sein. Endlich 6) jeder insofern, als er über seine eigene oder eine von ihm als Anwalt vertheidigte Sache zu erkennen hat. Aus diesem Grunde sollte man denn auch die Gerichtsbarkeit eines Justitiars, als eine abgetretene, in Sachen des Gerichtsherrn für unbefugt halten. Allein fast überall ist das Gegentheil angenommen. Ist ein Richter nicht unfähig, aber doch der Partei verdächtig, so sind seine Handlungen nicht ungültig, aber die Partei kann ihn verweigern. Selbst ein Collegium kann abgelehnt werden, wenn es sich als solches verdächtig gemacht hat. Übrigens können die Verdachtsgründe mannichfaltig sein. Ein Fall dieser Art ist, wenn der Richter in Sachen seiner Angehörigen erkennen will. — Faßt man nun die Gründe, aus welchen so eben unter gewissen Umständen Personen für zum Richteramte unfähig oder doch wenigstens als verdächtige Richter erklärt worden sind, zusammen, so bestehen sie darin, daß von ihnen der Staat annimmt, sie können und wollen nicht Recht sprechen. Hieraus folgt als erste Pflicht für den Richter, daß er sich von allen Vorurtheilen, die ihn etwa in Hinsicht der einen oder andern Partei eingenommen haben, frei mache, jedem ohne Menschenfurcht, ohne falsches Mitleid, gleiche Gerechtigkeit widerfahren lasse, zugleich aber auch durch fortgesetztes Studium sich die beste Überzeugung von der Sache zu verschaffen strebe. Unbestechbarkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit sind die Haupttugenden des Richters. Seine Gelehrsamkeit erstrecke sich über das Feld theoretischer und praktischer Kenntnisse. Ohne jene sind seine Entscheidungen leer, ohne diese schief. Vorzüglich studire er den Geist des Prozesses, den er befolgen soll. Denn wie verschieden ist nicht das Geschäft des Richteramts nach der preußischen Gerichtsordnung von der nach dem gemeinen deutschen Prozeß, und auch der sächsische Prozeß hat in dieser Hinsicht seine Eigenthümlichkeiten. Dies führt zu den besondern Pflichten eines Richters, die sich stets nur aus den Gerichtsordnungen ergeben. — Eben so verhält es sich aber auch mit den Rechten eines Richters. Diese lassen sich nicht weniger in die allgemeinen und besondern eintheilen. Zu den allgemeinen gehört, daß, was der Richter innerhalb der Grenzen seines Amts und mit Beobachtung der gesetzlichen Form unternimmt, öffentlichen Glauben habe; daß die Parteien seinen Verfügungen gehorchen müssen, und er nöthigenfalls sich deswegen Zwangsmittel bedienen könne; daß jeder, welcher seiner Gerichtsbarkeit untergeben ist, ihm Achtung zolle. Und zwar entscheidet hier kein Stand, keine Würde der Partei, kein Verhältniß, ob jemand Kläger oder Beklagter ist,

als Partei ist jeglicher immer Privatperson, die hier zu einem Subjecte, welches Staatshoheitsrechte ausübt, im untergeordneten Verhältniß steht, und die Achtung nie vergessen darf, welche sie jeder Staatsbehörde schuldig ist. Beleidigungen, welche dem Richter in seinen Amtsverrichtungen zugefügt wurden, kann er selbst bestrafen, sobald die Vorfrage, ob eine Handlung beleidigend sei, nicht aus höhern Gründen blos von der Entscheidung des obern Richters abhängt. En.

Riedel (Friedrich Just), ein zu seiner Zeit auf die deutsche Literatur nicht unbedeutend einwirkender Schriftsteller, war 1742 zu Wisselbach im Erfurtschen geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Weimar besucht hatte, studirte er zu Jena Philosophie und Rechtswissenschaft. Er ging sodann nach Leipzig und Halle. Meyer und Klotz, deren Bekanntschaft er machte, gewannen ihn für die schönen Wissenschaften und deren Theorie. Bei seiner Zurückkunft nach Jena ward er Magister, las und schrieb einige Jahre hindurch mit allgemeinem Beifall. Nach Wiederherstellung der erfurter Universität 1768 ward er dahin berufen. Da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, und sein lebhafter Geist sich nach einem weitern Wirkungskreis sehnte, folgte er gern einem Rufe, den er 1772 nach Wien als Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften an der kaiserl. Kunstakademie erhielt. Er nährte die glänzendsten Hoffnungen. Aber nur zu bald sah er auch diese untergehen. Seine Sitten und sein Betragen stachen zu sehr gegen das ab, was man von ihm erwartet hatte. überdies stellte man ihn der Kaiserin als einen vollkommenen Atheisten vor. Er wurde daher abgesetzt, und versank allmählig in Noth und Dürftigkeit. Seine Kraft war gebrochen, was er schrieb, verminderte nur seinen Ruhm, statt ihn zu vermehren. Wenige Edle unterstützten ihn. Später zwar bewilligte ihm Maria Theresia eine kleine Pension, und nach der Kaiserin Tode nahm der Fürst Kaunitz ihn als Vorleser in seine Dienste; aber seine durch früheres Studiren, nachherige Leiden, und ein wüstes Leben zerrüttete Gesundheit ließen ihn nur kurze Zeit dieses Glücks genießen. Seine Hypochondrie artete nach und nach in völligen Wahnsinn aus, an welchem er im St. Marcusspital 1785 starb. Von seinen Werken (5 Bände, Wien 1786, 87) ist seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften das wichtigste.

Riedinger (Joh. Elias), geb. zu Ulm 1698, einer der berühmtesten Thiermaler und zugleich Kupferstecher. Er hatte die Jagd gelernt, und bekam einigen Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, der ein Schreiber war, späterhin auch im Malen von einem Maler, Namens Rasch. Seine Thiergemälde, besonders seine Jagdstücke, sind vortrefflich. Den Charakter der Thiere, vorzüglich der wilden und reißenden, stellte er mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit dar. Seine Landschaften waren wild und romantisch, aber seine menschlichen Figuren nur selten geschmackvoll. Er starb 1767. Die Engelbrechtsche Kunsthandlung in Augsburg hat seine Werke an sich gekauft. Auch seine beiden Söhne, Joh. Jac. und Mart. Elias, haben sich als Maler und Kupferstecher bekannt gemacht.

Rienzi, eigentlich Nicolaus Gabrini, verdient durch sein fast romatisches Unternehmen, das ausgeartete Rom wieder zu seiner altrepublikanischen Verfassung und Sitte zurückzuführen, Erwähnung. Von geringen Ältern geboren, wußte er sich bald zu einem Mann des Volks zu machen, und auf kurze Zeit sich so bedeutenden Anhang und

Einfluß zu verschaffen, daß nicht allein Rom seine Dictatur anerkannte, sondern auch mehrere Fürsten sich um seine Freundschaft und sein Bündniß bewarben. Mit lebhaftem und umfassendem Geist ausgestattet, erwarb sich Rienzi Geschicht= und Alterthumskunde, und der Druck, unter dem sein Vaterland von den Großen und dem Adel gehalten wurde, erweckte in dem jungen Mann die Idee, einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Als öffentlicher Notarius angestellt, gewann er sich durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und fast schwärmerische Beredsamkeit bald die Liebe der geringern Volksclassen so sehr, daß man ihn zum Sprecher der Gesandtschaft erwählte, die Roms Einwohner damals an Papst Clemens VI. nach Avignon schickten, ihn zu bitten, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und den Bedrückungen einiger übermächtigen Großen ein Ende zu machen. Clemens, der selbst die seinem eigenen Ansehen lästig fallende Anmaßung des römischen Adels zu beschränken wünschte, hörte mit Vergnügen den lebhaften Vortrag Rienzis, und schenkte ihm seine Bewunderung und Zuneigung. Mit Versprechungen reichlich ausgestattet, kehrte die Gesandtschaft zurück; da aber Clemens keine derselben erfüllte, der Druck des Adels immer lästiger wurde, so äußerte sich die Volksstimme immer lauter. Rienzi wußte diesen günstigen Augenblick zu benutzen: durch mystische Reden und Bilder erhitzte er die Gemüther immer mehr, wobei er sich jedoch sehr in Acht nahm, unmittelbar den sorglos ruhigen Adel anzugreifen. — Endlich glaubte er, daß der Zeitpunct zur Ausführung seines Unternehmens gekommen sei. Die Vornehmsten der adeligen Familien waren theils in ruhige Sicherheit gewiegt, theils mit ihrer zahlreichen Dienerschaft außerhalb Rom auf ihren Gütern; da versammelte (1346) er das ganze Volk, begeisterte es durch eine gewaltige Anrede, ließ sich zum Volkstribun ausrufen, und vertrieb die zurückgebliebenen Adeligen, die seine Würde nicht anerkennen wollten, und auf keinen Widerstand gefaßt waren, aus Rom. Herr der neuen Republik, die er unter Oberherrschaft des Papstes zu verwalten vorgab, beschäftigte sich Rienzi, Gesetze zu geben, seine Verwaltung einzurichten, und alles so wohl zu ordnen, daß nicht allein die Bewohner Roms mit ihrem Tribun aufs äußerste zufrieden waren, sondern auch Clemens VI., ja selbst mehrere auswärtige Fürsten den glücklichen Emporkömmling ihres Beifalls und ihrer Freundschaft versicherten, einige sogar Bündnisse mit ihm schlossen. — Die Weisheit und Gerechtigkeit, mit der Rienzi dies alles betrieb, erwarb ihm auch bald im Auslande solchen Ruf, daß wichtige Streitsachen von mehreren entfernten Orten ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, und es eine kurze Zeit schien, als wolle die alte Siebenhügelstadt durch die Leitung eines einzigen Mannes sich wieder zu ihrem alten Glanz emporschwingen. Aber bald berauscht von dem Glück, das aus dem Staube niedriger Abkunft zu solcher Höhe ihn emporgehoben, vergaß Rienzi die Mäßigung und Klugheit, mit der er sein Werk begonnen. Statt, wie bisher, den nicht unbedeutenden Anhang des Papstes mit schonender Rücksicht zu beachten, fing er an, ihn zurückzusetzen; mancherlei Bedrückungen, die er sich gegen das Volk erlaubte, entzogen ihm dessen Liebe, am mehrsten trug hiezu bei eine Trabantenschar, mit der er anfing, sich zu umgeben. Sein steigender Übermuth brachte die auswärtigen Höfe gegen ihn auf, sein Stolz wiegte ihn in Sicherheit. So geschah es, daß nach kurzer Herrschaft (7 Monat) die vertriebenen Adeligen ihre Kräfte sammelten, und eine Gegenrevolution bewerkstelligten, die mit Rienzis

Verjagung aus Rom endigte. — Bei Kaiser Carl IV. in Deutschland suchte Rienzi Schutz. Durch die Vorspiegelung, den Streit beizulegen, der zwischen dem Kaiser und dem Papst damals herrschte, trachtete er, sich die Gunst des erstern zu erwerben; Carl ließ sich jedoch auf nichts ein, sondern schickte ihn unter Bedeckung an Clemens. Wahrscheinlich dürfte ein ewiges Gefängniß hier seiner gewartet haben, hätten nicht die erneuerten Anmaßungen des Adels in Rom sein Geschick gewendet. Clemens VI. war gestorben, sein Nachfolger, Innocenz VI., glaubte am besten die Großen in Rom zu demüthigen, wenn er Rienzi gegen sie schickte. Von dem Papst unterstützt, von einer noch immer großen Anzahl der römischen Einwohner willig aufgenommen, vertrieb Rienzi noch einmal (1354) die Adeligen, und wurde zum römischen Senator ernannt. Da er aber durch das erfahrne Mißgeschick nicht weiser geworden war, und durch übertriebenen Aufwand und Druck sich die Gemüther des Volks immer mehr entfrembete, so dauerte diese neue Herrschaft abermals nicht lange, und kurz nachdem er Rom der Oberherrschaft des Papstes wieder unterworfen hatte, entstand auf Anstiften des Adels eine neue Empörung. Aus mehrern Quartieren der Stadt vertrieben, verfolgt von dem wüthenden Pöbel, der jetzt in ihm nur einen Unterdrücker sah, floh Rienzi in Bettlertracht, ward aber eingeholt, und von der bewaffneten Menge umgeben. Da schien es, als wolle noch einmal sein Gestirn ihn beschützen. Fast eine Stunde lang sprach er zu dem Haufen, der, schwankend zwischen Haß und Bewunderung, ihn umstand, nicht wissend, soll er aufs neue ihm gehorchen, oder ihn vernichten; aber auf einmal trat ein Diener des mächtigen Hauses Colonna hervor, und durchstach den Unglücklichen, dessen Leichnam nun eine Beute der aufgebrachten Menge wurde, die ihn auf das schrecklichste zerfleischte und an den Galgen hing. Dies war das Ende eines Mannes, den das Geschick so wunderbar gehoben und begünstigt hatte, und der, bei größerer Behutsamkeit, einen glänzendern Abgang würde genommen haben von einer Bühne, auf der, gleich einem vorübergehenden Meteor, er kurze Zeit leuchtete.

Riesen heißen Menschen, deren Größe die gewöhnliche weit überragt. Es ist ein Gesetz in der Natur, daß jedes organische Wesen gewisse Schranken der Bildung hat, über die es nicht hinausgeht. Die gewöhnliche Statur eines Mannes in gemäßigten Climaten ist zwischen fünf und sechs Fuß. Indeß kommen unläugbare Zeugnisse, besonders in England und in der Schweiz, vor, daß es Menschen von sieben und acht Fuß gegeben habe. Wir berufen uns vorzüglich auf die Nachrichten, die Stöller in seinem Buch vom Wachsthum des Menschen angeführt hat. — Es gab eine Zeit, wo man wirklich im Ernst glaubte, daß es in der alten Welt Menschen von einer ungewöhnlichen Länge gegeben habe. Nach der heiligen Sage der Juden gab es unmittelbar vor der Sündflut Riesen, die die Söhne Gottes genannt werden. Und als die Israeliten, um das ihnen verheißene Land zu erobern, Kundschafter hineinsandten, berichteten diese von den Söhnen Enak in Hebron, daß sie lauter Kolosse gewesen, und daß sie sich selbst wie Heuschrecken in ihrer Gegenwart vorgekommen seien. Der letzte aus diesem Stamm, Og, König von Basan, der von Moses besiegt wurde, soll eine Bettstelle von neun Ellen Länge und vier Ellen Breite gehabt haben. Nahe bei Jerusalem zeigte man noch in spätern Zeiten ein Grabmal, mit der Inschrift: Hier liegt der Riese Og. In diesem Grabe wollte man um das Jahr 1670

einen Zahn gefunden haben, der 4¼ Pf. wog. Man bot ihn dem Kaiser Leopold für 2000 Thlr an, allein dieser lehnte den Kauf ab. Auch der berüchtigte Goliath wird als ein fürchterlicher Riese beschrieben, und die jüdischen Ausleger geben ihm elf Fuß Länge. — Aber die profane Geschichte ist noch reicher an Sagen von Riesen. Um nur etwas anzuführen, so erzählt Strabo von dem Geripp des fabelhaften Antäus, welches in Mauritanien gefunden, und 60 Ellen lang gewesen sei. Wem sind die Giganten, die Söhne der Erde, unbekannt, die nach blutigen Kämpfen mit den seligen Göttern endlich unter vulcanische Inseln begraben wurden und Feuer ausspien! Plinius spricht von einem Riesengeripp, welches, 46 Ellen lang, bei einem Erdbeben in Kreta gefunden worden. Bei der Schlacht, die Marius den Teutonen bei Aquä Sextiä lieferte, erschien der König der letzteren, Teutobocus, als ein ganz außerordentlicher Riese. Die Gebeine dieses Teutonenkönigs will man in Hochburgund im J. 1613 gefunden haben. Man entdeckte nämlich ein Grab, von Ziegelsteinen gemauert, 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 8 Fuß tief, worauf man noch die Inschrift: Teutobocus rex, wollte gelesen haben. Hierin lag ein Gerippe, der Sage nach, von 25½ Fuß Länge, 10 Fuß Breite in den Schultern, und 5 Fuß Tiefe vom Brustbein bis zu den Rückenwirbeln. Die Schenkelknochen sollen 4 Fuß lang gewesen sein. Diese Knochen galten eine Zeit lang wirklich für die Gebeine des Teutonenkönigs. Sie wurden endlich nach England gebracht, und man weiß nicht, wo sie weiter hingekommen sind. Aus dem 16ten Jahrh. kommen mehrere ähnliche Nachrichten vor. So will Dalechamp das Geripp eines Riesen von 18 Fuß, Felix Plater bei Lucern die die Gebeine eines Menschen von 19 Fuß, und Licetus in Sicilien ein Riesengerippe von 30 Fuß gefunden haben. — Allein es ist jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß alle diese Gerippe keinem menschlichen Körper, sondern Thieren aus der Vorwelt angehörten. Das Megatherium, der Elephant und das Paläotherium der Vorwelt waren Riesenthiere, deren Gebeine noch häufig, besonders in Nordamerika und Sibirien, gefunden und ehemals, aus Unkunde in der Anatomie, für menschliche Knochen gehalten wurden. Es gab sogar eine Zeit, als die Zergliederungskunst sich erst zu bilden anfing, wo man die Natur den Aussagen des Galen, der nur Affen secirt hatte, widersprechend fand, und daher auf den Ausweg kam, zu behaupten: die Natur der Menschen habe sich allmählig verkleinert, und das jetzige Zwerggeschlecht könne freilich weder die physische noch moralische Größe der Alten begreifen. Ein berühmter pariser Anatom, Sylvius, stellte diesen Satz allen Ernstes gegen Vesalius auf. Auch von den Guanchen, den früheren Einwohnern der Canarien, hat ein leichtgläubiger Reisender behauptet, daß sie, nach den Mumien zu schließen, 15 Fuß lang gewesen seien. Ebenfalls wurden die Patagonier, als man sie zuerst kennen lernte, wie unförmliche Giganten beschrieben. Indeß hat sich bei näherer Untersuchung ergeben, daß diese Nation zwar allerdings eine ungewöhnliche Größe habe, aber Capitän Carteret, der mehrere Patagonier (1766) gemessen, fand, daß die meisten doch nur 6 Fuß bis 6 Fuß 5 Zoll maßen. Noch spätere Berichte, besonders von Clarke und Wallis, bezeugen, daß es unter ihnen mehrere gibt, die bis 7 Fuß lang sind. Hierdurch wird nun das höchste Maß der menschlichen Statur, welche wir oben angegeben, bestätigt. Ein größerer Körperbau ist immer als eine Unregelmäßigkeit zu betrachten, welche der Gesundheit

und Stärke nachtheilig ist. Die meisten ungewöhnlich großen Menschen haben einen matten Puls, sind schwächlich, und leben in der Regel nicht lange.

Riesenbetten, auch Hünengräber, werden die Grabhügel genannt, die man noch hin und wieder in Deutschland, besonders an den Ostseeküsten und auf der Insel Rügen, findet. Sie sind gemeiniglich mit Fels- und Steinstücken eingefaßt, und man findet oft in ihnen irdene Töpfe mit metallenen Spangen, Ringen, steinernen Opfermessern, Streitbeilen u. dergl., häufig jedoch sind sie ganz leer, und, so viel uns bekannt, hat man niemals eiserne Waffen darin gefunden; ein Umstand, der auf das hohe Alter dieser Grabmäler schließen läßt.

Riesengebirge. Von dem ausgedehnten Gebirge, das sich unter dem Namen der Sudeten, von der Oberlausitz an, zwischen Schlesien und Böhmen, dann zwischen Schlesien und Mähren hinzieht, bei Jablunka mit den Karpathen zusammenhängt, und in dieser Ausdehnung verschiedene Namen erhält, ist das Riesengebirge nur ein kleiner Theil, welcher aber das höchste Gebirge des nördlichen Deutschlands bildet, jedoch nicht, gleich den Alpen im südlichen Deutschland, die Schneelinie erreicht. Es befindet sich vorzüglich in dem hirschberger Kreise des zur preußischen Provinz Schlesien gehörigen reichenbacher Regierungsbezirkes, und erstreckt sich zwischen Böhmen und Schlesien von dem Badeorte Flinsberg bis zur Stadt Schmiedeberg, wo es seine höchste Höhe zwischen der letztern Stadt und der böhmischen Stadt Hohenelbe erreicht. Hier ragt nämlich der Seiffenberg, und als dessen höchster Gipfel, die Schneekoppe hervor, welche 4950 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Noch hat das Riesengebirge zwanzig bis dreißig Berge, welche zu 4000 bis 4500 Fuß hinansteigen, und worunter das große Rad 4700 Fuß, die Sturmhaube 4540 und der Reifträger 4280 Fuß hoch ist. Überhaupt liegt der höchste Theil des Riesengebirges auf der schlesischen Seite, wo der hohe lange Gebirgsrücken sich steil aus der Tiefe erhebt, während das Gebirge von böhmischer Seite her erst durch mehrere Abstufungen zu seiner völligen Höhe hinansteigt. Der eigentliche Körper ist Granit, mit mehr oder weniger fruchtbarer Dammerde bedeckt. Aber je höher, desto dünner wird dieser Überzug, der auf den obern Höhen des Gebirges ganz in Torfmoor übergeht. Am Fuße des Gebirges bestehen die Waldungen meist aus Buchen, Birken, Ulmen, Erlen 2c., auf dem Abhange aus Fichten und Tannen; aber in den höhern Regionen findet man nichts als Knieholz, und wo auch dieses aufhört, da erstrecken sich über den hohen Rücken weite Wiesen hin, voller bruchiger Stellen, Tümpel, Moräste, Sümpfe und selbst ganze Wasseransammlungen, welche mehreren Flüssen, als der Elbe, Iser, Aupe, Bober, Queis 2c., den Ursprung geben. — Da die Schneekoppe gewöhnlich das vornehmste Ziel der das Riesengebirge besuchenden Reisenden ist, so verweilen wir hierbei etwas länger. Es gibt von Schmiedeberg aus, von wo man sie am öftersten besteigt, verschiedene und mannichfaltige Wege. Der eine, welcher über Steinseiffen, Krummhübel, über die Seifenlehne und den Seifenbach nach der Hampelsbaude führt, ist darum der empfehlungswertheste, weil von den Gebrüdern Hampel die steile Seifenlehne seit einigen Jahren durch angelegte Treppen und Sitze sehr bequem zum Besteigen gemacht worden ist. In der Hampelsbaude (Bauden nennt man die im Riesengebirge befindlichen einzelnen Wohnungen), welche 4140 Fuß hoch liegt, pfle-

gen gewöhnlich die Reisenden, um zum Sonnenaufgange die Koppe erreichen zu können, zu übernachten. Von da steigt man hinauf auf den Kamm des Gebirges, wo die Grenze zwischen Böhmen und Schlesien hinläuft, und dann gelangt man über den Koppenplan an die eigentliche Koppe, einen hohen, steilen, meistens in Wolken und Nebel eingehüllten Felsen, auf den ein schmaler und steiler Fußweg hinaufführt, und auf dessen abgestumpftem Gipfel eine dem heiligen Lorenz gewidmete Capelle steht, deren Inneres seit einigen Jahren zerstört ist. Hier findet man die bekannten Veilchensteine, die, wenn man sie reibt, einen angenehmen Veilchengeruch von sich geben, der von dem feinen Veilchenmoos kommt, womit sie überzogen sind. Die Aussicht auf dieser Höhe ist weit und entzückend. Östlich sieht man von hier über Schlesiens Fluren bis an die Grenze des Großherzogthums Posen, und westlich nach Böhmen blickt man mit Schaudern in einen schroff hinablaufenden 1500 Fuß tiefen Thalgrund, Riesen- oder Teufelsgrund genannt.

Riga, die befestigte Hauptstadt des russischen Gouvernements Liefland, an der Düna, über welche eine Schiffbrücke geht, liegt in einer sandigen an sich nicht reizenden Gegend, die aber durch viele Lusthäuser und Gärten belebt und angenehm gemacht wird. Sie besteht aus der Stadt und den Vorstädten, welche bei der Belagerung 1812 in Asche gelegt wurden, und größer als die eigentliche Stadt waren. Jetzt sind sie größtentheils wieder aufgebaut worden. Riga zählt über 30,000 Einwohner, und hat viele Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine Stadtbibliothek mit einem Naturaliencabinete und zahlreiche milde Stiftungen. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: das prächtige Rathhaus mit seinem zierlichen Thurme, der kaiserliche Palast, das alte Schloß, in welchem der Gouverneur wohnt, das große prächtige Ritterhaus der liefländischen Ritterschaft rc. Die Einwohner sind großen Theils Deutsche oder deutsche Abkömmlinge, und es herrscht viel Reichthum, guter Ton und feine Lebensart unter denselben. Sie betreiben Zucker-, Stärke-, Puder-, Spiegel-, Spielcharten-, Strumpf- und Nadelfabriken; wichtiger aber ist der Handel, und Riga ist nach St. Petersburg eine der wichtigsten Seehandelsstädte des russischen Reiches. Aus dem Hafen wird der bei weitem größere Theil des russischen Getreides ausgeführt; eben so wichtig ist die Ausfuhr des Flachses und Hanfs. Jährlich laufen an tausend Schiffe aus und ein. Der Werth der Ausfuhr betrug (1815) über 24 Millionen Rubel. Zum Andenken der J. 1812, 13 und 14 ist auf Kosten der Kaufmannschaft eine eiserne Denksäule errichtet, deren Schwere 142,568 Pfund beträgt. — Riga hat mancherlei Schicksale gehabt. Im Anfange des 16ten Jahrh. gehörte die Stadt dem deutschen Orden; gegen das Ende desselben Jahrhunderts kam sie unter polnische Herrschaft, 1621 eroberte sie Schwedens großer König, Gustav Adolph; endlich im Anfange des 18ten Jahrh. kam sie nach Carls XII. unglücklichem Kriege unter den russischen Scepter, unter welchem sie seitdem geblieben ist. 1812 wurde sie von den vereinigten Franzosen und Preußen belagert, ohne eingenommen zu werden. 1814 litt die Stadt durch Eisgang einen sehr bedeutenden Verlust, indem über 400 Häuser zu Grunde gingen.

Righini (Vincenzo), einer der ersten unter den neuern italienischen Componisten. Er war zu Bologna 1760, nach andern 1758 geboren, und aus einer ehrbaren, aber verarmten Familie. Die ausgezeichnete Stimme, welche der Knabe besaß, bewog seine Ältern,

ihn in das Conservatorium seiner Vaterstadt, welches damals, besonders im Gesange, vortreffliche Lehrer besaß, aufnehmen lassen. Hier wuchs seine Lust an der Gesangsmusik, so wie sein Talent für dieselbe frühzeitig ausgebildet wurde. Weil man ihn aber zu lange Sopran singen ließ, so verlor seine Stimme ihre Schönheit und der Tenor, in welchen sie übersprang, erhielt etwas Heiseres und Dumpfes, so daß er als Sänger in Wien, wohin er sich einige Zeit darauf begab, ungeachtet seiner vortrefflichen Schule, nur mäßigen Beifall fand. Desto größern Beifall erhielt seine Gesangsmethode, so daß er bald einer der gesuchtesten Singmeister in der musikliebenden Kaiserstadt war. Zum Lehrer in der Composition soll er den berühmten Pater Martini gehabt haben, wovon sich jedoch in seinen Werken keine besondere Spur zeigt. Als Componist hatte er außer einigen kleinen Gesängen und Concertarien nur zwei komische Opern bekannt werden lassen, als ihn der letzte Kurfürst von Mainz 1788 zu seinem Capellmeister berief. Jene wurden sehr beliebt, in diesen (il Convito di pietra und la Vedova scaltra, beide gegen 1782 geschrieben) erkannte man zwar den geistreichen Meister, und besonders den trefflichen Sänger; das Ganze gefiel jedoch nicht ausgezeichnet, was auch natürlich war, da das Komische nie sein Fach war, und er dafür weder Erfindung noch die gehörige Laune, Kürze und Raschheit besaß. Seine opera semiseria, die er zwar noch in Wien geschrieben, aber erst in Mainz vollendet zu haben scheint, il Demorgone, ovvero il Filosofo confuso zeigt schon die ernste Richtung, die sein Geist genommen, die würdige Gattung, für welche er von Natur bestimmt war, und in welcher er einem großen deutschen Vorbild (Mozart, dessen Werke in Wien den tiefsten Eindruck auf ihn machten) mit eigenthümlichem Talent, und mit beharrlicher Liebe und Sorgsamkeit nachstrebte. Diesem folgte seine Armida (1788) und seine Composition zu Metastasios Alcide al bivio (1789), welche von ihm damals, und später in Coblenz, Wien, Leipzig ꝛc. mit vielem und verdientem Beifall aufgeführt wurde. Hier zeigte er sich in der Gattung und Weise, welcher er von nun an immer treu blieb, mit größerer Meisterschaft. — Wir lassen einen Kunstkenner über diese Art und Gattung sprechen: „Righinis Opern, wie er sie von der Zeit seiner Reise an schrieb, mithin Armida, Alcide, Arianna, Atalanta, sein Enea nel Lazio, Tigrane, la Selva incantata und Gerusalemme liberata sind eigentlich keine Opern, sondern Concertmusik. Die größern und ausgeführtern Stücke derselben gehören zu dem Herrlichsten, was jemals von Gesang für Concerte geschrieben worden ist. Vor allem ist das Terzett, Quartett, Quintett, kaum von einigen, die recht eigentliche Baßarie aber von keinem einzigen Componisten trefflicher bearbeitet worden, als von ihm. (Er setzte letztere für den berühmten und damals blühenden ersten Bassisten des königlichen Theaters zu Berlin, Fischer den Vater.) Für die Bühne haben seine Charaktere zu wenig Bestimmtheit, Begrenzung und Individualität, seine ganze Schreibart geht zu sehr in die Breite, er mußte sich überall, wo er etwas Gutes zu sagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an sich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verschiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was sie einander unterordnen und erst als Hauptgruppen eines theatralischen Ganzen vereinigen sollte. Aber als Concertmusik betrachtet, und von Orchester und Sängern gut ausgeführt, gewähren seine Opern-

compositionen einen unbeschreiblichen Genuß, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunstfreunde und als Fundgruben für Concertdirectoren und vorzügliche Sänger noch lange bestehen, bilden und erfreuen. Vereinigen doch ihre Hauptstücke alles in sich, was man von dieser Gattung nur wünschen kann: einen fließenden und doch kunstreichen, glänzenden und doch natürlichen, schön verflochtenen und doch stets klaren Gesang; meisterhafte Behandlung der Instrumente — immer reich und nie überladen, immer obligat, nie zerstreut oder die Hauptsache verdunkelnd, immer effectvoll und nie den Gesang überbietend; dabei überall Ordnung, schönes Verhältniß der Ideen gegen einander, und eine stets anständige, edle und großartige Harmonie, erbaut auf das sichere Fundament bedeutender und energischer Bässe; überall auch Ausführlichkeit und Genüge, überall Benutzung der größten und natürlichsten Reize sowohl jeder gebildeten Menschenstimme, als jedes gut behandelten Instruments." — Dem Charakter nach gehören seine Compositionen mehr der deutschen als der italienischen Musik an; kein Italiener hat wie er den gediegenen Ernst und die Harmoniefülle der Deutschen mit dem Flusse der italienischen Melodie vermählt, keiner steht Mozart so nahe als er, keiner besitzt diese Gründlichkeit der Ausführung. Nächstdem hat er sich das größte Verdienst um den Gesang in Deutschland erworben, nicht nur durch seinen bis zum Ende seines Lebens ertheilten trefflichen Gesangunterricht, sondern auch durch seine Übungsstücke für den Gesang, und seine herrlichen Liedercompositionen. — Seine Solfeggien (1803) dürfen keinem unbekannt sein, welcher sich zu einem guten Sänger ausbilden will; sie sind gründlich, lehrreich und doch sehr geschmackvoll, sie vereinigen den Ernst der alten Meister mit der Anmuth und dem guten Geschmacke unseres Zeitalters. Seine zahlreichen Lieder, Canzonetten, Duetten rc. mit Begleitung des Pianoforte zeichnet eine stets ausdrucksvolle, anmuthige und gesangreiche Melodie, durch fließende Harmonie getragen, aus, einfach und ungesucht, ohne trocken und flach zu sein, sind sie für eine von der Natur begünstigte und gebildete Stimme ungemein anziehend. Auch in ihnen erblickt man die innigste Verschmelzung des deutschen und italienischen Charakters, und man kann sagen, Righini habe in ihnen die italienische Anmuth auf den Boden deutscher Gemüthlichkeit, die im deutschen Liedergesang vorzüglich herrscht, mit großem Glück verpflanzt, und sei in dieser Hinsicht unübertroffen. In den deutschen Liedern, sagt jener Kunstkenner, wird man es ihm, der die Conversationssprache seines zweiten Vaterlandes zwar verstand und allenfalls sprach, in der poetischen aber nie heimisch werden konnte, nicht zu hoch anrechnen, daß er das Einzelne in seinen Texten oft fallen ließ, und sich nur an das Allgemeine, an die im ganzen Gedicht herrschende Empfindung hielt, zumal da er diese fast nirgends verfehlte, und nicht selten meisterlich auszudrücken wußte. — Für die Kirche hat Righini nur zwei Werke geliefert: die Messe, welche er bei der letzten deutschen Kaiserkrönung als mainzischer Capellmeister in Frankfurt 1790 aufführte, und 1810 das Te deum zum Geburtstage der Königin Luise von Preußen. Jene ist kurz, glänzend und gemeinfaßlich, wie es der Zweck erforderte. Letzteres ist mit allgemeinem Beifall und mit der überreichen Besetzung (von mehr als 500 Personen), die der Meister allerdings zu glänzenden Wirkungen zu benutzen wußte, auf dem Schlosse in Berlin aufgeführt worden. Doch behauptet man, daß er schwerlich im eigent-

lichen Kirchenstyl etwas Ausgezeichnetes würde geleistet, und ihm seinen Ruhm verdankt haben. — Seine Direction musikalischer Aufführungen war musterhaft, sie war ruhig, bestimmt und scharf, ohne pedantisch, kleinlich und geziert zu sein. — Von seinen Lebensumständen bemerken wir noch, daß Righini 1793 Capellmeister des Königs von Preußen wurde, in welchem Posten er die schönsten seiner angeführten Werke schrieb. Er führte übrigens in Berlin ein stilles, eingezogenes Leben, und hat wissentlich wohl niemals jemanden wehgethan. 1812 machte er eine Reise, um sein Vaterland noch einmal wieder zu sehen, wo er, und zwar in seiner Vaterstadt, am 19ten Aug. durch die Folgen einer Operation der Welt entrissen ward. T.

Rigi, der aus dem lateinischen Mons Regius oder regina montium entstandene Name eines von allen Seiten freistehenden hohen Berges im Canton Schwyz, zwischen dem zuger, luzerner und lowerzer See, der zu den merkwürdigsten und besuchtesten Höhenpuncten in der Schweiz gehört. Die Ansicht desselben ist besonders von Mitternach und Morgen sehr malerisch. An seinem Fuße liegen eine große Anzahl Dörfer zerstreut, und auf seinen Höhen über 150 Sennhütten, wohin die Umwohner ihr Vieh zur Weide treiben. Die Anhöhen gegen den zuger See sind kalt, öde und steil, die südlichen weniger schroff, und man findet hier süße Kastanien, sogar Mandel- und Feigenbäume. Der gewöhnliche Weg für Fußgänger geht über Arth, für Reiter über Lowerz, die sich auf dem Abhange des Berges vereinigen. Bei dem Hospiz, wo einige Capuciner wohnen, findet man vier Wirthshäuser. Im Hospiz ist am 22sten Juli ein viel besuchtes Fest, wobei die Hirten gymnastische Spiele aller Art zeigen. In den Wirthshäusern wohnen während der warmen Jahreszeit diejenigen, welche die Molkencur auf dem Rigi gebrauchen. Von dem Hospiz steigt man zu den höchsten Spitzen des Berges, die sämmtlich die herrlichsten Aussichten darbieten. Die höchste ist der nördlich sich erhebende Rigikulm, der 6676 Fuß über dem Meere liegt. Man übersieht hier die ganze östliche und nördliche Schweiz und weit in Schwaben hinein, den Jura, bis gegen Biel, die Hochalpen bis zur Jungfrau im Canton Bern, und zählt 14 Seen. Unter dem Titel: Der Rigi in Zeichnungen, lieferten Füßly und H. Meyer die schönsten Ansichten (Zürich 1807) mit einer Beschreibung und einer Charte vom ganzen Horizont des Rigikulms in 4 Blättern. Der Rigi ist sehr reich an Alpenpflanzen und selbst Gewächsen südlicher Gegenden, die man besonders am mittägigen Abhange findet. Auch geognostisch merkwürdig ist der Rigi, der vom Fuße bis zum Gipfel aus abwechselnden Schichten von Breccien (Kieselgeschiebe, die durch gröbliche Sandkörner und ein kalkiges Bindemittel verbunden sind) und Sandstein besteht. Die nördliche, steil zum zuger See abfallende Seite ist besonders merkwürdig, da sie die Schichtung der Bestandtheile des Berges zeigt. Die Schichten am Fuße sind 50 bis 60 Fuß mächtig, und höher hinauf oft über 80, alle aber von einer überraschenden Regelmäßigkeit.

Rikoschettschuß ist ein Bogenschuß, bei welchem die Kugel, nach dem ersten Aufprallen auf die Erde, oder auch auf das Wasser, sich wieder hebt, und so in immer kleinern und längern Bogen ihr Ziel durchläuft. Diese Art zu schießen wird bei der Artillerie sehr häufig gebraucht, um eine große Fläche zu bestreichen. Das Rikoschettiren selbst geschieht nach den Regeln der Mechanik, der zu Folge ein elastischer Körper, wenn er auf eine harte Fläche trifft, unter eben dem Winkel, und mit eben der Schnelle zurückgeworfen wird, mit der er fiel, abgerechnet natürlich den Widerstand der Luft und

den Einfluß der Schwere des geworfenen Körpers. Die Pulverladung ist bei einem solchen Bogen- oder Rikoschettschuß bedeutend schwächer als bei dem gewöhnlichen Kernschuß der Kanonen, die niederschmetternde Gewalt der Kugel daher aber auch nicht so groß, als bei diesem.

Rimini (lat. Ariminium), eine sehr alte, große, volkreiche Stadt im Kirchenstaat, am adriatischen Meer am Flusse Marecchia. Dieser bildet an seiner Mündung einen Hafen, welcher aber durch den Sand und die Steine, die das Wasser von den Bergen mit sich führt, ganz unbrauchbar geworden und jetzt nur von Fischerkähnen besucht ist. Das Meer hat sich über eine halbe Meile vom ehemaligen Leuchtthurme zurückgezogen, den jetzt Gärten umgeben; nur wenig Spuren des alten Hafens sind noch übrig. Am Thore S. Giuliano kommt man über eine herrliche, schön verzierte Brücke in die Stadt. Sie wurde unter den Kaisern Augustus und Tiberius an dem Orte, wo sich die beiden Consularstraßen, Via Flaminia und Aemilia, vereinigen, aus dem schönsten weißen Marmor der Apenninen erbaut, und ist unstreitig das erhaltenste Denkmal dieser Art aus dem ganzen Alterthume. Vor einem andern Thore, durch welches man Rimini verläßt, steht noch ein alter, zu Ehren des Augustus errichteter Triumphbogen. Der Dom, der auf den Ruinen eines Tempels des Kastor und Pollux steht, ist, wie mehrere andere Kirchen, aus der Marmoreinfassung des alten Hafens erbaut. Die Kirche S. Francesco, in der Mitte des 15ten Jahrh. erbaut, zeichnet sich durch ihre edle und prächtige Architektur aus. Sie wurde von Pandolfo Malatesta gestiftet, dessen Familie im Mittelalter lange über Rimini geherrscht und die Stadt mit mehreren öffentlichen Gebäuden geschmückt hat. Auf der Piazza del Commune befindet sich ein schöner Springbrunnen und die eherne Statue des Papstes Paul V., und auf dem Marktplatze ein Piedestal, von welchem herab Cäsar sein Heer nach dem Übergange über den Rubicon angeredet und entflammt haben soll. Neun Arcaden im Capucinerkloster hält man für Überreste eines vom Consul Publ. Sempronius erbauten Amphitheaters. Endlich verdienen die Bibliothek des Grafen Gambalonga und die vom Doctor Bianchi gestiftete Sammlung von Inschriften und andern merkwürdigen Alterthümern noch eine rühmliche Erwähnung. xx.

Rindviehzucht findet man auf der ganzen Erde verbreitet, da das Rindvieh zu den nützlichsten Hausthieren gehört, und in jedem Clima ausdauert, wo noch Gras, seine gewöhnliche Nahrung, wächst. Die Rindviehzucht bezeichnet eine der ersten Stufen der Bildung, und beginnt, wenn der rohe Naturmensch von der Fischerei und Jagd in den Hirtenstand übergeht, eine Stufe, auf welcher noch heut zu Tage viele Völker stehen. Wäre auf den großen Inseln des fünften Welttheils eine dergleichen Thiergattung vorhanden, so ist kein Zweifel, daß, da aus gleichen Ursachen gleiche Wirkung erfolgt, die Neuseeländer längst in das Nomadenleben übergegangen sein würden, statt daß sie jetzt noch rohe Naturmenschen sind. Daß die zähmen Hausthiere von den wilden Arten abstammen, ist eben so gewiß, als sie so leicht wieder in ihren natürlichen wilden Zustand zurücktreten, wie die großen Sennen (Steppen, große Landstriche mit Gras bewachsen) in Südamerika beweisen, wo sich eine ungeheure Menge wilden Rindviehes befindet, das blos von dem zahmen Vieh abstammt, welches nach der Entdeckung von Amerika dahin gebracht worden, und sich jetzt in der Wildheit bei günstigem Clima und überflüssigem Futter so erstaunlich vermehrt hat, daß es größtentheils blos um der Häute willen gejagt und getödtet wird, da das Fleisch bei der

geringen Bevölkerung in so großer Menge nicht benutzt werden kann. — Unter den wilden Racen unterscheiden sich besonders der Auerochse und der Büffel, zwischen denen die andern Racen mitten inne stehen. Unser zahmes Rindvieh gleicht mehr der ersten Gattung; denn ob es schon auch zahmes Büffelrindvieh gibt, so ist doch dieses von unserm gewöhnlichen überall verbreiteten Rindvieh sehr verschieden, besonders verlangt diese Büffelart durchaus ein warmes Clima, wie in Ungarn und Italien ist. Der verstorbene sächsische Minister, Graf Einsiedel, ließ vor 26 Jahren dergleichen Büffelvieh aus jenen Gegenden auf sein Gut Wolkenburg kommen, wo viele Versuche, dasselbe einheimisch zu machen, und vielleicht eine vorzüglichere Gattung Rindvieh durch Vermischung zu erzeugen, gemacht worden, der Erfolg aber nicht günstig gewesen ist. — Die zahme Rindviehzucht, durch so viele Länder unter alle Himmelsstriche verbreitet, mußte natürlich eine große und mannichfaltige Verschiedenheit der Racen erzeugen, je nachdem Futter, Clima und Lebensart der ursprünglichen Natur dieser Thiere zuträglich war oder nicht. So ist beinahe in jedem Lande eine besondere Race entstanden. In Europa besonders unterscheidet man polnisches, ungarisches, ukrainer, moldauer, schweizer, tiroler, holsteiner, friesisches, vogtländisches und eine Menge anderer Racen. Das in jeder Provinz von alten Zeiten her einheimische Rindvieh nennt man Landvieh. Wenn also von Landvieh gesprochen wird, so fragt sichs, von welcher Provinz die Rede ist. Da natürlich immer eine Race vor der andern Vorzüge hat, so suchen die nach Verbesserung strebenden Landwirthe Zuchtvieh von diesen vorzüglichern Racen zu erhalten; allein da hier größtentheils die Ursachen nicht vorhanden sind, die diese Racen nach und nach erzeugt haben, so sind diese Versuche im Anfange oft von keinem günstigen Erfolge. So z. B. war das schweizer Vieh vor 46 Jahren diejenige Race, nach welcher so viele Landwirthe in Deutschland strebten. Da dieses Rindvieh aber seine gewohnten fetten Alpenweiden hier nicht vorfand, so war der Nutzen dieses schweizer Viehes anfangs geringer und schlechter als der vom Landvieh, und es wurde zum Sprichwort: „Wer schweizer Vieh haben will, muß auch schweizer Futter haben.“ Da aber mehrere den Versuch nicht sogleich aufgaben, so gewöhnte sich nach und nach das von der ersten und den folgenden Generationen gezogene Vieh immer mehr und mehr an die hier gewöhnliche Fütterung und Lebensart, und so ist die davon abstammende Race jetzt viel vorzüglicher und geschätzter als das ehemalige Landvieh; der Beweis davon ist, daß man überall unter den wohlhabenden Landwirthen diese bessere Rindviehrace antrifft, was sonst der Fall nicht sein würde. Besonders hat sich gezeigt, daß die Bastardrace, welche durch Begattung der Landkühe mit schweizer Ochsen entstand, in der dritten und vierten Generation bei uns die nutzbarste Rindviehrace geworden ist. Da nicht jeder Landwirth im Stande war, schweizer Kühe kommen zu lassen, so konnte er doch von denjenigen, die dergleichen angeschafft, Ochsenkälber zu erhalten, und damit das Landvieh veredeln. — Neuerlich hat man in mehreren Gegenden die friesische Rindviehrace dem schweizer Vieh vorgezogen, weil diese von noch ansehnlicherer Größe und Schönheit ist; bis jetzt ist man aber damit noch nicht so weit vorgeschritten, daß man einen höhern Ertrag gegen Landvieh behaupten könnte; wiewohl nach einigen Generationen und besonders Bastardzeugungen es derselbe Fall wie bei dem eingeführten schweizer Vieh sein wird. So findet man in den meisten deutschen Provinzen kaum noch einige Überbleibsel von dem

alten Landviehstamm, als etwa im Vogtlande, und alles ist eine durchkreuzte gemischte Race von schweizer, friesischem und Landvieh; daher die so vielfältigen Farben dieser Viehherden, die aber unstreitig einen höhern Ertrag als das ehemalige Landvieh gewähren, so daß der neuere Landhaushalt auch in diesem Zweige beträchtliche Fortschritte gemacht hat. — Die Rindviehzucht ist in der deutschen Landwirthschaft Mittel und Zweck zugleich; Mittel zum Betriebe des Ackerbaues, um das Gras und übrige Futter in Düngung zu verwandeln, ohne welche der Ackerbau nicht bestehen könnte, und das sonst auf keine andere Weise in solche kräftige Düngung verwandelt werden kann, als wenn es, durch die Leiber der Thiere gegangen, einen chemischen Prozeß erlitten hat, den keine Kunst nachzuahmen im Stande ist. Zwar pflügt man jetzt noch Klee, Wicken und andere Futterkräuter unter, und rechnet diese verfaulenden Futterkräuter dem Acker als Düngung an, sind dies aber lange nicht in dem Maße, als wenn sie durch den Verdauungsprozeß in Düngung verwandelt worden. — Um den so nöthigen Dünger zu gewinnen, ist die Stallfütterung des Rindviehes entstanden; eine Erfindung der Deutschen, die nach und nach von allen Nationen angenommen werden wird, die nach Verbesserung des Ackerbaues streben. Nur da, wo der Ackerbau mit zu vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hat, und deshalb kaum die Kosten trägt, wie in allen hochliegenden gebirgigen Gegenden, wo nur eine sehr geringe Oberfläche vorhanden ist, dessen ungeachtet aber noch Gras zu guter Viehweide wächst, wäre es zweckwidrig und unvortheilhaft, das Vieh nicht auf die Weide zu treiben, da dieses Gras, worunter vorzüglich viele aromatische Kräuter sind, die nur auf Bergen wachsen, sonst weiter nicht benutzt werden kann. Hier wird die Rindviehzucht Zweck, wie in der Schweiz und andern gebirgigen Ländern. In flachen ebenen Ländern aber, wo der größte Theil der Oberfläche zum Ackerbau benutzt werden kann, und wegen der Bevölkerung benutzt werden muß, kann die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues sein; sie ist diesem untergeordnet. Man sieht leicht ein, daß wenn der Acker blos als Rindviehweide benutzt würde, dieses die schlechteste Benutzung desselben wäre, so wie überhaupt Weide die schlechteste Benutzung der Oberfläche ist, aus dem sehr einfachen Grunde, weil alle Pflanzen, die unaufhörlich im Wachsthume gestört, täglich abgebissen und beschädigt werden, nur einen geringen Ertrag geben können. Eben aus dem Grunde erhält man viel mehr Futter, und kann den Viehstamm beträchtlich vermehren, wenn die Viehweiden in Ackerland verwandelt, mit Futterkräutern bebaut oder als Wiesen benutzt werden und das Vieh im Stalle gefüttert wird. Die Stallfütterung gewährt also nicht nur mehrere Düngung, weil alle Excremente des Viehes zur Düngung erhalten werden und nicht auf der Weide verloren gehen, sondern auch noch besonders, weil bei ihr eine größere Anzahl Vieh gehalten und ausgefüttert werden kann. — Man unterscheidet die Stallfütterung in ganze und halbe. Wenn das Getreide eingeerntet ist, bleibt noch eine Menge Gras auf dem Stoppelfelde, das sonst nicht benutzt werden kann; eben so wenn die Wiesen das letztemal gemäht sind, bleibt noch ein großer Theil Grasstoppeln, so wie junger Nachwuchs des Grases; dieses läßt man abweiden, und das Vieh vom Monat August bis Eintritt des Winters dahin treiben, und dieses nennt man die halbe Stallfütterung; die ganze findet statt, wenn das Vieh das ganze Jahr nicht auf die Weide getrieben wird. — Die halbe Stallfütterung hat überall den Vorzug vor der ganzen, es geht zwar einige Düngung dabei verloren,

allein man benutzt eine Menge Weidefutter, das sonst ganz verloren ginge, man kann also mehr Vieh halten, wenn man diese Weide benutzt, und gewinnt dadurch mehr Düngung als bei der ganzen Stallfütterung; auch ist die Düngung nicht ganz verloren, die auf den Acker und die Wiese fällt, sondern kommt diesen doch einigermaßen zu gute. Hierzu noch den größern Nutzen von mehrerem Rindvieh genommen, das man bei der halben Stallfütterung halten kann, so dürfte es wohl nur wenige Ausnahmen geben, wo die ganze Stallfütterung der halben vorzuziehen wäre. — Thaer, in den „Grundsätzen des rationellen Ackerbaues" im 4ten Th. S. 224, sagt: „Die halbe Stallfütterung sei, wobei das Vieh einen Theil des Tages zugleich weidet." Dieses ist irrig, denn dadurch wäre aller Unterschied zwischen Weidegang und Stallfütterung aufgehoben. Ehe die Stallfütterung erfunden wurde, trieb man das Vieh ebenfalls auf die Weide, und fütterte es hernach, wenn es nach Hause kam, im Stalle; und so ist es noch überall, wo keine Stallfütterung eingeführt ist. Stallfütterung ist der Weide entgegengesetzt; ganze und halbe Stallfütterung unterscheidet sich aber in Ansehung der Zeit. Bei dem Weidegange wird das Vieh vom Monat April bis Eintritt des Winters ausgetrieben; bei der halben Stallfütterung wird es nur diese halbe Zeit, vom Monat April bis zur Ernte, wo das Stoppelgras die erste Weide wird, nicht ausgetrieben, sondern diese halbe Zeit ganz im Stalle gefüttert; bei der ganzen Stallfütterung wird das Vieh aber das ganze Jahr nicht ausgetrieben. Dieses ist der Unterschied und der Begriff, den jeder Ökonom mit ganzer und halber Stallfütterung verbindet. — Bei der Rindviehzucht wird entweder das Vieh selbst zugezogen, oder es werden gleich melkende Kühe gekauft. Wo man die Melkkühe sehr hoch benutzen kann, wie in der Nähe volkreicher Städte, da ist Verlust bei der Zuzucht des jungen Viehes; denn wenn dasselbe Futter, das für das junge Vieh erforderlich ist, in Melkkühe verfüttert wird, so gibt es einen viel höhern Ertrag, und so ist es wieder umgekehrt auf dem Lande der entgegengesetzte Fall. Wenn man statt eines schlechten Viehstammes einen bessern anschaffen will, so ist es viel vorzüglicher, sogleich gute veredelte Kühe zu kaufen, die, weil die Rindviehzucht überall so verbreitet ist, leicht zu haben sind. Will man hingegen den schlechten Viehstamm durch gute Zuchtochsen selbst veredeln, so ist dazu eine Reihe von Jahren erforderlich, indem diese Veredlung doch nur erst in der zweiten, dritten Generation völlig zu Stande kommt. Im Durchschnitt gilt eine veredelte Kuh so viel als zwei schlechte Landkühe. Die veredelte Kuh gibt eben so viel Nutzung und auch Düngung als jene zwei. In der Fütterung aber liegt der Unterschied, die veredelte Kuh verlangt etwas mehr, und besonders besseres Futter; Stroh, womit man zur Noth Landkühe füttert, kann man hier nur als zum Überfluß gegeben anrechnen, sonst fällt der Nutzen von den veredelten Kühen ganz weg, und bleibt noch hinter dem der Landkühe zurück. Dieses bessere Futter erlangt man aber bei der Stallfütterung, und wer den Gang der Veredlung beobachtet hat, wird gefunden haben, daß man erst seit Einführung der Stallfütterung eifrig nach der Veredlung gestrebt hat. — Bei der Stallfütterung ist das erste, eine Menge Futterkräuter anzubauen, die man sonst nicht gebaut hat, und eben diese Futterkräuter sind das bessere Futter, das zur Veredelung des Viehes unumgänglich nothwendig ist. Unter allen am vorzüglichsten ist der Klee, dessen Anbau sich überall verbreitet hat, und der in so großer Menge gebaut wird, daß man füglich auf drei bis vier Mo-

mate vollauf Futter für die ganze Wirthschaft erhält. Der Anbau des Klees im Felde verdient um deswillen den Vorzug vor andern Futterkräutern, weil derselbe den nachfolgenden Getreidefrüchten am wenigsten nachtheilig ist, und sein Ertrag einen reinen Gewinn des Brachfeldes gibt. Ist man nun hierdurch zu mehrerem und besserem Futter gelangt, so kann die Anzahl des Viehes vermehrt und veredelt werden. So gibt mehr Futter mehr Vieh, mehr Vieh mehr Düngung, mehr Düngung mehr Ertrag des Ackerbaues. Dieses sind die neuern Grundsätze der Landwirthschaft, von denen der Futterbau und die Viehzucht die Grundlage sind, und diese Grundsätze sind von großem Erfolg in der Ausführung gewesen. — Man hat berechnet, daß nur allein in dem ehemaligen Kursachsen, vor den Verwüstungen des französischen Krieges, 70,000 Stück Rindvieh mehr gehalten worden sind, als vor der ausgebreiteten Einführung des Kleebaues, um welchen sich besonders Schubert von Kleefeld so ungemein verdient gemacht hat. Das schönste Rindvieh findet man übrigens, wo Flüsse und Auen, und daher eine große Menge der schönsten Wiesen sind, wo also vorzügliches Futter aller Art in größtem Überfluß vorhanden ist. Daher sagt man auch von vorzüglichem Vieh: es ist Elbvieh, Oderviech, Weichselvieh u. s. w. — Aus dem Angeführten erhellet, daß eine genaue Bestimmung der Benutzung der Rindviehzucht nicht möglich ist. So verschieden das Futter, so verschieden die Viehracen sind, so verschieden ist auch die Benutzung; ja zwei Kühe von einerlei Race und Größe, an demselben Orte gezogen, mit gleichem Futter gefüttert, geben nicht gleichen Ertrag; die eine Kuh legt mehr auf das Fleisch, die andere mehr auf die Milch, die fettesten Kühe unter der Herde sind daher nicht diejenigen, die den größten Nutzen geben. Den größten Unterschied in dem Geldertrage gibt jedoch eine Kuh in einer volkreichen Stadt und auf dem Lande. Bei Verpachtungen auf dem Lande wird für eine Kuh jährlich 8, 10, 12 bis 15 Thaler gerechnet, nachdem die Viehrace ist, und hinlängliches und gutes Futter dazu gegeben wird. In großen Städten hingegen gibt dieselbe Kuh im Durchschnitt wöchentlich einen Thaler, jährlich also 40 bis 50 Thaler Ertrag, und dieser Unterschied liegt blos in dem verschiedenen Preise und Verkaufe der Milch. — In Thaers „Grundsätzen des rationellen Ackerbaues“ 4ter Th. S. 227, wird der Geldertrag von einer mittlern Kuh nach dem Preise der Butter bestimmt. Es wird angenommen, die Kuh wäre 40 Wochen im Jahre melkend, gäbe im Durchschnitt 14 Seidel Milch, betrüge 3803 Seidel, 40 Seidel Milch gäben ein Pfund Butter, folglich wären 84 Pfund Butter der jährliche Ertrag. (Hier ist ein beträchtlicher Rechnungsfehler, denn nach diesen Vordersätzen sind 98 Pfund Butter das Ergebniß des Ertrags.) Dann werden noch 22 Gulden für Käse und Molkenwerk gerechnet, hingegen 20 Fl. 24 Kr. für sämmtliche Wartungskosten abgezogen, und hieraus der Satz aufgestellt, daß 67 Fl. 16 Kr. der Pachtpreis einer Kuh sei. Ferner heißt es daselbst: „In Wirthschaften jedoch, welche sich durch ihre Weide und Kuhhaltung auszeichnen, kann der Bruttoertrag einer Kuh, selbst nach Abzug der Wartungs- und aller Nebenkosten, wohl auf 98 Fl. 25 Kr. bei oben angenommenem Butterpreise (das Pfund 21½ Kr.) getrieben werden.“ Man findet hierbei weiter nichts zu erinnern, als daß, wenn dieses zum Maßstabe bei Rindviehverpachtungen genommen würde, man zuverlässig keinen Pachter finden würde. Der höchste Ertrag einer Kuh ist in großen, volkreichen Städten beim Verkaufe der Milch, so daß in diesen Wirthschaften die benöthigte Butter nicht selbst ge-

schlagen, sondern zugekauft wird. Wo der Milchverkauf wegfällt, und Butter geschlagen wird, kann der Ertrag nie so hoch sein, und da ist keine Wirthschaft auf dem Lande bekannt, wo der Pacht einer mittlern Kuh (denn von diesem ist hier blos die Rede) jemals über 15 Thaler gewesen wäre; das ist aber doch in der That ein sehr großer Abstand von 93 Fl. 25 Kr. — Die Fütterung einer Kuh wird allemal viel höher kommen, als der Nutzen, selbst beim höchsten Ertrage, beim Milchverkauf in Städten, sonst würden sich mehrere Personen Kühe halten, die kein Landeigenthum besitzen, und das benöthigte Futter kaufen. Wie kommt es also, daß man nicht lieber das Futter verkauft? Wo die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues ist, da ist sie zur Gewinnung der benöthigten Düngung unentbehrlich. Wenn dieselbe auch lange nicht den Ertrag gibt, den das Futter kostet, so muß man das Fehlende auf den Ertrag des Ackerbaues rechnen. Ist aber die Rindviehzucht der Zweck, wie in gebirgigen Gegenden, so wird das Vieh die ganze Zeit auf die Weide getrieben, und bedarf nur des Winterfutters, das Futter auf der Weide kann man aber nicht wie anderes Futter zu Markte bringen und verkaufen, auch sonst weiter nicht benutzen. So gibt es auch außer der Weide in jeder Landwirthschaft eine Menge Abgänge, als Überkehr und Spreu vom Getreide u. dgl. m., die ebenfalls keine verkäufliche Waare sind, die man aber zur Fütterung des Rindviehes sehr gut anwenden kann. Aus diesen Gründen ist der Preis der Rindvieherzeugnisse viel geringer als der Preis des Futters, was sonst, wie in andern Dingen, im Gleichgewichte mit einander stehen müßte. — Mehrere Landwirthe, auch Thaer, haben den Widerspruch, daß der Productionspreis bei der Rindviehzucht stets höher ist als der Marktpreis, mithin Milch und Butter vom Rindvieh zu erzeugen mehr kostet, als wofür man sie auf dem Markte kaufen kann, dadurch lösen wollen, daß sie zwei verschiedene Preise des Futters angenommen haben, den Marktpreis und den Productionspreis, und behaupten, man solle, statt das Futter nach dem Marktpreise anzurechnen, es nach dem Productionspreise berechnen. Allein dies ist im Grunde nichts gesagt, denn der Marktpreis und Productionspreis eines jeden Dinges setzen sich stets ins Gleichgewicht, sind also ein und derselbe; der Marktpreis wird jederzeit nach dem Productionspreise steigen oder fallen, bis sie im Gleichgewichte sind. (Von außerordentlichen Fällen, Mißwachs u. dgl. ist nicht die Rede, denn sie sind nur vorübergehend.) Warum nun eine solche Verschiedenheit? — Wir wollen nicht, um diese schwierige Aufgabe zu lösen, eine neue größere aufstellen. Der wahre Grund liegt blos darin, daß die Rindviehzucht ein unentbehrliches Mittel zum Ackerbau ist. Wenn sie auch an und für sich nichts einträgt, das Futter höher verkauft werden könnte, als Milch und Butter eintragen, so ist sie doch zu Gewinnung der Düngung unentbehrlich, und eben weil man dieses Mittel so hoch als möglich treibt, so viel Rindvieh als möglich hält, so wird dadurch die Masse der als nebenbei gewonnenen Rindviehproducte so groß, daß ihr Productionspreis über den Marktpreis zu stehen kommt. Wst.

Ringelgedicht, auch Rondeau, ist eine Art lyrischen Gedichts, das dem Sonett verwandt ist, aber gewöhnlich aus dreizehn Zeilen besteht, deren neunte und dreizehnte das erste Wort, oder die Hälfte des ersten Verses, den sogenannten Refrain, wiederholen. Es kommen darin fünf männliche und acht weibliche Reime, oder umgekehrt, vor.

Ringelrennen (Carouſſel). Die Turniere gehörten zu den [illegible]hönſten Feſten des Mittelalters, ſie verſammelten die Ritter aus allen [illegible]ēgen; ein jeder war geladen, der ebenbürtig und guten Rufes war; [illegible] wurden ſie Schule der Tugend und Tapferkeit, und Hans Sachs [illegible]agt davon alſo:

„Der Turnier war des Adels Schul,
„Der ſie behielt in ſtrenger Zucht.
„Ganz Deutſchland bekam daraus Frucht,
„Wann es ſtund überall deſto baß,
„Weil der Adel ſo redlich was!“

Die ſtrengen Verbote gegen das Fauſtrecht und die öftere Verkündi[illegible]ung des allgemeinen Landfriedens entwöhnten die Ritter von der Luſt [illegible]s Lanzenbrechens. Doch hörte auf den Burgen und an den fürſtli[illegible]en Höfen mit der Kampfluſt die Schauluſt nicht auf. Weil aber [illegible]bſt die Päpſte, die an ritterlicher Tugend keine Freude hatten, [illegible]nd ihr Wort gern überall geltend machen wollten, dem, der im Tur[illegible]nier fiel, kein Grab in geweihter Erde geſtatteten, führte man Spiele [illegible]in, wo man nicht fürchten durfte, daß es blutig enden würde; und [illegible]o entſtanden die Ringelrennen. — Wie man ſonſt Mann gegen Mann eine Lanze brach, ſo übte man jetzt ſeine Kraft an den Bäumen und Säulen. Um dieſem Spiele noch mehr Unterhaltung zu geben, ſtellte man einen hölzernen Ritter auf, nach dieſem wurde im vollen Laufe des Pferdes mit eingelegter Lanze gerennt. Wurde die Bruſt getroffen, ſo brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; wurde er aber nur von der Seite geſtreift, ſo wendete er ſich, und gab dem ungeſchickten Ritter einen Schlag mit einem hölzernen Säbel. — Ein anderes Spiel des Carouſſel war das Ringſtechen. Über der Bahn waren an einem Querbalken ein oder mehrere Ringe loſe befeſtigt; hier galt es, dieſe Ringe mit der Lanze behend herunter zu holen, doch ſo, daß ſie nicht auf die Erde fallen durften. — Die dritte Art des Ringelrennens war die, wo man einen Kopf als Ziel für die Lanze oder das Schwert aufſtellte. Dieſe Beluſtigung verdankt ihre Entſtehung den Türkenkriegen: man wollte ſich an den furchtbaren Anblick der Muſelmänner gewöhnen, oder durch dies entehrende Spiel ſich an den Feinden der Chriſtenheit rächen, und freute ſich, ſie verderben zu können, ohne ſie fürchten zu müſſen. ff.

Rinteln, die Hauptſtadt des kurheſſiſchen Antheils an der Grafſchaft Schauenburg an der Weſer, welche hier die Erter aufnimmt, in einer bergigen Gegend. Sie iſt jetzt ohne Feſtungswerke und ziemlich gut gebaut, mit geraden Straßen, und hat 440 Häuſer und 2500 Einwohner, welche einigen Handel und Schifffahrt treiben. Man findet hier ein Gymnaſium mit einer Bibliothek und Sammlung von mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, und eine Glashütte. Über die Weſer führt eine Schiffbrücke. Die von dem Fürſten Ernſt III., Grafen zu Holſtein und Schauenburg, 1619 zu Stadthagen geſtiftete und 1621 hierher verlegte Univerſität iſt den 10ten Dec. 1809 vom vormaligen König von Weſtfalen aufgehoben worden. Die Stadt iſt der Sitz des Conſiſtoriums und der Regierung des heſſencaſſelſchen Landesantheils von Schauenburg.

Rio Janeiro, die Hauptſtadt Braſiliens und von 1808 bis 1822 die Reſidenzſtadt des Königs der vereinigten Königreiche Portugal, Braſilien und Algarvien, liegt in der Capitania (Provinz) Rio Janeiro, an der Mündung des Fluſſes Janeiro. Wenn man von der See aus nach dieſer Hauptſtadt kommt, ſo fährt man durch eine ſchmale Öffnung, die von zwei nackten Felſen eingefaßt wird. Dies

ist der Eingang des Hafens, längs desselben erheben sich Forts und Batterien. Man gelangt hier in ein weites Wasserbecken mit einer Menge Boote, Schiffe und Inseln bedeckt. Amphitheatralisch steigen die malerischen Berge in den blauen Himmel empor, an den Abhängen Kirchen und Klöster, Festungswerke und ländliche Wohnungen und dazwischen liebliche Thäler von Pomeranzenhaine und begrünter Buchen. So durchschneidet man diese reizende Bai und erblickt endlich die Stadt San Sebastian de Rio Janeiro (dies ist der vollständige Name) mit ihren zahlreichen Thürmen vor sich. Sie liegt auf einer ebenen, erhabenen Landzunge, ungefähr drei Viertelstunden von dem Eingange des Hafens entfernt, und wird auf der Nordseite von der Bai, auf den drei übrigen Seiten von hohen waldigen Bergen begrenzt. Eine regelmäßige Festung auf der einen Spitze der Landzunge und ein wohlbefestigtes Benedictinerkloster auf der andern dienen zur Vertheidigung. Beide beherrschen die Stadt und den Ankerplatz. Dieser befindet sich bei der Schlangeninsel, die gerade davor liegt, und gleichfalls mit einem Fort versehen ist. Die Bevölkerung von Rio Janeiro beträgt jetzt mit Inbegriff der Neger, jedoch mit Ausschluß der Besatzung, 100,000 Seelen. — Fast alle Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, und laufen vollkommen gerade aus, sind aber fast alle schmal. Eine der breitesten und schönsten ist die Hauptstraße, Rua de Dereito genannt. Sämmtliche Straßen sind mit Granit gepflastert, auch mit Erhöhungen für die Fußgänger versehen. Die Beleuchtung ist noch keineswegs allgemein, wird aber einigermaßen durch die Lampen vor den Marienbildern ersetzt. Die Häuser haben in der Regel nur zwei Geschosse; doch gibt es auch sehr ansehnliche. Die häßlichen Altane an den obern Stockwerken sind jetzt gänzlich abgeschafft. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die meisten Kirchen und Klöster, besonders die neue prächtige Domkirche aus. Auch sind die königliche Capelle und die Münze, die beide einen Theil des Palastes ausmachen, sehenswerth. Die Marktplätze sind mit schönen Springbrunnen geziert. Das Wasser erhält die Stadt durch eine aus 80 Doppelbogen bestehende und an einigen Stellen über 150 Fuß hohe Wasserleitung, welche es in einer Entfernung von fast zwei Stunden herbeiführt. Seit 1808 hat sich die Industrie vermehrt. Bereits bestehen in der Nähe der Stadt Leder=, Seiden=, Steingut=, Glasfabriken ꝛc. Eben so befinden sich in der Stadt mehrere Segeltuchfabriken, Baumwollenspinnereien, Zuckersiedereien. Am ausgedehntesten sind die Fabriken von groben und mittlern Baumwollenzeugen, aus welchen sich ein großer Theil des ganzen Landes nebst den Provinzen von Rio de la Plata versieht. Wegen besonderer Geschicklichkeit sind vorzüglich die hiesigen Steinschneider und Juweliere berühmt. Seit 1814 ist auch eine bedeutende Anzahl französischer Baumeister, Uhrmacher, Goldschmiede ꝛc. hier angekommen. Besondere Aufmerksamkeit verdient noch die neu angelegte Reißmühle und die große Wallfischthransiederei. — Der Handel ist sehr wichtig. Rio Janeiro ist für ganz Brasilien der Hauptmarkt. Der lebhafteste Verkehr findet mit den Bergwerksgegenden, oft in Entfernungen von 3 bis 400 Stunden, statt. Häufig passiren an einem Tage 800 bis 1000 Maulthiere aus und ein. Außer diesem Handel mit dem Innern Brasiliens zu Lande findet auch ein ansehnlicher Verkehr mit den südlichen und nördlichen Häfen durch Küstenfahrer statt. Aber auch der äußere Handel hat an Wichtigkeit und Umfang gewonnen. In der That ist Rio Janeiro der bestgelegene Hafen für die ganze Welt. Er ist ein Mittelpunct, wo der Handel von Europa und Afrika, von

merika und Ostindien, von China, wie von den Südseeinseln am bequemsten zusammentreffen kann. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Zucker, Rum, Baumwolle, Häute, Talg, Indigo, feine Tischlerhölzer, grobe Baumwollenzeuge, Gold, Diamanten, farbige Edelsteine und kostbare Juwelierarbeit. — Was das Clima betrifft, so herrscht bei Tage, besonders in den Sommermonaten, eine sehr große Hitze, des Nachts hingegen merkliche Kühle und Feuchtigkeit. Am empfindlichsten ist das letztere gerade in der heißen Jahreszeit. Hier fällt der Thau Morgens und besonders Abends häufig als feiner Staubregen herab. Daher sind Fieber und Hautkrankheiten nicht selten. Eingeborne leiden indessen nur wenig davon, Fremde hingegen außerordentlich. Nach einem halben oder ganzen Jahre aber werden auch diese davon verschont. — Lebensmittel aller Art gibt es in Überfluß. Kleidung und Hausmiethen sind sehr theuer. Schenken, Garküchen gibt es in Menge, große Wirthshäuser nach europäischer Art hingegen werden noch immer vermißt. Die kirchlichen Feierlichkeiten werden mit außerordentlicher Pracht begangen. Die Bildsäulen der Heiligen sind dann im eigentlichen Sinne mit Diamanten bedeckt. Dabei finden Abends große Feuerwerke Statt. — Die Umgebungen von Rio Janeiro sind sehr angenehm, und bieten mancherlei Spaziergänge dar. Schon die neuen Vorstädte mit ihren Gärten und Grasplätzen sind sehr einladend, und gewähren eine Art von städtischem Landaufenthalt. Rio Janeiro, vorher schon als Handelsstadt sehr wichtig, erhielt in der neuern Zeit dadurch einen größern Glanz und politischen Werth, daß die königliche Familie von Portugal sich dahin begab. (S. d. Art. **Brasilien** und **Portugal**.) Die Vortheile, welche daraus für Brasilien überhaupt, sonst nur eine Colonie von Portugal, jetzt das Hauptland der Monarchie, und für Rio Janeiro besonders entstehen mußten, schienen sich kaum berechnen zu lassen. Abgesehen von der größern Volksmenge (Rio Janeiro hatte vormals nur 40,000 Einw.), von dem lebendigern Verkehr, welchen die Anwesenheit des Hofes dort erzeugen mußte, so mußte der Wohlstand und die Bildung bedeutend gewinnen. Ganz andre Verhältnisse aber haben sich für die Hauptstadt, wie für das ganze Reich, gebildet, neue Aussichten sich geöffnet, seit Brasilien, nachdem der König 1821 Rio Janeiro verlassen hatte, sich vom Mutterlande losriß und (1822) zu einem Kaiserthum sich erklärte, dessen Thron der zurückgebliebene Kronprinz bestieg. — Mehr über Rio Janeiro findet man in der Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied durch Brasilien.

Ripienstimme und **Ripienist** kommt von dem italienischen ripieno, die Ausfüllung. Die Ripienstimme wird der Solostimme oder Principalstimme entgegengesetzt, inwiefern sie blos untergeordnet und begleitend ist. **Ripienist** heißt der Sänger oder Spieler im Orchester, welcher nicht Solo spielt, sondern blos die Stimme verstärkt. Der Ripienist nimmt also immer eine untergeordnete Stelle ein, und muß sich ganz nach dem Anführer oder Vorspieler richten, ohne im Spiel sich willkürliche Verzierungen u. dgl. zu erlauben.

Ripperda (Joh. Wilh., Baron von), ein merkwürdiger politischer Abenteurer, wurde in der holländischen Provinz Gröningen 1680 von adeligen Ältern geboren, und als Catholik von den Jesuiten in Cöln erzogen, heirathete aber eine Protestantin und ging zur protestantischen Kirche über. Einige Zeit stand er im Dienste der Generalstaaten als Oberster bei der Infanterie; diese Stelle erhielt er, als er 1715 von den Staaten zur Abschließung eines Handlungsvertrags nach Spanien geschickt worden war. Als er sich aber bei

dem König Philipp V. in Gunst gesetzt hatte, trat er wieder zur catholischen Religion zurück, und blieb zu Madrid. Er ließ aus Holland Weber kommen, und legte auf königliche Kosten, jedoch mit großem Verlust, eine Tuchmanufactur an. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1721 mit einer castilischen Dame von hoher Geburt, mit welcher er zwei Söhne zeugte. Er stieg schnell im Vertrauen des Königs, und wurde 1725 nach Wien gesandt, um eine Ausgleichung mit dem kaiserl. Hofe zu vermitteln. In eben diesem Jahre unterzeichnete er mit den Bevollmächtigten des Kaisers den Vertrag von Laxenburg, und ward dafür bei seiner Rückkehr nach Madrid zum Herzog von Ripperda und zum Grand der dritten Classe ernannt, auch zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert. Nachher wurden ihm noch das Kriegs-, Marine- und Finanzwesen anvertraut, so daß er alle Macht eines Premierministers, nur nicht den Titel, hatte. Doch schon im Mai 1726 ward er aller seiner Würden entsetzt, und in das Schloß Segovia eingesperrt. Dort blieb er über zwei Jahre, fand aber Mittel zu entkommen, und ging über Portugal nach England, wo er bis 1730 blieb. Hierauf kam er nach dem Haag, nahm die protestantische Religion wieder an, und schien seine übrigen Tage in Ruhe verleben zu wollen. Sein unruhiges, ehrsüchtiges Gemüth aber veranlaßte ihn, mit dem maroccanischen Gesandten in Verbindung zu treten, zu Folge deren er sich wirklich zu Ende des J. 1731 nach Marocco begab. Er wurde günstig aufgenommen, gewann bald so viel Einfluß, daß er die Barbaren zur Belagerung der spanischen Festung Ceuta bewog, nahm, nachdem er zum Mohammedanischen Glauben übergetreten war, den Namen Osman an, und ward zum Befehlshaber des zu dem Kriege gegen Spanien bestimmten Heeres ernannt. Der König von Spanien, von seinem Unternehmen benachrichtigt, widerrief das Patent, wodurch er ihn zum Grand und Herzog ernannt hatte. Die Ankunft eines spanischen Heers in Afrika, welches Oran belagerte, zerstörte seine Entwürfe. Zwar beharrte er bei der Belagerung von Ceuta, und brachte auch der Besatzung, welche, nachdem sie verstärkt war, einen Ausfall gewagt hatte, eine bedeutende Niederlage bei; allein ein bald nachher von spanischer Seite erfolgter Überfall der Mauren in den Laufgräben zwang ihn, die Belagerung gänzlich aufzuheben und die Flucht zu ergreifen. Im Hemde kam er nach Tetuan, und ward vom Hofe so kalt empfangen, daß er schon darauf bedacht war, nach einem andern Lande zu fliehen, als sein Vorsatz entdeckt und er vor den Kaiser gebracht wurde. Von der Grausamkeit des fürstlichen Barbaren durfte der unglückliche Abenteurer nichts Geringeres als den Tod erwarten. Er vertheidigte sich indessen so gewandt und klug, daß er nach einer kurzen Gefängnißstrafe wieder in Freiheit gesetzt wurde. Hierauf lebte er ruhig zu Marocco, und zeigte einen großen Eifer für seine neue Religion. Um sich wieder in Ansehen zu bringen, entwarf er den Plan einer Vereinigung der jüdischen und Mohammedanischen Religion, die er dadurch, daß er auf einer Seite den Mohammed für den größten Propheten gelten ließ, auf der andern aber den Glauben an einen künftigen Messias gestattete, zu bewirken hoffte. Er soll zu seinen wirklichen oder vorgeblichen Meinungen viele bekehrt, und der Kaiser von Marocco selbst soll sich das Vergnügen gemacht haben, dies Bekehrungsgeschäft mit ihm gemeinschaftlich zu betreiben. Endlich mußte er aber doch in Ungnade gefallen sein, denn er zog sich nach Tetuan zurück, wo er von den Zinsen der Gelder lebte, die er in verschiede-

ren Banken von Europa untergebracht, und wahrscheinlich nicht durch die ehrenvollsten Mittel erworben hatte. Besonders soll er durch eine falsche Münze, die er zur Zeit seines Ansehens zu Marocco prägen lassen, große Reichthümer erworben haben. Bis ans Ende seines Lebens behielt er den unternehmenden Geist, der ihn auf so manche Abwege geleitet hatte, und starb (1737) zu Tetuan, nachdem er noch vorher den König Theodor von Neuhof, zur Erlangung der Krone von Corsica, mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hatte.

Risalit, Risalita, Vorsprung, wird in der Baukunst der Theil eines Gebäudes genannt, der durch alle Stockwerke hindurch vor dem übrigen etwas hervortritt, und gewöhnlich mit einem Fronton oder niedrigem italienischen Dache bedeckt ist. Man findet solche Risalite nicht allein in der Mitte der Gebäude, sondern auch an den Ecken oder Enden; treten sie daselbst aber so weit hervor, daß sie wieder zu Wohnungen benutzt werden, so heißen sie Flügel.

Riß nennt man vornehmlich die Zeichnung zu einem Gebäude nach verjüngtem Maßstabe, woraus man die Form, Anordnung und Einrichtung des Ganzen und aller Theile desselben sieht, und wonach ein Gebäude errichtet wird. Der Durchschnitt oder das Profil zeigt die innern Theile eines Gebäudes, die Verbindung des Daches u. dergl. über **Aufriß** und **Grundriß** s. die eigenen Artikel.

Ritornell (Ritornello). Hiermit bezeichnet man in der Musik die Perioden, die, während die Hauptstimme pausirt, von den andern Instrumenten gespielt und wiederholt werden; öfter aber versteht man darunter noch den Eingang einer Arie oder sonst eines Tonstücks, der von den begleitenden Instrumenten gespielt wird, ehe noch die concertirende Stimme einfällt, und der meist die Hauptgedanken und Sätze des nachfolgenden Stücks enthält. Dieses Ritornell wird dann, nachdem die Singstimme ihre Partie geendet, gewöhnlich wiederholt. Bei Opern, besonders denen im italienischen Styl, sind die Ritornelle sehr häufig, oft bis zur Ungebühr ausgedehnt, wodurch zwischen dem der Arie vorangehenden Recitativ und der Arie selbst ein zu großer Zwischenraum entsteht, der oft höchst störend ist; sie ganz wegzulassen, thut dagegen auch selten gute Wirkung, wie dies z. B. bei mehreren Arien in dem von Himmel gesetzten Singspiele Fanchon der Fall ist. Die Anwendung oder die Weglassung des Ritornells muß dem Genius des Tonsetzers überlassen bleiben, weil ein Eingang öfters an einem Ort von großer Wirkung ist, der dagegen an einem andern schaden würde. Ein allzulanges Ritornell aber macht selten eine gute Wirkung.

Rittenhouse (David), Astronom, Präsident der nordamerikanischen Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, wie der treffliche Franklin, ein Zögling der Natur, aufgewachsen unter demselben Himmel, gehoben durch eigenes Talent zu nicht geringer Vollendung in Kunst und Wissenschaft. Seine Vorfahren waren Holländer. Sie ließen sich zu Anfang des 17ten Jahrh. in Nordamerika nieder, und trieben meist geringes Gewerbe. Er selbst war geboren 1732 in der Provinz Pensylvanien in der kleinen Stadt Germantown, ward von seinen Ältern zum Landbau bestimmt, und genoß daher nur nothdürftigen Unterricht. Aber schon als Knabe verrieth er einen denkenden Geist und große Anlagen zur Mathematik und Mechanik. Er zeichnete als Ackerknecht mathematische Figuren auf seinen Pflug, und verfertigte bei der Feldarbeit hölzerne Uhren und künstliches Schnitzwerk. Seine immer mehr hervortretende Neigung zu mechanischen Wissenschaften und die Rücksicht auf seinen schwächlichen Körper vermochte endlich die Ältern, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu

thun. Auf den rechten Boden verpflanzt, entwickelte sich sein Talent bewundernswürdig schnell. Bald hatte er das Handwerksmäßige seines Gewerbes begriffen, und dürstete nach edlerer Nahrung. In freien Augenblicken und in den Stunden der Nacht las er mathematische Schriften (namentlich Newtons Principien) und drang, ohne Beihülfe, in die höhere Meßkunst und Analysis ein. Der Sternenhimmel und ein Buch wurden seine Lehrer in der Astronomie, die für den ernsten Jüngling einen unwiderstehlichen Reiz hatte. Ganz nach eigener Erfahrung verfertigte er ein Orrery oder Planetarium, das die Bewunderung der Kenner erregte. Ein zweites, von ihm erbaut, wird noch jetzt in dem mathematisch-physikalischen Cabinet der Universität von Pensylvanien aufbewahrt. So ward allmählig der Werth des jungen Künstlers bekannt, und Männer, wie Dr. Smith, der Naturhistoriker Barton, der Generallandmesser von Pensylvanien, John Lukens, selbst Dr. Benjamin Franklin wurden seine Freunde, und trugen zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nicht wenig bei. Dabei bewahrte er, durch keine Regel der gewöhnlichen Schullaufbahn gebunden, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, und schritt auf den selbsterprobten Wegen des Denkens und Forschens vorwärts, auf welchen er sich, außer seinem Hauptfache, gründliche Kenntnisse in der Philosophie, Theologie, Physik, in der französischen, holländischen und deutschen Sprache erwarb. Auch seine dichterischen Anlagen und Talente für Musik blieben nicht ganz unausgebildet. Nur nach oft wiederholten Vorstellungen ließ er sich endlich von seinen vornehmen Gönnern und Freunden überreden, aus der ländlichen Stille heraus, und auf einem größeren Schauplatze aufzutreten. Er zog 1760 nach Philadelphia, wo er sein Gewerbe als Uhrmacher und Verfertiger mathematischer Instrumente fortsetzte, und bald die Mitgliedschaft der amerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften erhielt. 1769 ward er von der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia, deren Präsident damals Franklin war, nach Norriton in der Grafschaft Montgomery gesandt, um dort den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Die Resultate davon, und andere astronomische Bestimmungen, die er auf der selbsterbauten Sternwarte zu machen Gelegenheit fand, leisteten volle Genüge, und wurden vom Dr. Smith (in den amerikanischen philosophischen Transactionen, Bd. 1) umständlich und mit ungemeinem Beifall beschrieben. Auch in seinen ferneren Beobachtungen auf der Sternwarte des Stadthauses zu Philadelphia zeigte er sich als einen gewandten praktischen Astronomen. Mehrmals ward er in den nordamerikanischen Provinzen zur Berichtigung der politischen Grenzen gebraucht. Besonders setzte er die Grenzen von Pensylvanien fest, und endete dadurch manchen langen und heftigen Streit mit den benachbarten Staaten und Landeigenthümern, wobei er eben so viel Uneigennützigkeit, als Friedensliebe bewies. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm 1777 die wichtige Stelle eines Schatzmeisters von Pensylvanien, die er 12 Jahre hindurch mit seltener Gewissenhaftigkeit und mathematischer Ordnung verwaltete. Selbst die höchste Leitung des Münzwesens in den vereinigten Staaten ward ihm 1792 übertragen; allein seine zunehmende Schwäche nöthigte ihn, dies Amt nach 3 Jahren niederzulegen. 1791 widerfuhr ihm die Auszeichnung, an des verstorbenen Franklins Stelle zum Präsidenten der nordamerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften gewählt zu werden. Eine kurze, aber heftige Krankheit endete zur allgemeinen Trauer sein verdienstvolles Leben am 20sten Juni 1796, in einem Alter von 64 Jahren.

Ritter, s. Ritterwesen.

Ritter (Joh. Wilh.), darf wohl einer der geistreichsten Physiker des 19ten Jahrh. genannt werden. Ihm verdanken wir zunächst die eigentliche Einsicht in das Wesen des Galvanismus, der vorher nur als eine geheime, sonderbare Erscheinung angegafft wurde. Er hat ihn zuerst in die organische Welt eingeführt, und gezeigt, daß „den Lebensprozeß ein beständiger Galvanismus begleite," wodurch dem Physiologen mit einem Schlage das Thor einer neuen Welt weit aufgerissen worden. Wir halten diesen Ausspruch für eine Entdeckung, zu der sich unser Jahrhundert Glück wünschen kann. Zu so tiefer Einsicht in den Geist der Natur kam Ritter nur durch rastloses Untersuchen ihres Leibes. Es hat wohl niemand mehr Voltaische Säulen erbaut, niemand mehr Frösche getödtet, niemand mehr Stoffe und organische Theile in die Säule gebracht, als er. Zu seinen Versuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eins aufgeopfert. So ein Auge für Lichtversuche, ein Ohr, eine Nasenhälfte, die Zungenspitze für Galvanische Versuche. Nur er konnte ein System der elektrischen Körper entwerfen. Wenn sein Buch hierüber nicht die gewünschte Abrundung hat, so muß man bedenken, daß dessen Druck einige Jahre dauerte, während er unaufhaltsam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Versuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In Gilberts Annalen der Physik, in Voigts Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Elektricität, Wasserzersetzung, Magnetismus verschiedener Metalle, über Meteore, Meteorsteine u. s. w. niedergelegt. Endlich stieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm sogenannten Siderismus, oder das Vermögen, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden, und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken, wissenschaftlich mit dem bekannten Metallfühler Campetti vor. Kaum im Begriff, uns seine Versuche und Theorien über diesen Gegenstand, der so wesentlich mit dem Mesmerismus verschwistert (oder vielmehr mit ihm eins) ist, mitzutheilen, hörte sein durch physikalische und chemische Versuche halb zerstörter Leib auf, einer nichts berücksichtigenden Lebensart zu fröhnen. — Er war geb. 1776 zu Samitz bei Hainau in Schlesien. Er studirte Medicin, und lebte nachher in Jena, wo er sich vorzüglich mit seinen Galvanischen Arbeiten beschäftigte, übrigens in ziemlich kümmerlichen Umständen, wie solche Gelehrte pflegen; doch gab es eine Zeit, wo er vom Herzog von Gotha Unterstützung erhielt. 1805 erhielt er einen Ruf als Mitglied der Akademie zu München, und hätte nun erst anfangen können, ohne Sorgen zu leben. Allein ein regelles geführtes Leben, wenn dazu noch eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Person kommt, ist nicht wieder ins Gleis zu bringen. Noth und Verdruß wütheten daher fort mit ihrem gewöhnlichen Verscheucher, der Übertäubung mit geistigen Getränken; anderer Seits nagten Versuche Sinne und Glieder ab, tiefes Nachdenken und geniale Bücher mit ihren gewöhnlichen Begleitern, dem Unverstand, dem Neid und der Verfolgungssucht, schwächten das Nervensystem so, daß kein Organ mehr für das andere arbeitete, und sie aus einander fielen in einem Alter, das dem Manne das kräftigste ist. Er starb am 23sten Jan. 1810 zu München. Unter den münchner Akademikern war er der fleißigste, unter den Physikern von ganz Europa der tüchtigste, unter den Lebensmenschen der unnachahmungswürdigste. — Möge seinen Kindern vergolten werden, was er der Welt geleistet hat, ohne den Lohn dafür empfangen zu haben!

On.

Rittergüter sind diejenigen Landgrundstücke, welche vermöge der ehemaligen Lehnsverfassung nur unter das Besitzthum eines Adeligen kommen konnten; eine Beschränkung, die jedoch in neuern Zeiten, wo so viele Besitzthümer dieser Art in unadelige Hände gefallen sind, nicht mehr statt findet, wiewohl noch in einigen Ländern, z. B. in Sachsen, der unadelige Besitzer eines Ritterguts, an welchem Sitz und Stimme auf dem Landtage haftet, keineswegs, wie jeder adelige Besitzer eines solchen Guts, das persönliche Recht der Landstandschaft erhält. In manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen, gibt es unter den Rittergütern noch die Verschiedenheit der schrift- und amtssässigen (s. d. Art. **Schriftsässig**). Die Vorrechte der Rittergüter in verschiedenen Ländern Europas und selbst Deutschlands sind sehr von einander abweichend. Über die Entstehung ihrer Freiheiten und besondern Rechte vergleiche die Art. **Ritterwesen** und **Lehnswesen**.

Ritterorden, s. **Orden** (Ritter-) und **Ritterwesen**.

Ritterpferde. Als im Mittelalter die Ritterschaft des Reichs und die freien Vasallen, vermöge der Lehnsverfassung, gehalten waren, dem Reichsoberhaupte, oder wenn sie Lehnsleute eines Reichsvasallen waren, diesem Heerfolge zu leisten, wurde die Anzahl der von ihnen zu stellenden Kriegsmannschaft bestimmt, und solches unter dem Ausdruck Ritterpferde begriffen. Diese Obliegenheit der Lehnsträger gegen die Lehnsherren blieb, als in der Folge die Einrichtung des Kriegswesens sich änderte; die sonst aber wirklich unter dem Namen Ritterpferde gestellte Kriegshülfe wurde in eine Geldleistung verwandelt, die den einmal eingeführten Namen behielt, da sie für die erst persönliche Leistung der Kriegsdienste erhoben wurde; in Sachsen heißen sie auch Donativgelder.

Ritterschaft, s. d. Art. **Ritterwesen**.

Ritterschlag war diejenige feierliche Handlung, durch welche vermittelst eines kreuzweis geführten Schwertschlages auf den Rücken ein Individuum zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher diese Handlung verrichtete, mußte mit der ritterlichen Würde bekleidet sein, so wie der, an dem sie vollzogen wurde, das Alter von 21 Jahren haben, von edler Abkunft sein, und durch Kriegsthaten sich ausgezeichnet haben mußte.

Ritterspiele, s. **Turniere**.

Rittersprung (Vorritt). Unter die besondern Rechte und Freiheiten der Oberlausitz gehört das noch immer bestehende, wiewohl nicht mehr übliche Recht des Vorritts, das dieser Provinz vom Kaiser Ferdinand I. 1544 zugetheilt wurde, und das darin besteht, daß der adelige Besitzer eines Mannlehngutes, wenn er keine männlichen Erben und keine Mitbelehnten hat, dasselbe ohne weitere Anfrage beim Lehnsherrn und ohne dessen Genehmigung veräußern dürfe. Nach dem Gesetz darf dies aber nur geschehen, wenn der Vasall noch im Stande ist, in voller ritterlicher Rüstung, wie sie 1544 gewöhnlich war, von der Erde ohne Beistand einen guten und starken Hengst zu besteigen, und vor den von dem Lehnsherrn abgeschickten Commissarien herumreiten kann. Wenn ein solcher Fall eintrat, so wurden zu diesem Rittersprung oder Vorritt mancherlei Veranstaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüstung wurde angefertigt, diese sowohl, als das zu besteigende Pferd vorher von den Commissarien gehörig geprüft und untersucht, und darauf den folgenden Tag unter Vorausreitung von vier Trompetern das Probestück von dem Vasallen abgelegt. Die Ceremonie muß auf dem Schlosse Ortenburg zu Bautzen (wo man im Landhause

der Stände des bautzner Kreises die Rüstungen sämmtlicher Edelleute sieht, die den Vorritt gethan haben) geschehen. Sie geschah zum erstenmale 1626. Nach langem Zwischenraume machte sie 1777 Graf Hoym, wodurch seine Tochter die Herrschaft Ruhland erbte, und 1778 ein anderer adeliger Vasall.

Ritterwesen, Ritterpoesie, Ritterepopöie, Rittermane. Ritterwesen, oder wie wohl würdiger gesagt werden sollte, Ritterthum schränken wir hier auf seine alterthümliche Bedeutung ein. Wir haben zwar auch jetzt noch eine Ritterschaft, noch ein Ritterthum in mancherlei Form und Gestalt; allein diese näher zu bezeichnen und zu charakterisiren, überlassen wir dem Diplomatiker, dem Staatsrechtsgelehrten — kommen vielleicht hin und wieder nur des Gegensatzes wegen darauf zurück, doch — uns verwahrend gegen die Beschuldigung, als hätten wir hiebei die Vergleichung, die Hamlet zwischen dem alten und dem neuen König anstellt, vor Augen gehabt. — Das Ritterthum ist die Blüthe, die der Baum der Menschheit im Thun und Wirken des Mittelalters (s. d. Art.) getragen hat, und darum die schönste, bezeichnendste Eigenthümlichkeit jener Zeit. Denn der Geist eines Zeitalters wird doch vornehmlich nach dem Treiben und Thun der höher Gestellten und Vornehmern in ihm geschätzt, und jede Periode hat ihren Adel, der sie gleichsam vertritt. — In den Zeiten des Heidenthums, dessen Richtung auf sinnlichen Genuß und irdische Liebe unverkennbar ist, konnte die Menschheit keine höheren Helden aufstellen, als die, mächtig durch die Tapferkeit ihres Arms oder die Gewandtheit des Geistes, nicht ohne eine gewisse natürliche Unschuld sich zu Herrschern emporschwangen, um, von der Mitwelt genannt und geehrt, ein heiteres, genußreiches Leben zu führen; und, wenn der schönste Kampf des Ritterthums das Grab des Heilands galt, so opferten sich die edelsten und gefeiertsten Helden Griechenlands für das Brautbett des schönsten Weibes auf. Daher jene Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Sieger das Weib nur als den Gegenstand seiner Lüste betrachtete, und die Helden Homers die schönste Gefangene für bestimmt hielten, das Bett des Mächtigsten zu schmücken. Daher jene Ausartung des alten Geistes in der spätern abgeblühten Zeit in sinnliche Wollust und Ausschweifung. Daher, daß alles geistige Leben, wo es öffentlich erschien, nur in Kunst und Poesie sich aussprechen konnte, sonst aber in Mysterien und Geheimnissen der Philosophie sich verbergen mußte. — Mit der neuen Zeitrechnung, die durch das wunderbare Zusammentreffen der durch das Christenthum in geistiger Hinsicht bewirkten Revolution und jenes völligen Umsturzes der alten Throne und Herrschaften durch das Einströmen germanischer Völker stark und unverkennbar bezeichnet ist, entwickelte sich ein völlig neuer Charakter der Menschheit, ein neues, völlig verschiedenes Leben. — Das Christenthum hatte die Mysterien aufgeschlossen, der Tempel der Mythologie stürzte zusammen, der delphische Dreifuß verstummte, und das, was vorher nur als geheime Lehre und Glaube von wenigen Eingeweihten mehr geahnet als erkannt worden war, wurde nun öffentliche Volkslehre, Volksglaube. Dies entschied über Sinnes- und Denkart der Menschheit und gab ihr in der folgenden Periode eine ideale, höhere Richtung, die freilich eben so oft in Überspannung und Schwärmerei ausartete, als die Sinnlichkeit des Heidenthums in Wollust und Sybaritismus. Es war dem Gemüthe der Sinn für den Himmel aufgegangen. Die heilige Geschichte stellt in einer Reihe der idealsten Bilder das innere Leben

der Welt und Gottes, so zu sagen, sinnlicher dar. Die Zeit der Symbole und der Dichtung war vorüber; das in so manchen lieblichen Anklängen der alten Zeit Angedeutete war wirklich erschienen, und der Sohn Gottes hatte selbst auf Erden gewandelt, nicht wie in den Theophanien der alten Zeit nur symbolisch und sinnbildlich, sondern in wunderbarer, eigentlicher, wesentlicher Vereinigung mit einer menschlichen Natur, mehr um zu wirken, als um zu lehren, mehr um zu sein, als um geahnet zu werden. Der Sinn für einen anfänglichen seligen Zustand des Menschen, aus welchem er nur durch eine höchst traurige Verblendung gefallen war, ging wieder auf. Was die alte Welt in der Gegenwart und in der gemeinen irdischen Wirklichkeit gesucht, oft künstlich nachgebildet, und so sich immer weiter von ihrem Ursprunge entfernt hatte, das suchte man nun da, wo es doch allein zu finden ist, in der Zukunft und im Idealen; und wenn der Heiland das flammende Schwert des Cherubs, der das Paradies bewachte, zerbrochen hatte, so war die Eroberung der heiligen Stadt und des Landes, das die Füße des Göttlichen geweiht hatten, die schönste Offenbarung des zur Seele der Menschheit gewordenen Glaubens; und die Kirche stand da als der eigentliche Vorhof des Himmels, durch den allein der Weg in die Heimath möglich war, das schönste Kleinod der Zeit und das wahre Palladium des Lebens; nicht Vorbild, sondern wirkliche Vorhalle, durch die schon das Licht des Paradieses hereinleuchtete. Diese neue, ideale Ansicht, die als eigentliche Erfüllung eben so nothwendig auf die reale der alten Welt folgen mußte, wie das Symbol ohne den Gegenstand seiner Bedeutung ein leeres, trauriges Nichts ist, konnte sich nur langsam durch die Finsternisse der entfliehenden Geister der alten Welt hindurcharbeiten. Endlich mußte ihr das römische Reich, diese größte und kühnste Ausgeburt des alten Geistes, Zeugniß geben, in der gewiß nicht ohne Wunder erfolgten Bekehrung seines größten Kaisers; und nun zu einem universellen Dasein gelangt, wuchs sie groß und herrlich, bis sie in den Kreuzzügen ihren Culminationspunct erreicht hatte, und von da allmählig wieder sank, vielleicht zur Vollendung und als Schlußstein des Ganzen nichts weiter fordernd, als daß eine verständige, prosaische Zeitrechnung lehre, die oft genug verletzte Harmonie des Himmels und der Erde in einem allgemeinen Staaten- und Geister-Gleichgewicht herzustellen, wozu in unsern Tagen Anstalt gemacht zu werden scheint. — Sehen wir nun das Ritterthum als die Blüthe an, welche die That und Kraft der Menschheit in dem Zeitalter desselben getrieben hat, so darf es uns nicht wundern, daß, was das allgemeine Element war, Glaube, Ehrfurcht gegen die Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unsichtbaren Welt, ein schöner, idealischer Schwung, auch als der erste Charakterzug des Ritterthums betrachtet werden muß. Fürst und Unterthan, Hohe und Niedrige ergriffen mit Begierde das Wort vom Himmel. Die Kirche war das Licht, das Allgemeinmenschliche in dieser Zeit, und so konnte auch der Rittergeist in nichts anderem sich vorzüglicher und bezeichnender aussprechen, als in Ehrfurcht gegen die Kirche, in heiliger Scheu vor diesem wunderbaren Heiligthum, in Schutz und treuem Dienste, der Kirche in allen Nöthen, Gefahren und Anliegen geleistet. Wir sehen dies als den ersten, hervorstechenden Zug des Ritterthums an, und wenn Geistliche überall die ganze Anstalt leiteten, und Schwert und Roß des Ritters erst weihen mußten, so war dies der natürlichste Zoll, der der Kirche entrichtet werden konnte. Daß die Kirche, als sie ausartete, nicht mehr das belebende Grund-

wesen für das Ritterthum sein konnte, wie vorher; daß überhaupt dann die Elemente, die zur schönsten harmonischen Vereinigung bestimmt waren, aus einander gingen, und sich feindlich theilten, ist bekannt; und wenn die Kirche ihre heilige Bestimmung vergaß, so setzten die Ritter nicht weniger ihre Pflichten aus den Augen. — Aber um nun dem ganzen Ritterthum gerade die eigenthümliche Gestalt zu geben, die es hatte; es gerade in der Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher es erschien, dazu wirkten viele besondere Umstände mit, und selbst diese Gestalt war nach den verschiedenen Himmelsstrichen und Gegenden, unter welchen das Ritterthum auftrat, höchst verschieden und mannichfaltig. — Das Ritterwesen verdankte seinen Ursprung der eigenthümlichen Bildung und Weise germanischer Völker, von welchen überhaupt die äußere Form aller öffentlichen Einrichtungen in der christlichen Zeit ausgegangen ist. Vielleicht ist der Ursprung davon schon in der Eigenthümlichkeit der alten germanischen Kriege zu suchen, von welcher auch das Lehnswesen und der Erbadel sich ableiten. Schon Hermanns Kämpfe waren mehr Ritter- als eigentliche Kriegszüge. Wen Geist und fröhlicher Muth trieb, der zog aus, den Schwächern zu bekämpfen. Ihm schloß sich eine Schar an, die dem Ruf des Führenden folgte, und die Natur deutscher Biederkeit und Treue mochte es nicht über sich gewinnen, von dem, dem einmal das Wort gegeben war, sich so bald loszusagen; so wie es eben aus dieser Weise des deutschen Geistes folgt, daß jene Freien, die solche Ritterzüge führten, bei aller Verschiedenheit und Abstufung, sich unter einander als ebenbürtig ansahen, und den Dienenden entgegensetzten. So entstanden bei dem tiefen Gefühl für Freundschaft und Bundestreue, das der Germanen Charakter war, bald überall einzelne Verhältnisse und Verbindungen mit engern und weitern Abstufungen, und wie die Funken des freien Geistes da und dort aufleuchteten, so bildeten sie auch sogleich einen Kreis um sich, den sie erhellten. Das alte Homerische Wort: Einer sei Herr! bewährt sich vom Anfang an in der deutschen Nation auf eine sehr bestimmte Weise, und der Gegensatz des herrschenden Geistes und der dienenden Beschränktheit trat wohl in keinem andern Volke schärfer und durchgreifender und in mannichfaltigern Gestalten hervor. Durch die hohe, uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald zu dem Glauben an Erblichkeit des Geistes, und dieser Glaube rechtfertigte sich wieder in dem edeln Feuer der Nacheiferung, mit welchem der Sohn den Tugenden eines berühmten Vaters nachstrebte, so daß sich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Schattirungen, vom Herzog bis zum freien Mann mit seinen Leuten herab, theilte, und schon Carls des Großen Kaiserwürde war nichts anderes als der größte Ring, der die zahllosen Ringe der Herzoge, der Grafen, der adeligen Freien u. s. w. zusammenfaßte, alles eins in dem ehrenden Namen der Ritter. Wie dieser eigenthümliche Geist germanischen Volksthums sich überall hin ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung sich ergoß, so wiederholte sich auch in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien das nämliche, und mit dem Lehnswesen und dem Vasallenverhältniß fand auch der Gattungsbegriff davon, das Ritterwesen, überall Eingang. — Daß nun, was jeder weiß, der Name Ritter von Reiten herkommt, und daß man in Deutschland erst in den Kriegen mit den leichtberittenen Ungarn und Avaren besser mit dem Pferde bekannt ward, daß die, welche ihre leichtbeweglichen Feinde mit glei-

chen Waffen, nämlich zu Pferde, angriffen, nun Caballerie, Chevaliers, Cavaliers und zu deutsch Ritter genannt wurden, das möge der Vollständigkeit wegen noch hier stehen. Lieber bemerken wir noch, daß der Ritterstand, wie die Natur selbst ihn als ein Ganzes hinlänglich ausgezeichnet hatte, das sich in allen seinen Theilen, so verschieden an Größe und Bedeutung und Rang sie sein mochten, in dem Begriff des Herrschens gleich war, nun auch sich selbst äußerlich zu einem Ganzen bildete, und dazu vielleicht manches aus einer niedrigern Sphäre, z. B. den Handwerkszünften und Mönchsorden, borgte, und, früh vorbereitet, als abgeschlossene Anstalt erst seit dem 11ten Jahrh. bestand, und bis zu seiner Vollendung fortdauerte. — Jede Seite des Menschengeistes arbeitet sich durch die herrlichen Zeiten eines freien Ergusses zu bestimmten Formen hinan, und so nothwendig und unvermeidlich ihm dies ist, so gewiß bereitet er sich auch allemal in diesen Formen sein Grab, und über dem Abgeschlossenen und Fertigen wölbt sich die Puppenhülle des Todes. So wurden jene natürlichen Scheidungen der Mündigkeit und Unmündigkeit, der Ächtheit und Unächtheit, der Unbescholtenheit und Befleckung, im Ritterthum nach und nach auf bestimmte Formen und Gesetze zurückgebracht. Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem Buben oder Pagen an, der am Hofe eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14ten Lebensjahre ward der Bube zum Knappen, und wartete der Pferde und Waffen seines Meisters, ihn selbst zu Pferde begleitend, und im 21sten Lebensjahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum Ritter geschlagen. — Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, das das ehrenvollste und ritterlichste schien, entschied über ihre Streitigkeiten; Wappen kamen auf, die Ahnenprobe ward auf sehr genau bestimmte Gesetze zurückgeführt u. s. w. — Hier aber müssen wir noch einmal auf eine frühere, im Vorbeigehen gemachte Bemerkung zurückkommen. Der Ritterstand war der herrschende, und darum repräsentirende Stand. Ihm gebührte also auch das Beste, das die Länder trugen, und in seinen Schlössern, die mit ihren Pflegen und Besitzungen der Ahnherr als seinen Antheil an der Beute, ritterlich erworben hatte, mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß nicht weniger als die schönsten Blumen der Kunst und Liebe zu finden sein. So war der Ritter auf seinem Schlosse unumschränkter Herr; so führte er, ein Kaiser im Kleinen, mit seinen Nachbaren blutige Fehden; so artete, vom Bewußtsein der Unbeschränktheit zu weit verführt, mancher Ritter zum Raubritter aus, der dem fahrenden Kaufmann am Wege auflauerte und manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich löste, — besonders in Deutschland, wo, der Natur der Reichsverfassung gemäß, die Freiheit des Einzelnen noch unbeschränkter war als in andern Ländern, und oft unter schwachen Kaisern zu wahrer Zügellosigkeit wurde. — Aber eben, weil er der Herrschende war, so zog nun freilich auch der Ritter alles das in seinen Kreis, was ihn als den Herrn bezeichnen und schmücken konnte. Nicht nur die glänzendsten Waffenrüstungen bedeckten ihn, wenn er auszog. Fern von der Arbeit der Knechte, ergötzte ihn, wenn er auf seiner Burg hauste, die ritterliche Lust der Jagd; oder die genußreiche Betrachtung seiner blühenden, üppigen Fluren; oder ein heiteres Bankett, wo der Wein in reichen Strömen floß, und der Gesang des Minnesängers fröhlich hindurchklang. — Dann aber zog er wieder aus mit seinen Reisigen, jetzt in den Kampf mit den Feinden seines Lehnsherrn oder den eigenen, jetzt zum festlichen Tur-

niere, wo alle Pracht der Erde vereinigt war, Feste auf Feste sich drängten, und der Dank, aus den Händen der schönsten Dame empfangen, die zarteste aber eben deswegen köstlichste Belohnung des Sieges war. — So sehen wir den Ritterstand im Besitz der irdischen Herrlichkeit, des glänzenden Lebensgenusses, der feinen Lebensart seiner Zeit; und wenn überall nur der Freie besitzen und genießen soll, und Genuß und Heiterkeit nicht in gemeiner Weise, sondern mit zartem Sinn und ächt menschlicher Bedeutung, der natürliche und unentbehrliche Schmuck des Besitzes ist, so erscheint uns der Ritter als die Blume der irdischen Macht und Schönheit seiner Zeit. — Nehmen wir nun aber diese Eigenthümlichkeit des Ritterthums zu jenem Einfluß, den die durchs Christenthum völlig umgekehrte Lebensansicht auf dasselbe äußern mußte, so sehen wir ganz natürlich jene herrlichen, bedeutungsvollen Züge des Ritterthums hervorgehen, die ihm einen unwiderstehlichen Reiz ertheilen. Hieraus erklärt sich jene sogenannte Chevalerie, die vielleicht aus Courtoisie (curialis facetia, Höflichkeit) und edler Galanterie bestand. Die irdische Liebe durfte im Kreise eines solchen Lebens nicht fehlen, denn sie ist ja das Höchste, was die Erde bringen mag. Aber nun war es nicht mehr jene gemeine, sinnliche Liebe des Heidenthums, nun war sie durch die christliche Ansicht geläutert, und so entstand jene zarte Minne, wo der Ritter nur durch Treue und seiner Thaten gefeierte Größe des Wohlgefallens seiner Dame sich zu versichern strebte; wo er Gott und seiner Dame sich empfahl, wenn er ins Gefecht zog, und mit züchtiger Sitte und kindlicher Scheu von jedem unreinen Beginnen sich zurückhielt. — Dies der eigenthümliche Geist der so weit verbreiteten Chevalerie. — Nahe hiermit hing jenes zweite Hauptgesetz alles Ritterthums zusammen: Schützer des schwächern Geschlechts zu sein, und die Frauen, selbst unbewehrt, in dem Arm des Ritters Wehr und Waffe zu jeder Zeit finden zu lassen (Galanterie). — Eben daher erklärt sich auch der eigenthümliche Geist der Ritterabenteuer. Abenteuer sucht überall der Held, der Mächtige, der Herrschende. So zogen die Helden der Argo dem goldenen Vließe nach, und die des Homer kämpften vor Ilium. Aber der christliche Ritter zog für das Kreuz oder für die züchtige Liebe seiner Dame, oder für den lieblichen Weihrauch des Ruhms, immer mit Glauben im Herzen, aus in ferne Lande. Es zog sich durch seine erbittertsten Kämpfe ein Strahl von Höflichkeit und Rechtlichkeit, und er befleckte sein Schwert, wenn er von dieser Scheidelinie abwich, etwa im Vortheil der Waffen gegen seinen Feind, er zu Pferd, dieser zu Fuß war u. s. w. — Endlich fällt nicht weniger hier in die Augen, wie gerade Turniere mit ihrer Pracht und ihren feinen zarten Bestimmungen die eigentlichen Ritterfeste sein mußten, und wie die einzelnen Gesetze derselben, die eben so sinnreich als unverletzlich waren, meistens nur aus diesem Geiste des Ritterthums erklärt werden können. (S. d. Art. Turniere). — Alles dies wurde durch den romantischen Geist des Zeitalters (s. Romantisch) noch bestimmter ausgebildet, und bekam dadurch unstreitig jenes bunte, reiche, farbige Gewand, das im Ganzen des Ritterwesens nicht verkannt werden mag, so wie gerade diese bunte Mannichfaltigkeit der Charakter der Romantik ist. Indeß gilt dies doch zunächst und hauptsächlich von den romantischen Ländern, und z. B. in dem nordischen Ritterthum stört uns die erwähnte Mannichfaltigkeit weit weniger. — Es ist noch übrig, die Geschichte des Ritterwesens im Allgemeinen zu

berühren, und dann in einem kurzen Anhang Andeutungen über einige Gegenstände mitzutheilen, die nicht zum Wesen des Ritterthums gehören, aber doch aus demselben hervorgegangen, und durch dasselbe vielfältig bestimmt worden sind, Einfluß des Ritterthums auf die angrenzenden Sphären der Poesie und Kunst. — Wie alle Keime nicht sogleich zu Blüthen, und alle Blüthen nicht sogleich zu Früchten werden; wie dieselbe Pflanze im Süden anders gedeiht als im Norden, und im fruchtbaren Erdreiche üppiger emporwächst als unter Dornen und auf Felsen; so sehen wir auch das Ritterthum, von einer schönen kraftvollen Kindheit beginnend, eine herrliche Reife und Vollendung späterhin erlangen, bis es nach durchlaufenem Ringe, wie alles Zeitliche, wieder seine Endschaft erreichte, und dabei eigenthümliche Farben und Gestaltung annehmen von den verschiedenen Ländern und Verfassungen, unter und in welchen es blühte. — Ritterromane nicht nur, sondern die Geschichte selbst führt uns in die Zeiten Carls des Großen zurück, wo wir die ersten blühenden Zeiten des Ritterthums, sein fabelhaftes Heldenzeitalter sehen. In allen alten Ritterepopöien erscheint Carl der Große mit seinen zwölf Pairs als das Haupt des Ritterwesens, und ihm schließt sich die Geschichte des fabelhaften Arthus mit der Tafelrunde, so wie der eigenthümliche Fabelkreis der Amadisse an. Allein überall ist es offenbar, daß man sich noch auf fabelhaftem Boden, in der Zeit, da die Geschichte noch ungewiß ist, befindet — vergleichbar der Ungewißheit griechischer Geschichte vor der Rückkehr der Herakliden. Aber wer mag die Rolande, die Ferragus, die Rinalde von Montalban u. s. w. für durchaus unhistorische Personen halten? oder den Erzbischof Turpin, sei er oder ein anderer der Verfasser der Chronik, die seinen Namen trägt und die einzige Quelle für diesen Kreis ritterlicher Poesie aus Carls des Großen Geschichte ist, beschuldigen, nicht einmal das, was die Sage erhalten hatte, wiedergegeben zu haben? — Dasselbe gilt von den Rittern des heiligen Graals und Königs Arthus; dasselbe von den Amadissen, die, ohne Carl dem Großen oder Arthus sich anzuschließen, mehr die Ritter einzelner Abenteuer als großer Zeitbegebenheiten gewesen zu sein scheinen. In der Dämmerung des Morgenroths wollen wir nicht verlangen, die Gestalten genau unterscheiden zu können, und so sind wir zufrieden, in den Sagen von Carl dem Großen die erste jugendliche Regung des Rittergeistes im Kampf gegen die einbrechenden Araber, ein Vorspiel des viel höhern Kampfes gegen die Saracenen im heiligen Lande, in den Sagen von Arthus dieselbe im Kampf gegen die einbrechende Übermacht des nordischen Heldengeistes, durch welchen diesem seine Grenze angewiesen wurde; in den Dichtungen des Nibelungenlieds dieselben im großen, ernsten Gemüthe des Niederländers, dem der deutsche Ritter sich anschließt; und in den Amadissen die ersten Spuren abenteuerlichen Ritterlebens in einzelnen Unternehmungen zu erblicken. — Lange mochte der Übergang von der fabelhaften Zeit bis zur ebenen, sichern, bestimmten Geschichte der schönen, ausgebildeten Blüthenzeit des reifen Alters dauern. Da mochten manche Großthaten geschehen, und die Ritterkämpfe in Deutschland, in den Kriegen der Kaiser, in Frankreich unter den Großen des Reichs, die bürgerlichen Kriege in Spanien mit den Mauren waren herrliche Vorübungen des viel Größern, das da kommen sollte. Da that sich (von 1095 bis gegen 1270) ein Lichtquell in Osten auf, und der Ruf des Kreuzes rief den Ritter aus Süd und West und Nord zu einem würdigen Schau=

latz seiner Thaten. Das heilige Land zu erobern, die heilige Stadt zu gewinnen, ward für Ritterwesen und Bestimmung ein herrliches Ziel; und mag es immer scheinen, als sei alle diese kostbare Kraft an ein Hirngespinnst verschwendet worden, so war doch die Idee, welcher gehuldigt ward, die höchste und schönste. Sehen wir ja doch auch, nach dem wunderbaren Willen des Verhängnisses, alle Helden, die Troja erobern halfen, die Früchte ihrer Anstrengungen in darauf folgenden Abenteuern wieder verlieren, und so scheint überall die Menschheit hier nur bestimmt zu sein, die höchste Sprosse wohl zu ersteigen, ohne sie jedoch behaupten zu können. Idee soll und muß Idee bleiben, aber nichts desto weniger soll der Mensch sein Alles an sie wagen. — Hier in den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einen kleinen geweihten Plan zusammen beschworen, hier nahmen Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, vom Unglück des Kriegs verfolgt, in jahrelanger, schimpflicher Gefangenschaft; hier geschahen Thaten, wie sie ein Tasso nur getreu nachzubilden brauchte, um das Höchste zu zeichnen; hier wurden im Kampf und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, reine Minne rc. in ihrem höchsten Glanz geübt, und wenn das heitere Reich der Fabel, der Zauberei und Feerei verschwunden war, so stand hier die klare, helle Wirklichkeit, der Kampf der christlichen Ritterwelt für Glauben und für das Grab des Herrn, den blöden Augen unserer ungläubigen Zeit in Dämmerung gehüllt und unbegreiflich, dem Reiche des Wunderbaren und Unglaublichen nahe. — Hier können wir nun die Behauptung nicht zurückhalten, daß uns als die schönste Blüthe der Kreuzzüge, die Ritterorden, erscheinen, gleichsam das Allerheiligste des Ritterthums, in welchem sich der Geist desselben recht idealisch offenbarte. Es entstanden theils vor den Kreuzzügen, theils während derselben vier in dem heiligen Lande, unter welchen die drei frühesten, der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutsche Orden (s. d. bes. Art.) am berühmtesten wurden, da der ursprünglich zur Pflege der Aussätzigen gestiftete Lazarusorden, der nachher auch ritterlich ward, schon in frühern Jahrhunderten erlosch. Pilgernde Ritter, sich unter festen, strengen idealisch-reinen Gesetzen verbindend zur Pflege kranker Glaubensbrüder, und zum Schutze der vom Saracenenübermuth Gedrückten; mit den Dienern der Kirche in Bruderbündniß getreten, nur Schritt vor Schritt der wachsenden Übermacht des Islams weichend, und noch im Weichen mit ungebeugtem Muthe Wunder der Tapferkeit verrichtend — der hohe Muth des kühnen, zum Herrschen bestimmten Ritters, gemildert durch das sanfte Licht des Glaubens, der christlichen Demuth, des alles verläugnenden Gehorsams gegen des Ordens Gesetze, und nun von Kaisern und Königen mit Liebe gepflegt, beliehen mit weiten Herrschaften und Ländern; ja als im Osten das Feuer des heiligen Kampfes schier verlöscht war, in den kalten Norden wandernd, um das Kreuz mit dem Schwerte zu verkündigen — gewiß, dies ist die Krone des Ritterthums. — Vor den Kreuzzügen war indeß der Geist des Ritterwesens in den verschiedenen Ländern höchst einseitig gewesen. Anders der französische Ritter in seiner Leichtigkeit und Gewandtheit, in ächt romantisches Gewand sich kleidend, oft so des Halts und der rechten Kraft entbehrend. Anders der spanische Ritter mit seinem heißen Blut und seiner ernsten Beharrlichkeit, oft in der Glut der Eifersucht und Rache das Ziel überschreitend. — Der

deutsche Ritter mit seiner Rohheit und Ungeschliffenheit, aber im Besitz der schönsten Rittertugenden, einer festen, unerschütterlichen Treue, einer hohen Tapferkeit und Glaubensinnigkeit, konnte leicht seinen Nachbaren mehr mittheilen, als von ihnen annehmen. — Wie lieblich schmolzen nun nicht in den Kreuzzügen diese einzelnen Elemente in einander, und wie theilten sich nicht im Wechseltausch die Nationen gegenseitig mit, so daß jeder bereichert mit den Vorzügen aller überallhin nur das Vortreffliche und Höchste brachte. Selbst die hohe Bildung des Morgenlandes und die sinnliche Verfeinerung der Saracenen theilte sich den christlichen Rittern mit, glättete manche rauhe Seite an ihnen ab, und gesellte zum Guten auch die gefällige Form, so daß die feine Sitte und Lebensart, das ausgebildetste Ritterthum erst von den Kreuzzügen an datirt werden muß. — Aber leider sehen wir bald nach den Kreuzzügen das Ritterwesen sinken, und, vielleicht durch jene Verschmelzung der Individualitäten zu einem schönen harmonischen Bild, in der ersten Zeit den Grund gelegt zu jener allmählig wachsenden Gemeinheit und Plattheit im Ritterwesen, die schon in dem seltsamen Treiben der fahrenden, d. i. Abenteuer suchenden, Ritter sich aussprach, und bald nach den Zeiten der Reformation, nicht ohne Mitwirkung des unlängst erst erfundenen, Muth und Tapferkeit des Arms leicht ersetzenden Schießpulvers immer weiter überhand nahm, bis jetzt wohl nur der Name des alten Ritterthums noch übrig, der Geist aber längst entflohen ist. — Hehr und im Geist der alten Zeit, gleichsam ein traurender Riesenschatten über dem Grabe des eingesunkenen Ritterwesens, steht der edle Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand im 16ten Jahrh. da. — Machen wir nun noch in einem kurzen Anhang von dem Gesagten Anwendung, um den Geist der Ritterpoesie zu bestimmen. Wo das Ganze und der Geist der Zeiten so viel gethan hat, um einen Stand zu erheben, und ihn mit dem Köstlichsten der Erde, gleich als das geliebte Schoßkind und den Erstgebornen auszustatten, da darf auch die holde Gabe der Poesie nicht zurückbleiben, und ein Achilles soll auch seinen Homer finden, der ihn auf den Flügeln des Gesanges auf die Nachwelt trägt. Daß der Geist der Poesie in der Periode des Ritterthums größtentheils romantisch war, und nur im Norden einen eigenthümlichen Geist aus der alten Zeit mit herübergenommen hatte, glauben wir unter dem Artikel Romantisch zu zeigen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Troubadouren im südlichen, die Trouveren im nördlichen Frankreich, und die Minstrels (Ministriers, ministeriales, Hofleute) in England keinen würdigern Gegenstand ihrer Lieder finden konnten, als die Thaten der Ritter, auf deren Schlössern sie die gastlichste Aufnahme fanden. Ja wie Ritter in allen heitern Künsten des Lebens die Palme zu ersiegen wußten, so nahmen sie selbst Harfe und Zither, und sangen dazu von ihrer Minne und ihren Thaten. In der Provence entstand eine Cour d'amour, die bei den poetischen Wettkämpfen der Ritter entschied, und in Spanien ließ der Ritter, der im Kampf mit gewaltiger Rechte das Schwert zu zwingen wußte, die zarten Saiten der Liebe unter dem Fenster der Geliebten ertönen. Hier erging sich die Poesie in ächtromantischem Gewande, und liebliche Wechselgesänge (tensons), Schäferidyllen (pastourelles), poetische Gespräche (sirventes), Sonette und dergleichen waren nur Variationen der Liebe und Ritterlichkeit athmenden Romanzen, flatternde Blüthen und Blumensträuße am herrlichen Baume der Romantik. Ernster und größer war die Ritterpoesie Eng-

lands, Deutschlands und besonders der Nordländer. Im Nibelungenlied, der Ilias und Odyssee des Nordens, weht ein Geist, geheimnißvoll, heroisch, erhaben, grotesk, wie die Berge und Thäler des Norden selbst mit ihrem unendlichen Schnee und ihren gefahrvollen Wildbahnen; aber immer ist es nur Ritterthum, besonders Ritterthaten und Abenteuer, die darin besungen werden. — Doch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erhielt die Ritterpoesie durch das Fabelhafte, Wunderbare, das die Kindheit des Ritterwesens, wie wir oben bemerkten, auszeichnete, und Poesie that auch hier wie überall das Ihrige, um die Ungewißheit noch größer zu machen, und das Geschichtliche noch weiter hinein in die Dämmerung des Fabelhaften und Wunderbaren zu rücken. So kamen die abenteuerlichen Dichtungen von Riesen und Zwergen, von Feen und Zauberern und Zauberinnen in den Kreis der Ritterpoesie, und wir mögen wohl zugeben, daß die äußere Veranlassung zu den Feenmährchen von den Arabern kam, aber wir behaupten dessen ungeachtet, daß, wenn auch dies nicht gewesen wäre, die Ritterpoesie sich selbst diese Dichtungen geschaffen haben würde. Ja, mögen auch Provenzalen und Spanier, und die südlichen Deutschen ihre morgenländischen Feenpaläste von den Arabern entlehnt haben, so dünkt uns, sind doch die Dichtungen vom Zauberer Merlin, von den Riesen und Zauberinnen des Nordens rc. gewiß unabhängig von dieser Quelle aus dem eigenen Boden hervorgetrieben. Der Geist des Christenthums, zu dem Wunderbaren der Zeiten gesellt, konnte wohl kaum für Poesie ein anderes Resultat geben, und gewiß, diese Mythologie war die einzig mögliche in einer christlichen Ritterpoesie, offenbar anders unter den nordischen, anders unter den südlichen Völkern ausgebildet. Hierdurch aber begründet sich zugleich ein auffallender Unterschied zwischen der Ritterpoesie der frühern Jahrhunderte und der der Kreuzzüge, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß dem sinnvollen Dichtergemüth auch der reingeschichtliche Grund dieser letztern nicht genügt und darum, dem Geist einer sehr gläubigen Zeit angemessen, das schöne Fabelspiel jener Mythologie auch in die poetischen Darstellungen der Kreuzzüge herübergenommen wurde. — Wir unterscheiden als die beiden Hauptarme der Ritterpoesie, Epopöie und Roman, und wir zeigen in dem Artikel Roman, daß wir Epopöie überhaupt als schönen, phantasiereichen Traum des Möglichen, Roman aber als die idealisirte Abspiegelung des Wirklichen, jene darum vorzugsweise als die Dichtung von dem jugendlich aufblühenden Leben eines Zeitalters, diesen aber zunächst als das dichterische Bild von dem Fertiggewordenen, in seiner Art Vollendeten anzusehen haben. Was nun aber Ritterepopöie und Ritterroman im Allgemeinen betrifft, so sind sie wohl in der That nichts weiter, als früherhin in poetischem und späterhin in prosaischem Gewande ausgeführte Epopöien, vielfältig an die Ilias und Odyssee und die damit zusammenhängenden cyklischen Dichter erinnernd. Die Ritterromane sämmtlich, einige von den Kreuzzügen ausgenommen, die festern Grund und Boden haben, aber dafür auch der poetischen Bedeutung ermangeln, schweben auf der schmalen Grenze zwischen Fabel und Dichtung, zwischen Wunder und Wirklichkeit, und nehmen überall einen cyklischen Charakter an, so daß in der That nur die Form entscheidet, ob man Epopöie oder Roman anzunehmen habe. Was sonst Roman war, hat die neuere, fruchtbare Allerweltspoesie in Epopöie verwandelt (man denke an Alxingers Doolin von Mainz, den Huon de Villeneuve im 13ten Jahrh. als Roman gab), und das Merkwürdigste dabei bleibt immer,

daß noch kein Ästhetiker, von Blankenburgs Versuch über den Roman an bis auf unsere Zeiten, im Stande gewesen ist, dem Ritterroman seine rechte Stelle anzuweisen. Dies rechtfertigt unsere Behauptung, und zerhauen wir also nur den Knoten und sagen: über die jugendliche Periode des Ritterwesens floß Roman und Epopöie in Eins zusammen; über die Blüthenzeit desselben in den Kreuzzügen schied sich zwar Epos und Roman etwas genauer, indeß, wenn jenes allein in Tassos unsterblichem Werke die Palme ersiegte, so konnte der Roman, ein dichterisches Bild der selbst höchst wundervollen Geschichte der Kreuzzüge, doch auch hier kaum ein selbstständiges Sein erringen, und mußte durch Fabel und Mährchen sehr nahe an die Sphäre wie des Epos so der alten Romane rühren. — Schwerlich haben uns die neuern, zum Glück nun vergessenen Ritteromane, mit ihren gefüllten Humpen und klirrenden Sporen, dröhnenden Fußtritten und schauerlichen Vehmgerichten, eine Idee von einem Ritterromane aus der Wirklichkeit gegeben, wenn wir das dem Roman Angehörige in Göthes Götz von Berlichingen, und die wohl zu früh vergessenen Ritterstücke von F. A. Müller (Richard Löwenherz, Alfonso, Adelbert der Wilde, Heldengedicht in 12 Gesängen) ausnehmen wollen. — Wir kennen, wie gesagt, nur eine Epopöie über das herrliche Ritterthum der Kreuzzüge, die alle andern Versuche in diesem Felde weit hinter sich zurückgelassen hat; wir meinen das schon gedachte befreite Jerusalem von Torquato Tasso; dies Meisterstück, das den Namen seines Verfassers selbst in dem Munde des italienischen Volks unsterblich gemacht hat. Was es aber sonst von Ritterepopöien gibt, deren Zahl Legion ist, das gehört, mit sammt den Oberons und Bliomberis und Doolins der Neuern, dem zwischen Roman und Epopöie schwebenden Gefilde der Dichtung von den alten, jugendlichen Zeiten des Ritterthums an, und alle diese Dichtungen waren wirklich ursprünglich in poetischem Gewande gegeben, aber bildeten nachher, in Prosa übersetzt, die zahllosen Scharen der Ritterromane. Hier ist also die Geschichte der Epopöie zugleich die Geschichte des Romans, und wir bemerken, ehe wir dieselbe berühren, daß auch in dieser Sphäre der italienische Gesang in dem Meisterstück seines Ariosto, dem weitgefeierten „rasenden Roland," allen andern Völkern den Rang abgewonnen habe. Daß wir indeß hier die nordische Poesie, die freilich auch Ritterpoesie war, ausschließen und übergehen, darüber wird uns manche Bemerkung in den Artikeln Romantisch und Romanze rechtfertigen. — Wir bemerkten oben, daß die Dichtungen über die früheste Periode des Ritterwesens sämmtlich einen cyklischen Charakter hätten. — Der Beweis dafür wird wohl am besten gegeben, wenn wir den Fabelkreis der alten Ritterromane ungefähr geschichtlich zu bestimmen suchen. — Nach Abzug der nordischen Sagen bleibt uns für den Ritterroman ein dreifacher Mythenkreis übrig, der vom König Arthus, von Carl dem Großen, und von den Amadissen. Wir können nicht mit Sicherheit bestimmen, welchen wir als den ersten anzusehen haben. Vielleicht waren sie so ziemlich gleichzeitig. Aber das ist gewiß, daß sie drei wirklich von einander verschiedene Fabelkreise darstellen, und wohl auch jeder einem andern Volke angehört, obgleich sie in der Folge wunderlich in einander verschlungen wurden. Wir können mit Recht behaupten, daß wenigstens die ersten beiden Cyklen sich an etwas Historisches anschließen; und in dieser Hinsicht gebührt der Dichtung vom König Arthus, der Tafelrunde und dem Seher Merlin der Vorzug des Alters. Sie verherrlicht die Thaten des Arthus, eines Sohns Uterpendragons,

und die seiner Ritter, des Lanzelot vom See, des königlichen Neffen Gawein u. a., die sämmtlich wieder durch ihre Abenteuer besondern Romanen den Stoff gegeben haben. Das, was vielleicht das einzige Historische in diesem ganzen Mythenkreise ist, kommt ungefähr darauf zurück, daß in jenem Kampfe zwischen den Britanniern und Angelsachsen (von 455 bis 582) um den Besitz Englands Arthus der Befehlshaber der Britannier und der letzte war, der siegreich das Land seiner Väter, das bald nach ihm den Sachsen zu Theil wurde, behauptete. Merkwürdig bleiben in diesem Fabelcyklus die völlig eigenthümlichen Dichtungen vom Zauberer Merlin, dem Stammvater der Feen und Zauberer von einer andern Bedeutung, als der bei den südlichern Ländern, einem Sohne des Teufels von einer schuldlosen, christlich frommen Jungfrau, und vom heiligen Graal, eigentlich dem Becher, aus welchem der Erlöser vor seiner Kreuzigung trank, nachher aber, weil er in den Besitz der Ritter von der Tafelrunde gekommen war, mit dieser gleichbedeutend, wodurch sich diese Dichtung an die biblische Geschichte anknüpfte. Die älteste Chronik von diesem Fabelkreis ist vom J. 1155, in dem Roman des Brut von Meister Gasse und sehen wir auf den Schauplatz, auf welchem er spielt, und nehmen dazu die nordischen Farben, die dem Ganzen bei weitem den südlich romantischen Anstrich der Dichtungen aus der Provence nicht geben, so werden wir nicht anstehen, ihn als das Eigenthum der Normandie und Englands, und als den nächsten Ring nach den nordischen und deutschen Sagen zu betrachten. — Der zweite Cyklus faßt die Ritterromane von Carl dem Großen und seinen Paladinen, seinen zwölf Pairs; und wenn er sich an Carl des Großen Geschichte, diesen Lichtpunct in der Geschichte des Mittelalters, wirklich anschließt, so hat die Dichtung nichts gespart, was Feerei, ritterlicher Heldenmuth und Abenteuer zur Verherrlichung dieser Zeit beitragen konnten, und durchhin leuchten einzelne historische Sterne, z. B. die Schlacht von Ronceval, in welcher Roland blieb, durch den lieblichen Zauber einer südlichen, mit des Morgenlandes üppigen, schwellenden Bildern bereicherten Phantasie gehoben. Die älteste Quelle dieser Dichtungen ist Turpins fabelhafte Chronik, als deren Verfasser der Zeitgenosse Carls des Großen, der Erzbischof zu Rheims, Turpin, angegeben wird, die aber höchst wahrscheinlich noch später als im 10ten Jahrh., wohin sie von vielen verlegt worden ist, zusammengestoppelt wurde. Allein aus dieser Quelle schöpfte man erst seine Ritterromane, als die Kreuzzüge schon beendigt worden waren, gegen das Ende des 13ten Jahrh., und nun folgten die sinnreichen Romane von Bertha mit dem großen Fuß, von Ogier dem Dänen, der Rinald von Montalban, die vier Haimonskinder, Huon von Bordeaux, Doolin von Mainz, Morgante der Riese u. s. w., in welchen allen der üppige Geist des Orients und die mildere Feerei der Araber eine bedeutende Rolle spielt. Kaum darf bemerkt werden, daß Frankreich der Schauplatz dieses Romankreises ist, und die provenzalische Dichtung gerade in ihm den würdigsten Stoff fand, da Meister Ariosto in seinem rasenden Roland ihn so glänzend verherrlicht hat. — Noch viel fabelhafter, und historisch wohl völlig unbestimmbar, ist der Fabelkreis der Amadisse, der vielleicht den Spaniern ausschließend gehört, und wenn ja die französische Einbildung sich die erste Bearbeitung des Amadis von Gallien im 13ten Jahrh. nicht nehmen lassen will, so sind doch die folgenden Nachahmungen, der Amadis von Griechenland, der Florismart von Hirkanien, der Galaor, der Florestan, der Esplan-

dian, rein spanischen Ursprungs. In diesem Fabelkreis ist, wie gesagt, alles unhistorisch, fabelhafte Könige in Frankreich, Schottland, Bretagne u. s. w. Man kann kein großes Ereigniß in der Geschichte finden, welchem diese Dichtungen sich anschlössen, und fast scheint hier die Romanendichtung mehr ins Individuelle, in Familiengeschichten und Privatabenteuer herabgestiegen zu sein, wo eine erdichtete politische Geschichte und Verfassung nur als Hintergrund oder Einfassung diente. — Wir wollen nicht vergessen, daß außer diesen Romanen die Ritterpoesie der Spanier ihre herrlichen Romanzen vom großen Cid, ihre Guerras civiles u. s. w., daß Deutschland seine den nordischen Sagen verwandten: Chriemhildens Rache, Parcival (s. Eschenbach), Theuerdank u. s. w. hatte, die gleichsam die verbindenden Zwischenblüthen zwischen jenen großen Blumengewinden bilden. Aber wir müssen hier schließen, um nicht zu weitläuftig zu werden, den gerechten Wunsch nur noch beifügend: möge in unsern Zeiten, wo ein ernstes Streben die Bedeutung des Nordens uns aufgeschlossen hat, auch die herrliche Blume des Ritterthums uns zurückgegeben werden, die in der letzten Hälfte des 18ten Jahrh., wo die Spieß-, Cramer- und Schlenkertschen Ritterstücke florirten, entstellt, und darum verachtet wurde, und seitdem noch immer unter dem Banne dieser gewiß unverdienten Schmach beschlossen liegt. Eine ausführliche Darstellung des Ritterwesens gab Prof. Büsching unter dem Titel: Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen. (Leipz. Brockhaus 1823, gr. 8. 2 Bde.) M-i-r.

Rituale ist die römische Kirchenagende, die die vorgeschriebenen Ceremonien enthält, die beim catholischen Gottesdienst beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben noch zum Theil ihr eigenes Rituale. — Dann überhaupt so viel als Ceremoniell, und schriftliche Anordnung desselben.

Rivarol (Antoine) wurde 1757 zu Bagnoles in Languedoc geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Anfänglich Soldat, änderte er bald Stand und Namen, und trat unter der Benennung: Abbé Parcieux, als Hofmeister auf; allein ein Verwandter der Familie Parcieux zwang ihn, diesen angenommenen Namen wieder abzulegen. Der Zufall führte ihn endlich nach Paris; hier gab er einen versificirten, gegen des Abts Delille Gedicht: die Gärten, gerichteten Dialog heraus, der Kohl und die Rübe betitelt. Dieses, nebst noch mehrern andern kleinen Sachen, verhalf ihm zur Mitredaction an dem berühmten Mercure de France. Als die Revolution ausbrach, verließ Rivarol 1790 sein Vaterland, und ging erst nach Hamburg, dann nach Berlin, wo König Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) ihn mit besonderer Güte aufnahmen. Doch bedauerte er oft die Entfernung vom Vaterlande, und mehrere seiner an Freunde gerichteten Briefe zeigen die Sehnsucht, die er darnach empfand, die aber ungestillt blieb, indem er 1801 zu Berlin starb. Rivarols Charakter gehörte übrigens nicht zu den sehr lobenswerthen: Eitelkeit und Eigenliebe waren hervorstechende Züge desselben, und seine Satyre artete nur zu oft in Bosheit aus, wie unter andern die von ihm verfaßte Parodie von Athaliens Traum bezeugt; ein Werk, in welchem er mehr hämisch als witzig die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen seiner Nation angreift. Die wichtigsten seiner Werke sind: 1) eine Übersetzung von Dantes Hölle, die jedoch nur in sehr wenigen einzelnen Theilen den großen Italiener wiedergibt; 2) Brief an Necker, über die Wichtigkeit religiöser Meinungen und Moral, und 3) sein Almanach großer

Männer, worin er gleichfalls mehrmals seiner giftig beißenden Satyre freien Zügel läßt. Eine Abhandlung von ihm: Sur l'universalité de la langue Française, welche einem französischen Wörterbuche, wozu er den Plan entworfen hatte, zur Einleitung dienen sollte, wurde 1784 von der berliner Akademie gekrönt.

Rizzio (David). Dieser berühmte Vertraute der schottischen Königin Maria Stuart war der Sohn eines armen Tonkünstlers in Turin. Von seinem Vater zur Musik erzogen, zeichnete Rizzio sich bald vortheilhaft in dieser Kunst aus, und begab sich bei reifern Jahren nach Nizza, der damaligen Residenz des Herzogs von Savoyen. Hier aber ging es ihm bald so schlecht, daß er genöthigt war, als Bedienter bei dem Grafen Moretto, der damals vom Hofe zu Nizza als Gesandter nach Schottland gesendet wurde, Dienste zu nehmen. Anfänglich schien auch in Schottland sein Glück nicht zu blühen; sein Herr, durch manche Umstände bewogen, sich einzuschränken, verabschiedete ihn, empfahl ihn aber als geschickten Tonkünstler der musikliebenden Königin Maria, die ihn auch anfangs bei ihrer Capelle und nachher als Secretär anstellte. Bald gelang es dem schlauen und gewandten Italiener, sich die besondere Gewogenheit seiner Monarchin zu erwerben, daß aber diese Gunst, wie Mariens Feinde behaupteten, bis zu einer zärtlichen Neigung gestiegen, ist durchaus unerwiesen und um so mehr zu bezweifeln, da Rizzios Äußere nichts weniger als liebenswürdig gewesen sein soll. Allein so viel ist gewiß, täglich stieg der Italiener in dem Vertrauen der Monarchin, und die Reichthümer, mit denen sie ihn überhäufte, brachten die mißvergnügten Schotten um so mehr gegen den Frembling auf, da Rizzio in seinem Übermuthe zuletzt so weit ging, daß er sogar des äußern Anstandes gegen die Monarchin, selbst in den Versammlungen des Hofes, vergaß. Maria hatte damals ihre Hand dem Grafen Darnley, vielleicht selbst nicht ohne Rizzios Zuthun, geschenkt, der durch die Wahl der Königin hoffen durfte, in seinem Einflusse nicht gefährdet zu werden. Da er aber auch gegen diesen Monarchen seinen Anmaßungen keine Grenzen zu setzen wußte, so erwachte endlich Darnleys Stolz und Eifersucht, so daß er, durch die gegen Rizzio aufgebrachten schottischen Großen immer mehr aufgereizt, den Gehaßten aus der Welt zu schaffen beschloß. Mit schonungsloser Barbarei war der Augenblick zur Ausführung der That gewählt, da Rizzio in Gesellschaft einer Hofdame mit der Königin in ihrem Zimmer speiste. Der König, umgeben von einigen bewaffneten Vertrauten, trat in das Zimmer; Rizzio wurde, ungeachtet die Königin ihn zu beschützen bemüht war, herausgerissen und im Vorsaal niedergestoßen, während Darnley die vor Schreck und Zorn ganz außer sich gesetzte Maria in seinen Armen festhielt, damit sie dem Unglücklichen nicht beispringen konnte. So endete dieser im Sonnenschein des Glücks schnell emporgekommene Günstling, dessen vor ihren Augen verübten Ermordung Mariens Abneigung gegen den unwürdigen Gemahl erhöhte. F. G.

Robert I., König von Schottland, verdient unter den früheren Regenten dieses Landes als tapferer Wiederhersteller der Unabhängigkeit desselben bemerkt zu werden. Er stammte aus dem alten, berühmten Geschlechte Bruce, und schon sein Großvater hatte nach Schottlands Königskrone gestrebt. Robert wurde 1275 geboren, wahrscheinlich diente er in seiner Jugend unter dem Heere Eduards I. von England, dem sein Vater, gleichfalls Robert Bruce genannt, ergeben war. Der Tod des letztern, wodurch er Erbe der Güter und An-

sprüche desselben wurde, beseelte ihn mit kühnen Entwürfen für seines Vaterlandes Wohl. Er verließ den Hof Eduards, der sich Schottland unterworfen hatte, und dem seine Entwürfe schon verrathen waren, und ging 1305 mit dem Entschlusse nach Schottland, hier seine Plane auszuführen. Mehrere Schriftsteller nennen den Grafen Comyn oder Cumming von Badenoch als denjenigen, der dem Könige Eduard von Roberts Planen Nachricht gab. Mag nun dies oder sonst etwas die Veranlassung zum Streit gegeben haben, kurz Robert durchbohrte mit seinem Dolch, bei einer Zusammenkunft in Dumfries im Febr. 1306 den Grafen von Badenoch, der von einem Begleiter Bruces noch völlig getödtet wurde, belagerte sogleich das Schloß Dumfries, verhaftete die englischen Gerichtspersonen, die dort versammelt waren, behauptete seine Ansprüche an Schottlands Krone, und forderte alle Freunde seines Hauses zum Beistande auf. Bald stand er an der Spitze einer Heeresmacht, mit der er bis Perth vordrang; denn die Engländer flohen allenthalben vor ihm. Zu Scoon in March ward er in Gegenwart mehrerer Bischöfe, Edeln und Standespersonen feierlich gekrönt. — Der König von England, höchlich über diese Begebenheiten entrüstet, befahl allen Truppen der nördlichen Grafschaften Englands, in Schottland einzufallen. Deshalb ging der General Aymar von Valence, Graf von Pembroke, nach Perthshire, wo er im Jun. Bruces Truppen bei Methren überfiel und so gänzlich schlug, daß kaum der Anführer selbst entkommen konnte. Die Überbleibsel seines Heeres wurden von Lord Lorn, dem Neffen Cummings, völlig geworfen. Bruce mußte sein geringes Gefolge entlassen, und flüchtete nach einer unbewohnten hebridischen Insel. Seine Familie theilte sein unglückliches Loos. Drei seiner Brüder und mehrere seiner vornehmsten Anhänger wurden als Verräther hingerichtet. Seine Gemahlin, seine Tochter und zwei Schwestern wurden gefangen und in den Kerker geworfen. — Weder Freunde, noch Feinde wußten von Roberts weiterem Schicksale etwas, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen, aber äußerst entschlossenen Mannschaft auf seinem Gute Carrick erschien. Hier nahm er einen englischen Großen gefangen, der mit dieser Besitzung beschenkt worden war; aber bei der Annäherung englischer Truppen zog er sich wieder in das Hochland zurück. Zugleich bereitete sich Eduard zu einem Heereszug nach Schottland, um dies Land sich völlig zu unterwerfen, und der an seinem Hofe befindliche Cardinal-Legat that Robert und seine Anhänger feierlich in den Bann. Aber schon im Frühlinge 1307 kam der unerschrockene Robert mit verstärkter Macht aus seinen Gebirgen hervor, schlug den General Aymar von Valence, und belagerte den Grafen von Gloucester in der Festung Ayr. Bald darauf ward er von seinem gefährlichsten Feinde durch den Tod Eduards I. befreit, der schon an der Spitze einer großen Heeresmacht im Begriff stand, in Schottland einzurücken, und dessen schwacher Sohn, Eduard II., den Krieg gegen Schottland mit wenig Nachdruck fortsetzte. — Robert hatte sich die westlichen Landschaften unterworfen; er vertraute sie der Obhut seines tapfern Freundes, James Douglas, und drang weiter im Norden gegen seine Feinde vor; aber eine lange Krankheit hinderte seine Fortschritte, und er wurde von den Cummings in einer seiner Festungen belagert. Sein Bruder Eduard erhielt indeß mehrere Vortheile gegen den Feind. Als Robert wieder in Thätigkeit kam, schlug er seine Widersacher bei Old Meldrum, bemächtigte sich der Festung Inverneß und der nördlichen Gegenden,

und als er endlich auch die Stadt Perth und die Festung Forfar eingenommen hatte, mußte ganz Schottland, mit Ausschluß weniger Festungen, seine Oberherrschaft anerkennen. — Im Herbste 1310 hielt Eduard II. es für seinen Kriegsruhm nöthig, einen Feldzug nach Schottland zu machen, und drang, da Robert weislich eine Schlacht vermied, ohne Widerstand bis Linlithgow vor. Mangel an Lebensmitteln zwang jedoch den König von England, nach Berwick zurückzugehen, wo er den Winter blieb, und im folgenden Frühlinge seinem unwürdigen Lieblinge Gaveston den Oberbefehl übergab. Aber Gaveston kehrte zurück, ohne größere Thaten vollbracht zu haben, als sein Gebieter. Die Unruhen in England nöthigten den letztern mit Schottland einen Waffenstillstand zu schließen. Robert benutzte diese Unterbrechung der Feindseligkeiten, um seine Macht zu befestigen, und seine innern Angelegenheiten zu ordnen. Zu Anfange des J. 1314 waren nur noch die Festungen Dunkar, Stirling und Berwick in den Händen der Engländer. — Eduard hatte sich nach Gavestons Tode mit seinen Reichsbaronen versöhnt, und so ward beschlossen, an der Spitze eines Heeres, gegen welches gar kein Widerstand möglich sein würde, einen Angriff auf Schottland zu machen, um dieses Land zu erobern. Wirklich kam Eduard im Juni 1314 mit einem so großen Heere, wie noch niemals eins von England aus Schottlands Grenzen überschritten hatte. Er ging zuerst nach Stirling, welches Robert belagerte, um es zu entsetzen. Das schottische Heer, viel geringer an Zahl, aber aus alten geübten Truppen bestehend, erwartete den Feind an den Ufern des Bannock auf der Straße von Stirling. In einem Reitergefechte, welches der Schlacht voraus ging, zeigte Robert seine Stärke, da er einem feindlichen Anführer aus dem Hause der Bohuns den Kopf bis auf das Kinn mit der Streitaxt spaltete. Dies diente den Seinigen zum glücklichen Vorzeichen der großen Schlacht von Bannockburn, in welcher durch Roberts weiser Leitung die Schotten den entscheidendsten Sieg über die Engländer erfochten, und ihre Unabhängigkeit befestigten. Eduard selbst entkam nur mit Mühe. Die Zahl der vornehmen Gefangenen war so groß, daß Robert seine Gemahlin, seine Tochter, seine Schwester, nebst andern hohen Personen, die in Eduards I. Gefangenschaft gerathen waren, auswechseln konnte. — Er verfolgte seine Vortheile durch einen Einfall in England, wobei er die nördlichen Grafschaften ohne Widerstand verwüstete. 1315 sandte er auch seinen Bruder, Eduard, mit einem Heere nach Irland den Einwohnern zu Hülfe, um sich von Englands Herrschaft zu befreien, welche Unternehmung jedoch mißlang. Englands innere Zwistigkeiten verhinderten einen kräftigen Versuch, sich wegen des Verlustes bei Bannockburn zu rächen, und der Papst wollte selbst einen Frieden zwischen den beiden Königreichen vermitteln. Weil aber die päpstlichen Legaten Roberten nicht den königlichen Titel geben wollten, so verwarf er mit Unwillen ihre Vermittlung, bewilligte nicht einmal einen Waffenstillstand, sondern belagerte (1318) Berwick, und machte einen verheerenden Einfall bis nach Yorkshire in England. 1323 ward freilich ein 13jähriger Waffenstillstand mit diesem Reiche geschlossen, Robert aber nicht als rechtmäßiger König anerkannt. Nach Eduards II. Tode brach er (1327) selbst den Waffenstillstand und fiel in England ein, richtete große Verwüstungen an, und schloß in dem nämlichen Jahre mit Eduard III. einen Frieden, wodurch der König von England allen Ansprüchen und Rechten auf Schottland entsagte, und die Unabhängigkeit dieses Reichs

und seiner Könige anerkannte. Zugleich wurde Roberts Sohn, David, mit Eduards Schwester verlobt; aber schon zwei Jahre nachher (1329) starb Robert, 54 Jahre alt, nachdem er 24 Jahre regiert hatte. — Er hinterließ einen unsterblichen Namen in der Geschichte seines Vaterlandes, welches er durch Weisheit und Tapferkeit von fremdem Joche befreiet, und wieder zu einem Range unter den Nationen erhoben hatte.

Robert von Arbrissel, s. Fontevraud.

Robertson (William), der berühmte englische Geschichtschreiber, ward zu Berwick 1721 geboren, und widmete sich anfangs der Theologie. Sein Hang zu den Wissenschaften zog bald die Aufmerksamkeit anderer auf sich, und schon der von ihm als Jüngling gewählte Wahlspruch: Vita sine literis mors est, den er in alle seine Hefte schrieb, bewies seine Ehrfurcht für die Wissenschaften. Noch sehr jung erwarb er sich durch seine, nachher im Druck erschienenen Predigten vielen Beifall; das Feld der Geschichte war es aber besonders, auf dem Robertson sich auszeichnete, und die Unparteilichkeit und Umsicht, die in seinen Werken herrscht, die feine und treffende Charakteristik des moralischen und politischen Zustandes der Nationen und die gediegene kräftige Sprache, weisen ihm einen der ehrenvollsten Plätze unter den Historikern neuerer Zeit an. Seine Geschichte Carls V. (im Original, London 1769, 3 Bde. 4., deutsch mit Anmerkungen von Remer 1778 und 1792—95, 3 Bde. 8.) ist ein Werk, das die Kenntnisse seines Verfassers sehr ehrenvoll darthut, und den damaligen politischen Zustand von Europa mit kritischem Scharfsinn schildert. Ein gleiches Lob verdient seine Geschichte von Schottland unter der Regierung der unglücklichen Maria Stuart und ihres Sohnes Jacob (im Original, London 1759, 2 Vol. 4. Zusätze 1787, 8. und mehrmals). Noch hat man von ihm eine Geschichte von Amerika (im Original London 1777, 2 Vol. 4. Zusätze 1788, 8.) und Untersuchungen über die Geschichte von Indien, die, so wie seine andern Werke, Beifall fanden. Robertson starb 1793 als Doctor der Theologie und Principal der Universität Edinburgh, welche letztere Stelle er 32 Jahre bekleidet hatte. S. Account of the life and writings of W. Robertson — by D. Stewart. London 1801, 8.

Robespierre (Maximilian Joseph), geb. zu Arras 1759, war der Sohn eines Advocaten, der ein unordentliches Leben führte, sein Vermögen durchbrachte und nach langem Umherschweifen sich in Amerika niederließ. Da der junge Robespierre auch seine Mutter verloren hatte, so nahm sich der Bischof von Arras seiner an, und bewirkte, daß er ins Collegium Louis-le-grand zu Paris aufgenommen wurde. Auch hier noch unterstützte er ihn. Schon in seiner Jugend zeigte Robespierre einen verschlossenen Charakter, studirte aber gut, und einer seiner Lehrer, ein eifriger Bewunderer der Römergröße, lobte seinen Hang zur Unabhängigkeit und Gleichheit. Robespierre studirte hernach die Rechte, ward Advocat, und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, um zu prakticiren. Hier bekam er einen sonderbaren Prozeß unter die Hände. Die Schöffen der Stadt St. Omer hielten aus altem Wahne die Blitzableiter für schädlich, und wollten sie nicht dulden. Robespierre ergriff die Partei dieser Erfindung, und gewann seinen Prozeß (1783). Merkwürdig ist in seiner Vertheidigungsschrift das große Lob Ludwigs XVI. 1784 trug er zu Amiens den Preis für die beste Beantwortung der Frage davon, woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf

seine Familie zurückfällt. Allmählig ward seine Sprache entschiedener, er griff verschiedene Mißbräuche an, sein Charakter und sein eifriger Republikanismus sprachen sich aus. Er ward daher zum Abgeordneten der Amtmannschaft Arras bei den Generalstaaten ernannt (1789). — Als Mitglied der constituirenden und selbst noch der gesetzgebenden Versammlung gelang es Robespierre nicht, besonderes Aufsehen zu erregen. Zwar zog er die Aufmerksamkeit durch mehrere Reden auf sich, z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verschwörungen (ein Thema, über welches er beständig sprach), über das Bekleiden der Stellen, über das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen, u. s. w.; auch widersetzte er sich dem Grundsatze der Unverletzlichkeit der Person des Monarchen; doch behauptete er damals noch, die monarchische Regierung sei die einzige, die einem so großen Staate wie Frankreich zukomme. In einem kritischen Werke, das zu jener Zeit unter dem Titel: Les grands hommes du jour, erschien, wird er geschildert als ein petit homme roide et apprêté, petit esprit sec et pointu, petit caractère inquisitionnaire et acariâtre, folglich als ein blos kleinlicher Mensch, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er etwas Auffallendes sage, andern nachrede. Sogar Mirabeau, dem er sich gern anschloß, soll ihn damals noch verkannt und wenig geachtet haben. Zu bemerken ist es auch noch, daß er in jener Zeit auf die Abschaffung der Todesstrafe drang, und sich überhaupt noch sehr mäßig zeigte. Man wollte ihn zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgericht ernennen. Robespierre schlug diese wichtige Stelle aus. Aber damals schon hatte er sich mit Marat und Danton verbunden, nahm lebhaften Antheil an der Jacobinergesellschaft, und gab ein Journal unter dem Titel: Der Vertheidiger der monarchischen Constitution, heraus. — Er ward nun (Sept. 1792) Mitglied des Convents, und hier fing sein fürchterliches Leben eigentlich an. Jetzt kannte er keine Mäßigung mehr, äußerte sich als der ärgste Republikaner, verfolgte den König auf die wüthendste Art, drang auf seine Hinrichtung, und verwarf allen Aufschub. Es sei, schrie er, ein großes Beispiel für die Welt, eine Handlung der Vorsehung! Nach der Hinrichtung des Königs schlug er vor, die ganze königliche Familie und die Girondisten vor das Revolutionsgericht zu bringen. Letztere hatten seine Herrschsucht schon geahnet, und ihn im Convent des Anschlags der Alleinherrschaft beschuldigt; daher ruhte Robespierre auch nicht, bis er sie aufs Blutgerüst gebracht hatte. Von nun an beherrschte er wirklich den Nationalconvent. Die pariser Gemeinde war ihm ergeben. Es wurde unter seiner Leitung ein Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt, nebst 12 Commissionen errichtet, und somit die Schreckensregierung begründet. Anklagen und Verurtheilungen wurden in Frankreich allgemein. Robespierres Helfershelfer errichteten Tribunäle in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausschuß in Paris, die unerhörtesten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten. Die Hebertisten und Dantonisten, die ihm anfangs sehr behülflich gewesen waren, wurden ihm späterhin verdächtig, und auch sie wurden die Schlachtopfer seiner Blutgier. Den Nationalconvent konnte er nun mit Recht seine Decretsmaschine nennen. Er herrschte ganz unbeschränkt, er sprach wie der Gebieter Frankreichs, und ließ sich als solchen ehren. — Indessen merkte er, daß er allein stände, und um sich dem Volke zu nähern, beschloß er, einen Schatten von Religion wieder einzuführen, wor-

auf dann das berüchtigte Decret erschien, worin die Republik ein höheres Wesen anerkannte. Dieser kluge Einfall that große Wirkung, und das Fest des höhern Wesens wurde in der That mit vieler Feierlichkeit begangen, wobei Robespierre eine Rede hielt, die seine eben nicht sehr religiösen Absichten ziemlich deutlich angab. Man hatte ihm auch gerathen, sich zuweilen zu Pferde zu zeigen, besonders der Truppen wegen. Er versuchte deshalb reiten zu lernen, allein es wollte damit nicht gehen, da er sich vor den Pferden scheute. Feig war er überhaupt in einem hohen Grade; daher auch zum Glück seine Tyrannei nicht lange dauerte. Da sich seine Grausamkeit über alle Parteien erstreckte, und er ohne Unterschied Freunde und Feinde würgte, jene, weil er neidisch auf sie war, und diese, weil er sie fürchtete; so hatte er auch bald alle Parteien gegen sich, und so groß auch der Schrecken war, den sein Name und seine Macht einflößten, so war doch das Elend zu groß, und die Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu heftig, als daß die Seufzer und Klagen nicht hätten laut werden sollen. Bald ward das Murren wider den Tyrannen allgemein, und der Convent, der bisher geschwiegen hatte, war nun auch aufgeregt, und beschloß laut zu werden. — Am 27sten Juli 1796 (9ten Thermidor) entspann sich, zufolge eines geheimen Einverständnisses zwischen mehreren Mitgliedern der Versammlung, eine unerwartete Verhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses heftig gerügt wurde. Robespierre und seine beiden Collegen, Couthon und St. Just, waren überrascht; sie wollten zwar sprechen, allein man überschrie sie, besonders Tallien; Robespierre wollte die Bühne besteigen, sogleich erscholl im Saale das fürchterliche Geschrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er stieß einige Drohungen aus, allein sie wurden nicht mehr gefürchtet. Jetzt ward ein Anklagedecret gegen ihn ausgefertigt, und er mußte sich mit seinen beiden Gefährten, Couthon und St. Just, mit seinem jüngern Bruder und Lebas, vor die Schranken begeben. Schon am Tage vorher soll etwas von dieser heimlichen Verabredung im Convente laut geworden sein, und Couthon seinem Herrn und Meister gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der Verdächtigen zu schreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies scheint seinen Untergang beschleunigt zu haben. — Übrigens konnten Verschwörungen unter solch einer unausstehlichen Tyrannei nicht fehlen. Einige Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cecilia Regnault, in Robespierres Wohnung ergriffen, das zwei Messer bei sich hatte, und, wie man vorgab, ihn ermorden wollte. Robespierre hatte die Grausamkeit, sie mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu lassen. Indessen ist diese Verschwörung sehr zweifelhaft, und man vermuthet, Robespierre habe den Umstand dazu benutzt, um sich das Ansehen eines verfolgten Staatsmannes zu geben, und sich dadurch zur Dictatur emporzuschwingen. — Das Gerücht von seiner Anklage im Nationalconvent verbreitete sich in Paris, noch ehe die Sitzung zu Ende war. Die Gemeinde der Stadt, die ihm ergeben war, begab sich aufs Rathhaus, ließ die Sturmglocke läuten, und versammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Greveplatze. Henriot, der die Nationalgarde befehligte, rückte mit derselben gegen den Convent an; allein der Haß gegen den Tyrannen äußerte sich so laut, daß er nichts that, um denselben zu retten. Robespierre ward also im Conventssaale verhaftet, wobei er ausrief: Die Gauner triumphiren; die Republik ist verloren! Man führt ihn zum luxemburger Gefängnisse; allein hier

weigert sich der Aufseher, aus Angst oder Vorsicht, ihn aufzunehmen. Die Zahl seiner Anhänger vermehrt sich; die Wache wird überwältigt, und Robespierre von seinen Befreiern auf das Rathhaus geführt. Da die Gemeinde daselbst ihren Sitz hatte, so ward geschworen, man wolle ihn gegen den Convent vertheidigen. Allein unterdessen erklärte ihn der Convent in die Acht, und Barras bekam Befehl, ihn aufs neue zu verhaften. Barras erscheint mit seinen Bataillonen; das Dunkel der Nacht begünstigt ihn; er dringt in den Versammlungssaal. Hier soll sich Robespierre, wie auch Lacretelle erzählt, durch einen, mit unsicherer Hand geführten Pistolenschuß die Kinnlade zerschmettert haben. Prudhomme hingegen, in dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique, behauptet, ein Gendarme, Namens Meda, habe sich im Getümmel hinzugedrängt, und da er Robespierre in einer Ecke bemerkt habe, auf denselben geschossen. Von da ward der nun ohnmächtige Tyrann zum Wohlfahrtsausschuß im Conventshause gebracht, und hier auf einen Tisch gelegt, und mußte in der peinlichsten Lage, die sich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen bleiben. Zu den Schmerzen seiner Wunde und dem daraus erfolgten Fieber gesellten sich, ihn zu quälen, die Schmähungen der Umstehenden und die Verhöre seiner vorigen Collegen und Untergebenen. Am folgenden Tage, als den 28sten Juli, um 4 Uhr Nachmittags ward er mit 22 seiner Mitschuldigen zum Blutgerüst geführt. Sein Gesicht war ganz entstellt und seine Augen fast zugeschlossen. Da der Zug vor seinem Hause vorbeiging, so ließ das Volk den Karren stille halten. Ein Weib tanzte vor demselben her, und rief: Dein Tod macht mich vor Freude trunken; herunter mit dir in die Hölle, der du von allen Gattinnen und von allen Müttern verflucht bist! Auf dem Richtplatze riß der Henker ihm mit Gewalt die Binde ab, die seine Wunde bedeckte, wodurch das scheußliche Gesicht Robespierres ganz sichtbar wurde. Dieser stieß einen Schrei aus. Darauf fiel sein Haupt unter dem Beile der schrecklichen Maschine, die während seiner Tyrannei so entsetzlich in Frankreich gewüthet hatte. — Er war 35 Jahre alt, von mittlerer Größe, hatte immer eine bleiche Gesichtsfarbe und verloschene Augen. In seinem Anzuge war er stets sehr sauber und sogar geputzt; ein merkwürdiger Umstand, da zu eben der Zeit Schmutz und Nachlässigkeit im Anzuge zur Charakteristik eines Patrioten gehörten. Die Reizbarkeit seiner Nerven war so groß, daß sich dieselben oft von den Fingerspitzen an bis zu dem Nacken krampfartig zusammenzogen. Er hatte von Natur eine kreischende Stimme, deren Rauhheit er aber durch Bemühung bedeutend gemildert hatte. Er declamirte gut, besaß aber übrigens keine Beredsamkeit. Was er über Tugend, Laster und Verschwörungen oft vorbrachte, war eitles Geschwätz. Überhaupt war er ein mittelmäßiger Redner. Unvorbereitet konnte er fast gar nicht reden. Die Ironie war seine Lieblingsfigur; auch widerlegte er oft mit vieler Geschicklichkeit die Gründe seiner Gegner; übrigens war sein Ideenkreis sehr beschränkt. Robespierre muß weder als ein Ungeheuer ohne Talent und Charakter, noch als ein geschickter Usurpator angesehen werden. Er war keins von beiden. Daß er kein stumpfsinniger Wütherich war, beweist sein kühnes Unternehmen, in einer eben durch Blut erkauften Republik den fürchterlichsten Despotismus einzuführen, welches ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelang. „Niemand," sagt ein Geschichtschreiber, der ihn gekannt hat, „hat besser die Kunst verstanden, die Gesinnung des Volks zu lenken, und sich eine so außerordentliche Popu-

larität zu erwerben. Mit Hülfe dieser Popularität bewirkte er alle die Begebenheiten seiner despotischen Regierung, lenkte die Schritte des Gemeinderaths, zog den unbeständigen und aufrührerischen Pöbel an sich, machte das Gesetz geltend, um die Tyrannei zu gründen, und verhinderte die Weisen laut zu werden, indem er ihnen die Gesinnung der Bösen zeigte. Schon als bloßes Mitglied des Gemeinderaths spricht er vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung, als ob er der Abgeordnete einer obern Macht sei. Sobald er im Convente sitzt, wird er gleich der Brennpunct der Demagogie, und zerstört, was zum Königthum gehört. Die Royalisten schickt er mit den Republikanern, deren Kraft ihm Furcht einjagt, auf das nämliche Blutgerüst. Hier zündet er den Fanatismus des gröbsten Pöbels an, dort schmeichelt er der Trägheit und der brutalen Unmäßigkeit mit der Aussicht auf die Gütertheilung. Er braucht die Heberte, die Clootse, die Chaumette, um alles zu desorganisiren, um alles zu zerstören, Sitten, Gesetze und Religion, und ihr Lohn ist — Schande und Tod! Er wird plötzlich ihr Ankläger, ihr Richter, und fast ihr Henker, erklärt sich für den Vertheidiger des Gottesdienstes und der Moral. Er versammelt um sich her die zerstreuten Reste der von ihm zerstörten Parteien, und bestimmt die gefälligen Diener seiner Tyrannei zur Todesstrafe!" — Zwei genfer Bürger sollen Nachricht von einer geheimen Unterhandlung Robespierres mit England gehabt, und den französischen Residenten zu Genf beschworen haben, diese Verrätherei in Frankreich bekannt zu machen. Mittelst jener Unterhandlung sollte Robespierre als das Oberhaupt Frankreichs anerkannt werden, wofern er die Religion, den Handel, die Ruhe u. s. w. wieder herstellte. Was an dieser Aussage wahr ist, läßt sich schwer entscheiden. — Robespierres jüngerer Bruder hatte zwar seine Kühnheit nicht, war aber nicht minder zum Despotismus geneigt, half ihm seine Grausamkeiten vollziehen, ward mit ihm gefangen, sprang aus einem Fenster des Rathhauses hinaus, brach ein Bein, und ward verletzt, wie sein Bruder, zum Richtplatz geschleppt. — An den beiden folgenden Tagen hatten noch 83 seiner Anhänger dasselbe Schicksal.

Robinson. Unter diesem Titel erschienen in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. eine Menge Romane, welche Erzählungen seltsamer Abenteuer zu Wasser und zu Lande enthielten. Zu der ersten Schrift dieser Art gab folgende Begebenheit Veranlassung: Alexander Selkirk, aus Largo in Schottland, geb. um das J. 1680, diente von Jugend auf zur See, begleitete als Oberbootsmann den berühmten englischen Seefahrer Dampier nach der Südsee, gerieth mit seinem Schiffscapitän in Streit, und ward 1705 auf der damals unbewohnten Insel Juan Fernandez, hinter Chili, zurückgelassen, nach einem einsamen und kümmerlichen Aufenthalte von 4 Jahren und 4 Monaten 1709 vom Capitän Woodes Roger, bei dessen Reise um die Welt, wieder an Bord genommen und nach zwei Jahren nach England zurückgebracht. — Selkirk beschrieb hierauf seine Begebenheiten und übergab die Papiere einem damaligen bekannten Schriftsteller, Daniel de Foe (s. d. Art. Foe) zur Durchsicht, um sie zum Druck zu befördern. Dieser entwendete aber daraus die Materialien zu einem Romane, und gab dem betrogenen Seefahrer seine Papiere zurück. Er änderte Zeit, Ort und Namen, verlegte die Scene auf eine der Karaiben beim Ausflusse des Oronoko, nannte seinen Abenteurer Robinson, ließ ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verschlagen wer-

den, verlängerte seinen Aufenthalt bis auf 28 Jahre, versetzte die Geschichte rückwärts in die Mitte des 17ten Jahrh., woraus denn die bekannte und in unzähligen Robinsonaden nachgeahmte Geschichte des Robinson Crusoe entstand. Rousseau fand dieses Buch besonders empfehlenswerth für seinen Ämil. Wirklich ist es auch vorzüglich geschickt, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewöhnung zu Fleiß und Aufmerksamkeit auf häusliche und bürgerliche Geschäfte, zur Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, zur Würdigung der wahren Güter des Lebens, zum Gebet und Vertrauen auf eine Vorsehung, zur Übung des Erfindungsgeistes, zur Schätzung mancher unerkannten Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens, und viele heilsame Erziehungsregeln anschaulich zu machen. Nur waren Schreibart und Einkleidung zu sehr veraltet, als daß es ohne Widerwillen gelesen werden konnte. Wezel fing damals an, diesen englischen Robinson zusammengezogen und umgearbeitet in den „zweiten Jahrgang des dessauischen philanthropischen Lehrbuchs" theilweis einzurücken. Campe hatte zu gleicher Zeit den nämlichen Gedanken, und ließ sich durch das Zuvorkommen Wezels nicht irre machen, sondern kündigte sein Vorhaben unter einem neuen Gesichtspuncte an. Beide ließen ihre Arbeiten neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg, erscheinen. Aber Campes Umschmelzung der alten gedehnten Schreibart in einen leichten unterhaltenden Erzählungston, die Einkleidung in Gespräche, die für Kinder so lehrreichen Bemerkungen aus dem menschlichen Leben, der Naturgeschichte, der Geographie, der Schifffahrt, erheben dieses Buch über die sonst gute, aber dem Fassungskreise der Kinder weniger angemessene Umarbeitung Wezels.

Roche Jacquelin (Henri de la), geb. 1772; seine Gemahlin, geborne Donnissan, ebenfalls 1772 geb.; **Louis** und **August**, Brüder Heinrichs, haben sämmtlich in dem Vendéekriege großen Kriegsruhm erworben; Henri war lange einer der Häupter der royalistischen Partei in diesem Bürgerkriege, bis er endlich von einem republikanischen Soldaten in einem Zweigefecht getödtet wurde. Der Name La Roche Jacquelin, seinen Anhängern, welche ihn den „Helden der Vendée" nannten, vor allen andern werth, wurde von ihnen in ihren kriegerischen Gesängen gefeiert, und die, welche ihn überlebt haben, erinnern sich seiner noch jetzt nicht anders, als mit Enthusiasmus. — Seine Gemahlin nahm an seinen Kriegszügen beständig Theil, und bewies durch Besonnenheit, Treue, Ausdauer und Begeisterung für die von ihr einmal ergriffen Sache einen großen Charakter und ausgezeichneten Heldensinn. Die von ihr über den Vendéekrieg und ihre eigenen und ihres Gemahls Schicksale herausgegebenen Memoiren sind für die Geschichte der Zeit höchst merkwürdig und überhaupt sehr anziehend. Der Baron Lamotte Fouqué hat solche auszugsweise übersetzt. Die Familie La Roche Jacquelin wurde 1815 bei der Besetzung der Normandie durch die preuß. Armee von dem Officiercorps derselben sehr ausgezeichnet, und dem ältesten Sohne der Marquise ward 1817 von dem preuß. Gesandten in Paris im Namen desselben, ein prächtiger Degen, als Zeichen ihrer Bewunderung für diese Heldenfamilie, feierlich überreicht. — Die Brüder von Heinrich, Louis und August, haben mit Auszeichnung in dem Vendéekriege gefochten, ohne jedoch den Ruhm des ältern Bruders zu erreichen.

Rochechouart (Françoise Athenais de), eine der Geliebten Ludwigs XIV., aus einer fürstlichen Familie, anfangs bekannt unter dem Namen Madame de Tonnay-Charante, nach einer von den Besitzungen ihrer Familie. Ihre Schönheit zeichnete sie weniger aus, als ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart. Sie ward an den Marquis de Montespan verheirathet, welcher ihr ansehnliche Partien aufopferte, aber mit Undank belohnt wurde. Die Duchesse de la Valliere, Geliebte Ludwigs XIV., nahm sie in ihre Gesellschaft auf, und der König betrachtete sie anfangs als eine liebenswürdige Unbesonnene. Sie suchte unaufhörlich diesen Monarchen zu locken, welcher spöttisch zu Madame de la Valliere sagte: Sie möchte gern, daß ich sie liebte; aber ich werde es nicht thun. Er täuschte sich, und wurde bald von ihren Reizen gefesselt. Um damals den Verdacht der Königin, deren Ehrendame sie war, schlau zu entfernen und ihr eine hohe Meinung von ihrer Tugendhaftigkeit einzuflößen, nahm sie alle acht Tage in ihrer Gegenwart das Abendmahl und besuchte die Hospitäler. In der Folge herrschte sie über den König gebieterisch. Denn sie genoß damals solches Vertrauen, daß sie bei Beförderung der Marschälle von Frankreich (1679) in die Taschen des Königs griff, um die Liste zu sehen, und als sie den Namen des Duc de Viconne, ihres Bruders, nicht darauf fand, in Vorwürfe ausbrach und nicht eher abließ, bis ihm der König den Marschallsstab verlieh. Sie liebte den König nach Launen, aber noch mehr das Geld. Ihre Phantasien veranlaßten ihn zu großen und unnützen Ausgaben. Aber allmählig entfernten ihre herrschsüchtigen und eigensinnigen Launen sie von ihm. „Sie hatte," sagt Madame de Genlis, „Falschheit im Charakter und Natürlichkeit im Verstande. Frei von Empfindsamkeit, aber der Begeisterung unterworfen, liebte sie mit Leidenschaft, oder sie liebte gar nicht; alles, was glänzte, schien ihr groß; Ehrenbezeigungen nahm sie für Ruhm; sie hatte tiefe Entwürfe und kindische Beweggründe; zugleich unersättlich und leichtsinnig in ihren Wünschen, wollte sie herrschen, nicht um wirklich zu leiten und zu regieren, sondern nur um sich sehen zu lassen." Madame de Montespan hatte die La Valliere verdrängt, und erfuhr erst von der Duchesse de Fontanges und dann von der Marquise de Maintenon dasselbe Schicksal. Ludwig XIV. befahl ihr 1680, den Hof zu verlassen; sie starb 1707, 66 Jahre alt, zu Bourbon, wo sie die Bäder gebrauchen wollte. In den letzten Jahren ihres Lebens sah sie auf den Verlust ihrer Gunst standhaft hin. Die Religion flößte ihr Empfindungen der Reue und selbst der Demuth ein. Der Marquis de Montespan, an welchen sie auf Verlangen ihres Beichtvaters, des Paters de la Tour, schrieb, wollte nichts von ihr wissen; indeß trauerte sie dennoch um seinen Tod wie eine Witwe. Nach und nach widmete sie sich ganz den Armen, arbeitete für sie mehrere Stunden des Tages, und ließ ihre weibliche Dienerschaft für sie arbeiten. Ihre ehemals mit Überfluß versehene Tafel ward einfacher; sie vermehrte ihre Fasten und Gebete. Ihre Büßungen waren anhaltend; doch konnte sie das Äußere einer Königin nicht verläugnen, dessen sie sich zur Zeit ihres Glücks angemaßt hatte. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Armstuhl, wo sie die Huldigungen der Großen, der Prinzen und Prinzessinnen empfing, ohne sich stören zu lassen, und ohne ihnen das Geleite zu geben. Reize, die ihr eigen waren, erhöht durch feine Höflichkeit und treffende Spiele des Witzes, milderten, was ihr Hochmuth Hartes haben konnte. Sie erhielt ihre Schönheit und Gesundheit bis zu den letzten

Tagen; indeß hielt sie sich immer für krank, und einigemal bis zum Sterben. Diese Unruhe unterhielt in ihr den Geschmack am Reisen. Das letztemal, als sie nach Bourbon ging, bezahlte sie auf zwei Jahre die Pensionen der Mildthätigkeit, die sie zu geben pflegte, weil sie überzeugt war, daß sie nicht zurückkommen würde; und sie hatte sich nicht getäuscht. Sie hatte von ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Duc d'Antin bekannt ist, und dessen Nachkommenschaft 1757 in seinem Enkel endigte. Ms.

Rochefoucauld. Die schon im 11ten Jahrh. in der Geschichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefoucauld hat eine Reihe in Kriegs- und Staatsdiensten, so wie im gelehrten und im geistlichen Stande ausgezeichneter Mitglieder aufzuweisen. Wir begnügen uns, zwei aus ihrer Mitte hier aufzunehmen: 1) **Franz VI.**, Herzog von La Rochefoucauld, Prinz von Marsillac, war 1603 geboren. Durch Geist und Tapferkeit gleich ausgezeichnet, ward er als eine Zierde des französischen Hofs betrachtet. Er war mit der berühmten Herzogin von Longueville verbunden, auf deren Antrieb er sich auch in die Streitigkeiten der Fronde mischte, wobei er in einem Gefechte beinahe für immer das Gesicht verloren hätte. Nach den beendigten Unruhen der Fronde dachte Rochefoucauld nur daran, sich den sanften Freuden der Literatur und der Gesellschaft hinzugeben. Sein Haus wurde der Vereinigungspunct der ausgezeichnetsten Köpfe jener Zeit, und hier fanden sich Racine, Boileau, Mad. de Sevigné, Mad. de la Fayette zusammen. Er starb 1680. Man hat von ihm: Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche, und die ihn unsterblich machenden, unzähligemal neu gedruckten, und in allen Sprachen (ins Deutsche von Friedr. Schulz und Baron v. Maltiz) übersetzten Réflexions et Maximes. Der Hauptgedanke, der sich durch alle einzelnen Reflexionen und Grundsätze hinzieht, ist, daß Eigenliebe die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei; aber dieser Satz ist auf eine höchst geist- und sinnreiche Art so mannichfaltig gewendet und dargestellt, und das Ganze, wie alles Einzelne, zeigt von einer so feinen Menschenbeobachtung, daß man diese Sammlung immer gern lesen wird, wenn man auch den Grundsatz derselben nicht annehmen sollte. 2) **François Alex. Fréd.**, Herzog de la Rochefoucauld, Pair von Frankreich, geb. 1747, ist besonders mit dem Zunamen Liancourt, den er von seinen Besitzungen in Beauvais führte, bekannt. Seit der Restauration aber nennt er sich blos mit dem Familiennamen. Als Mitglied der constituirenden Versammlung zeigte La Rochefoucauld sich besonders Reformen, welche die innere Verwaltung, die Finanzen und die polizeiliche Verfassung betrafen, geneigt. An dem wichtigen Beschlusse in der Nacht vom 4ten Aug., wodurch das Feudalsystem in Frankreich aufgehoben wurde, hatte er den größten Antheil. Späterhin suchte er besonders philanthropische Ideen in Anregung und zur Ausführung zu bringen. Er machte in dieser Hinsicht im Namen der Ausschüsse viele amtliche Berichte über Hospitäler, Armenwesen u. dergl. Gegenstände. Nach dem 10ten Aug. (1792) entfloh er nach England und ging dann nach Amerika, wo er sich bis 1799 aufhielt, viele Reisen in das Innere dieser Länder anstellte und sich mit allem, was den Ackerbau, die Manufacturen, den Kunstfleiß und die politischen und wohlthätigen Einrichtungen derselben auszeichnet, auf das genaueste bekannt machte. (Seine Reisen und Beobachtungen in Amerika hat er in 6 Bänden beschrieben.) Nach dem 18ten Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, lehnte aber alle Anträge Napoleons,

der ihn in seine Nähe ziehen wollte, ab, nahm von ihm blos den Orden der Ehrenlegion an und beschäftigte sich ausschließend mit der Ausführung von Planen, wozu sein langer Aufenthalt in England und Amerika ihm die Ideen gegeben hatte. Seine eigenen Güter fand er zwar verkauft, nicht aber die Güter seiner Gemahlin, welche sich zum Schein von ihm getrennt hatte. Auf diesen legte er nun große Spinnereien von Baumwollengarn, ganz nach englischer Art, an, und erwarb sich dadurch große Verdienste um den französischen Kunstfleiß. Wir übergehen hier viele andere Entwürfe, die er aus England und Amerika nach Frankreich verpflanzte, und führen nur noch an, daß man in Frankreich ihm vorzüglich die Einführung der Schutzblattern verdankt.

Rochelle, eine berühmte Handels- und Seestadt im Departement der untern Charente in Frankreich, am atlantischen Meere gelegen, ist stark befestigt und gut gebaut. Der Schloßplatz ist einer der schönsten öffentlichen Plätze in Frankreich. Sie hat sechs Kirchen, mehrere wissenschaftliche Anstalten, eine Schifffahrtsschule, ein Naturaliencabinet, 2200 Häuser und 17,500 Einwohner, welche außer einer Zuckerraffinerie, einer Fayence- und Glasfabrik, lebhaften Seehandel betreiben. Der Hafen, welcher durch zwei starke Thürme vertheidigt wird, ist sicher und bequem, aber nur bei der Flut zugänglich. In der Geschichte der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, herbeigeführt durch Religionsstreitigkeiten, zu den Zeiten der Könige aus dem Hause der Valois, so wie unter den nachfolgenden Bourbons, spielte diese Stadt als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten eine bedeutende Rolle, bis endlich unter der Verwaltung Richelieus (s. d. Art.) sie nach einer merkwürdigen dreizehn Monate dauernden Belagerung, 1628 in die Hände der Catholiken kam, wodurch der Untergang der reformirten Partei in Frankreich entschieden ward. Ein großer Theil der damaligen Bewohner von Rochelle flüchtete nach Amerika.

Rochester (John Wilmot, Graf von), einer der witzigsten englischen Satyriker und zugleich einer der zügellosesten Wüstlinge, welche den üppigen Hof Carls II. umgaben, geb. 1648, gest. 1680. Sein Lehrer war so glücklich, die Fähigkeiten desselben schnell zu Tage zu fördern. Er durchreiste Frankreich und Italien, kam zurück, nahm Kriegsdienste und führte die Waffen nicht ohne Auszeichnung; überließ sich aber der entehrendsten Lebensweise, und schwächte dadurch seine Gesundheit so sehr, daß er in der Blüthe seines Lebens dahin sank. Das beste, was er geschrieben hat, sind seine jedoch nicht musterhaften Satyren, welche 1714 in London herauskamen; seine Gedichte sind zu schmutzig, als daß sie des Lesens dürften gewürdigt werden. Kurz vor seinem Tode ließ er den Bischof von Salisbury, Burnet, kommen, um als reuiger Sünder sterben zu können; seine Bekehrung wurde in der Folge durch eine Schrift von demselben Bischofe öffentlich bekannt gemacht.

Rochow (Friedr. Eberh. v.) auf Rekahn. Dieser um die Jugendbildung so verdiente Mann war 1734 zu Berlin geboren, und genoß einen Theil seiner Erziehung auf der Ritterakademie zu Brandenburg. Schon im 15ten Jahr trat er in Kriegsdienste, und folgte, bei der Garde angestellt, seinem König in den siebenjährigen Krieg. In Leipzig lernte er 1759 Gellert kennen, und wurde von diesem, der die Wißbegierde des jungen Kriegers schätzte, mit mehrern der dasigen Gelehrten bekannt gemacht. Das folgende Jahr rief Rochow

wieder ins Feld; da aber eine Verwundung ihn des Gebrauchs der rechten Hand völlig beraubte, so mußte er die Kriegsdienste verlassen, und begab sich nun auf seine Güter, wo er fortan dem Landleben und der Verbesserung des ländlichen Schulunterrichts lebte, der damals noch sehr vernachlässigt war. Er schrieb selbst ein Werk: Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute (Berlin 1772), in dem er eine bessere Unterrichtsmethode aufzustellen suchte. Da das Werkchen vielen Beifall fand, so suchte er seine Vorschläge nunmehr auch auszuüben, und die versuchte Verbesserung der Schulen auf seinen Gütern wurde von dem besten Erfolge gekrönt, wie denn auch die späterhin erfolgte Landschulenverbesserung in den preußischen und andern Staaten größtentheils mit als sein Werk betrachtet werden kann. Als Kinderschriftsteller zeichnet er sich gleichfalls aus und sein Kinderfreund (Berlin 1776 u. ff.) fand verdienten Beifall. — Überhaupt war Rochow in allen seinen Verhältnissen ein sehr braver Mann und seine Bestrebungen für die Aufnahme des Landbaues in den Marken sind gleichfalls höchst lobenswerth. Mit Gellert blieb er stets in der freundschaftlichsten Beziehung. Als warmer Anhänger seines Königshauses und Bewunderer der Heldenthaten der Brandenburger, ließ Rochow bei Hakenberg unweit Fehrbellin ein Denkmal der einst auf diesen Feldern geschlagenen Schlacht zwischen dem großen Kurfürsten und den Schweden errichten. Er starb 1805, betrauert von allen, die ihn kannten.

Rode (Bernhard), welcher 1797 als Director der berliner Akademie der bildenden Künste starb, war 1725 zu Berlin geboren, und verrieth früh eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften, welche aber in der Folge durch die Liebe zur Malerkunst überwogen wurde. Anfangs war Müller aus Siebenbürgen, dann fast vier Jahre hindurch der berühmte Anton Pesne sein Lehrer. 1750 besuchte er Paris, nutzte anderthalb Jahre Carl Vanlos Unterricht, kam nach Berlin zurück, und trat von da seine Reise nach Italien an. Hier verlebte er zwei Jahre, theils in Rom, theils in Venedig, und verfertigte ein großes Gemälde, den Alexander vorstellend, welcher weinend den Leichnam des Darius mit seinem Purpurmantel bedeckt. Nach seiner Rückkunft nach Berlin veranlaßte ihn der Tod seines Vaters 1756 zu zwei großen allegorischen Gemälden, welche er, nebst einem großen Altarblatte, der Marienkirche zu Berlin schenkte. Ähnliche Geschenke erhielten auch andere Kirchen, namentlich die Garnisonkirche. Diese Arbeiten machten seinen Namen auch im Auslande bekannt, woher ihm häufige Aufträge zukamen; so malte er z. B. vier Bilder für eine griechische Kirche in der Ukraine. Sein rastloser Fleiß und seine Manier, welche die mühsame Vollendung verschmähte, machen die sehr große Menge seiner Arbeiten erklärlich; die meisten derselben sind von ihm selbst in Kupfer radirt worden. Von diesen Blättern gibt es ein Verzeichniß nebst drei Beilagen, worin jedes Stück ausführlich beschrieben ist. Mit besonderer Liebe malte er die merkwürdigsten Epochen aus der brandenburgischen Geschichte. Auch aus seines Freundes Geßners Idyllen hat er einige schöne Stücke gemalt, und zu allen Fabeln Gellerts Blätter radirt. Biblische Gegenstände waren ihm jedoch unter allen die liebsten. Er selbst legte einen besondern Werth auf einen Christuskopf, der noch 1799 in seinem Hause war, und ihn zum Muster für alle seine Christusköpfe gedient hatte; eben so wenig war er zu bewegen gewesen, eine Auferweckung der Todten zu veräußern, ein treffliches Werk, das Rodes Meister-

schaft als Geschichtsmaler vollgültig beweist. Unter den auferstehenden Frommen hatte er eine Gruppe seiner eigenen Verwandten angebracht. In den Schlössern zu Potsdam u. s. w. sieht man mehrere von ihm ausgeführte Deckengemälde.

Rodney (George Brydges), ein berühmter englischer Seeheld, wurde 1718 geboren, widmete sich schon früh dem Seedienste, und zeichnete sich durch Muth und Eifer bald sehr vortheilhaft aus. 1751 ward er Commodore, und 1759 Admiral. In diesem Jahre befehligte er die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angesicht der französischen Flotte bombardirte. 1761 ward er nach Martinique gesandt, das er 1762 einnahm. Zwar hatte ihn die Regierung in Betreff seiner Dienste mit dem Bathorden geschmückt, doch ward er nach Abschluß des Friedens 1763 nicht sonderlich belohnt, und erhielt blos die Stelle eines Gouverneurs des Invalidenhospitals zu Greenwich. Sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel aber hatte sein kleines Vermögen verzehrt, und ihn in Schulden gestürzt. Da er nicht bezahlen konnte, entzog er sich den Verfolgungen seiner Gläubiger durch eine Flucht nach Frankreich. Die traurige Lage, in welcher er sich hier befand, ward durch die Unterstützung des Marschalls Biron erleichtert, der edelmüthig genug war, obgleich Rodney alle Anerbietungen, in die Dienste der Krone Frankreich zu treten, verwarf, seine Schulden zu bezahlen, und ihm so den Rückweg ins Vaterland zu bahnen. Dem Könige von England jetzt durch den Herzog von Chatois empfohlen, erhielt er den Oberbefehl der westindischen Flotte, mit der er dem belagerten Gibraltar zu Hülfe eilen sollte. Im Jan. 1780 eroberte er eine bedeutende Anzahl spanischer Transportschiffe, acht Tage hernach schlug er die spanische Flotte, unter Langara, der selbst gefangen wurde. Das edelmüthige Betragen, das Rodney gegen die gefangenen Spanier bewies, hatte zur Folge, daß seitdem auch die gefangenen Engländer sich eines bessern Looses in Spanien zu erfreuen hatten. Der Sieg über Langara verschaffte aber dem bedrängten Gibraltar reichen Zufluß an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Er eilte nach Westindien. Noch in demselben Jahre (im Mai) lieferte er der französischen Flotte unter dem Befehl des Grafen von Guichen auf der Höhe von Martinique drei Gefechte, die zwar den Ruhm der beiderseitigen Anführer erhöhten, durch keinen Sieg aber entscheidend waren. Bei Rhode-Island traf er noch einmal auf die französische Flotte, griff sie aber nicht an, da sie eine zu vortheilhafte Stellung hatte. Sein Unternehmen im Dec. 1780 gegen die Insel St. Vincent mißlang, desto glänzender aber fiel der Angriff auf die Inseln St. Eustach, Martin und Saba aus, die er im Febr. 1781 eroberte, wobei 159 Kauffahrteischiffe, eine Convoi von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Auf diesen Sieg folgte die Übergabe der holländischen Colonien Essequebo, Demerary und Barbice, so wie der Insel St. Barthelemy. Sein glänzendster Sieg war jedoch der im Jahre 1782 am 12ten April über die französische Flotte unter dem Grafen von Grasse, auf der Höhe zwischen St. Domingo und den heiligen Inseln. (Vergl. d. Art. Durchbrechen der Linie.) Die Franzosen verloren fünf Linienschiffe erster Größe, darunter das Admiralschiff Ville de Paris, und Grasse selbst wurde gefangen. Für diesen Sieg, welcher Jamaica den Engländern rettete, ernannte ihn sein König zum Pair und Baron des Reichs mit dem Titel: Rodney von Rodney-Stokke, das Parlament aber gewährte ihm eine

lebenslängliche Pension von 2000 Pf. Sterl. Von da an lebte Rodney in Ruhe, und starb gerade, als der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausbrach 1792.

Rohan = Guémené (Louis René Eduard), Cardinal, geb. 1734, war anfangs bekannt unter dem Namen Prinz Louis, und wurde nach und nach Bischof von Canople und Strasburg, Großalmosenier von Frankreich, und Mitglied der französischen Akademie. Sein Hang zum Vergnügen hielt ihn weder von den Studien noch vom Streben des Ehrgeizes zurück. Als Ambassadeur zu Wien zeichnete er sich durch sein gefälliges Benehmen und seine Pracht aus. Mit einer schönen Gestalt und einem behenden Verstande ward er weniger berühmt durch seine Talente, als durch die berüchtigte Halsbandgeschichte. Am 15ten Aug. 1785, als dem Geburtstage der Königin, meldeten sich bei dieser zwei Juweliere, welche sich für ein demantenes Halsband sechzehnhunderttausend Livres von ihr ausbaten. Sie erklärte sogleich, von diesem Halsbande durchaus nichts zu wissen. Die Juweliere erwiederten, daß sie es dem Cardinal übergeben hätten, der darum für sie zu handeln beaustragt gewesen. Aufgebracht über den Mißbrauch ihres Namens, beklagte sich die Königin bei ihrem Gemahl, und forderte Gerechtigkeit. Der Monarch sprach darüber mit seinen Ministern, welche der Meinung waren, man solle den Cardinal verhaften; aber die Königin verlangte, daß er vorher verhört werde. Gestehen Sie, sagte sie zu ihm, daß es seit vier Jahren das erstemal ist, daß ich Sie spreche. Der Cardinal bejahte dies, und erklärte, daß er durch Betrug einer gewissen La Mothe hintergangen sei. Als er aus des Königs Cabinet kam, ward er in die Bastille gesetzt, und der König ließ ihm sagen, selbst über sein Loos zu entscheiden. Der Gefangene bat, vom Parlament gerichtet zu werden. Das Parlament sprach ihm von aller Anklage frei. Trotz dieses Ausspruchs konnten Ludwig und seine Gemahlin denjenigen nicht mit freundlichem Blicke um sich sehen, der ihre Namen in einer so verdrießlichen Sache Preis gegeben hatte. Er wurde der Großalmoseniers-würde entsetzt und in die Abtei La Chaise = Dieu in Auvergne, und nachher in sein Bisthum zu Strasburg verwiesen. 1789 ward er zum Abgeordneten der Geistlichkeit des Amtes Hagenau bei den Generalstaaten ernannt. Die Anführer der Volkspartei hofften, daß er aus Rache gegen den Hof die Neuerungen wider die Geistlichkeit begünstigen würde; aber der Cardinal entfernte sich von ihnen, und verließ die Versammlung. Kurze Zeit nachher, da er als Urheber der in dem Rheindepartement entstandenen Unruhen gerichtlich angeklagt war, zog er sich in den in Deutschland gelegenen Theilen seiner Besitzungen zurück, wo er sich frei von Bitterkeit und wohlthätig gegen Unglückliche zeigte. Er starb zu Ettenheim den 17ten Febr. 1802. Als aufgeklärter Beschützer der Gelehrten hatte er den Abbé Le Batteux an sich gezogen. Seine Unterhaltung war lebhaft und aufgeweckt; er sprach über alles mit Anmuth, und wenn seine Jugend durch einige Verirrungen bezeichnet war, so hatte das Unglück und das Alter seinen Geist zur Reife gebracht, und sein Herz sanft, wohlwollend und edelmüthig gestimmt. Ms.

Rohr (spanisches) ist ursprünglich aus Indien, Spanien und Italien zu uns gekommen. In den beiden letztgenannten Ländern, vornehmlich in den feuchten Weinbergen, wird es gepflanzt, und treibt dicke, hohle und gleiche Stengel, die gegen zehn Ellen hoch werden, und Stäbe, Pfähle, Pfeifen u. dgl. abgeben. Auch die Stuhlmacher

Weber und andere Handwerker verbrauchen das Packrohr in großer Menge. Die Stockröhre werden stück- oder bundweise verkauft. Die besten kosten selbst in Holland 50, 100 und mehr Gulden das Stück.

Roland (Rutland), ein in alten Ritterbüchern und Gesängen eine große Rolle spielender fabelhafter Held, Schwestersohn Carls des Großen, und einer der zwölf Paladine dieses Kaisers. Er soll bei einem Rückzuge Carls des Großen aus Spanien in den Pyrenäen, im Thale von Ronceval, von den Basken erschlagen worden sein. Die berühmtesten Gedichte, welche die Thaten des Roland (wiewohl nicht ausschließend, selbst nicht hauptsächlich) besingen, sind Bojardos Orlando inamorato und Ariosts Orlando furioso. Vgl. Ritterwesen.

Roland (Jean Baptiste de la Platière), ein in der franz. Revolution berühmt gewordner Gelehrter und Staatsmann, geb. zu Villefranche bei Lyon, begab sich im 19ten Jahre nach Nantes, um die Handlung zu erlernen, und in der Folge nach Indien zu gehen, woran jedoch seine schwächliche Gesundheit ihn verhinderte, seinen Plan auszuführen. Bei dem Manufacturwesen in Rouen angestellt, bereiste er in kaufmännischen Geschäften mehrere auswärtige Länder, und ward bei seiner Zurückkunft Aufseher des Handels und der Fabriken in Lyon. Beim Anfang der Revolution ward er Mitglied der Nationalversammlung für Lyon. Seine Kenntniß des Handels und Verkehrs, so wie die Liebe, in der er beim Volk stand, empfahlen ihn Ludwig XVI., der ihn zum Minister des Innern ernannte. Er stand diesem Posten rühmlich vor, verschlimmerte aber durch Bitterkeit die Stimmung gegen den unglücklichen König immer mehr, und ward deshalb bald darauf aus dem Ministerio entlassen, in welches er jedoch wieder eintrat, als Ludwig entthront war. Sein Bemühen, die durch die Jacobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken, so wie die Bekanntmachung mehrerer von ihm vorgeblich in den Tuilerien gefundenen Papiere, wodurch viele ins Unglück geriethen, machte ihn aber bald sehr verhaßt, und er ward mit den Girondisten zugleich geächtet. Vorher schon, gleich nach der Hinrichtung des Königs, hatte er seine Ministerstelle niedergelegt. Den Verfolgungen der Bergpartei zu entgehen, entfloh er nach Rouen, wo er erfuhr, daß seine Gattin, die in Paris geblieben war, das Blutgerüst bestiegen habe (vergl den folg. Art.). In verzweifelndem Schmerz erstach er sich den 15ten Nov. 1793 mit einem Stockdegen auf der Landstraße unweit Rouen. Man fand bei ihm einen Zettel, worin er sich als einen Mann schildert, der sein Leben dem allgemeinen Besten gewidmet habe, und tugendhaft gestorben sei, wie er gelebt. — Mehrere von ihm verfaßte Schriften, in das Fabrik- und Handelswesen einschlagend, zeugen von guten Kenntnissen.

Roland (Marie Jeanne Phlipon), die Gattin des vorigen, war die Tochter des Kupferstechers Phlipon zu Paris, der zwar als Künstler sich auszeichnete, durch Verschwendung aber seine Vermögensumstände zerrüttete. Sie war 1756 geboren, von schöner Gestalt, und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Das Studium der griechischen und römischen Geschichte hatte ihr eine große Neigung zum Republikanismus eingeflößt, und sie fühlte sich mächtig ergriffen, als die Staatsveränderung in ihrem Vaterlande ausbrach. Sie hatte schon mehrere Heirathsanträge abgelehnt, gab aber den Bewerbungen Rolands nach, der durch die an sie gerichtete Zueignung seiner Briefe über Italien ihre Hochachtung gewonnen hatte, und bear-

beitete nun gemeinschaftlich mit ihrem Gatten verschiedene Gegenstände des gelehrten Wissens. Als Roland nach Paris kam, und die Stelle eines Ministers erhielt, eröffnete sich ihr die lang gewünschte politische Laufbahn. Mit unermüdetem Eifer stand sie ihrem Gatten in den Geschäften seines Departements bei, fertigte Aufsätze, schrieb Adressen und versammelte wöchentlich um sich einen Kreis von Gelehrten und Staatsmännern, von denen die wichtigsten Vorfälle der Zeit besprochen wurden. In diesem Treiben scheint sie einigermaßen die ihrem Geschlecht gebührende Zurückhaltung vergessen zu haben, denn ihre Anmaßung ging bald so weit, daß mehrere Staatsmänner und Generale deswegen mit ihrem Gatten zerfielen, z. B. Dumouriez. Als Roland gestürzt wurde, fiel auch sie, ein Opfer der Gegenpartei, am 10ten Nov. 1793 unter der Guillotine. Der königl. Familie, besonders der Königin hatte sie sich immer sehr abgeneigt gezeigt, und der Brief, den sie im Namen des Convents an den Papst schrieb, beweist, mit wie wenig Zurückhaltung sie ihre Anmaßungen geltend machte. Übrigens bleibt dieser geistreichen aber irreligiösen und unweiblichen Frau der Ruhm umfassender wissenschaftlicher Kenntnisse. Von der Anhänglichkeit ihres Gatten war sie so fest überzeugt, daß, als sie das Schaffot bestieg, sie den Umstehenden versicherte: „ihr Gatte würde sie nicht überleben." Der Erfolg bewährte ihr Vertrauen. Noch im Kerker, wenige Tage vor ihrem Tode, schrieb sie ihr Leben nieder, so wie mehrere die Revolution betreffende Aufsätze. Die Standhaftigkeit, mit der sie das Blutgerüst bestieg, machte sie selbst ihren Gegnern achtungswerth. — Ihre historisch wichtigen Schriften, welche zuerst einzeln, nachher, 1799, gesammelt erschienen waren, sind 1820 vollständiger gedruckt worden, unter dem Titel: Mémoires de Md. Roland; avec une notice sur sa vie etc. par MM. Berville et Barrière. Paris 2 Bde. 8., die zugleich die erste Lieferung einer Collection de mémoires relatifs à la révol. franç. ausmachen. Nach diesen Denkwürdigkeiten ist ihre Lebensgeschichte in den Zeitgenossen (Stück 28) bearbeitet.

Rolandssäulen, Rulandssäulen, Rutlandsbilder, sind steinerne, größtentheils roh und übel geformte Bildsäulen, die man hin und wieder in deutschen Städten auf freien Plätzen, Märkten u. dergl. aufgerichtet antrifft, und die gewöhnlich einen gewappneten Mann, ein Schwert in der Hand tragend, vorstellen. Der Sage nach sollen die Säulen ihren Namen von dem oben erwähnten Helden Carls, Roland, tragen, dem zu Ehren sie errichtet worden waren; doch dies ist nur Sage, und die Deutschen, besonders die Sachsen, werden wohl eben nicht gesonnen gewesen sein, einem Feldherrn ihres großen Drängers Denksäulen zu errichten, der, wenn er je lebte, seine Thaten in Frankreich und Spanien verrichtete. Wahrscheinlicher ist, daß diese Bildsäulen, deren Entstehung überdies noch aus späterer als des großen Carls Zeit, sich herschreibt, mit den Weichbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Grenzmarken verschiedener Städte findet. Ein solches Weichbild (von Weich, Wyk, d. h. Stadt oder Ort) ist nämlich ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichtsbarkeit und Statuten habe, und wie weit sich solche örtlich erstrecke. Hieraus erklärt sich auch, warum jene Säulen mitunter die Reichsinsignien an sich tragen. Der Name Rolands- oder Rutlandssäulen rührt aber wohl von dem im Zeitenlauf mißverstandenen Worte:

Ruge, Rüge her, welches ehedem so viel als Gericht bedeutete, daher der Name wohl Rügelandssäulen sein muß, d. h. eine Säule, die einen besondern Gerichtsbezirk bezeichnet.

Rolle (Joh. Heinr.) war zu Quedlinburg 1718 geboren. Unter der Leitung seines Vaters, der in der Folge Musikdirector zu Magdeburg war, lernte er früh die Anfangsgründe der Musik. Schon in seinem 13ten Jahr componirte er, im 14ten erhielt er die Stelle eines Organisten an der Peterskirche in Magdeburg. 1736 ging er nach Leipzig, die Rechte zu studiren. Bei seinem nachherigen Aufenthalt in Berlin richtete sich sein Geschmack ausschließend auf die Musik und er trat als Cammermusikus in königliche Dienste. Ein bald darauf erhaltener Ruf nach Magdeburg führte ihn wieder in diese Stadt, wo er in der Folge die Stelle seines Vaters als Musikdirector erhielt, und 1785 starb. Die von ihm geschriebenen Oratorien, besonders sein Tod Abels und sein Abraham auf Moria, erwarben ihm einen gegründeten und ehrenvollen Ruf als Kirchencomponist. Besonders sind die Chöre derselben ausgezeichnet.

Rolle, Rollenfach. Rolle nennt man in der Schauspielkunst überhaupt den Antheil an der mimisch darzustellenden Handlung, welcher einem einzelnen mimischen Künstler zur Ausführung übertragen wird, namentlich insofern dem Künstler schriftlich ausgezogen mitgetheilt, und seinem Studium überlassen wird; auch diese schriftliche Verzeichnung der einem Schauspieler zur Darstellung der Person eines Stücks übertragnen Reden oder Handlungen selbst. Nicht leicht aber wird man von der Rolle eines Statisten sprechen, wie nöthig es auch ist, selbst Statisten auf die Mitwirkung zum Ganzen vorzubereiten. Aus dem Begriffe der Rolle ergibt sich, daß der mimische Künstler, dem eine solche übertragen wird, sich nie als Ganzes, wenn auch in vielen Fällen als Hauptperson, ansehen darf, sondern sich stets dem Ganzen unterordnen und mit demselben in Harmonie treten muß. Dazu aber wird erfordert, daß er nicht blos seine Rolle im buchstäblichen Sinne studire, sondern erst das Ganze aufzufassen und sich die Frage zu beantworten suche, welche Beziehung der ihm übertragene Antheil zum Ganzen habe. Die gewöhnlichen Lese- und Theaterproben möchten dazu nicht hinreichen, oft auch schon zu spät sein. Jeder Schauspieler sollte daher zuerst das Schauspiel überlesen, in welchem er auftritt, und sich seine Rolle nach allen ihren Beziehungen vorstellen, um hiernach das Einzelne bilden zu können. — Mehrere nicht zusammentreffende Rollen in einem mimischen Werke können nur von einem sehr gewandten Mimen, oder nur wenn sie sehr unbedeutend sind, von einer Person übernommen werden. — Übrigens ist jeder mimische Künstler durch sein Äußeres, sein bestimmtes Lebensalter ꝛc. für eine besondere Gattung darzustellender Charaktere besonders geeignet: dies ist sein Rollenfach. Unzweckmäßig, und das Talent beschränkend ist es aber, wenn theatralische Directionen im Allgemeinen gewisse Rollenfächer festsetzen, und für dieselben einzelne Schauspieler annehmen. Beim Ausschreiben der Rollen, in dem oben zuletzt angegebnen Sinne, gibt man die letztern Worte des Vorhersprechenden (Stichworte) zur Unterstützung des Gedächtnisses, gewöhnlich mit farbiger Dinte unterstrichen, und alles was sich auf mimisches Spiel und Scene bezieht, im Schreiben besonders ausgezeichnet, und von den Reden abgesondert an. T.

Rollenhagen (Georg) wurde 1542 zu Bernau in der Kurmark Brandenburg geboren, widmete sich der Theologie, und lebte

nachher als Rector der Schule zu Magdeburg, woselbst er auch, nach körperlichen Leiden mancherlei Art, 1609 starb. Er ist berühmt wegen eines von ihm verfaßten komisch-satyrischen Heldengedichts, das den Titel führt: Der Froschmäuseler oder der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung; der frölichen, auch zur Weyßheit und Regimenten erzogenen Jugend zur anmuthigen, aber sehr nützlichen Leer (Magdeburg 1595), in dem allegorisirend über den Zustand der Politik und Philosophie, der Theologie und Moralität jener Zeit gespottet wird. Dieses Gedicht ist eine Nachbildung der Batrachomyomachie (s. d. Art.), und nähert sich in seiner Anlage einem andern bekannten satyrischen Heldengedicht altdeutscher Zeit, dem Reinecke Fuchs (s. d. Art.). Die neueste Ausgabe des Originalwerks ist von 1730. In der ersten, deren Titel oben angegeben ist, führt sich der Verfasser unter folgendem sonderbaren Namen auf: Marx Hupfinsfeld von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Eine Nachbildung dieses Werks hat Stengel geliefert, unter dem Namen: Der neue Froschmäusler, Cöln bei Peter Hammer, 1796. F. C.

Rollin (Charles), französischer Geschichtschreiber, wurde 1661 zu Paris geboren, wo sein Vater ein Handwerksmann war, zu welchem Stande auch der junge Rollin anfangs erzogen wurde. Ein Benedictinermönch entdeckte in dem heranwachsenden Knaben Anlage zu etwas Höherem, und verschaffte ihm durch seine Fürsprache Unterstützung, so daß er studiren konnte. Nachdem Rollin auf dem Collegium du Plessis seinen Cursus vollendet hatte, studirte er drei Jahre Theologie in der Sorbonne, erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit, und 1694 das Rectorat der Universität zu Paris. In dieser Stelle, die er zwei Jahre nach einander bekleidete, bewies sich Rollin für die Aufnahme der griechischen Sprachkunde und des Bibelstudiums sehr thätig. Als hierauf der Abt Vittement seine Stelle als Vorsteher des Collegiums zu Beauvais niederlegte, wurde dieselbe Rollin übertragen, der sie bis 1712 verwaltete, wo er aber gezwungen war, sie niederzulegen, da die Jesuiten ihn des Jansenismus beschuldigten. Von jetzt an widmete sich Rollin der Ausarbeitung seiner geschichtlichen Werke, die seinen Ruf hauptsächlich gegründet haben. Er starb zu Paris 1741. In welcher Achtung er nicht allein bei seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande und bei den vornehmsten Personen seiner Zeit stand, beweist sein vertrauter Briefwechsel mit Friedrich II. von Preußen. Die Werke, die ihn als historischen Schriftsteller berühmt machten, sind seine Geschichte der alten Ägypter, Karthager, Assyrier und Babylonier (Histoire ancienne etc. Paris 1730—38, 13 vol. 12.), und seine römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht bei Actium. Letzteres Werk ist durch seinen Schüler Crevier, und später durch le Beau fortgesetzt worden. (Amsterd. 1742 — 50, 16 vol. 8.) Auch von Rollins alter Geschichte ist eine Fortsetzung unter dem Titel: Neuere Geschichte, in Frankreich erschienen, welche die Begebenheiten der neuern Völker mit Ausschluß des größten Theils der europäischen enthält. Außer diesen beiden Werken verdient noch eine Abhandlung Erwähnung, die er unter dem Titel: Anweisung zum Studium der schönen Wissenschaften, in 4 Bänden 12. schrieb. Bastien gab zuletzt eine vollständige Sammlung aller Schriften von Rollin mit ihren Fortsetzungen von Crevier und le Beau in 60 Bänden 8. heraus. Wenn auch Rollin nicht alle Forderungen befriedigt, die an einen

classischen Geschichtschreiber gemacht werden können, indem er besonders zu declamatorisch ist, so ist er doch durch sein meistentheils richtiges Quellenstudium und durch die Anmuth und Correctheit seines Vortrags zu den besten Historikern seiner Zeit und seines Volks zu zählen.

Rom, Römisches Reich, Römer. Rom, diese ewige Stadt, wie sie oft von Dichtern und Rednern genannt wird, an die fast alles Große und Denkwürdige, das seit drittehalb Jahrtausenden geschehen, sich knüpft, und die erst mit dem Schwerte, dann mit den mächtigern Waffen des Glaubens lange Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrschte, und vor ihrer Majestät die Völker aller Zonen sich beugen sah, ist jetzt nur das Schattenbild ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit; und zwischen den Riesentrümmern des alten Roms weht uns mehr als irgendwo der Gedanke an die Vergänglichkeit irdischer Hoheit an. — Das alte Rom lag ungefähr auf der Stelle des heutigen, in Latium, auf mehrern Hügeln (daher die poetische, nicht buchstäblich zu nehmende Benennung der Siebenhügelstadt) zu beiden Seiten des Tiberflusses unfern des mittelländischen Meeres; doch lag der Haupttheil der Stadt auf der Ostseite des Flusses. Hier befanden sich zu oberst der pinciniſche Berg, und am Strome hin das Marsfeld, der capitoliniſche Berg, das Forum Romanum und der aventinische Berg. Eine zweite Bergreihe, östlich von der vorigen, bildeten von Norden gegen Süden die Berge Quirinalis, Palatinus und Cölius; eine dritte endlich der viminalische und esquilinische Berg. Jenseit der Tiber lagen die Berge Vaticanus und Janiculus. Schon vor Roms Gründung war diese Gegend angebaut. Die auf dem capitolinischen Berge von griechischen Colonisten erbaute Stadt Pallantium stand vielleicht noch, als Romulus und Remus eine Colonie aus Alba longa dahin führten, so daß sie nur erweitert und das eigentliche Rom nicht gänzlich neu angelegt wurde. Die neue Stadt erhielt den Namen Rom, wahrscheinlich nicht von ihrem Erbauer, der wohl erst nach ihr Romulus benannt wurde, sondern nach dem Flusse, der, wie Servius anführt, vormals Rumon hieß. Die Ableitung von dem griechischen ρωμη (die Stärke, Mächtige) ist eine spätere Spielerei. Zwei Zeitrechnungen geben uns das Erbauungsjahr Roms an: nach der Catonischen fällt es in das 752ste, nach der Varronischen in das 754ste J. v. Chr. Geb. Letztere ist die allgemein angenommene. Die Gründung der Stadt geschah nach etruscischer Sitte dadurch, daß Romulus mit einem von zwei weißen Rindern gezogenen Pflug um den palatinischen Berg im Viereck eine Furche zog, und nach dieser Furche einen Erdwall rings herum aufwerfen ließ. Armselige Hütten füllten den innern Raum. — Die **Geschichte Roms** zerfällt, ihrer Natur nach, in drei große Zeiträume: in dem ersten ist Rom Königthum, in dem zweiten Republik, im dritten Kaiserthum; die Unterabtheilungen werden wir in der Folge angeben. — Erster Zeitraum, von Erbauung bis zum J. 245 der Stadt Rom als Königthum. Romulus ward erster König der neuen Stadt durch Wahl. Er nahm das etruscische Regierungszeichen an, zwölf Lictoren, die mit Beilen bewaffnete Ruthenbündel trugen. Aber seine und seiner Nachfolger Gewalt war so beschränkt, daß Rom schon damals eigentlich ein Freistaat war. Es bildete sich eine Art von Municipalverfassung, wahrscheinlich nach der Verfassung der Mutterstadt. Die Hauptpuncte dieser Verfassung sind: die Entstehung und innere Einrichtung des Senats; die Entstehung und

Fortbildung des Patriciats oder Erbadels; die Eintheilung des Volks und die darauf gegründeten Arten der Volksversammlungen (Comitien); die religiösen Anstalten; endlich die gesetzlichen Verhältnisse des Privatlebens, der Clientel, der Ehe, und besonders der väterlichen Gewalt. Die Reihe der römischen Könige ist: Romulus, von 1—37, der die Colonie gründete und die Zahl der Bürger durch Errichtung eines Zufluchtsortes und durch die Vereinigung mit einem Theile der Sabiner vermehrte; Numa Pompilius (39—82), der Stifter der römischen Staatsreligion; Tullus Hostilius (82—114), der Alba besiegte und den Grund zu Roms Herrschaft über Latium legte; Ancus Martius (114—138), welcher die Colonie und den Hafen von Ostia anlegte; Tarquinius Priscus (138—176), der sich bereits mit den verbündeten Etruskern maß; Servius Tullius (176—220), der merkwürdigste von allen, der Rom an die Spitze des lateinischen Bundes stellte, und das Volk nach dem Vermögen in sechs Classen eintheilte, worauf die wichtigen Einrichtungen, der Census und die Comitia centuriata, gebaut wurden; endlich der siebente und letzte, Tarquinius Superbus (220—245), der, nach Unumschränktheit strebend, durch seine Tyrannei Volk und Patricier erbitterte und vertrieben wurde, worauf man die Verfassung (509 v. Chr.) umgestaltete. (Vergl. d. Art. Romulus, Numa und Tarquinius.) — Schon in dieser Periode erkennt man in den Römern ein männlich, frei und kühn emporstrebendes Volk. Ackerbau und Krieg waren ihre Hauptbeschäftigungen. Einfalt der Sitten und der Genüsse herrschten im Privatleben. — Zweiter Zeitraum, Rom als Freistaat, von 245—727 der Stadt. Erster Abschnitt. Die königliche Gewalt wurde zunächst in eben der Unbestimmtheit, wie die Könige sie ausgeübt hatten, zwei jährlich gewählten Consuln übertragen. Gleich im Anfange der neuen Regierung hatte Rom einen Kampf für seine Freiheit mit Etruskern und Lateinern zu bestehen. Die harten Bedrückungen der Patricier, welche alle Gewalt an sich rissen, empörten das Volk und hatten im J. 261 die Einführung von Volkstribunen (tribuni plebis) zur Folge, welche seine Rechte und Freiheiten gegen den Adel schützen sollten. Seit dem entspann sich ein langwieriger Streit zwischen den Volksvorstehern und den Patriciern, dessen Hauptpuncte folgende waren: 1) die Tribunen maßen sich bei dem Prozesse des Coriolan das Recht an, einzelne Patricier vor das Gericht des Volks zu ziehen, wodurch die dem Adel so nachtheiligen Comitia tributa entstehen; 2) sie verlangen, daß die den Nachbaren entrissenen Ländereien unter das ärmere Volk vertheilt werden, wodurch die Ackergesetze (leges agrariae) in Anregung kommen; 3) der Tribun Publius Volero erweitert die Comitia tributa, und setzt die Wahl der Tribunen in denselben durch; 4) der Tribun C. Terentius Arsa sucht die consularische Gewalt dadurch zu beschränken, daß er auf die Abfassung eines bestimmten Gesetzbuches dringt. Nach langem Widerstande der Patricier werden im J. d. St. 302 wirklich Gesandte nach Griechenland geschickt, um die dortigen Gesetze zu sammeln, und zehn Männer (Decemviri), aus den Patriciern gewählt und mit dictatorischer Gewalt bekleidet, erhalten die Vollmacht, daraus eine allgemeine Gesetzgebung für Rom zusammenzutragen, welche unter dem Namen der Gesetze der zwölf Tafeln (leges duodecim tabularum) bekannt sind (s. Appius Claudius). — Wiewohl die neuen Gesetze die rechtlichen Verhältnisse aller Bürger gleich bestimmten, so blieb doch die Staatsverwal-

tung in den Händen der Aristokraten, die von den Plebejern durch das Verbot der Heirathen streng geschieden blieben. Daraus erhoben sich neue Kämpfe, die zunächst die Abschaffung jenes Heirathsverbots zur Folge hatten; erst nach achtzig Jahren erlangten die Plebejer auch Antheil am Consulate. Während dieser Unruhen entstand das Censoramt. — Inzwischen befand sich Rom in unaufhörlichen kleinen Kriegen mit den Nachbarvölkern. Um die Bevölkerung nicht sinken zu lassen, nahm man die Freigelassenen, oft auch die Besiegten in die Zahl der Bürger auf. Der Staat ward völlig kriegerisch; man führte den Sold bei der römischen Miliz ein, wodurch höhere Abgaben nöthig wurden. — Durch die sennonischen Gallier gerieth Rom an den Abgrund des Verderbens. Es ward erobert und eingeäschert, im J. d. St. 365. Camillus ward Roms Retter, und setzte den Wiederaufbau der Stadt durch. Im J. 388 ward endlich der erste plebejische Consul gewählt, und bald nahm das Volk an allen Magistraturen Theil, nämlich an der Dictatur 398, an der Censur 403, an der Prätur 417, und an dem Priesterthume 454. — So fand am Ende dieses Zeitraums eine völlig politische Gleichheit des Adels und des Bürgerstandes statt, die innern Unruhen ließen nach, und in gleichem Maße wuchsen die Kräfte des Staats nach außen, der jetzt die glänzende Periode seiner Eroberungen begann. In dieser ganzen Zeit hatten die Sitten der Römer noch ganz die alte Einfachheit und Rohheit; eigentliche Bildung, schöne Künste und Wissenschaften waren ihnen noch fremd, ob sie gleich schon bürgerliche Künste und Geschicklichkeiten, Handlung (im J. 409 ward ein Handelsvertrag mit Karthago geschlossen), Schifffahrt und Handwerke besaßen. Der Ackerbau war noch die Hauptquelle des Volksreichthums. — Zweiter Abschnitt. Die ersten Jahre dieses Abschnitts waren noch mit Unruhen zwischen den Plebejern und Patriciern bezeichnet. Auch ward Rom von der Pest heimgesucht, welches die Einführung der scenischen Spiele aus Etrurien veranlaßte. Über die Gallier erfochten die Römer mehrere Siege, wobei T. Manlius Torquatus (s. **Manlius**) sich hervorthat. Zwei Gesetze bestimmten die Zinsen zum Vortheil der Schuldner. Aus dem einige Jahre früher mit den **Samnitern** (s. d. Art.) geschlossenen Bündniß entstand im J. 411 ein fürchterlicher Krieg zwischen beiden Nationen, welcher bis 464 dauerte, Rom den Weg zur Unterjochung Italiens bahnte, und dadurch den ersten Hauptgrundstein zu seiner künftigen Macht legte. Dieser Krieg war die wahre Heldenperiode der Römer. Er lehrte die Römer zuerst die eigentliche Taktik, bestimmte ihre Verhältnisse mit den Nachbaren, den Lateinern und Etruskern, indem jene gänzlich besiegt, diese aber wiederholt gedemüthigt wurden, und brachte die Römer auch mit den entferntern Lucanern, Apuliern und Umbrern in bald freundschaftliche, bald feindselige Berührung. In dieser Periode bildeten sich die Hauptideen über die politischen Verhältnisse, in welche sie besiegte Völker mit sich setzten, weiter aus. — Als nach Unterjochung der Samniter die Römer ihre Macht in Unteritalien befestigen wollten, riefen die Tarentiner (im J. Roms 473) den epirischen König **Pyrrhus** (s. d.) gegen sie zu Hülfe, welcher trotz seiner macedonischen Kriegskunst zuletzt unterlag, und im J. 479 Italien räumen mußte. — Rom beherrschte jetzt ganz Italien, da 482 auch Tarent in seine Gewalt gefallen war. Sein Ruhm drang schon bis nach Ägypten, dessen König (481) eine Gesandtschaft dahin schickte, und um seine Freundschaft ansuchte. — Das Hauptmittel,

wodurch Rom seine Herrschaft über die besiegten Völker gründete und befestigte, war die Anlegung von Colonien römischer Bürger, die den eingenommenen Städten zugleich zur Besatzung dienten. Jede Colonie hatte ihre eigene, der römischen ähnliche Verfassung. Dies Colonialsystem umfaßte allmählig ganz Italien. Zur Erleichterung der Verbindung wurden große Heerstraßen angelegt. Die Verhältnisse der Völker Italiens zu Rom waren mannichfach; einige hatten das volle römische Bürgerrecht (municipia), andere hatten das Recht der Colonien (jus coloniarum); die übrigen waren entweder Verbündete (socii) oder Unterthanen (dedititii). Letztere wurden durch abgeschickte Präfecten regiert. — Schon hielt Rom auf dem Meere eine Kriegsflotte, und errichtete das Amt eines Duumviri navales, welche die Aufsicht über das Seewesen führten. Die Gerichtsverwaltung gewann sehr durch die Einsetzung der Prätoren, so wie die Polizei durch die curulischen Ädilen und die Triumviri capitales. Die Geistesbildung gewann allmählig. Fabius Pictor führte die Malerkunst in Rom ein, L. Papirius Cursor brachte (461) den ersten Sonnenzeiger dahin, und Sp. Carvilius ließ eine Bildsäule Jupiters gießen. Mit dem Äskulapdienst kam die Arzneikunde nach Rom; die Werke des Appius und der Concordientempel des Camillus beweisen die Fortschritte der Baukunst. Neben den schönsten Proben von Sittlichkeit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe kommen auch schon einzelne Beispiele von Luxus, Weichlichkeit und Entartung vor. — Dritter Abschnitt. In diesem Zeitraume thut Rom den ersten Schritt zur Weltherrschaft; es besteht in drei Kriegen den furchtbaren Kampf mit Karthago, und vertilgt seine Nebenbuhlerin. Das Wesentliche davon ist unter den Artikeln Karthago, Hannibal, Fabius, Scipio, Masinissa u. s. w. berührt, worauf wir verweisen. Der erste Krieg mit Karthago ward um den Besitz Siciliens und die Herrschaft des Meers geführt, währte 23 Jahre (von 489 bis 511 d. St.) und endigte mit der Vertreibung der Karthaginenser aus Sicilien. — Rom, durch den Sieg übermüthig gemacht, entriß ihnen 517 mitten im Frieden Sardinien. Im adriatischen Meere demüthigte es den illyrischen Seeräuberstaat, und erschien dadurch den Griechen rettend und hülfreich. Korcyra, Apollonia und andere griechische Städte begaben sich förmlich unter römischen Schutz, und die Achäer, Ätolier und Athener wetteiferten in Bezeigung ihrer Dankbarkeit. Während Karthago sich in Spanien zu entschädigen suchte, und von Rom zu dem Versprechen genöthigt wurde, den Iberus (Ebro) nicht zu überschreiten, führte dieses einen neuen blutigen Krieg mit den Galliern, der mit der Gründung seiner Herrschaft in Norditalien sich endete. — Kaum war dieser sechsjährige Kampf beendigt, als der zweite punische Krieg seinen Anfang nahm. Karthago, dessen Heere der große Hannibal anführte, griff an und versetzte den Schauplatz des Krieges nach Italien. Er dauerte von 536 bis 553. — Nach großen Siegen unterlag endlich Karthago; Rom aber stand, ungeachtet seines Menschenverlustes und der Verwüstung Italiens, zu Ende des Krieges viel mächtiger da als zu Anfang; seine Macht in Italien war befestigt, große auswärtige Länder waren erobert, und die Herrschaft auf dem Meere gesichert. Ohne daß die Form der innern Verfassung geändert worden, hatte der Senat eine fast unumschränkte Gewalt erlangt. Der Geist der Regierung hatte Rom zu einem nach der Weltherrschaft strebenden Staate gemacht. Am Ende des zweiten

punischen Krieges waren Sicilien, Sardinien, Corsica und Spanien, wenigstens das diesseitige, wie auch das diesseitige Gallien, römische Provinzen; Karthago war ganz von Rom abhängig. Dagegen bildeten im Osten die macedonischen Reiche nebst den griechischen Republiken ein Staatensystem, dessen Verhältnisse in sich selbst sehr verwickelt, mit Rom aber erst seit dem illyrischen Kriege und Philipps II. Verbindung mit Hannibal entstanden waren. Von drei Mächten vom ersten Range, Macedonien, Syrien und Ägypten, waren die beiden ersten gegen die letztere verbunden, welche aber mit Rom in gutem Vernehmen stand. Die Mächte vom zweiten Rang, der ätolische Bund, die Könige von Pergamus, die Republik Rhodus und andere kleinere, wie Athen, waren bereits seit dem Bündnisse gegen Philipp (543) Verbündete Roms; der achäische Bund hingegen hing dem macedonischen Interesse an. — Kaum war mit Karthago Frieden geschlossen, als schon der Krieg mit Philipp von Macedonien anfing. Anfangs waren die Römer unglücklich, bis T. Quinctius Flaminius durch Staatskunst und Feldherrntalent Roms Macht im Osten begründete. Nach der letzten entscheidenden Schlacht bei Cynoskephalä (557) verlor Philipp seine Seemacht und seinen Einfluß auf Griechenland, dessen Abhängigkeit von Rom gerade durch das Geschenk der Freiheit, welches Quinctius den Griechen machte, am meisten gesichert ward. Römische Gesandtschaften, dergleichen Karthago und Numidien in Unterwürfigkeit erhielten, führten jetzt auch in Griechenland und Macedonien die Aufsicht, und mischten sich in die innern Angelegenheiten. Den Griechen, besonders den trotzigen Ätoliern, wurde dies um so lästiger, da das römische Heer noch drei Jahr bei ihnen verweilte. — Der Friede mit Philipp enthielt den Keim zu einem größern Kriege mit Antiochus, indem Rom von ihm die griechischen Städte zurückforderte, welche Philipp in Asien besessen und Antiochus besetzt hatte. Der Streit begann bereits 558, als Antiochus sich des thrazischen Chersones bemächtigte; er ward lebhafter durch Hannibals Flucht zu diesem Fürsten im J. 559, und brach bald in einen förmlichen Krieg aus, da Antiochus und Hannibal sich nicht verstanden, und ersterer nur halbe Maßregeln ergriff. Antiochus wurde zur See und zu Lande besiegt, und sah sich nach der Schlacht bei Magnesia (564) zu einem Frieden genöthigt, der ihn aus Vorderasien drängte und gänzlich von Rom abhängig machte. — Zu gleicher Zeit dauerten die blutigen Kriege in Spanien und Oberitalien fort. Im J. 569 fingen die Händel mit Philipp wieder an, weil er einige kleine Eroberungen gemacht hatte; aber der Plan, den man mit seinem Sohne Demetrius hatte, und Philipps Tod 575 verzögerten den Ausbruch des Krieges bis 582. Der Krieg mit Perseus von Macedonien, Philipps Sohn, regte Roms ganze Thätigkeit an, und endigte durch den Sieg des Paulus Ämilius bei Pydna mit dem gänzlichen Untergange des Reichs (s. Macedonien). — Die Eroberung Ägyptens durch Antiochus Epiphanes hatte Rom durch ein Machtwort seines Gesandten Popillus gehemmt. Nach Macedoniens Eroberung verfolgte es offen seinen Plan zur Weltbeherrschung, und verschmähte dazu keine Mittel. Durch Ränke bewirkte es, daß Ägypten getheilt wurde; es bemächtigte sich der Vormundschaft von Syrien, und machte es wehrlos. — Jetzt sollte nach beispiellosen Mißhandlungen auch Karthago vernichtet werden. Dies geschah in dem dritten punischen Krieg, welcher von 604 bis 608 dauerte. Das stolze Karthago ward 608 d. St. erobert. Gleichzeitig mit diesem

wurde ein neuer Krieg in Macedonien gegen Andriscus geführt, der sich an die Spitze der Mißvergnügten gestellt hatte, aber schon 606 dem Metellus unterlag. — Gleich darauf nahm der achäische Krieg seinen Anfang, dessen Zweck die Auflösung des achäischen Bundes war. Mummius endigte ihn mit der Zerstörung Korinths im J. 608, und Griechenland und Macedonien wurden römische Provinzen. — So hatte sich Rom in dem kurzen Zeitraum von 118 Jahren zur Beherrscherin der Welt emporgeschwungen. Seine Kriegskunst war jetzt so ausgebildet, daß es sich darin mit jedem messen konnte. Den Seekrieg aber verstanden die Römer nur unvollkommen, und die Belagerungskunst brachte erst der jüngere Africanus zu einiger Höhe. Außer Italien besaß Rom unter dem Namen Provinzen: das diesseitige und jenseitige Spanien (beides aber noch bestritten), Afrika (das Gebiet von Karthago), Sicilien, Sardinien, Corsica, Ligurien, das cisalpinische Gallien, Macedonien und Achaja. Nicht nur der Privatreichthum, sondern auch die Staatseinkünfte stiegen ansehnlich. Überhaupt herrschte in Roms Finanzsystem der Geist der strengsten Ordnung. Mit dem Reichthum nahmen auch die Bildung und Verfeinerung der Bürger zu. Man sah unter ihnen die ersten Dichter auftreten, und die ersten regelmäßigen Schauspiele geben. Noch mehr erhoben sich die Wissenschaften nach den Kriegen in Griechenland und Asien. Lucilius schrieb Satyren, Fabius Pictor und Cato Annalen der römischen Geschichte. Die Sprache ward ausgebildet. Man lernte Sonnen- und Mondsinsternisse berechnen, und führte Wasseruhren und vollkommnere Sonnenuhren ein. In den Künsten waren die Römer noch Barbaren. Die Sitten verloren nach dem zweiten punischen Kriege immer mehr die alte Reinheit und Einfachheit. Man gab bei Leichenbegängnissen grausame Fechterspiele, wandte ungeheure Summen auf die öffentlichen Spiele, und schweifte auf mancherlei Weise aus. Schon mußten Gesetze gegen den Aufwand gegeben werden. Die schändlichen Bacchanalien mußten 568 durch ein Verbot verhindert werden. — Vierter Abschnitt. Die Kriege in Spanien wurden mit Wuth und Heftigkeit fortgesetzt. In dem Landmann Viriathus erhielt das mächtige Rom einen Gegner. Die Celtiberer und Lusitaner waren die mächtigsten Gegner Roms. Sie waren abwechselnd besiegt und siegend. Der Geiz des Proconsuls Licinius Lucullus (603) und des Prätors Sulpicius Galba (604) war Ursache, daß unter Viriathus Anführung der Krieg mit erneuerter Wuth losbrach. Nach der Ermordung dieses berühmten Mannes (614) ward Lusitanien unterjocht, dagegen aber nöthigten die Numantiner den Consul Mancinus zu einem nachtheiligen Vergleich (s. Numantia). Zwar beendigte 621 Scipio diesen Krieg, aber das nördliche Spanien blieb noch ununterworfen. In dem nämlichen Jahre ererbten die Römer vom Attalus das schöne Königreich Pergamus in Asien, und behaupteten sich im Besitz desselben gegen den Aristonicus. — Mit dieser Besitznahme endigten auf einige Zeit die auswärtigen Kriege; dagegen litt Rom an innern Unruhen, die endlich in heftige Bürgerkriege übergingen. Die unbegrenzte Macht des Senats hatte eine höchst gehässige Familienaristokratie zur Folge, welche die Volkstribunen bekämpften, und woraus ein verderblicherer Streit zwischen den aristokratischen und demokratischen Parteien hervorging, als jener frühere zwischen Patriciern und Plebejern. Der Streit begann unter Tiberius Gracchus (s. d.), der zur Erleichterung der niedrigern Volksclassen auf eine bessere Vertheilung der Staatsländereien drang.

Er fiel in einem Volksaufstand, aber das durchgegangene Ackergese
blieb in seiner Kraft, und die Unruhen dauerten fort. Obgleich durc
die Rückkehr des Scipio Ämilianus die Aristokraten eine neue Stütz
erhielten, so kam doch den Demokraten der große Sclavenaufstand in
Sicilien (620—623) so wohl zu statten, daß sie nicht unterdrück
werden konnten. Die Volkstribunen suchten ihre Macht noch zu er
weitern; sie erlangten Sitz und Stimme im Senat, und wollten auc
ihre Erneuerung gesetzmäßig machen. Es gelang, den Unruhen au
einige Zeit vorzubeugen, indem man die Häupter der Volkspartei eh
renvoll entfernte. Während dessen wurde 626 durch M. Fulviu
Flaccus die römische Macht im transalpinischen Gallien begründet,
und schon 632 war der südliche Theil desselben römische Provinz.
Im J. 631 trat Cajus Gracchus als Volkstribun auf, erneuerte das
Ackergesetz noch geschärft, und erregte noch gefährlichere Gährungen
als sein Bruder. Er wollte den Richterstand zum Gegengewicht des
Senats machen, und suchte seine Partei dadurch zu vergrößern, daß
er vorschlug, den italischen Völkern das römische Bürgerrecht zu er-
theilen. Der Senat aber wußte ihn um die Gunst des Volks zu
bringen, und seinen Fall zu bewirken. Im J. 633 ward auch er in
einem großen Volksaufstande ermordet, und die Aristokraten benutzten
ihren Sieg zu einer gänzlichen Aufhebung des Ackergesetzes. — Dagegen
begannen von jetzt an Unruhen mit den italischen Bundesgenossen, wel-
che Antheil am Bürgerrechte forderten, und nur zufällig wurde noch
der Ausbruch des Krieges verhindert. Auf die Sitten hatte der Par-
teigeist einen sehr nachtheiligen Einfluß, dem weder die Strenge der
Censur, noch die Aufwandsgesetze, noch die jetzt schon nöthigen Ge-
setze gegen die Ehelosigkeit steuern konnten. Bei den Großen herrschte
Habsucht, im großen Haufen Zügellosigkeit. Durch die übermäßige
Bereicherung des öffentlichen Schatzes entstand zunächst ein öffentlicher
Luxus, welchem bald auch Privatluxus folgte, der reichliche Mittel
zu seiner Befriedigung in den Erpressungen der Statthalter und in den
Geschenken auswärtiger Fürsten fand. Die Bestechlichkeit zeigte sich
auffallend in dem Kriege mit Jugurtha (636—648), der eben da-
durch so verlängert wurde. Das Ende dieses blutigen Krieges bahnte
einem Plebejer, dem C. Marius, den Weg zu den höchsten Staats-
würden, wodurch die Aristokratie einen empfindlichen Stoß erlitt.
Ihm gelang, die Verfassung zu stürzen, da die Kriege mit den Cim
bern, während in Sicilien ein neuer furchtbarerer Sclavenkrieg wü
thete, ihn unentbehrlich machten. Vier Jahre hinter einander ver
waltete er das Consulat. Endlich im J. 654 brach der Sturm gege
ihn los, und nach vielen Kämpfen entfernte er sich nach Asien
(Vergl. **Marius**.) Von 656—663 herrschte Ruhe; die Provinzen
athmeten ein wenig auf. Aber die Macht des Ritterstandes war
eine neue Quelle von Mißbräuchen; er hielt den Senat in Abhän
gigkeit, und konnte sich leicht den nöthigen Reformen in den Provinze
widersetzen, da er nicht nur im Besitz der Gerichte, sondern auc
der Pachtungen der Staatseinkünfte war. Der Streit, welcher sic
zwischen ihm und dem Senat über die Gerichte erhob, war sehr ver
derblich für den Staat. Zwar verloren die Ritter durch den Tribu
nen Livius Drusus dieselben zur Hälfte, aber durch die Art, wi
dies geschah, wurde das Feuer des gefährlichen Bundesgenossenkriege
angeschürt. Er trug nämlich darauf an, den Bundesgenossen da
Bürgerrecht zu ertheilen, erregte aber dadurch so großes Mißvergnü
gen, daß er verrätherischer Weise ermordet wurde. Jetzt griffen al

Völker Italiens vom Liris bis zum adriatischen Meerbusen zu den Waffen, um sich von Rom unabhängig zu machen. Die Gefahr war groß und dringend. Die Fasces wurden dem L. Julius Cäsar und P. Rutilius Lupus anvertraut, und unter diesen Consuln traten die größten Feldherren der damaligen Zeit auf. Cn. Pompejus, C. Marius, Q. Cäpio, C. Perpenna, Valerius, Messala, Corn. Sylla, T. Didius, P. Lentulus, P. Licinius und M. Marcellus. Aber auch auf der Gegenseite standen Männer von großem Talent, und nachdem der Krieg von 653 — 656 mit abwechselndem Glücke und größter Erbitterung geführt worden, konnte Rom ihn doch nur dadurch endigen, daß es die Forderungen der Bundesgenossen bewilligte, wodurch es aufhörte, ausschließend Oberhaupt des Staats zu sein. — Zu dieser Nachgiebigkeit nöthigten des Mithridates Rüstungen und die Zwistigkeiten zwischen Sylla und Marius. Diese brachen zu Anfange des ersten pontischen Krieges aus. (Man vergl. hierüber die Art. Marius, Mithridates und Sylla.) Der Senat hatte dem Sylla den Oberbefehl übertragen, Marius verband sich (656) mit dem Tribunen Sulpicius, um es ihm zu entreißen. Sylla aber vertrieb ihn an der Spitze seines Heeres aus Rom, stellte das Ansehen des Senats wieder her, und eilte seiner Bestimmung zu, nachdem er, um dem Volke zu schmeicheln, seinen Gegner Cinna zum Consulat erhoben hatte. Die Folge davon war, daß während dieses Krieges, der von 656 — 659 dauerte, eine neue Pöbelanarchie in Rom ausbrach, die nach des Marius Tode nur noch ärger wurde. — Im J. 671 kehrte der geächtete Sylla nach Rom zurück; ein schrecklicher Bürgerkrieg entstand, der erst 673 durch Syllas Erhebung zur Dictatur beendigt wurde. Sylla suchte die demokratische Partei zu erdrücken. Des Ämilius Lepidus Versuch, ihm entgegenzuwirken, ward vereitelt. Wichtiger war der durch den Demokraten Sertorius in Spanien angefachte Krieg, welcher 682 mit dessen Ermordung endigte. Zugleich brach in Italien selbst der furchtbare Krieg der Gladiatoren und Sclaven, und in Asien ein neuer gefährlicher Krieg mit Mithridates aus. Dazu kam, daß die Seeräuber mit großen Flotten die Meere beunruhigten, und Rom eine Hungersnoth drohte. — Pompejus (s. d.) rettete den Staat, indem er die Seeräuber und dann den Mithridat besiegte. Kleinasien, Syrien und Kreta wurden römische Provinzen, Armenien, Kappadozien, der Bosporus und Judäa wurden gänzlich von Rom abhängig; die Macht der thrazischen Völker war gebrochen. — Jetzt konnte kein äußerer Feind mehr Rom gefährlich werden, aber im Innern waren wieder neue Veränderungen vorgegangen. Einige Versuche, die Constitution des Sylla umzustoßen, waren zwar mißlungen, aber schon 679 setzte Opimius durch, daß das Tribunat nicht von höhern Ehrenstellen ausschloß, und daß den Rittern die Gerichte wiedergegeben wurden; und Pompejus und Crassus vernichteten sie während ihres Consulats 684 fast ganz, indem sie die tribunizische Gewalt völlig wieder herstellten. Durch diesen Sieg der demokratischen Partei ward eine Art von Oligarchie eingeführt; einzelne übermächtige Männer traten an die Spitze des Staats. Die Catilinarische Verschwörung (s. Catilina) wollte die damaligen Gewalthaber stürzen, und eine aus der Hefe des Volks bestehende Partei erheben. Cicero schlug sie nieder und stellte die innere Ruhe dadurch her. — Dennoch ging der Staat unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Luxus, durch die aus Asien gezogenen ungeheuern Reichthümer erzeugt, hatte die alte Tugend

verderbt. Eigennutz und Ehrsucht waren die herrschenden Leidenschaften der Großen. Pompejus, der jetzt aus Asien zurückkehrte, fand in dem strengen Cato einen überlegenen Gegner; er schlug sich daher zur Volkspartei, um mit ihrer Hülfe seine Plane durchzusetzen. Cäsars Rückkehr aus Lusitanien aber (694) gab der Sache eine andere Wendung. Dieser bildete mit Pompejus und Crassus das sogenannte erste Triumvirat (s. d.), und gelangte dadurch 695 zum Consulat, welches ihm den Weg zur Dictatur bahnte. Er ließ sich die Provinz Gallien auf fünf Jahre ertheilen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Eroberungen zu machen und ein Heer zu bilden. Noch vor seiner Abreise wurden durch den Tribun Clodius die Häupter des Senats, Cato und Cicero, entfernt; aber die Triumvirn ließen durch den Tribun Milo Cicero zurückberufen, ohne dadurch die Macht des Clodius brechen zu können. Cäsar vollendete während seiner Verwaltung Galliens die Eroberung dieser Provinz (von 696—704). Die Streitigkeiten, welche während seiner Abwesenheit zwischen ihm und Pompejus und Crassus entstanden waren, wurden 698 durch den Vergleich zu Lucca dahin beigelegt, daß Cäsar seine Provinz auf neue fünf Jahre behalten, Pompejus und Crassus das folgende Consulat, und demnächst jener Spanien und Afrika, dieser Syrien als Provinz bekommen solle. Trotz Catos Widerstand ging dieser Plan durch. Als aber Crassus gegen die Parther geblieben war, und Pompejus, statt in seine Provinz abzugehen, als alleiniger Consul mit fast dictatorischer Gewalt an die Spitze der Republik trat, war der Bürgerkrieg unvermeidlich. (S. Cäsar und Pompejus.) — Statt dem Decret des Senats zu gehorchen, ging Cäsar über den Rubicon und nöthigte Pompejus zur Flucht aus Rom. Der Bürgerkrieg begann, und wurde 706 bei Pharsalus entschieden.— Jetzt ward Cäsar Dictator mit den ausgedehntesten Vorrechten. Sein nächstes Bestreben war, die Partei des Pompejus gänzlich zu besiegen und die Ordnung in dem zerrütteten Italien wieder herzustellen. Er fand 710 seinen Tod, aber seine Gegner konnten die Republik nicht retten. — Schon 711 bildete sich ein neues Triumvirat zwischen Octavius, Antonius und Lepidus, dessen Zweck die Vertilgung der republikanischen Partei war. Wie sie diesen Zweck durch Ächtungen und Willkürlichkeiten aller Art verfolgten, sich dann unter einander selbst entzweiten, und aufs neue Bürgerblut floß, bis endlich die Schlacht von Actium den Octavius zum Oberhaupte des römischen Reichs machte, ist unter den Artikeln Antonius und Augustus erzählt worden. Rom hörte auf, eine Republik zu sein. — Die Hauptveränderungen, welche in diesem Zeitabschnitt die römische Verfassung erfuhr, sind schon in der Geschichte derselben mit angeführt worden. Bestechung und Privatvortheil leiteten die Volksversammlungen; Eigennutz und Ehrsucht rissen die Staatsämter an sich. Der Ritterstand bildete sich und gewann große Macht und ungeheure Reichthümer. Das Kriegswesen erweiterte Marius, aber die Kriegszucht verfiel. Die Heere fochten mehr für den Feldherrn als für den Staat. Sie standen dem zu Gebot, der sie bezahlte. Große Fortschritte aber machten die Wissenschaften. In diesen Zeitraum gehören die Dichter M. Pacuvius, C. Lucilius, Plautus, Terentius, Lucretius und Catullus; die Historiker Calpurnius Piso, Porc. Cato, Rutilius Rufus, Claudius Quadrigarius, vornehmlich Cäsar, Sallustius, Cornelius Nepos, Hirtius Pansa u. a.; als Redner und Philosoph Cicero; als Grammatiker Terentius Varro, der auch über

den Landbau schrieb. Mit dem Ende dieser Periode begann das goldene Zeitalter der römischen Literatur und Kunst. Man ahmte die Griechen mit Geschmack und Glück nach. Nicht nur gingen die vornehmen römischen Jünglinge nach Griechenland, um ihre Bildung zu vollenden, sondern auch zahlreiche griechische Gelehrte strömten nach Rom, und besorgten dort die Erziehung und den Unterricht. Die Sprache erreichte ihre höchste Ausbildung, die Bühne erhielt Meisterstücke. Von den philosophischen Secten der Griechen fanden die Schulen des Epikur und des Zeno den meisten Beifall. Griechische Künstler brachten die Künste empor. Durch sie wurde Rom mit prächtigen Gebäuden und Meisterstücken der Bildhauerkunst angefüllt. Zur Zeit des Cäsar und Pompejus lebten zu Rom die griechischen Künstler Arcesilaus, Pasiteles, Zopyrus, Kriton, Nicolaus Strongylion und der große Steinschneider Dioskorides. Aber das Sittenverderbniß stieg mit dem Luxus bald ins Ungeheure; der größte Theil des Volks, besonders der Vornehmern, war in Wollüste und Laster aller Art versunken. Gesetze dagegen fruchteten wenig. Der Ackerbau und die Handwerke waren Sclaven überlassen, die man grausam behandelte. Das gemeine Volk lebte trotz seiner Armuth im Müßiggang, und war um so williger, sich von denen leiten zu lassen, die ihm Geschenke und Spenden zukommen ließen. Durch Geld war alles zu erreichen. — Dritter Zeitraum, Rom als ungetheiltes Kaiserthum, oder als Monarchie, unter den Cäsaren, vom J. d. St. 727 bis 1148 (oder 395 n. Chr. Geb.). Wir theilen diesen Zeitraum in vier Abschnitte. — Erster Abschnitt. Octavian war 725 als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und stand jetzt 43 Jahre an der Spitze des Staats. Er war Roms erster Monarch, ohne diesen Namen zu führen. Zufrieden mit dem Beinamen **Augustus** (s. d. Art.), welcher ihm 727 ertheilt wurde, herrschte er mild und mit Beibehaltung der republikanischen Formen. Die Ämter, welche er in sich vereinigte, waren, das Consulat, die tribunizische Gewalt, die Imperatorstelle und das Imperium proconsulare in allen Provinzen, endlich das Amt eines Magister morum und des Pontifex maximus. Den Schein der Anmaßung zu vermeiden, ließ er sich die höchste Gewalt von Zeit zu Zeit neu bestätigen. Der Senat bestand als Staatsrath fort. Die republikanischen Magistraturen wurden beibehalten, verloren aber ihre Wirksamkeit; dagegen wurden die Präfecturen der Stadt und der Lebensmittel die ersten und wichtigsten Stellen, weil von ihnen die öffentliche Ruhe abhing. Es wurde eine Stammmiliz (cohortes urbanae) und eine Leibwache (cohortes praetorianae) errichtet. Die Statthalter der Provinzen wurden besoldet und in ihrer Macht beschränkt. Im Finanzwesen wurden Verbesserungen gemacht. Der Unterschied zwischen der Staats- und Privatcasse des Kaisers ergab sich von selbst; in der Folge wurden beide eins. Die Grenzen des Reichs wurden erweitert, vornehmlich durch die Einnahme Ägyptens 724, Pannoniens 719, Mösiens 725, Rhätiens, Vindeliciens und Noricums 739, und durch die völlige Unterwerfung des nördlichen Spaniens und westlichen Galliens 729. Dagegen kriegten die Römer unglücklich gegen die Deutschen. — Augusts Nachfolger war sein Stiefsohn **Tiberius** (s. d.), von 767—790. Unter ihm wurde durch die Majestätsgerichte (Judicia majestatis, eine Art von Cabinetsjustiz) der Despotismus gegründet. Daran war eben so sehr die Feigheit und Niederträchtigkeit des Senats, als der tyrannische Charakter des Fürsten Schuld, der sich überdies von 776 bis 784

von dem Bösewicht Sejan leiten ließ. — Seine Nachfolger, Caligula (bis 794) und Claudius (bis 807), waren jener ein wahnsinniger Tyrann, dieser ein Schwächling. Unter letzterem fingen seit 796 die Eroberungen in Britannien an, und zu Provinzen wurden gemacht: Mauritanien 795, Lycien 796, Judäa 797 und Thrazien 800. — Sein Nachfolger Nero (von 807 bis 821), ein heuchlerischer, zur Schwelgerei und Grausamkeit geneigter Tyrann, war der letzte Kaiser aus dem Hause Augusts. Unter ihm wurde der größte Theil von Britannien römische Provinz, und der Krieg in Armenien und gegen die Juden glücklich geführt. — Auf Neros Tod folgten so heftige Stürme, daß in nicht vollen zwei Jahren drei Regenten sich gewaltsam des Thrones bemächtigten, Galba, Otho und Vitellius, auf deren besondere Artikel wir verweisen. — Für die römische Literatur und Kunst war dieser Zeitraum, besonders die Regierung Augusts, das goldene Alter. Statt der Politik beschäftigten sich die Vornehmen mit den Wissenschaften, besonders den schönen, oder gewährten ihnen doch Schutz und Beförderung, wie Mäcen und Agrippa. August und Asinius Pollio legten große öffentliche Bibliotheken an. In der Dichtkunst glänzten Virgil, Ovid, Cornelius Gallus, Cornelius Severus, Tibull, Properz, Gratius Faliscus, Manilius, Horaz, Phädrus, und eine Menge von Epigrammendichtern. In der Geschichte lieferten Livius und Dionysius von Halikarnaß allgemein geschätzte Werke. Die Beredsamkeit mußte sinken, aber die Philosophie und Mathematik fanden noch Verehrer und Bearbeiter; dahin gehört Vitruv wegen seiner Baukunst und Hygin wegen seines Astronomikons. Als Grammatiker verdient M. Verrius Flaccus erwähnt zu werden; die Geographie hatte einen Strabo, die Rechtsgelehrsamkeit einen Q. Antistius Labeo, C. Antejus Capito und C. Trebatius Testa. Unter den bildenden Künsten blühten besonders die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Steinschneidekunst. Nach Augusts Tode sank die Literatur, und Schreibart und Sprache arteten aus. Doch zeichneten sich noch aus als Dichter M. Annäus Lucanus, Valerius Flaccus, Persius Flaccus; als Geschichtschreiber Vellejus Paterculus, Diodorus von Sicilien und Valerius Maximus; als Rhetoren und Philosophen M. und L. Annäus Seneca; als Arzt Aurelius Cornelius Celsus. Über die Reden des Cicero commentirte Asconius Pedianus, und in der Rechtsgelehrsamkeit zeichnete sich aus Masuvius Sabinus, M. Coccejus Nerva, Cassius Longinus und Sempronius Proculus. Die Künste geriethen ebenfalls in Verfall. Immer mehr nahm das Sittenverderbniß überhand durch Schwelgerei und unnatürliche Wollüste. Ausländer und Freigelassene wurden die Vertrauten der Kaiser; die Soldaten bildeten einen eigenen Stand, und dienten nicht dem Staate, sondern dem Despoten, den sie hinwieder abhängig von sich machten. — Zweiter Abschnitt. Nach Vitellius Sturz bestieg 823 Flavius Vespasianus den Thron. Er stellte das Reich her, indem er die Finanzen ordnete, für den öffentlichen Unterricht sorgte, die Kriegszucht erneuerte, und die Majestätsgerichte aufhob. Unter seine Regierung fällt der wichtige Krieg mit dem Bataver Civilis und die gänzliche Eroberung Britanniens durch Agricola. Vespasian regierte bis 832, sein trefflicher Sohn Titus bis 834, dessen Bruder und Nachfolger Domitian, der vollendetste Despot, bis 849. Unter ihm entstand der Krieg mit dem Könige der Dacier, Decebalus, welcher die für Rom so unglücklichen Kriege mit den Markomannen, Quaden und Jazygen von 839—843 veranlaßte. Er wurde ermor-

tet, und nun folgten die rühmlichen Regierungen des Nerva (bis 851), der die Schreckensregierung aufhob, die Abgaben minderte und den Gewerbsfleiß wieder weckte; Trajans (bis 870), der eine möglichst freie Verfassung herstellte, und das Reich durch glückliche Kriege mit den Daciern, Armeniern und Parthern vergrößerte; Hadrians (bis 891), der vornehmlich das Innere des Reichs verbesserte und die Kriegszucht schärfte. Am glücklichsten war Rom unter der friedlichen Regierung des Antoninus Pius (bis 914); unter Marc Aurel oder Antoninus dem Philosophen (bis 933) beunruhigten große Unfälle und blutige Kriege mit den Katten, Parthern und vornehmlich mit den Markomannen das Reich, aber seine Weisheit wußte die Wunden zu heilen. — Mit ihm endet das blühende Zeitalter Roms. Die Staatsverfassung hatte den Charakter einer gemäßigten, auf bürgerliche Freiheit gegründeten Monarchie. Die Staatswürden wurden zum Theil zu leeren Ehrentiteln, und dagegen eine Menge von Hofstellen eingeführt, die immer mehr Macht an sich rissen. Italien ward in vier Provinzen getheilt, denen Consularen vorstanden. Große Veränderungen bewirkte im Gerichtswesen das Edictum perpetuum; die kaiserlichen Befehle verdrängten immer mehr die Senatsconsulte. Auch im Kriegswesen fanden Veränderungen statt, nementlich eine andere Eintheilung der Truppen. — Die Literatur, besonders die Dichtkunst und Beredsamkeit, waren zwar im Sinken; aber die Kaiser bemühten sich, durch Anlegung von Bibliotheken und Versammlungssälen, und durch Besoldung von Lehrern der geistigen Bildung aufzuhelfen. Dichter aus diesem Zeitraume sind Silius Italicus, Statius Papinianus, Juvenal, Martial; Geschichtschreiber Tacitus, Appian, Florus, Justinus, Curtius, Arrian, Sueton, Plutarch; Redner Plinius der Jüngere; Philosophen Epiktet, Marc Aurel als Stoiker, und mehrere Neuplatoniker; Ärzte Galenus und Scribonius Largus. Über die Wasserbaukunst schrieb Frontinus, über Erzeugnisse der Natur und Kunst Plinius der Ältere, über den Landhaushalt Columella, über die Kriegslisten Polyän und Frontin; in der Alterthumswissenschaft machte sich Gellius berühmt; in der Geographie Ptolemäus, und durch sein Reisebuch nach Britannien Antonin; in der Rhetorik Quintilian. Große Rechtsgelehrte waren Salvius Julianus, Aburnus Valens, Sextus Cäcilius Africanus, Terentius Clemens, Vinidius Verus, Junius Mauricianus, und noch berühmtere juristische Schriftsteller, Sextus Pomponius, C. Velusius Mäcianus, Q. Cervidius Scävola, Ulpius Marcellus. — Dritter Abschnitt. Von jetzt an beginnt der immer zunehmende Verfall des römischen Reichs. Commodus, Marc Aurels Sohn (von 933—945), war ein tyrannisches Ungeheuer. Von den Markomannen erkaufte er den Frieden; in Dacien und Britannien kriegten seine Feldherren glücklich. Nach seinem Tode erfolgten große Erschütterungen. Pertinax regierte nur zwei Monate, und M. Didius Julianus, der das Reich meistbietend erstand, nur zwei Monate, worauf das Heer in Illyrien den Septimius Severus, das Heer in Syrien den Pescenninus Niger zum Kaiser wählte. Ersterer behauptete sich, und herrschte bis 965. Er bekämpfte die Parter und Britannier. Caracalla (bis 970) war ein Tyrann; ihm folgte bis 971 sein Mörder Macrinus; Heliogabalus, ein schamloser Wollüstling (bis 975); Alexander Severus (bis 988), ein trefflicher Fürst. Nach ihm herrschte sein Mörder, der Thrazier Maximinus (bis 991), der den militärischen Despotismus aufs höchste trieb. Während er mit

Glück in Deutschland kriegte, wählte der Senat den alten Gordian zum Kaiser, und nach dessen Tode den Maximus Pupienus und Clodius Balbinus. Die Prätorianer ermordeten sie, und riefen den jungen Gordian zum Kaiser aus, der bis 997, so wie M. Julius Philippus bis 1002 regierte. Dann regierten Trajanus Decius (1004 von den Gothen erschlagen); Trebonianus Gallus (bis 1006); Ämilius Ämilianus (drei Monate); P. Licinius Valerianus (bis 1011); P. Licinius Gallianus (bis 1021), unter dem sich fast alle Statthalter zu Kaisern aufwarfen, und die Deutschen und Perser über die Römer siegten; M. Aurelius Claudius (bis 1023), der die Alemannen und Gothen schlug; Domitius Aurelianus (bis 1028), der alle verlornen Länder wieder ans Reich brachte, die Zenobia gefangen nahm, und Dacien freiwillig räumte; M. Claudius Tacitus (bis 1029); Probus (bis 1035), ein kriegerischer und guter Fürst; M. Aurelius Carus (bis 1036); M. Aurelius Numerianus (bis 1037), ein gebildeter und sanfter Fürst. Ihm folgte Diocletian (bis 1058), welcher den M. Valerius Maximianus zum Mitregenten erwählte; außerdem nahm er noch den C. Galerius, so wie Maximian den Flavius Constantius Chlorus zum Gehülfen an. Diese theilten das Reich, unbeschadet seiner Einheit, und widerstanden nicht nur den Barbaren, sondern erweiterten es noch im Osten bis an den Tigris. Beide Kaiser legten 1058 die Regierung nieder, worauf Galerius in den Morgenländern, Constantius in den Abendländern folgte. Galerius ernannte zwei Gehülfen (Cäsares), den Flavius Severus und Maximinus. Constantius starb 1059, und hinterließ seine Länder seinem Sohne Constantin, der durch eine Reihe von Treulosigkeiten 1076 die Alleinherrschaft gewann. — In diesem Zeitraum war zwar die Staatsverfassung dieselbe geblieben, aber überall herrschte Militärdespotismus. Der Soldat setzte Kaiser ein und ab. In Rechtssachen entschieden die Kaiser durch ihre Constitutionen. Immer mehr stiegen das Sittenverderbniß, die Ohnmacht des Reichs, die drückenden Abgaben, die Armuth des Volks, die Tyrannei der Regenten, der Andrang der Barbaren. Die Literatur und der Geschmack kamen gänzlich in Verfall. Sprache und Schreibart arteten aus. Einzelne Männer studirten die Alten und nahmen sie zu Mustern. Unter den Dichtern sind zu bemerken Terentianus Maurus und Nemesianus; unter den Geschichtschreibern sind von anerkanntem Werth Dio Cassius und Herodian; ferner sind zu bemerken die Verfasser der Kaisergeschichte (Scriptores historiae Augustae), Spartianus, Capitolinus, Trebellius Pollio, Vopiscus, Lampridius und Vulcatius Gallicanus. Apulejus schrieb Romane, Älian Anekdoten. Rednerische Werke verfaßten die Lobredner der Kaiser, Mamertinus, Nagarius, Magnus Ausonius u. a., Latinus Drepanius, Eumenius und Pacatus. Der Grammatiker Latinus Solinus lieferte einen Auszug aus Plinius Naturgeschichte unter dem Titel Polyhistor, Serenus Samonicus ein Lehrgedicht über die Arzneikunde, Palladius ein Werk über den Landbau, der Grammatiker Censorinus ein gelehrtes chronologisches Werk de die natali. Große Rechtsgelehrte waren Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus und Herennius Modestinus. Die Kunst erlosch ganz. Schon war die christliche Religion weit verbreitet. — Vierter Abschnitt. Constantin der Große (bis 1099) nahm aus Politik 1064 das Christenthum an, welches dadurch herrschende Religion ward. Der militärische Despotismus hörte auf. Die Residenz ward nach Constantinopel verlegt, das Reich neu eingetheilt, Civil- und Militärgewalt ge-

trennt. Nach Constantins Tode theilten seine drei Söhne, Constantin, Constantius und Constans, das Reich, bis nach 12jährigen Kriegen 1106 Constantius das ganze Reich an sich brachte. Er regierte zuerst mit dem Cäsar Constantius Gallus, dann mit dem Cäsar Julianus, bis 1114 unter beständigen Kriegen mit den Barbaren. Sein Nachfolger war Julian, der Apostat oder Abtrünnige genannt (bis 1116), ein talentvoller, lasterfreier Fürst, der aber zum Heidenthum zurücktrat. Nach ihm regierte Jovian bis 1117, Valentinian I. im Occident bis 1128, Valens im Orient bis 1131, unter dem die Hunnen nach Europa kamen, Gratian und Valentinian II. im Occident, ersterer bis 1136, letzterer bis 1145, dann Theodosius bis 1147 im Orient, bis 1148 über das ganze Reich. Er theilte das Reich, das fortan in dem morgenländischen oder oströmischen und in dem abendländischen oder weströmischen Kaiserthum getrennt blieb. Man sehe die Geschichte des erstern unter Byzantiner, die Geschichte des letztern unter Occidentalisches Kaiserthum. — Aus diesem Zeitraum nennen wir noch folgende Schriftsteller: Claudian als Dichter; Ammianus Marcellus, Aurelius Victor, Eutropius und Zosimus als Geschichtschreiber. Als Redner war Symmachus, als Sophist Themistius berühmt. Vegetius schrieb vom Kriegswesen, und Macrobius ward ein glücklicher Nachfolger des Varro und Gellius. Victor und Sextus Rufus schrieben Topographien von Rom. Von jetzt an artete die römische Sprache durch Vermischung und Barbarei immer mehr aus, bis sie endlich ganz in den romanischen Sprachen verschwand, und eben so sank die Geistescultur.

Rom, die Stadt, ist noch jetzt, obschon nicht mehr im Besitze der Weltherrschaft, und seit Jahrtausenden durch mancherlei feindselige Schicksale heimgesucht, die herrlichste aller Städte, und verdient mit allem Rechte den Beinamen der „ewigen Stadt." Alles in ihr athmet Größe und Erhabenheit; die Ruinen des alten, wie die Prachtgebäude des neuen Roms, umschwebt der Zauber heiliger Schönheit und Würde, und glänzende Erinnerungen aus allen Zeiten sind an die Denkmale geknüpft, die bei jedem Schritte des Wanderers sich häufen. Das Leben der Vorzeit und der Gegenwart erscheint nirgends in so verklärter Gestalt, wie innerhalb der Mauern Roms; jenes classisch in aller seiner nach außen gekehrten Kraftfülle, dieses in seinem mehr nach innen gerichteten, beschaulichen Treiben voll romantischen Reizes. Daher der tiefe, unauslöschliche Eindruck, den Rom auf jeden sinnigen, unbefangenen Gast macht; daher die Sehnsucht so vieler, die dort gewesen, dahin zurückzukehren. Wir begnügen uns in diesen Blättern, deren Raum keine völlig ausgeführte Schilderung gestattet, einen Umriß zu liefern und eine Andeutung aller Schätze der ewigen Roma, nebst einem flüchtigen Bilde dessen, was sie war und jetzt ist. Gebildeten Reisenden sind Feas Descrizione (Rom 1819) und der hieher gehörige Abschnitt in Hases Nachweisungen für Reisende in Italien (Leipzig 1821) zu empfehlen; Kunstliebhaber insbesondere aber finden die willkommensten Andeutungen im 2ten und 3ten Bande von Speths Italien. — Das alte Rom war auf mehreren Hügeln gebaut, die jetzt wegen des vielen Schutts, womit die Thäler ausgefüllt sind, kaum noch bemerkt werden (s. d. Anfang des vorhergeh. Art.). Die niedrigen Ostufer der Tiber gaben die Stadt häufigen Überschwemmungen preis. Der Umfang und die Volksmenge Roms waren natürlich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Wir sprechen hier von der blühendsten Periode. Vopiscus im Leben Aure-

lians setzt den Umfang der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung durch diesen Kaiser auf 50,000 Schritt (8½ Meile), wofür wir jedoch 15,000 Schritt lesen zu müssen glauben, da Plinius den Umfang in den Zeiten vor Aurelian auf 13,000 Schritt (2¾ Meile) angibt. Damit stimmen auch die Angaben neuerer Reisenden überein. Die Bevölkerung mag damals gegen 3 Millionen Menschen betragen haben; die Zahl der Bürger war nie über 300,000. Schon Romulus hatte die Stadt mit einer Mauer, oder vielmehr einem Erdwall umgeben. Von den vier Thoren, die er anlegte, dem carmentalischen, pandanischen oder saturnischen, romanischen und mugonischen, erhielt sich nur das carmentalische. Die Mauer lief vom palatinischen Berge am Fuße des aventinischen hinweg bis an die Tiber; dann füllte ein Stück derselben den Abstand zwischen der Tiber und dem capitolinischen Berge aus, schnitt auf der andern Seite den Palatinus von den Bergen Cölius, Esquilinus, Viminalis und Quirinalis ab, und endigte sich abermals bei dem Capitol. Die zweite, die servische Mauer, war ungleich weitläuftiger, und schloß die genannten Berge insgesammt von der Morgen- und Mittagsseite ein, lief unter dem aventinischen Berg herum nach der Tiber zu, ging dann über den Fluß auf die Abendseite desselben, wo sie, im Dreieck bis auf die südliche Spitze des Janiculus fortgeführt, diese von dem übrigen Berge abschnitt, und dann in einer geraden, nach dem südlichen Ende der Tiberinsel zugehenden Richtung die ganze Masse der Wohnungen jenseit der Tiber umfaßte. Auf der Nordseite der Stadt wurde größtentheils die alte Mauer des Romulus beibehalten. Wo aber an der Spitze des Quirinalis die alte Mauer geendigt hatte, da lief die servische bis ans äußerste östliche Ende des Quirinalis fort, und zog sich dann um die übrigen Berge gegen Morgen herum. Der pincische Hügel, das Marsfeld und der vaticanische Berg lagen also ganz außerhalb derselben. Alle diese Theile umschloß auch die dritte, die aurelianische Mauer; indem sie aber vom nordöstlichen Ende des Quirinalis noch weiter nach Norden fortging, begriff sie auch das Marsfeld von dem pincischen Hügel in sich, zog sich außerhalb des letztern bis an die Tiber, umfaßte jenseit derselben in einem großen Bogen den vaticanischen Berg, und schloß sich dann an die alte bis auf die Spitze des Janiculus geführte Mauer an, so daß die Tiberinsel nun mit zur Stadt gehörte. Bei einem so großen Umfange mußte die Zahl der Thore beträchtlich sein. Plinius zählt 37, von denen noch mehrere jetzt unter verändertem Namen bestehen. — Das alte Rom hatte mehrere Brücken, von denen einige noch gangbar sind. Die unterste und älteste Brücke war der Pons sublicius, welcher vom Aventinus in das Thal unterhalb des Janiculus führte und jetzt nicht mehr vorhanden ist. Die zweite Brücke führte vom Markte nach dem Janiculus, und hieß Pons senatorius, weil der feierliche Aufzug des Senats darüber ging, wenn die Sibyllinischen Bücher vom Janiculus geholt werden sollten. Sie war die erste steinerne Brücke Roms, und liegt jetzt unter dem Namen der Marienbrücke in Trümmern (Ponte rotto). Auf die Tiberinsel führten zwei Brücken, die eine von der Ost-, die andere von der Westseite, jene Pons Fabricius (jetzt Ponte di quattro capi), diese Pons Cestius (jetzt Bartholomäusbrücke) genannt. Eine vierte Brücke, Pons Janiculensis (jetzt Ponte Sisto), führte vom Marsfelde beim Theater des Marcellus nach dem Janiculus. Von der fünften Brücke, Pons vaticanus oder triumphalis, welche vom Marsfelde nach dem Vatican

führte, sieht man noch Ruinen bei dem Heiligengeist-Hospital. Die älische Brücke, Pons aelius, die jetzige schöne Engelsbrücke, führte eben dahin nach der Moles Hadriani. Außerhalb der Mauer, oberhalb des pincischen Hügels, lag die siebente Brücke, Pons Milvius (jetzt Ponte molle), von M. Ämilius Scaurus nach des Sylla Zeiten erbaut. — Die Straßen Roms waren, selbst nach dem Wiederaufbau der Stadt unter Nero, sehr unregelmäßig; die öffentlichen Plätze, deren es eine große Menge gab, unterschied man in areae, Vorplätze von Palästen und Tempeln, campi, freie mit Rasen bewachsene Plätze, die theils zu Berathschlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen, theils zu Waffenübungen der Jugend und zum Verbrennen der Leichen dienten, und in fora, welche gepflastert waren, und entweder zu Zusammenkünften des Volks, zum Abthun mancherlei bürgerlicher Geschäfte, oder zum Verkauf verschiedener Waaren, oder zur Zierde dienten. Unter letztern waren das Forum romanum (s. dessen besondern Artikel) und das Marsfeld die vornehmsten. — Die älteste Eintheilung Roms machte Servius Tullius; er theilte es in vier Quartiere, welche er Tribus urbanae nannte; sie hießen Tribus suburana, collina, esquilina und palatina. Sie blieb bis auf August, welcher die Stadt in vierzehn Regionen theilte, deren Namen wir hersetzen, weil die Beschreibung des alten Roms gewöhnlich danach abgehandelt wird: 1) Porta Capena, 2) Coeli montium, 3) Isis et Serapis oder Moneta, 4) Via sacra, nachher Templum pacis, 5) Esquilina cum colle et turri Viminali, 6) Alta semita, 7) Via lata, 8) Forum romanum, 9) Circus Flaminius, 10) Palatium, 11) Circus maximus, 12) Piscina publica, 13) Aventinus, 14) Trans Tiberim. Wir wollen bei dem Wenigen, worauf wir uns beschränken müssen, dieser Eintheilung nicht weiter folgen, sondern uns begnügen, die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude und Denkmäler anzuführen. Zu diesen gehören die Tempel, Theater, Amphitheater, Circus, Naumachien, Porticus, Basilicä, Bäder, Gärten, Triumphbogen, Ehrensäulen, Cloaken, Wasserleitungen, Grabmäler rc. — Wir beginnen mit den Tempeln. Von dem Capitol, der Burg und dem Haupttempel Roms, das dem Jupiter Capitolinus geheiligt war, so wie von dem Pantheon, ist in eignen Artikeln geredet, weshalb es genug ist, sie hier genannt zu haben. Nächstdem waren die merkwürdigsten: der Tempel des Äskulap, auf der dem Gotte geweihten Tiberinsel, jetzt die S. Bartholomäuskirche; der Tempel des Antonius und der Faustina in der Via sacra, jetzt die Kirche S. Lorenzo in Miranda; der kostbare Apollotempel, welchen August mitten im Palatium von weißem Marmor erbaute, um darin die Sibyllinischen Bücher aufzubewahren; er enthielt außer vielen Kostbarkeiten eine schöne Bibliothek, und diente den Dichtern zum Versammlungsort, welche darin ihre Werke vorlasen; der Tempel aller Kaiser (Templum Caesarum), der Bildsäulen der Kaiser enthielt, denen allen einst ein Blitz die Köpfe abschlug; der Tempel der Dioscuren auf dem Forum romanum unter dem palatinischen Berge, der Kirche S. Maria Liberatrice gegenüber; den beiden Jünglingen zu Ehren erbaut, die in der Schlacht am See Regillus den Römern den Sieg erfechten halfen, und die man für Kastor und Pollux hielt; der Tempel der Göttin Seja (der Saat) unter dem Palatinus, den Servius Tullius erbaute, Nero aber in seinen goldnen Palast zog, und mit durchsichtigem kappadozischen Marmor belegen ließ; der unter dem Namen Templum Diana

communo berühmte Bundestempel, den auf Servius Tullius Veranlassung die gesammten lateinischen Städte erbauten, und auf dessen einer Säule die Bedingungen jenes Bundes eingegraben waren, gelegen auf dem aventinischen Berg bei der Kirche S. Priscä; der Tempel des Janus auf der Tiberinsel bei der heutigen Sixtusbrücke, einer der schönsten des alten Roms; der Tempel des Flavischen Geschlechts in welchem Domitian begraben liegt, auf der heutigen Piazza Grimma noch vorhanden; der Tempel des Herkules und der Musen, erbaut in der neunten Region von M. Fulvius Nobilior, der hier die aus Ambracia mitgebrachten Musen aufstellte; der Tempel der Ehre und Tugend in den ersten Region, von M. Marcellus erbaut, und von den Marcellern mit den Denkmälern ihres Geschlechts verziert; der Tempel des Jupiter Stator, am Abhange des Palatinus, von Romulus angelobt, als einst die Seinigen schon zu fliehen anfingen; der Tempel des Jupiter tonans, von August mit vieler Pracht auf dem ersten Absatz des capitolinischen Berges erbaut; der schöne Tempel des Berges Lycaonius, auf der Tiberinsel, von dem später die ganze Insel Lycaonia hieß; zwei Tempel der Isis und des Serapis; der Tempel der Juno Moneta, an der Stelle des niedergerissenen Hauses des Manlius auf der Burg des capitolinischen Berges erbaut, weil der Göttin die Erweckung der Besatzung bei dem Überfall der Gallier zugeschrieben wurde; der Tempel der Libertas, von Gracchus in der 18ten Region erbaut und von Asinius Pollio wieder hergestellt, der daselbst die erste öffentliche Bibliothek anlegte; der Tempel des Mars auf der Ostseite des Appischen Weges vor der Porta Capena in der ersten Region, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs ansuchten, und den feindlichen Gesandten Audienz gab, und auf dessen Trümmern die Kirche delle Palme steht; der Tempel des Mars Ultor, von August mit großer Pracht erbaut, als er die von den Parthern eroberten Legionsadler zurückerhielt; der kostbare Minerventempel, den Domitian auf dem Forum des Nerva erbaute; ein andrer Tempel derselben Göttin, den Pompejus auf dem Marsfelde erbaute, August aber mit Erz überziehen ließ; der Tempel des Friedens, einst der schönste und reichste Tempel Roms, von Vespasian auf der Via sacra in der vierten Region erbaut, der die Schätze des jerusalemitischen Tempels, eine schöne Bibliothek und viele andre Kostbarkeiten enthielt, unter Commodus aber abbrannte; der Tempel der Göttin Salus, den Roms erster Maler, Fabius Pictor, ausmalte, der Tempel des Saturn, von dem jüngern Tarquin erbaut, der nachher die Schatzkammer und das Staatsarchiv Roms ward; der Tempel der Sonne, den Aurelian mit größtem Aufwande anlegte, und von dem noch viele Ruinen da sind; mehrere Venustempel, und unter diesen besonders der prächtige Tempel der Venus Genitrix, den Cäsar der Stammmutter seines Geschlechts, und der Tempel der Venus und Roma, den Hadrian nach einem selbstgefertigten Riß erbauen ließ; der Tempel der Vesta, einer der wichtigsten und ältesten, von Numa an der Südspitze des Palatinus erbaut, in welchem die Staatsheiligthümer, die Ancilien, das Palladium, das heilige Feuer aufbewahrt wurden, und viele andere. — Von den eigentlichen Palästen Roms führen wir blos den kaiserlichen als den vornehmsten an. Er war von August auf dem palatinischen Berge erbaut, und gab der zehnten Region der Stadt den Namen. Die Hauptseite war nach der Via sacra gekehrt, und Eichen davor gepflanzt. Im Bezirke des Pala-

stes selbst lag der Tempel der Vesta und der des Apollo, den August zum Haupttempel von Rom zu erheben suchte. Die folgenden Kaiser erweiterten und verschönerten diesen Palast. Nero brannte ihn ab, erbaute ihn jedoch wieder, und zwar so weitläuftig, daß er nicht nur den ganzen palatinischen Berg, sondern auch die Ebnen zwischen diesem und dem cölischen und esquilinischen Berg, ja selbst einen Theil von diesem einnahm. Dabei war er mit Edelsteinen, Gold, Silber, Statuen, Gemälden und Kostbarkeiten aller Art so reich ausgeschmückt, daß er den Namen domus aurea mit Recht führte. Die folgenden Kaiser beraubten ihn aber nicht nur dieser Kostbarkeiten, sondern Vespasian und Titus ließen auch viele Nebengebäude abtragen. Den Hauptpalast verschönerte darauf Domitian; unter Commodus brannte ein großer Theil nieder, er ward aber von diesem und den folgenden Kaisern wieder hergestellt. Zur Zeit Theodorichs bedurfte er neuer Reparaturen, später aber stürzte der ungeheure Bau zusammen, und jetzt stehen auf seiner Stelle der Farnesische Palast und Garten und die Villa Spada. — Unter den Theatern waren die des Pompejus, des Cornelius Balbus und des Marcellus die vorzüglichsten. Pompejus erbaute sein Theater nach seiner Rückkehr aus Griechenland, und schmückte es mit den vorzüglichsten und berühmtesten griechischen Statuen. Eine Wasserleitung brachte Wasser in alle Theile desselben. Um es vor dem Niederreißen zu bewahren, baute er in seinem Bezirk einen prächtigen Tempel der Venus Victrix, und heiligte dadurch das ganze Gebäude. Es faßte 40,000 Menschen. Erst Caligula endigte den Bau; schon früher hatte Tiberius die Scene erneuert; ein gleiches that später Claudius; der Gothenkönig Theodorich ließ es wieder aufbauen. Jetzt sieht man noch wenige Überreste bei dem Palast Ursini. Das Theater des Balbus, dieses Lieblings des August, lag auf dem Marsfelde; das Theater des Marcellus endlich ließ August seinem Neffen Marcellus zu Ehren erbauen; es faßte 22,000 Menschen, und ward von Vespasian erneuert. Noch sind schöne Ruinen davon zu sehen. — Auch Amphitheater hatte Rom mehrere, unter denen das des Titus das merkwürdigste war. Wir haben von diesem Riesenbau in dem eigenen Art. Coliseum gesprochen. Eben so ist von dem Circus maximus und dem Circus des Caracalla schon in dem Art. Circus die Rede gewesen. Außerdem hatte Rom noch viele andere Circi; unter diesen verdienen genannt zu werden: der Circus agonalis in der neunten Region, der Circus Aurelius in den Gärten des Heliogabalus in der fünften Region, der Circus Flaminius in der neunten Region, einer der größten und ansehnlichsten, auf dessen Ruinen jetzt die Kirche S. Caterina de' Funari und der Palast Maffei stehen; der Circus der Flora in der sechsten Region, auf der jetzigen Piazza Grimana, wo die zügellosen Florealien gehalten wurden; endlich der Circus des Nero, in der vierzehnten Region, in der Nähe der jetzigen Peterskirche, und der Circus des Sallust, von dem man beim collinischen Thore noch Überreste sieht. — Ohne bei den Naumachien zu verweilen, die einen eigenen Artikel haben, gehen wir zu den Porticus oder Säulenhallen weiter, unter denen folgende die vornehmsten waren: der porticus Argonautarum, auch Neptuni, Agrippae oder Vipsanii genannt, den M. Vipsanius Agrippa 729 erbaute, und mit der Geschichte der Argonauten ausmalen ließ. Er stand auf dem Marsfelde, von einem Lorbeerhain umgeben, und wahrscheinlich rühren von ihm die Marmorsäulen her, die man noch jetzt auf der

Piazza di Pietra steht; der prächtige Porticus der Europa auf dem Marsfelde, wahrscheinlich von August erbaut, und mit der Geschichte der Europa ausgemalt; der Porticus Hekatonstylon in der neunten Region, von seinen hundert Säulen so genannt; der Porticus der Livia in der dritten Region, den August erbauen, Nero aber niederreißen ließ; der Porticus des Metellus, von Metell, dem Macedonier, zwischen den von ihm erbauten Tempeln des Apollo und der Juno in der neunten Region angelegt, und mit den aus Macedonien mitgebrachten Statuen geziert; der Porticus Milliarensis, der tausendsäulige, von dem noch Spuren in dem Garten des Herzogs Muti zu sehen sind; der Porticus der Octavia, von August, und der Porticus Polä, von M. Vipsanius Agrippa erbaut; der Porticus des Pompejus, von seinen Säulen auch der korinthische genannt; Pompejus ließ ihn bei seinem Theater anlegen, und schmückte ihn mit goldgewirkten Tapeten; endlich der Porticus der Sonne (P. Solis), welchen Aurelian erbauen ließ. — Unter den **Basiliken** (s. d.) war eine der schönsten die Ämilische, auf der Nordseite des Forum romanum, von Paulus Ämilius erbaut; außerdem nennen wir die Basilica Caji, oder Lucii auf dem Esquilin, die prachtvolle Basilica Julia auf der Südseite des Forum romanum von Julius Cäsar, und die Basilica Portia, die älteste, von Cato Censorinus erbaut. — Der öffentlichen Bäder, die zum Theil weitläuftigen Palästen glichen und mit großer Pracht ausgestattet waren, zählen einige 22 warme und 856 kalte, außer 830 Privatbädern. Mäcen und nach ihm Agrippa legten die ersten öffentlichen Bäder an, die aber später von denen des Caracalla und diese wieder von den Diocletianischen, deren Überreste noch vorhanden sind, übertroffen wurden. — Auch an prächtigen Gärten war Rom reich. Den ersten Platz nahmen die Gärten des Lucullus in der neunten Region ein; nächst diesen waren berühmt die Gärten des Asinius Pollio, des Julius Cäsar, des Mäcenas, des Heliogabalus und andere. — Von den Triumphbogen sind die berühmtesten der des Constantin in der vierten Region, von dem noch Ruinen vorhanden sind; der des Drusus auf der Appischen Straße, aus welchem das jetzige Thor S. Sebastian erbaut sein soll; der des Gallienus, und die noch wohl erhaltenen Triumphbogen des Severus und Titus, jener auf dem Forum, dieser im Vicus Sandalarius. — Unter den Ehrensäulen war die schönste die Trajanische, von 118 Fuß Höhe, welche sich erhalten hat. Statt der Bildsäule des Kaisers, welche sie sonst trug, ließ Sixtus V. die 23 Fuß hohe metallene Statue des heiligen Petrus darauf setzen. Die Basreliefs, womit die Säule von außen schneckenförmig bekleidet ist, stellen die Thaten Trajans dar, und enthalten gegen drittehalbtausend halbe und ganze Menschenfiguren. Von innen führt eine Treppe bis zur Spitze. Außerdem ist bekannt die Schiffschnäbelsäule, welche Duillius zum Andenken seines Sieges über die karthaginensische Flotte errichten ließ, und die wie die Antoninische und Aurelianische Ehrensäule noch vorhanden ist. — Die Cloaken, mittelst welcher der Unflath und das überflüssige Wasser aus der Stadt in die Tiber geführt wurde, gehören zu den merkwürdigsten Bauwerken des alten Roms; es sind unterirdische Canäle von 10 bis 16 Fuß Tiefe und 12 bis 14 Fuß Weite, und wiewohl ihre Erbauung in die ältesten Zeiten der Stadt fällt, so sind sie doch von so unzerstörbarer Festigkeit, daß mehrere Erschütterungen ihnen wenig geschadet haben, und sie noch jetzt zum Theil unversehrt sind. — Von den Wasserleitungen Roms, deren

man gegen zwanzig zählte, ist unter dem Art. Aquäduct einiges angeführt worden; eben so ist von den prächtigen Grabmälern schon die Rede gewesen. Unter diesen glänzten vor allen das Mausoleum Augusts und das Septizonium des Septimius Severus. — Noch eine Menge von Denkmälern aller Art hätten wir aufführen können, wenn wir auch nur bei solchen hätten stehen bleiben wollen, von denen noch Ruinen übrig sind; immer aber würden wir dadurch kein angemessenes Bild der alten Völkerbeherrscherin Roms, dieses Mittelpuncts der alten Welt, hervorbringen, denn unermeßlich war der Reichthum dieser Stadt auch an den prachtvollsten Privatgebäuden, und an Kunstschätzen, womit nicht nur die öffentlichen Plätze und Gassen, sondern auch die Wohnungen und Gärten der Vornehmen geschmückt waren, und wovon verhältnißmäßig nur wenige Überreste durch alle Stürme der Zeit bis auf uns gekommen sind. — Wir gehen zu einer kurzen Beschreibung des heutigen Roms über. Rom, die Hauptstadt des Kirchenstaats, die Residenz des Papstes, und dadurch Jahrhunderte lang die Hauptstadt der Christenheit, und noch gegenwärtig die Hauptstadt der Kunstwelt, hat jetzt einen Umfang von dreizehn italienischen Meilen, und nach einer im J. 1817 angestellten Zählung 131,356 Einw. Sie wird von der Tiber in zwei Theile getheilt. Die Kirchen, Paläste, Landhäuser, Plätze, Straßen, Springbrunnen, Wasserleitungen, Alterthümer, Ruinen, alles verkündigt in dieser Stadt ihre alte Herrlichkeit und ihre jetzige Größe. Wir beschränken uns darauf, die merkwürdigsten Denkmäler kurz anzuzeigen. — Unter den Kirchen nimmt den ersten Platz die bewundernswürdige Peterskirche ein, vielleicht das schönste Gebäude der Welt. Bramante begann den Bau; ihm folgten Sangallo und Peruzzi; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michel Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf setzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toisen hoch ist. Später arbeiteten mehrere andere Architekten daran; Maderni endlich vollendete die Vorderseite und die beiden Thürme. Der ganze Bau währte über ein Jahrhundert, und kostete 45 Millionen römische Thaler. Ehe man zu diesem prächtigen Tempel gelangt, bietet sich dem Auge der wunderschöne Vorplatz dar, den Berninis trefflicher Säulengang umgibt und ein ägyptischer Obelisk mit zwei herrlichen Springbrunnen schmückt. Beim Eintritt in die Vorhalle zeigt sich das Mosaikbild Giottos, la Navicella; unter dem Porticus, dem größten Thor gegenüber, das große Basrelief Berninis, Christus vorstellend, welcher Petrus besiehlt, seine Herde zu hüten, endlich die beiden Ritterstatuen an den beiden Enden des Porticus, Constantin von Bernini und Carl der Große von Cornachini. Der Verein dieser verschiedenen Meisterwerke macht auf das Gemüth einen unaussprechlichen Eindruck. Die Harmonie und die Verhältnisse, welche im Innern des erhabenen Tempels herrschen, sind von der Art, daß, so ungeheuer er auch ist, das Auge doch alle Theile ohne Verwirrung und Mühe unterscheidet. Erst wenn man sie einzeln genauer untersucht, erstaunt man über ihre Größe, die man viel bedeutender findet, als sie zu Anfange scheint. Besonders zieht der ungeheure Baldachin des Hochaltars, der von vier bronzenen Säulen von 122 Fuß Höhe gehalten wird, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Die Kuppel ist das kühnste und erstaunlichste Werk, das die neuere Baukunst gewagt hat. Das Kreuz auf derselben ist 487 Fuß über dem Estrich erhaben, und folglich noch um 89 Fuß höher, als die große ägyptische Pyramide. Man hat

auf derselben eine der schönsten Aussichten, das Auge schwebt über der Hauptstadt der alten Welt und ihren Umgegenden. Die herrlichen Mosaikarbeiten, die Grabmäler, die Gemälde, die Frescobilder, die köstlichen Marmorwerke, die vergoldeten Bronzen und Stuckarbeiten, die neue Sacristei, ein prächtiges, aber mit dem Ganzen nicht übereinstimmendes Gebäude, verdienen einzeln betrachtet und bewundert zu werden. — Nächst St. Peter sind die beiden schönsten Kirchen Roms die Kirche St. Johann vom Lateran und die Kirche di Santa Maria Maggiore. Erstere, von Constantin dem Großen erbaut, ist die Pfarrkirche des Papstes; sie geht daher im Range allen andern vor, und nennt sich Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. In ihr werden die Päpste gekrönt. Man sieht hier mehrere Säulen von Granit, Verde Antico und vergoldeter Bronze, die zwölf Apostel von Rusconi und Legros; am meisten aber bewundert man die in ihren Verhältnissen unvergleichlich schöne Capelle Corsini, von Alexander Galilei erbaut. Das Altargemälde ist eine nach einem Gemälde von Guido verfertigte Mosaik, und der schöne Porphyrsarkophag, welchen man unter der Statue Clemens XII. sieht, ward im Pantheon gefunden, und enthielt, wie man vermuthet, die Asche des M. Agrippa. Das Schiff der Kirche S. Maria Maggiore wird von vierzig ionischen Säulen aus griechischem Marmor getragen, die aus einem Tempel der Juno Lucina genommen worden; die Decke ward mit dem ersten Golde aus Peru vergoldet. Man bewundert hier noch verschiedene Mosaiken, den aus einem antiken Porphyrsarkophag bestehenden Hochaltar, die nach Fontanas Zeichnung gebaute und seltsam verzierte Capelle Sixtus V., die mit Marmor und Edelsteinen geschmückte Capelle Pauls V., die Capelle Sforza von Michel Angelo, und die Grabmäler Wilhelms della Porta und Algardis. Auf dem Platze vor der Hauptseite erblickt man eine korinthische Marmorsäule, die man für ein Muster in ihrer Art hält. Die größte Kirche in Rom, nach St. Peter, ist die Basilica di S. Paolo fuori delle mura, auf dem Wege nach Ostia. Sie ist merkwürdig wegen ihres Alters, das bis zu Theodosius hinaufsteigt, und enthält eine Menge prächtiger Säulen, einen schönen Fußboden, Mosaiken, kostbare Marmore, Inschriften, die Bildnisse aller Päpste, von Petrus bis auf Pius IV., und uralte bronzene Thüren. Die St. Laurenzkirche außerhalb der Stadt besitzt seltene Denkmäler des Alterthums. Die Kirche di S. Pietro in Vincola enthält die berühmte Statue Mosis, von Michel Angelo. Die St. Agneskirche auf dem Platze Navona, angefangen von Rainaldi und vollendet von Borromini, ist eine der geschmücktesten, besonders mit neuern Bildhauerwerken. Man bemerkt vornehmlich ein wunderbares Relief von Algardi, welches die heilige Agnes, ihrer Gewänder beraubt, und blos von ihrem Haupthaar bedeckt, vorstellt. Die Basilica des heiligen Sebastian vor der Porta Capena enthält die Statue des tödtlich verwundeten Heiligen von Giorgetti, einem Schüler Algardis und Berninis Lehrer. Unter dieser Kirche befinden sich die Katakomben, die einst zu Begräbnissen dienten. In der St. Agneskirche vor der Porta Pia sieht man unter vielen schönen Säulen vier porphyrne als Stützpfeiler des Hochaltars, welche für die schönsten Säulen Roms angesehen werden. In einer kleinen Capelle befindet sich eine Büste des Erlösers von Michel Angelo, ein wahres Meisterstück. In der St. Augustinerkirche bewundert man ein schönes Bild von Raphael, den Propheten Jesaias vorstellend, und eine Himmelfahrt von Lanfranco. Das Kloster besitzt

eine reiche Bibliothek, bekannt unter dem Namen l'Angelica, und vermehrt durch die Bibliothek des Cardinals Passionei. Außerdem verdienen ihrer schönen Bauart und ihrer Kunstwerke wegen ausgezeichnet zu werden: die Kirchen S. Ignaz, S. Cäcilia, S. Andrea della Valle, S. Andrea del Noviziato, das Pantheon, La Rotonda genannt, in welcher Raphael, Hannibal Caracci und Mengs begraben liegen, und viele andere, deren trockene Aufzählung wir hier um so mehr unterlassen, als allen Kirchen Roms, deren man 343 zählt, Merkwürdigkeiten der Kunst oder des Alterthums enthalten. — Unter den vielen Palästen Roms ist der vornehmste der Vatican, ein ungeheures Gebäude, in welchem die kostbarsten Denkmäler des Alterthums und die Werke der größten neuern Meister aufbewahrt werden. Hier befindet sich das Museum Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und von Pius VI. erweitert und vermehrt, und die berühmte vaticanische Bibliothek, welche 70,000 Bände und unter diesen 40,000 Handschriften enthält. Die von den Franzosen entführten Schätze sind dahin zurückgekehrt, dagegen aber die heidelberger deutschen Handschriften (etwa 700) vom Papste zurückgegeben worden. Unter den Gemälden, welche diesen Palast zieren, bewundert man vor allen die Frescogemälde der Stanzen und Logen, in welchen die Kunst Raphaels den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat. In der Sixtinischen Capelle bewundert man das jüngste Gericht von Michel Angelo. Den Palast von Monte Cavallo oder den quirinalischen Palast mit weitläuftigen und schönen Gärten haben wegen seiner gesunden Luft und schönen Aussicht die Päpste zu ihrer gewöhnlichen Residenz gewählt. Der lateranische Palast, den Sixtus V. durch den berühmten Fontana neu hatte aufbauen lassen, ist seit 1693 in ein Armenhaus verwandelt worden. Überdies sind von öffentlichen Gebäuden auszuzeichnen: der Palast der apostolischen Kanzlei, der Palast der Conservatoren, der St. Marcuspalast, das Akademiegebäude u. s. w. — Unter den Privatpalästen ist der Barberinische der größte. Er ist von Bernini in einem schönen Styl erbaut. Man sieht hier die Magdalene des Guido, eins der schönsten Werke des Caravaggio, die Malereien des großen Saals, ein Meisterwerk Peters von Crotona, und mehrere andere kostbare Gemälde. Unter vielen Bildhauerwerken bewunderte man sonst den schlafenden Faun, jetzt im Besitz des Kronprinzen von Baiern, so wie die herrliche Gruppe der Atalante und des Meleager, eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büste des Cardinals Barberini von demselben, und die Büsten des Marius, Sylla und Scipio Africanus; die Bibliothek soll 60,000 gedruckte Bände und 9000 Handschriften enthalten; dabei ist ein Cabinet von Medaillen, Bronzen und edlen Steinen. — Der Palast Borghese, von Bramante erbaut, ist weitläuftig und von schöner Architektur; der Säulengang des Hofes ist prächtig. Dieser Palast enthält eine zahlreiche Sammlung von Gemälden, seltenen Bildhauerwerken, kostbaren Tischen und Geräthen von schöner Arbeit, aus rothem Porphyr, blumigem Alabaster u. s. w. Der obere Saal ist unvergleichlich; die großen Landschaften von Vernet, womit er geziert ist, sind von solcher Wahrheit, daß man beim Eintritt sich in die freie Natur versetzt glaubt. — Der Palast Albani, dessen Lage eine der angenehmsten ist, besitzt eine ansehnliche Bibliothek, eine große Menge von Gemälden, und eine Sammlung von Zeichnungen von Caracci, Polidoro, Lanfranco, Spagnoletto, Cignani u. s. w. — Der Palast Altieri, einer der größten in Rom,

ist von ganz einfacher Architektur, und enthält mehrere seltene Handschriften, Medaillen, Gemälde u. s. w. und kostbare Möbeln. — Im Palast Colonna findet man eine reiche Sammlung von Gemälden der ersten Meister; alle Zimmer sind damit geziert, aber vornehmlich die Gallerie, die zu den schönsten in Europa gehört. In dem Garten sieht man die Ruinen der Bäder des Constantin und des Tempels des Sonnengottes. — Der Palast Aldobrandini besitzt das schönste Denkmal der alten Malerkunst, bekannt unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit, ein Frescogemälde, in welchem die Zeichnung bewundernswürdig ist. Der große Palast Farnese, nach der Zeichnung des Sangallo begonnen und unter der Leitung Michel Angelos vollendet, ist eben so sehr durch seine Schönheit als durch seine Kunstschätze berühmt. Die Caracci und Domenichino haben in seiner Gallerie sich durch ihre Frescoarbeiten verewigt. Den Hof zierten sonst der Farnesische Herkules, die herrliche Flora und die Urne der Cäcilia Metella; im Palast selbst bewunderte man die herrliche Gruppe des Farnesischen Stieres. Als aber die Farnesische Erbschaft dem Könige von Neapel zufiel, wurden jene Statuen nebst andern Seltenheiten nach Neapel gebracht, wo sie gegenwärtig den Palast der Studj schmücken. — Nicht weit davon liegt der Palast Corsini, wo die Königin Christine wohnte, und 1689 starb. Er enthält eine ansehnliche Bibliothek und Gallerie. — Der Palast Giustiniani besaß auch eine mit verschiedenen sehr geschätzten Statuen und Bildhauerarbeiten gezierte Gallerie; ihre Hauptzierden waren die berühmte Statue der Minerva, die schönste, die von dieser Göttin vorhanden ist, und das Basrelief der Amalthea, welche den Jupiter säugt. Diese Schätze sind von Napoleon durch einen Scheinkauf erworben worden, und auch in Paris geblieben. Die Gemälde sind größtentheils in den Besitz des Königs von Preußen gekommen. Im Palast Spada sieht man die Bildsäule des Pompejus, an deren Fuß Cäsar unter den Dolchen seiner Mörder fiel. — Noch sind auszuzeichnen: der Palast Costaguti wegen seiner schönen Frescogemälde; Chigi wegen seiner schönen Architektur, seiner Gemälde und Bibliothek; Mattei wegen seiner vielen Statuen, Reliefs und alten Inschriften; der weitläuftige Palast Pamfili, von Borromini erbaut, wegen seiner herrlichen Gemälde und innern Pracht; Pamfili auf dem Platze Navona, mit einer Bibliothek und Gallerie; Rospigliosi auf dem Quirinal u. s. w. — Unter den Palästen Roms, welche den Namen Villa führen, bemerken wir die Villa Medici, auf dem Monte Pincio, wo einst die Gärten des Lucull prangten; sie enthielt eine Menge von Meisterwerken aller Art, aber die Großherzoge Leopold und Ferdinand ließen die schönsten Stücke, unter andern die Gruppe der Niobe von Scopas, nach Florenz bringen. Dennoch bleibt dieser Palast sehr sehenswerth. — Unter dem Porticus der Villa Negroni sind die beiden schönen Statuen des Sylla und Marius, sitzend auf der Sella curulis. In dem weitläuftigen Garten, der drei Miglien im Umfange hat, sind unter den Ruinen einiger Häuser sehr schöne Frescogemälde gefunden worden. — Die Villa Mattei auf dem Monte Celio, jetzt dem Herzog von Alcudia gehörig, besitzt außer andern Sehenswürdigkeiten eine herrliche Sammlung von Statuen. — Die Villa Ludovisi auf dem Monte Pincio, unfern der Ruinen des Circus und der Gärten des Sallust, hat anderthalb Miglien im Umfange, und besitzt kostbare Kunstdenkmäler, unter andern die Aurora von Guercino, eine alte Gruppe des Senators Papirius und seiner Mutter (oder

vielmehr der Phädra und des Hippolyt), eine andere der Arria und des Pätus, und den Raub der Proserpina von Bernini. — Die Villa Borghese bei Rom hat eine herrliche, aber ungesunde Lage. Man übersieht von ihr den größten Theil der Stadt und der Gegend bis nach Frascati und Tivoli. Sie hat einen Garten mit einem Park, welcher drei Miglien im Umfange hält. Der Palast war in seinem Innern mit so viel Reichthum und Eleganz verziert und möblirt, daß man ihn als das erste Gebäude von Rom, nach dem Capitol, besonders wegen seiner reichen Sammlung von Statuen, ansehen konnte. Die merkwürdigsten unter diesen waren: der kämpfende Gladiator, Silen und ein Faun, Seneca in schwarzem Marmor, oder vielmehr ein Sclave bei den Bädern, Camillus, der Hermaphrodit, der Centaur und Cupido, zwei Faunen, welche die Flöte spielen, Ceres, ein Ägyptier, eine Statue des jungen Nero, die Büsten des Lucius Verus, Alexander, der Faustina, des Verus; verschiedne Reliefs, unter denen eins den Curtius darstellt, eine Urne, deren Bildwerk Bacchusfeste vorstellt; eine andere von den Grazien getragene Urne; zwei Füllhörner u. s. w. der größte Theil davon ist aus Paris nicht zurückgekehrt. Die Außenseiten sind mit alten Reliefs bedeckt. — Die Villa Pamfili vor der Porta di S. Pancrazio, auch Belrespiro genannt, hat eine angenehme Lage und sieben Miglien im Umfange. Die Architektur ist von Algardi, wird aber von Kennern getadelt. Im Innern sieht man einige gute Bildhauerarbeiten. Sowohl von dieser als von der Villa Borghese gibt es weitläufige Beschreibungen. — Die Villa Albani auf einer Anhöhe, welche Tivoli und die Sabina beherrscht, ist ein Tempel des Geschmacks und der Pracht. Der Cardinal Alexander Albani, ein tiefer Kenner und gründlicher Beurtheiler der Schönheiten des Alterthums, hat ungeheure Summen darauf verwendet, und binnen funfzig Jahren die herrliche Sammlung zusammengebracht, welche man hier findet. Das Gewölbe der Gallerie ist von Mengs gemalt, und ein Muster von Eleganz. — Wegen ihrer herrlichen Aussichten verdienen die Villa Lante und die Villa Corsini genannt zu werden; in der Villa Doria, sonst Algiati, welche Raphael bewohnte, sieht man drei Frescogemälde dieses großen Meisters. — Die Villa Farnese enthält die Überreste des Palastes der römischen Kaiser. — Das Capitolium (s. d. Art.) besitzt so viele und große Merkwürdigkeiten aller Art, daß es unmöglich ist, sie hier anzugeben. Wir begnügen uns anzuführen: die Ritterstatue Marc Aurels vor dem Palast, die gefangenen Könige im Hofe, die Schiffsschnäbelsäule, und im Innern die kolossale Statue des Pyrrhus, das Grabmal des Severus, die Centauren von Basalt, die schöne Alabastersäule, endlich das Meisterwerk in Mosaikarbeit, das vormals dem Cardinal Furetti gehörte: die drei Tauben auf dem Rande eines mit Wasser angefüllten Schiffes, welche Plinius beschreibt. — Eine Hauptzierde der öffentlichen Plätze Roms sind die Springbrunnen. Man bewundert vornehmlich die Fontäne auf der Piazza Navona; die prachtvollste von allen; sie wird von einem Obelisk überragt, und ist mit vier kolossalen Statuen geziert, welche die vier Hauptflüsse der Welt darstellen. Die Fontäne Pauls V. bei der Kirche di S. Pietro in Montorio ist zwar in einem schlechten Geschmack, liefert aber eine solche Wassermasse, daß mehrere Mühlen davon getrieben werden. Die Fontäne del Termine ist mit drei Reliefs, welche Moses, der Wasser aus einem Felsen schlägt, darstellen, und mit einer kolossalen Statue Moses, und zwei ägyptischen Löwen aus Ba-

falt geziert. Die prächtige Fontäne von Trevi liefert von allen das beste Wasser, welches sie durch eine alte Wasserleitung erhält. — Unter den Straßen zeichnet man die Strada felice und die Strada pia, welche sich schneiden, aus; unter den Brücken die Engelsbrücke (sonst Pons Aelius), von 800 Fuß Länge; unter den Thoren die Porta del Popolo (sonst Porta Flaminia). — Da von den alten Denkmälern schon die Rede gewesen, so begnügen wir uns, die vorzüglichsten der noch vorhandenen nur namhaft zu machen. Diese sind das Pantheon, das Coliseum, die Colonna Trajana, die Colonna Antoniniana, das Amphitheater des Vespasian, das Mausoleum des Hadrian (heutiges Tags die Engelsburg, s. d.), das Mausoleum des Augustus, die Triumphbogen des Severus, Titus, Constantin, Janus, Nero, Drusus, die Ruinen der Tempel des Jupiter Stator, des Jupiter Tonans, der Concordia, der Pax, des Antonin und der Faustina, des Sol und der Luna, des Romulus, des Romulus und Remus, der Pallas, der Fortuna Virilis, der Fortuna Muliebris, der Virtus, des Bacchus, der Vesta, der Minerva Medica, der Venus und des Cupido, die Überreste von den Bädern des Diocletian, des Caracalla und Titus, und verschiedener andern; die Ruinen von dem Theater des Pompejus bei der Curia Pompeji, wo Cäsar ermordet wurde, und von dem Theater des Marcellus; die gesammten Ruinen des alten Forums, jetzt Campo Vaccino genannt; die Überreste verschiedener alter Brücken, des großen Circus, des Circus des Caracalla, des Hauses des Cicero, der Curia hostilia, der Trophäen des Marius, des Porticus des Philippus und des Octavius, des Landhauses und Thurmes des Mäcenas, der Claudianischen Wasserleitung; die Grabmäler der Arunzischen Familie, der Scipionen, der Metella (Capo di bove genannt), das Gefängniß des Jugurtha (Carcere mamertino), in welchem auch St. Peter gefangen gesessen; das noch ganz unversehrt erhaltene Grabmal des Cajus Cestius, in Gestalt einer Pyramide, neben welcher die Protestanten begraben werden; die von Tarquin erbaute Cloaca maxima u. s. w. — Außer den Obelisken bei der Porta del Popolo verdient der unter Pius VI. auf dem Monte Cavallo errichtete die Aufmerksamkeit des Beschauers. — Die vornehmsten literarischen und Kunstsammlungen haben wir bereits genannt, noch verdient erwähnt zu werden das Museum Kircherianum; auch gibt es noch viele Privatsammlungen und Klosterbibliotheken, die manches Wichtige enthalten. — So große Schätze, besonders der Kunst, machen Rom zur Hauptschule für Maler, Bildhauer und Baumeister und zum Wallfahrtsort der Kunstfreunde. Man sieht daselbst unzählige Werkstätten der Malerei und Bildnerei, welche beweisen, daß auch noch jetzt hier die schönen Künste mit Erfolg betrieben werden. Ja es scheint, daß das römische Künstlerleben und Wirken von einem neuen, glücklichen Schwunge mehr als jemals ergriffen sei. Für die Malerkunst besteht die eigene Akademie di San Luca. Gelehrte Anstalten hat Rom mehrere. Das Hauptcollegium der Universität, welches die Päpste Innocenz IV. 1245, Bonifaz VIII. 1303 und Clemens VI. 1311 angebaut haben, heißt della Sapienza, von seiner Überschrift Initium sapientiae timor Domini. Es ist ein prachtvolles Gebäude, in welchem acht Professoren die Theologie, sechs die Rechte, acht die Medicin, fünf die Philosophie, einer die schönen Wissenschaften und vier die hebräische, griechische, syrische und arabische Sprache lehren. Von andern Collegien, wo wissenschaftlicher und Sprachunterricht

ertheilt wird, ist besonders merkwürdig das Collegium de propaganda fide mit seiner reichen Bibliothek und seiner sehenswerthen Buchdruckerei, in welcher die Schriften von 30 verschiedenen alten und neuen Sprachen (von den Franzosen geraubt, aber wieder zurückgegeben) gefunden werden; ferner das Collegium Clementinum, das Coll. Romanum und das Coll. Nazarenum, verschiedene Anstalten für den Unterricht in den morgenländischen Sprachen, das ungarische und das deutsche Collegium ꝛc. — Unter den Akademien und gelehrten Gesellschaften Roms sind die wichtigsten die Akademie der römischen Geschichte, der Geographie, der Kirchengeschichte, der römischen Alterthümer, der Arkadier ꝛc. — Die beiden ersten Theater sind das Theater Aliberti und Argentina, auf welchen heroische Opern mit Balleten gegeben werden; den zweiten Rang nehmen die Theater della Valle und di Capranica ein, auf welchen man komische Opern, Lustspiele und zuweilen Trauerspiele gibt. Im letzten Range stehen La Paze und La Palla corda, wo Opere-buffe und Possenspiele für das Volk gegeben werden. Aber nur kurze Zeit im Jahre sind sie geöffnet. — Wir fügen dieser Skizze eine Angabe der sehenswürdigsten religiösen und andern Feste hinzu, bei denen in Rom ein größerer Glanz als irgendwo statt findet. Dahin gehören die große Prozession am Frohnleichnamsfest und die Ceremonien der heiligen Woche, in der Sixtinischen Capelle, namentlich die Aufführung des unsterblichen Miserere von Leo Allegri, dann die Kreuzeserleuchtung in St. Peter, die Erleuchtung der Paulinischen Capelle u. s. w.; ferner sind merkwürdig die Erleuchtung der ungeheuern Kuppel von St. Peter am Tage dieses Heiligen, die große Feuergarbe oder Girandola von 4500 Raketen, welche am Jahrestage der Papsteskrönung auf der Engelsburg angebrannt wird, und wegen der Nähe des Flusses, in dessen Wasser die ungeheure Feuermasse sich unzähligemal abspiegelt, von unbeschreiblicher Wirkung ist. Von dem Carneval haben wir in einem eigenen Artikel gesprochen, worauf wir, wie auf Göthes meisterhafte Schilderung desselben verweisen. — Wir schließen mit einigen vermischten Bemerkungen. Die Luft Roms ist vom Julius bis zum October sehr ungesund, der Fremde zumal ist gefährlichen Fiebern ausgesetzt, denen er leicht unterliegt. Diese aria cattiva macht, daß während der genannten Monate ganze Quartiere der Stadt unbewohnt stehen; ja sie scheint sich immer mehr zu verbreiten und vollen Besitz von der ewigen Roma nehmen zu wollen. (Vgl. d. Art. Campagna di Roma und Pontinische Sümpfe.) Der unter dem Namen Sirocco bekannte Südwind lähmt die Spannkraft der Muskeln, ohne jedoch weiter gefährlich zu sein. Die Schwindsucht hat in Rom einen bösartigen Charakter, indem sie sich dem Gesunden nicht allein durch den Gebrauch der Kleidungsstücke und Möbeln, sondern auch durch die Wohnung mittheilt. Selbst durch die Bücher kann sie fortgepflanzt werden. Das Wasser ist von sehr verschiedener Güte. Die Fontäne von Trevi gibt das gesundeste Wasser; dagegen ist das Wasser aus den Thermen des Diocletian und aus der Fontäne des Gianicolo schädlich, und von allen Tischen verbannt. Man zählt in Rom die Stunden bis 24, wie in mehreren italienischen Städten. Der besuchteste Spatziergang ist der Corso. Von 22 bis 24 Uhr ist er mit Fußgängern und Equipagen bedeckt. — So viel von dem heutigen Rom, das zwar nicht mehr das alte in sich faßt, aber dennoch den Beschauer bei jedem Schritte mit Bewunderung und Staunen erfüllt.

Alles spricht dort auf eigene Weise an; die Luft, die man athmet, der Anblick der erhabenen Trümmer, die feierliche Größe der Kirchen und Paläste, das Andenken an die Vergangenheit, die religiösen Gebräuche, die magische, fast schwermüthige Ruhe in den prächtigen Villen, der Genuß der unendlichen Kunstschätze, — alles dies versetzt die Seele in eine unbeschreibliche, über das Irdische erhabene Stimmung. Klarer als sonst irgendwo erkennt sie hier, wo die Vergänglichkeit thront, das Ewige und Unsterbliche, und gewinnt aus dieser Erkenntniß Frieden und Befestigung für das ganze Leben.

Roman. Wir kennen kein Gebiet der Dichtung, das so vielfältig angebaut, so höchst verschiedene Früchte getragen hätte, als die des Romans; und eine Beschreibung desselben, wie sie hier gefordert wird, kann höchstens nur in einer Generalcharte bestehen, in welcher des großen Umfanges wegen manches Einzelne übergangen werden muß. Doch wollen wir keineswegs den niedrigsten Maßstab anlegen, sondern gedenken unsere Forderungen hoch genug zu spannen, und schon dadurch die Masse des in dies Gebiet Gehörigen ziemlich beschneiden zu können. — Wir bemerken vor allen Dingen, daß wir den Roman durchaus zu dem Gebiete der Poesie rechnen, Poesie und Kunst aber keineswegs als eine Dienerin der Laune und der bloßen Unterhaltung oder Zeitverkürzung angesehen wissen wollen, sondern sie als die zweite Hälfte des idealen Lebens betrachten, so daß sie mit der Wissenschaft schwesterlich vereinigt ist. Die Poesie breitet den Zauber der Schönheit über das Leben aus, und so gewiß der geheimnißvolle Weltgeist die Grundzüge einer ewigen Wahrheit den Dingen aufgeprägt hat, so nothwendig mußte er ihm auch ein Verlangen nach Schönheit der Form und Gestalt einpflanzen. — Wir halten hiernach jene ekelhafte Romanenlectüre, die, ohne mit Form und Inhalt es sonderlich genau zu nehmen, nur immer nach dem Neuesten greift, und keine andere Forderungen macht, als daß nur das Herz gekitzelt, und mit einem Wechsel von Gestalten überschüttet werde, um ihn wieder zu vergessen, für eine Art geistiger Unzucht und Wollust, und können unsern Abscheu gegen die sowohl, welche für diesen Zweck ihre Federn in Bewegung setzen, als gegen jene, die mit Begierde nach dieser dargebotenen Speise langen, nicht stark genug aussprechen. So lange Romanenlectüre nicht ernster genommen, so lange der ächte Roman nicht mit Liebe studirt wird; so lange halten wir jene Romanenflut mit ihrer wässerigen Unterhaltung für eine wahre Giftmischung, die das edelste Blut der Menschheit verderbt und unter allen Triebfedern zur Entnervung und Verweichlichung der Menschheit wohl die gefährlichste und verderblichste ist. — Doch wir kehren zu unserm eigentlichen Zweck zurück. — Daß der Roman dem Gebiete der Poesie angehöre, wird jetzt allgemein zugegeben. Ja es ist allgemein angenommen, daß jene romanhaften Darstellungen wirklicher Charaktere aus der Geschichte, wie sie Feßler und andere geliefert haben, mit Recht nur als Halbromane, und mithin als sich selbst vernichtende Versuche anzusehen seien. Denn wo die Geschichte, als solche, sich noch immer der Dichtung gegenüberstellt und nicht ganz in den Äther dieser aufgeklärt und aufgelöst ist, da wird weder dieser, noch jener Genüge geleistet, und statt Licht herrscht eine unerfreuliche Nebeldämmerung, in welcher weder für Wahrheit, noch für Schönheit ein reiner Gewinn möglich ist. — Fragen wir nun aber, welchem Gebiete der Poesie der Roman angehöre, so ist auch darauf bald geantwortet, nämlich

dem epischen. Roman gehört sonach in die Sphäre der eigentlich erzählenden Poesie, d. h. derjenigen Dichtungsart, welche die Begebenheiten als geschehen und vollendet darstellt. Und dieses große Gebiet können wir nun in die zwei Hälften: Heldengedicht und Roman mit ihren kleinen Geschwistern, dem Mährchen, der Novelle, der Romanze, der erzählenden Idylle u. s. w., abtheilen. Doch leuchtet wohl auf den ersten Anblick ein, daß ein großer Unterschied zwischen Heldengedicht und Roman ist, daß ein Roman in Versen oder ein Heldengedicht in Prosa Undinge sind, und daß es also wohl einen tiefern Grund haben muß, warum die Dichtersprache diesem, und die Prosa jenem unentbehrlich ist. Aber uns däucht, wenn auch der Unterschied zwischen Epik und Dramatik als völlig ins Reine gebracht anzusehen ist, so hat man doch Heldengedicht und Roman bei weitem noch nicht gehörig abgesondert und in ihrer Verschiedenheit dargestellt. Es seien uns darum einige Worte darüber vergönnt. — Poesie, und insbesondere epische Poesie (auf sie schränken wir uns hier ein) ist nichts anders als der verklärende Spiegel, in welchem sich die Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte abdrückt, so daß dadurch nicht eine eigentliche Geschichte derselben geliefert wird, sondern der Dichter als Schöpfer gleichsam über der Menschheit steht und ihr das Ideal vorhält, das sie anstrebte, und hinter welchem sie freilich in der Wirklichkeit zurückblieb. Selbst wenn der epische Dichter (und es mag dies beim Heldengedicht das Gewöhnliche sein) einen geschichtlichen Stoff zum Grunde legt, so ist die Treue und Wahrheit, die von ihm gefordert wird, nicht äußere, actenmäßige, sondern jene viel höhere, die dem Besondern nachweist, wo es im Allgemeinen eingewachsen ist, oder vielmehr in Kraft vorherbestimmter Harmonie aus dem eigenen Boden das nämliche ins Leben ruft, was der Geist der Geschichte vielleicht nur etwas roher und unausgearbeiteter in seiner Sphäre völlig unabhängig hervorgebracht hat. Es heißt ein Gedicht, ein Mährchen, ein Drama sehr gemein ansehen, wenn man dabei fragt: ists wahr? ists wirklich geschehen? Selbst bei dem eigentlich historischen Stück ist dieses Historische immer nur etwas Zufälliges. Aber dagegen muß Poesie treues Bild des menschlichen Thuns und Treibens in den Farben und Zügen der Zeiten und Völker, welchen sie angehört, sein, und, was in ihren Kreis gehört, muß, wenn es seine Grundlage nicht in der Wirklichkeit hat, sie doch darin haben können, in der herrlichen, idealischen Ausbildung dieser Grundlage aber die Wirklichkeit zwar übersliegen, jedoch so, daß jeder einzelne Zug immer noch die Farbe und Eigenthümlichkeit des Bodens trägt, dem er entwachsen ist. Dies erklärt jene merkwürdige und wohl nicht immer gehörig beurtheilte Erfahrung, daß alle alte Geschichte der Völker mit Poesie zusammenfällt, die spätere Geschichte aber sich überall beinahe feindlich derselben gegenüberstellt, so wie es den richtigsten Maßstab für den Einfluß der Poesie auf die Geschichte an die Hand gibt, der wenigstens in nichts Geringerm besteht, als daß Poesie jedesmal ein lebenvolles, treffendes Bild der Menschheit in ihren verschiedenen Epochen, gleichsam als das Ergebniß der verschiedenen Bestrebungen derselben, aufstellt. Wir sind darum auch überzeugt, der allerrichtigste Eintheilungsgrund für die verschiedenen Fächer der Poesie, so wenig er bisher noch jemanden in den Sinn gekommen ist, könne nur von den verschiedenen Bestrebungen der Menschheit in den verschiedenen Perioden ihres Seins hergenommen werden. — Leid thut es uns

hier diese Gedanken nicht weiter ausführen und so vor Mißdeutungen sichern zu können. — Andere Blumen trägt der Frühling, andere Blumen der Herbst, und eine andere ist die Idee des göttlichen Kindes im Schoße seiner Mutter, und eine andere die des sterbenden Erlösers. In der Geschichte eines jeden Volks oder Zeitalters, das einen bestimmten Kreis der Bildung durchlaufen hat, scheiden sich vorzüglich zwei Hauptperioden aus: die erste, von der Kindheit bis zur Blüthenhöhe, die Zeit des jugendlichen Strebens, der lebendigen Thätigkeit und Kraftäußerung, der gedrängten Ereignisse und Begebenheiten — die zweite, von diesem höchsten Punct bis zu dem allmähligen Untergange und Ende der Periode, die Zeit des Besitzes und Genusses des Errungenen, die Zeit der Ruhe, wo mehr die Kräfte und Elemente der Handlungen als die Handlungen selbst zum Vorschein kommen und sich ausscheiden; wo die Menschheit im Glanz erkämpften Besitzes und errungener Sicherheit ein heiteres Leben der Kunst und der Wissenschaft, der Freude und des Vergnügens lebt und allmählig in dem verweichlichenden Strom dieses Lebens selbst zerfließt und zerfällt. Jener ersten Periode gehört, behaupten wir, das Heldengedicht mit der Idylle, der Romanze, dem Mährchen ꝛc. an; dieser letztern der Roman mit der Novelle. — Von der lieblichen Kindheit frommer Unschuld und einer tändelnden Phantasie, wo der Mensch mit kindlichem Herzen in dem Paradies der Natürlichkeit sinnvoll umherwandelt und, statt schon handeln zu können, wozu die Kräfte noch fehlen, erst von künftigen Tagen wundervoll träumt, und in der Beschränktheit kindlicher Wünsche und Aussichten mit Blumen und Thieren spielt — davon geht jene erste Hälfte einer Umlaufszeit der Menschheit jedesmal aus. Dies Quelle und Gegenstand des Mährchens und der Idylle. — Bald nach diesem goldenen Zeitalter regt sich Thatendurst und öffentliche Wirksamkeit. Der Jüngling fühlt die Kraft in sich frei werden; das Ziel, nach welchem er ringen soll, ist ihm deutlicher geworden. Kämpfe finden sich von selbst, und nun bereitet sich, allmählig fortschreitend, das Heldenzeitalter, mehr durch Handlungen als durch eigentlichen Charakter ausgezeichnet. Hier steigen die Götter vom Olymp auf die Erde nieder. Das Reich der Geister und Wunder thut sich in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit auf, und der Traum der Kindheit geht in eine schöne, große Erfüllung. Dies ist die eigentliche Zeit des Heldengedichts, und daraus lassen sich die Eigenthümlichkeiten desselben am besten erklären. Ohne die Maschinerie des Wunderbaren kann es gar nicht gedacht werden. Der Gang der Begebenheiten muß gedrungen und, wenn auch nicht so rasch wie im Drama, doch viel reicher und mannichfaltiger als im Roman sein, wenigstens müssen die Charaktere nicht eigentlich psychologisch, sondern historisch, nur in Thaten und Handlungen entwickelt werden. Nicht das Leben, die stufenweise Bildung der Menschheit, denn diese verschwindet selbst in dieser Epoche über dem Handeln, sondern das Thun, das Wirken und Leiden derselben (in dieser Epoche die Eigenthümlichkeit derselben) ist seine Sphäre. So wird das Heldengedicht der idealisirende Spiegel der Heldenperiode eines Volks; so erscheint in ihm die Menschheit in ihrer lebensvollen, herrlichen Thätigkeit, in ihrem nach dem Größten strebenden Ringen; so kann das Heldengedicht nur in der schönen Sprache der Jugend und Phantasie, der poetischen, gedacht werden. — Die Kämpfe sind aber geendigt. Das Wetterleuchten der Jugend hat den Himmel gereinigt. Ein heiterer Tag geht auf, und die Menschheit erlebt ihr Salomo-

nisches Zeitalter der Ruhe. Der Besitz ist gesichert; im Schutz desselben entfalten sich ungestört die Keime und Knospen zu schönen, bestimmten Blüthen und Früchten. Hier entwickelt sich nun erst der Charakter der Menschheit. Die Verhältnisse der Stände scheiden sich ab, ohne sich feindlich gegenüberzustehen. Zur Ruhe gelangt, kann nun das Verwandte sich anziehen, und eine fast chemische Scheidung der Elemente zu Stande bringen. Der Verstand siegt allmählig über die Phantasie; die Wunder hören auf; die Orakel schweigen; die Götter und Geister gehen in den Olymp zurück, weil ihr Werk auf Erden vollbracht ist, und nun sich selbst überlassen werden kann; die Wirklichkeit, der kalte Ernst einer strengen Ursächlichkeit, der höchstens zuweilen dem Zufall seine Rolle überläßt, macht sich geltend; die Poesie darf sich gar nicht an das, was geschieht, wagen, weil es standhaft dem Zauber der Phantasie widerstrebt; sie muß sich ganz in ihr eigenes Gebiet flüchten, und da einen eigenen Garten sich erziehen, in welchen sie nur die Blumen der Wirklichkeit verpflanzt und zur Blüthe bringt. — Dies ist das Gebiet des nothwendig prosaischen (absit invidia verbo) Romans, und wenn hiernach der Roman durchaus keine aus der Wirklichkeit entlehnte Fabel haben darf, so ist sein Hauptgeschäft: Charakterzeichnung der Menschheit. Jetzt gilts nicht mehr die Darstellung einer allgemein menschlichen Begebenheit, sondern die dichterische Verherrlichung der Menschheit selbst. Besondere Bildungsgeschichte derselben, Leben und Schicksale eines Einzelnen von seiner Geburt bis zu seiner vollendeten Bildung, an und mit welchem aber der ganze Baum der Menschheit nach seinen mannichfaltigen Verzweigungen in der schönen Stillstandszeit seiner Reife und Vollendung dargestellt wird, Lehrjahre des Jüngers, bis er zum Meister erhoben ist, das ist der Roman. Das Wunderbare ist ganz aus seinem Gebiete verbannt, und darum haben wir gewiß nicht mit Unrecht die Ritterromane (s. d. Art. Ritterwesen) in die Region des Heldengedichts, wenigstens auf, wenn nicht über die Grenze verwiesen. Die Darstellung muß oft sehr nahe an das Gebiet der Reflexion streifen. Der Roman ist Bild des Gewordenen, mit der Erklärung der Art und Weise, wie es geworden ist, indeß das Heldengedicht Bild der werdenden Menschheit ist. In ihm muß also mit Vollständigkeit aller Stoff zur Erklärung der einzelnen Ereignisse und Begebenheiten gegeben sein. An der Stelle des Wunderbaren steht in ihm höchstens Zufall. Ihm kommt darum eine gewisse Breite, eine Gedehntheit mit Recht zu, so wie er eben deshalb von viel größerem Umfange ist, als das Heldengedicht. Er ist ja der Wiederschein der Menschheit in der Ruhe, in dem heitern Stillstande eines zur Vollendung und dadurch zu einem gewissen üppigen Reichthum des Lebens gelangten Zeitalters. — Wir erklären eben hieraus die meisten übrigen Eigenthümlichkeiten des Romans. Wie die Menschheit, die er abbildet, selbst über das poetische Leben hinweg ist und alle Künste der Prosa mit Macht hervorbrechen, bis endlich die Poesie in derselben untergegangen ist, so kann der Roman durchaus nur in der Sprache der Prosa gegeben sein, und liebt wohl überhaupt vor allem eine ruhig fließende, edle, nicht ungeschmückte, aber höchst durchsichtige und biegsame Sprache. — Eben so kann es nicht schwer sein, von hier aus die mannichfaltigen Formen des Romans (Briefform, Dialog u. s. w.) zu rechtfertigen, da Freiheit der Form und der Gestaltung das Eigenthümliche dieser Sphäre ist. — „Im Roman (sagt Göthe, Wilhelm Meister, Bd. 3) sollen vorzüglich Ge-

sinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen müssen, es sei auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanenheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend sein; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarissa, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen." — Nichts ist endlich natürlicher nach unserer Ansicht, als daß die mannichfaltigsten Neben- und Zwischenhandlungen den Roman durchkreuzen, daß selbst Belehrung und tiefgehende Betrachtung den Gang der Begebenheiten unterbrechen; daß es philosophische und Kunstromane geben kann. Nehmen wir noch hinzu, daß bei dem Roman auch alle jene negativen Eigenschaften vorkommen müssen, die einem jeden Dichterwerk unentbehrlich sind, wie z. B. Anlegung des Plans nicht nach menschlichem Willen und Bestimmungen, sondern den geheimen Büchern des Schicksals gleichsam entwendet; Einheit des Plans, so daß sich alle die mannichfaltigen Elemente zu einem schönen, harmonischen Ganzen runden; Schönheit der Phantasie, richtig durchgeführte Individualität u. s. w.: so weisen wir in der That dem Roman eine sehr wichtige Stelle im Gebiet der Kunst an, und glauben darum nicht wenig Ursache zu haben, stolz zu sein, daß es unserm Zeitalter und Volk vorbehalten war, einen Göthe hervorzubringen, nachdem die Griechen ihres Homers und die Engländer ihres Shakspeares sich rühmen konnten. — Aber freilich müssen wir auch hier freimüthig bekennen, daß wir es für eine der schwersten Aufgaben halten, einen guten Roman zu liefern. Es liegt am Tage, daß es dazu nicht genug ist, eine Reihe abenteuerlicher Begebenheiten, zum Schrecken und zur Erschütterung schwacher Nerven, erfunden zu haben, so wenig als eine moralische Erzählung in empfindsamer Manier a la Lafontaine u. a. den Namen eines Romans verdient. Eben so ruht gewiß nicht blos moralischer, sondern selbst poetischer Fluch auf jenen süßlichen, empfindsamen Gemälden, die mit einer gewissen Lüsternheit gerade die Tugend hinführen, um die aufgedeckte Scham des Lasters zuzudecken, auf jenen verunglückten, sich selbst mißverstehenden Dichtungen, die, statt ein ideales Bild der Menschheit zu geben, mit all ihrem Ringen es nur zur Darstellung jenes Glanzes und bunten, derben Farbenspiels bringen können, das nur dem gemeinen Trosse behagt. Der wahre Romandichter muß nicht nur die innersten Falten der Menschennatur erforscht haben, sondern auch ein helles, lebendiges Bild von der wahren Reinheit und naturgemäßen Vollendung menschlicher Charaktere in ihren verschiedenen Abstufen vom Greise bis zum Kinde, und von dem Vornehmen bis zu dem Gemeinen, von dem Gemüthe wie von dem Geistvollen in der Seele tragen. — Wir wissen wohl, daß es auch jene bunten Farbenbilder gemeiner Jahrmarktsmaler geben muß, die den Pöbel ergötzen, indeß er an den bedeutungsreichen, kunstvollen Gemälden des göttlichen Künstlers vorübergeht; wir wissen, daß der Geist des Ungeschmacks nur zu geschäftig ist, und in der Gemeinheit des größten Theils der Menschen ein all-

weites Feld findet, um mit seinen verschrobenen, durch die Höllenkünste der Abenteuerlichkeit und Buntheit, so wie der versteckten und im Gewand der Unschuld desto gefährlichern Lüsternheit so leicht anziehenden Bildern, die sich Romane nennen, das Gift einer höchst gefährlichen geistigen Selbstbefleckung und Wollust auszustreuen; aber sie gehören nicht in unsere Theorie. — Nichts desto weniger geben wir die größte Mannichfaltigkeit der Romane zu, und wie zwischen dem Thersites und Achilles des Homer die schönste Mannichfaltigkeit der Heldenindividualitäten in der Mitte liegt; wie vom Ernst und Scherz, vom Großen zum Kleinen die zahllosesten Abstufungen führen, so gibt es der Prädicate unendlich viele, durch welche dem einzelnen Roman seine Individualität, die er als Kunstwerk nothwendig haben muß, bestimmt wird. Die Verhältnisse der Menschheit sind überdies in der Periode, welche wir dem Roman zur Sphäre angewiesen haben, noch viel zahlreicher und mannichfaltiger als in jeder andern. Wir sehen da die Gewerbe in der wunderlichsten Mannichfaltigkeit in ihrer den Witz nur zu leicht reizenden Beschränktheit mit den Künsten Hand in Hand gehen. Die vornehmen Stände erheben sich mit Hülfe des Reichthums und der übrigen Vortheile der Zeit gar bald zu einer freien, edeln Bildungsstufe, so wie zu einem glänzenden, idealischen und dabei oft das Ziel überfliegenden Lebensgenuß empor. Die Wissenschaften wandeln eine freie, lebendige Bahn, ohne jedoch, zumal wo sie zugleich dem Amt und dem Brote dienen, jenes Pedantische ganz abzulegen, das sich so leicht mit ihnen verbindet. Die Liebe schlingt ihre Bande in wunderlichen und höchst verschiedenen Farben durch alle Stände hindurch — oft höchst tragisch, eben so oft komisch und mit der heitersten Laune. Die freie, ungestörteste, dem Stande der Zeiten ganz angemessene Lust, alles recht rein und doch erschöpfend zu genießen, weiß den Wechsel des Stadt- und Landlebens gar gut zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Völker der Erde reichen sich friedlich die Hand, um gegenseitig das Gute, das jedes hat, umzutauschen und einzuwechseln. Die Lieblichkeit der Reisen in fremde Länder führt den für seine reinmenschliche Bildung Bemühten in neue Lagen, so wie diese friedlichen Wanderungen der Edelsten der Zeit dem Ganzen eine eigenthümliche idealische Farbe mittheilen. Und so entstehen denn freilich ganz natürlich die mannichfaltigen Zweige der Kunst, der philosophischen, der sentimentalen, der humoristischen, der satyrischen, der Reiseromane ꝛc. und wieder in jedem einzelnen wechseln die einzelnen Farben höchst verschiedentlich, so wie es von den kleinsten Handblättern bis zu den größten Panoramas an der wunderlichsten Abwechselung in Rücksicht der Größe und des Umfanges nicht fehlen kann. Wenn Jean Paul uns mit seinem Stillleben im Quintus Fixlein und Fibel in einen kleinen, engen, aber herrlichen Menschenkreis einführt, so läßt uns dagegen ein Göthe die ganze Menschheit in ihrem schönsten Glanze, in einem großen, lieblich edeln und sanften Bilde, von einem höhern Standpuncte aus, überschauen. Wenn eben dieser uns in seinem Meisterwerke deutschen Geist und Leben zur schönsten Idealität durchgearbeitet aufstellt, so können wir stolz sein, von einem Deutschen (Heinse) die südliche Glut und üppige Lebensfülle der italischen Menschheit im Ardinghello in ihrer höchsten Vollendung erreicht und in den brennendsten Farben einer südlichen Phantasie ausgeprägt zu sehen. — Um noch einiges über die Geschichte des Romans und die wichtigsten Erscheinungen in seinem Gebiete bei Deutschen und Fremden zu bemerken,

bahnen wir uns den Weg durch einige allgemeine Bemerkungen, die wir zum Theil schon oben angedeutet haben. Merkwürdig ist es, daß wir bei dem herrlichen Volke der Griechen, das unstreitig in der alten Zeit im Gebiet der Poesie das tonangebende war, kaum eine Spur von Roman antreffen, obwohl zugleich auch so viel am Tage liegt, daß, zur Bestätigung unserer Theorie, ganz in der natürlichen Ordnung, nach welcher der Roman dem Heldengedicht folgen muß, die wenigen unbedeutenden Anklänge des Romans, die bei ihnen ja noch sich hören ließen, zu einer Zeit sich fanden, wo das Heldengedicht unter ihnen schon längst seine höchste Stufe erreicht hatte. Offenbar ist es Ordnung des ewigen Weltgeistes, der überall mit seinen köstlichsten Gaben nicht verschwenderisch umgeht, daß nicht alle Blüthen in einer Periode zur Vollendung kommen sollten, und das griechische Volk hatte in seinem Heroenalter ein so herrliches, jugendliches Leben geführt, daß es selbst in die zweite Hälfte seiner Periode noch viel von diesem Feuer mit hinübernahm, und darum nie zu jener schönen Prosa des gesetztern Alters gelangen konnte, die das eigentliche Gebiet des Romans ist, dabei aber Ursache genug hatte, mit dem Kleinod seines Homer sich zu begnügen. Wollen wir Xenophons verunglückten Gedanken einer Theorie der Prinzenerziehung in seiner Cyropädie wegrechnen, so fallen die sogenannten milesischen Mährchen in eine Zeit, wo vom griechischen Volke kein Schatten mehr übrig war, und nach dem für den besten gehaltenen dieser Romane, dem Schäfergedicht des Longus von der Liebe des Daphnis und der Chloe, zu urtheilen (dem einzigen, den der Verf. dieses aus eigener Ansicht kennt), so kann es kaum etwas Geschmackloseres und Erbärmlicheres geben, als diese Dichtungen voll fader, bis zum Ekel gemeiner sinnlicher Liebe. — Daß bei den Römern noch weniger davon zu finden sein werde, versteht sich von selbst, da diese, was Kunst und Poesie betrifft, den Griechen weit nachstehen. — Wenn dagegen bei uns das schöne Heroenalter der Ritterzeiten und Kreuzzüge seine ehrenwerthen Epopöen und Rittergedichte und Romanzen gefunden hat, so sollte doch die Menschheit in der nachfolgenden Periode erst jene reinmenschliche und allgemeine Bildung erhalten, wo in dem schönen Elemente einer genußreichen Ruhe die Individualität menschlicher Charaktere sich ungehindert entfalten sollte. Von keiner Zeit paßt doch jenes Gemälde, das wir oben entworfen haben, mehr und eigentlicher, als von der neuesten, und erst im 18ten Jahrh. hat die Menschheit jene Ruhe und jenen Frieden erhalten, wo der Mensch als Mensch, und nicht blos seine That und sein äußeres Schicksal Hauptsache ist, und die Phantasie des Dichters zu derjenigen Idealität, die das Eigenthum des Romans ist, veranlassen kann. Müssen wir nicht aus diesem allen schließen, daß auch wirklich unsere Zeit erst im Stande gewesen sei, die Blüthe des Romans zur völligen Entwickelung zu bringen? — Nicht auf einmal bringt die Natur die köstlichste Blüthe hervor, sondern sie macht in der Regel verschiedene Versuche, bis ihr endlich einer gelingt. So auch mit dem Roman. Wir setzen die Ritterromane bei Seite, und gestehen nun sehr gern den Britten die Ehre zu, den ersten nicht unbedeutenden Versuch im Roman gemacht zu haben. Es wäre ungerecht, wenn wir hier das klare, herrliche, in sich vollendete Meisterwerk des großen Spaniers, Miguel de Cervantes Saavedra, vergessen wollten, seinen scharfsinnigen Edlen, Don Quixote von la Mancha, der in den ersten Jahren des 17ten Jahrh. erschien. Wir können ihm auch durchaus nicht das Charakteristische

des Romans absprechen, so wie das herrliche Leben, das über das Ganze ausgegossen ist, die mit der Klarheit jeden Bogen des Werks hindurch Hand in Hand geht, es zu einem höchst würdigen und in seiner Art wohl unübertroffenen Kunstwerke erhebt. Indeß der objective Zweck, auf den es gerichtet und aus welchem es auch unstreitig erst hervorgegangen ist, der Zweck, den Halbdichtungen der Ritterromane den Todesstreich zu versetzen, macht es zum Cherub, der nicht von der Thür des zugeschlossenen Paradieses des Heldengedichts weichen darf, damit jene Mißgeburten nicht zurückkehren; und so konnte es freilich nicht in die eigentliche Sphäre des Romans eintreten. Indem der mannhafte Ritter zum Schutz seines Phantoms redlich und unermüdet Wache hält, muß er unwillkürlich den Absichten seines großen Schöpfers dienen, und — eben dadurch seinen eigenen Schützling aufs schmählichste zu Grabe bringen, und er steht nun als die schöne, wunderliebliche Brücke da, auf welcher man in das Gebiet des wahren Romans eintreten kann, als der Vorläufer, der den Weg reinigt, damit das Bessere Raum und Bequemlichkeit finde. — Auf diesem gereinigten Wege wandelten nun zuerst die Engländer, und auch diese erst in der Mitte des 18ten Jahrh., von wo also eigentlich die Geburtszeit des Romans zu rechnen ist. Samuel Richardson, ein Buchdrucker, trat mit seiner Pamela hervor; ihr folgte die so allgemein gefeierte Clarissa, und zum Schluß wollte er das Höchste in seinem Grandison erstreben, ohne jedoch nur sein vorhergehendes Werk erreicht zu haben. Noch steht er aber auf dem Standpunct einer beschränkten, sittlichen Lebensansicht und über den derben Farben der moralischen Erzählung geht ihm die ächte Treue und Wahrheit ab, und seine Charaktere sind am Ende nichts als abstracte Tugenden und Laster. Neben diesen Romanen, die der ernstern Gattung angehören, erschienen, nicht ohne die Absicht, den gefeierten Ruhm Richardsons zu beeinträchtigen, die komischen Familiengemälde des Wüstlings Heinrich Fielding, sein Tom Jones (4 Bde.), Amelia (2 Bde.) und Joseph Andrews, kleine mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens ausgeführte Miniaturgemälde des häuslichen und geselligen Lebens. Zu ihm gesellte sich der launige, humoristische Sterne in seinem Life and Opinions of Tristram Shandy (9 Bde.), der als Yorik in seinen empfindsamen Reisen nicht weniger Beifall fand. Würdig aber erfüllte Olivier Goldsmith den Kreis der englischen Romandichter durch seinen Landpriester zu Wakefield, in welchem ein schönes Leben der Darstellung und Vorfälle, mit löblicher, beinahe idyllischer Charakterzeichnung sich regt, und dessen Sphäre überhaupt nur zu klein und in der That blos Miniatur ist, um dem Höchsten im Gebiet dieser Dichtung sich gleichzustellen. — Seitdem war der englische Roman in tiefen Verfall gerathen, woraus ihn erst neuerlich der Verfasser des Waverley durch die kräftigste und gediegenste Charakterzeichnung, bei einer ihm eigenthümlichen geistreichen Behandlung historischer Hintergründe und Benutzung auffallender Volksthümlichkeit, wieder erhoben hat. (Vergl. den Art. Scott, Walter, in diesem Bande und in der neuen Folge dieses Werkes.) — Die Franzosen mochten wohl die Mühe scheuen, sich den Ernst zu verschaffen, den die höhere Romanendichtung fordert, und besser gefielen ihnen Mille et une nuits, ihre leichtfertigen Erzählungen, ihre Mährchen der Mutter Gans. Doch verdienen le Sages Gilblas de Santillana, und sein Estevanille Gonzalez, besonders der erstgenannte Roman, ausgezeichnet zu werden. Voltaires Candide, Za-

dig, Mikromegas u. s. w. sind zu frivol, um als Muster zu dienen; Marmontel hat das Verdienst geistreicher Leichtigkeit und Anmuth, d'Arnauds und Florians Erzählungen aber sind für uns nicht viel mehr als Bücher, aus welchen wir ein recht leichtes und gewandtes Französisch erlernen können. Rousseau in seiner Heloise, so wie in seinem Emil, ist am Ende etwas ganz anders als Romandichter, ist Philosoph, und die Zeit, die auf die Rousseausche Philosophie schon den Staub der Vergessenheit geworfen hat, ist wohl Beweis genug, daß diese Philosophie wenigstens nicht die höchste ist. Wir kennen die Romandichtungen der trefflichen Frau von Staël; wir ehren manches aus den Erzählungen der Frau von Genlis und der Mad. Cottin; aber sind wir ungerecht oder einseitig patriotisch, wenn wir behaupten, jene vorzügliche Schriftstellerin, die wir zuerst nannten, verdanke doch das Bessere ihrer Romane dem deutschen Genius, und ihre Corinne sei doch vollendeter und reiner als ihre Delphine. — Von Italien und Spanien (dies letztere hat, wie gesagt, seine Schuld durch seinen Cervantes auf eine Art abgetragen, wie es nur eine so poetische Nation thun mochte) konnte aus dem höhern Grunde der eigentlich poetischen Bestimmung dieser Völker für den Roman nichts weiter erwartet werden, obwohl auch Italien in den Novellen seines Boccaccio geleistet hat, was man nur verlangen konnte. — Aber mit gerechtem Stolze wenden wir uns zu unserm Volke, dem es in seiner Bescheidenheit und bei seiner oft ängstlichen Sorgfalt für innere harmonische Ausbildung des Reinmenschlichen gelungen ist, den Roman zu vollenden und in seiner ganzen Herrlichkeit darzustellen. — Im 17ten Jahrh., nachdem man aus der Flut der Ritterromane erlöst worden war, konnte man bei dem ohnehin schwachen Leben der Poesie und der Verschrobenheit des Geschmacks, die durch Lohenstein und Hofmannswaldau aufgekommen war, und fast sechzig Jahre herrschte, im Roman es nicht höher bringen, als zu Volksmährchen, Schäferspielereien und hochtrabenden, noch in dem Nebel des Wunderbaren begrabenen Heldenromanen, am Ende eine bloße Namensveränderung der Ritterromane. Wir finden auf der einen Seite die Volksbücher von Dr. Faust, von Till Eulenspiegel, von der schönen Melusine, vom hörnernen Siegfried, und auf der andern Zieglers asiatische Banise, Lohensteins Arminius u. s. w. Wir können diesen Zustand höchstens als chaotisch bezeichnen, wo wenigstens alles in der Flut der Wasser des Anfangs untergegangen war, damit sich eine neue Schöpfung daraus erheben möchte. — In der Mitte des 18ten Jahrh. lernte man in Deutschland die Richardsonschen Romane kennen, durch sie ward der schlummernde Funken angeregt. Freilich mußten auch hier die ersten Versuche noch sehr unvollkommen ausfallen, und das Licht hatte lange mit der Finsterniß zu kämpfen. Musäus verpflanzte den Grandison in einer nicht unglücklichen Nachahmung auf deutschen Grund und Boden, und in Sophiens Reisen, von Hermes, muß man bei allen Schattenpartien des bändereichen Werks doch in vielen einzelnen Stellen die Ahnung des eigentlichen Romans anerkennen. Wenigstens bleibt ihnen das Verdienst, der erste deutsche Originalroman zu sein. Von da an ergoß sich nun der Quell des Romans bei unserm Volk in der That in vollen Strömen, und man mag über diese Romanenflut sich vielleicht damit trösten können, daß man nicht vergißt, wo die Natur beschlossen hat, das Höchste hervorzubringen, da müssen die vorhergehenden Versuche ins Unendliche vervielfältigt werden. Es folgten die zum Theil mit Recht verges-

lenen Familiengeschichten von Dusch, Gottwerth Müller, Starke, Lafontaine u. a. Neben diesen kam wohl manches Bessere zum Vorschein. Wir rechnen dahin des humoristischen von Hippel Lebensläufe in aufsteigender Linie, seine Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z., ferner die Klingerschen Romane, die Arbeiten des Grafen von Bengel-Sternau, des Verfassers des goldnen Kalbes, die Romane von Heinse, Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis (Hardenberg), Ernst Wagner, Anton Wall, und den herrlichen Jean Paul (Friedrich Richter) u. a. Allein zugleich gabs auch wieder Siegwarts und von ihm abstammende ähnliche, süßliche, weinerliche Liebesgeschichten; es gab Rinaldos und baiersche Hiesels, Weiber und Männer, wie sie sein sollten, mit ihrem langen Anhange; kurz der Geist des Romans schien nach allen Richtungen hin sich versuchen zu wollen, bis er endlich das Rechte treffen möchte. — Vielleicht ist es uns schon von manchem Leser verübelt worden, daß wir noch nicht mit einem Worte des eine Zeitlang allgemein gefeierten Wieland gedacht haben. Wir ehren in der That die seltenen Verdienste dieses wahrhaft großen Mannes um die deutsche Poesie. Eine innige, lebendige Kenntniß des menschlichen Herzens und der Leidenschaften ist ihm durchaus nicht abzusprechen. Aber wir wollen es auch nicht verhehlen, daß, nach unserer Überzeugung, ein Wielandscher Agathon unendlich mehr Sinnlichkeit und Lüsternheit angeregt hat, als er zu besiegen und zu beherrschen im Stande war, und wenn er der Zeit ein Ideal der Menschheit vorgehalten hat, so war es Ideal der kunstmäßig ausgebildeten Wollüstigkeit eines untergehenden Zeitalters. Von Wielands Wirksamkeit an datirt sich unverkennbar die Weichlichkeit und französische Wollüstigkeit der vornehmern Stände Deutschlands, bei der wir nicht entscheiden wollen, wie großen Antheil Wieland an ihrem Entstehen und ihrer Ausbreitung hatte, die uns aber gewiß in Schmach und Schande begraben hätte, wenn wir nicht durch den Posaunenton des Kriegs wieder aufgeweckt worden wären. Wir mögen es also wohl leicht verantworten, wenn wir Wieland von der Preisbewerbung ausschließen. — Aber desto höher und herrlicher strahlt noch im Silber des Alters der große Dichter, der nun fast ein halbes Jahrhundert die Zierde des deutschen Parnasses ist. Er gab zuerst in Werthers Leiden, in einem Miniaturgemälde (fast nur eine Novelle), die erste wahre Idee von einem Roman. Hier ist schon Charakterschilderung in hoher Ausbildung. Darauf folgte nun das, was wir mit inniger Überzeugung das Höchste im Gebiete des Romans nennen, Wilhelm Meisters Lehrjahre, in welchem der Dichter, wie jeder sinnige Leser ahnete, noch ehe die geniale Selbstbiographie es bestimmt aussprach, ein treues, aber im eigentlichen Sinne dichterisches Bild des Edelsten und Besten seiner Zeit aufgestellt hat. Dies Werk umfaßt wirklich alle Stände und Alter und Verhältnisse der Menschheit, in das Rosenlicht der schönsten individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht, und (was es uns ungemein theuer machen muß) es gibt deutsches Leben in der höchsten Vollendung, die es nur haben kann. Solche Männer, solche Frauen, solche Kinder hat kein Roman weiter aufzuweisen und (die wahre Apotheose des Dichters) es sind nicht abstracte Tugenden und Laster, sondern alles ist concret, individuell, voll Leben und Selbstständigkeit — Charakterschilderung, die Seele des Romans, und der höchste Triumph dieses Werks. Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier darstellt und das sich in dem Helden, im Wilhelm Meister, gerade von der schön-

sten Seite individualisirt hat, begriffen; so würde man nicht auf den traurigen Irrwahn gekommen sein, der den Schluß des Werks nicht schließend findet; ein Irrwahn, der, wie gesagt, deutlich beweist, daß man die Absicht des Ganzen gar nicht geahnet hat; denn dies gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen solchen, der noch eine unendliche Aussicht des Strebens und Sichbildens eröffnet. Um nun aber nach der Ilias auch noch eine Odyssee zu geben, gefiel es dem Dichter, seine Wahlverwandtschaften hervortreten zu lassen, ein geglättetes Meisterstück! Und wenn wir im Wilhelm Meister die lieblichste Frühlings- und Sommerblume erhalten haben, so sind jene eine Herbstblume, in ihrer Weise nicht weniger schön als dieser. Die den Wahlverwandtschaften so oft vorgerückte Unsittlichkeit wird, unsers Erachtens, dadurch widerlegt, daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe geben kann, als gerade dies Buch und sein ganzer Inhalt. Denn die Heiligkeit der Ehe kann ja selbst die Bande der Natur überwältigen, und ihr werden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer gebracht. Wir können nicht umständlicher über diese höchsten Zierden unserer Romanliteratur sprechen, deren Zahl durch die herrliche Selbstbiographie, die der Verfasser sinnvoll Wahrheit und Dichtung nannte, noch vermehrt worden ist, weil uns der Raum mangelt. Doch, gilt unsere Theorie, und wir glauben sehr fest daran, so wird es keinem schwer fallen, unserer Meinung zu sein, und dann, sind wir überzeugt, wird ein großer Theil der Mißurtheile über Göthes Romane von selbst wegfallen. Es gab eine Zeit, wo der Flug der Götheschen Dichtung noch weniger erkannt wurde als jetzt; aber es wird eine Zeit kommen, wo der Genius derselben frei und herrlich sich aufschwingen, und, wie es ihm gebührt, im Gebiet der Kunst unumschränkt herrschen wird. Im Ganzen indeß hat doch das Zeitalter die Größe der Götheschen Meisterwerke, wenn auch mehr durch That als Wort, anerkannt. Der Dichter hat uns neuerlich den Helden seines Romans in Wilhelm Meisters Wanderjahren in neuen Verhältnissen wieder vorgeführt, und nur in so fern mag man das neue Werk eine Fortsetzung des frühern nennen; aber über Bedeutung und Absicht desselben kann bei dem Bruchstücke, das wir erst besitzen, noch nicht geurtheilt werden. Ernst Wagner hat in seiner gelungensten Schrift, „Wilibalds Ansichten des Lebens," ihn vor Augen gehabt. In Sternbalds Wanderungen von Tieck ist der Einfluß des Götheschen Vorbildes nicht zu verkennen; und noch haben wir ein Bruchstück, „Florentin, von Fr. Schlegel," wovon nur der erste Theil erschienen ist, der wohl das Nachbild ist, das seinem Vorbilde am nächsten steht. Möchte der geistreiche Dichter das Werk vollenden, das nur seine Hand vollenden kann! Es wäre sehr Schade, wenn der kräftige Florentin kein Ziel seines herrlichen Strebens finden, und also unvollendet auf die Nachwelt kommen sollte. — Ernst aber und warnend steht die Unerreichbarkeit des vollendeten Musters da, und scheint eben dadurch am meisten mitgewirkt zu haben, daß der Schwarm der Nachäffer nicht allzugroß wurde. M-i-r.

Romana (Marquis de la), einer der berühmtesten spanischen Feldherren in dem Kriege, welchen die Spanier seit 1808 gegen Napoleon führten. Dieser, seine Plane gegen die Bourbons in Spanien vorbereitend, hatte 1807 ein spanisches Armeecorps von 10 bis 12,000 Mann nach Deutschland gezogen, an dessen Spitze der General Romana stand. Er war wieder dem Oberbefehl des Marschalls Berna-

batte untergeordnet, und erklärte diesem, in seinem und seines ganzen Corps Namen, ihre Anhänglichkeit an Joseph Napoleon. Aber diese Erklärung war nur eine durch die Noth abgedrungene, durch die Umstände gerechtfertigte Täuschung. Voll Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes trat Romana, seine Stellung auf der Insel Fühnen benutzend, zu derselben Zeit mit dem Befehlshaber der dort aufgestellten englischen Seemacht in geheime Unterhandlung, erhielt englische Transportschiffe, und schiffte sich nebst seiner gesammten Mannschaft, mit Zurücklassung weniger Abtheilungen, die nicht schnell genug hatten herbeigezogen werden können, vom 17ten bis 20sten Aug. 1808 glücklich zu Nyborg und Svendborg ein, und langte, wirkungslos von Napoleons Acht verfolgt, zu Coruña an. Seitdem war Romana unermüdlich beschäftigt, die Spanier gegen ihre Unterdrücker anzuführen. Er gab zuerst die Idee an, die Bauern zu bewaffnen, und die unter dem Namen Guerillas so bekannten Banden zu bilden, um mit ihnen alle Heerstraßen zu beunruhigen, und die Verbindungen der Franzosen zu erschweren. Sein Scharfblick erkannte, daß auf diese Weise ein leicht zu entflammendes Volk, und neue Soldaten, die an den Krieg nicht gewöhnt, schlecht gezogen und schlecht befehligt waren, und die gegen die krieggeübtesten Truppen Europas kämpfen sollten, mit dem besten Erfolg benutzt werden konnten. Unläugbar hat Romana sowohl dadurch, als durch seine persönlichen Dienste, einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens gehabt. Weniger in der Gunst der Junta (die nur zu oft von Privatrücksichten geleitet wurde), als im vollen Vertrauen der Engländer, führte Romana zwar nie ein zahlreiches Heer an, aber auch so machten ihn sein unversöhnlicher Franzosenhaß und die unbegrenzte Anhänglichkeit der Seinigen furchtbar. Er war eben im Begriff, im Anfang des J. 1811 aus Portugal gegen die Franzosen, die neue Vortheile errungen hatten, zu ziehen, als er, von den unaufhörlichen Anstrengungen erschöpft, starb. Er war nicht nur ein tapferer, umsichtiger, patriotischer Feldherr, sondern auch ein sehr gebildeter Mann, der mit einem einfachen Äußern Feinheit des Geistes und ausgebreitete Kenntnisse verband. Er hatte zwei Jahre in Leipzig studirt, und war mit der Literatur, namentlich der alten, mehr als oberflächlich bekannt.

Romanische Sprachen heißen diejenigen, welche sich in den zum römischen Reiche gehörigen Ländern Europas, wo die lateinische Sprache eingeführt war, zur Zeit des Verfalls und Unterganges des weströmischen Kaiserthums, in dem Munde der Landesbewohner und einwandernden Barbaren bildeten. Sie sind ein Gemisch der lateinischen Sprache und der verschiedenen Sprachen der Barbaren, jedoch erscheint in allen das Lateinische als Grundlage und Haupttheil, nur nach Verschiedenheit der Völker verschieden gestaltet. Diese Sprachen sind die italienische, portugiesische, spanische, französische und die rhätische oder romanische im engern Sinn.

Romano (Giulio), s. Julius Romanus.

Romantisch. Romantische Poesie. Das Wort selbst deutet offenbar auf südlichen Ursprung und auf jene wunderbare Zeit hin, in welcher die neuere Geschichte der südlichen Völker ihr schönes idealisches Jugendalter gelebt hat. Wie Roman den Namen erhielt von der romanischen Sprache (Romanzo), jener Entstellung der lateinischen durch Wörter aus den Sprachen der eingewanderten Völker, die den Übergang bildete zu den neuern südlichen Sprachschwe-

stern, so ist unstreitig auch dieses Wort demselben Grunde entwachsen, wenn auch die Sache selbst schon vorher da war. Der Name einer Sache entsteht immer da erst, wo der damit bezeichnete Gegenstand zu seiner Blüthe gelangt; und so wird die Bedeutung des Romantischen auch am besten durch Betrachtung jener schönen, wundervollen Zeit gefunden werden, in welcher im Süden von Europa, mit den neuen Sprachen, der Geist und das Wesen einer neuen Ära sich entwickelte, und ziemlich schnell eine Blüthe entfaltete, die nun auch schon längst wieder untergegangen ist. Doch ehe wir uns zu diesem Geschäfte wenden, wollen wir einen Mißbrauch rügen, der mit dem Worte romantisch, das überhaupt eins der Lieblings- und Modewörter unserer Zeit ist, getrieben wird. — Mit romanhaft wird es oft verwechselt, und so soll und muß es denn oft im guten, größtentheils aber im schlimmen Sinne alles vom Gewöhnlichen Abweichende, das Idealische, das Phantastische, Seltsame, Verschrobene bezeichnen. So gebraucht man es von Begebenheiten und Handlungen, Charakteren, Physiognomien, und meint ihnen damit nicht allemal etwas Schmeichelhaftes nachgesagt zu haben. — Wir eigenen dies Wort der Kunst, zunächst der Poesie zu, und meinen, daß damit, nach der ersten und ursprünglichsten Bedeutung, eine jener schönen Formen bezeichnet werde, in welchen die Kunst zu den verschiedenen Zeiten der Geschichte aufgetreten ist und geblüht hat. Sind auch die Formen und besondern Gestalten, in welchen die Kunst, und vornehmlich die Dichtkunst, im Gang der Geschichte sich zu offenbaren pflegen, nach Völkern, Zeiten und Individuen unendlich mannichfaltig: so dürfte es doch nicht schwer sein, auch in dieser Mannichfaltigkeit ein Gesetz der Einheit zu finden, und jene Verschiedenheiten auf zwei oder drei Hauptarten zurückzuführen, welchen dann die einzelnen Schattirungen mehr oder weniger nahe verwandt sind. — In der Geschichte der Kunst (und wiederum beziehen wir uns zunächst auf die Poesie) sind, dünkt uns, wenn wir uns zumal auf die europäische Geschichte einschränken, sehr bestimmte Anzeigen davon gegeben. Hier scheint der Gang der Bildung zwischen schöner Einfachheit (dem Edeln) und erhabener Mannichfaltigkeit (dem Großen) noch ein drittes, schöne Mannichfaltigkeit, berührt und in seinen Kreis mit aufgenommen zu werden. Jede dieser drei Arten der Poesie ist in der Geschichte durch einen besondern Cyklus bezeichnet, und wenn die erste unter den idealischen Griechen ihre erste Blüthe erreichte, so gehört die zweite unstreitig der ersten großen Dichtung des Nordens und der damit verwandten des alten Deutschlands an; und die dritte hat sich augenscheinlich in dem schönen Blumengarten geoffenbart, den sich die Poesie in und nach dem Mittelalter in dem herrlichen Süden von Europa erzogen hatte. Diese letztere ist uns romantische Kunst. — Schön in ihrer herrlichen Einfachheit, wie die Natur selbst unter dem weiten, immer reinen Himmel Joniens, ist die griechische Poesie. Nicht das Gigantische, das Ungeheure ist der vorherrschende Charakter derselben, sondern das Edle, das Große, doch nur in einem schönen, hellen, durchsichtigen Gewande. Dagegen, wie die ewigen Berge und Wälder und stürmischen Meere, und der düstere geheimnißvolle Nebelhimmel des Nordens, so ist die Poesie desselben, die erst die neuere Zeit in ihrer wahren Größe zu würdigen gelernt hat, gigantisch, voller Riesen und mächtiger Helden, weithinausschreitend über die Engen menschlicher Niedrigkeit und selbst der Form nach mit großem, ernsten, furchtbaren Tritte einherschreitend. Und nun, wie freund-

sch, und doch auch wieder nicht griechisch, ist die südliche, die romantische Dichtung! recht eigentlich das verbindende Mittelglied zwischen beiden, wie die Länder, in welchen sie blühte, selbst die Brücke waren, auf welcher der Norden mit dem Lande und den Kunstschätzen der Griechen späterhin in Berührung kam. — Ein schönes, liebliches, wunderlich bewegtes Gemälde thut sich unsern Blicken auf, wenn wir im Geist unter dem milden, südlichen Himmel der Provence in die blinkenden Schlösser der gewaltigen Herzoge und Grafen eintreten. Versammelt ist ein glänzendes Hoflager in Gärten und Hainen, die die Natur selbst gemacht hat, das Turnier geendigt, die Preise unter die siegenden Ritter vertheilt von den Händen der schönsten Dame des Festes, das prächtige Mahl wird gehalten, süße Minne würzet den Becher und regt unnennbar Wohl und Weh wie mit Zaubergewalt im Herzen auf. — Siehe, da erscheint der Troubadour, die lieblich klingende Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßen mit stiller Freude den lieben Gast. er stimmt die Saiten, alles lauscht seinen Tönen, und nun strömen von seinem Munde die Thaten des großen Carl, des unbesiegten Roland, des Königs Arthus, der gefeierten Tafelrunde. — Wie die Frühlingssonne zaubert sein Lied einen bunten, duftenden Blumengarten hervor. — Feen baden sich in krystallhellen Seen, Zaubersprüche schaffen im kalten, unwirthbaren Norden freundliche Auen und Gärten, von Drachen und Ungeheuern bewacht, aber jeden, der in ihre lockenden Labyrinthengänge eingegangen ist, mit unauslöschlichem Liebreiz festhaltend in den Zauberbanden Armidens. Auch der Schoß der Erde und der Gewässer thut sich auf, in ihm leuchtet eine andere geheimnißvolle Sonne, Gold und Edelgesteine wachsen da in herrlichem Glanze. — Doch jetzt führt den Ritter sein schützender Zauber ins dichteste Schlachtgewühl, Riesen stürzen vor seinem Schwerte, die gedrängtesten Scharen durchbricht sein unbesiegter Degen, er verfolgt den furchtbarsten der Feinde. Der Eifer zieht sie in entlegene Wüsten und Wälder. — Hier Ritter dem Ritter gegenüber, erhebt sich der schrecklichste Zweikampf. Schon wollen beide ermatten, und ermattend noch kämpfen, da erscheint die Geliebte, von beiden in gleicher zauberhaften Liebe verehrt, der Haft entflohen. Ihr Anblick vereinigt die erhitzten Kämpfer in dem einen Wunsch, die Fliehende zu ereilen und festzuhalten, und wie reißt nun das abenteuerliche Schicksal die Suchenden so weit aus einander, daß sie wohl nie wieder zusammenkommen werden! Neue Kämpfe, neue Verwickelungen, England und Welschland, Äthiopien und Spanien, Arabien und Deutschland, überall hin trägt der Hippogryph der Dichtung mit Windeseile, und reich und unerschöpflich mannichfach verschlingen die Fäden des Gewebes sich, wie die Blumen eines bunten Wiesenteppichs im Frühlinge, unzählbar dem Auge des Beschauers, bis das Auge, nimmer müde des bunten Farbenspiels, sich gewöhnt hat, in dem ewigen Wechsel der Gestalten selbst Einheit zu finden. — Merkwürdiger Geist der romantischen Dichtung, hervorgegangen aus dem Geist der Zeiten und Länder, da sie blühte! Mannichfaltigkeit, aber im Zaubergewande des Schönen, sind unverkennbar die Züge desselben. — Das Abenteuerliche, das Sentimentale im guten Sinn, es ist das Romantische nicht selbst, aber es liegt im Kreis desselben; dieses aber ist die natürliche Rückwirkung auf den Menschengeist von den Bergen, Thälern, Flüssen, Bäumen und Blumen des Südens. Jede Gegend, jede Landschaft der Erde, von der stillen Höhe des Olympos, den schönen, einfachen Flächen Joniens, bis zu dem ewigen Eise der nordischen Wälder und den

schneebedeckten Ebenen Sibiriens, hat ihr eigenthümlich Schönes, ihren ästhetischen Charakter voll eigenthümlichen Reizes, und dieser Charakter hat sich immer auch in Kunst und Poesie solcher Länder abgedrückt. Aber welch eine schöne, liebliche, bunte Mannichfaltigkeit ist nicht der Charakter jener südlichen Gegenden Frankreichs und Spaniens, denen die romantische Dichtung eigenthümlich ist! Welch eine Üppigkeit und Fülle, die weit über die Einfachheit Griechenlands und die brennenden Flächen des untern Italiens (denn die Lombardei gehört mit in den Länderkreis des Romantischen) sich erhebt, und von dem Wilden, Grotesken des Nordens mit seinem Schrecken und düstern Nebeln und ewigem Schnee eben so weit entfernt ist. Wenn im Norden die Flur gleichsam nichts weiter ist als eine große Wildbahn, wo der kühne Jäger gelockt wird, mit dem Ur und dem Elen sich zu messen; wenn griechische Landschaft in ihrer edeln, herrlichen, alles schimmernden Reizes entkleideten Einfachheit von selbst zur idealischen Lebensansicht hinleitet, und Veranlassung wird, das Leben geistiger zu nehmen: so sind die schönen, freundlichen Gegenden der Provence, Gasconiens (das alte Königreich Aquitanien), die reichen, mit allen Gaben der Flora und Pomona gesegneten Küsten Spaniens, so sind selbst manche Gegenden im südlichen Deutschland liebliche Gärten, in welchen das Leben von selbst zum Spiel und Genuß wird. Eine milde, warme Luft das ganze Jahr hindurch, in den heißen Monden von der Nähe des Oceans, oder von den plätschernden Silberbächen der nahen Gebirge abgekühlt, unter einem fast immer heitern Himmel, die Äpfel der Hesperiden prangend in duftenden, schattengebenden Wäldern, die Erde, ohne viele Bearbeitung zu erfordern, im Überfluß gewährend nicht nur was der Leib bedarf, sondern auch was ihn erquickt und ergötzt, bunte, zerstreuende, reizende Abwechslung überall, zahllos, wie die bunten Blumen der Wiese, kann da Lebensgenuß und Lebensansicht anders als romantisch, d. h. sinnlich weich, reinlich und zierlich in einem schönen, bunten Farbenspiel des Genusses werden? — Gesang und Saitenspiel zu dem Geläute der weidenden Herden, die zu hüten und zu warten, statt Mühe, selbst Spiel und Unterhaltung gewährt, Übungen in ritterlichen Kämpfen zum Scherz und im Ernst, Minnelust und Sinn für eine Poesie, die so bunt, lieblich und sinnlich ist, wie die Landschaft selbst, ein fast wollüstiges Spielen mit Glauben und Christenthum, das sind die natürlichen Accorde aus der Menschenwelt zu dem harmonischen Spiele der Natur. Das ernste Schicksal der griechischen Tragödie, die düstere, nebelige Norne und Wallküre der Nordländer wird hier zur Zauberei und Feerei, die Liebe zum Minnedienst. Die schönste Blume des Lebens ist ein Ritterthum, abenteuerlich, bunt und mannichfach im Gemisch des Geistigen und Sinnlichen, und mehr ein liebliches Spiel als düsterer, schneidender Ernst. — Wir finden in jeder Poesie romantische Partien. So ist die Odyssee, der Ilias gegenüber, mit den Abenteuern ihres Helden, mit ihrer Circe und Kalypso in gewissem Grade romantisch; so sind die mythologischen Dichtungen von den Cyklopen, den Arimaspen, den Gräen, den Hesperiden (nur mit vorherrschendem griechischen Geiste) romantisch. So fehlt es dem nordischen Fabelkreis gar nicht an den reizendsten romantischen Einzelnheiten. Aber eigenthümlicher, vorherrschender Charakter ist das Romantische in den provenzalischen Dichtern und in dem Mythenkreise der eigentlichen alten Ritterromane, der unstreitig dem Süden von Europa entsprossen ist, und von da erst sich weiter ausgebreitet hat. Dieser roman-

tische Geist herrschte von Italiens Alpen, von Limosiniens Rebenhügeln, über die Pyrenäen hinüber bis an die Meeresgrenzen des von den Mauren besetzten Spaniens; Christ und Araber lebt in ritterlichen Spielen und Thaten, Herzog und Ritter in lauter Festen; ein König zieht, vom Thron verstoßen, wie zum Fest, mit Rittern und Damen und Dichtern hinaus ins freie Feld, in den grünen Wald, wohnt unter Zelten, und vergißt unter Spiel und Gesang, unter dem herrlichen Laubdache schützender Bäume, den Verlust der Krone, und kehrt nur mit Wehmuth auf den dornenvollen Königsstuhl zurück. — Über die Geschichte dieser Romantik können wir uns hier nur in wenigen Andeutungen erklären, da vieles hieher Gehörige schon unter den Artikeln: Mittelalter, Deutsche Poesie, Ritterwesen rc., bereits angeführt worden ist. — Nach den Zeiten Carls des Großen, unter seinen schwachen Nachfolgern, machten sich die Großen des Reichs immer unabhängiger. Die schönen burgundischen Königreiche entstanden. Die Grafen von Provence, von Toulouse galten oft mehr als der König, den sie wohl auch befehdeten. Die Hofhaltung in der Provence war eine Zeitlang die sorgfältigste Pflegerin alles ritterlichen Thuns und Wesens. Ganz Frankreich, besonders im Süden, ein buntes Blumenbeet voll der schönsten und mannichfaltigsten Herrscherblumen. — Die Kreuzzüge, die gerade in jenen Ländern die meiste Theilnahme fanden (selbst das romantischste Gemälde in der ganzen Geschichte), kamen hinzu, und so finden wir in Frankreich die schönen Dichtungen von Carl dem Großen, seinen Pairs, seinen Kämpfen mit den Mauren, erfunden und ausgebildet. Wie lieblich ist dies schöne Blumengewinde von Meister Ariosto in seinem rasenden Roland mit allem Reichthum und Zauber der Romantik ausgestattet! — In Spanien verschaffte der Kampf der Christen mit den Mauren, das allmählige Aufkommen christlicher Königreiche, der romantischen Poesie Stoff und Nahrung. Selbst die ganze Geschichte dieses Kampfes ist, wie es das ritterliche Volk, das ihn bestand, immer bis in die neueste Zeit herab gewesen ist, im höchsten Grade romantisch. — Aber nun ging Romantik auch nach England, nach Deutschland über. Dort (in England) wurde doch noch (aber offenbar, weil England durch die Normandie mit Frankreich so nahe verbunden war) der Mythus vom fabelhaften König Uterpendragon, von Arthus ächt romantisch ausgebildet, und gab selbst der südlichern Romantik seine Dichtung vom Zauberer Merlin ab. Aber in Deutschland konnte, und auch dies blos im südlichen, in Schwaben, durch die Minnesänger, die einem andern Clima gehörige Pflanze des Romantischen kaum noch zu einer ächt volksthümlichen Ausbildung gelangen. War doch Deutschland schon im Besitz einer besondern Sprache, so wie einer eigenthümlichen Poesie, der herrlichen nordischen. — Unsere Zeit nun gleicht in Bezug auf Poesie einem großen Stapelplatz, einer bunten Messe, auf der man Griechen und Franzosen und Engländer und Skandinavier, jeden in seiner eigenthümlichen Tracht und Weise, umherwandeln sieht. Wir haben kaum ein anderes Verdienst um Poesie, als daß wir das, was in dem Gange der Zeit allmählig und periodensweis sich entwickelte, in eine Periode vereinigt, die zerstreuten Strahlen in einen Brennpunct gesammelt, und so, ohne etwas Eigenthümliches zu besitzen, die Geister der Vorwelt heraufbeschworen haben. So sehen wir denn neben der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritte auftretenden Riesengeist nordischer und damit gewiß verwandter ächt germanischer Poesie, auch die heitere, frische, üppige Romantik lieb-

lich verschwistert mit jener umherwandeln. Daß wir auf diese Weise wohl am besten geeignet sind, Aristotelesse nach den Homeren zu sein, Kunstkritiken zu machen, und den Geist der Waaren als kluge Kaufleute besser zu verstehen, als mancher Künstler selbst, liegt am Tage. Aber möchte sich nicht auch sehr natürlich daraus beweisen lassen, daß unsere Kunst blos liebliche Nachblüthe sei, und wenigstens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haschen nach und das Reden von Originalität unter uns sein möge? M-i-r.

Romanze, die eigentliche Dichtungsart der romantischen Poesie, fast gleichbedeutend mit Ballade, wie schon oben unter diesem Worte bemerkt ist. Ehe wir in das Besondere dieses Artikels eingehen, sei es erlaubt, eine Art genetischer Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten zu versuchen, und überhaupt unsere Absicht von Kunst mit wenigen Zügen anzudeuten. — Wenn lyrische Poesie auf die Darstellung eines Zustandes beschränkt ist, epische und dramatische aber Begebenheiten, Handlungen zeichnet, so ist jene erstere nothwendig beinahe nur plastisch, diese beiden hingegen sind producirend und organischbildend. Hieraus ist es nun wohl leicht erklärt, aus welchem Grunde lyrische Poesie gerade in der Blüthenzeit, und besonders in der ersten Epoche eines Kunstzeitalters vor der Musik, der sie noch ganz nahe steht, wenig emporkommen kann, und erst gegen das Ende eines Kunstcyklus mehr Breite und Land gewinnt, wogegen fast alle Poesie in ihrem Beginnen episch-dramatisch ist, denn hier kann weder Musik noch Malerei nach oder auch nur nahe kommen. Sagen, Mährchen, Heldengeschichten sind darum unter allen Völkern der Anfang, und größtentheils auch die höchste Blüthe der Poesie gewesen. Aber freilich nach der Individualität jedes Erdtheils, in welchem die Blume der Dichtkunst aufblühte, hat sich auch dies individuell und mit besondern Eigenthümlichkeiten entwickelt. — Nehmen wir Epos hier als das Gattungswort für alle Dichtungsarten, welchen geschichtlicher Stoff zum Grunde liegt, so ist es erlaubt, epische Poesie im engern Sinne, und dramatische als die beiden nothwendigen und allgemeinsten Arten desselben zu betrachten: sie sind nämlich entweder wirkliche Darstellung der Begebenheit (Drama) oder Erzählung (Heldengedicht) u. s. w., und zwischen diesen beiden Polen bewegt sich der ganze Kreis der historischen Dichtung, entweder dem einen oder dem andern näher tretend, und zugleich dadurch unendliche Mannichfaltigkeit der Dichtungsarten begründend. Wir haben wohl kein Drama, das in allen seinen Theilen Drama wäre, und kein Heldengedicht, das nicht hie und da selbst wieder dramatisch würde. — Das Epos (nach der engern Bedeutung) in seinem ruhigern, edlern, hellen Gange war dem griechischen Boden eigenthümlich, und Äschylus nannte mit Recht seine Dramen das Nachessen Homers. Weit dramatischer, größtentheils tragisch, ist die nordische Poesie, und der glückliche Versuch, den unser Fouqué mit den Sigurdssagen gemacht hat, sie zu dramatisiren, ist ein Beweis für unsere Behauptung. Wie vollendet dramatisch ist das Nibelungenlied! und was zum Verständniß des göttlichen Gedichts nöthig ist, liegt auch schon alles im Kreise desselben, und geht wirklich vor unsern Augen vor. — Wie nun das Romantische zwischen griechischem und nordischem Geiste nach unserer obigen Ansicht in der Mitte steht, so scheint die Romanze (um zu unserm Vorhaben wieder zurückzukehren) die Frucht zu sein, welche epische Poesie in dem südlichen Europa im schönen Zeitalter des Ritterthums allein bringen konnte und wirklich gebracht hat. — Wenn nordische Poesie in

einzelne große, ungeheure Sagen zusammengeht, wenn das griechische Epos fast einzig in dem großen aber einfachen Cyklus des trojanischen Kriegs sich bewegt, und überall eine edle, würdige Einfalt im Rath der Olymposbewohner wie im Schlachtgewühl der Helden vor Troja offenbart: so ist die romantische Epik in unzählige kleine Blüthen und Blumen aufgegangen, durchgängig mit lyrischem Ausdruck, und das der Grund des unendlichen Reichthums an Romanzen. Das größte Epos des Süden bleibt immer des Ariosto herrlicher Blumengarten; aber ist er etwas anderes als eine köstliche Perlenschnur der lieblichsten Romanzen, sinnvoll und künstlich angereiht? Und selbst des Tasso göttliches Gedicht von Jerusalems Eroberung löst sich in eine Reihe schöner kleiner epischen Dichtungen auf, durch welche sich nur der rothe Faden der Verehrung für das herzogliche Haus, das ihn beschützte, hindurchzieht. — Dies gibt uns, glauben wir, die beste Theorie der Romanze. Sie ist episch (im weitern Sinne des Worts), aber zwischen dem Heldengedicht Homers und den nordischen Sagendramen in der Mitte liegend. Sie verhält sich auf der einen Seite zu dem Heldengedicht, wie die Novelle zum Romane, auf der andern Seite hat sie das Gedrängte, Rasche der dramatischen Darstellung, und ist ganz aus der Individualität der romantischen Bildung hervorgegangen, mit welcher sie auch den Ursprung ihrer Benennung gemeinschaftlich hat. Zu rein und hell, zu licht und fröhlich ist die Romantik, als daß sie zu dem Ernst und dem Ungeheuern der nordischen Poesie sich erheben könnte; aber auch zu sehr auf Genuß berechnet, zu sinnlich, zu bunt und gaukelnd, als daß sie die idealische Einfachheit und Dauer, den ruhigen, stillen Fluß des griechischen Heldengedichts sich aneignen könnte. So entstanden jene lieblichen Gedichtsblumen, deren Knoten schnell sich knüpft, oft plötzlich in eine unerwartete Verschlingung hineingeht; aber eben so schnell ist er auch wieder gelöst und die leichte Welle des Gesangs hüpft zu einem neuen Gegenstande über. — Unter dem Fenster seiner Dame, zur sanften, wollüstigen Guitarre singt der Dichter sein Lied; seine Liebe, wie sein ganzes Leben, ist ein lieblicher Wechsel von Weh und Lust, von Genuß und Ruhe, ein heiliger, milder Abend um ihn, und ein kindlichlüstern Herz in ihm, so wird die Klage der Liebe zum leichtbewegten, sanft hinströmenden Gesange von des Ritters Treue bis in den Tod, von dem Blümlein Wunderschön, und wir haben eine Romanze in ihrer schönsten und natürlichsten Äußerung, aus der Classe der zartesten und rührendsten, eine Romanze der Liebe. — Leichtigkeit, Gedrängtheit, Mannichfaltigkeit, und über dies alles das schöne, schwellende Licht des Südens ausgebreitet, das sind die Haupteigenschaften der Romanze. Sie ist Erzählung einer Begebenheit und in Form und Inhalt romantisch, durch die lieblichen Reim- und Assonanz- und Consonanzgewinde und die Zaubergärten abenteuerlicher Gegenstände sich hindurchschwingend. In dieses Gewand kleidet sich hier alles, jede Empfindung, die angeregt, jedes Gefühl, das ausgesprochen werden soll, vom Gräßlichen bis zum süßen Zauberspiel der Liebe herab. — So verschieden jedoch das Heldengedicht, das Drama sein kann, so verschieden kann auch die Romanze sein, komisch, tragisch; selbst die Satyre und die Ironie ist nicht ganz davon ausgeschlossen, aber alles im Geist des Romantischen, schön in bunter Mannichfaltigkeit. — Ohne dies näher zu erörtern, da es leicht aus der Theorie des Heldengedichts und des Dramas abgeleitet werden kann, und zu weit führen möchte, indem hierin auch der Aufschluß über den ver-

schiedenen Geist der Romanze bei den verschiedenen Völkern, die sie ausbildeten, zu suchen ist, sagen wir nur noch Weniges über die Geschichte. — Spanien ist das Hauptland der Romanze, und in dem Kampfe mit den Mauren, der Jahrhunderte lang dauerte, und statt das Bild eines allgemeinen, zusammenhängenden Streits zu gewähren, selbst höchst romantisch an die Guerillas der neuern Zeit erinnert, und in einzelne Ritterzüge zerfällt, mochte der reichste und schönste Stoff zu zahllosen Romanzen gegeben werden. Der einzige Alonso de Fuentes, welch einen Reichthum herrlicher Romanzen hat er nicht geliefert! — In dem alten Frankreich fehlte es nicht an ähnlichen Gesängen, wenn gleich nicht unter dem Namen der Romanze. — In dem ältern und neuern England floß der Strom dieser Dichtung ebenfalls sehr reichlich. — So bei jeder Nation aus dem Kreise der Romantik. — Aber in der neuesten Zeit, wo allmählig die Schätze aller Nationen allen gemeinschaftlich geworden sind, und selbst die Orangengärten des Südens im Norden aufblühen, wo der Geist der Poesie, ohne ein eigenthümlicher zu sein, in der Nachbildung der Dichtungsarten aller Zeiten und Länder eine gewiß nicht zu verachtende Universalität sich erworben hat, in der neuesten Zeit, und zwar besonders in derjenigen Nation, die ohne Zweifel jetzt allen übrigen die Dichterpalme entrissen hat, in der deutschen, ist kaum eine Dichtungsart schöner ausgebildet, und sorgfältiger und mannichfaltiger geübt worden als die Romanze. Unübertroffen stehen Schiller und Göthe in ihren Balladen und Romanzen da, obgleich nicht zu verkennen ist, daß, wenn der erstere eigentlich romantischer ist, der letztere auch in der Behandlung dieser Dichtungsart jene griechische Einfachheit und Idealität offenbart, die so unverkennbar der Hauptzug in dem ganzen geistigen Wirken dieses großen Mannes ist. — Und wem sind neben den ältern Romanzen eines Bürger, Stolberg, Maler Müller u. a. die köstlichen Gaben eines Tieck, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel, Schwab unbekannt? — worüber dann leicht die Unzahl schlechter Romanzen aus den Federn des Dichterschwarms vergessen werden mag. M-i-r.

Romanzow (Graf Nicolaus), russischer Kanzler und vorher, von 1807 bis zum Kriege von 1812, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist der Sohn des Feldmarschalls Peter Romanzow, der die Regierung Catharinens durch seine Siege über die Türken so glänzend verherrlichte. Früher Minister des Handels, hat er durch die einsichtsvollsten Maßregeln die großen Ideen Alexanders zur Beförderung des in- und ausländischen Verkehrs, namentlich in Beziehung auf Odessa, thätig befördert. Übrigens galt er für einen Anhänger Napoleons. Blieb seitdem ohne höhere Anstellung und lebt den Wissenschaften. Auf seine Kosten erscheint seit 1813 in Moskau ein russ. Codex diplomaticus. — Sein Bruder, Michael Paul, Graf Romanzow, eröffnete seine diplomatische Laufbahn als Gesandter am berliner Hofe. 1808 begleitete er den Kaiser Alexander zu der Zusammenkunft in Erfurt, übernahm nach derselben, zur Einleitung des Friedens mit England, eine Sendung nach Paris, und kehrte im März 1809 ohne Erfolg von Paris zurück. Er ward hierauf zu den Friedensunterhandlungen mit Schweden gebraucht und schloß am 5ten Sept. 1809 den Frieden von Friedrichsham ab, durch welchen Rußland Finnland und die alandschen Inseln erwarb. Während der Feldzüge von 1813 bis 1814 blieb er in Petersburg, an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, die jedoch

im Feldlager des Kaisers von diesem selbst geleitet wurden. Nach der Rückkehr desselben gab er das Portefeuille an den Grafen Nesselrode ab. Seitdem lebt Graf Romanzow von den öffentlichen Angelegenheiten entfernt, und widmet sein Leben und seine großen Reichthümer patriotischen und wissenschaftlichen Unternehmungen. Namentlich hat er großen Theil an der Einführung des Bell-Lancasterschen Unterrichts; auf seine Kosten wurde die Reise um die Welt durch Moritz von Kotzebue ausgeführt und die Beschreibung gedruckt. Canova verfertigte für ihn 1817 eine Kolossalstatue des Friedens, in der einen Hand einen Ölzweig haltend und mit der andern sich auf eine Säule stützend, welche die Inschrift hat: Frieden zu Abo 1743; Frieden zu Kudschuck-Kainardji 1774; Frieden zu Friedrichsham 1809, und an den seltenen Umstand erinnert, daß drei der wichtigsten Friedensschlüsse Rußlands von Großvater, Vater und Sohn geschlossen wurden.

Romberg. Aus dieser Tonkünstlerfamilie, welche von zwei Brüdern, Anton (dem ältern), Virtuosen auf dem Fagott, und Heinrich Romberg, Musikdirector zu Münster und Virtuosen auf der Clarinette, abstammt, und noch 1792 zu Bonn verbunden der Tonkunst huldigte, sind vorzüglich Bernhard und Andreas Romberg berühmt geworden; Bernhard, Sohn Antons, als der erste jetzt lebende Virtuos auf dem Violoncell (geb. 1770); Andreas, Heinrichs Sohn (geb. 1767), vorzüglich als Tonsetzer und Violinist. Beide machten 1784 ihre erste Kunstreise nach Paris, wurden 1790 Mitglieder der trefflichen kurcölnischen Hofcapelle in Bonn, und gingen, als der Ausbruch der französischen Revolution sie nöthigte, mit ihrem Fürsten zu entfliehen, im Oct. 1793 nach Hamburg, wo sie beim Orchester des Schröderschen Theaters angestellt wurden. 1795 traten sie eine Kunstreise über Deutschland nach Italien an, von welcher sie 1797 nach Hamburg zurückkamen. Sie trennten sich zuerst, als Bernhard 1799 Hamburg zum zweitenmal verließ, und über England und Spanien nach Lissabon reiste, und dann 1801 als Professor des Violoncells an dem Conservatorium zu Paris angestellt wurde. Von da kam er zwar 1803 wieder nach Hamburg zurück, nahm aber 1805 eine Stelle in der königl. Capelle zu Berlin an, wo er noch jetzt sich wesentlich aufhält. Überall ward des liebenswürdigen Bernhards geniale Leichtigkeit auf dem Violoncell gepriesen, und eben sowohl die Fertigkeit seiner Hand, als der geschmack- und gefühlvolle Ausdruck des Künstlers bewundert, der keine Schwierigkeit scheut, aber auch keine sucht, und überall sein Instrument als ausgebildeter Meister mit der bewunderungswürdigsten Mannichfaltigkeit beherrscht. Übrigens ist er auch Componist, und hat selbst mehreres mit seinem Vetter Andreas zusammen gearbeitet, namentlich die 1790 von ihnen zu Paris aufgeführte Oper Mendoza. Von seiner Composition sind mehrere Concerte, Quartette und Duette, und einige weniger berühmte Opern, Ulysses und Circe, Rittertreue &c. bekannt, welche wenig Beifall gefunden haben. — Andreas dagegen, der sich 1801 zu Hamburg häuslich niederließ, hat durch seine gründlich gearbeiteten Instrumentalstücke, besonders durch seine Symphonien, Quatuors und Quintette, voll des reizendsten Melodienflusses und der anziehendsten Modulation, die Musikfreunde in Deutschland eben so, wie sein Vetter durch sein Violoncellspiel bezaubert. Am meisten nähert er sich hier dem großen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er als Gesangscomponist (namentlich durch die Composition Schillerscher

Gedichte, z. B. der Glocke, der Macht des Gesanges ꝛc., mit Begleitung des Orchesters, und einiger Opern z. B. der Ruinen von Palnucci) erhalten; hier hört man nur zu oft den Instrumentalcomponisten, und seine Declamation ist mitunter sehr fehlerhaft. 1809 übersandte ihm die Universität zu Kiel das Diplom eines Doctors der freien Künste, insbesondere der Musik. Er hatte sich auf mehreren seiner Reisen als Violinspieler von der gediegensten Ausbildung bekannt gemacht, ging 1815 an Spohrs Stelle als Musikdirector nach Gotha und starb daselbst, 10ten Nov. 1821. — Außerdem ist aus jener Familie noch ein jüngerer Bruder Bernhards, Anton (geb. 1777) als braver Fagottist bekannt. Er gehört der königl. würtembergischen Capelle an, reiste 1817 und ließ sich in Berlin und Leipzig mit großem Beifall hören. Er hat eine treffliche Höhe und Gleichheit der Töne, Zartheit, Kraft, Sicherheit und große Fertigkeit.

Romelien, Rum-Ili, das ehemalige Thrazien, jetzt eine bedeutende Statthalterschaft des türkischen Reichs, der ein Beglerbeg (Fürst der Fürsten) vorsteht, welcher zu Sophia Hof hält. Romelien ist von hohen, schroffen Gebirgen (Hämus, Rhodope) durchschnitten, und stößt an das schwarze Meer und den Archipelagus. Constantinopel liegt innerhalb des Bezirks von Romelien.

Römer die Benennung des Rathhauses der Stadt Frankfurt am Main. Der Name schreibt sich her von den ehemaligen Besitzern, einer Familie Römer, die 1405 das Gebäude an den Stadtmagistrat verkaufte, der es zum Rathhause einrichtete. Bedeutung erhielt in der Geschichte der Römer dadurch, daß, als noch des alten deutschen Reichs Verfassung bestand, in ihm die Berathschlagungen über die Wahl der deutschen Kaiser und Könige gehalten wurden, und der gekrönte Kaiser hier die Huldigung annahm, zu welchem Endzweck verschiedene eigens dazu eingerichtete Gemächer und Säle daselbst befindlich sind. (Die eigentliche feierliche Wahl am dazu festgesetzten Wahltage fand in der sogenannten Wahlcapelle in der St. Bartholomäuskirche statt.) Hier waren auch die Brustbilder aller römischer Kaiser aufgestellt. In Fabers topographischen Beschreibungen von Frankfurt a. M. findet sich eine genaue Beschreibung des Römers. Auch sehe man Göthes „Aus meinem Leben" Th. 1.

Römermonate, s. Deutsches Reich.

Römerzinszahl oder Indiction, s. Periode.

Römerzug, s. Deutsches Reich.

Romilly (Samuel), einer der ausgezeichnetsten Redner und gründlichsten Kenner der brittischen Verfassung, so wie der uneigennützigsten Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volks, dessen trauriges Ende in ganz England und selbst im Auslande den größten Eindruck machte, war 1757 in London geboren und stammte aus einer französischen Familie ab, die sich in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes in England angesiedelt hatte. Er widmete sich der in England so ehrenvollen juristischen Laufbahn, in der er sich bis zu seinem Tode in einem solchen Grade auszeichnete, daß sein Einkommen in der spätern Zeit über 100,000 Thlr. betrug. Er war in seinem Privatleben insbesondere mit dem trefflichen Marquis von Lansdown, ehemaligem Lord Shelburne, enge verbunden, lernte auch in dessen Hause seine Gattin, die Tochter des Herrn Francis Garbett, kennen, die er in seinem 40sten Jahre heirathete, und kam durch ihn nach Pitts Tode in das Fox-Grenvillesche Ministerium. Bald nachher ward er in das Haus der Gemeinen gewählt, zeichnete sich

hier, wie allenthalben, aus, und war bei der berühmten Untersuchung gegen Lord Melville einer der Commissarien des Unterhauses und am Ende der Berichterstatter der Comité. In den Verhandlungen über den Sclavenhandel machte sich Sir Samuel vor allen andern bemerkbar. Nach For Tode verlor er seine Stelle im Ministerio und trat nun auf die Seite der Opposition, deren vorzüglichster Führer er wurde. Bei der neuesten Parlamentswahl ward er für Westminster gewählt, wodurch sein Ansehen noch höher stieg. Er besaß zwar nicht jene Gewalt der Beredsamkeit, die durch die Kraft der Phantasie und des Gefühls die Gemüther beherrscht, aber alle seine Reden waren durch lichtvolle Anordnung, deutliche Darlegung der Gründe, und durch die Geschicklichkeit ausgezeichnet, womit er die starke Seite seiner Gründe und die Schwäche der Darstellung seiner Gegner ins Licht zu stellen wußte. Seine Sprache war als classisch berühmt. Die ausgezeichnetsten Verdienste erwarb er sich durch seine Bemühungen um die Verbesserung des peinlichen Rechts in England, und seine darüber 1810 erschienene Schrift: Observations on the criminal Law of England as it relates to capital punishments, and on the mode in which it is administered (London 1810, 8.), ist zur Kenntniß der englischen Rechtspflege höchst wichtig, und für den philosophischen Rechtsgelehrten überhaupt schätzbar. Romilly liebte seine Gattin auf das zärtlichste und ihre immer wachsende Kränklichkeit bewog ihn, sie nach der Insel Wight zu bringen, wo man sich eines bessern Climas erfreut. Hier aber starb sie. Sein Schmerz darüber war grenzenlos, und er machte Verfügungen, aus denen hervorgeht, daß er befürchtete, er würde seinem Schmerz unterliegen. Diese Besorgniß traf auch ein. Er kehrte nach London zurück, fiel in tiefe Schwermuth und in einem Augenblick, wo er unbeobachtet war, ergriff er ein Messer, und schnitt sich damit so gefährlich in die Gurgel, daß er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab (2ten Nov. 1818).

Römische Curie ist die gemeinschaftliche Benennung der mit Handhabung der Gerechtsame und Oberaufsicht des Papstes über die catholische Christenheit beschäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Bestätigung geistlicher Ämter und Pfründen wird durch die Dataria verwaltet, welche die Bittschriften annimmt, die Bescheide abfaßt, und die Einkünfte des Papstes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten u. s. w. beitreibt. Durch die Geschenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Angestellten bei dieser Behörde ernähren müssen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apostolischen Cammer zufließt. Den Namen hat die Dataria davon, daß der Cardinalprodatarius als ihr Chef auf die Verleihungs- und Bestätigungsbullen das Datum schreibt. — Schwieriger und mannichfaltiger sind die Geschäfte von der Rota, d. h. des Oberappellationshofes, welcher über alle die Rechtssachen und Händel erkennt, die nach dem canonischen Rechte vor den päpstlichen Stuhl gehören. (Vergl. Rota.) — Einen sehr ausgebreiteten Einfluß hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Cardinal-Großpönitentiarius als Präsidenten der Penitenzieria, welcher in Ansehung aller der Gewissensfälle, Gelübde, Büßungen, Fasten und verbotenen Verwandtschaftsgrade in Ehesachen absolvirt und dispensirt, bei denen der Papst sich das Recht der Absolution und Dispensation vorbehalten hat (daher Reservationen). — Außer diesen Behörden, deren Wirkungskreis sich über die ganze ca-

tholische Christenheit erstreckt, gibt es zu Rom noch mehrere zunächst blos mit der Regierung des Kirchenstaats beschäftigte Behörden, wie die Sagra consulta oder das peinliche Obergericht, in dem der Cardinal Staatssecretär präsidirt; die Signatura di giustizia, ein für Civilsachen niedergesetztes Justizcollegium von zwölf stimmfähigen Prälaten, an dessen Spitze der Cardinalproveditore oder Justizminister des Papstes steht und mit dem die Signatura di grazia concurrirt; die apostolische Cammer, in der zwölf Prälaten unter dem Vorsitze des Cardinalcämmerlings arbeiten, das Vermögen der Kirchen und die Domänen des Papstes verwalten und alle die Einkünfte einnehmen, welche der Papst als Landesherr und oberster Bischof des Kirchenstaats, wie auch von Kirchen und Ländereien, die außer diesem Staate unmittelbar unter ihm stehen, und Lehn von ihm nehmen, erhalten muß, beziehen; und eine Menge von Gouvernatoren, Präfecten, Procuratoren u. s. w., in deren Händen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung sind. — Die Ausfertigung der Bullen, Bescheide und Decrete, welche vom Papste unmittelbar oder von diesen Behörden erlassen werden, nur die Breven, welche der Cardinalsecretär der Breven expedirt, ausgenommen, geschieht durch die päpstliche Kanzlei, deren Geschäfte unter dem Vicekanzler von zwölf Referendaren, welche Abbreviatores heißen, und mehrern hundert Schreibern besorgt werden. — Alle diese Stellen und Ämter werden von Geistlichen verwaltet, und sind großentheils Pfründen, die der Papst um einen nach Verhältniß ihrer jährlichen Einkünfte bestimmten Preis förmlich verkauft. Bei dem Tode Sixtus V. gab es 4000 verkäufliche Ämter; diese Zahl ist aber späterhin herabgesetzt, und der damit getriebene Mißbrauch etwas eingeschränkt worden. — Der oberste Staats- und Kirchenrath des Papstes ist das Collegium der Cardinäle, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zusammenberuft, um sich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten seines Staats und der catholischen Kirche zu berathen. Die Sitzungen dieses höchsten Senats, unter dem alle übrigen Regierungsbehörden zu Rom stehen, werden Consistorien genannt, und sind von dreifacher Art. Geheimes Consistorium hält der Papst gewöhnlich in jedem Monate zweimal, nachdem er vorher jedem beisitzenden Cardinale Privataudienz gegeben hat. In diesen Sitzungen werden Bischöfe gewählt, Pallien verwilligt, kirchliche und politische Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt, und über die Vorträge und Berichte der vom Consistorium delegirten Congregationen Beschlüsse gefaßt; auch gehen von hier die Selig- und Heiligsprechungen aus. Verschieden von den geheimen Consistorien sind die halb geheimen dadurch, daß ihre Verhandlungen hauptsächlich auswärtige Angelegenheiten betreffen, und zur Kenntniß der fremden Gesandten kommen. Die öffentlichen Consistorien dagegen werden selten gehalten, und sind nur Ceremonialversammlungen, in denen der Papst Gesandtschaften empfängt, und wichtige Beschlüsse, z. B. Heiligsprechungen, Ordensstiftungen u. s. w., feierlich bekannt machen läßt. In der Regel nehmen alle zu Rom residirenden Cardinäle an den Consistorien Theil, doch darf keiner dabei erscheinen, den der Papst nicht jedesmal ausdrücklich dazu einladen läßt. Der Papst präsidirt bei diesen Sitzungen stets in eigner Person, und gegenwärtig sind allemal der Cardinalstaatssecretär, welcher päpstlicher Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten ist, und die Cardinalpräsidenten der zur römischen Curie gehörigen Behörden. — Gegenwärtig bestehen 22 Congregationen der

Cardinäle zu Rom: 1) heil. römische und allgemeine Inquisition oder Santo oficio. 2) Visita apostolica. 3) Consistoriale. 4) Vescovi Regolari. 5) del Concilio (tridentino). 6) Residenza di Vescovi. 7) Immunita ecclesiastica. 8) Propaganda. 9) Indici (verbotene Bücher). 10) Sagri Riti (der heil. Gebräuche). 11) Ceremoniale. 12) Disciplina regolare (Mönchsorden). 13) Indulgenze e sagre Reliquie. 14) Esame dei Vescovi. 15) Correzione dei libri della chiesa orientale. 16) Fabrica di S. Pietro (Erhaltung der Peterskirche). 17) Consulta. 18) Buongoverno. 19) Loreto. 20) Wasserbau und pontinische Sümpfe. 21) Economica. 22) Außerordentliche geistliche Angelegenheiten. Die wenigsten dieser Behörden sind jedoch vollständig besetzt, da jetzt nur gegen 30 Cardinäle sich wirklich in Rom aufhalten. E.

Römischer Kaiser, s. Deutsches Reich.

Römisch-catholische Kirche heißt diejenige christliche Religionspartei, welche den Bischof von Rom als ihr sichtbares Oberhaupt anerkennt, zum Unterschiede von der griechischen Kirche, die sich auch eine catholische, d. h. allgemeingeltende, nennt, aber keine Befehle vom Papste annimmt. An Ansehen und Umfang übertrifft die römisch-catholische Kirche, welche, Rußland und die Türkei ausgenommen, bis zur Reformation die allein herrschende in Europa war, noch jetzt alle übrigen. Sie hat mehr Bekenner als die protestantischen Kirchen zusammengenommen, und ihr beständiges Bemühen, sich auch auf Kosten der griechischen Kirche zu vergrößern, hat nach und nach beinahe zwei Millionen Anhänger des griechischen Ritus in Europa unter die geistliche Oberherrschaft des Papstes gebracht. Vgl. d. Art. Unirte Griechen. Nicht geringern Eifer verwendet sie, weil nach ihrem Lehrbegriffe außer ihrem Schoße kein Heil ist, auf die Bekehrung der Protestanten, welche die Hauptaufgabe der Jesuiten war. Doch hat der Geist unsrer Zeit diesem Zwecke des Papstthums so kräftig entgegengewirkt, daß nicht nur die Catholiken, welche in protestantischen Ländern leben, gelernt haben, sich der verhaßten Bekehrungswuth (Proselytenmacherei) zu enthalten, sondern auch die freien Ansichten der Protestanten von Religion und Kirchenthum das stille Bekenntniß unzähliger Catholiken geworden sind. Dies zeigt sich besonders in Deutschland, wo der Einfluß Josephs II., das Schwanken der bischöflichen Verhältnisse, die aufgeklärte Denkungsart einiger Erzbischöfe, und hauptsächlich der lebhaftere literarische Verkehr unter den Catholiken selbst eine Opposition gegen das römische Wesen gebildet hat, und in Frankreich, wo der Papismus durch die während der Revolution in Umlauf gekommenen politischen und religiösen Meinungen einen harten Stoß erhielt. Doch haben sich neuerlich Erscheinungen gezeigt, die nur zu auffallend verrathen, daß das alte: „Zwinge sie, hereinzutreten," noch immer nicht aufgehört hat, der Grundsatz dieser Kirche zu sein. Über die Lehre, Verfassung und Geschichte der römisch-catholischen Kirche ist das Nöthige in den Artikeln Catholicismus und Papst gesagt. E.

Römischer König, s. Deutsches Reich.

Römische Kunst, s. Baukunst (Geschichte der), Bildhauerkunst (Geschichte der), Malerei und Musik (Geschichte der).

Römische Literatur. Sie zerfällt in vier Epochen: 1) vom zweiten punischen Krieg bis auf Cicero; 2) bis zum Tode Augustus, das sogenannte goldne Zeitalter, wiewohl schon einige frühere Schriftsteller dazu gerechnet werden; 3) bis zu Trajans Tode, das silberne Zeitalter; 4) bis auf Roms Überwältigung durch die Gothen, das

eherne Zeitalter. — Wir umfassen zuerst die poetische Literatur der Römer, da die Poesie, wie in allen Sprachen, auch hier der Prosa vorangiug. — Ursprünglich war die Poesie in Rom nicht einheimisch; sie war eine künstliche Pflanze, die größtentheils griechischen Mustern, späterhin auch der Rhetorik und der Schule ihr Dasein verdankte. Die ersten Versuche in der Poesie waren die Atellanen (fabulae Atellanae), ursprünglich von den Oskern in Campanien entlehnte, und nach der Hauptstadt derselben, Atella, benannte, die bald in Possenspiele ausarteten, welche die jungen Römer nicht in die Hände der Schauspieler kommen ließen, sondern selbst aufführten. Sie hatten einige Ähnlichkeit mit den Satyrspielen der Griechen. Auch die folgenden Versuche waren mit wenigen Ausnahmen dramatisch. Livius Andronikus, ein gefangener Grieche aus Tarent, gab zuerst, über 500 J. nach Roms Erbauung, den Römern die Odyssee, und machte sie durch lateinische, aus dem Griechischen übersetzte oder nachgebildete Trauerspiele und Lustspiele mit dem dramatischen Reichthume der Griechen bekannt. Ihm folgten Nävius, der auch ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg schrieb, die beiden Tragiker Pacuvius und Attius, vorzüglich aber Ennius, der erste epische Dichter und Gründer der römischen Poesie, den auch spätere Schriftsteller, besonders Cicero und Virgil, hochschätzten. Er schrieb römische Annalen in achtzehn Gesängen, ein episches Gedicht, Scipio, sechs Bücher Satyren oder Saturen, mehrere Lustspiele und Trauerspiele rc., von denen, wie von den vorigen, bloße Bruchstücke vorhanden sind. Ein Zeitgenosse des Ennius war Plautus, von welchem wir noch ein und zwanzig Stücke besitzen. Seine Stärke ist im Niedrigkomischen; er hat glücklichen Witz, Laune und ächtkomische Sprache. Dann Cäcilius, von welchem wir aus Titeln und Bruchstücken fünf und vierzig Stücke kennen, und Terenz, ein glücklicher Nachahmer Menanders und anderer, welcher sich durch Wahrheit und Feinheit des Dialogs, durch eine gebildete Sprache, so wie durch planmäßige Anordnung seiner griechischen Charaktergemälde auszeichnet. Diese drei Komiker nahmen die neuere Komödie der Grichen zum Muster (Comoediae palladiae). Dagegen brachte Afranius nebst wenigen andern römische Sitten auf das Theater (Comoediae togatae). Bald nach ihm zeigte Lucilius, ein Nachbildner der ältern griechischen Komödie, ein großes Talent zur Satyre, deren eigentlicher Schöpfer er unter den Römern ward (vgl. Lucilius). — Wir sehen aus dem Gesagten, das die Römer keine ausgezeichnete Schaubühne hatten, und daß ihre Dramen meistens Übersetzungen oder Nachbildungen griechischer Werke waren. Die Mimen (komische Monodramen) des Laberius und Syrus kennen wir zu wenig, um ihnen einen bedeutenden Rang anzuweisen; doch werden sie gerühmt. Auch die spätern Tragiker aus dem Augusteischen Zeitalter, um diese sogleich hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen, ein Asinius Pollio, ein Varius mit seinem Thyestes, ein Ovid mit seiner Medea werden zwar gepriesen; allein die Ursachen sind leicht zu errathen, warum man glauben muß, daß die Tragödie auf römischem Boden nie gedeihen konnte. Wir dürfen nur an die im Triumph aufgeführten Könige, die dann im Kerker verschmachteten, an die Gladiatorenspiele und Thiergefechte denken. Bei einem Volke, das hieran Gefallen fand, konnte man nie Aristotelische Reinigung der Leidenschaften, das Ziel der attischen Tragödie, erwarten. Das einzige Probestück der tragischen Poesie aus einer spätern Zeit ist uns in den zehn Trauerspielen des Annäus Seneca aufbehalten, die man aber, wohl nicht mit Unrecht,

mehrern Verfassern zuschreibt. Sie sind vielmehr unförmliche Declamationen, die, ohne alle innere Wahrheit, aus den Schulen der Rhetoren herstammen, und mit ihrem Wortschwall nur den gröbsten Sinn bestechen können. — Lucrez, welcher unter den frühern Dichtern Roms eine ganz neue Bahn betrat, schuf nach dem Systeme des Epikur ein philosophisches Gedicht über die Natur der Dinge, in sechs Büchern, welches er mit poetischen Farben reichlich geschmückt hat. Auch er ging von dem Geiste aus, den mehrere wissenschaftliche Gedichte der Griechen athmen. Er ist allerdings ein begeisterter Darsteller der Natur, nicht ohne Originalität, aber auch nicht ohne Härten und Dunkelheit. — In einer andern Gattung zeigte sich Catull, nämlich im leichten Liede und in der Elegie, auch in Epigrammen. Er hat viel eigenthümliche Feinheit der Empfindung, auch glückt ihm der gefällige Scherz. Indessen nimmt er es, wie die meisten erotischen und satyrischen Dichter der Alten, mit der Sittlichkeit des Ausdrucks nicht zu genau, welches im Geiste der damaligen Zeit und in der herrschenden Ansicht vom zweiten Geschlechte seine Erklärung findet. Weit reiner und sanfter erscheint Tibull, welchem wir mit Quintilian den ersten Rang unter den Elegikern zuerkennen möchten. Er behandelt die Liebe am wenigsten roh, und zeigt überhaupt wahres Gefühl, ohne gesuchte Kunst. — Mit dem Zeitalter des Augustus, welches nun beginnt, offenbart sich in der römischen Literatur ein neuer Geist, da die Freiheit der Republik gänzlich verschwunden war. Augustus selbst und Mäcenas unterstützten die dichterischen Talente. Der erste dieser begünstigten Dichter ist Virgil, welcher in seiner Äneide ein eigentliches Nationalepos, die Landung des Äneas und die Gründung seiner Herrschaft in Latium, aufgestellt hat. Wiewohl der Dichter sein eignes Werk selbst vernichten wollte, so ist doch sein Streben zum Großen nicht zu verkennen, indem er seinen Zeitgenossen eine neue Ilias nach einem hohen Vorbilde erschaffen wollte, die freilich nicht so erzwungen werden konnte. Dennoch zeigt er in seiner Darstellung vaterländisches Gefühl, gebildeten Kunstsinn und reine poetische Sprache. Weit gelungener in seiner Art ist das Gedicht vom Landbau (Georgica). Hier hat er in der Form eines Lehrgedichts und in einer vollendeten Sprache seine Ansichten und Gefühle vom Landleben niedergelegt, nachdem er in einem frühern Versuche der Eklogen oder Hirtengedichte dieselbe Liebe zur Natur und zum Landleben ausgesprochen hatte; wiewohl er dabei oft allegorisirt, indem er, sich von seinem Muster, dem Theokrit, entfernend, bisweilen selbst die Person eines Hirten annimmt. — Wenn wir im Virgil den vorzüglichsten epischen und didaktischen Dichter der Römer anerkennen, so erscheint Horaz als ein Liebling der lyrischen Muse, als ein Priester der Musen selbst, wiewohl man über den größern oder geringern Grad seiner poetischen Selbstständigkeit, bei dem Verluste seiner griechischen Vorbilder, nicht sicher genug urtheilen kann. Doch bewegt sich seine Ode oft ganz frei im Gebiete der Lebenskunst; dann drückt er die edelsten Empfindungen, wie es einem Römer geziemt, kraftvoll aus. In manchen Oden ist er ganz Patriot; andere seiner Lieder athmen die höchste Anmuth. Eben so achtungswerth zeigt sich dieser Dichter in der Satyre, einer den Römern eigenthümlichen Gattung, welche überhaupt den Charakter ihrer Literatur zu bestimmen scheint. Auch in den meisten Epoden und Episteln stellt er mit spielender Heiterkeit und großer Gewandtheit mehr das Ungereimte, als das Schändliche dar, wiewohl auch dieses aus seinen Le-

bensgemälden nicht ausgeschlossen ist. — In das Augusteische Zeitalter fallen noch unter den Elegikern, die wir besitzen, Properz und Ovid. Als erster Priester der griechischen Elegie betritt Properz den heiligen Hain des Kallimachus und Philetas, um in hellenischen Chören italische Orgien zu feiern; er läßt unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen, wenn er auch in Gedanken und Ausdruck nicht selten gezwungen ist. Dem Ovid läßt sich das fruchtbarste poetische Talent und die größte Leichtigkeit der Versification nicht absprechen; nur spielt er zu sehr mit seinem Überfluß, und wird oft in seinen elegischen Klagen unmännlich. Das eigenthümlichste seiner Gedichte sind die Fasti, oder die poetische Beschreibung der römischen Feste und ihres Ursprunges; das mißlungenste sind wohl seine ein und zwanzig Heroiden. Ovid ist der Schöpfer dieser verrufenen Dichtungsart. Diese sogenannten Briefe haben zu viele Einförmigkeit, und sind zu sehr mit verliebten Klagen angefüllt, um Würde und innere Wahrheit zu haben; sie sind mehr als rhetorische Spiele zu betrachten. Über die übrigen Werke dieses Dichters, namentlich über seine Metamorphosen und erotischen Poesien s. d. Art. Ovid. — Von den andern Dichtern, die dieser Zeit angehören, ist wenig zu sagen. Einige geschätzte Elegiker, wie Pedo Albinovanus, oder Cornelius Gallus, sind uns fast gänzlich verloren gegangen. Ein Gedicht über den Ätna, welches dem vom Quintilian gelobten Cornelius Severus beigelegt wird, hat wenig schöpferische Kraft, und die Lehrgedichte des Gratius Faliscus über die Jagd (Cynegeticon), so wie des Manilius über die Astronomie behaupten bei gelungenen Einzelnheiten einen größern Werth durch ihren Stoff, als durch ihre Form, die, wiewohl nicht zu ihrem Vortheil, an den Alexandrinismus der griechischen Poesie erinnert. — Das dritte Zeitalter nach dem Tode des Augustus beginnt mit dem Phädrus, einem Nachahmer des Äsop, welcher mehr seiner Sprache, als seiner Erfindung und Behandlung wegen gelobt zu werden verdient. — In dem dunkeln Persius zeigt sich schon der entartete Geist der römischen Poesie. Er sowohl als der spätere Juvenalis sprechen ihren Unwillen über die Schlechtigkeit ihrer Zeit mit unverhaltenem Grimm aus, haben aber insofern mehr moralischen als ästhetischen Werth. — Wenn wir bei den Häuptern dieser spätern Poesie verweilen, bei dem Lucan, welcher durch die Besingung des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus zum historischen Heldengedicht zurückkehrte, oder bei dem schwülstigprunkenden Statius, welcher eine Thebaide und den Anfang einer Achilleide dichtete, um von den kleinern Gedichten zu schweigen, so finden wir einen durchgängigen Mangel an schöpferischer Phantasie und eine Kälte, die sich und uns vergebens mit rhetorischen Feuerwerken zu erwärmen sucht. Dabei war diesen Dichtern die eigentliche poetische Welt und selbst der Sinn für republikanische Freiheit längst untergegangen. Bei so überspannten Naturen, wie die Römer waren, konnten nur Dichter, wie Statius, oder der Epigrammatiker Martialis (welchem wir übrigens Witz und Reichthum der Erfindung nicht absprechen können) ihr Glück machen. Indessen bewährt Lucan, bei allen Fehlern der Anlage und bei einer oft unwürdigen Schmeichelei, bisweilen einen überraschenden Adel der Gesinnung, Kraft des Ausdrucks und glückliche Darstellung der Charaktere. Valerius Flaccus, welcher den Argonautenzug nach dem Vorbilde des Apollonius Rhodius besang, zeigt mehr ein Streben, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, als Originalität und Frisch-

heit des Colorits, und Silius Italicus, ein großer Verehrer Virgils, welcher den zweiten punischen Krieg zum heroischen Stoff wählte, gilt blos als historischer Dichter. — Mit der vierten Periode zeigte sich der Verfall der römischen Poesie immer mehr. Die 24 Fabeln des Avienus oder Avianus sind in einem harten geschraubten Style; dagegen zeichnen sich das Gedicht des Nemesian über die Jagd, und die sieben Eklogen des Calpurn wenigstens durch ziemliche Reinheit und Leichtigkeit der Sprache aus. Auson macht in seinen Epigrammen und sogenannten Idyllen, besonders in seinem Gedicht auf die Mosel, gleichsam die Grenzscheide zwischen der alten und neuen Welt; nur Claudian erscheint in dieser ehernen Zeit fast wie ein Wunder. Wenn er auch von rhetorischen und epigrammatischen Auswüchsen, von der Sucht, durch Gelehrsamkeit zu schimmern, nicht frei ist, so steht er doch über seiner Zeit und neigt sich oft zu einem blühenden Kunststyl. Seine Gedichte haben zum Theil gelegentliche Veranlassungen; andere sind kleine Epopöien, unter denen der Raub der Proserpina und eine Gigantomachie, beide unvollendet, hervorragen. Auch zwei größere satyrische Gedichte, 47 Epigramme und andere kleine Gedichte zeichnen ihn unter der Menge vortheilhaft aus. Wir schließen diese Reihe mit dem Rutilius Numantianus, welcher seine Seereise nach Gallien in elegischem Versmaße nicht ganz verdienstlos besungen hat, und mit zwei christlichen Dichtern, dem Prudentius und Sedulius, in welchen wir fast nur moderne Klänge und die ersten Keime der Kirchengesänge finden. — In der prosaischen Literatur der Römer, die im Ganzen noch höher zu setzen ist als die poetische, möchten die Beredsamkeit, die Geschichte, die Philosophie und die Rechtsgelehrsamkeit die Hauptfächer sein, in welchen sie sich ausgezeichnet haben. Nachdem die Römer als Eroberer in die griechische Welt eingetreten waren, nachdem sie den Wissenschaften überhaupt mehr Schutz gewährten, und sich besonders von der politischen Wichtigkeit der Redekunst überzeugt hatten, wurden die Griechen, als Lehrer der Beredsamkeit (Rhetoren), der griechischen Sprache und Literatur überhaupt (Grammatiker) den Siegern unentbehrlich, wiewohl sie zweimal in dieser Periode aus Rom verbannt wurden. Man verband die theoretische Anweisung mit frühen Vorübungen oder Declamationen, um sich auf öffentliche Reden vorzubereiten, da die gerichtliche Beredsamkeit immer der Brennpunct bei den freien Römern blieb. Von ihren Rednern kennen wir viele blos dem Namen und dem Ruhme nach, welchen ihnen andre Schriftsteller ertheilen. Dahin gehören Cornelius Cethegus, Tiberius Gracchus, Cotta, Sulpicius, besonders aber Licinius Crassus, Antonius, Hortensius und Cäsar selbst. Das vorzüglichste Verdienst aber als Redner erwarb sich Cicero, von welchem wir nicht allein in 59 noch vorhandenen Reden die schönsten Muster der Beredsamkeit besitzen, sondern welcher auch in gediegenen rhetorischen Werken als Lehrer auftrat, und überhaupt an der Gründung der prosaischen Literatur der Römer den entschiedensten Antheil hatte. — Im Zeitalter des Augustus, nach dem Tode des letzten Verfechters der römischen Freiheit, mußte freilich die freie Beredsamkeit verstummen; doch waren auch die Werke dieser und der spätern Periode von jenem alten Geiste mehr oder minder durchdrungen. Als den letzten Hauch der römischen Beredsamkeit kann man die Lobrede auf den Trajan vom jüngern Plinius annehmen, welcher sich auch als gerichtlicher Redner zu Rom Ansehen erwarb. Die Schwäche der nun ganz darniedersinkenden Rednerkunst kann man am besten aus

Fronto und manchen dem Plinius nachgeahmten lobrednerischen Versuchen späterer Redner, namentlich des Claudius Mamertinus, des Eumenius, Nazarius und des Pacatus Drepanius beurtheilen. Noch ist Quintilian, ein Zeitgenosse jenes Plinius, als die letzte Stütze rednerischer Bildung, theils durch Unterricht, theils durch eigenes Beispiel, zu nennen. Wir haben noch unter seinem Namen 19 größere und 145 kleinere Declamationen oder Übungsreden. Größer aber ist sein Verdienst als Rhetor und Grammatiker. In seinen 12 Büchern de institutione oratoria verbindet er mit geschmackvoller gründlicher Anweisung zugleich die Anführung und Charakterisirung der besten Muster. Früher schon, im blühendsten Zeitalter der römischen Literatur, hatten, nächst dem Cicero, Cäsar und Terentius Varro durch ihre grammatischen Schriften mitgewirkt, eine wissenschaftliche Kenntniß der Sprache zu begründen, und ihr dadurch eine feste Gestalt zu geben. Varro, der gelehrteste Sprach- und Alterthumsforscher seiner Zeit, schrieb ein Werk über die lateinische Sprache, welches ursprünglich aus 24 Büchern bestand, von welchen aber nur noch sechs vollständig übrig sind. In rhetorischer Hinsicht sind noch die bürgerlichen Rechtshändel (Contro ersiae) und die Empfehlungsreden (Suasoriae) des Marcus Seneca zu nennen, vorzüglich aber ein schätzbarer Dialog über die Ursachen der gesunkenen Beredsamkeit, welcher von den meisten dem Quintilian zugeschrieben wird. Spätere Grammatiker, d. h. Lehrer der Sprachkunst und Literatur überhaupt, von den Zeiten der Antonine an sind Aulus Gellius, Censorinus, Nonius Marcellus, Pomponius Festus, Macrobius, Donatus, Priscianus, Diomedus und Charisius, die theils durch grammatische Belehrungen, theils durch Commentare über ältere Schriftsteller, und durch Erhaltung schätzbarer Bruchstücke aus denselben für den Gelehrten sehr wichtig sind. — Mit der Literatur der römischen Sprache und Beredsamkeit läßt sich füglich die Literatur ihrer Geschichtschreibung verbinden, weil sich diese mit ihr und durch sie ausgebildet hat. Die ersten historischen Schriften waren blos trockene Verzeichnisse wichtiger Vorfälle, welche durch die Annalen der Oberpriester (Pontifices Maximi) auf einer Tafel in ihrer Wohnung, und durch Verzeichnisse der Consuln nebst den merkwürdigsten Vorfällen im Tempel der Moneta (libri lintei) aufbewahrt wurden. Fabius Pictor, Albinus Posthumius, der ältere Cato, Cölius Fannius, Valerius aus Antium und einige andere waren die ersten Geschichtschreiber der Römer, jedoch ohne alle historische Kunst. Erst in der herrlichsten Zeit Roms traten einige große Meister auf. Wer kennt nicht die Lebendigkeit, die schöne Einfachheit, die ganz zweckmäßige Schreibart des Julius Cäsar? Besonders merkwürdig erscheint er in den Nachrichten über den von ihm selbst geführten gallischen und bürgerlichen Krieg. In Sallusts Sprache findet man freilich hier und da etwas Gezwungenes; indessen hat er eine große Sorgfalt auf die Erzählungen und auf die Schilderung der Charaktere verwendet, und zeigt überall Gedankenreichthum und tiefe Beurtheilungskraft, so daß er, nicht zu seinem Nachtheile, mit seinem Vorbilde, dem Thucydides, verglichen werden darf. Livius ist, wenn wir die verloren gegangene Universalgeschichte des Trogus Pompejus ausnehmen, der Historiker vom größten Umfang unter den Römern, und verdient in der Erzählung und rednerischen Form vollkommen genannt zu werden, wiewohl ihm Asinius Pollio nach dem Quintilian eine gewisse Patavinität (das Fremdartige seiner Vaterstadt) vorwarf. Seine Geschichte ging von der An-

kunft des Äneas in Italien bis auf das J. 744 nach Roms Erbauung, von welcher aber verhältnißmäßig nur wenige Bücher noch übrig sind. Diesen drei Mustern der Geschichtschreibung zunächst steht mit seinen Biographien vorzüglicher Feldherren Cornelius Nepos, wenigstens durch die Reinheit des Ausdrucks. Es ist zu beklagen, daß ein geschichtliches Hauptwerk von ihm untergegangen ist. — Unter dem Drucke des Despotismus entartete jetzt selbst die Geschichte, die von den Römern so wohl angebaut war; dies zeigt die geschraubte declamatorische Sprache des Vellejus, von dem wir einen kurzen Abriß der römischen Geschichte haben, in welchem er sich die niedrigsten Schmeicheleien erlaubt hat. Noch mehr zu tadeln ist Florus. Auch er brachte die römische Geschichte in einen Auszug; doch verirrte sich sein schwülstiger Styl oft zu weit über die Grenzen der Prosa, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Valerius Maximus ist in seinen Erzählungen von denkwürdigen Männern mehr Compilator und Anekdotensammler; Sueton beschränkte sich bei seinen übrigen grammatischen und rhetorischen Arbeiten auf bloße Biographien der Kaiser, die übrigens durch innern Gehalt anziehend sind. — Über diese verdorbene Zeit erhob sich Tacitus durch ächtrömische Gesinnung, durch Geistestiefe, und durch jene Kraft des Ausdrucks, welche oft nachgeahmt, aber selten erreicht worden ist. Man kann mit Recht sagen, daß in ihm der Dichter, der Philosoph und der Geschichtschreiber vereinigt erscheinen. — Nach dem Trajan verschwinden die bedeutenden Schriftsteller, da die griechische Literatur wieder ihre Rechte behauptete, und die römische Geschichte selbst von mehrern Griechen bearbeitet ward. Justin trägt vielleicht die Schuld, daß wir durch seinen Auszug die allgemeine Geschichte des Trogus Pompejus in 44 Büchern verloren haben. Die Unkunde der römischen Geschichte selbst war bei den Kaisern so weit gekommen, daß Eutrop nach dem Befehl des Kaisers Valens einen kurzen Abriß der römischen Geschichte entwerfen mußte. Vom Aurelius Victor ist wenig zu sagen, und so dürfen wir den Verlust seines Hauptwerks vom Ursprunge des römischen Volks, welches nur bis auf das erste Jahr nach Roms Erbauung geht, nicht zu sehr bedauern. Weit höher steht Ammianus Marcellinus, welcher, freilich in einer barbarischen Schreibart, dem Forscher oft reizende Aussichten öffnet und durch gesundes Urtheil, so wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs, den Leser ergötzt. Desto weniger Lob verdienen die sechs sogenannten Schriftsteller der Kaisergeschichte (Scriptores historiae Augustae), Spartianus, Capitolinus, Trebellius, Vopiscus, Gallicanus und Lampridius. — Wenn wir oben sagten, daß sich die Römer auch in der Philosophie ausgezeichnet hätten, so ist dieses Lob dahin einzuschränken, daß sie die von den Griechen gemachten Erfindungen zum Theil in einer populären Sprache verbreiteten, und daß die angesehensten Staatsmänner in der blühendsten Periode Roms Freunde und Verehrer der Philosophie waren. Unter den ältern Römern müssen auch in dieser Hinsicht besonders Lälius, der jüngere afrikanische Scipio und Lucullus rühmlich erwähnt werden. — Von der erhabenen Begeisterung des Lucrez, wiewohl er einem feindseligen System huldigte, von der Lebensphilosophie des Horaz, welcher übrigens den Epikurismus eine tolle Weisheit nannte, ist bereits gesprochen worden; allein durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen hat sich Cicero auch hier ein unsterbliches Verdienst um die Bildung seines Volks erworben. Er verlor sich zwar nicht in den labyrinthischen Gängen der Speculation,

aber er kehrte zu ihr im Glück und Unglück stets zurück, und stellte sie in seiner classischen Sprache dar. Ursprünglich ein Platoniker, ging er doch oft zur Sittenlehre der Stoiker über, oder, wo ihm der zu strenge Ernst derselben mißfiel, zum Aristoteles. Nur Epikur mit seinem System war ihm zuwider, da er dessen Nachtheile für den Menschen, besonders für den Staatsbürger, vollkommen einsah. Zugleich findet man in seinen Werken viel Lehrreiches über die Geschichte der alten Philosophie, z. B. in seinen tusculanischen Untersuchungen. Die Philosophie, wiewohl bisweilen von den Kaisern, wie früher vom ältern Cato verfolgt, fand stets ihre Liebhaber in Rom, und fast jede ihrer Schulen zählte Anhänger daselbst; allein sie trat mehr in der mündlichen Unterhaltung, in der Schule und im Leben selbst, als in Schriften hervor. Früher hatte die ältere Akademie und die Schule des Epikur die meisten Freunde gehabt; späterhin flüchteten die unterdrückten Geister zur Stoa, die mit ihren pomphaften Sprüchen selbst auf einige Dichter einwirkte, z. B. auf den Lucan. Der Philosoph Annäus Seneca, aus dem Zeitalter des Nero, von welchem wir, außer andern Werken, zwölf philosophische Schriften besitzen, gefiel sich vor allen in künstlich zugespitzten Sätzen und in blendenden Antithesen; doch finden sich bei ihm auch viele vortreffliche und schön ausgesprochene Gedanken. — Aus der vierten Periode der römischen Literatur ist nur Apulejus zu nennen. Die bekannteste seiner Schriften ist seine Erzählung vom goldenen Esel. Er war Platoniker, und selbst in dem lieblich erzählten Mährchen von der Psyche finden wir einen Wiederschein Platonischer Ideen. — Der Briefstyl steht mit der Beredsamkeit in Verbindung, und so enthält die römische Literatur allerdings auch einige Sammlungen musterhafter Briefe. Die Briefe des Cicero, deren Zahl an das Ungeheure grenzt, sind größtentheils über wirkliche Vorfälle an die größten Männer der damaligen Zeit geschrieben, mit aller Reinheit und Eleganz, jedoch ohne Künstelei. Sie enthalten zuverlässigen Stoff zur Geschichte seiner Zeit, und sind gleichsam die letzten Denkmale der Republik. Die Briefe des jüngern Plinius sind mit derselben Feinheit und Eleganz geschrieben, sie machen uns ein liebenswürdiges Bild von dem Verfasser. Doch sind sie fast zu zierlich, und scheinen weniger einer wirklichen Veranlassung, als einer gewissen Autoreitelkeit ihr Dasein zu verdanken. Die 24 Briefe des Annäus Seneca an den Lucilius beziehen sich größtentheils auf die stoische Philosophie; sie sind mehr ihres Stoffs als ihrer Form wegen merkwürdig, welche die bekannten Fehler seiner Schreibart nicht verläugnet. Noch sind die Briefe des Symmachus aus dem Ende des 4ten Jahrh. und die des noch spätern Sidonius Apollinaris, der auch als Dichter nicht unbekannt ist, zu nennen. In den ersten erkennt man einen nicht unglücklichen Nachahmer des jüngern Plinius; die letzten dagegen tragen die Schuld ihres Zeitalters, wiewohl sie durch ihren Inhalt anziehen. — Mit den Dichtern berühren sich die mythologischen Schriftsteller der Römer. Der römische Götterdienst war dem griechischen einigermaßen verwandt, jedoch keineswegs so völlig einerlei damit, wie manche annehmen; aber die heroische Mythologie der Griechen war durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte sich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an. So schöpften auch die römischen Mythographen meistens aus griechischen Quellen, und haben daher wenig Eigenthümlichkeit. Den einheimischen Götterdienst der Römer lernt man besser und vollständiger aus ihren antiquarischen und historischen Schriftstellern kennen. Hyzin, dessen

Zeitalter nicht sicher bestimmt werden kann, hat uns eine Sammlung von 277 mythologischen Erzählungen gegeben, die nicht unwahrscheinlich für Skizzen alter Trauerspiele gehalten werden. Ein Astronomikon Poetikon desselben Schriftstellers erläutert die dichterischen Sternbilder. Eben so ungewiß ist das Zeitalter des Fulgentius, von welchem wir drei Bücher mythologischer Fabeln haben. — Und so wäre denn auch dieser Kreis geschlossen, wenn wir etwa den Albericus Philosophus und den Lactantius Placidus aus einem sehr späten Zeitalter hinzusetzen, welcher einen Auszug aus Ovids Metamorphosen geliefert hat. — Am schicklichsten läßt sich hier noch Petron, ein Zeitgenosse des Nero, anführen, weil auch er durch sein Satyrikon, in welchem er das Sittenverderbniß seines Zeitalters mit Witz und Lebendigkeit darstellt, und durch eigene eingewebte poetische Versuche mit den Dichtern zusammenhängt. — Auch als Mathematiker, Geographen, Ärzte, Ökonomen empfahlen sich die Griechen den Römern. In der Mathematik hatten sie zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde den Grund gelegt, und die Medicin gab ihrem Erfindungsgeiste einen weiten Spielraum. In allen diesen Gattungen, wenn man die ökonomischen Kenntnisse ausnimmt, erwarben sich die Römer kein eigenthümliches Verdienst. Unter den mathematischen Schriftstellern ist Vitruv, der Zeit wie dem Werthe nach, der erste. Er war selbst Architekt, und so ist sein Werk über die Baukunst noch immer sehr schätzbar. Frontin behandelte die Wasserleitungen, Vegetius das Kriegswesen (da die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst bei den Römern besonders Beifall finden mußte) und nach ihm schrieb Firmicus Maternus eine Mathesis in acht Büchern, die aber eigentlich Astrologie ist, wie ein Werk des Julius Obsequens über die Wunderzeichen. — Als Geographen sind Pomponius Mela und Vibius Sequester zu nennen. Der letztere lieferte ein nicht unwichtiges Namensverzeichniß der Flüsse, Seen, Berge, Wälder rc. Auch Tacitus, der Beschreiber des alten Germaniens, bleibt hier Tacitus. — Die Ärzte wurden erst seit dem Cäsar und Augustus bei den Römern geachtet. Die acht Bücher des Celsus von der Medicin, welche nur den Theil einer großen Encyklopädie ausmachen, sind ihres Inhalts und ihrer Schreibart wegen sehr bedeutend. Ämilius Macer und Aulus Apulejus (von dem vorigen verschieden) schrieben über die Kräfte der Kräuter. Vom Scribonius Largus und Marcellus Empiricus besitzen wir unbedeutende Schriften über die Arzneimittel, und vom Serenus Sammoniacus, einem Günstlinge des Kaisers Severus, sogar ein medicinisches Gedicht. — Mehrere ökonomische Werke der Römer sind uns verloren gegangen. Unter dem Namen des ältern Cato besitzen wir ein Werk vom Ackerbau. Wichtiger sind die drei Bücher des gelehrten Varro über die Landwirthschaft, die überhaupt viel Belehrendes enthalten. Auch die Werke des Columella und Palladius über die Landwirthschaft, die zum Theil eine dichterische Einkleidung gewählt haben, sind mit Ruhm zu nennen. Der berüchtigte Schwelger Apicius, welchem man ein schlechtgeschriebenes Werk über die Kochkunst beilegt, findet hier wohl am schicklichsten seinen Platz. — Noch sind einige Schriftsteller übrig, die man, wie jenen Varro, Polyhistoren nennen möchte. Außer dem Celsus schrieb der ältere Plinius eine Naturgeschichte, in welcher er zugleich die Kosmographie und Geographie, die Medicin und Kunst mit großer Gelehrsamkeit, doch in gezwungener Schreibart, behandelt. Er hat uns an einem Beispiele gezeigt, was die Römer mit ihren unermeßlichen Hülfsmitteln für die Erwei-

terung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können. Einen Auszug daraus machte Solinius. Endlich schrieb Marcianus Capella im 5ten Jahrh. in einer barbarischen Sprache eine Art von Encyklopädie in neun Büchern unter dem Titel Satyrikon (wegen ihres gemischten Inhalts), in welcher er mehrere Wissenschaften mit ihren vornehmsten Lehrsätzen behandelt. — Bei einer Übersicht der römischen Literatur finden wir, daß die eigentliche Blüthe derselben nur kurz gedauert, nämlich von Cicero an bis auf den Tod Trajans, daß die Prosa eine höhere Stufe erreicht hat, als die Poesie, in welcher der Erfolg, nach den Gattungen, verschieden war, und daß bei allem Guten, was man von römischer Kunst und Wissenschaft sagen muß, die Griechen den Römern, an Zahl sowohl als an innerer Vollendung, überlegen sind. Vielleicht hätte ihre Literatur, wenigstens die Poesie, einen höhern Schwung genommen, wenn sie weniger Nachahmer gewesen, und mehr in der ursprünglichen Idee von Rom einheimisch geblieben wären. Nur in der Rechtsgelehrsamkeit behauptet die römische Literatur, zu ihrem Ruhme, einen ganz eigenthümlichen Charakter, welcher sich auch bis in die spätesten Zeiten erhalten und sich allen gebildeten Nationen der neuern Welt mitgetheilt hat. S. den folgenden Artikel. bb.

Römisches Recht. Nicht blos für den Geschichtsforscher und praktischen Juristen, sondern auch für den Gesetzgeber ist das römische Recht ein hochwichtiger Gegenstand. — Der Geschichtsforscher durchgeht die weite Zeit des Römerreichs, er zeigt, wie das Recht unter den Königen, in der Republik und unter den Kaisern beschaffen war; jede Periode ist für ihn gleich wichtig. — Unter den Königen zeichnet sich der Nationalcharakter der Römer durch Steifheit und Strenge aus, das Land derselben war eigentlich eine einzige Stadt. Die Könige sprachen dem Volke das Recht, und ihre Aussprüche hatten Gesetzeskraft. — Mit dem Beginnen der freien Republik änderte sich die Lage der Dinge. An die Stelle der Könige traten Consuln, aus dem Gebiete der Stadt ward ein Orbis romanus, und aus dem rohen Volk ein verfeinertes, verderbtes. Das Privatrecht der Römer erhielt hier seine Grundlage durch die zwölf Tafeln, welchen sich das durch die Edicte der Prätoren und die Theorien der Juristen begründete Gewohnheitsrecht anschloß. Die Comitialgesetze hingegen betrafen immer mehr das öffentliche Recht, und von den Zeiten des Tiberius gingen nur wenig Senatsschlüsse das Privatrecht an. — Als im Römerreiche, zur Zeit, wo die Bildung den höchsten Gipfel erreicht, unter dem Namen eines Augustus oder Cäsar, Monarchen auf lebenslang auftraten, da bildete sich in den Constitutionen allmählig eine neue Rechtsquelle aus. Vorzüglich zeichnen sich die ersten Jahrhunderte der kaiserlichen Regierung durch die reiche Ausbeute der Juristen aus, welche nunmehr den kräftigen Stoff des Rechts immer mehr und mehr wissenschaftlich zu verarbeiten anfingen; dagegen man in den letzten Jahrhunderten sich mehr bemühte, die so fast bis über das Maß menschlicher Fassung angeschwollene Rechtswissenschaft festzustellen. Der erste Versuch der Art geschah durch das Citirgesetz Valentinians III., worin bestimmt war, welche Schriften der ältern Juristen unter der großen Menge derselben in den Gerichten citirt, und zur Entscheidung der vorkommenden Rechtsfälle den Gesetzen gleich gebraucht werden sollten. Ein zweiter bestand in Sammlungen von Constitutionen nach Gestalt eines Codex. Ein dritter waren zwei im 6ten Jahrh. n. Chr. fast zu gleicher Zeit veranstaltete Zusammen-

tragungen des praktischen römischen Rechts, die erste die der Westgothen in Toulouse (breviarium Alarici), die zweite die der Griechen in Neu-Rom oder Constantinopel unter Justinian I. — Die Geschichte des römischen Rechts haben geschrieben J. A. Bach (Hist. jurisprudentiae romanae, ed. Stockmann, Leipz. 1796, 8.) und Hugo (Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts, 2te Aufl. Berl. 1799, 8.) und in besonderer Beziehung von Savigny (Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter, Heidelb. 1815—17, 2 Bde.). — Dem praktischen Juristen nützt zunächst die Compilation Justinians, welche man gewöhnlich unter dem Ausdrucke römisches Recht im engern Sinne versteht, und die im 13ten Jahrh. die Benennung Corpus juris civilis erhielt (s. die Art. Civilrecht und Corpus juris). Bei der Wiedereroberung Italiens hatte Justinian jene Sammlungen dahin geschickt, und sie durch ein Edict sowohl in den Gerichtsgebrauch als in die Hörsäle der Rechtsschule zu Alt-Rom eingeführt, wo sich solche unter der Herrschaft der Longobarden und der fränkischen Könige erhielten. Als endlich im 12ten Jahrh. die Wissenschaften in Italien wieder aufzublühen begannen, erwachte auch die Liebe für diesen Zweig alter Weisheit. Talentvolle Männer, von ihren Erläuterungen dunkler Stellen Glossatoren genannt, trugen dieses Recht auf den neugestifteten Universitäten vor, und fanden, indem sie die praktische Seite desselben herauszuheben wußten, viele Zuhörer, worunter auch Deutsche waren, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, viel mit dazu beitrugen, daß dieses in Theilen daselbst schon bekannte Recht von den Schöffen in ihren Weisungen immer mehr und mehr benutzt wurde, bis endlich Kaiser und Reich 1495 bei Errichtung des Reichscammergerichts allen Beisitzern die Beobachtung des römischen Rechts zur Pflicht machten. — Der Gesetzgeber endlich, welchen das wirklich Geltende nicht binden darf, spürt in dem Schacht des römischen Rechts blos dem Edlen und Ächten nach. Wird dieser daher die neuesten in den Justinianischen Rechtssammlungen enthaltenen Verordnungen christlicher Kaiser, als etwa die Zeitbestimmungen oder sonstigen mehrmals geänderten Schranken für Verjährung von Klagen und Einreden, die willkürlichen Zinsgrenzen, über welche Justinian selbst zum Theil nicht mit sich einig werden konnte, die nicht gleichförmigen Festsetzungen über Erblehn und Erbpacht, die mancherlei, oft mit so ausgesponnener Ruhmredigkeit angekündigten Privilegien der Bürger, des Fiscus und einiger Testamente, die neuertheilten Pfandrechte beim Concurse, die Justinianische Ordnung bei der gesetzlichen Erbfolge, die neuen Aftererbeseinsetzungen, die Verfällungen der Erbschaft auf Erben, die allgemeinen Eide der Gefährde, die Anstandsverträge, die Klage wegen Verletzung über die Hälfte, und manches andere diesen ähnliche seinem Werke einverleiben? gewiß nicht. Wohl aber wird er die Lehren vom Eigenthum, von den Dienstrechten, die Lehren von der Auslegung der Verträge, der Testamente, der Servituten, der Rechtssprüche, so wie von den Bedingungen und andern Nebenbestimmungen der Verträge und Testamente, die Lehre von der Ausübung der Rechte, vorzüglich des Eigenthums und der Dienstrechte, oder vom Besitze ꝛc. mit wenigen Abweichungen zu dem Seinigen machen können. Denn auf diese hat eben so wenig gesetzgeberische Willkür als besondere politische oder sittliche Verfassung Einfluß gehabt. In ihnen weht der freimüthige Geist der Geschlechter eines Cato, Scipio, Cicero, Julius Cäsar u. a.; ein Geist, den sich die von Priestern und Lehnsherren beherrschten deutschen Stämme nicht haben geben können. Nur

dem Römer gelang es, von der heiligen Sphäre des Eigenthums die Nachtwandelnde Polizei zu entfernen, die Freiheit des Handels und Wandels aufrecht zu erhalten. Hiermit sind die wilden Zweige, welche sich aus der Zeit der Barbarei in den deutschen Rechten fortgepflanzt haben, unvereinbar. Die deutschen Fürsten wissen dies. Schon ist vom Bundestage (1sten Jul. 1817) die Nachsteuer durch ganz Deutschland aufgehoben. Andere Auswüchse wird die Bundesversammlung und die fortschreitende Gesetzgebung der einzelnen deutschen Länder vernichten. Co.

Römische Schule, s. Italienische Kunst.

Römische Sprache. Die altlateinische und die römische Sprache sind verschieden. Aus der ersten, deren Spuren man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln findet, und die bald so veraltet war, daß man zu Ciceros Zeiten die Gesänge der Salier (Priester des Mars) nicht mehr verstand, bildete sich, nach der Einführung der Zwölf-Tafelgesetze, nicht ohne Einfluß der griechischen Sprache, die römische. In Rücksichten ihrer Mundarten theilte sie sich in den sermo urbanus, rusticus und peregrinus. Die erste Mundart war in Rom selbst, die zweite auf dem Lande, die dritte in den Provinzen gewöhnlich. Wenn wir noch die Origines des ältern Cato besäßen, würden wir über die ältesten Bewohner Italiens, also auch über die Entstehung der lateinischen Muttersprache mit Gewißheit entscheiden können. Jetzt ergibt sich aus den zerstreuten Nachrichten der Alten nur so viel, daß die Önotrer, die arkadischen, oder vielmehr pelasgischen Ursprungs gewesen sein sollen, die Ausoner (unter diesen die Osker und Volsker), die Sabeller oder Sabiner, die Tyrrhener (Tusker, Hetrusker), von denen die Zeichendeuterei und das Priesterthum bei den Römern ausging, endlich die Umbrer als Hauptvölker Italiens anzunehmen sind, denen sich die alten Lateiner oder die sogenannten Aboriginer anschließen. Mit diesen verbanden sich die Trojaner unter dem Äneas, deren Zahl aber zu unbedeutend war, um einen entschiedenen Einfluß auf die lateinische Sprache zu gewinnen, wiewohl die Herrschaft an die Fremden kam. Wichtiger sind in dieser Hinsicht die griechischen Colonien von Achäern, Lokrern und Doriern, die im mittlern und untern Italien wohnten, und ihre Bildung, selbst den bürgerlichen Gebrauch ihrer Sprache, über ihre Grenzen hinaus in Italien verbreiteten. Nothwendig mußte vieles davon in die lateinische Sprache übergehen. Außer der altlateinischen Sprache findet man das Etruskische, das Oskische und Volskische erwähnt, welches wohl nur verschiedene Mundarten gewesen sein mögen. Das Oskische erhielt sich später noch in den sogenannten Atellanen. — Mit der Eroberung von Süditalien und Sicilien, von Macedonien und Achaja mußte die griechische Sprache den Römern immer bekannter, und so der Einfluß der griechischen Sprache auf die Bildung der römischen noch bedeutender werden. Auch finden wir in der Ableitung vieler Wörter sowohl, als in der Wortfügung dieser Sprache häufige Spuren griechischer Abkunft, und gerade die ältesten römischen Autoren, z. B. Plautus, Terenz, Lucrez, selbst Catull, haben viele Gräcismen. bb.

Romulus, der Gründer und Stifter Roms und dessen erster König. Wie bei allen großen Männern des weit entlegenen Alterthums, ist auch die Geburt und Abkunft des Stifters des Römerreichs mit dem Dunkel der Sage umgeben. Seine Mutter, Rhea Sylvia, war eine Tochter des Numitor, Königs von Alba, und eine von den

Priesterinnen der Vesta, die, der Göttin heiliges Feuer unterhaltend, in strenger Keuschheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihrem Oheim Amulius, der ihren Vater des Throns beraubt hatte, zum Dienst der Vesta bestimmt worden, damit keine Nachkommenschaft von ihr ihn des geraubten Thrones wieder verlustig machen könne. Aber die königliche Jungfrau vergaß des Gelübdes der Keuschheit, und ein Zwillingsbrüderpaar war die Frucht ihrer geheimen Liebe. Um der furchtbaren Ahndung zu entgehen, die das Gesetz über die ihre Pflicht vergessenden Vestalinnen aussprach, gab Rhea Sylvia vor, der Kriegsgott Mars sei Vater ihrer Kinder. Diese List rettete die Mutter, ein günstiges Geschick ihre Kinder. Auf Amulius Befehl wurden die Zwillinge in eine wilde Gegend an den Ufern der Tiber ausgesetzt, damit sie eine frühe Beute des Todes würden. Hier soll, der Sage nach, eine Wölfin sie gefunden und so lange gesäugt haben, bis der Zufall einen gutmüthigen Landmann, Faustulus mit Namen, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog. Bei ihm verlebten Romulus und Remus ihre Jugendzeit unter den Beschäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes. Als in der Folge der jüngere, Remus, einst von den Dienern des Amulius gefangen wurde, sammelte sein beherzter Bruder eine kleine Schar unternehmender Gefährten, mit welcher er so glücklich war (da unterdeß seine und seines Brudes vornehme Abstammung bekannt geworden), nicht allein seinen Bruder zu befreien, sondern auch dem Amulius den unrechtmäßig besessenen Thron zu entreißen, und seinen alten Großvater Numitor wieder einzusetzen. Nach Vollendung dieser That beschloß Romulus in Verbindung mit seinem Bruder, selbst eine Stadt zu gründen. Den Platz dazu sollen ihm bei einem feierlichen Opfer die Götter, durch den Flug von sieben Adlern, angezeigt haben. So ward Rom im J. 752 (nach andern 755) v. Chr. Geb. erbaut. Die Einigkeit, die bisher unter beiden Brüdern geherrscht, endete bei diesem Unternehmen; aus Ehrgeiz oder Jähzorn befleckte Romulus seine Hand mit Bruderblut, und Remus fiel unter seinen Streichen, nach der Angabe der mehresten Geschichtsforscher; andere lassen den letztern vor dem Zorn des Bruders flüchten, über die Alpen gehen und den Stifter von Rheims werden. — Um seine Stadt zu bevölkern, reichte der kleine Haufen Getreuer, die Romulus bisher gefolgt waren, bei weitem nicht hin, und der Gründer der weltbeherrschenden Roma sah sich daher genöthigt, sie zu einem Zufluchtsort für jeden heimathlosen Flüchtling zu machen. Männer wurden zwar dadurch gewonnen, an Frauen fehlte es aber bald den römischen Bürgern, und ihre freundlichen Bemühungen um die Töchter der Nachbarstädte wurden von den auf den Wachsthum der neuen Stadt eifersüchtigen Vätern der Verlangten zurückgewiesen. Da entschloß sich Romulus zu einem Gewaltstreich. Er veranstaltete ein religiöses Volksfest, und lud dazu die **Sabiner** (vgl. d. Art.) mit ihren Frauen und Töchtern ein. Sie kamen unbesorgt; aber mitten im Feste wurden die Unbewaffneten überfallen, und ihnen Frauen und Mädchen entrissen, und jeder Römer eilte, sich mit einer Hausgenossin zu versehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen. Es kam zum Krieg zwischen beiden Völkerschaften; das Flehen der Entführten, die sich zwischen die streitenden Parteien warfen, stiftete aber endlich Frieden, und Rom gewann durch die Vereinigung mit dem Volke der Sabiner bedeutenden Zuwachs. Mehrere glückliche Kriege, die stets mit Volks- und Länderanwachs für den jungen Staat endeten, befestigten seine Fortdauer,

und in dem sieggekrönten Muth der ersten Römer verkündete sich bereits das Glück und das Gewicht, das diese Stadt einst erlangen sollte. — Romulus herrschte als König streng und gewaltig, zu streng vielleicht für seine sich ihm freiwillig unterworfenen Unterthanen, und sein plötzliches Verschwinden erregt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er durch die Hand eines Mißvergnügten fiel. Der Sage nach soll er gen Himmel zu der Schar der Götter gestiegen sein, nachdem er sein Werk vollendet, die ewige Stadt gegründet hatte; und bis zur Annahme der christlichen Religion verehrte das dankbare Rom in eigenen Tempeln die Gottheit seines Gründers. Möglich ist auch, daß er vom Blitz erschlagen wurde; denn sein Verschwinden soll während eines Gewitters geschehen sein, das heraufzog, als er sich außerhalb der Stadt bei den Sümpfen von Caprea befand, um sein Heer zu mustern. Romulus hatte ungefähr 37 Jahre regiert, etwas über 50 gelebt, und die zwar rohen, aber für Zeit und Umstände passenden Verordnungen und Gesetze, die er seinem Volke gab, zeugen von seiner Herrscherfähigkeit. Als Romulus starb, soll Rom nach einer kurz zuvor von ihm veranstalteten Zählung zwischen drei und vier tausend wehrhafte Männer gehabt haben. (Vgl. d. Art. Rom.)

Roncesvalles, franz. Roncevaux, ein Thal in Navarra, zwischen Pampeluna und St. Jean Pied de Port, wo, nach der Sage, die Nachhut von Carls des Großen Heer von den Arabern (778) geschlagen wurde, und der tapfre Roland seinen Tod fand. Diese Ronceval-Schlacht spielt in dem Fabelkreise Carls des Großen (vgl. Ritterwesen und Roland) und seiner Helden eine glänzende Rolle, und ist der Gegenstand mehrerer Dichtungen, die meist aus des Erzbischofs Turpin fabelhafter Geschichte Carls des Großen schöpften. Durch den gleichnamigen Hauptort des Thales geht die über die Pyrenäen nach Frankreich führende Rolandspforte, und in der Kirche des Städtchens werden fabelhafte Alterthümer von Roland aufbewahrt. — Die Franzosen schlugen hier unter Moncey 1794 die Spanier, und 1813 drängte Wellington den Marschall Soult aus einer festen Stellung in diesem Thale.

Rondeau, Rondo, s. Ringelgedicht. In der Musik ein Tonstück (oder Satz eines Concerts, Quartetts, einer Symphonie oder Sonate), in welchem ein Hauptthema nach mehrern Abwechselungen der Modulation als Refrain wiederkehrt; in der Vocalmusik besonders Rundgesang.

Ronsard, eigentlich Roussard (Pierre de), wurde geboren zu Poissonniere, im ehemaligen Orleanais, 1524 und war der erste französische Odendichter von Bedeutung. In seiner Jugend ward er als Page von dem Herzog von Orleans an den König Jacob von Schottland übergeben. Als er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, ward er von seinem Beschützer (Orleans) angestellt und folgte bald darauf dem bekannten Lazarus Baif zum Reichstage nach Speier. Durch diesen gewann er auch Geschmack an den schönen Wissenschaften, studirte nun eifrig die alten Dichter, und ward bald selbst von seinen Landsleuten als der Fürst der Dichter anerkannt. Die Könige Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. erkannten und ehrten sein Verdienst, und die Stadt Toulouse schenkte ihm, hingerissen von Bewunderung, eine massive silberne Minerva von bedeutendem Gewicht, die der Dichter wieder seinem König Heinrich II. verehrte. Auch die schottische Maria ehrte und achtete Ronsard und beschenkte ihn mehrmals. Als er 1585 starb, begleitete sei-

en Leichnam das ganze Parlament, und der Cardinal Duperron sprach die Leichenrede. So sehr damals Ronsards Talent erhoben wurde, so sehr ist es von neuern französischen Kritikern, besonders von Malherbe, herabgesetzt worden; aber mit Unrecht, denn sie beachteten nicht die Zeit, in der Ronsard lebte, und die Rohheit der damaligen Sprache, mit welcher er zu kämpfen hatte. Doch hat seine Eitelkeit, die oft ins Lächerliche und übertriebene fiel, nicht wenig dazu beigetragen, seinen Nachruhm zu schmälern. Man hat von ihm Oden, Hymnen und Schäfergedichte. (Oeuvres, Lyon 1592, 5 vol. 8. und mehrmals.)

Roquelaure (Gaston Jean Baptiste, Marquis und Herzog von), war Pair von Frankreich und Ritter mehrerer königl. Orden. Früh in Kriegsdienste getreten, ward er 1642 in der Schlacht bei Honnecourt verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung wohnte er als Maréchal de Camp den Belagerungen von Gravelines (1644) bei. Zum Generallieutenant erhoben, ward er zum zweitenmal bei Bordeaux verwundet. Ludwig XIV. ernannte ihn hierauf zum Herzog und vertraute ihm das Gouvernement von Guienne an. Roquelaure war ein sehr geistreicher und witziger Mann, und eine Menge seiner oft scharfen Repliken und Scherze haben seinen Namen in Frankreich fast berühmter gemacht, als die Dienste, die er seinem Könige widmete. Eine Sammlung seiner Einfälle erschien in der Folge unter dem Titel: Momus français, ou les aventures du Duc de Roquelaure, aber sie enthält so vieles Platte und Gemeine, daß man ihr deutlich ansieht, sie sei aus andern als der vorgeblichen Quelle entsprungen. Roquelaure starb 1683 zu Paris.

Rosa (Salvator), einer der berühmtesten Maler und Kupferstecher Italiens, zugleich auch ein geachteter satyrischer Dichter, war der Sohn eines Landmessers, und zu Renella im Königreich Neapel 1615 geboren. Einen Theil seiner Jugend soll er unter Räubern verlebt, und die rauhen, wilden Gegenden, die er mit seinen Genossen durchstreifte, sollen ihm den Stoff zu seinen schauerlich romanhaften Schilderungen gegeben haben. Doch ist dieses sehr unwahrscheinlich. Die grauenvollsten Wildnisse, vor denen auch der muthigste, kräftigste Mensch unwillkürlich zurückbebt, waren ihm die willkommensten, und er füllte sie mit Gruppen von Schäfern und Räubern, von Soldaten und Banditen aus, wodurch sie so charakteristisch und anziehend wurden. Wenn auch seine Zeichnungen nicht immer correct waren, so herrscht doch in ihnen viel Leben und eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit. Nicht das Liebliche und Sanfte, blos das Schauerlichwilde, das Entsetzliche sprach ihn an, und nach seinen malerischen Darstellungen hätte man auf ein finsteres, melancholisches Gemüth schließen müssen. Aber Rosa war ein fröhlicher Mensch, reich an Witz und einer lustigen satyrischen Laune. Die letztere offenbarte sich auch in zweien seiner Gemälde, von denen das eine die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, das andere aber die Göttin des Glücks darstellt, wie sie ihre Gaben an Unwürdige vertheilt. Dadurch zog er sich wichtige Feinde zu, weshalb er sich von Rom nach Florenz begab, wo er durch mehrere Werke den Beifall des damaligen Herzogs erwarb. Er kehrte nachmals wieder nach Rom zurück, aber seine bittern Spöttereien über mehrere seiner Kunstgenossen, besonders über Bernini, vermehrten die Anzahl seiner Gegner, wiewohl er auch durch seine geselligen Talente und manche liebenswürdigen Eigenschaften sich viele Freunde

erwarb. Sehr übel empfand er es, als er wegen seines beißenden Witzes von der römischen Akademie ausgeschlossen wurde. Als diese Akademie nachher einen Künstler, der nebenher Chirurgie trieb, den Zutritt verweigert hatte, behauptete er, „das sei sehr unrecht, denn man bedürfe durchaus eines Wundarztes, um alle die Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemälden verrenkt hätten, wieder einzurichten." Selbst auf seinem Todbette verließ ihn seine Schalkhaftigkeit nicht. Mit seiner Aufwärterin hatte er bis an sein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müßte sie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen wolle. „Meinethalben," antwortete Rosa, „wenn man doch ohne Hörner nicht hineinkommen darf." Er starb, 57 J. alt, zu Rom 1673 und erhielt ein Denkmal in der Karthause. Von seinen Gemälden (die Landschaften sind den historischen Gemälden vorzuziehen) sind von englischen Künstlern sehr viele in Kupfer gestochen. Seine sechs Satyren heißen: die Musik, die Dichtkunst, die Malerei, der Krieg, die Babilonia und der Neid. Fiorillo hat die zweite nebst einer Biographie dieses Künstlers (Göttingen 1785, 8.) herausgegeben.

Rosalie nennt man in der Musik eine gewöhnliche Phrase, oder einen kleinen Satz von wenigen Tacten, der anstatt mit andern Gängen abzuwechseln, unmittelbar auf eine höhere oder tiefere Stufe versetzt wieder erscheint. Die Wiederholung in der Octave wird nicht dahin gezählt, weil hier keine wahre Transposition in andere Intervalle statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz im Grunde derselbe bleibt. Man darf auch mit den Rosalien nicht die contrapunctischen Nachahmungen verwechseln, wobei keine Versetzung aller, sondern nur einer und der andern Stimme statt hat, und die harmonische Form immer verändert erscheint. Man mißbilligt die Rosalien, zu deutsch Schusterflecke (welche in ältern Musiken öfter vorkamen), weil sie Armuth an Erfindung verrathen, eine unangenehme Einförmigkeit mit sich führen, und einen auffallenden Sprung in eine andere Tonart enthalten. Sie können nur in seltenen Fällen, wo etwas Komisches oder eine Steigerung der Empfindung oder ein scharfer Contrast auszudrücken ist, erlaubt werden.

Rosamunde, s. Alboin.

Roscellinus, s. Nominalisten.

Roscius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauspieler des alten Roms und Zeitgenosse des Cicero, der ihn seiner Freundschaft würdigte und stets mit Bewunderung von ihm spricht. Wir haben noch eine Rede Ciceros, worin er diesen Künstler, der auch wegen seiner Sitten ausgezeichnet war, gegen Fannius vertheidigt. Nicht minder als Cicero schätzten ihn Sylla und Piso, und der Senat gewährte ihm einen Jahrgehalt von 20,000 Thlrn. Das entzückte Rom konnte nicht aufhören, seine Kunst zu bewundern, die im Tragischen und Komischen gleich groß war. Sein Name ward sprichwörtlich jedem ausgezeichneten Schauspieler beigelegt. Daß Roscius den Gebrauch der Masken auf dem Theater eingeführt habe, ist eine falsche Meinung; er fand sie bereits vor und bediente sich ihrer nach dem Gebrauche der Zeit. Er starb ungefähr 61 J. v. Chr.

Roscoe (William), ein berühmter englischer Schriftsteller, von niedriger Herkunft, verdankt seinem unermündeten Fleiße und seinen glänzenden Talenten einen dauernden Ruhm. Nur durch Strenge konnten seine Ältern ihn zuerst dahin bringen, etwas Schreiben und Rechnen zu lernen, aber desto eifriger las er alle Dichterwerke seiner

Nation, die ihm nur in die Hände fielen. Später als Schreiber bei einem Advocaten in Liverpool angestellt, legte er sich auf das Studium der lateinischen Sprache. Darauf fing er auch mit der französischen und italienischen Sprache an, und machte in der Kenntniß der letztern und ihrer Literatur außerordentliche Fortschritte. In seinem 16ten J. schrieb er ein malerisches Gedicht, betitelt: Mount Pleasant, welches von hohem Dichtertalent zeugt. 1773 trug er hauptsächlich dazu bei, zu Liverpool eine Gesellschaft zur Ermunterung der Maler- und Zeichenkunst zu errichten. Überhaupt hat er durch sein Beispiel und unermüdete Anstrengungen jene Verbindung des kaufmännischen Gewerbes und geistiger Bestrebungen bewirkt, die er in einer Rede, welche er bei der Eröffnung einer in seiner Vaterstadt gegründeten Bildungsanstalt hielt, so warm empfahl, und er hat praktisch gezeigt, wie beide sich zu ihrem gegenseitigen Vortheil in die schönste Übereinstimmung bringen lassen. Die erwähnte Anstalt, Liverpool Institution genannt, und andere Stiftungen der Art, wodurch Liverpool sich auszeichnet, verdanken seinem Eifer ihr Dasein. Mit großem Eifer und vieler Beredsamkeit nahm er sich auch der Abschaffung des Sclavenhandels an; besonders geschah dies von ihm in einem schönen Gedicht: die Grausamkeit in Afrika (the Wrongs in Africa, 2 parts, 1788, 8.). Die französische Revolution fand in ihm einen eben so warmen Freund als Bewunderer, und er schrieb mehrere Volksgesänge und andere poetische Stücke zur Verbreitung des Freiheitssinnes. 1797 legte er seine Advocatur nieder, ward nachher Bankier zu Liverpool, darauf eine kurze Zeitlang Repräsentant dieser Stadt im Parlament, wo er mit der Foxischen Partei in Verbindung trat. Seine Ansichten über Parlamentsreform sprach er in einem Briefe an Brougham (1811) aus. Mißlungene Handelsunternehmungen führten den Sturz seines geachteten Hauses, und 1816 selbst die Versteigerung seiner trefflichen, besonders im Fache der italienischen Geschichte sehr reichen Büchersammlung herbei. — Außer den angeführten und andern zum Theil blos ein vorübergehendes oder örtliches Interesse habenden Schriften hat sich Roscoe besonders durch seine Lebensbeschreibungen Lorenzos von Medici und des Papstes Leo X. (The life of Lorenzo de Medici, called the Magnificent, Liverpool, 2 vol. 1795, 4. 2nd edition 1796, 8., deutsch von K. Sprengel, Berlin 1797, und The life and Pontificate of Leo X. 4 vol. 1805, 4., deutsch von Henke mit reichhaltigen Anmerkungen) auf die ruhmvollste Weise als biographischer und historischer Schriftsteller hervorgethan. Ein schönes Denkmal hat ihm der treffliche Amerikaner Washington Irving in dem Sketch Book of Geoffrey Crayon (London 1821) gesetzt.

Roscommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein bekannter englischer Dichter aus einer irländischen Familie, geb. 1633. Er studirte zu Caen, machte eine Reise durch Italien, um dort die Kunstwerke des Alterthums kennen zu lernen, ward hernach als Stallmeister bei der damaligen Herzogin von York angestellt, und starb 1684. Er hat wenige, aber schätzbare Gedichte hinterlassen, und ist, wie Pope von ihm rühmt, aus dem dichterischen Zeitalter Carls II. der einzige, der die züchtigen Musen liebte. Die Engländer verdanken ihm in der artistisch-didaktischen Dichtkunst das erste Meisterwerk (Essay on translating verses), worin er die Kunst zu übersetzen in einem edeln, reinen und männlichen Styl, auf eine eindrucksvoll

Weise vorträgt. An der Errichtung einer englischen Sprachakademie ward er durch den Tod gehindert. Die bekannteste und neueste Ausgabe seiner Werke erschien zu Glasgow 1753 (Earl of Roscommons poetical Works, 8.).

Rose, ein Blumengeschlecht, welches zur fünften Ordnung der zwölften Classe (Icosandria Polygynia) gehört. Die Zahl der Gattungen, deren Willdenow 39 anführt, wird von andern auf 100 und mehr angegeben; außerdem hat die Kunst eine Menge Spielarten erzeugt, die sich mehr oder weniger von der Grundgattung entfernen und die Bestimmung der einzelnen Gattungen ungemein erschweren. Alle Gattungen bringt man unter zwei Familien, je nachdem die Früchte beinahe kugelrund oder eirund sind. Zur ersten gehört die pimpinellblättrige Rose, die Zimmt- oder Zuckerrose, die schwefelgelbe Rose, die gelbe Rose, die provenzer Rose, die weichhaarige Rose; zur zweiten die hundertblättrige oder gemeine Gartenrose (R. centifolia, die schönste von allen, welche, da man wegen ihrer starken Fülle keine Frucht von ihr erhält, durch die Wurzel vermehrt wird), die Zucker- oder Essigrose, die damascener Rose, die wohlriechende oder Weinrose, die Moosrose, die Bisamrose, die weiße Rose, die gemeine wilde Rose (Hagebutte). Ein Prachtwerk über die Rosen ist: Les Roses par J. P. Redouté; bekannt ist auch Rössigs Werk: die Rosen. Außerdem, daß die Rose zu den schönsten Zierden unserer Gärten gehört, liefert sie das Rosenwasser, welches in der Apotheke und in der Küche gebraucht wird; auch macht man Rosenessig, Rosensyrup u. s. w. Mit Rosen von Provins (einer Stadt in Brie) wird nach fremden Ländern gehandelt. Man führt sie nach Indien, wo sie in manchen Gegenden mit Gold aufgewogen werden. In Ägypten, besonders in der Landschaft Fajum, wo man ganze Haine von Rosenstöcken findet, ist das Destilliren des Rosenwassers (bekanntlich in den Harems der Morgenländer ein Hauptluxusartikel) ein sehr einträgliches Gewerbe, und dieses Erzeugniß bildet einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel des Landes. Über die Rose von Jericho s. Jericho.

Rose (Krieg der rothen und weißen). Unter dieser Benennung werden in der Geschichte Englands die blutigen Kämpfe verstanden, welche die Häuser Lancaster und York über 80 Jahre hindurch um den Thron führten, die zur Unterscheidung ihrer Partei, jenes eine rothe, dieses eine weiße Rose im Schilde führte. Diese Kriege greifen zu bedeutend in die Geschichte Englands ein, um hier nicht mit wenigen Zügen angedeutet zu werden. Nach manchen, aus der Geschichte Englands bekannten, Unruhen und Kämpfen waren unter drei nach einander folgenden Eduarden, besonders unter dem letztern derselben, Ruhe, Ordnung und innere Macht gegründet worden. Die Freiheit der Bewohner Englands, so wie das Blühen ihres Handels, stand in schönem Verhältniß mit der Macht ihrer Könige, die damals, wie bekannt, die schönsten Provinzen Frankreichs im Besitz hatten; aber bald nach dem Tode des letztern Eduard, der in so mancher Hinsicht ruhmwürdig in der Geschichte dasteht, gingen fast alle diese für England so herrlichen Vortheile verloren durch den wüthenden Kampf, der zwischen den Yorks und Lancasters sich erhob. Beide Häuser waren in Eduard III. vereint, auf den Thron war aber das von York gekommen, mit Richard II., Eduards Nachfolger (1377). Als dieser Prinz, schwach und schwankend, durch Heinrich IV. von

Lancaster, genannt von Bolingbrocke, (1399) Thron und Leben verlor, kam das Haus Lancaster an die Regierung, und hierdurch entspann sich der oben erwähnte Kampf, der mit der blutgierigsten Wildheit geführt wurde. Heinrich VI. von Lancaster ward von seinem herrschsüchtigen Vetter, Eduard IV., einem York, vom Thron gestoßen (1461) und ermordet (1471). Nach Eduards Tode (1483) bestieg sein 12jähriger Sohn, Eduard V., den Thron, aber Richard von Glouсester, ein Bruder des gemordeten Heinrich, bemächtigte sich bald darauf der Regierung, ließ, die alte Schandthat durch eine neue rächend, den unschuldigen Eduard und seinen jüngern Bruder im Tower ersticken, und ward als Richard III. (der Bucklichte) König. Doch erfreute auch er sich nur auf kurze Zeit des ungerechten Besitzes. Mit Richards II. Tode (1399) hatten diese Gräuelscenen ihren Anfang genommen, sie endeten erst in etwas, als Heinrich von Richmond, aus dem Hause Lancaster-Tudor, nachheriger König Heinrich VII., 1485 den grausamen Richard in der Schlacht bei Bosworth erschlug, und es ihm glückte, durch seine Vermählung mit Elisabeth von York (1486) die beiden feindlich getrennten Häuser zu vereinen; gänzlich endete indeß der Kampf erst unter dieses Königs Nachfolger, Heinrich VIII. — Wie aber auch unter den Tudors sich bald darauf der Same zu blutigen Zwistigkeiten entwickelte, ist aus der Geschichte der Nachfolger Heinrichs VIII. hinlänglich bekannt. — Nicht allein für die Glieder jener beiden nach der Königskrone strebenden Häuser York und Lancaster, und für die parteinehmenden Großen war dieser Kampf der beiden Rosen höchst traurig, sondern auch für das Allgemeine. In der wilden, fast ein Jahrhundert ausfüllenden Verwirrung ging der kaum erst aufblühende Wohlstand Englands wieder verloren, mit ihm die äußerliche Macht des Staats, und die reichen und schönen Besitzungen der Krone Englands in Frankreich waren in dieser betrübten Zeit fast bis zur Unbedeutenheit herabgesunken. Aber noch überwogen wurden diese Übel von der Sittenverwilderung, worein die Gräuel dieser Bürgerkriege die Nation gestürzt hatten, und die sich nur durch die Kraft einiger folgenden Regierungen langsam wieder verwischen ließ.

Rosenblüt (Hans), oder Rosenplüt, genannt der Schnepperer, d. h. der Zotendichter, oder der lose Schwätzer, welchen Beinamen er ohne Zweifel von der ungezügelten Freiheit erhielt, womit sich sein Witz und Scherz, bisweilen nicht auf die feinste Weise, ergoß, geb. zu Nürnberg, lebte in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrh., und war seines Gewerbes ein Wappenmaler, berühmter jedoch als Meistersänger. Die Eigenschaften, welche seinen Beinamen veranlaßten, findet man vornehmlich in seinen Fastnachtsspielen, deren sechs ganz abgedruckt, andere im Auszug mitgetheilt sind, in Gottschedს nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (Leipzig 1757). Das ganze Interesse derselben beruht in der kräftigen Darstellung und den kecken Spielen des Witzes; ein eigentlich dramatisches Interesse haben sie nicht, und bestehen nur aus locker an einander gereihten Scenen, die zu einem satyrischen Ergebniß hinführen. Wie weit die Frechheit der Fastnachtsscherze zu jener Zeit getrieben wurde, kann man bei keinem Dichter derselben mehr kennen lernen, als bei Rosenblüt, dem man jedoch sehr Unrecht thun würde, wenn man ihn blos darnach beurtheilen wollte. Ehrbar erscheint er in andern Poesien, und muß überhaupt mehr nach seinen erzählenden Ge-

dichten gewürdigt werden, die ihn auf einer weit höhern Stufe der Bildung als einen geistreichen Mann, einen kräftigen Sittenmaler und Meister der Sprache zeigen. Komische novellenartige Erzählungen gelangen ihm vorzüglich. Nur einzelne davon sind bis jetzt in Canzlers und Meißners Quartalschrift, dem Bragur u. a. O. gedruckt erschienen; es gibt aber noch an 40 in Handschriften (am vollständigsten in der königl. Bibliothek zu Dresden), und sie verdienten wohl, daß sie jemand sammelte und herausgäbe.

Rosenkranz, bei den Catholiken, besteht aus einer Schnur, mit einer Anzahl Kügelchen von verschiedener Größe, die zur Abzählung der Gebete dienen. Er ist von Dominicus de Gusman, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt, und nach dem Pater noster und Ave Maria eingerichtet werden. Es sind nämlich am Rosenkranz immer zehn kleine und eine größere Kugel funfzehnmal befindlich; bei den kleinern wird ein Ave Maria, bei den größern ein Pater noster (s. d. Art.) gebetet. Zu Ehren des 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges stiftete Papst Gregor XIII. 1573 das Rosenkranzfest. Aber nicht allein die christliche Kirche hat den Gebrauch des Rosenkranzes, sondern auch die asiatischen Völker von der lamaischen Religion und die Türken bedienen sich einer solchen mit Kugeln versehenen Schnur zur Abzählung ihrer Gebete. Bei den letztern sind die Kügelchen gewöhnlich aus heiliger Erde von Mekka oder Medina geformt.

Rosenkreuzer, der Name der Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, deren Dasein zu Anfange des 17ten Jahrh. unerwartet durch eine Menge Schriften bekannt wurde, die zum Theil die sonderbarsten und wunderlichsten Behauptungen enthielten. Zweck des geheimen Bundes war, dem Vorgeben nach, eine allgemeine Verbesserung der Kirche, so wie Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Staaten und der Einzelnen. Diese prächtigen Worte waren aber nur leerer Schall, das Aushängeschild gleichsam, um die zu allen Zeiten leichtgläubige Menge anzulocken. Bei genauerer Untersuchung fand sich, daß die seit langen Jahren schon in den Köpfen der Menschen spukende Sucht der Auffindung des Steins der Weisen, der wenigstens in der Folgezeit untergeschobene träumerische Zweck des Ordens war, zu dessen Stifter man, gleichfalls fälschlich, einen gewissen Christian Rosenkreuz machte, der einen großen Theil seines Lebens unter den Brahmanen, in den Pyramiden von Ägypten, und Gott weiß wo sonst im Orient, zugebracht, und dort fast göttliche Weisheit und Kunst erlernt haben sollte, die er dann bei seiner Rückkehr einigen Auserwählten wieder mitgetheilt; und so habe der Orden oder Bund der Rosenkreuzer schon im Anfange des 14ten Jahr. begonnen. Der eigentliche Schöpfer oder Stifter der Rosenkreuzer dürfte Valentin Andreä (s. d. Art.) gewesen sein, ein Gelehrter, der im Anfange des 16ten Jahrh. im Würtembergischen lebte, und der wahrscheinlich den schon früher von Agrippa von Nettesheim gestifteten geheimen Bund dadurch neu beleben wollte, da ihm die zu seiner Zeit öfters durch leere scholastische Streitigkeiten herabgewürdigte Religion in Reinheit zu erhalten, wie billig, sehr am Herzen lag, wie seine zahlreichen, zum Theil sehr gehaltvollen Schriften beweisen. Doch ist diese Meinung auch nicht unbestritten und erwiesen. So viel ist aber gewiß, daß der Bund der Rosenkreuzer, nachdem er, wie bereits erwähnt, durch eine Menge Schriften plötzlich allgemein bekannt

wurde, bald wieder in Vergessenheit gerieth, und nur noch bei betrügerischen Goldmachern fortdauernd eine Rolle spielte. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. fing das Wesen der geheimen Orden und des Rosenkreuzer-Bundes aufs neue an, die Köpfe vieler Menschen einzunehmen, wozu besonders die Aufhebung des Ordens der Jesuiten und deren angeblich geheime Umtriebe, so wie die mystischen Betrügereien des sogenannten Grafen Caglistro (vgl. d. Art.), Veranlassung gaben; doch verscholl auch dies bald und gänzlich, als die Welt durch das trügliche Gewebe sah und des bekannten Schröpfer (s. d.) trauriges Ende in Leipzig eintrat.

Rosenöl (Rosenholzöl). Diese wohlriechende Essenz kommt nicht, wie man gemeinhin glaubt, von den Blumen, deren Namen sie nur wegen der Geruchsähnlichkeit erhalten hat, sondern von dem Holze eines Strauches, welches uns unter dem Namen Rosenholz aus den canarischen und antillischen Inseln, auch aus der Levante, namentlich von Rhodus (daher auch Rhodiserholz), zugeführt wird. Dieses Holz (Lignum Rhodium) hat einen sehr angenehmen Rosengeruch, und liefert, mit Wasser destillirt, das goldgelbe, nach und nach sich röthende, von bitterm Geschmacke und sehr angenehmen Rosengeruche Oleum L. Rhodii, aber in so geringer Masse (nur $\frac{1}{36}$ bis $\frac{1}{16}$), daß daraus der hohe Preis dieses Öls leicht zu erklären ist.

Rosette (Raschid), eine Stadt in Ägypten, mit einem Hafen nahe an den Nilmündungen. Bei den Alten hieß sie Metelis, vielleicht auch Kanopus, obgleich man das heutige Abukir, ein mittelmäßiges Dorf, meist für jenes alte und prächtige Kanopus hält. Rosette hat 40,000 Einw., viele griechische und koptische Kirchen und sehr bedeutende Linonmanufacturen. Es ist der Stapelplatz zwischen Cairo und Alexandrien; denn alle Waaren, welche den Nil aufwärts gehen, müssen hieher gebracht werden. Die Stadt hat, sowohl durch die schöne Gegend, in welcher sie liegt, als auch durch ihre vielen Gärten und geschmackvoll gebauten Häuser, ein sehr heiteres Ansehen. Vorzüglich anziehend ist der Marktplatz, auf dem meistens Künstler wohnen, welche ihre Häuser nicht nur schön erbaut und durch Kunstwerke verziert haben, sondern auch in ihren offenen Läden dem Auge manchen neuen und herrlichen Genuß bieten. Die Lebensbedürfnisse sind hier sehr wohlfeil und im Überfluß zu haben; nur das Wasser ist selten und in den Sommermonaten müssen sich die Einwohner allein mit Cisternenwasser begnügen. Zu den Merkwürdigkeiten der Gegend gehört eine Ziegenart, welche so lange Ohren hat, daß sie dieselben auf der Erde schleppt.

Rosette, Rosenstein, ein in der sogenannten Rosettenform geschliffener Diamant (s. Diamant). Auch Korallen in Rosettenform geschnitten, so wie überhaupt alle goldnen oder silbernen Verzierungen, welche die Form einer Rose tragen, werden Rosetten genannt.

Rosinen, Weinbeeren, die entweder an der Sonne getrocknet sind und süß schmecken (Zibeben) oder im Ofen gedörrt und einen etwas säuerlichen Geschmack haben. Es gibt davon verschiedene Sorten. Calabreser Rosinen sind fette Beeren von sehr gutem Geschmack, die, an Fäden gereiht, in Menge zum Handel gebracht werden. Spanien liefert ebenfalls eine große Menge Rosinen. Die schönsten und meisten erhält man aus den Weinbergen bei Velez Malaga (Muscatellerrosi-

nen), die geringern aus Valencia; ferner aus Granada (Passerillas de Sol). Die Passerillas de Lexia sind die in einer Lauge von Weinrebenasche eingetauchten, welche stark nach dem Norden gehen. Trefflich sind die Topfrosinen, welche man mit Auswahl in heißer Mittagssonne liest und sogleich in verkalkten Töpfen verkittet. Die besten spanischen Rosinen (Pickrosinen, Pickzibeben oder lange Rosinen) sehen schön fleischicht und bläulicht von Farbe aus, und haben dabei einen angenehmen, honigsüßen Geschmack; die schlechtere Gattung ist lichtgrau, und zwar von Trauben noch größer, aber nicht so schmackhaft. Von den Rosinensorten, welche Frankreich liefert, kommen die besten aus Languedoc und Provence, z. B. die Jubis, Piccardenrosinen, Muscatrosinen; noch andere Sorten kommen von Toulon, Aubagne, Pezenas u. s. w. Die Levante liefert eine Menge Zibeben. Die bekanntesten sind die smyrnischen, welche man auf der Stelle in schwarze Sorte und rothe Karabuno unterscheidet. Geringer sind die von Lipari. Die Raisins de Damas sind platte lange Rosinen von der Größe eines Fingergliedes, die aus Syrien, besonders von Damascus kommen und in den Apotheken verbraucht werden. — Die Korinthen kommen von einer Abart des Weinstocks, dessen Trauben klein, wie Johannisbeeren, von rothschwarzer Farbe und süßem Geschmack sind. Man brachte sie ehemals hauptsächlich aus Korinth, jetzt aber erhalten wir sie nur aus den Inseln des ionischen Meers. — **Rosinenwein** (Vinum passum der Alten) bereitet man, indem man, z. B. auf 20 Pf. reingelesene, abgestielte Rosinen 8 Pf. Farinzucker und 50 Kannen Wein nimmt, nach drei Tagen 40 Tropfen zerstoßenes Weinsteinsalz, und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazu mengt, die Masse in ein Faß füllt, und dieses wohl zuspündet. Nach starkem Hin- und Herschütteln setzt man das Faß an einen mäßig warmen Ort, verstattet daselbst dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, setzt nach vier Wochen abermals 4 Pf. Zucker hinzu, und läßt dieser Masse acht bis zehn Wochen die Weingährung machen. Dann wird der Wein abgefüllt, mit Hausenblase geschönt, und auf ein anderes Faß oder auf Flaschen gezogen.

Roskolniken, so viel als Schismatiker. Man bezeichnet in Rußland damit eine Religionssecte, die sich selbst Starowerzi, d. h. Altgläubige, nennt und die vom Patriarchen Nikon in der russisch-griechischen Kirche gemachten Verbesserungen verwirft, und überhaupt sich in Ansehung der Ausübung religiöser Gebräuche von ihren Lands- und Glaubensgenossen merklich trennt, da sie sich rühmt, in ihrer Mitte die wahre Art einer Gottesverehrung zu haben. Unter Peter dem Großen erlitten die Roskolniken mannichfache Verfolgung und Drangsale, doch blieben sie — wie dies immer in solchen Fällen gewesen ist — ihrem Glauben treu, den sie oftmals mit schmählichem Tode besiegeln mußten. Catharina II. gab ihnen Religionsfreiheit. Viele Kosackenstämme, so wie ein großer Theil der Bewohner Sibiriens, bekennen sich zu dieser Secte.

Rosoglio, Rosoli, s. Branntwein.

Roß (Capitän), s. Nordpol-Expedition.

Roßbach, ein Kirchdorf und Cammergut im Amt Freiburg in der preußischen Provinz Sachsen, zwischen Merseburg und Weißenfels, an dem Flüßchen Geisel, berühmt durch die Schlacht im 7jährigen Kriege (5ten Nov. 1757), in welcher die Preußen, 22,000 M. stark, unter ihrem König Friedrich II. einen vollständigen und glän-

zenden Sieg über die Franzosen unter Soubise und die Reichsarmee, zusammen 60,000 M. stark, erfochten. Soubise sollte Sachsen befreien; allein Friedrich zog ihm rasch entgegen, ging den 1sten Nov. bei Merseburg und Weißenfels (hier hatte der Feind die Brücke abgebrannt) über die Saale, und stellte sich am 5ten früh in Schlachtordnung. Die Preußen standen theils im Thale, theils hinter einem Berge und Gehölz. Auf der Anhöhe ließ Friedrich mehrere hundert Zelte stehen, auch durfte die Reiterei nicht aufsitzen, und alle Trupen aßen zu Mittage, als ob sie nicht an eine Schlacht dächten. Die Franzosen, dadurch irre geführt, zogen sich rechts, um den König von der Saale abzuschneiden. Als sie aber Nachmittags 3 Uhr bis auf 50 Schritte sich genähert hatten, ließ Friedrich seine versteckte Batterie mit Kartätschen feuern, die Cavallerie unter Seidlitz einhauen und die Infanterie im Sturmschritt vordringen. Nichts konnte diesem unerwarteten Angriffe widerstehen. Alles floh, am schnellsten die Reichsarmee, so daß der Herzog von Braunschweig, der ihr gegenüber stand, gar nicht ins Handgemenge kam. Die Franzosen flüchteten nach Freiburg, die Reichstruppen gegen Naumburg, aber rasch verfolgt, zerstreuten sie sich in wilder Flucht durch einander, unwissend wohin, nach Weimar, Erfurt, Gotha, bis in den thüringer Wald. Der Sieg hatte den Preußen nicht viel über 400 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Sie machten 8000 Gefangene, darunter 200 Officiere, und erbeuteten nebst dem ganzen feindlichen Lager 60 Kanonen. Die Franzosen hatten 4000 Todte und Verwundete. Die Bauern von Reichardswerben, wo eigentlich der Sieg erkämpft ward, errichteten daselbst als Siegesdenkmal eine pyramidalische Säule, und im J. 1792 ließ Prinz Luis von Preußen nebst den Göckingschen Husarenofficieren ein anderes Denkmal von Sandstein aufrichten; an dieser Säule gab Feldmarschall Möllendorf 1805 seinen Stabsofficieren ein glänzendes Fest. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena das Schlachtfeld bei Roßbach besuchte, umarmte er die später gesetzte Säule, und ließ sie nach Paris bringen. Die ältere Säule wurde von den Bauern vergraben. Nach öffentlichen Nachrichten ist jene Säule von den Preußen im J. 1815 aus Paris wieder abgeführt. K.

Roßschweif ist ein bei den Osmanen und Tataren die Stelle der Fahnen vertretendes Kriegszeichen, das zugleich zur Bezeichnung des höhern oder niedern Grades der Heeranführer dient, denn je erhabener der Rang des Anführers ist, desto mehr Roßschweife werden vor ihm hergetragen und vor seinem Zelte aufgepflanzt. So hat der Kaiser im Felde sieben, der Großvezier fünf, die Paschas einen, zwei, auch drei Roßschweife als Ehrenzeichen. Dies kriegerische Zeichen soll bei jenen Völkern dadurch in Gebrauch gekommen sein, daß einst in einer Schlacht, als sie bereits alle Fahnen verloren hatten, ihr Feldherr einen Roßschweif auf eine Lanze steckte, die Geschlagenen von neuem sammelte, und nun einen herrlichen Sieg erfocht. Der Roßschweif der Türken besteht aus einer Stange, an welcher ein oder mehrere Pferdeschweife und allerlei aus Pferdehaaren geflochtene Zierrathen herabhängen. Sie ist oben mit einem vergoldeten halben Mond geschmückt.

Roßtrappe wird ein einzelner Felsen des Unterharzes bei dem Dorfe Thal im Fürstenthum Blankenburg genannt, an dessen einer jäh und schroff sich emporgipfelnden Spitze eine Vertiefung zu sehen ist, die dem Eintritt eines riesigen Pferdehufes gleicht. Mancherlei

Sagen sind an die Entstehung dieses Hufdrittes geknüpft, und von Dichtern und Romantikern mehrfach behandelt worden. Die Gegend um die Roßtrappe gehört zu den schönsten und malerischsten des ganzen Harzgebirges.

Rösselsprung ist ein Kunststück auf dem Schachbrete, das darin besteht, mit dem Springer in 64 Sprüngen oder Zügen die 64 Felder eines Schachbretes so zu berühren, daß jedes nur einmal getroffen wird. Dieses künstliche und höchst schwierige Spiel hat mehrere Mathematiker, unter ihnen den großen Euler, lebhaft beschäftigt; der Reichsanzeiger der Deutschen gibt zu Lösung dieses Problems in den Jahrgängen 1797 und 98 mehrfache Anleitung.

Rossini (Gioachimo), das leuchtende Gestirn der jetzt lebenden Operncomponisten Italiens. Im 17ten Jahre, sagt ein italienisches Journal, begann Rossini, seine musikalischen Kräfte zu entfalten und jetzt (1822) in seinem 30sten zählt er schon mehr als 30 glänzende Triumphe seiner Kunst. Seine Werke sind über ganz Europa zerstreut und ganz Europa nahm sie als entzückende Blüthen Italiens freudig auf. Nicht zufrieden, alle Herzen von den Mündungen der Donau bis zu der des Tajo, vom finnischen Meerbusen bis zur Spitze von Lilibeo gewonnen zu haben, drangen sie über den Canal, über den Ocean auf die andere Halbkugel, öffneten die stumpfesten Ohren, entflammten die frostigsten Herzen, elektrisirten die schwerfälligsten Geister, und berauschten mit ihrer süßen Anmuth die gebildetsten, wie die rohesten Völker. Die musikalischen Annalen erzählen fast kein ähnliches Beispiel, von der schnell verbreiteten Celebrität eines Tonsetzers. Dies sind Thatsachen, die sich nicht abläugnen lassen, und um solche glänzende Wirkungen in der Welt zu erklären, würde es abgeschmackt sein, dem heutigen musikalischen Publicum den Geschmack durchaus abzusprechen. Wir wissen zwar, daß außerhalb Italien Rossinis Ruhm nicht überall fest gegründet steht, daß er der Gegenstand des Streits entgegengesetzter Parteien in der musikalischen Welt geworden ist; aber es ist seinen Gegnern auch nicht gelungen, mehr zu behaupten, als daß den meisten Werken des berühmten Tonsetzers die Gründlichkeit der musikalischen Ausführung und die Tiefe der dramatischen Charakteristik fehle, durch welche Gluck und Mozart als unvergängliche Sonnen über tausend streifenden Kometen glänzen; Eigenschaften, die aber bei andern neuern Tonsetzern eine Schwerfälligkeit und harmonische Künstelei erzeugt hatten, bei welcher in dem Zuhörer oft Zweifel entstehen konnte, ob die Musik auch eine Kunst sei, die auf das Ohr gebaut ist. Was ist es nun aber, daß in Rossinis Werken jetzt die ganze Welt bezaubert? Es ist vornehmlich der unerschöpfliche Quell von wohlklingenden Melodien, die sich, in das Ohr einschmeichelnd, sogleich dem Gedächtniß, oft unwiderstehlich und unauslöschlich, einprägen und jeden zum Nachsingen reizen; es ist fast eben so sehr die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit reizender Verzierungen, mit welchen er seine Melodien ausschmückt, ja oft, gegen den Charakter des zu schildernden Gemüthszustandes, überladet. In seinen Gesangstücken läßt sich nicht verkennen, daß er selbst fertiger und ausgebildeter Sänger ist, der von seinen Sängern das in höchster Vollkommenheit fordert, was seine italienische Kehle mit Fertigkeit, Anmuth und Ausdruck hervorzubringen im Stande ist; und er scheint in dem Maße Tonsetzer für den Gesang zu sein, als er selbst Sänger, und zwar italienischer Sänger ist. Man müßte daher zuerst den italienischen

Gesang überhaupt als etwas Richtiges darstellen, was keinem Vernünftigen und Einsichtsvollen einfallen wird, wenn man Rossinis Ruhm als Gesangscomponisten in Anspruch nehmen wollte; so eng ist dieser mit italienischem Gesang verbunden, dem er neuen Reiz und Stoff gegeben, und mannichfaltige anmuthige Weisen geschaffen hat. Wenn man somit Rossini, um so mehr, da er durch die Fruchtbarkeit seines Genies alle Theater in Italien beherrscht, gar wohl den Repräsentanten der gegenwärtigen italienischen Theatermusik nennen kann, so haben die Angriffe derjenigen Gegner Rossinis wenig Gewicht, welche seine Werke entweder blos aus Partituren kennen, oder sie von Sängern haben ausführen können, die für italienischen Gesang nicht geeignet sind und ihr Organ nicht zu beherrschen verstehen, wie es die italienische Kunst verlangt. Nur wer Rossinis Gesangsstücke von Italienern, oder wenigstens durch Sänger, welche den italienischen Gesang in Charakter und Formen sich angeeignet haben, und zwar in den gehörigen Zeitmaßen vortragen hörte, kann über die Wirkung urtheilen, welche der Tonsetzer hervorbringen wollte. Ein anderer Vorwurf aber, welchen man Rossini gegründeter machen könnte, ist der, daß viele seiner Melodien statt reine Themata zu sein, schon selbst Variationen, Übergänge, Verbindung von Manieren sind, und daß er die Empfindung selten in der Einfachheit auszudrücken weiß, welche seine großen Vorgänger, wie Cimarosa, Paesillo, Zingarelli, auszeichnete, die auch dem Sänger mehr Gelegenheit gaben, durch das Portament der Stimme zu wirken; aber bei alledem muß man gestehen, daß, wenn sich hier auch Ausartung und Überladung zeigt, durch die das menschliche Organ zuletzt zu einem Instrumente gemacht wird, seine Melodien und Manieren doch immer von reicher Erfindung und Empfindung zeugen. Ein anderer Grund dieser Überladung liegt wohl darin, daß er eine reichere Instrumentation als seine Vorgänger anwendete, und dadurch die Stimmen glänzender zu behandeln, sich bewogen fand. Daß er die Charakteristik sehr vernachlässigt, und in dieser Beziehung nie Mozart, Gluck, ja selbst andern noch lebenden großen Tonsetzern wird gleichgestellt werden können; dies ist ein Vorwurf, den seine Landsleute mit ihm tragen, die ihn dazu verleitet haben, und denen eine theatralische Vorstellung größtentheils als Concert gilt, in welchem die Aufmerksamkeit sich immer nur auf einige glänzende Stücke heftet. Und doch hat Rossini Proben abgelegt, daß er auch tragische Stimmungen und Charaktere gründlicher darzustellen fähig ist — wie in Othello und Zelmira —; noch entschiedener ist sein Talent für das Komische, wovon sein fast überall mit Wohlgefallen aufgenommener Barbier von Sevilla das günstigste Zeugniß ablegt. Hier lodert das jugendliche Feuer seines Genius, das alle seine Werke mehr oder weniger durchdringt, und den Zuhörer oft auch wider Willen elektrisch ergreift, am reinsten, und strahlt in den mannichfaltigsten Farben; hier sind bizarre Coups weniger störend. Außer jenen Verstößen gegen Costüme, Charakteristik und poetische Wahrheit mag man ihm Incorrectheit und Mangel an gründlichem Satz, häufige Wiederholungen eigner und Benutzung fremder Gedanken vorwerfen; Fehler, welche alle theils aus dem Leichtsinn des schnell berühmt gewordenen Componisten, theils aus dem damit verbundenen vorherrschenden Streben nach Effecten (das sich z. B. in seinen bekannten Crescendos zeigt), und aus den gegenwärtigen Musikverhältnissen in Italien überhaupt zu erklären sind. Allein diese Fehler, die freilich

einem Werke des fruchtbaren Componisten mehr, als dem andern schaden, sind doch keineswegs so groß, daß dadurch die glänzenden Vorzüge dieses geniellen Tonsetzers, nämlich seine an Melodien und interessanten Motiven in der Instrumentation und Begleitung reiche Erfindungskraft, sein Feuer, seine Anmuth und Leichtigkeit, seine Kunst, den Gesang immer so zu behandeln, daß er bei dem erforderlichen Vortrage immer Herrscher bleibt, und von der Begleitung gehoben in sein schönstes Licht tritt, und überhaupt seine Kunst, Ohr und Kehle nicht ohne den Reiz der Originalität zu befriedigen, verdunkelt und aufgehoben werden könnten. Einige jener Fehler zeigten sich ohnedies noch bedeutender in seinen frühern Werken, z. B. Incorrectheit des Satzes, — und man muß, wo nicht von Fehlerhaftigkeit der Abschriften die Rede ist (die freilich mit der Vervielfältigung derselben, zumal außerhalb des Vaterlandes des Tonsetzers wächst), neben diesen Fehlern, je offener sie sich häufig kund geben, die Größe des Talents um so mehr bewundern, das ungeachtet eines so mangelhaften Studiums, oder bei so großem Leichtsinn, doch wiederum auch so manches wahrhaft Ergreifende und überraschend Treffliche hervorbringt, wie besonders in seinen neuesten Werken bemerkbar ist. Daß übrigens von seinen Werken, eben weil ihnen die Tiefe der Charakteristik, und die Gediegenheit der Ausbildung so häufig mangelt, gar vieles als Mode schneller vorübergehen wird, als seine unbedingten Lobredner glauben mögen, wird den nicht kümmern, der blos für die Gegenwart wirkt und lebt. Indessen ist doch sein Einfluß auf den musikalischen Geschmack überhaupt sehr bedeutend, wenn auch nicht durchaus günstig. Denn dadurch, daß er die Reize des Ohrs sucht, und an frischen Melodien Vorrath hat, wirkt seine Musik der trockenen harmonischen Künstelei, der originalitätssüchtigen Bizarrerie, der Herrschaft der Harmonie über die Singstimmen vortheilhaft entgegen, wiewohl er andern Theils, und noch mehr seine Nachahmer, durch allzuweit getriebene Forderungen an Kehlenfertigkeit, durch Gefallen an immer wiederkehrenden, die Ohren kitzelnden Lieblingsmanieren, dem tiefen ausdrucksvollen Vortrag und dem Geschmack am einfach Großen sehr geschadet hat. Aber noch bedeutender ist Rossinis Einfluß auf die italienische Musik insbesondere. Er macht nämlich in der Musik der Italiener hauptsächlich dadurch Epoche, daß er die durch Ausbildung der Instrumentalmusik in der neuern Zeit und vornehmlich unter den Deutschen gemachten Fortschritte in der Harmonie benutzte, die allzuleere harmonische Begleitung verdrängte und so mit den Reizen italienischer Melodie eine interessantere und reichere Harmonie und Instrumentation verband. — Nachdem wir das Wichtigste und Wesentlichste über Rossinis Charakter als Tonsetzer gesagt haben, fügen wir noch einige biographische Notizen bei. Rossini ist um das J. 1790 zu Pesaro in Romagna geboren und sang als Knabe mit seiner Mutter auf dem Theater zu Bologna. Zu seiner musikalischen Ausbildung trug vorzüglich der Pater Mattei daselbst bei. Doch scheint er keine gründliche Schule gemacht, sondern sich mehr auf seine Bekanntschaft mit den Werken der neuern, vornehmlich eines Haydn, Mozart, Cherubini, Spontini, und auf sein großes Talent für Gesang verlassen zu haben. Er fing schon früh an zu componiren. Seine Opern sind ungefähr in folgender Ordnung geschrieben l'Italiana in Algieri; die ernsthafte Oper: **Ciro in Babilon**, welche theilweise gelobt wurde; die komischen Opern: **l'Inganno felice**, **il Turco in Italia**, in

denen sich sein eigentlicher Genius schon mehr offenbarte. Weniger genannt sind die ernsten Opern: Demetrio e Polibio, Sigismondo, die Opera buffa: la pietra del paragone, und die Farce: la Champiale. Das meiste Aufsehen machte sein Tancredi, welcher 1813 in Venedig zum erstenmale mit glänzender Wirkung gegeben wurde. Seitdem hat der Ruf seines großen Talents ihm von allen italienischen Opernbühnen Bestellungen verschafft, denen er in außerordentlich kurzer Zeit, oft zum Nachtheile seines Ruhms Genüge zu leisten weiß. Bekannt ist, daß mehrere seiner Opern, selbst komische und tragische, nur **eine** gemeinschaftliche Ouvertüre haben. Seit 1817 ungefähr fing er auch an, in Deutschland Mode zu werden. Die Oper Tancred und die Italienerin in Algier führten ihn hier zuerst ein. Seitdem hat sich sein Ruf vermehrt durch die Opern: la gazza ladra (die diebische Elster), Elisabetta regina d'Inghilterra, Armida, Eduardo e Cristina, la donna del lago, Ricciardo e Zoraide, il barbiero di Seviglia, Otello, Cenerentola (Aschenbrödel), Corradino Moisè und Zelmira. Die letztern werden für die besten gehalten. Nachdem Rossinis Gesänge auch in ganz Italien mit schallendem Beifall aufgenommen worden, erntete er noch größern Triumph in Wien 1822, wohin er mit der ausgezeichneten Oper des Hrn. Barbaja und der Sängerin Mad. Colbran, die er eben erst geheirathet hatte, kam, und wo er seine Zelmira, nebst mehrern andern Opern mit dem glänzendsten Erfolg selbst aufführte, und alle, die seine nähere Bekanntschaft machten, durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, und durch seinen angenehmen Gesang entzückte. In dem nördlichen Deutschland, wo man jedoch auch die Sänger nicht besitzt, welche zum Vortrag Rossinischer Gesangsstücke erfordert werden, findet Rossini noch die meisten Gegner, weil man hier die Gediegenheit classischer Meister, und vornehmlich eines Mozart verehrt und bewundert. In Paris und London, welchen letztern Ort er in diesem Jahre (1823) besuchen wollte, hat er ebenfalls ein großes Publicum gewonnen. Seine letzte Oper: Maometto II., hat an einigen Orten von Italien und in Wien nicht gefallen.

Rost, der metallische, ist im weitesten Sinne ein jeder Metallkalk, welcher durch die Oxydation oder **Calcination** (s. letztern Art.) erzeugt wird. Es gibt demnach eben so gut Blei-, Zinn-, Kupferrost u. s. w., als Eisenrost, wiewohl wir mit dem Worte Rost ohne weitern Beisatz gewöhnlich den letztern bezeichnen. Mit dem Metallrost hat der Pflanzenrost nichts als die braune Farbe des Eisenrostes gemein. Man nimmt ihn an den Gewächsen wahr, wo er sich wahrscheinlich aus zurückgebliebenen, an der Luft erhärteten und zu Staub gewordenen Pflanzensäften erzeugt.

Rost (Joh. Christoph), bekannt als Dichter und witziger Kopf, war 1717 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Küster an der Thomaskirche war. Anfangs studirte er die Rechte, widmete sich aber nachher den sogenannten schönen Wissenschaften. 1742 ging er nach Berlin, und dort gab er seine Schäfererzählungen heraus, in denen eine gewisse Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit nicht zu verkennen sind. In Leipzig, wohin er zurückkehrte, erschienen von ihm die gelernte Liebe, ein Schäferdrama in einem Aufzug, und das Vorspiel, ein satyrisch-episches Gedicht in fünf Gesängen, worin er schon damals seinen vormaligen Lehrer Gottsched angriff. Da er indeß keine sonderlichen Aussichten vor sich sah, ging er abermals nach Berlin, schrieb

hier die Haude- und Spenersche politische Zeitung, kehrte aber schon nach einem Jahre wieder nach Sachsen zurück, und trat 1744 als Secretär und Bibliothekar in die Dienste des Grafen Brühl. Inzwischen hatte sich eine allerdings weit überlegene Partei gegen Gottsched gebildet, welche die ungebührliche Vergötterung dieses pedantischen Kunstrichters durch gleich ungebührliche Angriffe und Lästerungen vergelten zu müssen glaubte. Als Weißens komische Oper: Der Teufel ist los, Gottscheds ganzen kunstrichterlichen Ingrimm erregte, schrieb (1753) Rost seine bekannte Epistel des Teufels gegen Gottsched; unstreitig sein witzigstes Werk, wiewohl wir gern gestehen, daß auch sie ziemlich kraftlos ist, und von Gottsched leicht auf ihren Urheber zurückzuwenden gewesen wäre, wenn diesem nur einiger Witz zu Gebote gestanden hätte. 1760 wurde Rost Obersteuersecretär zu Dresden, und erwarb sich in diesem Amte durch Fleiß, Ordnung und Redlichkeit allgemeine Achtung. Er starb 1765. Außer den vorgenannten Werken besitzen wir von ihm Briefe nebst einer Abhandlung von deutschen Briefen, und vermischte Gedichte, unter denen sich auch seine berüchtigte Erzählung, die schöne Nacht, befindet, ein Hochzeitgedicht, das ohne sein Vorwissen ins Publicum kam.

Rostock, die größte Stadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, im warnower oder rostocker District, liegt an der schiffbaren Warnow, welche zwei Meilen von derselben in die Ostsee fällt. Rostock hat ein heiteres, freundliches Ansehen, und besteht aus der Altstadt, mittlern Stadt und Neustadt. Sie genießt besonderer Vorzüge, z. B. einer ganz freien Verfassung, des Münzrechts u. s. w., enthält ein Jungfrauenkloster, 9 Kirchen, darunter die Marienkirche mit den Gebeinen des Hugo Grotius sich auszeichnet, ein Zucht- und Waisenhaus, zwei Hospitäler, 2200 Häuser und 14,300 Einw. Es ist hier eine im J. 1419 von den Herzogen Johann und Albrecht im Verein mit dem Magistrat gestiftete Universität, welcher die von Bützow 1760 einverleibt wurde. Sie hat vier Facultäten, jetzt mit 22 ordentlichen Professoren, nämlich 4 bei der theologischen, 4 bei der juristischen, 4 bei der medicinischen und 10 bei der philosophischen Facultät. Auch gehören dazu eine Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Münzcabinet, ein Museum, ein pädagogisch-theologisches Seminarium und eine naturforschende Gesellschaft, und auf dem nahen Carlshofe befindet sich eine Thierarzneischule. Außer den zahlreichen Handwerkern und Künstlern sind hier eine Stärke-, eine Seifen-, eine Cichorien-, 3 Tabacksfabriken und zwei Zuckersiedereien. Die Stadt treibt einen ansehnlichen Handel, besonders mit Wolle, Getreide und Vieh, und hält jährlich eine Messe. Der Hafen der Stadt ist an der Mündung der Warnow in die Ostsee, bei dem Flecken Warnemünde, wo jährlich gegen 700 Schiffe aus- und einlaufen. Rostock ist der Geburtsort des berühmten Fürsten Blücher, dem jetzt daselbst von dem Lande ein Denkmal errichtet worden ist. Obgleich schon 1161 eine wendische Stadt, wurde Rostock doch erst 1218 von dem Fürsten Heinrich Borwin I. zu Mecklenburg mit der Stadtgerechtigkeit versehen. Von 1257 bis 1301 war es die Residenz der Herren zu Rostock, und seit 1323 mecklenburgisch, und zwar von 1352 bis 1471 den schwerinischen Herzogen, in den folgenden Landestheilungen aber (1555 bis 1621) beiden regierenden Linien zu Schwerin und Güstrow gemeinschaftlich, und nach Erlöschung der letztern (1695) der schwerinschen Linie wieder allein zugehörig.

Rostopschin (Fedor, Graf) Generallieutenant der russischen Armeen, und in dem verhängnißvollen Zeitpunct von 1812 Gouverneur in Moskau. Es gibt wenige Männer in der neuern Zeitgeschichte, über welche so verschieden geurtheilt worden ist, wie Graf Rostopschin; und über wenige Thaten der neuern Zeit hängt zugleich ein solches Dunkel, wie über die, um deren willen Graf Rostopschin von einigen hart angeklagt, von andern dagegen den ersten Heroen aller Zeiten an die Seite gesetzt wurde. Nicht minder war man in Deutschland wie in Frankreich über die Individualität des Grafen in Irrthum, und man erstaunte nicht wenig, ihn, den man als einen Vandalen zu denken sich gewöhnt hatte, 1817 in Carlsbad und bald darauf in Paris, als einen der liebenswürdigsten, gebildetsten und geistreichsten Männer kennen zu lernen. — Graf Rostopschin, geb. 1760, stammt aus einer alten russischen Familie, die sich aber in Staatsdiensten wenig bemerkbar gemacht hat. Er widmete sich dem Kriegsdienst, kam als Lieutenant in die kaiserl. Garde, und machte dann Reisen ins Ausland. Später ward er durch die beiden Grafen Romanzow begünstigt; unter Paul I. anfangs sehr hervorgezogen, und mit Orden überhäuft, in der Folge aber in Ungnade entlassen. Unter Alexander erhielt er das Gouvernement Moskau, und auf diesem wichtigen Posten traf ihn der Feldzug von 1812. Auf alle Fälle hatte Rostopschin bedeutenden Einfluß auf den ungeheuern Erfolg in demselben, wenn auch die Angabe der Franzosen, daß von ihm die Verbrennung der Stadt planmäßig angeordnet worden, unwahr sein möchte. Indeß ließ er sein Landhaus bei Moskau abbrennen, und traf Anstalten zur Vernichtung der in Moskau befindlichen Magazine. (Man vergl. **Moskau**.) 1814 begleitete er den Kaiser Alexander zum Congreß nach Wien. Seitdem befindet er sich auf Reisen; mehrere Jahre verweilte er in Paris, wo er eins der größten und angenehmsten Häuser machte und seine Tochter an einen Enkel des berühmten Grafen von Segür (franz. Gesandten bei Catharina II.) vermählte.

Rostra hieß im alten Rom die Rednerbühne, von der herab die öffentlichen Vorträge an das Volk gehalten wurden. Der Name entstand von den eroberten Schiffschnäbeln, mit denen die Römer nach der ersten gewonnenen Seeschlacht gegen die Karthager zum Triumph und Andenken dieses kaum gehofften Sieges fortan die Rednerbühne schmückten, die bis dahin Suggestus geheißen hatte.

Roswitha, auch Hroswitha (Roswida), eigentlich, wie Seibel schon behauptet, Helena von Rossow, aus einer altadeligen Familie in der Mark Brandenburg, war Nonne des Benedictinerordens zu Gandersheim, und lebte um 980. Ihre Lebensumstände sind wenig bekannt, desto mehr aber ihre Schriften, welche ihr einen Ruf der Gelehrsamkeit, besonders für die damaligen Zeiten, erwarben. Kaiser Otto II. und die Äbtissin Gerberge von Gandersheim forderten sie auf, die Thaten Ottos des Großen zu schildern, und sie that es in lateinischen Hexametern. Wir haben von ihr den Märtyrertod des heiligen Dionysius und Pelagius und der heiligen Agnes in Versen, eine Umarbeitung der Lustspiele des Terenz in Klostermanier, und mehrere andere, auch historische Schriften (de constructione coenobii Gandersheimensis, aber auch in gebundener Rede.) Conrad Celtes gab zuerst ihre Werke gesammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueste Sammlung besorgte Heinr. Leonhard Schurzfleisch

zu Wittenberg 1705. Meibom, Bustemann, Hamberger und besonders Schröckh haben das Leben der Hroswitha beschrieben.

Rota, oder Ruota Romana, wird das höchste Appellationsgericht des Papstes über die gesammte catholische Christenheit genannt, das nicht nur in geistlichen Streitsachen, sondern auch in allem, was geistliche Pfründen, die über 500 Scudi eintragen, betrifft, entscheidet, und in seinen Urtelssprüchen dadurch das höchste Gewicht erhält, daß von dem Grundsatz der Unfehlbarkeit des Papstes ausgegangen wird. Die Rota Romana hat eine collegialische Verfassung und besteht aus zwölf Prälaten, unter denen drei Römer, ein Deutscher, ein Franzose und ein Spanier sein müssen. Sie führen sämmtlich den Titel: Auditores de la Rota oder Auditoren des heil. apostolischen Palastes, weil sie ihre Sitzungen wöchentlich zweimal im Palaste des Papstes halten. Der Name des Gerichts entstand daher, daß der Fußboden des Gerichtssaales mit Marmorplatten in Gestalt von Rädern (Rota) belegt ist; nach andern, weil auf dem Platze, wo dieses Tribunal zuerst errichtet worden war, im alten Rom ein rundes öffentliches Gebäude stand. Mit der päpstlichen Regierung hatte auch dieses Gericht aufgehört; jetzt aber ist es wieder hergestellt worden. (Vergl. Römische Curie.)

Röthelfarbe ist ein durch Kunst hervorgebrachter Farbenartikel, welcher aus den Kiesen, woraus man den Vitriol ausgelaugt hat, erhalten wird. Man unterwirft nämlich das nach dem Auslaugen des Vitriols erhaltene Überbleibsel dem Schlämmen, zieht hernach, wenn der Sand und andere grobe Theile sich gesetzt haben, die im Wasser befindliche feine Erde ab, trocknet sie dann und brennt sie im Ofen zu rother Farbe. An vielen Orten führt sie den Namen rothe englische Erde. Sie dient den Ölmalern zum Anstreichen, den Tabacksfabricanten zum Färben der spanischen Tabacke u. s. w. — Der Röthel oder Rothstift ist eine schwere dunkelrothe Erde, eigentlich ein rother mit Thonerde vermischter Eisenkalk, der besonders in England und bei uns um Nürnberg gegraben wird. Die gemeinere Art wird in der Medicin zum Blutstillen, wie auch von Tischlern, Zimmerleuten u. dergl. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten gebraucht. Die feine Gattung, welche sich spalten läßt, wird wie das Reißblei in Holz eingefaßt oder in länglichten Stücken schachtelweise zum Handel gebracht. Man gebraucht sie zum Zeichnen u. s. w.

Rothgießerei, Kunstgießerei in Metall und Bronze. Die größten Meister in diesem Zweige der Bildnerkunst erzeugte Italien und Deutschland. Hochberühmt war dort der Florentiner Lorenzo Ghiberti (s. d. Art.), dessen bronzene, reich verzierte Thüren die Taufcapelle des heil. Johannes zu Florenz schmücken. Unter den Deutschen ist der vorzüglichste, der treffliche Peter Vischer, der mit seinen fünf Söhnen das 1519 vollendete Grabmal des heil. Sebaldus in Nürnberg goß.

Rothes Meer, auch der arabische Meerbusen, das Schilfmeer, und von den Türken Meer von Mekka genannt, ist ein Meerbusen des indischen Oceans, der gegen 300 deutsche Meilen tief in einer von Süden nach Nordwesten gehenden Richtung sich zwischen Arabien und der Ostküste von Afrika hin erstreckt, bis zu der, Afrika und Asien verbindenden Landenge von Suez (s. d. Art.). Das rothe Meer nimmt ungeachtet seiner weiten Ausdehnung nirgends einen Strom von Bedeutung auf, und ist überall mit sandiger Strandküste,

mit Klippen, oft mit Wüsten umgeben. Die Schifffahrt auf demselben ist gefährlich und beschwerlich. Den Eingang aus dem arabischen Meere, einem Theile des östlichen oder indischen Oceans, bildet die 5 Meilen breite Meerenge Bab=el=Mandeb (die Pforte der Gefahr). Die Insel Perim (eine Zeit lang von den Britten besetzt) trennt sie in die schmalere arabische und in die breitere afrikanische Straße. Die arabische hat ein 40 bis 60 Fuß tiefes Fahrwasser. Auf der Straße Bab=el=Mandeb liegt das Cap el Mandeb, ein isolirter Berggipfel von mäßiger Höhe.

Rothwälsch nennt man eine Sprache, welche die europäischen Zigeuner, Spitzbuben und Bettler unter sich reden, um nicht von andern verstanden zu werden. Sie ist ein Gemisch von gemeinen oberdeutschen, jüdischdeutschen und selbstgemachten Wörtern, auch Verdrehungen von Wörtern, um dieselben unkenntlich zu machen. Manche deutsche Wörter und Redensarten haben in dieser Sprache durch den Gebrauch der Gauner eine ganz eigene Bedeutung bekommen; vorzüglich findet man viele Milderungswörter darin, besonders für diejenigen Begriffe, welche das Handwerk der Diebe, die gestohlenen Sachen und dergleichen bezeichnen. Einen Hauptbestandtheil machen jedoch die Redensarten und Wörter aus, die aus dem sogenannten Jüdisch=Hebräischen, wie es nämlich von dem gemeinen Mann gesprochen wird, entlehnt sind, ein ziemlich sicherer Beweis, daß Juden die Erfinder dieser Sprechart waren. Doch sind die meisten Wörter so entstellt, daß es schwer ist, die erste richtige Lesart und Aussprache wieder herzustellen, noch schwerer, sie richtig schriftlich aufzuzeichnen. Die Sprache heißt auch die jenische Sprache und ist von der eigentlichen selbstständigen Zigeunersprache, mit der sie nur einige Wörter gemein hat, sehr verschieden. — Die Kenntniß dieser Sprache ist besonders für den praktischen Juristen von der größten Wichtigkeit, um bei Verhaftung von Diebsbanden die nähern Umstände des Diebstahls, die Art und Weise, wie derselbe geschah und überhaupt die Ökonomie der Banden genau kennen zu lernen. Daher bemühte man sich schon früh, Gerichtspersonen Hülfsbücher zur Erlernung derselben in die Hände zu geben. Diese Bücher entstanden aus Mittheilungen eingezogener Gauner, denen man das Geheimniß ihrer Sprache entlockte. Schon 1601 erschien eine Grammatik der rothwälschen Sprache, eine vollständigere zu Frankfurt am Main 1755, 8. Im J. 1791 erschienen die von dem ehemals berüchtigten Gauner Constanzer Hans, der zu Sulz am Neckar verhaftet wurde, gegebenen Nachrichten im Druck. In den neuesten Zeiten aber ist die Kenntniß dieser Sprache durch die Bemühungen mehrerer aufmerksamen Juristen sehr bedeutend erweitert und allgemeiner verbreitet worden. So lieferte der Amtsschreiber Mejer 1807 einen Aufsatz über Diebe und Diebesbanden, worin sich auch ein Abschnitt, der über diese Sprache handelt, befindet, entstanden aus Bemerkungen, welche Mejer bei Einziehung des berüchtigten Brade und seiner Bande machte. Dieser Aufsatz befindet sich in Nr. 32 des hannöverschen Magazins, und ist daraus abgedruckt im Allg. Anz. der Deutschen vom J. 1807, Nr. 114, 118, 119 und 120. Einige Berichtigungen dazu stehen in Nr. 163 des Anzeigers von demselben Jahre. Das Ausführlichste aber, was wir bis jetzt über diese Sprache besitzen, ist in der 1812 vom Dr. Pfister (ehemals zu Heidelberg, jetzt zu Freiburg) herausgegebnen actenmäßigen Geschichte der Räu=

verbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde enthalten, welcher der Verfasser eine Sammlung und Verdolmetschung jenischer Wörter angehängt hat. Da aber die in diesem Verzeichnisse vorkommenden, aus dem Hebräischen entlehnten Wörter und Benennungen oft entstellt und unrichtig aufgefaßt waren, indem Pfister seine Beiträge von Gaunern erhielt, die nicht geborne Juden waren, sondern es mit einer Bande zu thun hatte, die nur aus Christen bestand; so hat sich ein Gelehrter (der sich Br. unterzeichnet) der Mühe unterzogen, die aus dem Hebräischen entlehnten, in dem genannten Verzeichnisse befindlichen Wörter zu berichtigen. Seine Verbesserungen stehen im Allg. Anz. vom 1812, Nr. 174 und 175; einige Nachträge dazu ebend. Nr. 237. Pfister gab später noch einen Nachtrag zu der obenerwähnten Geschichte der Räuberbanden heraus, in dem er S. 347 die aus wohlgemeinten Gründen im Anzeiger mitgetheilten Verbesserungen übel deutet, und das Bestreben, die Wörter der rothwälschen Sprache möglichst richtig aufzufassen, für überflüssig erklärt. Es verdient aber dasselbe vielmehr Dank, da nicht alle Diebe die Aussprache haben, der sich die Bande, welche Pfisters Untersuchung übergeben war, bediente, und vorzüglich da der Theil der Sprache, über welchen sich die mitgetheilten Verbesserungen erstreckten, d. h. die aus dem Jüdischhebräischen entlehnten Phrasen und Wörter nicht willkürlich ersonnen (nicht jenisch) sind, man also dieselben auf die möglichst ursprüngliche Richtigkeit zurückführen, und, mit allen Banden fertig zu werden, sie so kennen muß, wie der eigentliche Jude, dem sie abgeborgt sind, sie spricht. Vergl. die Erklärung des Hrn. Br. im Allgem. Anz. von 1812, Nr. 304. In dem erwähnten Nachtrage ist Pfister zwar sorgsamer gewesen; dennoch haben sich auch in diesen Verdrehungen der aus dem Hebräischen entlehnten Wörter eingeschlichen. Diese Unrichtigkeiten sind abermals verbessert im Allg. Anz. von 1815, Nr. 304 u. ff. Man muß übrigens bei diesen Berichtigungen bemerken, daß sie die aus dem Hebräischen entlehnten Wörter nur unverdorbener geben, nicht aber nach der ganz reinen Mundart der portugiesischen und italienischen Juden, eben so wenig nach der Sprache der heutigen Hebräischgelehrten; beides würde unzweckmäßig sein; denn unsere deutschen abendländischen Juden unterscheiden sich in ihrer Sprache von ihren morgenländischen Glaubensgenossen so sehr, daß diese von jenen und umgekehrt gar nicht verstanden werden; noch weniger würde das gelehrte Hebräische für das Rothwälsche passen. — Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der jenischen Sprache hat geliefert Christensen (Justizrath zu Kiel) in seinem alphabetischen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabunden mit hinzugefügten Signalements ihrer Personen und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, 8. In diesem Buche liefert derselbe S. 34—54 Beiträge zum Diebs-Idiotikon, die vorzüglich darum anziehend sind, weil diese Beiträge, die aus Aussagen von in Norddeutschland, vorzüglich in Holstein und Mecklenburg, eingezogenen Gaunern geschöpft sind, beweisen, daß jede Diebsprovinz ihre eigene Sprechart habe, und der Norddeutsche sich von dem Süddeutschen wesentlich unterscheide.— Zu bemerken ist, daß in Vaters Werke: Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde, vom Rothwälschen so wenig als vom Jüdischdeutschen gehandelt wird. — Die

erste Entstehung der Sprachen anzugeben, ist sehr schwierig. Gewiß ist, daß man sie schon seit Carls V. Zeiten in Deutschland kennt, wo unter andern auch die Gordenbrüder, d. h. die abgedankten Soldaten, die als Bettler umherstrichen, sich ihrer bedienten. Eben so schwierig ist die Angabe der Herleitung des Namens rothwälsch. Gottsched, der oft unglücklich in Ableitungen war, leitet ihn vom kaiserl. Cammergericht zu Rothweil her, weil dies so schlecht deutsch geschrieben. Weit vernünftiger ist die Meinung anderer, der Name stamme vom italienischen rotto, gebrochen, so daß es eine zerbrochene, kauderwelsche Sprache bedeute. Die richtigste Etymologie ist aber vielleicht die aus der Sprache selbst. In derselben bedeutet Rot einen Bettler, und Rotbos eine Bettelherberge; wälsch ist ausländisch, fremd überhaupt; rothwälsch wäre also ganz eigentlich eine Sprache der Bettler und Vagabunden. Die Diebe und Gauner selbst pflegen ihre Sprache Kokumloschen zu nennen, d. h. kluge Sprache, von den hebräischen Wörtern hanam (weise, klug) und laschon (die Sprache). Sonst ist sie auch noch bekannt unter dem Namen Diebes- oder Gaunersprache. *x. μ. d.*

Rothweil oder **Rottweil**, vormals eine kleine freie Reichsstadt in Schwaben mit einem Gebiet, welches vom Herzogthum Würtemberg, der fürstenbergischen Landgrafschaft Bar und der österreichischen Grafschaft Hohenberg begrenzt wurde. Jetzt gehört sie zum Königreich Würtemberg, und zwar zu dem Schwarzwaldkreise. Sie liegt auf einer Anhöhe am Neckar, ist altmodisch gebaut, und mit hohen Mauern und starken Thürmen umgeben. Sie hat ein schönes Kaufhaus, ein ansehnliches Hospital, ein Gymnasium, zwei Kirchen, wovon die eine mit einem sehenswerthen gothischen Thurme geziert ist, 500 Häuser und 3100 Einwohner, welche Korn- und Viehhandel nach Helvetien treiben. Die Stadt hält ansehnliche Märkte, von welchen der Viehmarkt am meisten besucht wird, und war sonst der Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts. Dieses rothweilische kaiserliche Hofgericht soll schon im J. 1146 von Conrad III. gegründet sein, der damals seine Residenz hier hatte. Es bestand aus einem Erbhofrichter und sieben Assessoren, die theils aus dem Adel, theils aus den Magistratspersonen zu Rothweil gewählt wurden. In seiner Abwesenheit ließ der Erbhofrichter sein Amt durch einen aus dem Grafen- oder Freiherrnstande gewählten Stellvertreter versehen. Schon seit Friedrichs III. Zeit war das Erbhofrichteramt ein Erbmannlehn der Grafen von Sulz. Nach Erlöschung des Mannsstammes derselben kam diese Würde 1687 durch Heirath an die Fürsten von Schwarzenberg, bei denen sie bis in die neuesten Zeiten blieb. Unter dieses Gericht gehörten der österreichische, fränkische, baiersche, schwäbische Kreis, und ein Theil des niederrheinischen; doch waren das Erzhaus Österreich, die Kurfürsten, Bamberg, Würzburg, Strasburg, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Würtemberg u. a. m. von dieser Gerichtsbarkeit ausgenommen. Die Prozeßordnung glich der des Reichscammergerichts, nur war sie nicht mit so vielen Förmlichkeiten verbunden. Vor dem rothweilschen Hofgericht konnten alle Rechtssachen, nur nicht geistliche und Ehesachen, verhandelt werden, und man appellirte von demselben an das Reichscammergericht und den Reichshofrath. 1803 ward es von dem Könige von Würtemberg aufgehoben.

Rotrou (Jean), französischer Trauerspieldichter, geb. 1609 zu Dreux, wo er als städtischer Beamter lebte. Er war unter den dramatischen Dichtern unmittelbar vor Corneille der geistreichste. Er schrieb 36 Stücke, Trauerspiele, Tragikomödien und Lustspiele, wovon aber nur das von Marmontel überarbeitete Trauerspiel Wenceslas, dessen Grundlage von dem spanischen Dichter Francisco de Roxas entlehnt ist, sich auf der Bühne erhalten hat. Er suchte das Trauerspiel und die Tragikomödie durch moralische Zwecke zu veredeln, und seine Helden und Heldinnen christliche Empfindungen vortragen zu lassen. Rotrou zeichnete sich durch sehr edle Gesinnungen aus. Er weigerte sich standhaft, als Richelieu, der ihm ein Jahrgeld gab, in ihn drang, unter den Tadlern des Trauerspiels Cid aufzutreten, die der Cardinal zu werben suchte. Rotrou ward das Opfer seines Edelmuths, als er 1650, wo eine pestartige Seuche furchtbare Verheerungen in seiner Vaterstadt machte, sich durch keine Vorstellungen seiner Freunde bewegen ließ, seine Mitbürger, deren Wohlfahrt zu befördern seine Amtspflicht gebot, in ihren Bedrängnissen zu verlassen.

Rotten Borough, d. h. ein verödeter Marktflecken, welcher nach und nach so sehr in Verfall gerathen ist, daß das ursprünglich darauf haftende Recht, Abgeordnete ins Parlament zu senden, in die Hände weniger Eigenthümer gekommen ist. Borough heißt in England jeder Ort, der berechtigt ist, Repräsentanten ins Haus der Gemeinen zu wählen, das bekanntlich seit der Mitte des 14ten Jahrh. neben den Baronen, als abgesonderte Stellvertretung bestand. Seitdem sind viele, in alten Zeiten zur Reichsstandschaft berechtigte Örter zu armseligen Dörfchen herabgesunken, wo oft nur sehr wenige abhängige Eigenthümer das alte Stimmrecht ausüben, während ansehnliche, später zu Wohlstand und Ansehen gekommene Städte, wie Manchester, Leeds, Birmingham, Sheffield, bis jetzt ohne Wahlrecht sind. Solcher Örter werden ungefähr 20 bis 30 gerechnet, die zusammen 50 bis 60 Abgeordnete zum Parlament wählen. Darunter gehören auch die Trümmer des Fleckens Alt-Sarum (Old-Sarum) einige Meilen von Salisbury, wo in einem Bauernhause, dem einzigen Überreste des Ortes, zur Zeit einer Parlamentswahl sich sieben Landeigenthümer, welchen die umliegenden Ländereien gehören, versammeln, um zwei Abgeordnete zu wählen. Man hat bei Gelegenheit der zahlreichen Vorschläge zur Verbesserung der Parlamentsverfassung jedesmal auch auf Aufhebung dieses Mißbrauches gedrungen; aber immer vergebens, da die verödeten, so wie die in Verfall gerathenen Flecken entweder unter dem Einflusse angesehener Gutsbesitzer stehen, in deren Händen daher die Wahl ist, oder aber durch eine Betriebsamkeit, die man Fleckenmäkelei (Borough-jobbing) nennt, zur Verfügung der Minister sind, und daher Schatzcammerflecken (Treasury-boroughs) genannt werden. Dieser schmähliche Handel war zu Anfang des 18ten Jahrh. kaum bekannt, und ward erst in den letzten 50 Jahren allmählig zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung gebracht. Solcher Schatzcammerflecken, wo höchstens einige hundert Stimmführer leben, gibt es besonders sehr viele in den Grafschaften Devon und Cornwall. Hier läßt sich ein betriebsamer Mäkler nieder, gewöhnlich einer vom Rechtsgelehrtengeschlechte, der dann zur Zeit der Palamentswahl seinen Handel mit der Regierung macht, sich theils Geld, theils Einfluß auf Ämterverleihung in seinem Bezirke bedingt, und dagegen die Verpflichtung übernimmt, den vor-

geschlagenen Bewerber wählen zu lassen, der auf diese Art gar nicht unter das Strafgesetz gegen Bestechung der Wähler fällt. Die Vertheidiger der bestehenden Wahlgesetze, wozu besonders der verstorbene geistreiche und patriotische, aber in diesem Puncte von Vorurtheilen seltsam verblendete Windham gehörte, suchen zwar auch diesen Mißbrauch zu beschönigen, und meinen, es komme überhaupt auf die Wahlform wenig an, wenn nur die ausgezeichnetsten Köpfe in dem großen Volksrathe versammelt würden, wozu gerade der in jenen Flecken leicht zu erlangende Einfluß (zumal wenn redliche Vaterlandsfreunde ihn ausübten) ein Mittel werden könne. Aber selbst wenn man dies zugeben wollte, würde man dennoch solche Mißbräuche verdammen müssen, da der unwürdige Gebrauch, die Wahlberechtigten in den eigentlichen Rotten Boroughs, wie in den andern feilen Flecken, zu gewinnen, nothwendig unter dem Volke die Liebe zur Freiheit und den Stolz auf Unabhängigkeit unterdrücken wird, und da in den Gefühlen des Volkes allerdings mehr als in der Zusammensetzung der gesetzgebenden Versammlung, der wahre Lebensquell der Landesfreiheit zu suchen ist.

Rotterdam, an Handel und Wohlstand die zweite Stadt im Range in den sieben nördlichen Provinzen der vereinigten Niederlande und, die neu vereinigten südlichen mitgerechnet, die dritte an Volksmenge nach Amsterdam und Brüssel. Sie enthält 6600 Häuser, und, nach dem Staatskalender von 1815, 58,552 Einw. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Grundlinie sich südöstlich an die Maas lehnt, und gewährt, vorzüglich wenn man zu Wasser von Dordrecht kommt, eine prachtvolle Ansicht. Sie führt ihren Namen von dem kleinen Flusse Rotte, der hier mittelst einer Schleuse in die Maas oder Merwe fällt. Sie erhielt Stadtrechte im J. 1272, ward schon im 14ten Jahrh. dreimal, und noch dreimal gegen das Ende des 16ten Jahrh. vergrößert. 1480 ward sie durch den Häuptling der Insel Hoeksche Waard (im District Dordrecht), Franz van Brederode, eingenommen und eine Zeitlang gegen den Erzherzog Maximilian mannhaft vertheidigt, brannte 1563 großentheils ab, ward 1572 von den Spaniern durch Verrath eingenommen und geplündert, und erhielt 1580 durch Wilhelm I. als die erste unter den sogenannten kleinen Städten Sitz und Stimme in den Staaten von Holland. — Seitdem hat ihr Wohlstand beständig zugenommen; selbst in dem nahrungslosen Zeitraume von 1795—1813 litt Rotterdam vermöge seiner guten Handelslage verhältnißmäßig weit weniger als andere Städte der vereinigten Provinzen, obwohl nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich und der Hemmung aller Schifffahrt auf der Maas durch die französischen Zolleinrichtungen auch ihr Wohlstand sehr geschwächt ward. In keiner niederländischen Stadt haben sich die Früchte der Revolution von 1813 schon jetzt in einem solchen Umfange entwickelt, als hier; bereits im Frühlinge 1814 war die Maas mit auswärtigen, insbesondere brittischen Schiffen bedeckt, so daß für die inländischen Fahrzeuge kaum Platz vorhanden war, und seitdem hat der Handel der Stadt so weit ausgedehnte auswärtige Verbindungen, namentlich nach Ost- und Westindien angeknüpft, daß selbst Amsterdam sich noch nicht in diesem Grade dem vorigen Wohlstande nähert. Rotterdam ist der Geburtsort des Wiederherstellers wahrer Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks im Norden von Europa, Desiderius Erasmus, welchem hier auf dem großen Markte anfangs ein hölzernes, in der Folge ein steinernes und endlich das noch vorhan-

dene zehn Fuß hohe metallene Standbild errichtet ward. Die lateinischen Schulen der Stadt werden noch jetzt nach dem Namen des großen Mannes benannt. — Die innere Stadt (Binnenstad) wird durch die hohe Straße von der äußeren (Buitenstad), an der Maas gelegen, geschieden; die erstere hat viele enge Gassen und besteht fast ganz aus Bürgerhäusern, die letztere hingegen enthält viele große, prachtvolle Kaufmannshäuser, denen sich die ankommenden und absegelnden Seeschiffe in bequemen und geräumigen Ankerplätzen unmittelbar nahen, und mit seltener Leichtigkeit ein- und ausladen können. Unter den Landungsplätzen oder Quais des trefflichen Hafens sind die vorzüglichsten: der Wijn-, Leuven- und Nieuwe-Haven, der Blaak, die gelderschen und spanischen Quais, das Haringvliet und der prachtvolle, schön bepflanzte Quai an der Maas, de Boompjes. Seeschiffe, die höchstens 15 Fuß tief im Wasser gehen, nehmen die Fahrt über Briel (Brielle); gehen sie tiefer im Wasser, von Helvoetsluis durch das Hollandsch Diep und das dortsche Kil (Fahrwasser). Schon in früheren Zeiten war Rotterdam der Hauptsitz des holländischen Handels nach England und Schottland, und regelmäßig segelte periodisch eine Sloop zwischen hier und London; dieser Handelszweig ist jetzt völlig wieder hergestellt, und man sieht hier beständig eine große Anzahl Engländer. — Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: die große St. Laurenzkirche, enthaltend die Gräber der niederländischen, größtentheils in den Kriegen gegen England und Frankreich zwischen 1660 und 1674 gebliebenen Seehelden: de Witte, Kortenar, Johann van Brakel, Johann de Lief, de Jan van Nes, Kornelius Matelief und Mooi Lambrechts. Außerdem gibt es hier niederdeutsche und schottische Reformirte, französische und englische Bischöfliche, presbyterianische, Lutherische, catholische, anabaptistische und remonstrantische Kirchen und Gotteshäuser. Die Börse ist groß und schön. Bemerkenswerth ist das Admiralitätsgebäude (Zekantoor) und der ansehnliche Schiffswerft. Die beiden Hauptspaziergänge der Stadt sind an der Westseite das sogenannte Nieuwe-Werk und an der Ostseite die Plantaadje (Anpflanzung), beide an der Maas. — Unter den hiesigen Fabriken zeichnen sich die Zuckerraffinerien aus. Außerdem gibt es Branntweinbrennereien, Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen- und Lackmusfabriken; unter den wissenschaftlichen Anstalten: het Bataafsch Genootschap voor proefondervindelijke Wijsbegeerte (Gesellschaft zur Beförderung wissenschaftlicher Forschungen), eine gelehrte Gesellschaft unter der Benennung: Verschiedenheit und Übereinstimmung, und ein beträchtlicher Zweig der holländischen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften. Man behauptet, daß in Rotterdam das Holländische am reinsten gesprochen wird.

Rotunda (Rotonda) kann überhaupt ein jedes Gebäude genannt werden, das außen und innen rund ist. So ist z. B. das berühmte Pantheon zu Rom eine Rotunda, deren Inneres durch eine an der Decke angebrachte Öffnung erhellt wird. Bei Tempeln, Gartensälen u. dgl. wird diese Form häufig angewendet, seltener bei Gebäuden, deren Nutzen auf das gewöhnliche Leben berechnet ist.

Roucher (J. A.), wurde zu Montpellier 1745 geboren, und zeichnete sich schon früh durch den dichterischen Schwung seiner Phantasie aus. Beim Ausbruch der Revolution fühlte er sich von den ausgesprochenen Worten: Freiheit und Menschenrechte, begeistert; als aber bald darauf unter der Herrschaft des Pöbels ein gräßlicheres System der Tyrannei sich erhob und entwickelte, als fast je von

Thronen ausgegangen war, konnte Roucher seinem empörten Menschengefühl nicht widerstehen, und lud bald durch sein freies Benehmen den Haß der Machthaber Frankreichs auf sich. Mehreremal entging er glücklich den Nachstellungen seiner Verfolger; endlich von ihnen eingezogen, ward er zum Tode verdammt, und starb unter der Guillotine im Juli 1794. Als Dichter ist Roucher berühmt geworden durch ein Gedicht: Die Monate, in zwölf Gesängen, das, wenn gleich mehrere französische Kritiker es ziemlich hart beurtheilten, doch wegen der Zartheit seiner Sprache und Empfindungen Anerkennung verdient. Außer diesem Werke schrieb Roucher noch eine Übersicht von Smiths Untersuchung der Art und Ursachen der Volksreichthümer, und kleine Dichtungen und Briefe, die nach seinem Tode herauskamen. Unter seiner Verlassenschaft fand sich auch ein angefangenes Epos: Gustav Wasa.

Roué nennt man einen Mann, der dem Leben in der großen vergnügungssüchtigen Welt Grundsätze und Sitten geopfert hat. Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., welcher wenig von den Menschen hielt, und überzeugt zu sein glaubte, daß selbst die, welchen er seine Freundschaft schenkte, nichts taugten, hatte seinen Tischgenossen und Lieblingen den Namen der Roués gegeben, womit er selbst andeuten wollte, daß sie nichts besseres werth seien, als gerädert zu werden, nicht als gemeine Verbrecher, sondern als Höflinge, die sich jede Handlung, zu der sie der Taumel des Vergnügens trieb, erlaubten, besonders wenn ihr Fürst sich daran belustigte.

Rouen, die Hauptstadt der vormaligen Normandie, und jetzt des Departements der untern Seine, liegt in einer schönen mit Anhöhen begrenzten Ebene, am rechten Ufer der Seine und hat 11,000 Häuser mit 87,000 Einw. Es gehören dazu sechs Vorstädte, wovon St. Sever am linken Ufer der Seine gebaut und durch eine Schiffbrücke mit der Stadt verbunden ist. Diese Schiffbrücke fällt und steigt mit der Ebbe und Flut, obgleich sie gepflastert, und ganz einer steinernen Brücke ähnlich ist. Sie ist 270 Schritte lang, und steht seit 1626. Die Stadt ist nicht hübsch gebaut; die Häuser sind größtentheils von Holz, die Straßen meistens enge und dunkel, nur die Quais längs der Seine sind schön. Die sehr große Domkirche, die schöne vormalige Abtei St. Ouen, wegen ihres hohen Thurmes merkwürdig, der Justizpalast und das Schauspielhaus zeichnen sich am meisten unter den öffentlichen Gebäuden aus. Merkwürdig ist auch die auf dem Marktplatze aux veaux befindliche Bildsäule des 1430 daselbst von den Engländern verbrannten Mädchens von Orleans. Rouen ist der Sitz des Präfecten, der Departementsbehörden, des commandirenden Generals der 15ten Division, eines Erzbischofs, eines königl. Gerichtshofes, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, und hat viele wissenschaftliche Anstalten, als eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Société d'émulation, ein Lyceum, eine Schifffahrtsschule, eine Zeichenschule, eine medicinische und Hebammenschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein naturhistorisches Cabinet und einen botanischen Garten. Man unterhält zahlreiche Manufacturen und Fabriken, welche Baumwollenzeuge, vorzüglich Nanquin, Piqué, Kattun, Shawls, Hals- und Taschentücher, Leinwand, Papiertapeten, Spielcharten, Tuch, Wachstuch, Zucker, Horn- und Elfenbeinarbeiten, chemische Fabricate, vortreffliche Confituren, abgezogene Wasser, Eisen- und Gelbgießerarbeit, Oblaten und an-

dere Artikel liefern. Der Handel ist äußerst ausgebreitet, denn mit der Flut können schwerbeladene Schiffe bis an die Quais gelangen, und von hier werden dann die Waaren auf der Seine weiter verführt; daher ist auch der Speditionshandel sehr ansehnlich. Auch hält die Stadt große Garn- und Twistmärkte.

Rouget de Lisle (Joseph), geb. 1760, ist der Verfasser und Componist der so berühmt gewordenen Marseiller Hymne (die auch unter dem Titel: l'Offrande à la liberté, und unter mancherlei dramatischen Abwechselungen, mit großer Pracht auf dem Operntheater zu Paris gegeben wurde. Den Namen Marseiller Marsch oder Hymne erhielt dieses Gedicht, weil es in Paris zuerst (1792) durch die Marseiller Föderirten bekannt wurde. Die Wirkung dieses Gesanges, dessen Musik in der That meisterhaft ist, war bei den französischen Heeren so außerordentlich, daß Klopstock zu dem Verfasser sagte, als er ihn in Hamburg sprach: „Durch Ihr Gedicht sind 50,000 brave Deutsche gefallen." Rouget war zu Anfang der Revolution als Ingenieurofficier in Strasburg. Man hörte damals nur Gassenhauer auf den Krieg, und er ward aufgefordert, eine Kriegshymne zu dichten. In einer Stunde der Begeisterung schloß er sich ein, und in einer Nacht hatte er die Hymne und die Musik dazu vollendet. Sie rettete ihn nicht vor den Verfolgungen der Terroristen. Bei Quiberon ward er verwundet, und lebt seitdem von Geschäften zurückgezogen.

Rouladen, s. Passagen.

Rousseau (Jean Baptiste), einer der besten Dichter Frankreichs, der unter den lyrischen Dichtern seiner Nation noch immer die erste Stelle einnimmt. Er war der Sohn eines Schuhmachers, 1669 (nach andern 1671) zu Paris geboren, und starb zu Brüssel 1741. Obgleich von niedriger Herkunft, genoß er dennoch einer vortrefflichen Erziehung. Der Unterricht Boileaus weckte in ihm früh den dichterischen Geist, der ihm zu Theil geworden war. Als Jüngling zeigte er sich daher in kleinen poetischen Versuchen, welche geistreich und voll von Einbildungskraft waren. 1682 ward er bei dem damals nach Dänemark abreisenden französischen Gesandten Bonrepeaux Page, und in der Folge wählte ihn der Marschall von Tallard, als er nach England reiste, zu seinem Secretär. In London ward St. Evremont sein genauer Freund. Bald darauf kam er zum Finanzdirector Rouillé, den er liebte und schätzte. Ihm folgte er überall, und im ruhigen Umgange mit dem Manne trieb er die Wissenschaften und die Dichtkunst eifrig, und verschmähte mehrere ihm damals angebotene Stellen. Bis hieher war ihm das Glück günstig gewesen; von nun an ward es ihm abhold. Es erschien um diese Zeit auf der Bühne von Paris die Oper Hesione, und kurz darauf eine witzige Satyre in Versen gegen den Dichter. Höchst wahrscheinlich waren diese Couplets von Rousseau. Es folgte eine Menge anderer, die an Gift und Geifer ihre Vorgänger noch übertrafen, so daß Paris und Versailles damit überschwemmt wurden. Die Tribunale, der ewigen Klagen darüber müde, suchten endlich den Verfasser der Verse zu entdecken. Keiner zweifelte daran, daß es Rousseau sei, obgleich er selbst es standhaft läugnete. Bestimmtes ließ sich indeß nicht darüber ausmachen, und Rousseau wäre nie dadurch ins Unglück gestürzt, hätte er sich begnügt zu läugnen; aber er ging weiter und beschimpfte seinen Charakter durch folgende Handlung bei Mit- und Nachwelt. Es lebte um diese Zeit ein Geometer, Namens Saurin, zu Paris.

diesen beschloß Rousseau, aus welchen Gründen, weiß man nicht, zu verderben. Er bestach einen Schuhmacherjungen, Wilhelm Arnould, öffentlich vor Gericht auszusagen, er habe von Saurin diese Verse bekommen, und sie auf sein Geheiß ausgestreut. Die Unschuld dieses Mannes kam jedoch bald an den Tag; Saurin bewies, daß Rousseau den Zeugen bestochen, und am 7ten April 1712 ward der Dichter durch einen öffentlich angeschlagenen Beschluß auf ewig aus Frankreich verbannt. — Rousseau ging nun nach der Schweiz, und fand daselbst an dem französischen Botschafter, Grafen de Luc, einen Gönner. Als aber 1714 der Graf als Bevollmächtigter nach Baden reiste, um dort mit dem Prinzen Eugen Frieden zu schließen, begleitete er diesen nach Wien, wo er drei Jahre lang ein höchst angenehmes Leben führte. Nach Verlauf dieser Zeit mußte er schnell Wien verlassen, warum, ist nicht gewiß; wahrscheinlich jedoch, weil er an einigen Versen des Grafen Bonneval auf eine der Mätressen des Prinzen Theil hatte. Rousseau ging nach Brüssel, wo er mit Voltaire, seinem Schulfreunde, in neuen Streit und Feindschaft verwickelt wurde. Übrigens konnten die freundlichsten Verhältnisse in Brüssel das Verlangen nach der Hauptstadt in ihm nicht vertilgen. Auch hatte es der Großprior von Vendome, in Verbindung mit dem Grafen von Breteuil, schon dahin gebracht, daß Rousseau vom Regenten, dem Herzoge vom Orleans, ein Zurückberufungsschreiben erhielt. Dies befriedigte aber den Ehrgeizigen nur halb; er verlangte eine nochmalige Durchsicht seiner Prozeßacten, und eine öffentliche Zurückberufung. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, der sich durch eine ehrlose Handlung geschändet hatte. Traurig über seinen mißlungenen Plan, ging er nunmehr auf Reisen, und begab sich 1721 nach London. Hier gab er 1723 die Sammlung seiner Werke, 2 Bde. 4., heraus. Ein ansehnliches Vermögen, welches er sich dadurch erwarb, lieh er der damals schon sinkenden Handelscompagnie zu Ostende. Er verlor diese bedeutende Summe, und kam dadurch so herunter, daß er nur noch von der Unterstützung einiger Freunde lebte. Der Notar Boutet zu Paris und der Herzog von Ahremberg, an dessen Tafel er zu Brüssel speiste, waren es vorzüglich, die ihm sein Leben noch erträglich machten. Des letztern Gunst verscherzte er jedoch ebenfalls bald. Nun war ihm Brüssel unerträglich. Einige seiner Freunde ließen ihn, um seinen Kummer zu lindern, heimlich nach Paris kommen, aber schon nach drei Monaten mußte er die Hauptstadt wieder verlassen, in der er abermals seiner Satyre zum Nachtheil mächtiger Personen freien Lauf gelassen hatte. 1740 kam er nach Brüssel zurück, starb aber im Frühlinge des folgenden Jahres. Noch in der Sterbestunde betheuerte er, nicht der Verfasser der schändlichen Verse gewesen zu sein. — Rousseaus Werke sind 1) vier Bücher Oden, deren erstes Buch Oden aus den Psalmen enthält. In dieser letztern Gattung ist Rousseau der erste französische Dichter. Reinheit und Eleganz des Ausdrucks, so wie ein edler und schöner Versbau sind darin mit trefflichen religiösen Gedanken gepaart; wenn gleich bisweilen ein prunkendes Wortgepränge den lyrischen Schwung ersetzen muß; 2) Cantaten. Auch in dieser Dichtungsart, deren Schöpfer Rousseau ist, glänzt er vorzüglich; die Wahl der Gegenstände, die Gewandtheit, mit der er dieselben behandelt, verdient eben so viel Lob, als der edle Ausdruck. Die Cantate von der Circe scheint unter allen die gelungenste zu sein; 3) Briefe in Versen, die am wenigsten gelungenen Werke des Dichters, wiewohl sie zu seiner Zeit wegen ihrer

satyrischen Seitenblicke und Beziehungen allgemeinen Beifall fanden; 4) Allegorien. Sie haben zwar die Incorrectheit nicht, die in den Briefen herrscht, sind aber dafür langweiliger als diese. Die Erfindung der meisten ist gezwungen und höchst unwahrscheinlich, der Versbau ist einförmig; 5) Epigramme, nächst den Cantaten und Psalmen das Beste, wenn man die abrechnet, in denen sich französische Frivolität in ihrer vollen Glorie zeigt. In den übrigen herrscht angenehmer und leichter Witz, Abwechselung und gute Wahl der Gegenstände; 6) verschiedene Poesien von geringem Werthe, unter denen jedoch manches Stück noch besser ist, als 7) seine vier Lustspiele in Versen, und 8) seine zwei Lustspiele in Prosa. Zwar ist der Styl rein, aber die Fabel so langweilig, als der Dialog, der sich nur in wenigen Scenen auszeichnet. Auch haben diese Stücke bei der Aufführung nie Glück gemacht; 9) die Opern, die Rousseau geschrieben, sind völlig seiner unwürdig; auch hat er sie selbst unterdrückt, und nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen; 10) ein Sammlung von Briefen in Prosa, worunter mehrere sind, die seinen zweideutigen Charakter verrathen. — Zu der oben angeführten Ausgabe seiner Werke erschien auf Verlangen der Subscribenten, welche alle Werke Rousseaus verlangten, ein Supplément aux Oeuvres de Mr. Rousseau, Londr. 1723, 8. Zu Amsterdam kam 1726 eine etwas vermehrte Ausgabe seiner Werke in 3 Bdn. 8. heraus. Endlich besorgte Seguy, in Diensten des Fürsten von Thurn und Taxis, 1743 eine Ausgabe von Rousseaus Werken, 3 Bde. 4. und 4 Bde 12. Die genannten Ausgaben enthalten nichts, als wozu sich Rousseau bekannte; die Couplets, welche ihn ins Unglück stürzten, finden sich nur in solchen Ausgaben, die gegen des Dichters Willen erschienen sind. Diese Ausgaben sind selten. Einige Proben dieser im höchsten Grade gemeinen Verse findet man in La Harpes Cours de littérature (herausgegeben von Auger) t. IV. p. 178 ff. — Eine 1716 zu Paris erschienene Schmähschrift: Histoire satyrique de la vie et des ouvrages de Mr. Rousseau, par Mr. F. Gacon, enthält die Actenstücke Saurins gegen Rousseau, auch einen Theil der berüchtigten Couplets. *x. μ. δ.*

Rousseau (Jean Jacques), geb. 1712 zu Genf, war der jüngere Sohn eines Uhrmachers. Er kam schwächlich auf die Welt, und kostete seiner Mutter das Leben, weshalb er auch seine Geburt sein erstes Unglück nannte. Rousseau sagt in seinen Confessions (die doch immer Selbstbekenntnisse einer eiteln Seele sind) von sich, daß er als 7jähriger Knabe viel Religion gehabt, daß seine erste Lectüre von jener Zeit an Romane gewesen wären, worauf er doch bald eine bessere erhalten, und besonders den Plutarch liebgewonnen habe; im achten Jahre wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften hatte er bereits die meisten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwischen den Instrumenten auf der Werkstätte seines Vaters lagen, kennen. Zugleich ward schon früh sein musikalischer Sinn geweckt. Mit dem neunten Jahre ward er einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben; mit vierzehn Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn diese Kunst entsprach seiner Neigung; aber die despotische Härte seines Herrn verleidete ihm die Kunst. Er entlief, irrte in Savoyen herum, und änderte aus Dürftigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloster, aus dem er aber bald entsprang; nach manchen Abenteuern

kam er endlich durch die Empfehlung eines savoyischen Landpredigers zu einer Frau von Warens in Annecy, die ihn zu sich nahm, in Wissenschaften und in der Musik unterrichten ließ, und ihn wie ihren eigenen Sohn liebte, wohl auch verzärtelte. — Im zwanzigsten Jahre ging Rousseau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch seine Kenntnisse in der Musik sich Unterhalt zu verschaffen. In Besançon sang er mit Beifall in einigen Concerten; man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt sein würde. Inzwischen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Musik Unterricht, und ging dann seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich; er kehrte zu seiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, in welchem Jahre er die Stelle eines Secretärs bei dem französischen Gesandten in Venedig erhielt. Nach anderthalb Jahren trennte er sich von demselben, ging nach Paris, gewann seinen Unterhalt durch Notenschreiben, und legte sich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Um diese Zeit bekam er einen Anfall von Steinschmerzen, welche Krankheit ihn nie wieder verließ. — 1750 gewann er die bekannte Preisfrage der Akademie zu Dijon (ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe?). Seine paradoxe Behauptung, daß die Wissenschaften und Künste verderblich gewesen seien, ward eifrig widerlegt; in Spanien mischten sich sogar der Hof und die Inquisition in diese Sache. In der Vorrede zu seinem Narziß, einem Lustspiele, vertheidigt er sich gegen viele Mißverständnisse. Hierauf brachte er seinen Devin du village auf das Theater, eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst componirt hatte. Dies Stück fand allgemeinen Beifall, und der Verfasser ward von der französischen Nation fast angebetet. — Als er aber 1753 seinen berühmten Brief über die französische Musik herausgab, worin er die Unvollkommenheit derselben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Er erschienen eine Menge Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuosen, welche die Feder nicht führen konnten, legten sich aufs Schimpfen, und verbreiteten gegen ihn Pasquille, Gesänge und ehrenrührige Kupferstiche. Man hing seinen Brief im Theater auf, und es wurden sogar Leute bestellt, welche den Verfasser ermorden sollten. — Rousseau entfloh nach Genf. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein Bürgerrecht verloren. Jetzt nahm er öffentlich die reformirte Religion wieder an, und ward in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reiste er nach Savoyen, und schrieb in Chambery seine Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (sur l'inégalité parmi les hommes). Diese Schrift erregte noch mehr Aufsehen, als die Beantwortung der Preisfrage. Er hielt den wilden und gesitteten Menschen neben einander; das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entstehende Obermacht und Üppigkeit erklärte er für Quellen tausendfachen Elends, und voll Ekels vor dem gleißenden Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er seinen Brüdern zu: kommt in die Wälder und werdet Menschen! Sie sollen sich selbst überlassen gleich den Thieren leben; das sei der Stand der Unschuld und die anerschaffene Einfalt. „Eigenthum und Verträge haben die Menschen unglücklich gemacht; Eisen und Korn haben die Einzelnen zwar gebildet, das menschliche Geschlecht aber zu Grunde gerichtet." — Voltaire schrieb damals an Rousseau: Man bekommt bei Ihrem Buche Lust, auf allen Vieren zu kriechen; indessen ich sechzigjähriger

Mann bin zu alt dazu, und überlasse diese natürliche Art zu gehen andern, die dessen würdiger sind, als Sie und ich. — Unterdessen hatte sich in Paris der Haß gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. In dieser glücklichen Einsamkeit schrieb er den Gesellschaftsvertrag, die neue Heloise, und den Emil, Werke, durch die er auf sein Zeitalter mächtig gewirkt hat. — Seine politischen Schriften, vorzüglich die beiden Abhandlungen über den bürgerlichen Vertrag und über die Ungleichheit unter den Menschen, sollen Schuld sein an den speculativen Verirrungen der französischen Revolution. Die Schrift: du contrat social, wurde für die Metaphysiker gewissermaßen der Katechismus der Revolution; sie hieß nur le Pharus de la législation; und doch war unter allen Rousseauschen Schriften diese am seltensten vorher gelesen und noch seltener verstanden worden. Auf einmal glaubte man in ihr die Grundlagen zu einem unwandelbaren Staatsgebäude entdeckt zu haben. Rousseaus Andenken ward daher auf alle mögliche Art geehrt. 1791 veranstaltete man zu Montmorency deswegen ein ländliches Fest. Am 11ten Oct. 1794 wurden seine Gebeine feierlich im Pantheon zu Paris beigesetzt. — Während die Weltleute und die Gelehrten für und gegen seinen Gesellschaftsvertrag und seinen Streit über die französische Musik sprachen, erschien seine Julie (die neue Heloise), vor welcher er ganz unschuldige Mädchen warnte; nämlich solche, die nie einen Roman gelesen hätten, und in deren Phantasie kein Funke von Leidenschaft gefallen wäre, die nur Ahnungen der Liebe trügen in ihrem lautern, für beschränkte häusliche Freuden sich aufbewahrenden Herzen. Julie und ihr Liebhaber, am Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da, wo sie vom hohen Gipfel herabspricht in ernster Majestät, beide voll warmen Gefühls, voll der Liebe, die vom Himmel in auserwählte Seelen kommt, und bleibt und duldet, bis sie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen sie ausging; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtsinnig um den Putztisch flatterte, und in den Ländern, wo die Jungfräulichkeit noch etwas Heiliges war, einen sehr verschiedenen, aber gleich starken Eindruck. — Endlich gab er 1762, zunächst für eine Mutter niedergeschrieben, das berühmteste Erziehungswerk der neuern Zeit heraus: Emile, ou de l'éducation. In einem Briefe an die Marschallin von Luxemburg, vom 12ten Jun. 1767, gibt Rousseau folgende Ursache der Herausgabe seines Emils an. Er hatte mit einer Haushälterin, welche er späterhin noch zur Frau nahm, fünf Kinder gezeugt, alle fünf aber in ein Findelhaus geschickt, mit so geringer Vorsicht zu einer Wiedererkennung, daß er nicht einmal die Tage ihrer Geburt sich aufgezeichnet hatte. Seit mehrern Jahren empfand er deswegen die kränkendsten Gewissensbisse, doch „sein und der Mutter Gram deshalb sei fruchtlos, und der Wunsch, seinen Fehler wenigstens einigermaßen zu vergüten, sei eine der Hauptursachen seines über Erziehung geschriebenen Werks." (Vgl. le Conserv. de Neuchâteau 1800.) Er hatte namentlich im Emil die speculativen Wahrheiten der Religion von denen abgesondert, deren Einfluß auf unser Leben niemand läugnen wird. „Sobald ihr mit unbefangener Seele den Schriften des Evangeliums euch nähert, werdet ihr die Majestät derselben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. In seiner Lehre, in seinem Leben ist er mehr als alle, die vor ihm waren,

und sein Tod ist der Hingang eines in Menschheit gehüllten Gottes. Zugleich aber findet ihr in eben den Schriften Dinge, welche der Vernunft widersprechen. Könnt ihr die Schwierigkeit nicht lösen, so grübelt nicht, sondern bleibt in einem heiligen Zweifel; demüthigt euch vor der höchsten Weisheit, und bittet, daß sie euch erleuchte. Seid desto eifriger und getreuer in Erfüllung alles dessen, was jede redliche Seele darin für gut und wahr erkennen muß. Ein unfreiwilliger Irrthum des Verstandes wird euch nicht auf ewig unglücklich machen; ihr werdet nach euern Thaten gerichtet." — Dies ist der Inbegriff dessen, was Rousseau zuerst seine Julie auf dem Sterbebette, nachher seinen Vicar aus Savoyen im Emil sagen läßt. Kaum war der Emil mit diesem Glaubensbekenntniß erschienen, so ließ das Parlament das Buch wegen der gewagten Urtheile über das Positive der Religion 1762 verbrennen, und verurtheilte den Verfasser zum Gefängniß. Der Erzbischof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbriefe und nannte ihn einen Gottlosen, einen Verführer. Rousseau antwortete: „nicht er sei der Gottlose; die Gottlosen seien diejenigen, die sich Gottes Gerichte anmaßen;" zuletzt fragte er: „Ihr guten, unschuldigen Herzen! habe ich euch verführt?" — Rousseau wollte nach Genf fliehen, aber seine Vaterstadt nahm ihn nicht nur nicht auf, sondern bedrohte ihn ebenfalls mit dem Gefängnisse, und ließ das einzige Exemplar des Emils, das sich dort vorfand, durch den Henker verbrennen. Er flüchtete nach Yverdun im berner Gebiete, und von da nach Moitiers-Travers, einem kleinen Dorfe in der Grafschaft Neufchatel. Da er seit den Kinderjahren nie unter Protestanten gewohnt hatte, so war die Vereinigung mit der dasigen Gemeinde ihm desto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienst; er besuchte fleißig die Kirche des Orts, erbaute sich und andere, gewann die Freundschaft des Predigers, und die Liebe der ganzen Gemeinde. Er bat um Zulassung zum heil. Abendmahl, und diese ward ihm gewährt. Als die Geistlichen in Genf seinen Namen von der Kanzel herab zum Gräuel zu machen suchten, schrieb er gegen diese Verleumdungen und gegen das ungesetzmäßige Verfahren des genfer Senats in seiner Sache, auf Anrathen seiner Freunde, die berüchtigten Briefe vom Berge. — Unterdessen blieb Rousseau mit ganzer Seele seiner Gemeinde zugethan, bekannte sich feierlich zur protestantischen Kirche, und begehrte zum zweitenmal das Abendmahl, über dessen Verstattung man ihm Schwierigkeiten machte. Seine Briefe vom Berge, der Brief an den Erzbischof von Paris und sein Dictionnaire physique portatif wurden in Paris 1765 öffentlich verbrannt. Die genfer Geistlichen suchten den Prediger in Moitiers gegen ihn einzunehmen, und die Gemeinde von ihm zu entfernen; von letzterer mußte er mehrere Mißhandlungen erdulden. Er verlebte hierauf in zwei Monaten auf der Petersinsel im bieler See, wie er selbst sagt, Jahrhunderte; seinem Botanisiren daselbst verdankt man seinen Botaniste sans maître, und den guten Gedanken, die Jugend früh in die Botanik einzuführen. Er ward aber auch hier nicht länger geduldet. Die Obern eines deutschen Cantons geboten ihm, in der rauhesten Jahreszeit, ihr Land binnen kurzer Frist zu räumen. Er bat umsonst um eine kleine Verlängerung, umsonst um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Gesellschaft, nur ungequält dem Tode entgegenharren dürfe. Man trieb ihn fort, und überließ ihn der Gefahr, unterweges umzukommen. — Seine Freunde bewirkten ihm einen freien Geleitsbrief

nach Paris, wo die Philosophen, die es verdroß, so viel Herz und so vielen Glauben in ihm zu finden, eben so grausam seiner spotteten, als die Geistlichen ihn verfolgt hatten. Billiger gegen ihn war der englische Philosoph Hume, der ihn mit nach England nahm. Rousseau betrat mit Jubel den Boden der Freiheit, fiel seinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfing man ihn mit aller der Schwärmerei, deren jene Nation fähig ist. Die Engländer drängten sich, ihn zu sehen; die Damen trugen sein Bild an ihren Armbändern. Hume war ein guter, aber äußerst kalter Mann, welcher Rousseaus Begeisterung nicht begriff, und dessen Wärme nicht erwiedern konnte. Rousseau wurde durch die Gleichgültigkeit seines einzigen Freundes mißtrauisch, einige von leichtfertigen Engländern ausgestreute launige Blätter gegen den vertriebenen Weltweisen bestärkten diesen Mißmuth, und so verzweifelnd an Rechtschaffenheit und Freundschaft ging er weg aus dem Lande, das er als seinen letzten Zufluchtsort angesehen hatte (s. Humes private Correspondance. Lond. 1820). — Er kehrte unter einer stillschweigenden Vergünstigung 1767 nach Paris zurück, ward anfänglich von Neugierigen überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt; sonderte sich immer mehr von der Gesellschaft ab, ernährte sich zum Theil von Notenschreiben, und sammelte Kräuter. Sein 1818 erst bekannt gewordener Brief an Linné enthält das rührende Bekenntniß seines Glücks im stillen Umgange mit der Pflanzenwelt. 1768 ließ er sein musikalisches Lexikon drucken, und bald darauf erschien sein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Für mehrere Romanzen und Lieder setzte er einfache und rührende Melodien. — Je älter Rousseau wurde, desto mehr wuchsen seine Menschenscheu und sein grämliches Wesen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sterben könnte. Sein Wunsch ward ihm gewährt. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf seinem Landhause Ermenonville unweit Paris zu wohnen, wohin Rousseau im Mai 1778 zog, aber schon den 2ten Jul. d. J., als er eben von einem Spaziergange zurückkam, plötzlich starb; er war 66 Jahr alt geworden. Sein Körper ward einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg verschlossen, und innerhalb des Parks von Ermenonville, auf der sogenannten Pappelinsel beerdigt. Über ihm ist ein ungefähr sechs Fuß hohes Grabmal errichtet. — Schwärmerischer Eifer für Liebe und Freiheit, Paradoxiensucht, selbstischer Starrsinn, warmer Eifer für Menschenwohl mit düsterer Hypochondrie verbunden, waren Hauptzüge seines Charakters. — Sein Werke erschienen Paris 1764, 10 Bde. 12. und nachmals öfter. — Seit dem J. 1745 war Therese la Vasseur seine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken; andere Vorzüge besaß sie nicht. Um sie für ihre Treue zu belohnen, heirathete er sie 1768. Schon im J. 1748 hatte sie ihm das erste Kind geboren, welches er, so wie die folgenden vier, alle ins Findelhaus schickte. Als man in der Revolutionszeit das Andenken Rousseaus so hoch feierte, konnte es nicht fehlen, daß man auch seiner hinterlassenen Witwe gedachte; sie erhielt auf Barreres Antrag 1799 von der Nationalversammlung einen jährlichen Gnadengehalt von 1200 Livres. W. L.

Roussillonweine sind im Allgemeinen die Weine aus der Provinz desselben Namens. Die besten Gewächse zum Verfahren sind die von Baix, Tormilla, Salces, Rivesaltes, Spira, Collioure, Bagnols, Parcous, St. André. Die rothen Sorten sind dick, ge-

deckt, von schöner Farbe und vornehmlich zum Verschneiden und Verbessern anderer Weine brauchbar. Ein besonderer Wein ist der sogenannte Grenache, der anfangs dunkelroth ist und dem Alicantwein gleicht, mit dem Alter aber die Farbe verliert und im sechsten, siebenten Jahre dem berühmten Capweine gleich wird. Unter den weißen Roussillonweinen ist der Maccabeo der kostbarste.

Routiniers nennt man diejenigen Ärzte, welche bei der Ausübung ihrer Kunst blos einige eingelernte Regeln in Anwendung bringen, ohne sich um die tiefere Begründung derselben weiter zu bekümmern. Solche Regeln sind bald aus der rohesten Empirie, bald von irgend einem medicinischen Systeme entlehnt. Jedoch in dem einen, so wie in dem andern Falle wird man finden, daß der Routinier entweder von sehr beschränkten Geisteskräften ist, oder daß seine frühere wissenschaftliche Bildung in hohem Grade vernachlässigt worden war, oder endlich daß beide Umstände vorhanden sind. In der Stufenfolge der Heilkünstler werden daher jederzeit die Routiniers den niedrigsten Rang haben können, mit dem die mehresten freilich gewöhnlich nicht zufrieden sind. Im Gegentheile ist der Übergang vom Routinier zum Charlatan sehr gewöhnlich, und beide Charaktere sind daher oft vereinigt. Alsdann aber bildet sich eine niedrige und in der That sehr schädliche Individualität aus; der Routinier, der sich dafür erkennt, und weiter nichts sein will, kann im Mangel wirklich ausgebildeter Ärzte, an denen nirgends Überfluß ist, eine nützliche Rolle als Landarzt (wie z. B. in Baiern) spielen. Er wird in den Fällen, wo seine Regel nicht ausreicht, einen andern Arzt zu Rathe ziehen, was begreiflich der Charlatan im frechen Übermuthe unterläßt.

Rowe (Elisabeth), eine bekannte englische Dichterin, Tochter eines dissentirenden Geistlichen, Walter Singer, zu Frome in Sommersetshire, war 1674 geboren. Von Kindheit auf zeigte sie viel Hang zur Lectüre und Dichtkunst, schrieb im 12ten Jahre schon Gedichte, und übte sich in Musik und Malerei. In ihrem 22sten Jahre gab sie einen Band vermischter Gedichte heraus. Wegen ihrer körperlichen und geistigen Reize gehörte der Dichter Prior unter die Zahl ihrer Verehrer. Aber sie weihete einen großen Theil ihrer Jugendzeit der Erfüllung ihrer Kindespflichten gegen ihren Vater, der ihrer Pflege bedurfte, und verheirathete sich erst 1710 mit Thomas Rowe, mit welchem sie, obgleich er 12 — 13 Jahre jünger war, sehr glücklich lebte. Ihr Mann, ein Verschwender, starb schon 1715, und hinterließ sie in einer sehr drückenden Lage, die nur ihr religiöser Sinn lindern konnte. Sie lebte zu Frome in stiller Zurückgezogenheit und starb 1737. — Außer der oben gedachten Sammlung von Gedichten gab sie noch die Geschichte Josephs und andere vermischte Gedichte heraus, die sich durch einen correcten melodischen Versbau, eine fließende, bilderreiche Sprache und durch zärtliche und erhabene Empfindungen auszeichnen. Unter ihren prosaischen Schriften sind die bekanntesten: Freundschaft im Tode, in 20 Briefen von Todten an Lebende (Friendship in death, in twenty letters from the dead to the living). Sie sind das Werk einer blühenden Einbildungskraft, und eines tief empfindenden, mit frommen Betrachtungen vertrauten Herzens, und sind in vielen Auflagen, auch von andern religiösen und sittlichen Schriften der Verfasserin begleitet, erschienen. Auch gab sie in drei Theilen ihre moralischen und unterhaltenden Briefe in Versen und Prosa (Letters moral and entertaining in verse and prose) heraus. Sie schrieb mit Leichtigkeit,

aber ohne große Sorge für die Correctheit; dessen ungeachtet erwecken alle ihre Schriften eine hohe und günstige Idee für die Verfasserin. Auch unser Klopstock hat die letztern mehreremale in seinen Gedichten, besonders unter dem Namen: „der frommen Singer," und auch sonst erwähnt.

Rowe (Nicolas), geboren 1673 in Bedfordshire, ein vorzüglicher englischer Dichter aus einer alten Familie in Devonshire. Nachdem er sich in einem Privatinstitut und auf der öffentlichen Schule in Westminster vortreffliche Kenntnisse gesammelt hatte, ward er in seinem 16ten Jahre von seinem Vater zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt. Als er 19 Jahre alt war, starb sein Vater, und jetzt kehrte er wieder zu seinem Lieblingsstudium, der Dichtkunst, zurück. In seinem 25sten Jahre lieferte er sein erstes Trauerspiel: die ehrgeizige Stiefmutter (The ambitions Stepmother). Der Beifall, mit dem dies Stück bei seiner Aufführung, ungeachtet seiner Fehler, aufgenommen wurde, verleitete den Verfasser, sich in der Folge wenig um die Regeln der dramatischen Kunst zu kümmern. Diesem ersten Versuch folgte sein Tamerlan (aufgeführt 1702), in welchem er durch den Tyrannen Bajazeth den König Ludwig XIV. als den größten Feind der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, und durch Tamerlan, der von dem Dichter in den vortrefflichsten Fürsten umgewandelt war, Wilhelm III. andeuten wollte. In den Darstellungen beider herrschte viel Übertreibung, aber der Zweck des Stücks und die vielen erhabenen und freien Gesinnungen erwarben ihm lange außerordentlichen Beifall. 1703 erschien seine schöne Büßende (the fair penitent), eins seiner vortrefflichsten Stücke, wenn auch die Fabel von Massinger (s. d. Art.) entlehnt ist. Diesen Stücken folgten mehrere, unter denen seine Johanne Shore eine der schönsten tragischen Dichtungen der Engländer ist. Überdies gab er Shakspeares Werke nebst einem Leben dieses großen Dichters heraus. Rowe trat auch mit Ruhm und Achtung in das öffentliche Leben ein. Unter dem Staatssecretariat des Herzogs von Queensbury bekleidete er die Würde eines Unterstaatssecretärs auf drei Jahre. Unter Annas Regierung ward er nicht wieder angestellt. Georg I. ertheilte ihm bei seiner Thronbesteigung mehrere einträgliche Ämter, und er starb 1718, 45 Jahr alt. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt, und seine Witwe (er war zweimal verheirathet) errichtete ihm ein kostbares Denkmal. Rowe war übrigens ein Mann von liebenswürdigem Charakter, ausgerüstet mit allen geselligen Tugenden. Unter Englands Tragikern gehört er zu denen des ersten Ranges. Seine Werke, die in dramatischen Stücken und andern vermischten Gedichten bestehen, sind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe, 3 vol. Lond. 1719, 12. mit einem beigefügten Leben erschienen. Außerdem hat er auch Übersetzungen ins Englische von den goldenen Sprüchen des Pythagoras, des ersten Buchs von Quillets Kallipaedie (einem Gedichte über die Erziehung) und von Lucans Pharsalia geliefert. P. N.

Roxane, s. Alexander.

Roxburghe (John, Herzog von) war einer der leidenschaftlichsten englischen Büchersammler neuerer Zeit. Seine Bibliothek, bei seinem Ableben 9353 Werke stark, empfahl sich nicht sowohl durch planmäßige Vollständigkeit, als durch die erstaunenswürdige Menge der größern Seltenheiten, welche sie enthielt. Vorzüglich war das Fach der alten Ritterromane und der ältern englischen Poesie reich besetzt. Sie wurde 1812 zu London versteigert. Der von den Buch-

ändlern Georg und Will. Nicol verfertigte Katalog derselben ist schon ziemlich selten, aber nicht mit genügender bibliographischer Ausführlichkeit und Genauigkeit gearbeitet. Indessen ist er auch so noch anziehend genug, theils wegen der großen Schätze, welche die Bibliothek in sich hielt, theils wegen der ungeheuren Preise, mit denen die Bücher bezahlt wurden, und welche nachher einzeln gedruckt worden sind. Diese Preise, welche von den Engländern selbst als das Höchste bibliomanischer Ausschweifung betrachtet werden, und seitdem wieder beträchtlich gefallen sind, machen diese Versteigerung zu der merkwürdigsten, welche je gehalten worden ist. Die erste Ausgabe des Boccaccio (Venedig bei Valdarfer 1471, Fol. gedruckt und um 1740 für 100 Guineen erkauft) wurde vom Marquis von Blandford (jetzt Herzog von Marlborough) für 2260 Pfund St. erstanden, das erste von dem frühesten englischen Buchdrucker Caxton mit Angabe des Jahrs gedruckte und zugleich das erste in englischer Sprache erschienene Buch: Recuyell of the Historyes of Troye (1471, Fol.) für 1000 Guineen, die erste Ausgabe des Shakspeare (Lond. 1623, Fol.) für 100 Guineen u. s. w. Zum Andenken an dieses merkwürdige bibliographische Ereigniß wurde der Roxburghe Clubb gestiftet, welcher auf 31 Mitglieder beschränkt ist, und jährlich einmal am 17ten Jun. (dem Jahrestage der Versteigerung des Boccaccio) zusammenkommt. Jährlich muß ein Mitglied ums andere (in alphabetischer Ordnung) auf seine Kosten einen Abdruck einer seltenen alten Schrift, vorzüglich poetischen Inhalts, veranstalten, wovon nur so viel Exemplare abgezogen werden, als der Clubb Mitglieder zählt. Ein frohes Mahl mit bibliographischen Toasts, gewürzt mit bibliographischer Unterhaltung, und die Vorlesung und Vertheilung der neuen Abdrücke unter die Mitglieder, machen das Fest aus, welches 1813 zum erstenmal gefeiert ward. Präsident des Clubbs ist Lord Spencer, Vicepräsident der berühmte Bibliograph Dibdin; von den übrigen Mitgliedern nennen wir blos den Herzog von Devonshire und Marquis von Blandford. Auf einer Reise, welche Dibdin im Sommer 1818 durch Frankreich machte, feierte er diesen Tag in Paris in Gesellschaft der ersten Bibliographen dieser Stadt, und gab dadurch Veranlassung zur Stiftung eines ähnlichen Clubbs in Paris. As.

Roxolane, s. Soliman.

Rozier (Pilatre de), s. Aërostat.

Rubato tempo, in der Musik, von dem italienischen rubare, rauben, bedeutet eine eigene Art des affectvollen Vortrags, vorzüglich langsamer Stücke, bei welchen man in der Oberstimme der Geltung mancher Noten etwas entzieht, und sich also nicht streng an den Tact bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet. Nach dem Tempo rubato werden manche Gänge beschleunigt, manche verzögert, und der Tact wird so im Einzelnen etwas verzogen, ohne daß im Ganzen die Einheit darunter leidet. Das Tempo rubato schön und richtig vortragen, erfordert viel Übung und feines Gefühl.

Rubel ist eine russische Silbermünze, die 10 Griwen, oder 100 Kopeken enthält. Nach unserm Gelde beträgt der Silberrubel (zum Unterschied von dem Papierrubel) ungefähr 1 Thlr. 3 bis 4 Gr. Es gibt auch Gold- und Kupferrubel, erstere sind jetzt sehr selten. 1654 wurden die ersten Rubel in Moskau geschlagen.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Maler seines und aller Jahrhunderte. Sein Vater war ein adeliger Schöppe zu Ant-

werpen gewesen, und hatte sich zu Cöln, wo unser Künstler 1577 geboren wurde, niedergelassen. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung hatte geben lassen, ward Rubens Page bei einer Gräfin von Lalaing. Er verließ aber diese Dienste, theils wegen der ausschweifenden Sitten seiner Gebieterin, theils um sich ganz seiner Lieblingskunst zu widmen. Otto Vernius, einer seiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben so sehr wegen seiner Tugenden, als wegen seines Fleißes und seines bewundernswürdigen Talents, und weihete ihn in die Geheimnisse der Kunst ein. Bald ward Rubens größer als sein Meister, und besuchte auf des letztern Rath, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vincenz Gonzaga versehen, Italien, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Herzog nahm ihn als Edelknaben in seine Dienste, worin er acht Jahre blieb, und von Mantua aus nach Rom, Venedig und Genua besuchte, an welchen Orten er sich häufig längere Zeit mit dem Studium und der Ausübung seiner Kunst beschäftigte. Wohin er kam, verewigte er sich durch seine schöpferische Meisterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog Vincenz mit einem prächtigen Geschenk an den König Philipp IV. gesandt hatte, malte er diesen Monarchen und mehrere seiner Großen, studirte die dortigen Kunstschätze und kehrte, mit Ehren und königlichen Geschenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit seiner Mutter, eilte er schleunig nach Antwerpen. Sie war schon todt, als er ankam. Vor Betrübniß darüber schloß er sich in die Abtei St. Michel vier Monate lang ein, wo er durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Versprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Isabella Brant, die 1609 seine Gattin ward, zurück. Er baute sich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, welches er selbst von außen in Fresco malte. Die herrliche Rotunda, die er daneben aufführen ließ, schmückte er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemälden und Medaillen aus, und diesen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich er sehr große Reichthümer besaß, an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pf. St. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen malte er übrigens jenes herrliche Meisterwerk, die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, und für die Jacobiten daselbst die vier Evangelisten, und außer diesen viele Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. — Viele Gemälde, die für die seinigen gelten, ließ er durch seine Schüler malen, und vollendete sie nachher durch seine Meisterhand. Daher ist es nur sehr geübten Kennern möglich zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches Werk ist. Selbst von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medicis, welche diese Fürstin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Palast Luxembourg malen ließ, verfertigte Rubens nur zwei allein, die übrigen aber, seiner Gewohnheit gemäß, mit fremder Beihülfe. — Mit größter, fast gleicher Geschicklichkeit malte er Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte und Geschichten. Nur selten fehlte er gegen das Costüme und gegen die historische Richtigkeit; denn innigst vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen und Zeiten, vereinte er die sorgfältigste Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunst mit der scharfsichtigsten und richtigsten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Maler ihn in der Fertigkeit, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, erreicht; gewiß hat ihn keiner übertroffen.

genau und mit der höchsten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er Alter, Geschlecht und Stand seiner Figuren, und wußte jeder derselben, es mochten Götter oder Menschen, Helden oder Schäfer sein, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben. Weniger, als in den Gemälden Raphaels, herrscht in den seinigen das Sanfte und Liebliche, aber die Flamme der Begeisterung, welche in seinen Darstellungen sich so kühn, kraftvoll und lebendig ausspricht, setzt den Beschauenden in Erstaunen und Bewunderung, daher ihn einige den flandrischen Raphael genannt haben. Allein dies Feuer, das ihn bei seinen Compositionen begeisterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung seiner Werke, riß ihn manchmal so dahin, daß er mehr auf Schimmer, als auf Schönheit der Formen sah, und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft seines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens einer der prachtvollsten Maler bleiben, von wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Theilen, übertroffen. Deshalb gab man ihm mit Recht den Ehrennamen des Fürsten der niederländischen Schule. — Daß ein solcher, mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertrauter, mit einem schönen Äußern, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, und mit einem tiefdringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich ausgestatteter Mann auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle spielen und nützlich sein könnte, wußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf seinem Todbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabelle, sich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen. Wirklich ward er seit 1627, wo er mit Carls I. Gesandten (gleichfalls einem Maler, Namens Nicolaus Gerbier) zu Delft eine Friedensunterhandlung zwischen Spanien und England anknüpfen sollte, zu mehreren politischen Verhandlungen gebraucht. So schloß er mit dem englischen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwischen Spanien und England ab, wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menschen, als Künstler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, auf eine sehr ehrenvolle Weise zum Ritter geschlagen. — Rubens führte unter allen diesen vielfachen Geschäften ein sehr einfaches, regelmäßiges Leben. Seine Nebenstunden widmete er dem Umgange mit einigen geistreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er selbst besuchte blos Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und den Wissenschaften. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe dienen; aber nur dann, wenn das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, malte er es so schön und reizend, wie sie war. Mehrere Jahre vor seinem Tode konnte er wegen der Gicht und des Zitterns seiner Hand keine Werke von Wichtigkeit malen, und beschränkte sich deshalb auf bloße Staffeleigemälde. Er starb den 30sten Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde.

Rübezahl, der bekannte Volksname eines Berggeistes, welcher der Sage nach vormals im Riesengebirge gehauset, und, je nachdem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuk sich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben soll. Musäus in seinen Volksmährchen der Deutschen hat zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, so wie den Ursprung des

sonderbaren Namens dieses Berggeistes, mit Anmuth und heiterer Laune dem lesenden Publicum vorgeführt.

Rubicon in den Römerzeiten der Grenzfluß zwischen Gallien und Italien. Indem Cäsar ihn mit seinem Heer überschritt, und so die Grenzen der ihm angewiesenen proconsularischen Provinz (Gallien) verließ, kündigte er sich als den Feind des Senats und der Republik an, und gab Anlaß zum Bürgerkriege. (S. Cäsar.)

Rubin, ein Edelstein, der nach dem Diamant am höchsten in Werth gehalten wird. Die Farbe des Rubins ist roth, von bald dunklerer, bald hellerer Schattirung. Er widersteht der Feile und dem Feuer. Wenn der Rubin recht schön blutfarben ist, und über 20 Karat im Gewicht hält, so verliert er den Namen Rubin und wird Karfunkel genannt. Man findet die Rubine besonders in den Ländern Ava und Pegu in Ostindien. Der Ballasrubin ist lichtroth oder rosenfarben, und fällt manchmal ins Orangengelbe oder Blaue. Er ist von allen der weichste; man findet ihn in Schlesien, Neuspanien und Brasilien. Der Spinellrubin ist von blaßrother Farbe, und geschliffen von schönem und angenehmem Glanz; er kommt aus Böhmen, Schlesien, Ungarn und Brasilien. Am wenigsten geachtet wird der Rubicello (Petit Rubis), dessen bleichrothe, ins Gelbe fallende Farbe das Feuer nicht aushält. Er kommt aus Südamerika. Auch Sachsen liefert Rubine.

Rucellai (Giovanni), ein ausgezeichneter italienischer Dichter, geb. zu Florenz 1475. Sein Vater, in dessen berühmten Gärten sich die gebildetsten Florentiner zu versammeln pflegten, gab ihm eine wissenschaftliche Erziehung, welche der Sohn mit Eifer benutzte. Er widmete sich dem geistlichen Stande und übernahm mehrere politische Sendungen. Die Hoffnung, von Leo X., der sein Vetter war, und nachher von Clemens VII., der ihn zum Gouverneur der Engelsburg ernannte, den Cardinalshut zu empfangen, blieb unerfüllt. Rucellai starb, von einem Fieber weggerafft, 1526. Sein Gedicht über die Bienenzucht, le Api, in reimlosen Versen, ist als Lehrgedicht ausgezeichnet durch Zartheit und eine gewisse Innigkeit, womit der Verf. seinen Gegenstand behandelt, wie auch durch Wohlklang und Leichtigkeit der Verse. Seine Trauerspiele, Rosmunda und Oreste, beide dem Euripides nachgeahmt, werden zwar von den Italienern ebenfalls noch geschätzt, indeß besteht ihr Hauptverdienst nur in der Sprache und Versification.

Rüchel (Ernst Friedr. Wilh. Phil. von), königl. preußischer General-Lieutenant, geb. 1754 zu Zizenow in Hinterpommern. Als der letzte Zweig seines Geschlechts, nach dem Tode seiner im 7jährigen Kriege rühmlich gefallenen drei ältern Brüder, sollte er sich den Wissenschaften widmen, aber entschiedene Neigung trieb ihn zum Kriegsdienste, und er ward 1771 als Cadet angestellt. Als General-Adjutant des verstorbenen Feldmarschalls von Knobelsdorf zeichnete er sich im baierischen Erbfolgekriege in den Gefechten bei Grumbach und Gabel aus. Nach dem Frieden übernahm er den Unterricht der jungen Officiere des Stoyentinischen Regiments, wobei er stand, bis 1781 Friedrich II., das aufkeimende Talent bemerkend, ihn nach Potsdam berief. Er ward sogleich als Hauptmann zum Generalstab versetzt, und begleitete den König bei allen Revüen. Seine Fähigkeiten, seine Thätigkeit und besonders sein biederer Sinn, gewannen ihm die Gnade des Königs, der ihn während eines Winters täglich zu sich kommen ließ, und ihn mehrere später gedruckte Werke, unter an-

dern die Histoire de mon tems, in der Handschrift lesen ließ, wobei er ihm viele Erläuterungen und Aufschlüsse gab. Im folgenden Jahre mußte er, nach einer vom Könige selbst entworfenen Anweisung, die Schauplätze des 7jährigen Krieges bereisen, und seine dabei gemachten Beobachtungen aufzeichnen, die den Beifall seines königlichen Lehrers gewannen. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn zum Major und gab ihm 1789 die Aufsicht über die Militär-Erziehungsanstalten. Er ward 1791 Flügeladjutant, und erhielt den Auftrag, Vorschläge zur Verbesserung der Armee zu machen, die auch sogleich ausgeführt wurden. Im folgenden Jahre war er als Militär-Gesandter bei dem hessischen Corps, wohnte dem Treffen von Clermont bei, und rettete später, mit Hülfe der Hessen, Coblenz und Ehrenbreitstein, als Custine diese Puncte bedrohte. Nach dem Falle von Mainz schützte er Gießen und Darmstadt, bis zur Ankunft des preußischen Heeres, und als dieses nach dem Verlust von Frankfurt in eine mißliche Lage gerieth, entwarf er den Plan zur Wiedereroberung der Stadt, da er auf Einverständnisse mit den Bürgern rechnen konnte. Die Tapferkeit der Hessen führte diesen Entwurf glücklich aus. Im folgenden Jahre zeichnete er sich in mehreren Gefechten am Rhein unter des Königs Anführung aus, und befehligte eine Heerabtheilung, welche die Angriffe der Franzosen auf die Mainspitze und die Gustavsburg vereitelte, sie von den Inseln, worauf sie sich verschanzt hatten, verjagte, und dadurch zur nachmaligen Eroberung von Mainz beitrug. Später löste er die Österreicher vor Landau ab, und traf nach dem Verluste der weißenburger Linien die besten Anstalten zur Sicherung des Heeres. Bei Kaiserslautern (1794) führte er siegreich die Avantgarde, und eben so sehr zeichnete er sich in dem Treffen bei Zweibrücken aus. Er hatte sich bis zum Generalmajor aufgeschwungen, kam nach dem Abschluß des Friedens nach Pommern, ward 1798 zum Commandeur der Garde und Commandanten von Potsdam ernannt, und erhielt bald nachher die Aufsicht über alle Cadettencorps und die école militaire. Bereits 1799 zum General-Lieutenant befördert, befehligte er bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 ein Heer von 50,000 Mann, das aber vor der Schlacht von Jena durch Vertheilungen auf 12,000 geschmolzen war. Am 14ten Oct. früh durch den Fürsten von Hohenlohe von dem bevorstehenden Angriff gegen diesen benachrichtigt, setzte er sich wenige Stunden nachher in Bewegung, um demselben im Nothfall Unterstützung zu leisten. Er erhielt bald die Nachricht von der Niederlage des Fürsten, und die Aufforderung, ihm Hülfe zu bringen, worauf er sogleich gegen den bezeichneten Punct aufbrach, und erst dann den Rückzug anordnete, als der Feind die Linien schon in der Flanke und im Rücken genommen hatte, und der Oberst Massenbach selbst erklärte, es bleibe nichts anders übrig. Von einer Kartätschenkugel gefährlich verwundet, mußte er den Oberbefehl dem General Larisch übergeben, und entging nur durch ein Wunder dem Tode oder der Gefangenschaft. Übelwollende haben über Rüchels Antheil an jenen für die preußischen Waffen so unglücklichen Ereignissen nachtheilige Behauptungen verbreitet, deren Widerlegung er bei seinen Lebzeiten seinen Freunden nie gestatten wollte, auf ihre Anträge erwiedernd, er sei in dem Herzen des Königs gerechtfertigt, und habe keinem andern Rechenschaft zu geben. Nach seiner Genesung erhielt er 1807 als General-Gouverneur von Preußen den Auftrag zur Errichtung der Reserven, nach dem Frieden aber ward ihm auf seinen Wunsch der Abschied ertheilt. Seitdem lebte er,

von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen, im Kreise der Seinigen auf seinem Gute Haseley, das er aus einer Wüste zu einem freundlichen Landsitze umgeschaffen hatte, und wo er im Januar 1823 starb.

Rückenmark ist die hirnähnliche Masse, die sich in dem Canale der Rückenwirbelsäule befindet. Es hängt auf der untern Fläche des Schädels mit dem Gehirn, das nach einigen Physiologen der neuern Zeit eine höhere Entfaltung und weitere Entwickelung des Rückenmarks selbst ist, zusammen, und erstreckt sich, in sehnichte Hüllen eingeschlossen, durch das große Hinterhauptloch hindurchgehend, bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es sich mit einem stumpf abgerundeten Knötchen, an welchem noch ein spitzigeres hängt, endigt. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß es, wie das Gehirn, aus einer Mark- und Rindensubstanz bestehe, und daß ein kleiner Canal sich in demselben befinde. (S. den Art. **Vertebralsystem**.) — Die Verletzungen des Rückenmarks sind desto gefährlicher, je näher dem Kopfe sie sind. Am Halse hat auch der geringste Druck den schnellsten Tod zur Folge, und man sagt dann, das Genick sei gebrochen worden. B. P.

Rückfall nennen die Ärzte die Rückkehr derselben Krankheit, welche entweder bereits gehoben war oder wenigstens sich in dem Stadium der Reconvalescenz befand. Zwar tragen manche Umstände (z. B. fehlerhafte oder unvollkommene Curen, unvollständige oder gestörte Krisen, die Fortdauer der Ursache des ersten Erkrankens, Fehler in der Diät, zu reichliche und unangemessene Speisen und Getränke, zu lebhafte Bewegung, Gemüthsbewegungen, Erkältungen und andere Umstände) viel zu Rückfällen bei und sie vermögen sonst in jeder Reconvalescenz, wo die Gesundheit noch nicht gehörig befestigt ist, den Körper wieder in Krankheit zu stürzen. Die Möglichkeit zu Rückfällen ist daher in den mehresten Krankheiten vorhanden. Einige aber sind ganz vorzüglich dazu geneigt. Dahin gehören epidemische und endemische Fieber, vorzüglich die Wechselfieber, alle Entzündungen ohne Ausnahme, viele Geschwüre und chronische Hautkrankheiten, viele Nervenübel; die Geistes- und Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Blutungen, die Ruhr und Unterleibskrankheiten, Katarrhe u. s. w. Oft ist der Rückfall hartnäckiger, gefährlicher als die ursprüngliche Krankheit, durch welche die Constitution schon angegriffen wurde. — Vor den Rückfällen kann man sich nur dadurch schützen, daß man die Ursachen derselben vermeidet, und daß die erste Krankheit vollkommen geheilt wird.

Rückläufig, in der Astronomie, wird die scheinbar rückgängige Bewegung (von Morgen gegen Abend) der Planeten und Kometen genannt. Bei den obern Planeten nehmen wir sie zur Zeit ihrer Opposition mit der Sonne, bei den untern zur Zeit ihrer untern Conjunction mit derselben wahr. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Stellung dieser Gestirne gegen die Sonne und Erde; von der Sonne, als dem Mittelpunct ihrer Bewegung, aus gesehen, ist dieselbe immer rechtläufig. Nur von einigen Kometen weiß man, daß sie nicht blos scheinbar, sondern wirklich sich rückläufig bewegen.

Rückungen oder **rückende Noten**, in der Musik, sind das, was man auch synkopirte Noten nennt, wenn auf den guten Tacttheil kurze Noten fallen, und der natürliche Accent dadurch gleichsam verschoben wird. Durch Rückungen (sagt K. P. E. Bach) wird die gewöhnliche Harmonie entweder vorausgenommen oder aufgehalten.

Es gibt geschwinde und langsame, durch ganze und durch halbe Töne. z. B.



Ms.

Rückungen, enharmonische, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Übergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den sogenannten enharmonischen Tonwechsel geschehen, wobei Töne in doppelter Beziehung und Bedeutung vorkommen. Indem z. B. der Ton b (wie er als um einen halben Ton erniedrigtes h heißt) nachher als ais (als um einen halben Ton erhöhtes a) erscheint, rückt die Modulation durch diese veränderte Beziehung schnell in eine andere Tonart herauf, z. B.



Ms.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter schwedischer Polyhistor, geb. zu Arosen in Westermannland 1630. Außer der Arzneiwissenschaft studirte er Musik, Mechanik, Malerei und Alterthümer, und erlangte schon als 21jähriger Jüngling durch die Entdeckung der lymphatischen Gefäße, durch welche die ganze Physiologie viel Aufklärung gewann, einen großen Ruhm. Seine über jenen Gegenstand herausgegebene Schrift (Nova exercitatio anatomica exhibens ductus hepatis aquosos, 1653) ist auch enthalten im zweiten Theile von Mangets Bibliotheca anatomica. Gleich nach seiner obigen Entdeckung gelangte der bekannte Thomas Bartholin zur richtigen Einsicht in das Geschäft der lymphatischen Gefäße, und es erhob sich zwischen den beiden Anatomen ein hitziger Streit über die Ehre der ersten Entdeckung, welche jedoch Rudbeck verblieb. Nachdem er von einer gelehrten Reise nach Holland zurückgekehrt war, lehrte er zu Upsala die Botanik, legte einen botanischen Garten an, und ward hernach Professor der Anatomie und zuletzt Curator der Universität. Er starb 1702. Sein bekanntestes Werk ist das sehr gelehrte, aber hypothesenreiche und seltene Werk: Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria. Upsal. 1675 — 78, 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrer Atlantis erzählen, das wendet Rudbeck in diesem Werke auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquarischer und historischer Belesenheit unterstützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato sei, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutsche und verschiedene andere Völker aus Schweden abstammen u. s. w. Durch einen 1702 zu Upsala statt gehabten großen Brand wurden andere wichtige Werke dieses Schriftstellers theils vernichtet, theils selten gemacht. — Sein Sohn (gleichfalls Olaus), geb. zu Upsala, war der Nachfolger seines Vaters, und starb 1740. Er schrieb ein Werk über Lappland (Lapponia illustrata, Ups. 1701), eine Ichthyologie (Ichthyologia biblica, ibid. 1705 — 22) u. a. m. — Ein

Dichter Rudbeck (C. J. oder gleichfalls Olaus), der 1756 zu Stockholm geboren wurde und 1777 daselbst starb, machte sich durch zwei schön versificirte historische komische Heldengedichte: die Borasiade in vier Gesängen (Stockholm 2te Ausg. 1783) und Neri (ebend. 1784) bekannt.

Rüdesheimer, s. Rheinweine.

Rudolph I., der Stammvater vieler deutschen Kaiser, und des noch regierenden österreichischen Hauses, der Wiederhersteller eines friedlichern Zustandes in Deutschland, ward den 1sten Mai 1218 geboren. Er war der älteste Sohn Albrechts IV., Grafen von Habsburg, dessen Besitzungen in der Schweiz lagen. Bei dem Heere Kaiser Friedrichs II. zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Nach seines Vaters Tode (1240) erbte er das unbedeutende Gebiet desselben, und suchte es, nach damaliger Sitte, durch kriegerische Unternehmungen zu vergrößern. Zu diesem Zwecke unterhielt er ein kleines Heer, zusammengesetzt aus Abenteurern verschiedener Völker, und damit vertheidigte er sich gegen seine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Kosten seine Macht aus. 1245 erlangte er durch seine Vermählung mit der Tochter Burchards, Grafen von Homburg oder Homberg (in der Schweiz), beträchtlichen Zuwachs an Macht und Gebiet. Einige Jahre nachher half er dem König Ottokar von Böhmen in seinem Kriege gegen die heidnischen Preußen. Durch Klugheit, Muth, Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er sich schon damals die Achtung der Hohen und Niedern. — 1273, als er gerade den Bischof von Basel belagerte, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß er einstimmig in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt sei. Weder erstaunt, noch verwundert, nahm er die Krone an und verordnete gleich, daß keine Verleihung von Reichslehen ohne Einwilligung der Kurfürsten gültig sein solle. Darauf forderte er, dieser Verordnung gemäß, von Ottokar, König von Böhmen, der sich seiner Wahl widersetzt und sich selbst um die Kaiserkrone beworben hatte, die österreichischen Lande als Reichslehen zurück. Ottokar, damals einer der mächtigsten kriegerischen Fürsten Europas, weigerte sich. Aber Rudolph eilte muthig und schnell mit einem Kriegsheere nach Niederbaiern, zwang den dortigen Herzog Heinrich, den Ottokar gewonnen hatte, seine Partei zu ändern, und drang dann in Österreich bis an die Mauern Wiens vor. Ottokar, überrascht durch die unvermuthete Gefahr, hatte zu wenig Macht, die österreichische Hauptstadt zu schützen, und ersuchte seinen Gegner um Frieden. Dieser ward ihm bewilligt unter den Bedingungen, seiner Herrschaft auf Österreich zu entsagen, Rudolphen als Kaiser anzuerkennen und ihm wegen Böhmen und Mähren zu huldigen. Ottokar verlangte, daß der Huldigungsact insgeheim vollzogen werden solle. Rudolph willigte dem Anscheine nach ein, und die Ceremonie hatte unter einem Zelte statt; aber die Vorhänge desselben wurden plötzlich aufgezogen, und so war der König von Böhmen, vor Rudolph auf den Knieen liegend, den Blicken der umstehenden Kriegsheere preis gegeben. — Ottokar konnte den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und brach 1277 den mit Rudolph geschlossenen Frieden. Dieser Krieg drohte für den Kaiser gefährlich zu werden. Die Reichsfürsten betrachteten den Streit als eine ihnen fremde Privatsache Rudolphs, und unterstützten diesen weit weniger als vorher; Ottokar hingegen hatte sich durch Bündnisse mit mächtigen Fürsten gestärkt. Im August 1278

trafen die beiden Heere zu Weidenfeld in Österreich auf einander. Eine mörderische Schlacht begann, worin Rudolph zwar selbst verwundet wurde, sein Gegner aber das Leben verlor. Nach diesem Siege schloß der Kaiser mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, einen Vertrag, durch welchen Österreich, Steiermark, Krain und die windische Mark ihm auf immer abgetreten wurden. Mit diesen Ländern belehnte er seinen Sohn Albrecht, welcher der Stammvater des mächtigen, noch blühenden österreichischen Hauses wurde. — Mit den Päpsten, deren Einflusse Rudolph vorzüglich seine Wahl zum Kaiser dankte, lebte er in fortwährendem Frieden; doch suchte er das kaiserliche Ansehen, welches in Italien, so wie in Deutschland, während des Interregnums sehr gesunken war, wieder zu heben, auch ertheilte er den Staaten von Florenz und Lucca nur gegen Erlegung großer Geldsummen einige Vorrechte, ohne ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche dadurch aufzuheben. Durch die Vermählung mehrerer seiner Töchter mit großen deutschen und auswärtigen Fürsten hatte er seine Macht noch mehr befestigt. — Kein Feind war nach Ottokars Tode mehr zu besiegen übrig. Daher richtete Rudolph den Blick auf den trostlosen innern Zustand, worein Deutschland durch die Gesetzlosigkeit des Interregnums versetzt worden war. Die Befehdungen raubsüchtiger Edelleute und Großen dauerten noch immer fort. Das Reich wurde dadurch zerrüttet, und Handel, Gewerbfleiß und das Fortschreiten der sittlichen und geistigen Bildung gehemmt. Diesem Unfug suchte Rudolph mit Gewalt und Güte zu wehren; aber zur eigentlichen gesetzlichen Abstellung der Fehden konnte er auf dem Reichstage zu Worms nichts weiter bewirken, als die Verordnung, daß jeder Befehdung eine dreitägige Ankündigung vorausgehen solle. Er selbst reiste im Reiche umher, schlichtete persönlich die Streitsachen Hoher und Niederer, und stellte den Landfrieden wieder her, so daß man ihn auch das lebendige Gesetz nannte. Den Kurfürsten sicherte er ihre Rechte, unternahm nichts Wichtiges ohne ihre Zustimmung, die er sich mittelst der Willebriefe, welche nachher von seinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Kurfürsten auch da erforderlich sein solle, wo diejenige der andern Stände nicht nöthig sei. Gegen die Erbauung von Festungen, die dem unruhigen Adel zu Raubschlössern dienten, gab er ernste Verordnungen, und zerstörte einmal in einem Jahre (1290) mehr als 70 solcher Schlösser. 1283 unternahm er einen Krieg gegen den Grafen von Savoyen, der mehrere deutsche Reichslehen in der Schweiz sich zugeeignet hatte, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Gleich glücklich war er gegen den mächtigen Grafen von Burgund, der sich dem deutschen Reiche hatte entziehen wollen. Durch die Unruhen von Böhmen, wo der oben gedachte Markgraf Otto sich der Regierung und Herrschaft ganz bemächtigen wollte, und den König Wenzeslaus gefangen hielt, veranlaßt, eilte Rudolph mit einem Kriegsheere dahin, befreite den König, und vermählte eine seiner Töchter mit ihm. Noch in seinem 64sten Jahre verheirathete er sich selbst mit einer 14jährigen Prinzessin von Burgund. Der Wunsch aber, seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen, ward ihm nicht gewährt, und er starb zu Germersheim, auf einer Reise nach Speier (im Julius 1291) im 76sten Jahre. — Wenige Fürsten haben Kaiser Rudolph an Kraft des Charakters und an bürgerlichen und kriegerischen Tugenden erreicht. Er war im höchsten

Grade tapfer, unermüdet thätig, einfach in Sitten und Lebensweise, herablassend und gesprächig, gütig, großmüthig und durchaus gerecht. Im Anfang seiner Laufbahn scheint er freilich nicht allzugewissenhaft in der Wahl seiner Mittel gewesen zu sein. Aber als Kaiser war er ein Muster der Mäßigung und Billigkeit. Er war durch die Wiederherstellung eines friedlichern Zustandes der Schöpfer des neuen höhern und geistigern Lebens und Wirkens in Deutschland, wie er denn auch die löbliche Absicht hatte, den Gebrauch der deutschen Sprache in Ausfertigung der Urkunden einzuführen, wovon die Landfriedenssatzung von 1281 als erste Probe anzusehen ist *). P. N.

Rudolph II., deutscher Kaiser, Sohn Kaiser Maximilians II., war 1552 geboren, und erhielt von den Jesuiten in Spanien den größten Theil seiner Erziehung. Sein Vater verschaffte ihm 1572 die ungarische und 1575 die böhmische Krone, nebst dem Titel eines römischen Königs. Nach Maximilians Tode (12ten Oct. 1576) bestieg er den Kaiserthron, und man hielt ihn für einen äußerst talentvollen, kenntnißreichen und gutmüthigen Fürsten. Unglücklicher Weise aber leiteten ihn seine Kenntnisse und Neigungen ganz von den erhabenen Pflichten seines Standes ab, denn er beschäftigte sich fast allein mit mechanischen Erfindungen, Chemie und Pferden. Auch war er furchtsam und unentschlossen, und sein Eifer für die catholische Religion verdarb wieder, was die gemäßigten Grundsätze seines Vaters gut gemacht hatten. Er allein hatte die zahlreichen Länder des österreichischen Hauses geerbt, und seine Brüder waren durch Apanagen abgefunden. Als er sahe, daß die protestantische Religion in seinen Erbländern sich sehr ausbreitete, war seine Sorge, der catholischen wieder das Übergewicht zu verschaffen, und die Maßregeln, die er zu diesem Zweck ergriff, veranlaßten manche Empörung, und entfremdeten die Gemüther seiner protestantischen Unterthanen von ihm. In andern Theilen des deutschen Reichs nahm er ebenfalls bei allen Streitigkeiten der Protestanten und Catholiken wider die erstern Partei; durch seine Einwirkung ward auch der Erzbischof und Kurfürst Gebhard von Cöln, der zum Protestantismus übergetreten war und geheirathet hatte, abgesetzt. Der Sultan Amurath III. brach, begünstigt durch die Unruhen in Ungarn, den 1576 geschlossenen Waffenstillstand, und machte 1591 mehrere Einfälle in Ungarn und Kroatien. Freilich ward Amurath durch die kaiserlichen Generale zurückgeschlagen, aber sein Nachfolger Mahomet III. nahm die wichtige Stadt Agram in Oberungarn weg, und der Krieg in diesem Königreiche wurde bis zu dem 1606 mit dem Sultan Achmet geschlossenen Frieden mit wechselndem Glücke geführt. Rudolph, der zu Prag residirte, nahm an diesen Ereignissen wenig Theil, und überließ sich seinen Lieblingsbeschäftigungen. Seine ungarischen Unterthanen ersuchten daher seinen Bruder, den Erzherzog Matthias, die Regierung zu übernehmen, und erwählten diesen 1607 zu ihrem Könige. Matthias nahm von diesem Reiche Besitz, ging mit einem Heere nach Österreich und zwang seinen Bruder, ihm dieses Land und Ungarn feierlich abzutreten. Bald nachher entstanden die Erbfolgestreitigkeiten wegen Jülich und Cleve, die als die Veranlassung des völligen Ausbruches der Uneinigkeit zwischen den Protestanten und Catholiken zu betrach-

*) Ein als ächt anerkanntes Exemplar dieses Landfriedens befindet sich, von dem berühmten Conring (1660) dahin geschenkt, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

ten sind. Es wurden Bündnisse geschlossen und Kriegsheere gerüstet; Rudolph berief Reichstage und stellte sich eifrig bemüht, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Protestanten in Böhmen, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einem Heere nach Böhmen kam, um sie zum Gehorsam zu bringen, riefen sie den König Matthias zu Hülfe, welcher den Kaiser nöthigte, ihm 1611 auch diese Krone zu überlassen. Rudolph starb 1612 in 60sten Jahre seines Alters und im 36sten seiner Regierung. Die Prophezeiungen des berühmten, jedoch abergläubischen Sternkundigen Tycho de Brahe, den er nebst seinem Schüler Kepler glänzend aufnahm, machten den Kaiser so mißtrauisch gegen alle seine Umgebungen, daß er weder zum Vergnügen, noch Geschäfte halber seinen Palast verließ. Er war nie verheirathet und hatte nur einige natürliche Kinder. P. N.

Rügen, die größte unter den zu Deutschland gehörigen Inseln, in der Ostsee, von dem festen Lande der Provinz Pommern, womit sie in alten Zeiten vermuthlich zusammengehangen hat, nur etwas über eine Viertelmeile entfernt, hat auf 17 QM. 2 Städte, 2 Flecken, 67 Dörfer, mit 27,000 Einw. Das Meer dringt in das Land hinein, und bildet eine Menge Busen, Bodden oder Binnenwasser genannt und macht das Land zu Inseln und Halbinseln. Diese an Naturschönheiten reiche Insel erhebt sich in ihrem Innern und an ihren nördlichen Küsten, welche meistens schroffe, steile Kreidewände bilden. Eine der bedeutendsten Anhöhen in der Mitte der Insel, bei der Hauptstadt Bergen, ist der Rugard, auf welcher die Residenz der alten Fürsten Rügens stand. Die höchste Gegend Rügens ist wohl die Stubbenkammer, ein Vorgebirge an der nordöstlichen Spitze der Halbinsel Jasmund, wo das ansehnliche Kreidegebirge nach der See zu senkrecht abgeschnitten ist, und eine der schönsten Felsenpartien bildet, der höchste Gipfel ist 543 Fuß hoch, und eingehauene Stufen führen bis zu dem Strande hinab. Auf derselben Halbinsel ist die Stubbenitz, ein ansehnlicher Buchenwald mit dem Borgsee, einem ovalen mit einem hohen Walle umschlossenen Platze, der wahrscheinlich der Ort ist, wo nach Tacitus Erzählung die alten Rugier die Göttin Hertha verehrten. Auf der Halbinsel Wittow ist das Vorgebirge Arkona, die nördlichste Spitze von Deutschland, wo man noch Überreste von dem Walle sieht, der ehemals die slavische Festung Arkona umgab, den Sitz des Hauptgötzen der heidnischen Rügier (des vierköpfigen Swantewiths). Die Witterung auf Rügen ist meistens rauh und veränderlich, die Luft oft sehr neblicht. Den Frühling macht der trockne Ostwind angenehm. Der schönste Theil des Jahres ist der Herbst. Flüsse hat Rügen nicht, kaum einen beträchtlichen Bach. Der Boden ist, einige Sandstriche und Torfmoore abgerechnet, sehr ergiebig, und liefert viel Getreide, selbst zur Ausfuhr. Die Fischerei und die Viehzucht sind gleichfalls wichtig. Holz ist nicht hinreichend vorhanden. Die Einwohner sind überhaupt sehr fleißig, gute Schiffer und Fischer, und sehr gastfrei. Der Adel ist zahlreich, und die Insel mit adeligen Höfen wie besäet. Rügen ward 1478, nach dem Tode seines letzten eingebornen Fürsten, mit Pommern vereinigt, kam 1648 an Schweden, 1715 an Dänemark und von letzterm im Jahre 1720 wieder an Schweden. Da 1815 das schwedische Pommern, wovon auch Rügen einen Bestandtheil ausmachte, an Preußen abgetreten wurde, so wurde auch Rügen preußisch, gehört jetzt zu dem stralsunder Regierungsbezirk der Provinz Pommern, und bildet den nach

der Hauptstadt Rügens benannten bergenschen Kreis. Außer diese Hauptstadt, Bergen, einer Stadt von 2000 Einwohnern, sind vorzüglich bemerkenswerth: der Marktflecken Sagard mit einem Gesundbrunnen und das der fürstlichen Familie von Putbus gehörige Dorf und Schloß Putbus, mit Seebädern.

Rugendas (Georg Philipp), einer der berühmtesten deutschen Maler, geb. zu Augsburg 1666, wurde von seinem Vater, einem Goldschmidt, zur Kupferstecherkunst bestimmt, mußte aber wegen einer Fistelkrankheit an der rechten Hand diese Kunst aufgeben, und ward Maler. Seine Neigung erklärte sich besonders für kriegerische Darstellungen, die er nach Bourguignon und andern studirte. Nach eifrigem sechsjährigen Studium und angestrengten Arbeiten war seine kranke Hand völlig unbrauchbar geworden, er hatte sich aber nebenher mit der linken dieselbe Fertigkeit erworben, und reiste nun nach Wien, Rom und Venedig, wo er sich lange aufhielt. Er gehört unter die ersten Schlachtenmaler, seine Zeichnung ist richtig, seine Zusammensetzung und Färbung schön, und alles, was er machte, verrieth Geist und Leichtigkeit der Arbeit. In den Stellungen der Pferde war er unerschöpflich. Er malte und radirte sehr viel. Auch hat man von ihm Blätter in schwarzer Kunst mit radirten Umrissen, sie sind meistens braun abgedruckt. Seine Gemälde sind überall zerstreut; unter seinen radirten Blättern aber, die mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet sind, zeichnet sich eine Folge von sechs großen Blättern, die Belagerung von Augsburg vorstellend, der er selbst mit beiwohnte, vorzüglich aus. Er starb in seiner Vaterstadt 1742.

Rugievith, Rugewith, eine von den alten Norddeutschen verehrte kriegerische Gottheit, die unter mancherlei seltsamen und scheußlichen Gestalten von ihnen dargestellt ward. Die Verehrung des Rugewith soll unter den Obotriten (heutigen Mecklenburgern) und auf der Insel Rügen besonders gebräuchlich gewesen sein, in welcher letztern Gegend Rugewith dann wohl mit dem auf Arkona einst hochgefeierten Götzen Swantewith in Eins zusammenfällt.

Ruhnkenius (David), eigentlich **Ruhnken**, Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität Leiden, einer der berühmtesten Humanisten seiner Zeit, besonders ausgezeichnet durch seinen einfachschönen, wahrhaft classischen lateinischen Styl, war 1723 zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine wohlhabenden Ältern, welche die glücklichen Anlagen des Knaben bemerkten, bestimmten ihn den Studien, und schickten ihn zunächst auf das Friedrichs-Collegium nach Königsberg, wo er nicht nur mit den classischen Schriftstellern des Alterthums bekannt wurde, sondern auch Musik und andre schöne Künste übte. In seinem 18ten Jahre bezog er die Universität. Nach dem Willen seiner Ältern sollte er in Göttingen Theologie studiren; ihm aber lagen die humanistischen Studien weit mehr am Herzen; der Theologie dagegen war er, vielleicht wegen der damals auf dem Friedrichs-Collegium herrschenden Pietisterei, abgeneigt geworden. Auf seiner Reise nach Göttingen kam er über Wittenberg, das an dem berühmten Literator Berger und dem gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus Ritter zwei Männer vom ersten Range besaß. Diese fesselten den Jüngling dergestalt, daß er in Wittenberg zu bleiben sich entschloß, ihren Unterricht benutzte und mit Eifer die Wolfische Philosophie studirte. Zwei Jahre hatte er in Wittenberg verlebt, als der Ruf des großen Tiberius Hemsterhuys ihn zu dem Entschluß brachte, nach Leiden zu gehen, um dort den

Unterricht dieses großen und tiefen Kenners der griechischen Sprache zu benutzen. Ehe er jedoch Wittenberg verließ, schrieb er 1743 seine gründliche Magisterdisputation de Galla Placidia, deren mündliche Vertheidigung ihm mißlang, da ihm das Talent, sich gewandt und fließend im Lateinischen auszudrücken, für immer abging, weshalb er seine lateinischen Vorträge meistens aus dem Hefte ablas. Hemsterhuys, der bald Gelegenheit hatte, Ruhnkens Talent und Gelehrsamkeit zu bewundern, bewies ihm die wohlwollendste Theilnahme, und ward bald sein Rathgeber und Freund. Sechs Jahre wandte Ruhnken an, um unter seines großen Lehrers Leitung den ganzen Kreis der humanistischen Studien noch einmal zu durchlaufen. Die ersten Früchte eines so weise und zweckmäßig geordneten Studiums gab er in zwei Epistolis criticis (1749 und 1751), von welchen die eine die Homerischen Hymnen, den Hesiod und die griechische Anthologie, die zweite den Kallimachus, Apollonius und Orpheus zum Gegenstande hatte. Sein Wunsch war jetzt, ein angemessenes Lehramt auf einer holländischen Universität zu erhalten; dazu aber fehlte die Aussicht, weshalb Ruhnken auf Hemsterhuys Rath das bereits in Wittenberg studirte römische Recht wieder vornahm, um sich in den Stand zu setzen, allenfalls auch ein akademisches Lehramt dieser Wissenschaft bekleiden zu können. Ohne sich jedoch dadurch von der steten Beschäftigung mit der griechischen Literatur abziehen zu lassen, übernahm er eine Bearbeitung des Plato. Zu diesem Zweck verschaffte er sich aus der Sangermannischen Bibliothek zu Paris eine Abschrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato, und gab dasselbe nebst einem Commentar heraus. Nicht leicht findet man so viele kritische und grammatische Gelehrsamkeit in einem so engen Raume zusammengedrängt. Dieses Werk reichte hin, Ruhnken eine Stelle unter den ersten Philologen seiner Zeit zu verschaffen. Da er die freie und zwanglose Lebensweise in Holland lieb gewonnen hatte, so lehnte er verschiedene ehrenvolle Anträge zu Lehrstellen im Auslande ab, und benutzte seine Muße zu einer literarischen Reise, auf welcher er die vorzüglichsten Bibliotheken Europas besuchen und benutzen wollte. Diese Reise trat er 1755 an; sie führte ihn zunächst nach Paris, wo er ein Jahr lang in den Schätzen der königlichen Bibliothek arbeitete, und mit rastlosem Fleiße Handschriften abschrieb, auszog und verglich. Eben wollte er von da nach Spanien abreisen, wo die Escurialbibliothek ihm eine reiche Ausbeute versprach, als Hemsterhuys ihn zur Rückkehr nach Leiden einlud. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, da Alter und Kränklichkeit ihn beugten, sich Ruhnken als Lector der griechischen Sprache beisetzen zu lassen. Diese Stelle trat Ruhnken auch 1757 an, und ward, als vier Jahr darauf Oudendorp starb, zum wirklichen Professor der Geschichte und Beredsamkeit ernannt. Unter vielen sehr geschätzten Arbeiten, wohin seine Denkschrift auf Hemsterhuys, seine Ausgabe des Muretus u. s. w. gehören, zeichnet sich hauptsächlich sein Vellejus Paterculus aus, ein wahres Muster von Bearbeitung lateinischer Classiker, sowohl was die Kritik des Textes als die grammatische Erklärung betrifft. 1780 gab er einen Homerischen Hymnus auf die Ceres heraus, welchen Mathäi in Moskau aufgefunden, und ihm abschriftlich mitgetheilt hatte. Zu seiner beabsichtigten Ausgabe des Plato hatte er nur die Scholien beendigt, als der Tod 1798 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte, nachdem er schon seit einigen Jahren an Engbrüstigkeit gelitten hatte.

Rulhières (Claude Carloman de), Mitglied der Akademie française und Ritter des heil. Ludwig, hat sich durch mehrere geschichtliche Schriften vortheilhaft ausgezeichnet. Im Gefolge des franz. Gesandten Breteuil am petersburger Hofe, war Rulhières Zeuge der Staatsumwälzung, die Peter III. das Leben kostete, und Catharina auf den Thron von Rußland hob. Diese Begebenheit ist zwar kurz, aber trefflich beschrieben worden, doch dürfte Catharinens Charakter in dieser Schilderung nicht ganz der Wahrheit gemäß gezeichnet sein, indem das Gefühl beleidigter Eitelkeit hin und wieder aus dem Verfasser spricht. Nachdem Rulhières darauf in Gesellschaft des Baron Breteuil mehrere europäische Höfe besucht hatte, folgte er dem Marschall Richelieu in sein Gouvernement, und begann jetzt seine literarische Laufbahn mit seiner von Voltaire so hoch gerühmten Epitre sur les disputes. 1787 ernannte ihn die Akademie zu ihrem Mitglied; die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede zeigte, daß er dieser Auszeichnung würdig war; noch mehr bewies er dies aber durch sein 1788 in zwei Bänden herausgegebenes Werk: über die Ursachen der Zurücknahme des Edicts von Nantes und die Lage der Protestanten in Frankreich seit Ludwig XIV. Seine Geschichte der Unruhen und ersten Theilung von Polen, der mehrere Anekdoten über die Revolution von 1762 in Rußland angehängt sind, erschien erst nach seinem Tode. Sie ist mit Scharfsinn geschrieben, und gibt über die Ränke, die jenem Lande den Untergang brachten, ein merkwürdiges Licht. Das von ihm in drei Gesängen verfaßte Gedicht: Les Jeux de main, das gleichfalls nach seinem Tode erschien, zeigt ebenfalls von dem Geist des Verfassers, ist aber auch ein Beweis, daß die höhere Dichterweihe ihm abging. Rulhières starb 1791. Die Charakterzeichnung, die Chamfort von ihm entwirft, stellt beide, den Zeichner sowohl, der Rulhières Freund war, als den Gezeichneten, nicht in das beste moralische Licht, indem sie den Todten eines ziemlichen Überschwanges an Eitelkeit, Verstellungskunst und Irrthümern beschuldigt, dadurch aber zugleich anzeigt, daß ihr Verfasser, der doch so lange Zeit sich dessen vertrauten Freund nannte, selbst nicht frei war von kleinlichen Leidenschaften. F. G.

Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs oder den übriggebliebenen Unreinigkeiten des Zuckers verfertigt wird. Der beste kommt von der Insel Jamaika; und die Engländer treiben mit diesem Artikel einen bedeutenden Handel, da der Rum zwar minder stark als der Rack, doch noch häufiger gesucht wird.

Rumelien, Rum-Ili, s. Romelien.

Rumford (Benjamin Tompson, Graf von), geb. 1752 in der kleinen Stadt Rumford in Nordamerika. Obgleich er mit großer Dürftigkeit zu kämpfen hatte, benutzte er doch den Unterricht eines Geistlichen, der ihn aufgenommen hatte. Seine Lage ward besser, als er im 19ten Jahre eine reiche Witwe heirathete, und er stieg zu großem Ansehen in seiner Heimath. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen England und Amerika trat er in brittische Dienste, ward Major, und machte sich durch seine Einsichten, besonders durch seine Ortskenntnisse sehr wichtig. Als er zu Ende des Kriegs nach London kam, ernannte der König ihn zum Ritter, und er war eine Zeitlang Unter Staatssecretär des Kriegsministeriums. Während des Krieges führte er den Auftrag, die englische Reiterei in bessern Zustand zu setzen, mit Eifer aus. Nach dem Frieden erhielt Tompson einen Ruf nach München, wo er sich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zu Versorgung der Armen, Einführung der Erdäpfel und der Spar-

heizungen, so wie besonders der ökonomischen, nach ihm benannten Suppen große Verdienste er warb. Der Kurfürst erhob ihn zum Grafen von Rumford, machte ihn zum Generallieutenant, und verlieh ihm mehrere Orden. Auch in England verbreitete er seine nützlichen Erfindungen, er schenkte als Vicepräsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften derselben große Summen zu Preisvertheilungen für die wichtigsten Erfindungen, legte 1800 unter dem Namen königl. Institut (Royal Institution) zu London eine Lehranstalt für Ökonomen, Künstler und Handwerker an, besuchte 1802 Frankreich, und ward sehr ehrenvoll von Buonaparte aufgenommen. Er hielt sich darauf längere Zeit in Paris auf, wo er mit seiner zweiten Gattin, Witwe des berühmten Lavoisier, einen Scheidungsprozeß führte, und starb auf seinem Landhaus zu Auteuil 1814. Er hat von seinen Arbeiten und Erfindungen selbst in seinen kleinen Schriften (Weimar 1800—5, 4 Bde.) Rechenschaft gegeben.

Rundgesang heißt ein zum geselligen Gesang bestimmtes Gedicht, in welchem einige Verse nach jeder Strophe, entweder unverändert, oder mit einer kleinen Veränderung, oder einem Zusatze vom ganzen Chor wiederholt werden. Entweder machen diese Verse den Schluß jeder Strophe, oder auch den Anfang derselben aus, oder es sind wieder besondere Verse, welche aber immer wiederkehren. Von dieser Art ist der Rundgesang von Voß: Freund, ich achte nicht des Mahles u. s. w. Dies Gedicht gleicht dem Rondo in der Musik, wo das Thema nach kleinem Zwischenspiel immer wiederkehrt oder im Tutti wiederholt wird. Ms.

Runen, Runenschrift. Über das Alter dieses den nordischen Völkern (Germanen und Skandinaviern) eigenen Alphabets ist von den Gelehrten verschiedentlich gestritten worden. Von einigen sind die Runen weit vor die christl. Zeitrechnung hinausgerückt, von andern ist wieder ihre Entstehung erst nach Christi Geburt gesetzt worden. Letzteres ist wohl das Richtige, doch dürften diejenigen im Irrthum sein, welche die Schrift der Runen gänzlich aus dem römischen Alphabet herleiten. Die Ähnlichkeit, die einige Runenbuchstaben mit ihnen verwandten römischen haben, kann nichts beweisen, da sie nur bei einigen statt findet, bei andern aber durchaus nicht nachzuweisen ist; auch hat das Alphabet der Runen nur 16 Buchstaben, eine Mangelhaftigkeit, die sich schwerlich finden dürfte, wenn die Völker, die dieser Schrift sich bedienten, sie dem reichen römischen Abc nachgebildet hätten. Das beste ist hier (da den so lange in Unwissenheit lebenden nordischen Völkern eine eigene Erfindung von Buchstabenschrift nicht wohl zuzutrauen ist), der von Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen über alte und neue Literatur aufgestellten Hypothese zu folgen, nach welcher die Buchstabenschrift durch die bekanntlich im höchsten Alterthum schon die Meere und auch die Ostsee befahrenden Phönizier den Anwohnern jener Küsten bekannt wurde, und daraus sich die ihnen eigenen Runen bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich geschlossenen Priesterkaste bewahrt, und zu mancherlei magischen und vorgeblich zauberischen Künsten verwendet wurde. Die Ähnlichkeit mit manchen Schriftzügen der Römer kann gegen diese Annahme nichts beweisen, da diese ja auch ihre Schrift aus derselben östlichen Quelle erhielten, und daher nothwendig eine Urstammverwandtschaft sich zeigen muß. Daß auch in Spanien und andern südwestlichen europäischen Landen sich Überreste von Runen und Runensteinen (mit Runenschrift bezeichnete Steine, die zu Grabmonumenten, Markbezeichnungen u. dgl. dienten) finden, ist aus der Stammverwandtschaft der neuern

Bewohner jener Gegenden seit den Zeiten der Völkerwanderung mit den Einwohnern des alten Germaniens und Skandinaviens erklärlich. Vergl. „Über deutsche Runen, von W. C. Grimm. 1821."

Runstäbe, Runenstäbe, Signalstäbe, wurden bei den heidnischen Völken im Norden gewisse aus Weidenholz verfertigte Stäbe genannt, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in sich tragende Charaktere eingeschnitten waren, und mit welchen dann die Priester und andere von den Göttern begünstigte Personen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben (vergl. d. Art. Runen). Auch wurden dergleichen Runen oder Schriftstäbe von den ältern Bewohnern Schwedens und Norwegens gebraucht zur Bezeichnung der Zeitfolge, und noch heutiges Tages findet sich in jenen Landen unter den Landleuten mancher Gegend der Gebrauch, sich bezeichneter Stäbe statt der Kalender zu bedienen.

Runkelrübenzucker, s. Zucker.

Runzeln, die Hautfalten, welche dann entstehen, wenn die Haut weiter ist, als die Theile, welche sie umgibt. Wenn daher die Haut ursprünglich oder nach und nach erschlafft, wenn die unterhalb derselben befindlichen Theile, z. B. das Fett ꝛc., gänzlich schwindet, und die Haut sich nicht verhältnißmäßig zusammenzieht, oder wenn die Haut sehr häufig bewegt wird, so müssen Runzeln entstehen, daher beobachtet man sie vorzüglich bei alten, sehr leidenschaftlichen Leuten, bei Reconvalescenten und Kranken, welche an Auszehrung leiden. Sie erscheinen vorzüglich im Gesichte, bei Frauen um den Brüsten und am Unterleibe (in Folge von Schwangerschaften). Warme Bäder vermehren die Disposition zu denselben, weil sie die Haut erschlaffen.

Rupie, eine ostindische Münze, deren flaches Gepräge gewöhnlich in persischer Sprache den Namen und Titel des Nabobs, unter dem, so wie das Jahr und die Provinz anzeigt, wann und wo sie geschlagen worden. Es gibt Goldrupien und Silberrupien; die erstern betragen ungfähr 9 Thlr. an Werth; die silbernen gewöhnlich 18 Gr.; doch läßt sich kein bestimmter Preis annehmen, da die Münzen verstorbener Fürsten in Ostindien immer gegen die der lebenden etwas verlieren. — 100,000 Silberrupien machen einen Lack, 100 Lack eine Caron.

Rußland. I. Ältere Geschichte. Mit dem gemeinschaftlichen Namen Scythen, Sarmaten, umfaßte man eine Menge nomadischer Stämme, welche bis an die römischen Grenzen reichten, und schon vor Cyrus die damals gebildete Welt, vorzüglich Vorder-Asien, beunruhigten. Sie bewohnten die von Herodot beschriebenen Gegenden zwischen dem Don und Dnepr. Strabo und Tacitus nennen hier die Roxolanen ein sarmatisches Volk. Die Griechen legten daselbst Handelscolonien an. Im 2ten Jahrh. n. Chr. zogen von der Ostsee her in die Gegenden vom Don bis an die Donau die Gothen. Seit dem 5ten Jahrh. drängten sich hier die Hordenzüge der Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren. Die Slaven, ein sarmatisches Volk, zogen hierauf mehr nach Westen und Norden; die Chazaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 6ten Jahrh. in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Krimm, und standen dadurch mit den Byzantinern in genauer Verbindung (die Kaiserin Irene war eine chazarische Prinzessin). Die Petschenegen, Stammverwandte der Chazaren, saßen am kaspischen Meere, gingen westlich, drängten die Ungarn nach Pannonien, während sie die Gegenden zwischen dem Don und der

Nuta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Tschuden (Finnen und Esthen), finnische Völker. Alle diese Stämme führten ein nomadisches Hirten- oder Jägerleben; nur später gelangten einige derselben dadurch, daß sie in ehemalige römische Provinzen rückten, oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Christenthum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Diese zeigte sich am frühesten unter den slavischen Völkern, welche von der nördlichen Donau her im 5ten und 6ten Jahrh. die Weichsel hinab und den Dnepr hinaufzogen. Es entstanden durch sie im heutigen Rußland die beiden Städte Nowgorod (neue Umzäunung, novus hortus *) und Kiew, welche durch ihren Handel besonders später zu einer bedeutenden Macht heranwuchsen. — Beide Städte mußten anfangs gefährliche Kämpfe mit den Chazaren bestehen, und noch außerdem wurde Nowgorod von den Warägern **) (kühne Seeräuber, welche die Ostseeküsten beunruhigten) hart bedrängt. Daher sandte Nowgorod Gesandte an die Varjager, um ihren Schutz zu erlangen, indem sie ihnen die Herrschaft übertrug. Also kamen im J. 862 (nach Nestor jenseits des Meeres her) die Brüder Rurik, Sineus und Truwor, die Heerführer der Varjager, mit vielen Landsleuten nach Nowgorod, und stifteten in der Nähe drei Fürstenthümer. — Nach dem Tode seiner Brüder herrschte Rurik allein, und seine Landsleute verbanden sich mit den besiegten Slaven zu einem Volke, den Russen. Dieser neue Staat, in welchem die Varjager wahrscheinlich die Gutsherren und Krieger waren, hatte eine militärische Verfassung, er ist unter dem Namen Holmgard, Gardarike und Ostrogard bekannt, und umfaßte das nördliche Rußland. Nach Ruriks Tode (879) regierte sein Sohn Ighor unter seinem Vormunde Oleg (Olaf). Dieser eroberte Kiew, und machte sie zur Hauptstadt. Ighors Witwe und Nachfolgerin, Olga, nahm in Constantinopel 955 das Christenthum an, und brachte dadurch den griechischen Ritus in ihr Vaterland. Ighors Sohn, Swätoslaw, ein Eroberer, blieb 972 im Kampfe gegen die Petschenegen, an den Wasserfällen des Dneprs. Unter Swätoslaws Söhnen vereinigte Wladimir I. aus Nowgorod, der

*) Die russische Sprache braucht bekanntlich g statt h (Hospodar, Gospodar).

**) Die alten Bewohner Skandinaviens erhielten in den Ländern, welche sie besetzten, verschiedene Namen: in England Dänen, in Frankreich Normänner, in Rußland Waräger, oder Varjager (fahrende Jäger, Abenteurer), die von den Tsuden im Finnischen Ruotsi, Ruzi, d. i. Reisende, Fremde, Abenteurer, genannt wurden; daher Rhos, jetzt Russen. Diese Benennung kommt schon vor Rurik bei den Byzantinern vor, obgleich erst seit dem Anfange des 9ten Jahrh. Nach Nestor ist die Benennung Russen erst, nachdem durch Rurik die Varjager sich unter den Slaven zur herrschenden Kaste erhoben hatten, allgemein gangbar geworden. Nestor nennt den Rurik und seine Brüder Njemzen, d. i. Deutsche, Thunmann und Schlözer halten sie für Skandinavier (Normannen); Ewers sagt ohne Grund, daß sie Chazaren gewesen seien. Wahrscheinlich kam Rurik mit seinem Gefolge aus Wagrien, aus dem damals bekannten Seehafen Aldeigaborg (jetzt Aldenburg oder Oldenburg). Sie waren vielleicht Friesen oder Jüten. Der erste Platz, den Rurik unweit Nowgorod anlegte und befestigte, empfing von ihm den Namen Aldeigaborg, wovon noch gegenwärtig der Ladoga- (ehemals Aldoga-) See den Namen hat.

Heilige oder der Große, das Ganze 980. Er machte bedeutende Eroberungen, heirathete die byzantinische Prinzessin Anna, ließ sich zu Cherson taufen 987, strebte, seinem Volke eine höhere Bildung zu geben, und starb 1015. Wladimir hatte das Reich unter seine zwölf Söhne getheilt; zwar sollten nach slavischer Sitte die einzelnen Fürstenthümer unter dem Großfürstenthum zu Kiew vereinigt bleiben; allein da die Thronfolge noch nicht bestimmt war, entstanden blutige Familienkriege um den Besitz der großfürstlichen Würde. Doch erhielt das Christenthum durch die Verbindung des Metropoliten von Kiew mit Constantinopel wenigstens den Frieden mit den Byzantinern. — Bald nach Wladimirs Tode wurde Chazarien erobert, und mit den Griechen getheilt, während Jaroslav seinen Bruder Swätopolk I., der drei seiner Brüder hatte tödten lassen, vom Throne stürzte. Erster wurde Großfürst (1016—1045), gab den Bewohnern Nowgorods ihr Stadtrecht, eine Sammlung von Gesetzen, wodurch sie bedeutende Freiheiten erhielten, legte mehrere Städte an, und that viel für das Christenthum. In der Folge wählten die Kiewer 1114, von einer entferntern Linie, Wlademir II., genannt Monomach, zum Großfürsten. Dieser wurde vom byzantinischen Kaiser Alexius Komnenus als Czar anerkannt, ließ sich zuerst krönen *) und vertrieb die Juden aus Rußland. Sein Sohn Jurje erbaute 1147 Moskau. Während dieser Familienkriege war unter allen russischen Städten Nowgorod am glücklichsten, obgleich auch hier blutige Thronveränderungen statt fanden. Die Schwächung des Reichs wurde noch mehr durch die Nachbarvölker befördert, welche die innere Zwietracht zu feindlichen Einfällen benutzten. Am gefährlichsten wurden seit 1223 die Mongolen. Diese Eroberer hatten die Polowzer **) besiegt; zu spät leisteten die Russen den Überwundenen Beistand. Beide verbündete Völker wurden 1225 an der Kalka geschlagen. Doch besetzten die Mongolen erst nach einem 15jährigen Verheerungskriege, als der Großfürst Jurge II. in der Schlacht bei Sita 1238 gegen den Khan Batu geblieben war, ganz Rußland. Nur Nowgorod erhielt durch Verträge seine Unabhängigkeit. In Hinsicht auf Bildung hatten die Russen gegen andere Völker nur sehr geringe Fortschritte gemacht, woran die Verschiedenheit der Nationen und die militärische Verfassung vorzüglich Schuld waren. Der Handel war meistens in den Händen deutscher Kaufleute, welche mit den Missionarien seit 1200 von der Düna her nach Rußland kamen. Die Hauptsitze dieses Handels, der nach dem Westen durch Deutsche, und nach dem Süden durch Griechen betrieben wurde, waren Nowgorod und Kiew. Von einer gelehrten Bildung wußte man nichts; die Begebenheiten wurden in Mönchschroniken, aber in der Landessprache aufgezeichnet, wovon seit Nestor 1113 eine lange Reihe vorhanden ist. — Außer dem Drucke, welchen die Russen durch die Mongolen erlitten, mußten sie noch mit den Liefländern, deutschen Rittern und Schweden kämpfen, welche die Abhängigkeit der Russen benutzten, um Eroberungen zu machen. Die russischen Großfürsten durften nichts unternehmen, was den Mongolen gefährlich schien, und mußten jährlich Tribut an die goldene Horde bezahlen. Dennoch führten sie auch in

*) Gewisse Nachrichten über die Krönung des russischen Czars haben wir erst vom J. 1138 unter Wsewolod II.

**) Die Polowzer waren vom Stamme der Usen, und diese theilten sich in Feldusen (Polowzer) und in Gebirgsbewohner (Kumanen).

dieser Abhängigkeit mehrere glückliche Kriege. Jaroslaw eroberte Finnland, starb aber in der tatarischen Horde an Gift; sein Sohn, Alexander, schlug die Schweden 1241 an der Newa, und erhielt deshalb den Beinamen Newsky (s. Alexander Newsky). Daniel, Alexanders jüngster Sohn, kam 14 Jahre nach des Vaters Tode (1277) zur Regierung; er wohnte bereits in Moskau, und nahm daher 1296 zuerst den Titel eines Großfürsten von Moskau an. Er erbaute daselbst 1300 den Kreml. Sein Sohn Jurje führte glückliche Kriege gegen die Schweden, und erbaute Orschek (Schlüsselburg). Unter Demetrius Donsky, welcher den Kreml von Stein baute, wurden zwar 1360 die Tataren mehreremal von den Russen geschlagen; allein endlich mußten diese dennoch unter die Zinspflichtigkeit wieder zurückkehren. — II. Mittlere Geschichte. Glücklicher waren die Russen unter Iwan I. Wasiliewicz *) dem Großen (kommt zur Regierung 1462), welchem es in dem Kampfe von 1477—81 gelang, Rußland von der Herrschaft der Tataren zu befreien. Die Khane von Kaptschak waren nämlich theils durch Theilungen, theils durch Timurs Eroberungen sehr geschwächt worden; früher aber hatten die litthauischen und schwedischen Kriege Rußlands Macht zu sehr getheilt. — In diesem Zeitraume der russischen Geschichte entstanden die Kosacken. Die Polen und Litthauer hatten nämlich alles russische Gebiet im Westen bis Kiew erobert, und drückten die Besiegten sowohl durch ihre Herrschaft, als auch durch ihren Religionseifer. Eben so wurden die Russen von Osten her durch die krimmischen Tataren gedrängt. Die Mißvergnügten zogen sich daher in die menschenleeren, aber fruchtbaren Gegenden der Ukräne, und lebten hier in einer militärischen Verfassung unter Atamanen (Hetmann), denen die Ältesten der verschiedenen Stämme (Stannschine) zugeordnet waren. — Iwans I. Gemahlin Zoë **) bewirkte viel Gutes in Rußland. Iwan selbst erhob die Einheit und Untheilbarkeit des Reichs zum Reichsgesetz; er hielt die Großen des Reichs in Unterwürfigkeit, stellte die Grenzen des Reichs wieder her, und machte Kasan von Rußland abhängig. Auch führte er den Gebrauch der Feuergewehre ein. War gleich die Bildung nur unbedeutend fortgeschritten, so konnte doch die Regentenkraft, welche hier einen freiern Spielraum als in irgend einem andern slavischen Staate hatte, viel ausrichten. Unter Iwans Sohne Wasilei verloren die Großen noch mehr von ihrem Ansehen. Im Kriege mit den Polen eroberte er Smolensk; allein die krimmischen Tatarn plünderten das Land, und die Bundesgenossen derselben, die Polen, schlugen mehreremal die russischen Heere. Kaiser Maximilian suchte diese Streitigkeiten beizulegen, um einen heiligen Bund aller christlichen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, und schickte deshalb den gelehrten Freiherrn von Herberstein als Gesandten an den Czar. (Durch Herberstein [s. d. Art.] wurde damals das westliche Europa erst genauer mit Rußland bekannt, vorzüglich durch seine berühmten Commentarios rerum moscoviticarum.) Auch der Papst Clemens VII. suchte den russischen Großfürsten für die catholische Kirche zu gewinnen, und trug ihm den

*) Über die Bedeutung und Aussprache der Anhängesylbe „wicz" sehe man die Bemerkung zu dem Art. Alexander I.

**) Zoë (Sophia Paläologa) war eine griechische Prinzessin, und durch ihre abenteuerlichen Schicksale bekannt. Sie wurde die Veranlassung, daß Rußland den doppelten Adler ins Wappen nahm.

königlichen Titel an; allein Polen ging auf den Hauptplan nicht ein. — In Hinsicht der Beförderung der Civilisation des halb wilden Volkes übertraf Iwan Wasiliewicz II. alle seine Vorgänger. Deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte gingen über Lübeck nach Rußland, Buchdruckereien wurden angelegt, Gesetze gegeben und der Handel durch einen Vertrag 1553 mit Elisabeth von England, indem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, zuerst gegründet. Iwan errichtete ein stehendes Heer, die Strjelzi oder Strelitzen (Schützen), eroberte 1552 Kasan, bemächtigte sich 1554 des Königreichs Astrachan und der Gegenden am Kaukasus, und faßte den Entschluß, die Ritter aus Liefland zu verdrängen; daher griff er sie 1558 an, und erklärte 1569, da es ihm nicht gelingen wollte, den Prinzen Magnus von Dänemark unter seiner Schutzhoheit zum Könige von Liefland. Seine Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, vielmehr vereinigten sich Polen, Schweden und Dänen gegen ihn. In dieser Noth, wozu noch eine Verschwörung im Innern des Reichs kam, wendete sich Iwan an den Kaiser Rudolph II. und an den Papst Gregor XIII. Letzterer schickte einen Nuntius, Possewin, nach Rußland, welcher zwischen Iwan II. und Stephan Bathory, dem Könige von Polen, 1582 den Frieden zu Zapolcia vermittelte. Rußland trat darin sein Recht auf Liefland an Polen ab. Am Ende von Iwans Regierung (starb 1584) wurde Sibirien (um 1578) von dem Kosacken Jermak entdeckt; die Eroberung dieses Landes aber erst 1587, unter seinem Nachfolger Feodor, vollendet. Dieser trat dagegen im Frieden 1595 Esthland an Schweden ab. Nach Feodors, des Letzten aus Ruriks Stamme, Tode (1598) ward Rußland 20 Jahre durch innere Zerrüttung und äußere Kriege erschüttert, wodurch viele schöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen hatte, verloren gingen. Es war der Krieg der polnischen Partei mit der Partei des falschen Demetrius *), welcher erst 1613 durch die Thronbesteigung Michaels Feodorowicz, und hierauf durch die Friedensschlüsse zu Stolbowa mit Schweden 1617 und zu Divelina mit Polen 1618 beendigt wurde. — III. Neuere Geschichte. Michael, ein Sohn des Metropoliten von Rostow, Nikitiz aus dem Hause Romanow, ward (1613) von den Russen zum Czar mit unumschränkter, erblicher Gewalt erwählt. Er hatte viele Parteien, und auch die Schweden, welche unter ihrem Anführer de la Gardie einen Einfall in Rußland gethan hatten, gegen sich; aber er siegte über alle Schwierigkeiten, stellte zum Theil die alten Verhältnisse Rußlands wieder her, und regierte ziemlich ruhig bis 1645. Unter seinem Sohne Alexius wurde der letzte falsche Demetrius 1653 enthauptet. In diese Zeit fällt auch der Anfang der Türkenkriege. Seit 1472, also nach der Zeit der mongolischen Herrschaft, waren die osmanischen Türken Nachbarn der Russen geworden, und 200 Jahre nachher entstand 1671 der Krieg mit ihnen wegen der Ukräne, und wurde bis 1681 auch unter Feodor Alexiewicz fortgesetzt. Alexis (starb 1676) und sein Sohn Feodor III. (starb 1682) erwarben sich Verdienste um die innere Ausbildung des Reichs. Jener errichtete einige Seiden- und Leinenmanufacturen und die ersten Posten. Unter

*) Der ächte Demetrius, Iwans II. jüngerer Sohn und Feodors Bruder, wurde wahrscheinlich vom Thronräuber Boris Godunow ermordet. Doch haben neuere Forschungen diese Sage sehr ungewiß gemacht

ihm hörte die Einfuhr fremden Biers und Branntweins auf. Er ließ Eisen= und Kupferbergwerke anlegen, den Schiffbau verbessern und die Nordküste Asiens beschiffen. Er sammelte die Uloschenlje, die jetzt noch gesetzliches Ansehen hat, und demüthigte den Stolz des Patriarchen. Feodor aber vernichtete die Ansprüche des Adels auf den erblichen Besitz der höheren Stellen, indem er die Geschlechtsregister desselben verbrennen ließ, und ernannte seinen unmündigen Halbbruder Peter, mit Vorbeigehung des blödsinnigen Iwan, zum Thronfolger. Zwar brachte ihre Schwester Sophia es durch die Strelzi dahin, daß beide zu Czaren ausgerufen wurden, und sie selbst die Regentschaft erhielt; allein 1689 ward sie in ein Kloster gesteckt und Peter I. allein als Czar anerkannt. — Rußland erstreckte sich von Archangel bis Asow, war aber noch getrennt von der Ostsee. Die Bewohner dieses weiten Landstrichs machten jedoch eine Nation aus, und fanden darin eine mächtige Stütze gegen ihre feindlichen Nachbaren; Sprache und Religion vollendeten die Einheit. Die Verfassung ward unumschränkt monarchisch, und die Sitten gestalteten sich nach und nach zur europäischen Bildung. Peter wurde für Rußland, was Philipp für Macedonien gewesen war; die Macedonier wurden Hellenen, die Russen Europäer. Die Geschichte seiner Schöpfung: — europäisches Heerwesen; Eroberung Asows und der Ostseeprovinzen; Erbauung von St. Petersburg und Kronstadt; Umgestaltung des Innern rc. — ist in dem Art. Peter I. erzählt worden. Durch den Erwerb der Ostseeküste trat Rußland wirklich in die Reihe der europäischen Mächte, und hielt, indem es sich an die Spitze der nordischen Staaten stellte, späterhin dem westlichen und südlichen Staatensysteme das Gleichgewicht. Der Tag bei Pultawa (8ten Jul. 1709) entschied über den Norden; Peters neue Plane waren durch ihn erreicht und Schwedens Übermacht zerstört. Unter harten Bedingungen schloß das vom 20jährigen Kampfe erschöpfte Schweden den Frieden zu Nystadt (10ten Sept. 1721). So ging Rußland, in seinem Heere und in seiner neuen Hauptstadt dem übrigen Europa gleichgestellt, aus dem Kampfe als Kaiserthum hervor, und beschiffte mit seiner selbst gebauten Flotte siegreich die Ostsee. — Doch wurden Peters Entwürfe gegen die Pforte, Persien und Polen erst in der Folge ganz ausgeführt. Seine Gemahlin und Nachfolgerin, Catharina I., regierte (1725—1727), unter Menczikoffs Leitung nur auf das Innere bedacht, ohne auf die auswärtigen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Unter ihrem Nachfolger, Peter II. (s. d. Art.), welcher schon am 29sten Jan. 1730 starb, hatten die Dolgorucky, welche den Fürsten Menczikoff stürzten, mit ihrer Gegenpartei so viel zu thun, daß sie sich nicht um das Ausland bekümmerten. — Als Anna (s. d. Art.), Iwan Alexiewicz Tochter, Peters des Großen Nichte, und seit 1711 Witwe des Herzogs Friedrich von Kurland, den russischen Kaiserthron bestieg, versuchten es zwar die Großen, die höchste Gewalt zu beschränken; doch dieser Versuch endigte mit ihrem Sturze und mit der Bildung eines russischen Cabinets von Fremden. Münnich und Ostermann, in Peters Schule gebildet, griffen nun von neuem in die auswärtige Politik ein; selbst Annens Günstling, der mächtige Biron, glaubte dadurch seine eigene Macht zu vermehren. Kurlands Stände sahen es daher, damit nicht Kurland nach dem Aussterben des Kettlerschen Herzogsstammes als polnisches Lehn mit Polen vereinigt werde, nicht ungern, daß Herzog Ernst von Biron unter russischem Einflusse 1737 das Land erhielt (s. d. Art. Biron).

Als darauf nach Augusts II. von Polen Tode 1733 der schon früher gewählte Stanislaus Lesczinsky, Schwiegervater Ludwigs XV., auf den polnischen Thron erhoben ward, erklärten sich die Russen für August III. von Sachsen, weil er, ungeachtet seiner Ansprüche auf Kurland durch die ständische Wahl des Grafen Moritz von Sachsen, Kurland, als polnisches Lehen, dem Herzog Biron zusicherte. Ein russisches Heer eroberte Danzig; Stanislaus (s. d. Art.) entfloh, und August III. bestieg den polnischen Thron. So hatte sich Rußland seinen Einfluß auf dieses Reich gesichert. — Darauf begann der Türkenkrieg unter Münnich, dem nordischen Eugen. Asow und Oczakow wurden stürmend erobert; der Sieg bei Stawutschana 1739 gab Choczim und die Moldau in russische Gewalt. Aber diese Vortheile gingen durch die unglücklichen Feldzüge der Österreicher und den belgrader Frieden vom J. 1739 wieder verloren. Doch war Rußlands Überlegenheit entschieden, sein Heerwesen mehr vervollkommnet und das Ansehen seines Cabinets in Europa bedeutend erhöht. — Nach Annas Tode 1740 gelangte der kaum zwei Monate alte Iwan III., ein Enkel ihrer Schwester, unter Birons Vormundschaft auf den Thron, aber Biron ward verbannt, und Iwan den 6ten Dec. 1741, durch die Prinzessin Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Großen, vom Throne herab ins Gefängniß gestoßen. Elisabeth (s. d.) schien durch die Verbannung aller Fremden aus dem Reiche die alte Rohheit in Rußland wieder einführen zu wollen. Der Großkanzler Ostermann und der Feldmarschall Münnich wurden nebst mehrern ausgezeichneten Männern nach Sibirien verwiesen. Dennoch äußerte gerade unter dieser Regierung sich zuerst am bedeutendsten der Einfluß Rußlands auf die übrigen europäischen Staaten. Denn als Frankreich im österreichischen Erbfolgekriege Carl VII. von Baiern gegen den Großherzog Franz I. unterstützte, wünschte es, der Tochter Carls VI., der hochherzigen Maria Theresia, ihren einzigen Verbündeten, Rußland zu entziehen, und reizte daher Schweden zu einem Kriege gegen Rußland, um die alten Provinzen wieder zu erobern. Allein die verlorene Schlacht bei Wilmanstrand (3ten Sept. 1741) und der Verlust von ganz Finnland führten den Frieden von Abo (7ten Aug. 1743) herbei. Durch den Erwerb von Nyslot und die Grenze des Kymene-Flusses wurde Petersburg gesichert, und durch die Nachfolgeacte des Prinzen Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp Rußlands Einfluß auf Schweden befestigt. Zu Gunsten desselben entsagte sein Vetter Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron, und wurde von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, 1743 zum Thronfolger im russischen Reiche erklärt. — Als hierauf der geheime Rath Lestocq aus dem Reiche entfernt war, und Bestuscheff allein die auswärtigen Angelegenheiten leitete, änderte sich auch die russische Politik, und Österreichs Partei gewann so sehr das Übergewicht, daß Elisabeth 1747 mit Maria Theresia und mit England das Bündniß erneuerte, ein Heer nach Deutschland gegen Frankreich sandte, und dadurch den aachner Frieden gewissermaßen entschied. 1754 verband sich Rußland noch enger mit Österreich gegen Preußen, und nahm daher an dem siebenjährigen Kriege Antheil. Im Laufe desselben sah Europa zuerst die Wirkung der neuen russischen Militärorganisation. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunersdorf, selbst die verlorne Schlacht von Zorndorf zeigen, daß Rußlands Heere nicht nur den Heeren des westlichen Europa, sondern sogar Friedrichs Taktik widerstehen konnten. Doch als Bestuscheff (s. d. Art.) 1758 gestürzt, und Elisabeth (1762, 5ten Jan.) ge-

storben war, schloß ihr Nachfolger Peter III. (s. d. Art.), Friedrichs II. Freund und Verehrer, und zugleich erbitterter Feind Dänemarks, sogleich Frieden und Bündniß mit Preußen. Indeß bestätigte Catharina II., als sie durch eine Revolution (9ten Jul. 1762), welche Petern Thron und Leben raubte, zur Kaiserin erhoben ward, nur den Frieden. — Mit Catharina II. beginnt eine neue Gestaltung des Nordens, ja selbst ein Wechsel im europäischen Staatensystem. Rußland errang sich in dieser verhängnißvollen Zeit einen entscheidenden Einfluß auf das politische Schicksal von Europa. Sobald Catharina die Last eines erschöpfenden Krieges *) von ihrem Reiche abgewälzt hatte, widmete sie ihre Sorgfalt der Gesetzgebung, und zog deshalb die vorzüglichsten Männer des Auslandes zu Rathe. Schon der von der Kaiserin selbst entworfene Plan zeugte von seltenem Scharfblicke; denn er umfaßte alle Zweige der Staatsverwaltung. Aber die Bevölkerung lag ihr zunächst am Herzen. Deshalb rief sie Colonisten, besonders aus Deutschland, nach Rußland. Städte, Dörfer und Kornmagazine wurden angelegt, und überall für das Aufkommen des Ackerbaues, so wie für die Vermehrung und Gesundheit der Anbauer thätig gesorgt. Nicht minder zweckmäßig wußte sie den Gewerbfleiß und Handel bedeutend zu erheben, so wie durch Schulen, Pensionsanstalten und Akademien die Bildung der niedern und höhern Stände zu befördern. Insbesondere fiel nach Storch (Gemälde des russischen Reichs) die glänzendste Epoche des russischen Bergbaues in die Regierung Catharinens. „Die Anstellung geschickter und ehrlicher Männer, und die Abschaffung vieler Mißbräuche und Unterschleife bewirkten allmählig eine Ausbeute, die das Erstaunen der Welt erregte. Der Werth der Mineralproducte, das Salz mit eingeschlossen, erhob sich bis auf 13,000,000 Rubel, und Rußland gewann seit 1763—1797 weit über 300,000,000 an Werth." — So konnten natürlich die Finanzen von 30 bis 60,000,000 Rubel steigen. Dabei übersah Catharina weder die Landmacht, welche bis auf 450,000 Mann hinanwuchs, noch die Seemacht, welche, früher in Verfall gerathen, jetzt bis an 45 Linienschiffe stieg. Zur höhern Vervollkommnung beider legte sie Land- und Seecadettenschulen an. — Im Auslande wendete Catharina zuerst ihren Blick auf Polen, wo Rußland die innere Zerrüttung zum Vorwande nahm, um die Ruhe wieder herzustellen. Durch Kayserlings schlaue Vorbereitung siegte Repnins kräftige Entschlossenheit, und unter dem Schutze der russischen Waffen ward 1764 Stanislaus Poniatowsky zum Könige von Polen erwählt. Preußen mußte, selbst geschwächt und Österreich fürchtend, nachgeben, und schloß ein Bündniß mit Rußland. Hierauf nahm sich Catharina der polnischen Dissidenten an, und die Generalconföderation unter Radzivil 1767 beförderte Catharinens Plane. Die Annahme der neuen Gesetze ward erzwungen; aber plötzlich erzeugte die Kraft der Verzweiflung die Generalconföderation zu Bar 1768. Mit der Pforte, welche Rußland den Krieg erklärte, weil sie kein russisches Heer in Polen dulden wollte, verbunden, widerstand Polen sechs Jahre den Planen

*) Da Rußland sich in Hinsicht auf Menschenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Österreich wie 1 zu 5 verhielt, und auf 82,000 □M. nur 30,000,000 Menschen zählte, so mußte ein Krieg für Rußland empfindlicher als für irgend einen andern europäischen Staat sein, und fortdauernde Kriege konnten zuletzt dieses ungeheure Reich die Beute eines kühnen Eroberers werden lassen.

Catharinens. Preußen und Österreich sahen ruhig zu; ersteres bezahlte sogar Hülfsgelder. Die Landsiege am Pruth und Kagul (1770) und die Seesiege bei Scio und Tschesme würden Rußland die Ausführung seiner Entwürfe völlig gesichert haben, wenn nicht eine verwüstende Pest, die sich bis nach Moskau erstreckte, den Aufstand eines gemeinen Kosacken Pugatscheff, der sich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Polen Catharinens Heeresmacht auf verschiedenen Puncten beschäftigt und geschwächt hätten. Dagegen hatte zwar auf dem schwedischen Reichstage von 1762 die englisch-russische Partei (die Mützen) über die französische Partei (die Hüte) gesiegt; allein des Königs Adolph Friedrich Nachfolger, Gustav III., schuf 1771 eine neue Constitution, aus welcher die Souveränetät der schwedischen Krone hervorging. — Unterdessen dauerten die Unruhen in Polen fort, und die barer Confäderation machte große Fortschritte; da gefiel es den mächtigen Nachbaren, jene Verwirrung benutzend, Ländertheile, die ihnen bequem lagen, von Polen abzureißen. „Es war," sagt ein geachteter Historiker, „die Frucht der Arrondirungspolitik, hervorgehend aus der zerstückelten Lage der preußischen Monarchie." Und wir können hinzufügen, daß, wenn Österreich und Preußen nicht gemeinschaftlich die Hand boten, Rußland wohl allein gehandelt haben, und seinen Nachbaren dadurch noch weit gefährlicher, als das zerrüttete Polen geworden sein würde. Es ward also am 5ten Aug. 1772 der erste Theilungsvertrag abgeschlossen, vermöge dessen Rußland denjenigen Theil Polens erhielt, welcher zwischen der Dwina, dem Dnepr und Drutsch liegt (s. Polen). Zugleich blieb Rußlands Einfluß auf Polen durch die Errichtung des immerwährenden Rathes, durch die Garantie des Wahlreichs und durch das liberum veto für die Zukunft gesichert. — Nach der Beendigung dieses Geschäfts setzte Catharina den Türkenkrieg mit erhöhter Anstrengung fort, und auch hierin wurde sie vom Glück begünstigt. Denn auf den entschlossenen Mustapha III. war 1774 sein schwacher Bruder, Abdul Hamid, gefolgt. Romanzow ging über die Donau, und schloß den Großvezier in den Gebirgspässen der Bulgarei ein. Da nun Catharina sich ihrer Ansprüche auf die Moldau und Wallachei begab, so wurde der Friede sehr erleichtert, welcher am 22sten Jul. 1774 zu Kutschuk Kainardschi zu Stande kam. Kinburn, Asow, ein Theil der Krimm und die Kabardei blieben in russischer Gewalt, alle andere Eroberungen wurden wieder herausgegeben. — Hierauf verbesserte Catharina die innere Einrichtung ihres Reichs durch die neue Eintheilung desselben in Gouvernements (1776), wodurch zugleich die Souveränetät der Kaiserin selbst nicht wenig befestigt wurde. — Während des brittisch-amerikanischen Krieges, der Rußlands Handel sehr vortheilhaft war, bewirkte sie 1780, auf Panins Rath, eine Verbindung der nordischen Mächte, des deutschen Kaisers, Preußens und Portugals, zu der sogenannten bewaffneten Neutralität. Allein Panins weise Mäßigung wurde bald nicht mehr beachtet, da vorzüglich seit 1778 ein neuer Günstling, Potemkin der Taurier (s. d. Art.), mehr durch Catharina und die Zeitumstände, als durch eigenen Geist, einen mächtigen Einfluß auf das Schicksal des Nordens gewann; er leitete die politischen Schritte Rußlands bis zum J. 1791, wo er starb. Mit ihm entwarf Catharina den Plan, auf den Trümmern des osmanischen Reichs ein griechisches Kaiserthum zu errichten, und einem Großfürsten aus ihrem Hause das wiedererweckte Reich der Byzantiner zu ertheilen.

Aber viele andere politische Rücksichten verboten jetzt noch die Ausführung dieser Idee, welche erst zehn Jahre später von neuem ergriffen, jedoch nur theilweise ausgeführt wurde. — In der Krimm und in den Ebenen des Kuban dauerten noch seit 1441 die Trümmer von Dschingiskhans ehemaligem Weltreiche fort; sie standen unter eigenen Khanen und waren Schützlinge der Pforte, welche sie seit 1174 als treue und mächtige Bundesgenossen oft gebrauchte, und sehr auszeichnete. Dreihundert Jahre später hatte der Friede von Kainardschi sie diesem Schutze entzogen, und im J. 1783 erfolgte die förmliche Besetzung der kleinen Tatarei. Nun besaß Rußland den Schlüssel zum osmanischen Reiche, und wenn russische Handelsschiffe schon vorher frei die türkischen Gewässer hatten befahren dürfen, so ging diese Handelsfreiheit jetzt in eine Seeherrschaft über. Preußen war durch die erste polnische Theilung gewonnen, Österreich durch das baiersche Tauschproject, und sogar durch eine Verbindung gegen die Türken an Rußland gefesselt; also konnte Catharinens Idee, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisches Kaiserreich in Byzanz zu stiften, ihrer Ausführung endlich nahe gebracht werden. Die Türken, von Potemkins diplomatischen Forderungen gereizt, begannen den Krieg; aber vergeblich waren 1787 ihre Versuche zur See, die Krimm wieder zu erobern. Auf die Niederlage ihrer Flotte 1788, an den Mündungen des Dnepts, folgte die blutige Erstürmung Oczakows. Dagegen waren die Österreicher unglücklich, und Joseph II. verlor bei Lugosch (20sten Sept. 1788) seinen Waffenruhm und die Gesundheit. Doch eroberte Prinz Koburg in Vereinigung mit den Russen Choczim, und Laudon im folgenden Jahre Belgrad. Nach den russischen Siegen bei Fokschani und Martinestie wurden Gallaz, Akierman, Bender, Kilianova und endlich auch Ismael grausenvoll erstürmt. Als aber Österreich 1790 nach der reichenbacher Convention vom Kriegsschauplatze abgetreten, und Gustav III. von Schweden in das russische Finnland eingefallen war, neigte sich Catharina zum Frieden. Die Türken ließen die für sie glücklichen Zeitumstände ungenützt vorüberstreichen. Der Kampf der Schweden entschied nichts; ihn endigte, nach mehrern für Schwedens Seemacht ruhmvollen Gefechten, 1790 der Friede von Werelä, ohne fremde Vermittelung. Hierauf schloß Österreich mit der Pforte den Frieden zu Szistowe 1791. Nur Rußland zögerte noch, weil es keine fremde Vermittelung annehmen wollte; doch endlich kam am 9ten Jan. 1792 der Friede zu Jassy zu Stande, worin blos Oczakow nebst seinem Gebiet der Pforte entrissen, und der Dniester die Grenze Rußlands gegen die Moldau und Bessarabien wurde. — In diesem Kriege hatte Rußland Polen aufgefordert, es gegen die Türken zu unterstützen, aber Preußen hatte Polen erklärt, daß es die Erfüllung der russischen Forderung als eine Kriegserklärung ansehen werde. So entstand in Polen eine preußische Partei, welche, Ignaz Potocky an der Spitze, am 3ten Mai 1791 unter Preußens Schutze ihrem bedrängten Vaterlande eine neue Verfassung gab. Dagegen bildete Felix Potocky 1792 unter russischem Schutze die targowitzer Conföderation zur Sicherung der alten Verfassung. Nun drang ein russisches Heer in Polen ein, der König von Polen erklärte sich für die targowitzer Conföderirten, und die neue Verfassung ward gestürzt. Preußen, mit Frankreich in einen zweifelhaften Krieg verwickelt, mußte bei erschöpften Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm daher sein der Republik gegebenes Wort zurück, und rückte gleichfalls mit einem

Heere in Polen ein. Endlich kam (s. Polen) zu Grodno (17ten Aug. 1793) die zweite Theilung Polens zu Stande, in welcher Rußland 4253 □M. (den größten Theil von Litthauen mit Wilna, von Volhynien und das noch übrige Podolien) an sich riß. Der Republik blieb kaum der Schatten von Unabhängigkeit, indem der Unionsvertrag mit Rußland sie ganz fesselte. Dies vermochten die Polen nicht zu ertragen, und es entstand daher 1794 unter Kosciuszko und Madalinsky eine Revolution, welche, obschon ruhmvoll für Polens Nationalsinn, doch in demselben Jahre noch mit der gänzlichen Auflösung dieses Reichs endigte. Zu dieser dritten und letzten Theilung Polens wurde jetzt noch Österreich gezogen. — Da Kurland ein Lehen Polens war, so traf auch dieses Herzogthum das Schicksal der Vernichtung. Der Abschluß des Grenzvertrags zwischen Rußland und Preußen erfolgte den 24sten Oct. 1795; der Definitivvertrag aber erst den 26sten Jan. 1797, welchem auch Österreich beitrat. Der kurländische Landtag hatte schon den 18ten März 1795 seine unbedingte Unterwerfungsacte freiwillig ausgestellt. — Mitten unter noch größern Entwürfen übereilte (17ten Nov. 1796) der Tod die mächtige Kaiserin. Sie hatte das Reich um 10,000 □M. fruchtbaren Landes vergrößert. In die französische Revolution rasch einzugreifen, war sie durch ihre eigenen Entwürfe und durch kluge Berechnungen abgehalten worden. Sie konnte anfangs nichts weiter für die unglücklichen Bourbons thun, als reiche Geldunterstützung an das sogenannte auswärtige Frankreich geben. Als aber mit den Türken der Friede hergestellt und die polnische Angelegenheit beendigt war, schloß Catharina ein Vertheidigungsbündniß mit England, und bald darauf die Tripelallianz mit England und Österreich. Dessen ungeachtet blieb es nur beim Bündniß; eine thätige Mitwirkung fand die vorsichtige Catharina nicht rathsam. Allein ihr einziger Sohn und Nachfolger, Paul I. (s. d. Art.), verband sich, als Buonaparte den Zug nach Ägypten unternommen hatte, mit Neapel und mit der Pforte, und erneuerte seine Verträge mit England und Österreich. Hierauf erschien Suwarow als Oberfeldherr der vereinigten Russen und Österreicher in Italien; er siegte am 27sten April 1799 bei Cassano, am 17ten Jul. an der Trebia und am 15ten Aug. bei Novi. Italien ward von den Franzosen geräumt; aber die Politik zerstörte Suwarows Siege; Suwarow mußte sich, da in der Schweiz, nach dem kurz vorher über Korsakow erfochtenen Sieg, Massena sich behauptete, über unwegsame Alpen fechtend bis nach Oberdeutschland zurückziehen. So wie die Verhältnisse zwischen Rußland und Österreich abgebrochen waren, so wurden sie auch bald zwischen Rußland und England aufgelöst; diesen Bruch beschleunigte besonders die mißlungene Landung in Nordholland. England, das bei jener Landung allein gewonnen und die holländische Texelflotte erobert hatte, wollte späterhin auch Malta behalten, auf das Paul als Ordensgroßmeister Ansprüche machte; daher seine steigende Erbitterung gegen England! Doch dauerte der Seekrieg fort, und das Mittelmeer war mit brittischen, türkischen und russischen Schiffen bedeckt. Corfu ward von der russisch-türkischen Flotte erobert, und unter russischer und türkischer Garantie 1800 die Republik der sieben Inseln gestiftet, welche bis 1807 von russischen Truppen besetzt blieb, wodurch Rußlands Einfluß auf das Mittelmeer sehr bedeutend wurde. — So wie Paul I. seinen Einfluß im Süden und Westen (selbst mit dem entfernten Portugal waren Verträge geschlossen worden) geltend machte, so

verband er sich nun auch enger mit den nordischen Staaten, und erneuerte den Plan einer bewaffneten Neutralität. Daraus entstand ein neuer Seekrieg im Norden, in dessen Folge die Schlacht von Kopenhagen (2ten April 1801) vorfiel; doch Paul hatte schon neun Tage vorher das Leben verloren, und Alexander, sein Nachfolger, erklärte sich für England und den Frieden. Unter seiner Vermittelung kam, in Folge des lüneviller Friedens, der deutsche Entschädigungsplan zu Stande, und er hoffte nun, ungestört für das innere Glück seines ausgedehnten Reiches sorgen zu können. Er entwarf daher den Plan zu einer neuen Gesetzgebung unter dem Fürsten Lapuchin und Nowosiltzow; er gab dem dirigirenden Senat die Würde einer moralischen Mittelsperson zwischen dem Regenten und der Nation; er hob allmählig bis 1818 die früher schon von ihm gemilderte Leibeigenschaft auf, und schuf freie Landbauern *). Eben so vortrefflich wurden die Polizeianstalten eingerichtet, besonders die Gesundheitspolizei, wozu der Staat gegen 2000 Ärzte und Chirurgen besoldet; auch führte man die Kuhpocken ein. In mehreren Gouvernements wurden englische Musterökonomien und Ackerschulen, besonders auf Antrieb des Grafen Rostopschin **), errichtet, und viele nomadische Stämme, so wie die nogatschen Tataren, gingen zum Ackerbau über. Und wie viel geschah nicht für die Wissenschaften! Das kleine Boot Peters wurde in einem Jahrhundert zur weltumsegelnden Newa unter Krusenstern. In Charkow und Kasan sah man neue Universitäten entstehen, und überall blühten Schulen und Akademien auf. — Doch nur zu bald ward Alexander aufs neue in den Krieg mit Frankreich hineingezogen. Zuerst für Österreich 1805, bis zu der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz. Ihr folgte im nächsten Jahre der preußisch-französische Krieg. Auch hier waren die Verbündeten unglücklich, und Frankreich gab 1807 das Gesetz im Frieden zu Tilsit. Rußland erhielt ein Stück von Polen (Bialystock) und trat dagegen Jever ab; es räumte Cattaro und Corfu, hob alle Verbindung mit England auf, und erklärte dem noch allein für England kämpfenden Schweden den Krieg. In demselben wurde 1809, durch den Frieden zu Friedrichshamm, Finnland und Ostbothnien bis mit Tornea, und den Alandsinseln, eine russische Provinz. — An dem Kriege zwischen Frankreich und Österreich im J. 1809 nahm Rußland nur geringen Antheil; indeß ging der Krieg gegen die Türken und Perser kräftig fort. Durch den wiener Frieden erhielt Rußland ein Stück von Ostgalizien, das aber durch den Vertrag auf dem wiener Congresse vom 21sten April 1815 wieder zurückgegeben wurde. — Als endlich Rußland gegen Frankreichs Ausdehnung bis an die Trave, wegen Oldenburg, Widerspruch erhob, und in seinem Handelssysteme Napoleons Politik beleidigte, entstand der neue russisch-französische Krieg von 1812, in den bald alle Mächte Europas verwickelt wurden (s. d. folg. Art.). Rußland hatte in diesem dreijährigen Kampfe zwar durch die ungeheuern Anstrengungen, durch die Verwüstung seiner Fluren, durch die vielen blutigen Schlachten, und durch zerstörende Krankheiten einen bedeutenden Verlust erlitten; hatte aber seine Kräfte kennen gelernt, war dem Westen und Süden Europas furchtbar geworden, und hatte sich nicht nur in der Erwer-

*) Den ersten Schritt dazu that der edle Ritterschaftshauptmann von Berg in Esthland.

**) Desselben, welcher im J. 1812 bei Gelegenheit der Verbrennung Moskaus so vielfach genannt worden ist (vgl. d. flg. Art. über ihn.)

bung Polens, welches Land als Königreich seinem unermeßlichen Länderbezirke einverleibt wurde, gegen Westen zu verstärkt und befestigt, sondern auch eine bedeutende Stimme im Reichsrathe Europas erworben. Diese Stimme hat es seitdem, besonders auf dem wiener Congresse und auf dem warschauer Reichstage, nach liberalen Grundsätzen, dann für Frankreich bei der Erfüllung der Bedingungen des Vertrags vom 20sten Nov. 1815, und zuletzt auf dem Congresse zu Aachen durch die feierliche Anerkennung des Völkerrechts in den Grundsätzen der Staatskunst, insbesondere aber durch die Stiftung des heiligen Bundes (s. d. Art.) geltend zu machen gewußt (vergl. d. Art. Alexander I.). überdies hat es während jenes Kampfes mit Napoleon seine Kriege mit der Pforte und mit Persien geendigt: jenen durch den Frieden von Bucharest, 28sten Mai 1812, in welchem es die Moldau bis an den Pruth, Bessarabien und die Hauptmündungen der Donau erhielt; diesen durch den Frieden von Tiflis vom J. 1813, der ihm, nachdem schon 1801 Grusinien mit Rußland vereinigt worden war, alle Länder westlich vom kaspischen Meere zwischen dem Kur und Aras, an der Ostküste aber bis an den Golf von Balkan, nebst der ausschließenden Schifffahrt auf dem kaspischen Meere gab. Eine Fortführung der neuern Geschichte Rußlands wird man in der neuen Folge dieses Werks (Bd. 11 und 12) finden. — IV. Geographisch-statistische Darstellung des russischen Reichs. Rußland erstreckt sich über einen großen Theil Europas und Asiens, und über bedeutende Inselgruppen im östlichen und nördlichen Ocean, und umfaßt beinahe den neunten Theil der bewohnten Erde. Es grenzt im Norden an die Ostsee, an Norwegen und an das Eismeer, im Osten an den Ocean, im Süden an China, an die freie Tatarei, an das kaspische Meer, an Persien und türkisch Georgien, an das schwarze Meer und an die Türkei, im Westen an Galizien, Krakau, Posen, Preußen, die Ostsee, Schweden und Norwegen. Es erstreckt sich von 35 bis 227 Grad L., und von 40 bis 78 Grad Br., und enthält, ohne die Inseln, die amerikanischen Besitzungen und die am Kaukasus neuerworbenen Länder, 343,828 □M. Davon kommen ungefähr 80,000 □M. auf den europäischen, und das übrige auf den asiatischen Theil. — Boden. Rußland ist großentheils eben; doch hat es südlich eine wohlthätige Abwechselung von Berg und Thal. Zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere liegt der Kaukasus, der sich ungefähr 70 Meilen in der Länge erstreckt, und eben sowohl ewige Schnee- und Eisalpen, als auch brennende Naphthaquellen enthält. Südwestlich nach Galizien hin liegen die Karpathen, und im Nordwesten die Hochebenen des Wolchonski-Waldes. Im Osten dehnt sich der Ural, unter dem Namen Werchoturie, zwischen Europa und Asien bis ans Eismeer aus. Von ihm ziehen sich mehrere Kettengebirge durch das asiatische Rußland, unter denen die Salzberge Schooget, das Sokgebirge, das sibirische Grenzgebirge, der kleine Altai, das Baikalgebirge, das Apfel- und Stanwowoi-Gebirge, welches, die chinesische Grenze bildend, bis zum tschuktschischen Vorgebirge streift, die vorzüglichsten sind. Das südwestliche Rußland besteht aus Steppen, welche theils unbewohnt sind, theils zahlreichen Nomaden zur Viehzucht dienen. Das Klima ist sehr verschieden. Im Süden herrschen kurze und gelinde Winter, ein zeitiger Frühling, ein heißer und langer Sommer mit seltnem Regen, und ein später Herbst; im mittlern Rußland rauhere und längere Winter, besonders im östlichen Theile desselben, und kürzere Sommer; nördlich friert das Quecksilber, daß man

es in warmen Stuben noch dämmern kann, und die Gewässer sind vom October bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Wenn im mittlern Rußland Getreideernten dem Fleiße der Einwohner noch gelingen, so sind sie im nördlichen selten und unsicher. In dem arktischen Kreise Rußlands sehen wir lange Sommertage, welchen das Eis sich doch nicht unterwirft, und lange Winternächte, welche das Nordlicht heller beglänzt, aber eine heitere Kälte erfrischt höher das wenige Leben, das hier nicht erstarrt. — Gewässer. Vom Eismeer im Norden umflossen, welches hier das weiße Meer, die Busen des Obi, Jenisei und der Lena bildet; im Osten vom östlichen Ocean, mit der Berings- oder Cooks-Straße, mit den anadyrschen, kamtschatkischen oder ochotzkischen Meeren begrenzt; im Süden an das schwarze Meer und im Nordwesten und Westen an die Ostsee mit dem finnischen, bothnischen und rigaischen Meerbusen stoßend, hat Rußland zwei Hauptabdachungen nach Nordost und Nordwest, und nach Süden. Dorthin strömen die Dwina mit dem Jug und der Suchona, die Petschora, der Ob, der Jenisei, die Lena; im Nordwesten der Niemen, die Düna und die Newa; im Süden fließen der Don, der Dnepr, der Kuban, die Wolga und der Ural. Rußland zählt, außer vielen Salz- und andern kleinen Seen, noch vierzehn größere, darunter das kaspische Meer, den Ladoga- und Onega-See, das tschudische Meer, den Sacksee in der Krimm, den Aral-, Baikal- und Altin-See. Die künstliche Wasserverbindung wird immer mehr planmäßig erweitert. Wichtig sind der Canal von Wischnei-Wolotschok, der St. Petersburg mit Astrachan verbindet; dasselbe geschieht auch durch den neuen Canal von Nowgorod; der Canal der Beresina, welcher die Ostsee mit dem schwarzen Meere vereinigt, und der Ladogacanal, welcher die Schifffahrt auf dem stürmischen Ladogasee vermeiden läßt. Die große sibirische Wasserverbindung erstreckt sich von der chinesischen Mauer bis Petersburg, Archangel und Riga; daher kann man in Kolywan, Tomsk und Irkutzk alle europäische Waaren um billige Preise haben. — Erzeugnisse. Rußland baut ungleich mehr Getreide, als es verbraucht. Obst, Wein, selbst Südfrüchte und die zuckerreichen Arbusen werden in Menge erzeugt. Eben so gewähren auch die Waldungen, außer dem starken Verbrauch, reichliche Ausfuhr, und gewiß würde hieraus ein noch weit bedeutenderer Nutzen hervorgehen, wenn es nicht an tüchtigen Forstmännern fehlte; denn erst seit 1804 wird dieser Gegenstand wissenschaftlich behandelt. Maulbeerbäume werden jährlich angepflanzt, im J. 1802 allein über eine Million. Fast alle Arten Gartenfrüchte sind dem Lande nicht mehr fremd. Gewinnreich sind die Rindvieh- und Pferdezucht, die Schaf- und Bienenzucht (600,000 Pfund Wachs und Honig können jährlich ausgeführt werden), Seidenbau (16,000 Pfund Seide jährlicher Gewinn), Kameele, Büffel und alle Arten von wilden Thieren, selbst Gemsen und Steinböcke. Den Ertrag der Fischerei rechnet man jährlich bis auf 15,000,000 Rubel. Gold erzeugen die bereſowischen Bergwerke, Silber die kolywanischen und nertschinskischen Gruben, Kupfer, Eisen, Zink, Quecksilber, Alaun und Salz (jährlich gegen 500,000,000 Pf.); auch an andern Mineralien ist Rußland reich. Man rechnet den jährlichen Ertrag aller rohen Naturerzeugnisse über 40,000,000 Rubel. — Einwohner. Man zählt mit den neuesten Erwerbungen über 45½ Millionen Einw., welche nach den Sprachen sich in zehn Völkerfamilien theilen: 1) Slaven (mehr als 38,000,000), wozu die Russen, Kosacken (ungefähr 600,000 waffenfähige Männer) und Polen gehören; 2) Finnen, welche sich von der Tornea und vom Niemen bis an

den Obi hin ausdehnen; 3) Tataren, vom Dniester bis zum Kaukasus, meist unter eigener Stammverfassung, ohne Ackerbau und Feuergewehr; 4) Georgier und Tscherkassen; 5) Samojeden; 6) Mandschuren; 7) Mongolen, wozu die Kalmücken gehören; 8) östliche Völker, wozu die Tschuktschen, Kurilen und Aleuten gehören; 9) Juden, vorzüglich in den polnischen Provinzen, wo sie große Vorrechte haben; 10) Ausländer, fast aus allen Ländern Europas und Asiens, auch Indier und Zigeuner. Man zählt von der niedrigsten Stufe der Rohheit bis zur europäischen Bildung achtzig, in Sprachen, Sitten und Religion verschiedene Völker. Nach der Revisionsliste vom J. 1811 waren davon in 51 russischen Gouvernements kriegspflichtig 643,135 Krümer, 6,389,279 Kronbauern, 10,113,177 Privatbauern, 1,077,636 Apanagebauern, 112,453 freie Leute, zusammen 18,335,730 Mann. — Manufacturen und Fabriken von Leder, Juften, Talg, Lichtern, Seife, Filz, grober Leinwand, Metallen und Matten aus Lindenbast, so wie Färbereien gab es schon vor Peter dem Großen; aber seit dieser Zeit haben die alten nicht nur einen sehr erhöhten Grad der Vollkommenheit erlangt, sondern es sind auch unzählige andere hinzugekommen. Im J. 1815 zählte man 3253 Fabrikanlagen. Die 23 verpflichteten Tuchfabriken liefern der Regierung jährlich für 700,000 Rubel Tuch, und außerdem gibt es noch 181 Privatfabriken. In 45 Officinen werden Apothekerwaaren bereitet; Branntwein, wovon jährlich 6,000,000 Eimer im Lande verbraucht werden. Schiffbau wird in den größern Dörfern an der Wolga und in den Seestädten getrieben. Die wolgaischen Zimmerleute machen Barken ohne alles Eisenwerk, welche hernach in Petersburg, Astrachan und andern Städten als Brennholz verkauft werden. Unter den Metallarbeiten sind die Gewehrfabriken die wichtigsten; in Tula allein werden von beinahe 6000 Arbeitern jährlich über 17,000 Flinten, 6500 Paar Pistolen und 16,000 Seitengewehre verfertigt. Das Manufacturcollegium in Moskau und Petersburg betreibt alle Fabrikgeschäfte Rußlands im Allgemeinen, und hat die Oberaufsicht darüber. — Der Handel theilt sich in Land- und Seehandel. Der inländische findet weder in Zwischenzöllen, noch Stapelplätzen Hindernisse, sondern wird durch Meere, schiffbare Flüsse, Canäle, durch die lang dauernden Schlittenbahnen, und durch die großen Messen, vorzüglich zu Nowgorod, ehemals Makariew, sehr befördert. Die Ausfuhr wird aus allen Häfen und Grenzorten erlaubt, aber für die Einfuhr der erlaubten Waaren sind nur Petersburg, Riga und Odessa bestimmt. Der auswärtige Handel geht in Asien nach China, Persien, nach der Bucharei und den kaukasischen Ländern, und in Europa nach der Türkei, nach Galizien, Preußen, Schlesien und Sachsen. So wie am auswärtigen Landhandel vorzüglich Armenier, Bucharen und Juden Antheil haben, so haben im Seehandel die Engländer entschiedenes Übergewicht. Man rechnet die jährliche Einfuhr zur See auf 28,000,000, und die Ausfuhr auf 45,000,000 Rubel, also im Seehandel eine sehr vortheilhafte Balance von 17,000,000 Rubel. An Handlungsgesellschaften zählt Rußland nur zwei, die amerikanische und die des weißen Meeres, deren Actien aber hoch im Werthe stehen. Das Commerzcollegium in Petersburg ist die höchste Instanz in allen Handelsangelegenheiten. Im J. 1770 ward auch eine Bank angelegt, deren Zettel wie baares Kupfergeld im Werthe stehen, und zur Erleichterung des innern Handels viel beitragen. — Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch. Das Oberhaupt des

Staats heißt Kaiser und Selbstherrscher (Autokrator) aller Reußen. Der Staat ist untheilbar, der Regent darf nicht zugleich Herrscher in einem andern Staate sein (seit 1815 aber ist er zugleich König von **Polen**) und muß sich zur griechischen Religion bekennen. Seit 1797 ist die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in weiblicher und männlicher Linie festgesetzt. Alle Prinzen vom Geblüt heißen Großfürsten. Die höchste Leitung aller Geschäfte hat der Kaiser selbst, und ihn unterstützt, wenn es dazu aufgefordert wird, das hohe Staatsconseil für die auswärtigen Angelegenheiten; für das innere sorgt der Senat, und aus beiden hat sich der Kaiser einen hohen Reichsrath als sein Cabinet erwählt. Der Senat hat die oberrichterliche Gewalt, und nur in wenig Fällen findet von ihm Appellation an den Kaiser statt; seine Ukasen haben mit den kaiserlichen gleiche Wirkung, müssen ihnen aber nicht widersprechen. Er besetzt die Staatsstellen, fordert die Minister zur Rechenschaft auf, und hat oberpolizeiliche Aufsicht. Er ist in neun Departements getheilt, und besteht aus 87 Mitgliedern, aus den Ministern und den Räthen des Staatsconseils. Es gibt acht Ministerien: auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Seewesen, Justiz, das Innere, die Finanzen, der Handel und die Volksaufklärung. Der ganze Staat ist in 53 Gouvernements getheilt; davon 40 in Europa, ohne das Land der donischen Kosacken, der Kosacken am schwarzen Meere, und das Königreich **Polen** (s. d.), und 13 in Asien. Die Staatseinkünfte betragen jährlich über 120,000,000 Rubel. Die kaiserlichen Bankzettel schätzte man 1815 auf 577,000,000 Rubel; sie werden nach und nach getilgt, so daß 1818 die im großen Buche eingeschriebene Staatsschuld in 50,000,000 Gulden holl. Anleihe und 215,000,000 Rubel Bankassignation bestand. Die Landmacht bestand am Ende des J. 1817 aus 730,037 Mann. Darunter: 482,112 M. Infanterie, 95,196 M. Cavallerie, 58,166 M. Artillerie, 5000 Kosacken, 2400 Gendarmen, 77,664 Garnisontruppen und 9495 M. Extracorps. Obschon Rußland viele Krepost (Blockhäuser) hat, so fehlt es doch an Festungen; die bedeutendste Festung ist freilich die Beschaffenheit des Landes selbst und der Patriotismus seiner Bewohner gegen den ins Innere vordringenden Feind. Die Semacht hat ihren Hauptsitz an der Ostsee, und besteht, außer der Scherenflotte von 200 Segeln, aus 58 größern Kriegsschiffen, welche ihre Hauptstation in Kronstadt haben. Die Flotte auf dem schwarzen Meere besteht aus 20 größern Kriegsschiffen, welche zu Sebastopol liegen. Das kaspische Meer wird von einigen Fregatten und kleinen Kriegsbarken beherrscht. Die ganze Flotte (346 Segel) enthält drei Geschwader, mit der weißen, blauen und rothen Flagge, mit drei Admirälen, sechs Vice= und neun Contreadmirälen, wozu man 80,000 Matrosen und Seesoldaten rechnet. Keinem Staate in Europa kostet die Unterhaltung seiner Land= und Seemacht so wenig, als dem russischen. Man rechnet höchstens 30 Mill. Rubel. — Die herrschende Kirche ist die griechische, aber alle andere Christen genießen gleiche Rechte, und alle andere Religionen werden geduldet; doch wurde der Jesuiten=Orden, 1820, wegen mißbräuchlicher Überschreitung der ihm gesetzten Grenzen, aufgehoben. Die oberste Leitung aller Angelegenheiten der griechischen Kirche hat die heilige Synode zu Petersburg, und unter ihr stehen 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster, alle nach der strengen Regel des heiligen Basilius. Diejenigen Russen, welche sich genau an die Lehre der alten griechischen Kirche halten, nennt man **Roskolniken** (s. d.).

Man findet nicht nur Juden und Mohammedaner (mit zwei Muftis), sondern auch Heiden in Rußland, und zwar Lamaiten, Fetischanbeter und Schamanen. Außer den Bekennern der herrschenden griechischen Kirche gibt es in Rußland, nach den neuesten Angaben, 3,500,000 Catholiken, 1,400,000 Lutheraner, 3800 Reformirte, 9000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 60,000 Armenier, 3,000,000 Mohammedaner, 300,000 Lamaiten, 600,000 Fetischdiener. — Für die wissenschaftliche Bildung sorgt die Regierung mit großer Thätigkeit; alle Zweige des Unterrichts haben zahlreiche und meist treffliche Anstalten. Bibliotheken, Sammlungen und gelehrte Gesellschaften befördern das Gedeihen. Rußland zählt sieben Universitäten: Moskau, Petersburg, Kiew, Wilna, Charkow, Dorpat und Kasan, in deren Bezirke gegen 500 Lehranstalten mit 1500 Lehrern, und fast 34,000 Schülern, deren Unterhaltung, außer den beträchtlichen Privatbeiträgen, der Krone allein 2,000,000 Rubel kostet. Außerdem gibt es noch mehrere Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, welche die Regierung gleichfalls mit beinahe 2,000,000 unterstützt. Schulen nach Lancasterscher Lehrart wurden seit 1818 eingeführt, und die vom Kaiser Alexander kaiserlich unterstützte petersburger Bibelgesellschaft hatte 1818 128 Töchtergesellschaften. Vor 150 Jahren gab es nur zwei Buchdruckereien, jetzt über 50 in Rußland. — Der Zustand der Einwohner, besonders der Bauern, ist neuerdings sehr verbessert worden. Der Bürgerstand hat auch viel Ansehen sich erworben, und theilt sich in fünf Classen. Der Adel hat zwar bedeutende Vorrechte, aber alle Stände sind in Rücksicht des Ranges in 14 Classen getheilt; wer sich in einer der acht ersten befindet, erhält den Adel für sich und seine Familie. Diese Classen sind nach den militärischen Rangstufen geordnet. — Rußland hat sechs Ritterorden; von allen ist der Kaiser selbst Großmeister. Die in andern Ländern übliche Benennung von Großkreuzen und Commandeurs findet hier nicht statt; dagegen sind die drei russischen Orden, welche am häufigsten ausgegeben werden, in vier Classen eingetheilt, die sich durch die Art der Decoration unterscheiden. 1) Der St. Andreasorden, der älteste und vornehmste in Rußland, gestiftet von Peter I. am 30sten Nov. 1698, als militärischen Verdienstorden für die Generale, die sich im Türkenkriege ausgezeichnet hatten. Jetzt wird er auch an Civilpersonen und an Ausländer vertheilt. Er hat nur eine Classe, und bestand im J. 1817 aus 41 fürstlichen und 72 andern Mitgliedern. 2) Der Damenorden der heiligen Catharina, gestiftet von Peter I. den 24sten Nov. 1714, seiner Gemahlin, der Kaiserin Catharina, die ihn aus seiner mißlichen Lage am Pruth befreit hatte, zu Ehren. Er hat zwei Classen, Großkreuze und Kleinkreuze, und ward anfangs auch an Männer, nachher blos an regierende Fürstinnen gegeben; jetzt erhalten ihn auch andere Damen von hohem Range. 3) Der Alexander-Newskyorden, ein Verdienstorden, von Peter I. schon 1722 gestiftet, aber erst von Catharina I. am 30sten Aug. 1725 völlig eingerichtet. Er besteht blos aus einer Classe, und hat gegenwärtig 296 Mitglieder, die alle wenigstens Generalmajors-Rang haben müssen. 4) Der militärische St. Georgenorden, gestiftet von Catharina II. den 26sten Nov. 1769 für Land- und Seeofficiere, die sich (besonders im damaligen Türkenkriege) durch Tapferkeit oder kluges Benehmen ausgezeichnet. Kaiser Alexander I. hat ihn 1801 wieder erneuert. Er besteht aus vier Classen. 5) Der St. Wladimirorden, ein Verdienstorden im weitesten Sinne des Worts, für Militär- und Civilpersonen, Ge-

lehrte, Künstler und überhaupt für alle, welche sich durch Talente oder irgend ein Verdienst auszeichnen, gestiftet von Catharina II. am 22sten Sept. 1782, vom Kaiser Alexander I. erneuert und erweitert 1801. Er besteht aus vier Classen und wird auch Ausländern zu Theil. 6) Der St. Annenorden, ein Verdienstorden für alle Stände, auch für Ausländer — gestiftet am 3ten Febr. 1736 vom Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp, und durch dessen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter III., nach Rußland gebracht. Er besteht ebenfalls aus vier Classen. — Ferner werden goldne Ehrendegen oder Säbel, mit oder ohne Diamanten, und mit der Aufschrift: für Tapferkeit, ertheilt. Auf einigen derselben ist noch die nähere Veranlassung zur Verleihung angegeben. Man rechnet, daß gegen 600 Officiere dergleichen Ehrendegen, und einige mehr als einen erhalten haben. — Endlich Medaillen, theils goldene am Bande des Georgenordens, blos für Officiere, theils silberne, welche für die Subalternen, und silberne, dem Georgenorden ähnliche Kreuze, welche für Unterofficiere, Soldaten und Matrosen bestimmt sind. — Der St. Johanniterorden, den Kaiser Paul I. am 15ten Jan. 1797 in Rußland herstellte, ist in dem kaiserlichen Hofalmanach von 1817 nicht erwähnt.

Russisch-deutscher Krieg von 1812 bis mit 1815. Zwischen Frankreich und Rußland hatte sich, so sehr auch die Zusammenkunft der Herrscher von beiden Ländern zu Erfurt, 1808, einen dauerhaften Frieden (zumal bei der geographischen Lage ihrer Staaten) zu verbürgen schien, schon seit 1809 gegenseitig Kälte erzeugt. Der geringe Antheil, den das äußerst langsam heranrückende Hülfsheer der Russen an dem Kriege gegen Österreich nahm, zeigte deutlich, daß seinem Befehlshaber von Petersburg aus politische Umsicht empfohlen war. Zugleich ward jeder russische Hafen den Engländern, wenn sie amerikanische Flagge aufsteckten, überall geöffnet, während die französischen Waaren streng verboten wurden. Dadurch fand sich Napoleon veranlaßt, gleichsam nur um seinen Handelsverboten gegen England Gewicht zu geben, sich der ganzen deutschen Nordseeküste zu bemächtigen, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, zu vertreiben. Rußland protestirte nachdrücklich hiergegen, und 5 russ. Divisionen nahmen bereits (1811) eine Stellung gegen Warschau hin ein; dagegen ließ Napoleon die Weichsel- und Oderfestungen in Belagerungsstand erklären, schickte große Truppenmassen dahin, und besetzte Schwedisch-Pommern, weil Carl XIII. von Schweden ein engeres Bündniß mit Frankreich ablehnte*). Die Reisen so vieler Fürsten und Könige, selbst des österreichischen Kaisers, nach Dresden, deuteten ebenfalls offenbar auf ein ungeheures Beginnen, obschon Napoleons Abreise von Paris, dem Moniteur zu Folge, nichts als eine Musterung der großen Weichsel-Armee beabsichtigen sollte. Vielleicht hoffte er selbst noch den Riesenkampf mit

*) Neuere Angaben aus glaubwürdiger Quelle widersprechen der gewöhnlichen Ansicht, und behaupten, der ursprüngliche Operationsplan der Russen sei offensiv, und bereits beschlossen gewesen, die Annäherung der Franzosen gegen die Oder als eine Kriegserklärung anzusehen, die russischen Heere in Preußen einrücken zu lassen, sich der Gesinnungen dieses Staats zu versichern und die Feindseligkeiten anzufangen. Politische Erwägungen, besonders auch die Lage Preußens, riethen, setzt man hinzu, zur Aufgebung dieses Plans.

Ehren nach seinen Ansichten abwenden zu können; wenigstens war deshalb der alte, gewandte, aber redliche Graf von Narbonne in das Lager des in seinen Rüstungen gleichfalls sehr thätig gewesenen Alexanders nach Wilna abgegangen. Denn wohl mochte ihm der immer hartnäckiger werdende Menschen und Geld verzehrende Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel als Hinderniß erscheinen; aber eines Theils berechnete er, daß sein fast auf eine Million steigendes Heer, das er durch eine neu errichtete 80,000 M. starke Nationalgarde gänzlich mobil machte, dem Kampfe hier und dort gewachsen sein könne, andern Theils verließ er sich auf eine große Masse von Hülfskräften, die ihm besonders der Rheinbund (100,000 M.) gewährte, und endlich auf das halb freiwillige, halb abgedrungene Bündniß mit Preußen und Österreich, welches ihm die beiden Flanken deckte, den Rückzug sicherte und zusammen 60,000 M. hergab. — So setzte sich denn, als Napoleons Gesandter unverrichteter Sache nach Dresden zurückkehrte, eine halbe Million Krieger, aus Deutschen, Italienern, Franzosen, in der Kriegsgefangenschaft gezwungenen Spaniern und Portugiesen, Polen ꝛc. mit mehr als 1200 Kanonen am Ende des Juni in Bewegung, um jenseit des Niemens und der Weichsel die Russen aufzusuchen. Diese nahmen in 3 Armeecorps eine Linie von Kiew, Smolensk, nach Riga ein. Die erste Westarmee, in Litthauen und Kurland, stand unter Barclai de Tolly, dem bisherigen Kriegsminister, der Wittgenstein unter sich hatte; die andere Westarmee befehligte der Fürst Bagration, zwischen Smolensk und Kiew. Ein Verbindungscorps leitete zwischen beiden als drittes Corps der General Doktorow. Übrigens hatte man Waaren, Archive schon längst ins Innere gebracht, Riga, Smolensk ꝛc. befestigt, und an der Düna ein verschanztes Lager angelegt. Napoleon, schon in der Nähe der russischen Grenze, machte noch einen diplomatischen Versuch, und sandte den Grafen Lauriston, der früher Gesandter in Petersburg gewesen war, zum Kaiser Alexander; aber die Gemüther waren zu entzweit, die Spannung zu groß, und Napoleon sagte in seiner gewöhnlichen Sprache: „die überwundenen nehmen den Ton des Siegers an. Das Verhängniß reißt sie hin. Ihr Schicksal möge erfüllt werden." — Den 24sten Juni passirte die Hauptmacht seiner Truppen den Niemen, indessen die übrigen tiefer unten über die Weichsel gingen. Die Russen wurden, da der Übergang *) dicht beim

*) Längs des Niemen stand bis Grodno die erste russische Westarmee, 6 Inf. und 2 Cav. Corps, 112,000 M. stark; die zweite Westarmee stand in der Gegend von Slonim, 4 Inf. und 1 Cav. Corps, 70,000 M. stark. Die Verbindung zwischen beiden machte Hetmann Platow mit 10,000 Kosacken bei Bialystock. Die Armee von Volhynien unter Tormassow bei Lutzk zählte in 2 Inf. und 1 Cav. Div. etwa 20,000 M. In Kurland deckte Riga der General Essen mit etwa 10,000 M. Eine Reserve ward vom General Miloradowitsch in Nowgorod, eine andere vom General Örtel in Smolensk gebildet. Außerdem standen 16,000 M. unter Steinheil in Finnland, welche späterhin, nebst der aus Petersburg nachkommenden 25sten Inf. Div. das Wittgensteinsche Corps verstärkten. Erst im Sept. vereinigte sich das jetzt noch mit den Türken beschäftigte 85,000 M. starke Heer Kutusows mit Tormassow. Überdies wurden bald nach dem Einbruche des Feindes Milizen in Moskau, Petersburg u. a. O. zur Ergänzung des Heeres gebildet; solche Milizen fochten bei Borodino und

Einfluß der Wilna geschah, und auch diese überschritten wurde, welche in ihrer linken Flanke floß, bis nach der Düna hin umgangen, von der zweiten Westarmee völlig getrennt, und entweder zu einer Hauptschlacht mit getheilter Kraft, oder zu einem schleunigen Rückzug gezwungen. Sie wählten den letztern, und opferten ihre großen Magazine auf, die ihrem rechten Flügel hatten Unterhalt schaffen sollen. — Wilna, vorher Alexanders Hauptquartier, ward nun das von Napoleon, der hier (ein bedeutender Nebenzweck dieses Krieges) Polens Wiederherstellung organisirte, und theils darum, theils aus dem Grunde hier weilte, weil es noch an Nachrichten von den Operationen des rechten Flügels unter Poniatowsky, Schwarzenberg und Regnier fehlte, welche unter dem Oberbefehl des Königs von Westfalen standen. Er hatte den Auftrag, die zweite Westarmee der Russen, von der ersten durch den Marsch nach Wilna getrennt, in dieser Trennung zu erhalten, und jede Vereinigung weiter rückwärts zu erschweren; was auch der Marschall Davoust, der sich links in der Flanke des Königs von Westfalen anschloß, so gut vollzog, daß das Corps des Generals Doktorow von der Bagrationschen Masse, wie von der Barclai de Tollyschen Westarmee getrennt, und fast schon umzingelt war, als ein 36stündiger Regen die Straßen unwegsam machte,

in den spätern Treffen mit, und mehrere Divisionen derselben befanden sich 1813 bei dem Heere in Deutschland. Der russische Feldzugsplan war dahin berechnet, dem entscheidenden Schlage durch Rückzug so lange auszuweichen, bis der Feind von seinen Hülfsquellen entfernt und durch die Märsche in verheerten Landstrichen geschwächt, das eigene Heer aber durch das Heranziehen aller indeß ausgebildeten Streitmittel so bedeutend verstärkt sein würde, daß ihm ein in der Schlacht entscheidendes Übergewicht nicht fehlen könnte. Die auf beiden Flügeln detachirten Corps sollten den vorrückenden Feind hindern, durch entsendete Truppen mehr Breite zu gewinnen, dem geschlagenen aber zum Verderben gereichen. Auch war dabei auf das nach Abschluß des Friedens mit der Pforte mögliche Eintreffen der Moldau=Armee gerechnet. Indeß veranlaßten örtliche oder persönliche Verhältnisse manchen Mißgriff in der Ausführung. Napoleons Kriegsplan war dagegen, mit seiner ganzen Macht die Russen zur Schlacht zu zwingen, sie nach der Niederlage aufzureiben, und, rasch nach der Hauptstadt vordringend, den Frieden vorzuschreiben. Schwächere Seitencorps sollten indeß seine Verbindungslinie mit Deutschland decken, des Feindes Hülfsquellen schwächen und denselben zu falschen Schritten verleiten. Allein der durch das Glück verwöhnte Feldherr beging den Fehler, den Krieg in Rußland, wie in der Lombardei, ohne Magazine führen zu wollen; er übersah, daß er das gewonnene Land immer nur in verhältnißmäßig geringer Breite beherrschte, und daher den Feind in dem Besitze seiner Hülfsquellen lassen müsse; er verrechnete sich endlich ganz in der Persönlichkeit seines Gegners. Doch benutzte er den Hauptfehler der Russen — die aus einander gedehnet Aufstellung der beiden Westarmeen — vortrefflich, indem er bei Kowno über den Niemen und rasch auf Wilna vorging. Hierauf verfolgte Murat die abgeschnittene erste Westarmee, die sich in das verschanzte Lager bei Drissa zurückzog. Macdonald drängte den General Essen gegen Mietau, Oudinot aber Wittgenstein über Wilkomirz zurück. Zwei Divisionen unter Kamensky wurden von der zweiten Westarmee getrennt, und zogen sich zu dem Corps in Volhynien.

und durch die plötzliche Kälte nach der entsetzlichen Hitze die durch Mangel aller Art entkräfteten Pferde der Franzosen zu Tausenden tödtete, so daß Doktorow mit mäßigem Verlust entkam. Die Vorsicht, Kühnheit und Tapferkeit des Fürsten Bagration, bei gänzlichem Mangel an militärischem Scharfblick von Seiten des westfälischen Königs, vereitelten ebenfalls die Plane gegen ihn; es glückte ihm sogar, auf seinem Rückzug die Polen in Romanow zu überfallen, und ein Corps von 6000 M. zusammenzuhauen, in Volhynien aber den General Tormassow stehen zu lassen, der dem französischen äußersten rechten Flügel nicht allein fortwährend die Spitze bot, sondern auch durch einen kühnen Zug in seine Flanke eine ganze Brigade der Sachsen in Kobryn gefangen nahm. Endlich gelang es ihm bei Mohilew, sich mit seiner ganzen Macht auf den Marschall Davoust zu werfen, der zwar einsichtsvollen Widerstand leistete, aber dennoch nicht ohne den größten Verlust entkommen sein würde, wenn nicht Bagration jeden Augenblick die Corps des Königs von Westfalen in seiner Flanke hätte fürchten müssen. — Als die Kunde von dem allen in Wilna eingegangen war, eilte endlich Napoleon seinen Truppen nach, die bereits an der Düna standen, wo sie die Russen in ihrem großen, verschanzten Lager beobachteten, und bedeutenden Verlust durch ihre Ausfälle erlitten hatten. Eine Schiffbrücke gewährte den Russen den Vortheil, nach Willkür auf dem einen oder dem andern Ufer der Düna ihre Hauptmassen aufzustellen. Das Lager war äußerst fest durch die Kunst, wie durch die Natur, da die Anhöhen des rechten Ufers das linke beherrschen. Napoleon ließ es jedoch auf der Straße von Poloczk umgehen, und da die frühern Folgen seines trefflich berechneten Durchschneidens der russischen Linie noch nicht gut gemacht, d. h. die beiden russischen Westarmeen noch nicht vereint waren, so blieb abermals den Russen nichts übrig, als mit der halben Kraft aufgerieben zu werden oder das Lager zu räumen, und nach dem Dnepr hinzueilen, wo sich Bagration anzuschließen hoffte. Nur der Fürst Wittgenstein blieb stehen, um die Straße nach Petersburg zu decken und die Einschließung Rigas zu hemmen. Das französische Hauptheer, mit Ausnahme zweier Corps unter dem Herzog von Reggio und Macdonald, die Riga blokirten, und die Straße nach Petersburg wegzunehmen suchten (was eine Menge blutiger, nichts entscheidender Kämpfe verursachte), ging nun theils über die Düna, theils längs derselben nach den wolgonskischen Höhen, das russische Heer verfolgend, dessen Nachtrab oft bedeutende Gefechte annahm, und namentlich vom 25sten bis 27sten Juli bei und hinter Ostrowno jeden Fuß breit Landes streitig machte. Nur der immer in die Mitte hereinbringende Marschall Davoust, der Bagrations und Barclai de Tollys Heer keilförmig aus einander hielt, zwang sie endlich doch, wiederum das Feld zu räumen, und nach Smolensk zu ziehen. — Hitze und Mangel aller Art wirkten indessen im französischen Heere so nachtheilig, daß es eine 10tägige Rast in diesem ziemlich fruchtbaren Landstriche machen mußte, während welcher sich endlich die beiden getrennten russischen Heere unter den Mauern von Smolensk vereinten. Diese gingen nun sogleich zum Angriff über *). Sie über-

*) Nach der oben erwähnten (russischen) Quelle war bei Smolensk nur die erste Armee im Kampfe, da die zweite sich gleich nach der Vereinigung in Eilmärschen nach Dogorobusch gezogen und hinter sich den Weg nach Moskau gedeckt hatte. Nach dem Treffen vereinigten sich beide, troz der Anstrengungen des Feindes, zum zweitenmal.

fielen mit 12,000 M. Reiterei den General Sebastiani am 8ten Aug., und warfen ihn eine halbe Stunde mit Verlust zurück. Am 17ten setzte sich die Hauptmasse selbst in Bewegung, dem französischen Heer die Spitze zu bieten, das bereits am 10ten aufgebrochen war, wo möglich eine Hauptschlacht zu liefern. Als Napoleon seine Versuche, den russischen rechten Flügel zu umgehen, vereitelt sah, ließ er seinen rechten Flügel über Orsza unter Poniatowsky in Geschwindmärschen heraneilen, um die Russen von Moskau abzuschneiden. Dagegen eilte Bagration, diese Straße festzuhalten, und Barclai de Tolly suchte den Feind so lange ab- und aufzuhalten als möglich. Das alte, ehemals sehr feste Smolensk, und die ganze Stellung am Dnepr, begünstigten dies in so weit, daß die Franzosen erst um Mitternacht, nach einem Verlust von vielen Tausenden, dieses Bollwerk am 17ten einnahmen, nachdem es größtentheils eine Ruine geworden war. Hätte sich der Herzog von Abrantes während dieser Schlacht nicht verirrt, so hätte er Barclai de Tollys Heer im Rücken genommen, und die Niederlage der Russen entschieden. Das französische Heer war nun im Besitz der Straße nach Moskau, und bildete ein Dreieck, mit der linken Spitze vor Riga, mit der rechten am Bug, und mit der vordersten am Dnepr, in Smolensk; links und im Rücken war es leidlich, aber äußerst schlecht auf der rechten Flanke basirt, wo die Tormassowsche Division immer Neckereien verübte. — Schon den 19ten August rückte Napoleon von Smolensk den Russen nach, deren Nachhut bei Volontina dem französischen Vortrab unter Marschall Ney die Stirn bot. Schon war ihr der Herzog von Abrantes, der des zurückgeschickten Hieronymus von Westfalen Stelle einnahm, in den Rücken gekommen, als der Kern der russischen Hauptmacht zu ihrer Unterstützung heraneilte; dadurch gelang es ihr, den 10 Stunden langen Engpaß, wiewohl mit großem Verlust, zurückzulegen. Rastlos ging das russische Heer zurück, und brannte alle Städte, durch die es zog, nieder. Eben so rastlos folgten die immer mehr durch Mangel und Clima leidenden Truppen Napoleons. Indessen mußte Barclai de Tolly den Oberbefehl dem greisen Kutusow abtreten, der im eben geendigten Türkenkriege neue Lorbeeren geerntet hatte. Durch Landwehrtruppen und Reserven verstärkt, beschloß er, 15 Meilen von Moskau, in einer festen Stellung, die so gut, als die Zeit es zuließ, verschanzt war, den Feind zu erwarten. Am 5ten Sept. lagerten sich die Franzosen gegenüber. Am 6ten wurde bereits eins der Außenwerke vom russischen Lager nach dem furchtbarsten Gemetzel genommen, und am 7ten mit Aufgang der Sonne begann die blutigste Schlacht in diesem Kriege, wo die einen kämpften, allen Entbehrungen und Leiden durch einen Hauptschlag endlich ein Ziel zu setzen, die andern, das Vaterland zu vertheidigen und die Hauptstadt zu retten. — Das russische Heer stand bei Mosaisk, zwischen der Moskau und dem Kalugabach, den waldige Höhen umgaben. Eine furchtbare Schanzenreihe sicherte ihre Fronte. In beiden Heeren hatten die Feldherren durch Reden und Ermunterungen den Geist der Tapferkeit erhöht. In beiden wetteiferten Gemeine und Führer. Montbrun, Caulaincourt blieben auf französischer, Bagration auf russischer Seite. Die Russen schätzten ihren Verlust auf 25,000 Mann, 10,000 gestanden die Franzosen ein; die Zahl der Verwundeten läßt sich nicht bestimmen. Und dennoch war die Schlacht nicht entschieden. Denn obschon die Russen im Mittel durch die unerschütterliche Beharrlichkeit von Ney und dem Vicekönig durchbrochen wa-

ren, so blieben sie doch rechts und links Meister ihres Schlachtfeldes, und konnten, ohne bedeutenden Verlust an Geschütz, noch weniger an Gefangenen zu erleiden, sich nach Moskau zurückziehen, da Napoleons Heer erst nach zwei Tagen Erholung in zwei großen Abtheilungen nachfolgen konnte, wovon die eine die Russen in die Flanke zu nehmen bestimmt war. Kutusow wagte es nicht, noch eine Schlacht vor Moskaus Thoren zu liefern. Er zog sich hindurch, und gab es den Flammen und den Franzosen preis, die noch in der menschenleeren Einöde mit einem Haufen Mordbrenner um den Besitz des Kreml, und dann mit den Flammen um den der zusammenstürzenden Paläste und zerstreuten Vorräthe der ihnen so nöthigen Bedürfnisse jeder Art kämpfen mußten. — Aus Besorgniß verließ Napoleon den Kreml und bezog ein Landhaus vor Moskau. Die Stadt ward der Zerstörung geweiht, und alle Hoffnung, die man auf ihren Besitz gegründet hatte, war vereitelt. Kutusow stellte sich durch einen Flankenmarsch südlich davon auf, und drohte, die Verbindung der Franzosen mit ihrer Basis an der Weichsel jeden Augenblick zu unterbrechen. Seine Kosacken streiften nach Smolensk hin. Wereja, südlich von Moskau gelegen, gleichsam ein schützender Posten für die Franzosen, ward von ihm durch Überfall am 29sten Sept. erobert. Nichts konnte das französische Heer retten, als schleuniger Rückmarsch oder Friede. Zum letztern machte sich Napoleon um so mehr Hoffnung, da er zum erstern zu stolz war. Mit jedem Tage stieg das Elend seines Heeres, zumal da die geretteten Vorräthe mehr verschwendet als benutzt wurden, und das Fouragiren mitten unter den russischen zusammenlaufenden Bauern und Kosacken immer verderblicher ward. Als Kutusow endlich von allen Seiten durch Landmilizen, deren Aufgebot Alexander im Sommer selbst geleitet hatte, und Kosacken in eben dem Maße verstärkt war, als das französische Heer verlor (man berechnet den Abgang in Moskau durch Hunger, Meuchelmord, Überfälle der Marodeurs ꝛc. auf 40,000 M.), legte er die bisherige Maske der Friedensunterhandlungen so schnell ab, daß er am 17ten Oct. unter dem General Bennigsen ein starkes Corps bei Tarutina über die dies nicht vermuthenden Franzosen, von Sebastiani befehligt, herfallen ließ, und sie mit großem Verlust an Todten, Gefangenen und Geschütz zurücktrieb. — Nun that Napoleon aus Noth, was er vier Wochen früher freiwillig hätte thun sollen: er räumte Moskau und suchte nach Smolensk zurückzukommen*). Bei Malo-Jaroslawetz kam es zwischen einem Theile seines Heeres und den heranrückenden Russen zu einem lebhaften Treffen, durch das die französische Hauptmasse einen Tagemarsch gewann. Allein mit jedem Augenblick ward der Mangel an Cavallerie ihrer Seits immer fühlbarer, während die Russen mit der ihrigen Überfälle auf Überfälle unternehmen konnten. Die französischen Colonnen mußten daher immer gedrängter marschiren; dabei war das Land eine Wüste, und der Mangel aller Art löste bereits die Bande des Gehorsams, als nun auch der strenge Winter die Wege mit Eis und Schnee bedeckte, Pferde und Menschen zu Tausenden vernichtete, und die Russen immer zahlreicher angriffen. — Unter tausend Opfern war Smolensk (d. 12ten Nov.) erreicht. Allein umsonst hatten alle Heerestrümmern

*) Napoleon gewann durch die anfängliche Richtung gegen Kaluga einen Marsch vor Kutusow; allein nach dem unglücklichen Treffen bei Malo-Jaroslawetz (24sten Oct.) blieb sein Heer auf die große Straße nach Smolensk beschränkt.

gehofft, hier Ruhe, Nahrung, Kleider zu finden. Der Friede mit der Pforte hatte der Moldauarmee der Russen unter Admiral Tschitschakoff erlaubt, gerade auf Napoleons Verbindungslinie hinaufzugehen. Er ließ nämlich einige Streitkräfte zurück, um die Österreicher und Sachsen in Volhynien zu beschäftigen, und ging mit dem übrigen Heere auf die Beresina los, wo er sich mit Wittgenstein an der Düna zu vereinigen suchte, um so Napoleon gänzlich abzuschneiden *). Also mußte das französische Heer schon den 13ten Smolensk verlassen, und mit dem Verluste zweier ganzen Corps, von Davoust und Ney, bei einer Kälte von 12—18 Grad, ohne andere Nahrung, als die zu Tausenden niederstürzenden Pferde gewährten, eilen, dem nördlich und südlich zusammeneilenden Feind zuvorzukommen. Kutusow hätte dies vielleicht vereiteln können, allein er stellte nach dem bei Krasnoi (seitwärts von Smolensk liegend) gelieferten Treffen (18ten Nov.), aus jetzt noch nicht genug bekannten Ursachen, seine Verfolgung ein, und Napoleon war sogar so glücklich, von der Düna her frische Truppen sich entgegenkommen zu sehen, die besonders die gänzlich vernichtete Cavallerie wenigstens in etwas ersetzten; und durch diese unter Bellunos, Reggios und Dombrowskys Anführung

*) Hier konnten die beiden Flügelarmeen der Russen entscheidend eingreifen. Die von Napoleon bei Poloczk zurückgelassenen Truppen hatte nämlich Wittgenstein, nachdem er durch das finnländische Corps verstärkt worden war, den 18ten Aug. an der Drissa so geschlagen, daß sie über die Düna zurückgehen mußten. Doch gelang es ihnen, sich am 30sten Oct. bei Czasnicki mit dem 9ten Corps zu vereinigen, und am 15ten Nov. Wittgensteins Angriff bei Smoliani zurückzuweisen. Nun aber wandte sich dieser, statt dem auf Nataliezi marschirenden Gegner immer nachzudringen, gegen Baran, wodurch er das Corps von Tschitschakoff an der Beresina seinem Schicksal überließ. Während jener Kämpfe an der Drissa hatte die Armee von Volhynien den 27sten Juli bei Kobryn eine sächsische Brigade gefangen genommen, war aber den 12ten August von dem vereinigten österreichisch-sächsischen Corps bei Poddobna geschlagen und bis Luzk hinter dem Styr zurückgeworfen worden. Allein durch die Donau-Armee um das Doppelte verstärkt, nöthigte sie jene Corps bald zum Rückzuge, worauf ihr Heerführer, Admiral Tschitschakoff, den Gen. Sacken mit 25,000 M. bei Brzesc zurückließ, und den 27sten Oct. von da in der Richtung nach Minsk in den Rücken des französischen Hauptheeres abmarschirte. Jene beiden Corps wollten ihn aufhalten, wurden aber selbst von Sacken unablässig verfolgt, und als sie diesen den 16ten Nov. bei Wolkowisk geschlagen und bis hinter Brzesc zurückgetrieben hatten, gelang es Tschitschakoff, welcher Wittgenstein bereits durch den Obersten Czernitscheff von seinem Marsche hatte in Kenntniß setzen lassen, den 16ten Nov. in Minsk einzutreffen; hier rastete er drei Tage, eroberte den 21sten Borissow, verlor es aber den 23sten wieder, und breitete sich am 26sten dem Feinde gegenüber an der Beresina aus; die russische Hauptarmee war an diesem Tage noch an den Ufern des Dnepr. Jetzt hätte Wittgenstein sich an Tschitschakoff anschließen sollen; allein er verfolgte am 27sten die Division Partonneaux vom 9ten Corps, nahm sie zwar gefangen, aber unterdessen bewerkstelligte Napoleon, obwohl mit großem Verluste, den Übergang über die Beresina, welchen Tschitschakoff nur erschweren, nicht aufhalten konnte.

verstärkt, glückte es ihm, den Admiral Tschitschakoff über den wahren Übergangspunct über die Beresina zu täuschen, und diese selbst, jedoch mit Verlust von 20,000 Menschen und des meisten Heergepäcks und Geschützes, den 28sten Nov. zurückzulegen. — Aber der Weg nach Wilna, den man einschlug, war noch sehr weit, und die bei dem schrecklichsten Mangel mit jedem Tage steigende Kälte brachte die Unordnung, das Elend und die Verzweiflung aufs höchste. Acht Meilen von Wilna verließ Napoleon die Trümmer seines Heeres, und eilte im strengsten Incognito über Warschau und Dresden nach Paris. Marschälle, Officiere hohen und niedern Standes folgten dem Beispiele des Kaisers. Keine Compagnie hielt mehr zusammen. Alles suchte nun das Leben, und wo möglich fremde Beute, oder die den Cameraden abgenommen war, zu retten. Noch in Wilna wurden die letzten Reste überfallen, und nach dem Niemen zu getrieben, hinter dem sie sich dann nach allen Richtungen zerstreuten, und die Pest, wohin sie kamen, mit sich brachten. Vom ganzen Heere, das den Niemen im Junius überschritt, kam fast nur das kleine preußische Corps zurück, das sich aber durch eine Capitulation rettete, und unter York unmittelbar den Russen anschloß. Auf eine ähnliche Art entgingen auch die Österreicher und Sachsen, bis auf Warschau zurückgedrängt, der allgemeinen Niederlage. — Die Capitulation, welche York, der preußische General, am 29sten Dec. mit den Russen abschloß, war das Zeichen zum Erwachen des preußischen Volks, das seit 5 Jahren auf eine beispiellose Art von Napoleon verhöhnt, gedemüthigt und gemißhandelt worden war. Der König ging von Potsdam nach Breslau ab, und rief schon am 2ten Febr. 1813 alle Wehr= und Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Noch gab er den Zweck nicht an, allein sein Volk verstand ihn, und mit nie gesehener Begeisterung kamen aus allen Gegenden Tausende nach den Sammelplätzen; Tausende, zu alt zum Kampf, gaben den letzten Sparpfennig. Vergebens hatten sich die Franzosen durch ihre letzten Reserven, durch in Eil zusammengeraffte Truppen an dem Pregel, an der Weichsel, an der Oder zu halten gesucht. Die Russen drangen zwar langsam, aber mit Übermacht auf allen Puncten vor, und der Vicekönig von Italien, welchem Napoleon den Oberbefehl übergeben hatte, konnte nichts thun, als mit möglichst geringem Verlust hinter die Elbe zurückgehen. Es war den 8ten März, als er nach dem letzten Gefechte über dieselbe sich zurückzog. — So schrecklich nun auch Napoleons Verlust an Menschen und Geschütz ꝛc. gewesen war, so bot ihm doch Frankreich, in Verbindung mit dem Rheinbunde, so große Hülfsmittel dar, daß er ungefähr um dieselbe Zeit im Stande war, sein neues Heer, fast aus bloßen Neulingen bestehend, über den Rhein gehen zu lassen. Inzwischen hatte sich alles in jedem Betracht geändert. Österreich war neutral, der Rheinbund ohne Kräfte und ohne Willen, im nördlichen Deutschland fast allgemeiner Volksaufstand; längs der Elbe und bis an die Weser bedurfte es nur einiger Zeit, um das Volk zu bewaffnen, das hier wüthender als in vielen andern deutschen Ländern war, weil es unmittelbar und stärker von der französischen Herrschaft gedrückt worden war. Napoleon verkannte die Gefahr nicht, und eilte, die nöthigsten Streitkräfte nach den bedrohtesten Puncten hinzusenden. Zum Glück für ihn, waren die Preußen und Russen nicht im Stande, von dem geringen Widerstande, den sie fanden, den vollen Vortheil zu ziehen. Die Kräfte der Russen waren ziemlich erschöpft, die der Preußen

mußten erst gebildet werden; die Einschließung der Festungen an der Oder und Weichsel hatte viel Infanterie weggenommen; Kutusow zeigte wenig Ernst für Deutschlands Befreiung, und wollte sie nicht von Sachsen aus, sondern an der Unterelbe versucht wissen; man verlor die Zeit durch Unterhandlungen mit Sachsens König, welcher noch zögerte, während Kutusow krank ward, und in Bunzlau starb. — So konnte der Vicekönig zeitig genug die Überbleibsel des Heeres unter den Wällen Magdeburgs vereinigen, und selbst gegen Berlin vordringen, was zu dem an sich nichts entscheidenden Treffen bei Leitzkau (5ten April) Anlaß gab, während Vandamme und Davoust, zwischen der Weser und Unterelbe die Volksgährung mit eiserner Hand unterdrückten, und die Stadt Hamburg bedrohten, die ihr Joch am muthigsten abgeschüttelt hatte, als durch den kühnen Tettenborn das ganze rechte Elbufer von den Franzosen gereinigt worden war. Das verbündete Heer, kaum 70,000 M. stark, sah jetzt ein fast doppelt so starkes von Franzosen gegen sich. Napoleons Heerhaufen schlossen sich denen des Vicekönigs an, der südlich längs der Saale herunterzog, und diese bei Wettin überschritt, während Napoleon sie bei Jena passirte. Schon am ersten Tage des Mais drängte er auf die Elbe hin. Die Preußen und Russen sahen sich in Gefahr, von Merseburg aus über Leipzig von ihr abgeschnitten zu werden, und entschlossen sich zu einer Schlacht, die (2ten Mai) bei Großgörschen, unweit Lützen, gegen Mittag ihren Anfang nahm, und keinen andern Zweck hatte, als Napoleon, der nach Leipzig vordrang, mit dem linken Flügel zu umgehen, ihn von der Saale abzuschneiden und mit dem rechten in seine Flanke zu fallen. Allein er hatte diese durch vorgeschobene Abtheilungen in den Dörfern Großgörschen, Kaja u. s. w. wohl gedeckt. So unvermuthet der Angriff war, so widerstanden ihm die Franzosen doch tapfer. Napoleons Hauptmassen, in große Vierecke vertheilt, wiesen theils alle Angriffe ab, theils wurden sie bald wieder Herren der entrissenen Vortheile. So drehte sich im schrecklichen Gemetzel der Kampf in den Dörfern bis zum dunkelnden Abend, wo der Vicekönig, Napoleons Vortrab nach Leipzig bildend, ankam, um den Verbündeten in die rechte Flanke zu fallen. Dies nöthigte sie zum Rückzuge in ihre alte Stellung, die sie am 3ten Mai, von Napoleon nicht verfolgt, ohne Verlust an Geschütz, aber mit großem Verlust an Todten und Verwundeten (gegen 15,000), der jedoch dem französischen fast nachstand, nach der Oberelbe sich zurückziehend, verließen. Scharnhorst und Blücher waren verwundet; der Prinz von Homburg blieb. Die Franzosen hatten Tags zuvor den Marschall Bessieres eingebüßt. (S. **Lützen**.) — Napoleon folgte den Verbündeten auf dem Fuße nach, ohne aber, beim Mangel an Cavallerie, die noch zurück war, ihnen viel Abbruch thun zu können. Am 8ten Mai bereits war er Herr von Sachsen und der Elbe, da Dresden geräumt, Torgau vom General Thielemann geöffnet und Wittenbergs Belagerung aufgehoben werden mußte, Sachsens König mußte von Prag zurückkommen, und Napoleon ging nun in die Lausitz, wo die Verbündeten, durch ein Corps von 17,000 M. unter Barclai de Tolly verstärkt, bei Bautzen hinter der Spree in einer festen Stellung ihn erwarteten. Aber auch Napoleon hatte von den Rheinbundsfürsten und aus Frankreich neue Kräfte an sich gezogen, und so begann am 19ten Mai die Einleitung zu einer zweiten Hauptschlacht, die den 20sten und 21sten bei und hinter Bautzen geliefert, und durch das Umgehen des rechten Flügels der Verbündeten zu ihrem Nachtheil

entschieden wurde, so daß sich das ganze preußisch-russische Heer nach Schlesien gegen Schweidnitz zurückzog, und die Franzosen, obschon mit vielfachem Verlust, besonders bei Görlitz, wo Duroc und zwei andere Generale blieben, und bei Haynau, bis Breslau vordrang. — Ein Waffenstillstand, der am 4ten Juni durch östreichische Vermittlung in Napoleons Hauptquartier zu Stande gebracht wurde, endigte jetzt den Kampf, und erlaubte den Franzosen, Herren der Oder bis zum Eintritt ins sächsische Gebiet, und der ganzen Elbe bis zu ihrem Ausflusse zu bleiben; den Verbündeten aber, ihre Verstärkungen an sich zu ziehen, die Ankunft des Kronprinzen von Schweden, der thätigen Antheil gegen Napoleon nahm, zu erwarten, Österreich Zeit zu verschaffen, entweder seine Rüstungen zu vollenden und Partei gegen Napoleon zu nehmen, oder einen Frieden zu vermitteln, der auf einem in Prag zu eröffnenden Congresse verhandelt werden sollte. — Napoleon that hier den ärgsten Mißgriff. Er hatte vom Waffenstillstande keinen andern Nutzen als den, daß eine Menge kühner Parteigänger, die in seinem Rücken umherschwärmten, bis zum 12ten Juni über die Elbe zurückkehren mußten (eine Bedingung, deren Vernachlässigung das vornehmste Corps derselben, die Lützowsche Freischar [s. d. Art.], durch den berüchtigten Überfall bei Kitzen büßte), und daß er Hamburg behaupten konnte, das von so vielen Freunden, Dänen, Schweden, Preußen, Russen, Engländern unterstützt, am Ende von allen verlassen, bereits am 2ten Juni von den Franzosen unter dänischer Vermittlung besetzt worden war. — Der Congreß in Prag nahm spät seinen Anfang, und führte zu nichts, weil es keinem Theile mit Ernst darum zu thun war. Preußen und Rußland machten Bedingungen, wie Nationalehre und Unabhängigkeit sie forderten; Österreichs Vermittlung war Napoleons Stolze entgegen, seine bisherige Neutralität galt ihm für Untreue an dem vorjährigen Bündniß. So ward der Congreß in dem Augenblicke aufgelöst, wo er eigentlich erst beginnen sollte. — Der Krieg begann mit dem 17ten August fürchterlicher als vorher. Österreichs Theilnahme am Kriege hatte Napoleon schon nach der lützener Schlacht geahnt, und deshalb den Vicekönig mit vielen Officieren und Unterofficieren nach Italien gesandt, um dort ein Heer zu bilden. Aus demselben Grunde mußte Baiern seine Streitkräfte am Inn aufstellen. An diese schloß sich ein Corps Eliten, vorzüglich Cavallerie, die aus Spanien gekommen war. Die Hauptmassen aber standen, von Seiten Napoleons an der Oberelbe, Mittelelbe und bei Hamburg, von Seiten der Verbündeten in Böhmen und in Schlesien, ohne die großen Corps, welche Berlin deckten, und die Unteroder gegen Davoust sicherten. Die Verbündeten waren vorzüglich seit der Zusammenkunft in Trachenberg (9ten, 10ten, 11ten Juli) übereingekommen, Napoleons beide Flanken, insbesondere seine rechte von Böhmen aus, zu umgehen, und ihm seine Grundlinie abzuschneiden. Deswegen zog sich Blücher unmittelbar zurück, als Napoleon gegen ihn vordrang, während das Hauptheer unter der Anführung des Fürsten Schwarzenberg in Sachsen einbrach, Dresden umzingelte, das in der Waffenstillstandzeit befestigt worden war, und es eben zu nehmen Hoffnung hatte, als Napoleons Heermassen aus der Lausitz, nach den angestrengtesten Märschen, anlangten, und nicht allein den Sturm auf Dresden (s. d. Art.) abschlugen, sondern auch den Verbündeten eine Niederlage beibrachten, welche, da ihnen die Hauptstraßen nach Böhmen abgeschnitten worden, und alle Nebenwege ver-

dorben waren, die Vernichtung des ganzen Heeres herbeigeführt haben würde, wenn von dem Augenblicke an nicht Napoleons bisheriger Glücksstern für immer hätte verbleichen sollen. — Diese Schlacht bei Dresden am 26sten und 27sten August, wo Moreau (s. d. Art.) tödtlich verwundet ward, war sein letzter Triumph. Die Freude darüber raubten ihm schon die Niederlage Vandammes bei Culm (30sten Aug.), die gleichzeitige seines Heeres unter Macdonald in Schlesien, die harten Schläge bei Großbeeren (23sten Aug.) bei Belzig, und die Niederlage bei Dennewitz (5ten Sept.), die Ney erlitt. Dazu kam der Mangel aller Art in dem erschöpften Sachsen, und der Jammer in den Hospitälern, wo Tausende an Ruhr und Fiebern starben. Endlich vereinte sich durch einige schnelle, gut verdeckte Märsche Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden an der Elbe, indem er ein französisches, den Übergang bei Wartenburg beobachtendes Corps unter dem Grafen Bertrand überfiel und sich zwischen der Mulde und Elbe aufstellte. Napoleon brach gleich, als er dies hörte, von Dresden (7ten Oct.) dahin auf, und hoffte, beide einzeln zu erdrücken. Sie waren aber schon über die Mulde nach der Saale vorgegangen. Auch die große böhmische Armee war bereits in seiner rechten Flanke vorgedrungen. Ihre und Blüchers Streifparteien trafen schon einander in seinem Rücken, und der General Thielemann, der Sachsens Kiegsdienste mit russischen vertauscht hatte, befreite Gefangene, nahm ganze Scharen französischer Ausreißer, und lieferte mehrere Gefechte zwischen der Elster und Saale, die fast alle für die Franzosen nachtheilig abliefen. Mit ihm wetteiferte, von der entgegengesetzten Seite, der kühne Czernitscheff, der mit seinen Kosacken so rasch nach Cassel vordrang, daß er das Königreich Westfalen für aufgelöst erklären konnte, ehe noch die nun folgende Hauptschlacht entschieden hatte. — Napoleon ging, nach einigen Bewegungen auf dem rechten Elbufer, die Berlin zu bedrohen schienen, mit seinem Hauptheer nach Leipzigs Ebene, wo er mit den Garden am 14ten Oct. eintraf, als bereits Schwarzenberg eine Recognoscirung gegen den König von Neapel, der den linken Flügel Napoleons von Dresden herunter gebildet hatte, begann, die sich in ein heftiges Reitergefecht bei Liebertwolkwitz auflöste. Unterdessen hatte Augereau ein trefflisches Reservecorps herbeigeführt; auch hatten gegen 14,000 in Erfurt neu organisirte Ausreißer sein Heer verstärkt, und da er wahrscheinlich in der Meinung stand, durch seine jenseit Wittenberg gemachten Bewegungen den Kronprinzen und Blücher irre geleitet und Zeit gewonnen zu haben, der großen böhmischen Armee allein eine Hauptschlacht zu liefern, so säumte er nicht, dieser in der weiten Ebene bei Leipzig, zwischen der Pleiße, Elster und Parthe, entgegenzugehen. — Es war den 16ten October früh um 9 Uhr, als der Kampf in Süden von Leipzig entbrannte. Napoleon hatte seinen rechten Flügel unter Poniatowsky an die Pleiße gelehnt, alle Dörfer, von Konnewitz hinauf an dieser gelegen, stark besetzt. Sein Mittel stand bei Wachau. Der linke Flügel lehnte sich an die Höhen der Parthe. Fürst Schwarzenberg suchte den rechten Flügel zu umgehen, allein alle Anstrengungen dazu waren umsonst, weil Napoleon im Mittel solche Fortschritte machte, daß alle Reserven, die die erstere Bestimmung hatten, für die Verstärkung dieses verwendet werden mußten. Die Schlacht wurde nach mörderischen Angriffen auf beiden Seiten so entschieden, daß Napoleon im Mittel und linken Flügel einiges Terrain erobert hatte. Noch entschiedener hatte der Graf

Bertrand einen Versuch der böhmischen Armee zurückgewiesen, sich des Engpasses von Lindenau und somit der ganzen Rückzugslinie Napoleons, vielleicht der Stadt Leipzig selbst, zu bemächtigen. Desto unglücklicher war aber der Herzog von Ragusa bei Möckern gewesen, wo er im Norden von Leipzig eine weite Linie besetzte, und wohl wider Erwarten vom General Blücher mit dem größten Ungestüm angegriffen, nach hartnäckigem Widerstand auf seinem linken Flügel gänzlich geschlagen, und in Unordnung nach Gohlis zurückgetrieben ward. — Napoleon unterhandelte am 17ten durch den gefangen genommenen Grafen Meerveldt um freien Abzug und Waffenstillstand. Beides fand um so weniger Gehör, weil die Verbündeten nun über ihre Schritte gemeinschaftlich einverstanden sein konnten, indem der Kronprinz von Schweden mit 80,000 M. an Blüchers Seite eintraf, und der General Bennigsen mit fast eben so viel jeden Augenblick von Grimma erwartet wurde. So ward den 18ten Oct. die furchtbarste Hauptschlacht bei Leipzig geliefert; die Franzosen fochten, obschon mehr für die Ehre und den Rückzug, der schon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Verzweifelte. Ihr Mittel, ihr rechter Flügel stand von Probstheyda nach Konnewitz unerschütterlich. Der linke, in Schönfeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Übertritt der Sachsen und Würtemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren, und nur die unerklärliche Sorglosigkeit Napoleons am 19ten Oct. verwandelte den geordneten Rückzug am Ende in eine schreckliche Flucht und allgemeine Niederlage der Nachhut (s. Leipzig, Schlacht bei). — Diese Schlacht befreite Deutschland. Schon am 8ten Oct. hatte Baiern dem Rheinbund entsagt, und sich mit Österreich vereinigt. Alle deutsche Fürsten folgten diesem Beispiele, mit Ausnahme des durch seine Gefangennehmung in Leipzig daran verhinderten Königs von Sachsen, des fliehenden Hieronymus von Westfalen, und des gleichfalls davon eilenden Fürsten Primas. Mit Verlust vieler Tausende an Gefangenen und Dienstunfähigen mußte Napoleon, überall angegriffen oder geneckt, den Rhein zu gewinnen suchen, um darum den schon bei Hanau (s. d.) stehenden Baiern und Österreichern ein blutiges Treffen liefern (31sten Oct.), das ihm den Weg bahnte. — Die Verbündeten machten am Rheine Rast, um die Kräfte, die jetzt das freie Deutschland aufbot, mit denen, welche England und das sich selbst befreiende Holland hergaben, und welche ihnen bereits selbst zu Gebote standen, zu vereinigen. (Alle im J. 1814 gegen Napoleon aufgebotene Massen zählten 1,208,000 M.) Das Einzige, was noch an Napoleons Macht erinnerte, waren die Festungen an der Weichsel, Oder, Elbe rc., in denen jedoch seine besten Truppen, von aller Hülfe abgeschnitten, endlich dem Mangel und Elend unterlagen, oder sich ergeben mußten. Selbst die Dänen, durch harte Bedingungen, die ihnen England und Schweden im Frühjahr 1813 vorlegten, zu dem engsten Bunde mit Napoleon genöthigt, mußten dem Kronprinzen von Schweden im Frieden zu Kiel alles bewilligen, was sie früher nicht freiwillig thun wollten. — Als nun das J. 1814 begann, und der Rhein vom 1sten Jan. an fast aller Orten überschritten war, da ließ sich bei solcher Übermacht leicht voraussehen, daß Napoleon um so weniger in der Länge würde widerstehen können, als er in Frankreich nur als Günstling des Glücks geliebt, als Despot verhaßt, vom Senat und Volk nur gefürchtet war. Zwar hatte er gleich nach seiner Rückkunft alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, und die Gefahr, die Frankreich drohte, fast noch grö-

ger, als sie war, vorgestellt, um die unerhörten Anstrengungen, die schon 1811 und 1813 gemacht worden waren, noch einmal zu wiederholen. Allein das Schlimme bei der Sache war, daß auch die spanischen Angelegenheiten die ungünstigste Wendung genommen hatten; daß Marschall Jourdan in der Schlacht von Vittoria 1813 von Wellington völlig geschlagen, und mit Verlust des ganzen Geschützes bis an den Ebro getrieben war; daß seitdem Soult und Suchet nur mit Mühe den Feind vom französischen Boden selbst abhielten, daß also auch dahin neue Streitkräfte gesendet werden mußten. — Zum erstenmal wagte es daher selbst der Senat, schüchtern wenigstens, Frankreichs Elend vorzustellen, als ein Decret Napoleons nach dem andern beinahe eine halbe Million neuer Conscribirten von den Jahren 1807—1814 auszuheben, Cohorten von Nationalgarden zu errichten, und vier Reserveheere zu bilden befahl. Aber noch lebhafter sprachen die Abgeordneten Lainé und Raynouard im gesetzgebenden Körper; und je mehr Frankreich vorher in der That erschöpft, je unwilliger alles über den ungeheuern Menschenverlust gewesen war, desto schwerer hielt es nun, da es der Selbstvertheidigung galt, die Hunderttausende, die dazu nöthig waren, aufzubringen und mit Geschütz, Pferden und andern Bedürfnissen zu versehen. — Die Verbündeten fanden daher auch jenseits des Rheins, von der Schweiz an bis nach Holland hinunter, das meist freiwillig von den Franzosen geräumt war, unerwartet geringen Widerstand. Fast ohne allen Blutverlust konnten sie sich des Juragebirges bemächtigen, ihren linken Flügel mit dem österreichisch-italienischen Heere, das, vom General Hiller befehligt, den Vicekönig von Tirol aus abzuschneiden gedroht, und bis an die Etsch zurückzugehen gezwungen hatte, in Verbindung setzen, sich aller Pässe nach Italien, der Stadt Genf, der Übergänge über den Simplon und Bernhard bemächtigen, und bereits am 9ten Jan. eine neue Linie von der Seine links, von der Maas rechts gedeckt, in Elsaß, Lothringen, Zweibrücken 2c. mit Ausnahme der blokirten Festungen, beziehen. — Napoleon hatte umsonst eine Art Landsturm (Aufstand in Masse) aufgeboten. Diese Maßregel, die in der Revolution Wunder that, wirkte diesmal sehr wenig, da das Elend und der Haß gegen ihn das Gefühl der Nationalehre betäubten. Nur in wenigen Gegenden, und erst später, als die Ausschweifungen des nicht immer gebändigten, von Nationalhaß erbitterten Feindes dazu Veranlassung gaben, zeigten sich davon die Spuren, die dem Ganzen keine neue Wendung zu geben vermochten. Man nahm beim weitern Vorrücken die Saar, die Mosel, die Ardennenpässe fast ohne Schwertstreich. Nirgends hatte ein französischer Feldherr Kräfte genug, die wichtigsten Puncte gegen die Übermacht zu halten, und man hoffte in der Mitte des Februars sicher in Paris einzurücken, als Napoleon, der es den 25sten Jan. verließ, und zu dem mit aller Mühe an der Aube gesammelten Heere ging, vom 27sten Jan. an bis zum 3ten Febr., eine Reihe Gefechte lieferte, die mit der Schlacht bei Brienne am 1sten Febr. ein Ganzes ausmachten. Napoleon verlor diese Schlacht, nachdem sein 70,000 Mann starkes Heer den verzweiflungsvollsten Widerstand geleistet hatte, den er, keine Gefahr achtend, aller Orten selbst leitete, und ließ 73 Kanonen, 12,000 Gefangene zurück, um sich, wie es schien, über Troyes zurückzuziehen. — Indessen veranlaßte die Eile, mit der man von diesem ersten Siege auf Frankreichs Grund und Boden Früchte ziehen wollte, eine Trennung der Streitkräfte, und gewährte ihm nicht

allein einen leidlichen Rückzug, als er sonst gehabt hätte, sondern auch Vortheile, wie sie ihm kaum die gewonnene Schlacht gewährt haben würde. Er hatte auf Wagen eine Menge Streitkräfte von der spanischen Armee bekommen, und sich rasch von der Seine nach der Untermarne gezogen, längs welcher das Blüchersche Heer in langer Ausdehnung sorglos nach Paris hinzog. Er durchbrach es in der Mitte, und vernichtete bei Champeaubert die Colonne des Generals Olsusieff. Ein gleiches Geschick hätte beinahe das Corps der Generale York und Sacken bei Montmirail gehabt (11ten Febr.), und nur mit der größten Anstrengung und großem Verlust gelang es ihnen, sich Blüchers Reserven anzuschließen, der inzwischen Wrede und Schwarzenberg zu einer Seitenbewegung aufforderte. Beide waren mit den würtembergischen Truppen 2c. jenseit der Seine; man hatte Napoleon für geschwächt genug gehalten, theils längs derselben, theils längs der Marne in zwei großen Heersäulen hin nach Paris rücken zu können. Zum Theil hatte diese Idee auch der Mangel der ohnedies unfruchtbaren Champagne empfohlen. Das große Dreieck zwischen der Seine und Marne trennte sich daher, denn in ihm stand Napoleons Heer. Um eine Seitenbewegung zu machen, mußte man erst über die Seine kommen, wo man nur zwei Übergangspuncte, bei Nogent stark befestigt, und bei Bray, ohne Brücke, aber im Angesichte eines schwachen französischen Beobachtungscorps fand. — Mit vieler Anstrengung und Umsicht gelang es Wreden am 16ten, Blüchers Wunsche zu entsprechen, und ihm, der nun an der Marne herunter nach Chalons zog, und dieses zum Glück eingenommen fand, wofür der Commandant auf Napoleons Befehl das Leben verlor, Luft zu machen. Inzwischen hatte dieser Rückzug mehr Verlust an Geschütz und Menschen veranlaßt, als bisher der ganze Feldzug dieses Jahrs. — Napoleon hoffte gegen das große Schwarzenbergische Heer eben so große Vortheile zu erkämpfen. Wrede, mit Wittgensteins Corps vereint, erfuhr seinen ganzen Ungestüm, und mußte wieder über die Seine zurück (17ten Febr.); Napoleon griff schon den 18ten die Würtemberger bei Montereau am Zusammenflusse der Yenne und Seine an, und fügte ihnen einen empfindlichen, von ihnen selbst auf 8000 Mann geschätzten Verlust an Todten und Verwundeten zu. Schwarzenberg eilte nun, bis Fontainebleau vorgedrungen, schneller zurück, als er hingekommen war, und ging durch Troyes über die Seine, um wieder mit Blüchern in Verbindung zu kommen. Immer gedrängt, mußte man immer weiter zurück, und die Lage der Dinge war so mißlich, daß im Hauptquartier der Monarchen selbst bereits um so mehr verschiedene Ansichten entstanden, als während dieser Kämpfe bereits ein Friedenscongreß in Chatillon statt gefunden hatte, auf den der Gang dieser Dinge nothwendig Einfluß gewinnen mußte. — Aber eben in dieser Krisis, die Napoleon abermals so muthig machte, daß er seine Forderungen in Chatillon höher spannte, als zuvor seit der leipziger Schlacht, trat aufs neue ein Wendepunct seines Glücks ein. Zu Bar an der Aube kam es zu einem hartnäckigen, aber unentschiedenen Treffen, und Schwarzenberg bewirkte seine Verbindung mit Blücher. Neue Streitkräfte bedrohten das Herz von Frankreich auf der nördlichen Seite. General Winzingerode hatte Soissons mit Sturm genommen, 7000 Franzosen daselbst unter dem General Pusca vernichtet, und sich über Epernay und Chalons an der Marne gezogen, wo er, als nun Blücher Schwarzenbergen die Hand bot, diesem den Rücken deckte. Mit ihm zugleich langte der

General Bülow an, der in den Niederlanden, in der Picardie fast alle festen Plätze, namentlich la Fere (26sten Febr.) mit einer Menge von Vorräthen, durch den General Thümen genommen hatte, und durch den Herzog von Weimar, der mit 30,000 Sachsen anlangte, die nicht eroberten Plätze einschließen lassen konnte, um Blücher zu verstärken, der nun 120—130,000 Mann stark war. So konnte um so sicherer wieder angriffsweise verfahren werden, da auch auf dem äußersten linken Flügel der verbündeten Heere, von Genf aus, die entschiedensten Vortheile errungen worden waren. Der Graf von Bubna hatte hier bis gegen den 25sten Febr. hin ebenfalls mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Marschall Augereau, nach einigen Verstärkungen von Spanien aus ermuthigt, hatte den gemessensten Befehl von Napoleon, auf dieser Seite vorzudringen, die linke Flanke der Verbündeten hier zurückzuwerfen, und thot alles, um diesem Befehle zu entsprechen. Schon gingen alle österreichische Verwundete nach Bern zurück. Genf wurde schon halb für verloren geachtet, aber der Fürst von Homburg und Graf von Bianchi führten bedeutende Verstärkungen heran, und Augereau verlor die bisherigen Vortheile eben so geschwind wieder, als er sie errungen hatte. — Das Treffen bei Bar an der Aube, die Vereinigung des Blücherschen Heers mit dem Schwarzenbergischen ließen nun die Verbündeten den Plan fassen, wiederum in zwei großen Heersäulen, längs der Marne und Seine nach Paris hinaufzugehen, weil die Gegend zu verwüstet war, um die ganze Masse der Streiter auf einer Straße zu nähren, aber zwischen beiden Heersäulen durch einen Schwarm von Kosacken unter dem Hetmann Platow die Verbindung zu unterhalten und die Schwäche der Heeresmitte dahinter zu verbergen. So war Napoleon immer bedroht, auf beiden Flanken umfaßt und zwischen der Seine und Marne erdrückt zu werden. Schon rückte Blücher wieder in seine linke Flanke über Meaux nach Paris vor, und drohte ihm den Weg dahin abzuschneiden. Napoleon sah die Gefahr ein, und suchte ihm stracks selbst in den Rücken zu kommen. Er traf ihn bei Laon, nachdem er ihm schon einen empfindlichen Verlust bei Craon beigebracht hatte, am 7ten März. Die Schlacht war lange unentschieden. Am Abend aber warf Blücher seine Reserven auf den linken Flügel, und dieser griff nun so rasch und muthig an, daß Napoleon 46 Kanonen und die ganze Infanterie des Marmontschen, sorglos bereits bivouakirenden Heerhaufens verlor. — Gleich nach der Schlacht von Laon setzte sich nun auch das Schwarzenbergische Heer aufs neue in Bewegung, links nach Paris längs der Seine herunterzuziehen. Napoleon faßte jetzt einen Plan der Verzweiflung: er wollte Frankreich retten, indem er die Verbindung mit Deutschland abzuschneiden drohte. Er drang zwischen Aisne und Marne herunter, Rheims, Chalons, und Soissons, und warf sich mit Ungestüm auf Schwarzenberg, der ihm aber muthig entgegenging, und bei Arcis an der Aube den 20sten März auf ihn traf. Napoleon ward mit Verlust von mehr als 30 Kanonen am 20sten und 21sten zurückgetrieben, und bewegte sich jetzt nach der Maas hin, als wolle er sich da festsetzen. Er hoffte ohne Zweifel, daß die Verbündeten in ihrem Plane irre werden und ihm Blößen geben würden. Da in ihrem Rücken noch alle Moselfestungen waren, mit deren Besatzung sich Napoleon vereinigen konnte, da zugleich in den Vogesen, im Elsaß, Lothringen ꝛc. Tausende von Bürgern und Bauern sich zusammenrotteten, und viele einzelne Parteien, Couriere ꝛc. auffingen, so war sein Plan allerdings gut, und für

die Verbündeten gefährlich genug. Diese waren daher auch anfangs sehr unschlüssig; aber Alexanders Muth, und unerwartete günstige Vorfälle bestimmten sie endlich, rasch nach Paris vorzugehen, und Napoleons Märsche nur beobachten zu lassen. — Theils hatte nämlich Blüchers Heer, als Napoleon nach der Aube gegen Schwarzenberg eilte, dessen Nachhut, 30,000 Mann stark, immer vor sich her, und dem Schwarzenbergischen Heere zugetrieben, so daß dieselbe, abgeschnitten von Napoleon, zwischen zwei Feuer kam, und zwischen Vitri und La Fere Champenoise am 25sten März mit einem Verlust von 8000 M. und 100 Kanonen nach Paris geworfen wurde, während das ganze Gepäck genommen, und die Division Pactod noch überdies an demselben Tage Abends gefangen oder zusammengehauen ward; theils war der Marschall Augereau bis nach Lyon zurückgetrieben, und dies am 20sten März durch Capitulation genommen worden; theils hatten sich auch die Engländer nach einem hartnäckigen Treffen bereits am 14ten März der Stadt Bordeaux bemächtigt, und den ihnen an Kräften weit nachstehenden Marschall Soult bis Toulouse zurückgetrieben; theils waren endlich von Paris selbst Männer im Hauptquartier eingetroffen, welche das Dasein einer antinapoleonischen Partei und die Eroberung dieser, der Nationalgarde allein anvertrauten Stadt so leicht schilderten, daß man muthvoll den gewagten Schritt begann, und am 30sten den Trümmern des Marmont-Mortierschen Corps am Montmartre ein Treffen lieferte, das um 10 Uhr begann, und um 3 Uhr Nachmittags mit einer Capitulation endigte, welche die Thore von Paris öffnete (31sten März), übrigens für Paris äußerst ehrenvoll und günstig war. Der Einzug der verbündeten Monarchen war daher auch ein wahrer Triumphzug. — Damit hatte zugleich Napoleons Herrschaft ein Ende. Seine Familie hatte sich schon früher geflüchtet; jetzt erklärte Alexander, er werde nie mit ihm und dieser unterhandeln. Den 1sten April ward durch Talleyrand eine vorläufige Regierung eingerichtet, Napoleon von dieser für abgesetzt erklärt und darauf die Krone den Bourbons übertragen, die bereits seit drei Monaten durch England alle Federn in Bewegung gesetzt hatten, ihr altes Erbrecht geltend zu machen. — Als Napoleon sah, daß die Verbündeten sich durch seine Märsche nicht abhalten ließen, nach Paris vorzugehen, berechnete er sich leicht die Folgen der Eroberung dieser Stadt, und eilte, seinen Plan aufgebend, in einem großen Bogen, dieselbe zu retten. Ein Versuch solcher Art mußte fehlschlagen, wenn sich Paris nicht vertheidigte, er kam daher nur bis Fontainebleau, als er schon die Nachricht seiner Entthronung erhielt. Es vereinigten sich hier die Trümmer der aus Paris capitulationsmäßig abgezogenen Truppen, die ihn jedoch unter dem Herzog von Ragusa am 5ten wieder verließen. Nach manchen Unterhandlungen verzichtete Napoleon auf den Thron, und bedung sich nur den Kaisertitel, die Insel Elba mit völliger Souveränetät, 2 Mill. Franken ꝛc., was ihm alles bewilligt wurde. — Unter solchen Umständen hatte der Krieg selbst ein Ende. Schon am 9ten April ward ein Waffenstillstand mit allen französischen Befehlshabern geschlossen, und die Rückkehr des verbündeten Heers in möglichst kurzer Frist versprochen. Die meisten außer den Grenzen des alten Frankreichs gelegenen Festungen öffneten ihre Thore, die andern innerhalb gelegenen erkannten Ludwig XVIII. gern oder ungern an. Am meisten zögerte Davoust in Hamburg, der erst am 29sten Mai abzog. — Zugleich entschied die Einnahme von Paris über das

Schicksal von Italien. Hier hatte der Krieg theils durch des Vicekönigs treffliche Vorkehrungen, theils durch das zweideutige Benehmen Murats von Neapel, der Napoleons Partei verlassen, und die der Verbündeten, von Österreich begünstigt, ergriffen hatte, ohne etwas Ernstliches für sie zu thun, am wenigsten einen entscheidenden Gang genommen. Seit dem Treffen, das der Vicekönig am Mincio dem österreichischen Feldherrn geliefert hatte, behauptete er unerschüttert seine Stellung an diesem Flusse mit einem Heere von höchstens 30,000 Mann, gegen eben so viel Neapolitaner und 50,000 Österreicher. Die Nachrichten aus Paris gaben dem Gange der Dinge auch hier eine neue Wendung. Am 16ten April ward ein Waffenstillstand geschlossen, der den französischen Truppen den Abzug nach Frankreich gestattete, und die italienischen zu bleiben nöthigte. Ein Aufstand in Mailand änderte die Bedingung desselben, in Paris das Schicksal Italiens entscheiden zu lassen, dahin ab, daß der Prinz Eugen seinen Befehl über die Truppen an den österreichischen General Bellegarde (der Hillers Stelle eingenommen hatte) abgab, und über Verona nach München reiste. — Der Graf Artois traf indessen, als Stellvertreter Ludwigs XVIII. in Paris ein, und schloß den 23sten April einen allgemeinen Waffenstillstand mit den verbündeten Monarchen, und einen vorläufigen Vertrag über die künftigen Friedensbedingungen. Ludwig XVIII. selbst zog in Paris am 3ten Mai ein. Am 5ten legte Schwarzenberg den Oberbefehl nieder, und die Heere zogen nun rasch nach dem Rhein zurück, obgleich der Friede erst am 30sten Mai unterzeichnet ward. Österreich bekam dadurch Mailand, Venedig rc. wieder; England gab alle Colonien Frankreichs, mit Ausnahme von Tabago, Isle de France und St. Lucie, heraus; Rußland, Preußen und Österreich alle Gefangene ohne Entgeld, Kriegssteuern fanden nicht statt. England verlangte nur Ersatz für den Unterhalt seiner Kriegsgefangenen und Abschaffung des Negerhandels binnen fünf Jahren. Vieles, was nicht in diesem pariser Frieden bestimmt und klar war, sollte auf einem eignen Congresse abgemacht werden. Im Ganzen war wegen der großen Erwartungen des allgemeinen Hasses gegen Frankreich die Freude über diesen Frieden sehr gering, ob er gleich über 100 feste Plätze und 25 Millionen Menschen von Frankreich losgerissen hatte. — Inzwischen sollte er auch nicht lange Europas Ruhe sichern. In Frankreich gelang es Ludwig XVIII. nicht, sich die Liebe dieses ihm so unbekannt gewordenen Volkes zu erwerben; so viel er sich auch Mühe darum gab. Napoleon entfloh daher von Elba und bestieg den französischen Thron wieder. (S. Napoleon.) Alle seine Bemühungen, die Rückkehr aus einem günstigen Gesichtspuncte zu zeigen, die versprochene Veränderung seiner Regierungsgrundsätze, alles scheiterte jedoch an der Erinnerung seiner Tücke, Hinterlist und Verachtung aller Menschen- und Völkerrechte, und so erging der Ruf zum Kriege wieder durch ganz Europa, diesmal nicht sowohl gegen Frankreich, als vielmehr gegen den einzigen Mann, der sich allen furchtbar gezeigt hatte. Gegen 770,000 Streiter zogen aus Deutschland, Rußland, Belgien, das zu einem Königreiche mit Holland vereint war, England, Dänemark heran, ihn von dem ohne Schwertstreich bestiegenen Throne herabzustürzen. — Napoleon war seiner Seits auch nicht müßig gewesen. Aus ganz Frankreich hatte er in Paris zu einem großen Maifelde im Anfang des Junius 4000 Abgeordnete zusammenkommen lassen, die einer neuen Verfassung und ihm Treue schworen. Vom 20sten März

an hatte er, Carnot, Davoust und mehrere andere alles gethan, das Heer in einen achtbaren Zustand zu bringen. Die Begeisterung der alten, aus der Gefangenschaft inzwischen heimgekehrten Krieger hatte sie dabei sehr unterstützt. Dies alles flößte den gegen ihn verbundenen Fürsten um so mehr Behutsamkeit ein, als sie eines Theils bei ihrer ersten Erklärung (13ten März) in Napoleons Erscheinen nichts als eine Soldatenverschwörung vermuthet hatten; andern Theils ein Sturm in Italien den österreichischen Kaiser bedrohte, welcher mit dem in Frankreich zusammenhing. — Der König Murat von Neapel hatte nämlich mit dem Bourbonischen Höfen auf dem Congresse in Wien einen um so härtern Kampf zu bestehen gehabt, da England gegen den vormaligen König von Neapel Verpflichtungen eingegangen war, und überdies Murats zweideutiges, das Jahr zuvor beobachtetes Betragen zu gut durchschaute, um nicht in den gemessensten Ausdrücken zu erklären, daß er nicht König bleiben könne. Nur Österreich, seinen Verpflichtungen mit ihm um so getreuer, je weniger es sein Vortheil war, im Süden Italiens einen Bourbon zum Nachbar zu haben, sprach für ihn; allein entweder gab es doch nach, oder Murat glaubte wenigstens von ihm verlassen zu werden, oder hoffte, durch die Landung Napoleons den Zeitpunct gefunden zu haben, wo er, bei der obwaltenden Gährung Italiens, sich zum Herrscher dieser ganzen Halbinsel machen könne; genug er brach, ohne Kriegserklärung, am 4ten April mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann nach Rom, und gegen die österreichische Truppenlinie auf. Die Österreicher, kaum 12,000 Mann unter General Bianchi, zogen sich fechtend hinter den Po, wo sie sich so lange behaupteten, bis die auf Wagen eiligst dahin gesandten Truppen anlangten, worauf General Frimont, der sie befehligte, so rasch und so geschickt wieder vorschritt, daß Murat schon nach 20 Tagen in der verzweifeltsten Lage war, da seine Truppen, von Feigheit und Muthlosigkeit ergriffen, sich nach und nach auflösten und keinem Angriff mehr standen. Immer umgangen, und von den besten Landstraßen abgeschnitten, sah er sich zum steten Rückzuge auf Nebenwegen gezwungen, wo Geschütz und Gepäck verloren gingen. Ein Versuch, durch einen Waffenstillstand sich zu retten, scheiterte an der Festigkeit des österreichischen Feldherrn; ein anderer, bei Tolentino (1sten—3ten Mai), mit den Waffen in der Hand seine Lage zu verbessern, an der Tapferkeit seiner Gegner, und in Folge dieser letzten mit Verzweiflung und persönlicher Tapferkeit gemachten vergeblichen Angriffe zerstreute sich sein Heer gänzlich, so daß er selbst eiligst nach Frankreich floh, seine Gemahlin als Gefangene nach Österreich geführt ward, die Trümmer des Heeres aber hinter dem Volturnoflüßchen (20sten Mai), 5000 Mann stark, das Gewehr streckten. — Das halbe österreichische Herr hatte sich schon früher, bei dem unerwartet geringen Hindernisse, nach Oberitalien hinaufgeschwenkt, um von da aus über die Alpen in Frankreich einrücken zu können. — Sicher hatte man in Wien nicht gehofft, so leichten Kaufs hier den Sieg davon zu tragen; sicher darum den Angriff gegen Frankreich verschoben; und da auch die am weitesten entfernten Russen erst in der Linie am Rhein einrücken sollten, und zwischen den Verbündeten selbst die gegen Napoleon gepflogenen Unterhandlungen insofern Zeit wegnahmen, als der Prinz Regent von England nur unter der Bedingung beitrat, daß der Kampf allein gegen Napoleon, nicht aber in der Absicht statt finden solle, um

Frankreich wider seinen Willen die Bourbonische Regentenfamilie aufzudringen, so war bereits der Junius ziemlich zur Hälfte vorgerückt, ohne daß die des Ausgangs ängstlich harrende Welt einige Anstalt zu einem ernstlichen Angriff gesehen hätte. — Dieser erfolgte endlich von Seiten Napoleons eben so ungestüm, als unvermuthet. Gleich nach dem Maifelde war er von Paris zu dem an der nördlichen Grenze stehenden Heere von 150,000 Mann ausgesuchter Truppen abgegangen, hatte die bei Laon versammelten Garden an sich gezogen, und brach damit gegen mehr denn 200,000 Engländer und Preußen, die unter Blüchers und Wellingtons Oberbefehl längs der Dyle und Sambre gegenüber lagen, am 15ten Junius mit Tagesanbruch los. Weder Preußen noch Engländer hatten dies vermuthet. Sie mußten daher augenblicklich die Sambre räumen, und nicht ohne Verlust, unter dem General Ziethen nach Fleurus zurückziehen. Am 16ten Junius des Morgens war das ganze französische Heer jenseits der Sambre, und Napoleon griff die inzwischen geordneten, durch alle in der Nähe gelegenen und herbeigeeilten Truppen verstärkten Preußen an, die sich hinter dem Lignybach in einer sehr festen Stellung zwischen den Dörfern St. Amand und Tongrines aufgestellt hatten, Nachmittags wüthend an. Obgleich der alte Held Blücher alles aufbot, sich zu halten, so war doch die Übermacht des Feindes so groß, das Heranziehen der entfernten Streitkräfte so unmöglich, und eine Seitenbewegung, die Wellington auf der Straße von Brüssel her durch ein Gefecht bei Quatrebras versuchte, wobei der tapfre Herzog von Braunschweig blieb, durch Neys Kälte und unerschütterlichen Widerstand so ganz vereitelt worden, daß nach dem blutigsten Widerstande nichts übrig blieb, als ein Rückzug, den die Dunkelheit der Nacht begünstigte. Blücher kam hier in die größte Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Die feindliche Cavallerie ging über ihn, der vom Pferde gestürzt war, zweimal weg. — Gleich den nächsten Tag darauf ließ Napoleon die nach Wavre ziehenden Preußen durch zwei seiner Heerhaufen verfolgen, mit dem übrigen Heere ging er auf der Straße nach Brüssel vor, um die Engländer eben so aufzureiben, wie er es in Bezug auf die Preußen gethan zu haben glaubte. Wellington hatte sich inzwischen vor dem großen Walde von Soigny auf einer Hochebene aufgestellt, die durch mehrere längliche Vorwerke, Vertiefungen rc. eine natürliche Festung bildete. Den 18ten ließ Napoleon diese Stellung in der Überzeugung angreifen, daß die Engländer nicht lange Widerstand leisten würden. Allein alle seine Angriffe scheiterten, und je mehr er seine Kräfte vergebens aufrieb, je mehr die Truppen den Muth verloren; desto schrecklicher sollte die Niederlage werden, als gegen Abend das am 16ten geschlagene, aber desto kampfbegierigere Heer der Preußen von Wavre her in zwei Abtheilungen auf dem rechten Flügel und im Rücken des französischen Heers durch den Engpaß von St. Lambert hervorbrach. In einer Stunde war das ganze französische Heer, da jetzt Wellington eine allgemeine Bewegung vorwärts machte, zerstreut, und Napoleon selbst von den flüchtigen mit fortgerissen. Blücher ließ alles aufsitzen, in der mondhellen Nacht, die Geschlagenen zu verfolgen. Alles Geschütz und Gepäck ging verloren, kein Rückzugspunct war angegeben; sie, die geglaubt hatten, morgen in Brüssel zu sein, irrten im traurigsten Zustande an der Sambre umher. — Da nirgends ein Armeecorps dem Sieger Hindernisse entgegensetzte, so wurden die im Wege liegenden festen Örter genommen oder umzingelt. Abgeordnete aus

Paris, die um Waffenstillstand flehten und Napoleons Abdankung kund thaten, wurden nicht gehört; man schritt immer vorwärts, die erste Betäubung benutzend. Am 27sten Jun. war man bereits Herr der nach Paris führenden Hauptstraßen, und man konnte hoffen, ohne Schwertstreich Herr der Hauptstadt zu werden. Aber die beiden französischen Generale, Vandamme und Grouchy, welche nach der Schlacht am 16ten die Preußen verfolgt, und in dem Augenblick den General Thielemann aus Wavre vertrieben hatten, wo Napoleons Heer zerstäubt ward, machten einen so schnellen, gewandten und besonnenen Rückzug, daß sie, welche von Freund und Feind für verloren geachtet waren, nach mäßigem Verlust mit Blücher und Wellington zugleich unter den Mauern von Paris eintrafen. Da Paris besser als 1814 befestigt war, so kam es allerdings darauf an, ob es so geschwind genommen werden würde. Zum Unglück für die Franzosen wurden die Befestigungen umgangen, und Paris kam in Gefahr, auf seiner schwächsten Seite gestürmt zu werden. Grouchy und Vandamme konnten um so weniger die Spitze bieten, als täglich frische Streitkräfte bei den Preußen und Engländern nachrückten. So kam es zu Unterhandlungen, zu einem Waffenstillstande, zur Räumung von Paris (s. Paris, Einnahme von, im J. 1815). Alle Truppen zogen hinter die Loire mit ihrem Gepäck, Geschütz ꝛc., und den 6ten wurde die Stadt übergeben. — So war der Krieg durch diese einzige, jedoch äußerst blutige, Schlacht von Waterloo (s. d. Art.), wie sie die Engländer, von la Belle Alliance, wie sie die Preußen, von Mont St. Jean, wie sie die Franzosen benannten, in der Hauptsache entschieden. Die Streitkräfte, welche die französische Nation auf den übrigen Puncten aufgestellt hatte, waren zu unbedeutend, als daß sie, da gleich nach dieser Schlacht auf allen Seiten die Russen, Baiern, Würtemberger, Österreicher vordrangen, ungeachtet des tapfern Widerstandes eines Rapp unter Strasburgs Wällen, eines Suchet vorwärts Lyon, ungeachtet des wüthenden Volksaufstandes mehrerer Gegenden im Elsaß und in Lothringen, etwas anderes als unnützes Blutvergießen hätten zur Folge haben können. Waffenstillstandsverträge machten nach und nach auch auf diesen Puncten dem Kriege ein um so schnelleres Ende, da in Paris selbst Ludwig XVIII. bereits am 9ten Jul. wieder seinen Einzug gehalten hatte. — Napoleon hatte gleich nach seiner Zurückkunft abgedankt. Er hoffte vielleicht dadurch den Sturm zu beschwören, und reiste mit seiner Familie nach Rochefort ab, wo er sich am Ende den Engländern (15ten Jul.) halb freiwillig, halb gezwungen überlieferte. In Paris war jetzt die Meinung der Cammern der Pairs und Repräsentanten getheilt. Republik und Napoleon II. und neue Verfassung beschäftigten, während die Sieger heranrückten, die Köpfe so lange, bis Fouché, der an die Spitze der einstweiligen Regierung getreten war, ihre Säle schließen ließ, und Ludwig als König auftrat, so stark sich auch noch in diesen Augenblicken die Stimme des Volks in seinen Cammern und im Heere dagegen aussprach. Diese Rückkehr hatte auf die Beendigung des kurzen, aber heißen Kampfes auch mannichfachen Einfluß. Die Fürsten hatten Ludwig als ihren Verbündeten aufgenommen. Sie hatten in ihren Erklärungen nur gegen Napoleon, nicht gegen das französische Volk gesprochen. Je thätigern Antheil dies aber offenbar an ihm genommen hatte, je lebhafter es sich noch an vielen Orten laut gegen die Bourbons erklärte; desto weniger konnte jenes frühere Versprechen gehalten werden,

desto schonender mußte man zugleich handeln, um die Bourbons (gegen die frühere Meinung des Prinz Regenten) wider den Willen des französischen Volks auf dem Throne zu erhalten, zu befestigen. Auf der einen Seite wurde daher Frankreich von Truppen immerfort überschwemmt, auf der andern arbeitete man mit Ludwigs Ministern an Ausgleichung der politischen Verhältnisse, mit denen man aber bis zum 29sten Sept. so wenig ins Reine kam, daß sie alle ihren Abschied nahmen. Erst mit den einige Tage darauf von Ludwig XVIII. neu ernannten Ministern wurden am 2ten Oct. die vorläufigen, in dem eigentlichen Abschlusse vom 20sten Nov. bestätigten Friedenspuncte unterzeichnet, welche 1) Frankreichs Grenze bestimmten, wie sie 1790 gewesen war, jedoch davon 2) die Festungen Landau, Saarlouis, Philippeville, Marienburg, Versoix, mit einem gewissen näher zu bezeichnenden Umkreise abrissen; 3) Hüningen zu schleifen geboten; 4) eine Entschädigung von 700,000,000 Franken für die Kriegskosten, in fünf Jahren zahlbar, festsetzen; 5) eine Linie, von Condé über Bouchain nach Bitsch, mit 150,000 Mann (auf Frankreichs Kosten) eben so lange den Verbündeten zu besetzen einräumten, und 6) die Forderung aller Privatpersonen an Frankreich (mit Ausnahme der hamburger von Davoust 1813 geleerten Bank) sicherten. — Erst damit war der Krieg selbst eigentlich beendigt, denn immer waren bis dahin, wenigstens von den Preußen, Frankreichs nördliche Festungen ernstlich belagert und größtentheils erobert worden. Durch eine besondere Übereinkunft ward, halb gezwungen, halb freiwillig, die Zurücknahme aller seit 1792 in Paris angehäuften Kunstwerke Italiens, Deutschlands ꝛc. bewilligt. — Über Napoleon kamen die Verbündeten dahin überein, daß er in St. Helena auf Englands Kosten als Kriegsgefangener, jedoch mit aller möglichen Erleichterung, die eine solche Lage zuläßt, leben solle. Seine Brüder und Verwandten hatten ein glücklicheres Loos, Joseph ganz frei in Nordamerika, Lucian, Jerome ꝛc. unter sehr leidlicher Aufsicht in Rom, in Österreich, in Deutschland; nur Murat, dem dasselbe Geschick angeboten ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, sein Reich zu erobern, und starb den Tod eines Verbrechers, am 13 Oct. zu Pizzo in Calabrien.

Russische Literatur, s. die Neue Folge dieses Werks.

Russisches Bad, s. **Bäder**.

Russisches Glas (Sliata), s. **Frauenglas**.

Rüstung, s. **Armbrust**.

Ruthe, ein Längenmaß, dessen man sich bedient zur Ausmessung von Größen und Entfernungen. In der Feldmeßkunst ist dieses Maß, der Erleichterung in der Berechnung wegen, in zehn Theile getheilt, die wieder in zehn Theile zerfallen (Fuß und Zoll), weshalb sie Decimal- oder geometrische Ruthe genannt wird. Im gemeinen Leben ist eine Duodecimal- oder zwölftheilige Eintheilung der Ruthe gebräuchlich, nach welcher also dieselbe Länge einer Ruthe zwölf Fuß, jeden zu zwölf Zoll u. s. w. enthält, daher denn der geometrische Fuß oder Zoll sich zum gewöhnlichen Vermessungsfuß oder Zoll verhält, wie 10 zu 12 oder 5 zu 6. (Über die Verschiedenheit der Größe des Fußes und seine Eintheilung in Zolle s. d. Art. **Fuß** und **Maß**.)

Rutschberge (**Pariser**). In neuerer Zeit eine beliebte öffentliche Vergnügung der Pariser, die auch häufig an andern Orten

nachgeahmt worden ist. Die Russen, die bekanntlich das Wintervergnügen ihrer Eisberge im Sommer durch sehr einfach gebaute hölzerne Rutschbahnen zu ersetzen pflegen, veranlaßten während der Anwesenheit der russischen Truppen in Paris zuerst die Einführung dieser Belustigungsweise, die hier mit aller Verschönerung der pariser Eleganz ausgestattet wurde. Bald gab es vier besondere Gattungen von Rutschbergen: russische, schweizerische, englische und französische. Die sogenannten Montagnes russes in einem angenehmen Garten außerhalb der Barrière du Roule waren von allen die ersten. Von dem geschmackvoll decorirten Belvedere eines viereckigen, etwa drei Stock hohen Thurms, zu dem auf der einen Seite eine sehr bequeme, breite Treppe hinaufführt, fährt man auf der andern in sehr eleganten, auf einem kleinen dreirädrigen Gestell ruhenden Lehnsessel ein in gerader Linie ablaufendes Planum inclinatum pfeilschnell hinab. Damit diese Wagen nicht zur Seite ausgleiten können, ist die Vorrichtung getroffen, daß nicht nur die beiden Hinterräder, sondern auch das sich in der Mitte befindende Vorderrad fast bis an die Axen in künstlichen hölzernen Geleisen laufen, und diese Sicherheit hat mehrere, besonders kecke und wettlustige Engländer verleitet, aufrecht stehend hinabzufahren. Ja auch einige pariser Damen, und unter andern eine junge Actrice vom Theater Français, haben dies Wagstück versucht. Bei letzterer lief es aber so tragisch ab, daß die Polizei diese Experimente durch besondere Anschläge streng untersagte. Die bald nachher in dem Faubourg St. Germain (für die Bewohner dieses entfernten Theils der Hauptstadt) errichteten Montagnes suisses (wo die Seitenwände der Anhöhe theaterartig mit Felsendecorationen verziert sind) erhielten noch den Vorzug, daß man hier auch auf hölzernen Pferden, die auf Rädern ruhen, völlig frei und erhaben sitzend hinabrollen kann. Alle übertrafen aber an Größe, Eleganz und Kunst des Mechanismus die erst im August 1817 eröffneten Montagnes françaises oder sogenannten Promenades aëriennes, die, als eine öffentliche Vergnügungsanstalt betrachtet, in der That ein eben so sinnreich erdachtes, als kolossal ausgeführtes und in ihrer Art ganz eignes Werk sind. Sie sind in dem herrlichen Garten Beaujon in den Champs Elisées erbaut, und haben außer dieser ungleich angenehmern Lage auch noch den dreifachen Vorzug, daß man hier 1) weit länger und höher, 2) in veränderten Richtungen, nämlich in einem Halbcirkel hinab, und 3) in der Mitte des Cirkels in gerader Linie auch wieder hinauffährt, und also diese Lustbarkeit, ohne (wie bei den andern nach jeder Herabfahrt) ein einzigesmal aussteigen zu dürfen, so lange, als es einem beliebt, fortsetzen kann. Zu diesem Ende ist ein vier Stock oder an 100 Fuß hoher Thurm erbaut, auf dem sich ein offner Pavillon befindet, von welchem man die schönste Aussicht auf Paris und dessen Umgebungen hat. Von den beiden Seiten dieses Pavillons laufen zwei Bahnen, in wellenförmig geschwungenen Linien, jede für zwei neben einander in hölzernen Geleisen fahrende Wagen und noch mit einem von Barrieren eingeschlossenen Trottoir für Fußgänger versehen, in einem weiten Cirkel nach unten in der Mitte zusammen, und vereinigen sich hier in einer diametralen Bahn, die alle vier Wagen neben einander zu dem Pavillon wieder hinaufführt, ohne daß dadurch der mindeste Aufenthalt für die Fahrenden entsteht. Dies wird durch eine starke stählerne Feder mit einem Haken bewirkt, welche sich vorn an der Spitze des kleinen

Fuhrwerks befindet, und womit es, durch den heftigen Impuls beim Hinabrollen selbst einige Schritte wieder auf die berganlaufende Bahn hinaufgetrieben, hier sich in eine der vielen Schnallen einhängt, die von Elle zu Elle an einem breiten, starken Gurt befestigt sind, welcher, in einem hohlen Geleis laufend, den Wagen auf diese Art wieder hinaufzieht. Im Fall der Haken aber die Schnalle nicht gleich treffen sollte, sind zur Vorsicht hinten am Wagen zwei eiserne Streben angebracht, die ihn vor dem Zurückrollen schützen, und ihn, was indeß nur einen Augenblick dauern kann, so lange festhalten, bis die Feder sich eingehangen hat, da er dann, indem der Gurt in steter Bewegung ist, ungehindert hinauffährt. Dieser Gurt geht in Form einer Winde unter dem Geleis hinab und in demselben wieder herauf und wird durch eine Walze, welche wieder im untern Theile des Thurmes zu ebener Erde von einem gewaltigen 25 Fuß im Diameter haltenden Rade umgedreht wird, in Bewegung gesetzt. Da Menschen weder die Kraft noch Ausdauer haben würden, eine so schwere Last, wie diese für zwei Personen eingerichteten Wagen, Stunden lang eine so jähe Anhöhe hinaufzuwinden, so wird dieses Rad von acht daran gespannten und beständig im starken Schritt im Kreise gehenden, stündlich gewechselten Pferden gedreht, und indem es wieder in ein kleineres (von 5 Fuß im Diameter) eingreift, welches die Winde noch fünfmal schneller bewegt, so wird dadurch die Geschwindigkeit des Hinaufrutschens der eines starken Trotts gleich gebracht. Die Schnelligkeit des Hinabfahrens ist vollkommen mit der des Luftballons zu vergleichen. Die ganze Spatziersahrt eines einmaligen Curses dauert nicht länger als 18 bis 20 Secunden, in welchen man die ganze Bahn von beinahe 800 Fuß Länge hinab und 300 hinauf durchlaufen hat. Man kann also auf diese Art in weniger als einer Minute über 3000 Fuß und mithin 7 Meilen in einer einzigen Stunde füglich zurücklegen. Der ganze Flächenraum, den dieser Circus einnimmt, beträgt an 3000 Toisen. Die hohen von starkem Gebälk und Fachwerk errichteten Gebäude, auf denen diese Bahnen ruhen und die durch drei über einander stehenden Reihen von Schwibbogen fast das Ansehen eines römischen Aquäducts haben, sind zu verschiedenen Durchgängen, Zimmern und Sälen benutzt, und in dem mittelsten befindet sich im Erdgeschoß eins der glänzendsten Kaffeehäuser von ganz Paris. Innerhalb des Thurms führt eine bequeme Treppe erst zu dem Büreau, wo man die Charten zum Fahren mit zehn Sols die Person für einen Cours löst, und dann vollends zum Pavillon, wo man einsteigt, hinauf. Für die Nichtfahrenden, die zu Fuß, um sich an der schönen Aussicht zu weiden, diese künstlichen Höhen besteigen wollen, ist ein besonderes Büreau unten am Eingange errichtet, wo die Person den Einlaß nur mit fünf Sols bezahlt. Der innere Raum des ganzen Circus aber ist zu einem kleinen sehr geschmackvoll angelegten Garten benutzt, mit welchem das Ganze sich nun wieder in dem größern Garten befindet, der einen Ausgang nach den Champs Elisées und einen zweiten an der entgegengesetzten Seite hat. In diesem Garten, der sich durch die reizendsten und mannichfaltigsten Anlagen auszeichnet, ist auch sonst noch für Vergnügungen vielfacher Art gesorgt und in einem zur Seite des Circus in sehr gefälligem Style erbauten zweistockigen Pavillon befindet sich ein Restaurateur, der mit den ersten der Hauptstadt wetteifert. Abends ist der ganze Garten und der Circus erleuchtet und von einem über dem Dache des Pavillons der Berge sehr passend angebrachten Leuchtthurm strahlt

dann über das Ganze noch ein künstliches Sonnenfeuer herab. Das Schauspiel der in der ewigkreisenden Bewegung hinab- und hinauffahrenden Herren und Damen nimmt sich bei dieser Beleuchtung fast feenartig aus, und eben so phantastisch ist der Anblick der Tausende von Zuschauern, für welche die ganze vor dem Circus befindliche Fläche des Gartens mit vielfachen Reihen von Stühlen besetzt ist. Diese Luftspatzierfahrten brachten anfangs täglich im Durchschnitt 8000 Franken ein. Dagegen kostet aber auch die ganze Unternehmung, den Ankauf des Gartens mit einbegriffen, fast eine Million Franken. Zum Preise dieser öffentlichen Vergnügungen trat sogar ein praktischer Arzt, Dr. Cotterel, mit einer eigenen sehr elegant gedruckten Schrift hervor, betitelt: Promenades aëriennes ou Montagnes françaises, considérées sous le rapport de l'agrément et de la santé, worin er diese Anstalt im lächerlichsten Posaunenton dem Publicum anpries. Später haben diese Anstalten, wegen mancher dabei statt gefundenen Unglücksfälle, Beschränkungen erlitten.

Rutscherrecht wurde ehedem ein in einigen Gegenden übliches Recht des Grundherrn oder Darleihers genannt, welches darin bestand, daß, wenn an dem bestimmten Tage, ja selbst zur Stunde, der an ihn zu zahlende Zins nicht entrichtet war, die Summe dieses Zinses mit jedem Tage oder jeder Stunde um ein gewisses Quantum stieg, gleichsam fortrutschte (daher der Name), bis sie abgetragen wurde.

Ruysch (Friedr.), wurde 1638 zu Haag geboren, studirte Medicin, und erwarb sich bald den Ruf und Namen des größten und ausgezeichnetsten Anatomen seiner Zeit. Nicht allein die mancherlei wichtigen Entdeckungen, die Ruysch im Gebiete der Zergliederungskunst machte, sondern noch mehr die Vervollkommnung der Erfindung, durch Ausspritzen der Gefäße die Körper Verstorbener vor der Verwesung zu sichern, war es, was Ruysch so besonders auszeichnete. Als Peter I. von Rußland auf seiner ersten Reise nach Holland kam, besuchte er auch Ruysch, und das Cabinet anatomischer Präparate dieses Gelehrten erregte die höchste Bewunderung des Czars, der es auch in der Folge kaufte. Ruysch starb 1731, als Mitglied der londner und pariser Akademie. Seine meist anatomischen Schriften geben ein sehr rühmliches Zeugniß von dem verdienten Rufe ihres Verfassers.

Ruyter (Michael Hadrian), ein berühmter holländischer Seeheld, wurde 1607 zu Vließingen in Seeland geboren, und von seinen Ältern zum Seilerhandwerk angehalten. Er entlief und nahm Dienste auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, sein ausgezeichnetes Talent zum Seedienst zu entwickeln, durch welches er der Stolz und Ruhm seines Volkes wurde. Vom Matrosen bis zum Admiral alle Dienstgrade durchlaufend, verdankte Ruyter nur seinem Talent und seinem Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande, und sein Leben ist ein schöner Beweis, wie große Fähigkeiten sich durch alle Hindernisse Bahn zu brechen vermögen. Auf allen seinen Seezügen erwarb er sich den Ruhm eines tapfern, umsichtigen, unerschrockenen und den Seekrieg völlig innehabenden Helden; sein Privatleben zeigt ihn uns als einen bescheidenen und genügsamen Mann. Als 1641 Holland Portugal gegen Spaniens furchtbare Macht unterstützte, befehligte Ruyter bereits als Contre-Admiral die abgesendete Hülfsmacht, und erwarb sich den Dank des lissaboner Hofes. Nicht minder ruhmvoll waren seine kurz nachher unternommenen Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten. Als 1654 der Krieg zwischen Holland und Eng-

land ausbrach, befehligte er unter dem berühmten **Tromp** (s. d.), und schlug mehrmals den englischen Anführer Askyn und dessen weit stärkere Macht. Nach dem Friedensschluß von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Corsaren im Mittelmeer, nahm den Türken mehrere Schiffe, machte den berüchtigten Renegaten Armand de Dias gefangen und ließ ihn hängen. Der von neuem ausbrechende Krieg mit England rief ihn zu wichtigern und größern Unternehmungen. Vorher schon war Ruyter durch die Dankbarkeit des Königs von Dänemark, dem er mit glücklichem Erfolge gegen die Schweden beigestanden hatte, nebst seiner Familie in den Adelstand erhoben worden, jetzt übertrug ihm sein in Gefahr schwebendes Vaterland den Oberbefehl der holländischen Flotte, die der stolzen Übermacht Britanniens sich entgegensetzen sollte. Ruyter löste auf die ehrenvollste Art das große Vertrauen, das man in seinen Muth und in sein Talent setzte. Nachdem er der brittischen Seemacht in den außereuropäischen Gewässern manchen herben Streich versetzt hatte, schlug er 1666 sie in drei großen Seeschlachten in den Gewässern des Canals, und, obgleich bald darauf durch einen seiner Untergebenen in augenblickliche Verlegenheit und selbst großen Verlust gesetzt, ermannte er sich doch schnell wieder, lief in die Themse ein, und nöthigte das dadurch im Herzen angegriffene England zu einem Frieden, gleich ehrenvoll für sein Vaterland und ihn (1767—68). Ein neuer Krieg mit England entspann sich aber bald, und im Verein gegen das kleine Holland traten selbst Frankreich und Italien auf. Auch diesmal errang Ruyters Genie und Tapferkeit seinem Volke zur See den Sieg, und während zu Lande die Waffen der Republik höchst unglücklich kämpften, triumphirte die holländische Flotte in einem entscheidenden Siege (1673) über die verbundene englisch-französische. Dankbar ehrte Holland seines Seehelden Verdienst. Als Beweis dafür mag wohl gelten, daß bei den politischen Parteien, die damals Holland sehr theilten, und als die berühmten Gegner des Hauses Oranien, die Brüder de Witt, gestürzt und ermordet wurden, man Ruyter, der Freund und engverbunden mit den Brüdern war, aus dem Spiele ließ, allein ihn betrachtend als Mann des Staats. Ruyter genoß jedoch nicht lange die ehrenvollen Früchte seiner Anstrengungen; abgesendet zur Unterstützung der Spanier in Sicilien, kämpfte er hier tapfer und ehrenvoll, wie immer, gegen eine sehr überlegene Macht der Feinde (der Franzosen), bis er 1676 in einem Treffen bei Messina durch einen Kanonenschuß den Fuß verlor, und bald darauf in Syrakus an dieser Wunde starb. Sein Leichnam ward nach Amsterdam gebracht, wo ihm auf Kosten des Staates ein würdiges Denkmal in der Neuen-Kirche daselbst errichtet ward.

Ryssel, s. Lille.

Ryswick, s. Friedensschlüsse.

S.

S, der 19te Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit einem Anstoßen der Zunge vorn an die Zähne und mit einem zischenden Laut ausgesprochen wird.

Saale, 1) ein Fluß in Franken (die fränkische Saale), dessen Lauf sich blos durch den Untermainkreis des Königreichs Baiern erstreckt. Sie entspringt in diesem Kreise aus dem Saalbrunnen oberhalb der Stadt Königshofen im Grabfelde, und ergießt sich bei Gemünd in den Main; 2) ein Fluß in Thüringen (die thüringische Saale), entspringt im Obermainkreise des Königreichs Baiern auf dem Fichtelgebirge aus dem Saalbrunnen. Die Hauptquelle rieselt mit einem klaren, zu jeder Jahreszeit gleichen Wasser unter einer Buche hervor, stürzt sich in den verfallenen Schacht eines Bergwerkes, und fließt aus dessen Stollen wieder hervor, um sich mit dem Wasser des untern Saalbrunnens, einer kleinern Quelle, zu vereinigen. Durch viele Gewässer verstärkt, bildet die Saale eine Zeitlang die Grenze zwischen dem Obermainkreise und den reußischen Landen, verläßt nach einem Laufe von acht Meilen das baiersche Gebiet, durchfließt hierauf die reußischen Lande, den koburgischen Antheil des Fürstenthums Altenburg, das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, den gothaischen Antheil von Altenburg, das Fürstenthum Weimar, den merseburger Regierungsbezirk der Provinz Sachsen, das Anhaltische und vereinigt sich im magdeburger Regierungsbezirk der Provinz Sachsen, südlich von Barby bei Saalhorn, mit der Elbe. Erst von Halle an ist sie schiffbar vermittelst mehrerer Schleusen. Jetzt soll sie noch weiter hinauf bis Naumburg schiffbar gemacht werden, um so die Schifffahrt auf der von Artern bis zu ihrem Einflusse in die Saale schiffbaren Unstrut nutzbarer zu machen, besonders aber das Salz von Dürrenberg und Kösen zur Elbe führen zu können. Die vornehmsten Nebenflüsse der Saale sind: die Schwarza, Orla, Ilm, Unstrut, weiße Elster, Wipper und Bode. Die wichtigsten Städte an derselben sind: Hof, Rudolstadt, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Bernburg und Kalbe.

Saavedra Faxardo, s. Faxardo.

Sabäer hießen bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen in Arabien. Ihre Hauptstadt hieß Saba.

Sabäismus (aus dem Hebräischen Zaba, Heer, wovon, weil Gottes Heere die Gestirne oder Mächte des Himmels sind, Zebaoth, Herr der Himmelsheere) wird diejenige Religion genannt, welche die Himmelskörper, insonderheit Sonne und Mond, als Götter verehrt. Die Wahrnehmung des mächtigen Einflusses der Gestirne auf die alljährlichen Veränderungen in der Natur und auf das damit zusammenhängende Wohlsein der Menschen erzeugte die Vorstellung ihrer Göttlichkeit, und die Beziehung zu den Gestirnen, in der gewisse Thiere und Pflanzen, wie die in ihnen wirkenden Naturkräfte überhaupt, entweder durch bestimmte Abhängigkeit stehen, oder durch sinnbildliche Deutung gebracht werden können, führte auch diese in den Kreis der Erscheinungen ein, in denen der Sabäismus göttliches Leben und Gegenstände der Verehrung erkennt. Die aus der Anschauung des Geschlechtsverhältnisses der lebendigen Geschöpfe hervor-

gegangene und in den indischen Mythen vorwaltende Grundidee des Zeugens, Empfangens und Gebärens, welche in der sinnlichen Vorstellungsweise der Urwelt die Stelle des Begriffs von Ursach und Wirkung vertrat, ward auf historischem Wege mit der religiösen Ansicht des Sabäismus verschmolzen, wodurch dieser die Richtung und Ausbildung erhielt, in der er in den Göttergeschichten der vorderasiatischen Völker erscheint. Denn Ägypten, Arabien, und besonders die Länder, welche östlich der Euphrat und Tigris, westlich das Mittelmeer und nördlich das schwarze Meer begrenzt, waren, nach den uns bekannten mythologischen Überlieferungen, das Gebiet, auf dem der Sabäismus in der vorchristlichen Zeit herrschte, und selbst die zur Verehrung des einigen Gottes angeleiteten Hebräer zeigten oft starke Neigung zu dem üppigen Naturdienste, in den der Sabäismus ausartete. Herodot beschreibt uns denselben als ein Spiel mit den schaffenden und erhaltenden Kräften der irdischen Natur, das die Einbildungskraft anziehen, und alle Sinne und sinnliche Triebe lebhaft beschäftigen mußte. Wer die Religionsgeschichte der Chaldäer, Assyrier, Syrer und der Völker Kleinasiens kennt *), wird es nicht zu hart finden, daß die Propheten des alten Testaments die Gottesdienste dieser Heiden eine Hurerei nennen, die die wüste, sich selbst zerstörende sinnliche Begierde mit der Natur treibt. (Vergl. die Art. Mythen, Natur, Polytheismus.)

Sabbath, 1) hieß bei den Hebräern und heißt bei den jetzigen Juden der Sonnabend, weil sie ihn, nach der Mosaischen Gesetzgebung, der Ruhe von Arbeiten und der Gottesverehrung widmen, wie die Christen den Sonntag, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Sabbath bei ihnen schon am Freitage, kurz vor Sonnenuntergange, anfängt, und mit großer Strenge gefeiert wird. Ihnen folgt in der Feier des Sonnabends eine Secte der Wiedertäufer, Sabbathianer genannt. Auch mochten sich die Juden am Sabbath nicht weit von ihrem Aufenthalt entfernen (ungefähr eine halbe Stunde), daher ein Sabbatherweg. — 2) versteht ein weit verbreiteter, wahrscheinlich aus dem fernsten Alterthum zu uns gekommener Volksglaube unter Sabbath eine angebliche mitternächtliche Festversammlung von Zauberern und Hexen, unter dem Vorsitze ihres Herrn und Meisters, des Teufels. Tag und Ort der Zusammenkunft sind in den verschiedenen Ländern verschieden. In Deutschland, z. B., wenigstens in dem nördlichen, ist es die Nacht vom 30sten April auf den 1sten Mai, und der Brocken, oder Blocksberg, die höchste Spitze des Harzgebirges. Mit dem Schlage der sogenannten Geisterstunde weckt Satan seine Jünger, durch ein, nur ihnen hörbares und verständliches Zeichen, aus dem ersten Schlafe. Großer Vorbereitungen zu der Reise bedürfen sie nicht: Ziegenböcke, Esel, Besenstiele, Ofengabeln u. s. w. sind ihre Reitequipagen, und führen sie, mit Hülfe einiger Zauberworte, windschnell durch die Lüfte, wobei die dicksten Mauern, die

*) Wagner in seinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, Görres in seiner Mythengeschichte, und Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie geben dazu gute Anleitung; wenn sie und ihre Vorgänger auch lange noch nicht jede Dunkelheit auf diesem weiten Gebiete von Sagen, Phantasien und seltsamen Gebräuchen, deren Kunde wir den wohl nicht immer treuen Zeugnissen griechischer Geschichtschreiber und christlicher Kirchenväter verdanken müssen, aufhellen konnten.

stärksten Fesseln ihnen kein Hinderniß sind. Wenn die Gesellschaft versammelt ist, erscheint der Teufel, gewöhnlich unter der Gestalt eines großen Bocks, mit mächtigen Hörnern und mit einem schwarzen menschlichen Antlitz unter dem langen Schwanze, welches vorzugsweise bestimmt ist, die Ehrenbezeigungen der Versammlung zu empfangen. Er scheint also ein Abkömmling des römischen Gottes Janus, mit dem Doppelgesichte, zu sein, obgleich sein zweites Gesicht nicht gerade dieselbe Stelle einnimmt, wie bei diesem. — Nach den Bewillkommungsgrüßen besteigt Satanas seinen Thron, mustert das versammelte Heer, läßt sich insonderheit die Neuangeworbenen vorstellen, bezeichnet sie an irgend einer geheimen Stelle ihres Körpers mit dem Zeichen der Aufnahme in den schönen Bund, und weist ihnen ihren künftigen Wirkungskreis an. Unter den ältern Ordensgliedern gibt es Beförderungen, und, den Umständen nach, auch wohl Entwürdungen, Belohnungen und Strafen. Dieser Feierlichkeit folgt das Mahl, wo Brot von schwarzer Hirse, hauptsächlich aber, und als vorzügliche Leckerei, Krötenfleisch und Fleisch von hingerichteten Übelthätern und gemordeten ungetauften Kindern aufgetragen wird, und nach dessen Beendigung Satan die Huldigungen seiner Gäste empfängt. Sie küssen ihm das eine und das andere Gesicht, überreichen ihm mannichfaltige Opfergaben unter tausend widerlichen und unziemlichen Stellungen und Verschränkungen, bringen ihm ekelhafte Libationen dar, machen das Zeichen des Kreuzes, aber in umgekehrter Richtung und mit der linken Hand u. s. w. Den Beschluß des scheußlichen Gelags machen endlich Gesang und Tanz; schmutzige Lieder und Liebkosungen, üppige Sprünge und schandbare Genüsse aller Art durchkreuzen sich in wilder Verwirrung, bis das Krähen des Hahns, der den anbrechenden Morgen verkündet, die höllische Versammlung im Nu aus einander sprengt.

Sabellius, ein christlicher Lehrer zu Ptolemais, der ein geborner Afrikaner war, und um 250 lebte, ist als Stifter einer Partei in der christlichen Kirche merkwürdig, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit dadurch von dem nachher gesetzlich gewordenen Kirchenglauben abwich, daß sie den Sohn und den heiligen Geist nur als verschiedene Offenbarungen oder Kraftäußerungen des einigen Gottes, aber nicht als besondere Personen in der Gottheit gelten lassen wollte. Die Dreifaltigkeit erschien nach ihrer Vorstellungsweise nur als eine dreifache Wirkungsart, als ein dreichfaches Verhältniß Gottes zur Welt. Was der Evangelist Johannes das Wort (Logos) und die christliche Kirche den Sohn Gottes nennt, verglich Sabellius mit einem Strahle, den die Sonne aussendet, um zu erleuchten und zu wärmen, und meinte daher, daß dieser Logos oder Strahl der göttlichen Urkraft nur in und durch den Menschen Jesus thätig gewesen sei, um das Werk der Erlösung zu vollbringen; aber keinesweges ein von dem Leben des einigen Gottes gesondertes und verschiedenes Dasein habe. Die **Sabellianer** wurden im 4ten Jahrh. von der orthodoxen Kirche unterdrückt, die Ansicht des Sabellianismus aber hat immerwährend Freunde gefunden, und noch jetzt leuchtet sie aus den Deutungen hervor, welche neuere Theologen bei dem Bestreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten, und sie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, versucht haben. E.

Sabier oder Zabier, auch Johannischristen, werden die Anhänger einer religiösen Secte genannt, welche sich aus denjenigen Schü-

lern des Täufers Johannes, die nicht zum Christenthume übertreten wollten, gebildet hat. Sie ging kurz vor der Entstehung der christlichen Gemeinde aus dem Judenthume hervor, von dem sie sich trennte, und wendete sich von den Ufern des Jordans, der ihr heilig war, nach Chusistan in Persien, wo sie von christlichen Reisenden im 17ten und 18ten Jahrh. unweit Schuster (dem alten Susa) gefunden worden ist. Das ehedem auf der Geschichte, Lehre und Verfassung der Sabier ruhende Dunkel wurde gegen das Ende des 18ten Jahrh. durch die Untersuchungen unsrer Orientalisten über einige Bruchstücke der sabischen Religionsschriften noch wenig aufgeklärt. Nur so viel wird jetzt angenommen, daß sie den Täufer Johannes als ihren Stifter und vorzüglichsten Propheten verehren, an einen einigen Gott und an die Sendung eines Gottmenschen glauben, den sie Manda di Chaie, d. h. Wort (Logos) des Lebens, und nach ihm sich selbst Mandäer nennen. Dieser Gottmensch soll von Johannes getauft worden, und kurze Zeit auf Erden sichtbar, aber mit dem Stifter des Christenthums keineswegs einerlei Person gewesen sein. Jesum erklärten die Sabier für einen bloßen Menschen und falschen Messias, obgleich das, was sie von den Thaten und Schicksalen ihres Gottmenschen angeben, den evangelischen Nachrichten von Christo sehr ähnlich sieht, und davon entlehnt zu sein scheint. In ihren Ansichten von dem Verhältnisse Gottes zur Welt und der Geisterlehre sind die Spuren von Einmischungen aus Zoroasters Lehren, und Übereinstimmungen mit der gnostischen Äonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrscheinlich wird, daß sich ihr Lehrbegriff erst während ihres Aufenthaltes in Persien entwickelt hat. Ihr Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit schließt sich näher an den christlichen an, und das wenige, was man von ihren religiösen Gebräuchen und ihrer kirchlichen Verfassung weiß, läßt vermuthen, daß sie von den Nestorianischen Christen, mit denen sie unter den Patriarchen derselben zu Babylon bis 1480 in kirchlicher Vereinigung lebten, die bei ihnen noch jetzt bestehende Ordnung des Priesterstandes unter Bischöfen, die die Sonntagsfeier und die Verehrung des Kreuzes angenommen haben. Ihr vornehmster Gebrauch ist die Taufe oder heilige Abwaschung im Namen des Worts des Lebens, die sie nach ältern Nachrichten täglich wiederholen. Aus ihren Glaubensschriften sieht man zwar, daß sie nicht ganz ohne Literatur sind, doch gibt der finstre Aberglaube, der ihren Priestern als Mittel der Herrschaft dient, den niedrigen Stand ihrer Bildung zu erkennen. Die Versuche, sie dem Papste zu unterwerfen, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Christen sein, aber noch mehr verabscheuen sie die Türken und den Islamismus überhaupt, daher sie die blaue Farbe, welche die türkischen Weiber zu ihren Beinkleidern zu wählen pflegen, weder an ihren Geräthen und Häusern, noch an ihren Kleidungen dulden, und die blauen Meßgewänder und Altardecken der Catholiken viel unerträglicher fanden, als ihre Lehren. Vor den Mohammedanern, unter denen sie leben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, unterscheiden sie sich durch mildere, der christlichen Lebensweise verwandtere Sitten. E.

Sabiner, eine alte Völkerschaft Italiens, wahrscheinlich Abkömmlinge der Ausonier und Verwandte der Aborigener. Sie waren ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, und lebten in den Bergen ihres Landes, den Apenninen, vornehmlich als Hirten von der Viehzucht; und Horaz rühmt ihre Redlichkeit, Mäßigkeit

und Einfachheit der Sitten. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß (Teverone) von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geschieden; gegen Morgen wohnten die sabinischen Colonien der Vestiner und Marruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Der Boden war fruchtbar und reich an trefflichen Weiden. Er trug Öl, Obst und Wein. Auch gab er gute Eichelmast.

Sabinerinnenraub, s. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gasparo), ein rühmlichst bekannter italienischer Componist, geb. zu Neapel 1735. In seiner Jugend studirte er mehrere Jahre unter dem berühmten Durante zugleich mit Piccini, Traetta und Guglielmi. Mit besonderm Fleiß spielte er die Geige, und die Gewandtheit, welche er sich auf diesem Instrumente erwarb, machte es ihm in der Folge leicht, in seine Begleitungen die Eleganz und Pracht zu legen, wodurch sie sich auszeichnen. Er hatte nicht so bald diese treffliche Musikschule verlassen, als er anfing, sich durch seine Werke bekannt zu machen. Diese verschafften ihm 1762 eine feste Anstellung bei dem Theater zu Rom, wo er sieben oder acht Jahre blieb; er besuchte jedoch von hier aus von Zeit zu Zeit einige andere Städte Italiens. Die Kenner urtheilten, daß wenn Piccini ihn im Komischen, er diesen im Tragischen übertreffe. 1769 ward er als Galuppis Nachfolger nach Venedig berufen. Abgesehen von den Kirchencompositionen, welche er hier herausgab, bildete er auch mehrere treffliche Sängerinnen; unter diesen die Gabrieli, Conti, Pasquali u. a. Als die Werke Sacchinis in London bekannt geworden waren, wünschten die dortigen Musikfreunde ihn als Theatercomponisten zu besitzen. Bevor er ihrer Einladung folgte, besuchte er Deutschland. Er ging über Stuttgart und München, wo er mit großem Beifall gehört wurde, und kam 1771 über Holland in London an. Hier componirte er für das italienische Theater mehrere treffliche lyrische Tragödien, als Montezuma, Perseus, den Cid und andere, deren uns bekannt gewordene Bruchstücke von der höchsten Schönheit sind. Sein Aufenthalt in England würde auch seinen Vermögensumständen vortheilhaft gewesen sein, wenn seine Leidenschaft für die Frauen ihn nicht zu übermäßigen Ausgaben verleitet hätte, wodurch er endlich genöthigt wurde, das Land nach einigen Jahren mit Hinterlassung bedeutender Schulden zu verlassen. — Gegen 1782 ließ ihm die Verwaltung der Oper zu Paris den Antrag machen, dorthin zu kommen, und für das Theater zu arbeiten. Man vereinigte sich über die Bedingungen, und 1783 erschien Renaud, worauf Chimene und Dardanus folgten. Da Sacchini zu einer Zeit auftrat, wo durch Gluck und Piccini die Franzosen bereits an fremde Musik waren gewöhnt worden, so erregte er anfangs keine besondere Theilnahme, bis sein Oedipe à Colone erschien, der in jeder Hinsicht großen Beifall erntete, und noch bis jetzt eher darin gestiegen, als gesunken ist. Bevor er ihn aber auf die Bühne bringen konnte, hatte er mit so unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er beschloß, Paris zu verlassen, und nach England zurückzukehren, wohin seine Gönner und Freunde, nach übernommener Tilgung seiner Schulden, ihn einluden. Der Tod hinderte ihn daran. Sacchini starb zu Paris 1786 an den Folgen eines zurückgetretenen Gichtanfalls. Die Oper Arvire, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Rey zur Zufriedenheit der Musikfreunde. — Man zählt gegen 50

Opern von ihm. Seine Büste aus Marmor steht in der Capelle des Pantheons in Rom neben Raphaels Denkmal. Die Haupteigenschaften dieses großen Componisten sind Leichtigkeit, Anmuth und einfache Hoheit. Seine Gesänge sind so natürlich und so glücklich, daß sie sich in der Kehle des Sängers von selbst zu bilden und daraus hervorzugehen scheinen. Er verstand die schwere Kunst, Gesang und Declamation, diese beiden so wichtigen und fast entgegengesetzten Eigenschaften, mit einander zu vereinigen. Seine Harmonie ist rein und voll; auch glänzt er in dem religiös-idealen Styl; seine Priesterchöre in der Olympiade sind die schönsten Muster in ihrer Art. Einförmigkeit ist wohl der einzige Fehler, den die Kritik ihm vorwerfen kann.

Sachenrecht, dingliches Recht, jus in re oder jus reale, ist ein Recht, welches jemand an einer Sache dergestalt hat, daß er es gegen jeden Besitzer verfolgen kann. Es gehören nach römischem Rechte hieher das Eigenthum (dominium), die Erbschaft, die Dienstbarkeit oder Servitut, das Pfand und der Besitz. Nach deutschem Rechte kommen noch mehrere Gattungen hinzu, z. B. das Retractrecht ꝛc. Alle aus diesen verschiedenen Gattungen des Sachenrechts entspringende Klagen heißen dingliche Klagen (actiones in rem). Diese Klagen werden von dem Berechtigten angestellt, auf Auslieferung der Sache, oder falls es sich im Besitz befindet, auf gerichtliche Zuerkennung seines ihm streitig gemachten Rechts. Wenn die Klage den letztern Zweck hat, so heißt sie actio confessoria.

Sacherklärung, s. Realdefinition.

Sachs (Hans), einer der vorzüglichsten Dichter und Meistersänger Deutschlands im 16ten Jahrh., wurde 1494 zu Nürnberg geboren, lernte in seiner Jugend das Schusterhandwerk, wanderte als Geselle, und trieb hernach sein Gewerbe in seiner Vaterstadt längere Zeit hindurch, ließ sich von dem berühmten Meistersänger Runnenbeck in der Verskunst unterrichten, trat zur Lutherischen Religion über, ward Vorsteher einer berühmten Meistersängerschaft, und starb 1576. Er gehört nicht nur unter die besten Dichter seines Jahrhunderts, sondern auch unter die eifrigsten Beförderer der Lutherischen Kirchenverbesserung und einer vernünftigern Denkart in Religionssachen. Wirklich besaß er viel dichterisches Genie, welches mehr erkannt wäre, wenn er einer bessern Ausbildung genossen hätte. Ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen sich seine Gedichte durch Naivetät, Gemüthlichkeit, witzige Darstellung, sinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenschilderung aus seinem Zeitalter aus. Seine sämmtlichen Werke kamen heraus zu Nürnberg 1570 bis 1579 in 5 Foliobänden, nachher zu Kempten 1612 bis 1616 in 5 Quartbänden. Handschriften von Hans Sachsens Gedichten befinden sich in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek des Alumneums zu Altdorf u. a. O. F. J. Bertuchs Proben aus Hans Sachsens Werken, Weimar 1778, wurden damals nicht mit der Liebe aufgenommen, daß eine vollständige Ausgabe ihr folgen konnte. Um so erfreulicher ist es für die Freunde alter vaterländischer Dichtkunst, daß Büsching jetzt unternommen hat, ihn in einer Auswahl zu erneuern. J. H. Häslein gab unter dem Titel: Hans Sachsens sehr herrliche Gedichte 1791, zu Nürnberg einiges heraus. Die bis jetzt gedruckten poetischen Werke dieses merkwürdigen Schriftstellers bestehen in 272 weltlichen, 116 allegorischen Erzählungen, und 197 Schwänken. Auch mehrere schöne einfache, aber herzerhebende Kirchenlieder hat er ge-

dichtet, unter andern das: Warum betrübst du dich, mein Herz? u. s. w. (Vgl. Deutsche Poesie und Meistersänger.)

Sachsen. I. Ältere Geschichte. Wenn gleich der Name der Sachsen in dem großen Verzeichniß der germanischen Völkerschaften beim Tacitus fehlt, und weder Pomponius Mela, noch Plinius der Sachsen gedenken; so dürften sie doch ursprünglich zu den norddeutschen Stämmen gehören, die unter dem Namen der Cimbern und Teutonen bei ihren Zügen nach dem Süden das römische Reich mächtig bedrohten, und nur durch den Heldenmuth des Marius bezwungen werden konnten. Erst bei dem Ptolemäus kommt ihr Name vor, indem er diesen Volksstamm bei der cimbrischen Halbinsel, im heutigen Holsteinischen und dessen Umgebungen, aufführt. Die versuchten Herleitungen des sächsischen Volksnamens (von Sassen, Eingesessenen, von Sax, einem kleinen Dolche) ermangeln des grammatischen Beweises und der historischen Begründung. Seit aber die Sachsen im 3ten christlichen Jahrh. als eine besondere germanische Völkerschaft im nördlichen Deutschland erscheinen, wird ihrer als eines zahlreichen, kriegerischen und seeräuberischen Volks gedacht, welches die belgischen, armorischen und britannischen Küsten so oft bedrohte, daß die römischen Imperatoren zur Deckung dieser Küsten einen eigenen Flottenführer (comitem littoris Saxonici) ernannten. Schon gegen das Ende des 3ten Jahrh. beunruhigten die Sachsen auch die römischen Grenzprovinzen in den Rhein- und Scheldegegenden, und wahrscheinlich besetzten sie seit den Zügen der Völkerwanderung die zwischen dem Rheine, der Weser und der Elbe von den fortziehenden Stämmen erledigten Wohnplätze. Zwei bedeutende Horden derselben gingen ums J. 449, unter der Anführung des Hengist und Horsa, nach Britannien, wohin die Britten sie gegen die Picten und Scoten riefen, welche das im J. 446 von den Römern aufgegebene Britannien beunruhigten. Zwar wurden die Picten und Scoten wieder in ihre nördlichen Gebirgsgegenden zurückgedrängt; allein die durch viele Nachzügler verstärkten Sachsen bemächtigten sich selbst in kurzer Zeit des Landes, und stifteten daselbst sieben angelsächsische Königreiche, so daß die Herrschaft der Sachsen über Britannien bestand, bis diese Insel 1066 von den Normännern unter Wilhelms Anführung erobert ward. — Die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen erschienen in ihren weit ausgebreiteten Besitzungen unter dem Namen der Ostfalen, Westfalen und Engern. Sie grenzten im Norden an die Friesen und an die Dänen, im Osten an die den Deutschen seit der Völkerwanderung bis an die Elbe nachgerückten slavischen Völkerschaften. In Verbindung mit den Franken, welche unter Chlodowig im J. 486 in Gallien den letzten Überrest der römischen Macht vernichtet hatten, zerstörten sie 528 das damals im mittlern Deutschlande bedeutende Königreich Thüringen, von welchem die nördlichen, am Harze gelegenen Theile des eroberten Landes an die Sachsen kamen. Doch zerfielen die Sachsen und die Franken selbst unter sich über diese neue Erwerbung, und als Carl der Große die Macht des fränkischen Reichs im Innern und nach außen befestigt hatte, begann er den ernsthaften dreißigjährigen Kampf mit den Sachsen, die er zur Anerkennung seiner Hoheit und zur Annahme des Christenthums bringen wollte. Der kräftige Widerstand der Sachsen, besonders unter ihrem Heldenanführer Wittekind, zeigte, wie theuer dieses freie Volk seine bisherige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit verkaufen würde. Denn selbst nachdem Wittekind, nach seiner Taufe zu Attigny, nicht mehr an der

Spitze der sächsischen Völkerschaften stand, ward der blutige Kampf derselben gegen Carl fortgesetzt, bis endlich im J. 803 der Vertrag zu Selz die Sachsen dahin brachte, daß sie das Christenthum annahmen, der Geistlichkeit den Zehnten entrichten und mit den Franken zu Einem Volke vereinigt wurden. Doch sollten sie alle ihre bisherigen Rechte und Gesetze behalten, und zu keinen besondern Abgaben an den neuen Oberherrn verpflichtet sein. — Wenn gleich Carl für die Entwilderung und Bildung der Sachsen durch viele im Umfange ihres Gebietes angelegte Bisthümer und Schulen (zu Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Paderborn, Münster, Hildesheim u. s. w.) sorgte; so verfielen doch überhaupt seine für Wissenschaften und für die Kirche begründeten Anstalten unter den innern und äußern Unruhen während der Regierung der unmittelbaren Nachfolger aus seinem Hause. Als aber unter dem kräftigsten seiner Enkel, unter Ludwig dem Deutschen, im verdüner Vertrage (843) Deutschland ein eigenes Reich und von Frankreich auf immer getrennt ward, da bildeten die Sachsen einen der mächtigsten Stämme in der Reihe der sechs zu Deutschland gehörenden Völkerschaften: der Ostfranken, der Sachsen, der Friesen, der Thüringer, der Schwaben und Baiern. Schon unter Ludwigs Regierung wird (845) Ludolph, welcher große Erbgüter in Ostfalen besaß, als Herzog von Sachsen genannt. Sein ältester Sohn Bruno folgte dem Vater in dieser Würde (859), erbaute (861) Braunschweig, und fiel (880) im Kampfe gegen die Normänner, wiewohl die herzogliche Würde auf dessen jüngern Bruder, Otto den Erlauchten, überging. Dieser, der entweder nur beträchtliche Familienländer in Thüringen, oder das Herzogthum Thüringen selbst, so wie Sachsen, als deutsches Reichslehn besaß, lehnte, nach dem Erlöschen des Carolingischen Geschlechts in Deutschland mit Ludwig dem Kinde (911), die ihm angebotene deutsche Krone ab, und leitete die Wahl der Nation auf den ostfränkischen Grafen Conrad. Allein dieser Conrad schlug selbst bei seinem Tode den Sohn Ottos des Erlauchten, den kräftigen Herzog Heinrich von Sachsen, zu seinem Nachfolger vor, und so trugen Heinrich und nach ihm, in unmittelbarer Folge, sein Sohn, Enkel und Urenkel, Otto I., II., III., die deutsche Krone. — Unter diesen vier Fürsten aus dem sächsischen Hause war entschieden Heinrich der kräftigste und ausgezeichnetste; denn er schlug die Ungarn bei Merseburg (933) mit großem Erfolge vom nördlichen Deutschland zurück; er besiegte die Dalemintier im Meißnischen und die Haveller im Brandenburgischen, und legte zur Bändigung der besiegten Slaven die Markgrafschaften Meißen (928) und Nordsachsen (Brandenburg, 931) an, so wie er jenseits der Eider die Mark Schleswig begründete, in Deutschland gesetzliche Ordnung herstellte, viele Ortschaften mit Mauern umgeben und den neunten Mann vom flachen Lande in diese gesicherten Städte ziehen ließ. Er selbst hatte das Herzogthum Sachsen beibehalten; allein sein Sohn Otto I. (reg. von 936 — 973) ertheilte es einem seiner Verwandten, dem tapfern eingebornen Sachsen, Hermann Billung. — Dieses Billungische Haus der Herzoge von Sachsen erlosch 1106 mit dem Herzoge Magnus, worauf Kaiser Heinrich V. den Grafen Lothar von Supplinburg und Querfurt mit Sachsen belehnte. Nachdem aber dieser (1125) den deutschen Thron bestiegen hatte, übertrug er Sachsen seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern, der im Mannsstamm von dem Guelfischen Hause abstammte, durch seine Mutter aber der Enkel des letzten sächsischen Herzogs Magnus war. — Allein nur zwei

Guelfen, Heinrich der Stolze, und sein kräftiger Sohn, Heinrich der Löwe, beherrschten, unter abwechselnden Schicksalen, zugleich die beiden mächtigsten Herzogthümer Deutschlands in der damaligen Zeit; denn die Ländergier der Feinde des Löwen, besonders unter den geistlichen norddeutschen Fürsten, und die auf die Schwächung der größten Reichsvasallen berechnete Politik Kaiser Friedrichs I. trafen zusammen in dem beabsichtigten Sturze jenes Fürsten. Die über ihn 1180 ausgesprochene Reichsacht war der Wendepunct seiner politischen Macht. Kaum konnte seinem Hause das braunschweigische Erbland gerettet werden; das Herzogthum Baiern kam an das Wittelsbachische Haus; das Herzogthum Sachsen aber an Bernhard von Askanien, den Enkel des Herzogs Magnus von seiner zweiten Tochter, die mit dem Askanier Albrecht dem Bär vermählt gewesen war. — Es begann also mit dem J. 1180 der Askanische Mannsstamm der Herzoge von Sachsen. Allein Bernhard besaß zu wenig Macht durch seine Familienbesitzungen, um die vom Kaiser beabsichtigte Zersplitterung des großen Herzogthums Sachsen hindern zu können. Die bisherige Hauptstadt desselben, Lübeck, ward eine freie Stadt; der Erzbischof von Cöln setzte sich in den Besitz des Herzogthums Westfalen; mehrere geistliche und weltliche Fürsten, welche bis jetzt unter der Hoheit des Herzogs von Sachsen gestanden hatten, gelangten zur Reichsunmittelbarkeit, wohin besonders die Fürsten von Mecklenburg und Pommern gehörten. Wenn also auch der Name eines Herzogs von Sachsen und das damit verbundene Reichserzmarschallamt auf Bernhard von Askanien überging; so ward doch seit dieser Zeit jener Name auf andere Gegenden Deutschlands übergetragen, als die, welche bis zum J. 1280 Sachsen geheißen hatten. — Das neue, Askanische, Herzogthum Sachsen erhielt seit dieser Zeit seinen Mittelpunct an der Mittelelbe in Wittenberg, in Gegenden, welche Bernhards Vater, Albrecht der Bär, in mehrjährigen Kämpfen den slavischen Völkerschaften entrissen, und durch mehrere aus den Niederlanden dahin versetzte Colonisten neu bevölkert hatte. Gegen diese besiegten Slaven hatte Albrecht die Burgwarten Wittenberg, Zahna, Elstermünde (das jetzige Dorf Elster), Wiesenburg (ein Rittergut der Watzdorfischen Familie), Dobien (ein Dorf, anderthalb Stunden von Wittenberg) und Cossewitz (das jetzige anhalt-bernburgische Städtchen Koswig an der Elbe) angelegt. Von den aus den Niederlanden angekommenen neuen Colonisten (vergl. Helmoldi Chron. Slavorum, I. 1. c. 88) wurden in diesen Gegenden mehre Flecken und Städte begründet, deren Namen sogar auf den niederländischen Ursprung hinführen, als Kemberg (Cambray), Brück (Brügge), Niemegk (Nimwegen), Gräfenhaynichen (Grafenhaag) u. a. — In diesen von Albrecht eroberten, und mit seinen anhaltischen Familienbesitzungen verbundenen Ländern war Bernhard seinem Vater 1170 gefolgt, und von hier aus machte er, nach seiner Gelangung zur herzoglich sächsischen Würde, die Rechte derselben geltend, indem er wenigstens über die mindermächtigen sächsischen Vasallen, z. B. die Grafen von Schwerin, von Danneberg u. a., die bisherige sächsische Oberhoheit behauptete, und durch Eroberungen an der Niederelbe im Lande der Polaben seine Besitzungen erweiterte, wo er zur Sicherung dieser Eroberung gegen die besiegten Slaven die Lauenburg (Polabenburg) anlegte. Nach seinem Tode folgte ihm (1211) in dem Herzogthum Sachsen sein Sohn Albrecht I., und in den anhaltischen Familienbesitzungen sein Sohn Heinrich, der Stammvater des noch

jetzt in den drei Linien blühenden anhaltischen Hauses. Da Albrecht mehrere Urkunden in Wittenberg ausstellte, so scheint wenigstens seit seiner Zeit diese Stadt die Residenz der Askanischen Herzoge von Sachsen gewesen zu sein. So klein auch sein Land war, so war es doch bereits (1260) zwischen seinen Söhnen getheilt, von welchen der ältere, Johann, die lauenburgischen, und der jüngere, Albrecht II., die wittenbergischen Gegenden erhielt. — Seit dieser Zeit sind beide Länder nicht wieder vereinigt worden. Die sachsen-lauenburgische Linie erlosch 1689, worauf die Besitzungen derselben, nach einem mehrjährigen Streite mit den beiden sächsischen Häusern der Albertinischen und Ernestinischen Linie, an Braunschweig-Celle kamen; die sachsen-wittenbergische Linie hingegen erlosch bereits 1422 mit dem Herzoge Albrecht III. In diesen Ländern und der herzoglichen Würde folgte demselben, nach der Belehnung des Kaisers Sigismund, der Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Friedrich der Streitbare, wodurch also das in Meißen seit 1127 erblich regierende Wettinische Geschlecht zur sächsischen Kurwürde und zum Reichserzmarschallamt gelangte, obgleich das sachsen-lauenburgische Haus einen lang fortgeführten Widerspruch deshalb erhob, und selbst der neue Kurfürst von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das Land für seinen Sohn Johann, der mit der Tochter des vorletzten Askanischen Kurfürsten Rudolph III vermählt war, in Anspruch und wirklichen Besitz nahm. Doch gab Friedrich von Brandenburg an Friedrich den Streitbaren das Land heraus, nachdem er von dem letztern 10,000 Schock böhmischer Groschen (nach andern sogar 28,000 Gulden) erhalten, und der Kaiser erklärt hatte, er werde den Markgrafen von Meißen gegen jeden Anspruch, und namentlich gegen den Kurfürsten von Brandenburg vertheidigen. — Diese Übertragung der sächsischen Kurwürde und Kurländer (des Herzogthums Sachsen mit dem Burggrafthume Magdeburg und der sächsischen Pfalz Altstadt in Thüringen) auf das markgräfliche Haus Wettin in Meißen führt von selbst auf die frühere Geschichte des meißner Landes, als des eigentlichen Stammlandes der noch jetzt regierenden beiden sächsischen Linien, der Ernestinischen und Albertinischen. In diesem Lande, wo im 10ten Jahrh. die Mark Meißen vom deutschen Könige Heinrich I. errichtet ward, erscheint, nach den Zeugnissen römischer Schriftsteller, am Anfange der christlichen Zeitrechnung der germanische Volksstamm der Hermundurer als eine Nomadenhorde. Er durchzog bis gegen das Ende des 4ten Jahrh. die Fluren und Gegenden zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, der weißen Elster und der Saale. Seit dieser Zeit, dem Zeitalter der Völkerwanderung, verliert sich zwar der Name der Hermundurer aus der Geschichte; allein keine Nachricht des Mittelalters berichtet, daß diese Hermundurer den Massen der übrigen, nach Westen und Süden ins römische Westreich vordringenden, deutschen Völkerschaften sich angeschlossen und ihre frühern Wohnplätze verlassen hätten. Da nun gegen das Ende des 4ten Jahrh. ganz in den damals von den Hermundurern bewohnten Gegenden der Name des deutschen Volks der Thüringer erscheint, obgleich keine einzige Nachricht darüber sich erhalten hat, daß diese Thüringer erst in dieser Zeit als ein neuer Volksstamm in Mitteldeutschland eingewandert wären; da vielmehr diese Thüringer sogleich bei ihrem Erscheinen in der Geschichte, nach Verfassung, Sprache, Sitte und Religion, so wie die Hermundurer, als ein deutscher Volksstamm sich ankündigten: so wird durch dies alles die (von Adelung in seinem

Directorium aufgestellte, und von Heinrich in der neuen Bearbeitung seiner sächsischen Geschichte gleichfalls angenommene) Muthmaßung begründet: daß Hermundurer und Thüringer, eben so wie Katten und Hessen, nur ein und dasselbe Volk sind, und daß, wenn dieses Volk den Römern unter dem Namen Hermundurer bekannt war, der eigentliche deutsche Name desselben Thüringer war, so wie die Römer auch die Hessen nur unter dem Namen der Katten kannten. Für diese Vermuthung spricht besonders, daß dieselbe Flußgrenze der Werra, welche früher zwischen den Hermundurern und Katten bestand, auch, seit dem Erscheinen des Namens der Thüringer in der Geschichte, zwischen den Thüringern und ihren Nachbarn, den Hessen, fortdauerte. Durch feste Niederlassungen, und durch den Anbau des Bodens in den Niederungen zwischen der Werra, Unstrut und Saale ward daher der Grund des thüringischen Königreichs gelegt, das seit dem zweiten Viertel des 5ten Jahrh. sich über mehrere Theile des mittlern Deutschlands bis in die Nähe der Grenze Böhmens ausbreitete, weil durch die Theilnahme so vieler germanischen Stämme an der Völkerwanderung in Mitteldeutschland die vorigen Wohnsitze derselben erledigt worden waren. So lange als dieses thüringische Königreich in seiner Kraft bestand, war es zugleich die sichere Vormauer gegen die im Osten Europas den Deutschen von der Ostsee bis an das adriatische Meer nachziehenden slavischen Völker. Denn wenn gleich zu der Zeit der thüringischen Macht das Land zwischen der Saale und Elbe wahrscheinlich ungleich weniger angebaut und bevölkert war, als das Land an der Unstrut, zwischen der Saale und Werra; so gehörte es doch als wesentlicher Bestandtheil zu den thüringischen Besitzungen, und ward gegen die Slaven behauptet. Als aber das thüringische Königreich im J. 528 durch die vereinigte Kraft der Franken und Sachsen zertrümmert ward, da erschienen nicht nur die Sorben, ein Hauptzweig der Slaven, in dem Lande zwischen der Elbe, Mulde und Saale seit dem J. 534, sie behaupteten sich auch in demselben, und brachten die dort wohnenden Deutschen zur Unterwerfung. — Von 434 — 823 war also dieses Land zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, Elster und Saale eine Besitzung der Sorben, und ward nach ihnen Sorabia genannt, und von ihnen in Zupanien getheilt, welche Eintheilung eine Ähnlichkeit mit der Eintheilung deutscher Provinzen in Gaue hatte. Die wichtigsten der vielen einzelnen sorbischen Gauen waren der Gau Nisen, der von Scharfenberg bis an die damalige böhmische Grenze in der Gegend von Pirna reichte; der Gau Glomaci (oder Daleminze), von der Völkerschaft der Dalemintier bewohnt, mit dem Hauptorte Glomaci (Lommatsch) und der in der Nähe liegenden Feste Gana; der Gau Plisni mit dem Hauptorte Plisni (dem heutigen Altenburg); der Gau Neletici mit Halle und dem Giebichenstein; der Gau Scudici, mit Skeuditz und Leipzig, der Gau Milin mit Zwickau; der Gau Chutici, mit Chemnitz, Rochlitz, Borna u. s. w. Eine Menge von Örtern, aus welchen in der Folge blühende Städte erwuchsen, wurden von den Sorben angelegt, besonders Lipzk (Leipzig), Wurzen, Zeitz, Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Colditz, Belgern, Strehla u. a. — Mit diesen Sorben begannen aber die Kämpfe der Deutschen unter abwechselnden Erfolgen, seit dem das fränkische Reich, zu dessen östlichem Theile (Austrasien) Thüringen gehörte, durch die Majores Domus aus dem Carolingischen Hause wieder mehr gehoben ward, und Carl der Große machte bereits in seiner Zeit die Sorben bis an

die Elbe, und die Milzener und Obotriten zinsbar. Doch dauerte es, bei den unter seinen Nachfolgern eingetretenen innern und äußern Kämpfen, bis zu der Zeit des deutschen Königs Heinrich I., bevor die Elbe als Grenze des seit dem verdüner Vertrage (843) selbstständigen deutschen Reichs behauptet, und das Land zwischen der Saale und Elbe den Slaven völlig entrissen werden konnte. Denn wenn gleich schon vor Heinrich I. das Land zwischen der Saale und Mulde als eine deutsche Mark unter dem Namen des Osterlandes (limes Sorabicus, Marchia orientalis, südthüringische Mark) erscheint, und, wahrscheinlich von dieser verschieden, auch bereits seit 874 eine zweite nordthüringische Mark bestand, welche ihren Sitz zu Belgern und dann zu Eilenburg hatte; so gelang doch die völlige Bezwingung der Sorben in diesen Gegenden erst dem deutschen Könige Heinrich I., nachdem er die Feste Gana zerstört und (928) die Mark Meißen begründet hatte, wo durch den angestellten Markgrafen die in die Oberlausitz zurückgedrängten Slaven und die dort wohnenden Milzener im Zaume gehalten, und zur Entrichtung des Tributs an den König Deutschlands genöthigt wurden. Gleichzeitig hatte Heinrich auch das Land der Haveller an der Havel zu Deutschland gebracht, nachdem er ihre Feste Brennibor (Brandenburg) 931 erobert, und die Markgrafschaft Nordsachsen auf dem ihnen entrissenen Boden gestiftet hatte. Von seinem Sohne, Otto I., wurden in diesem Lande zur Verbreitung und Erhaltung des Christenthums die drei Bisthümer Meißen (965), Merseburg und Zeitz (968) gestiftet, der Sitz des letztern aber (1029) nach Naumburg verlegt. Weil jedoch in diesem Zeitalter, und nach dem ursprünglichen Charakter des Lehnsystems, die Würde der deutschen Herzoge, Land-, Pfalz-, Mark- und Burggrafen, als Reichslehen nur ansehnliche Staatsämter ohne erblichen Besitz derselben in gewissen Familien waren; so wechselte auch, entweder bei dem Tode ihrer Inhaber oder wegen Lehnsuntreue (Felonie) der Besitz dieser Würden, bis dieselben, so wie die mit ihnen als Besoldung der großen Reichsvasallen verbundenen Lehnsgrundstücke, in den Zeiten der letzten salischen Kaiser, und nach dem Abgange des salischen Hauses, unter dem Kaiser Lothar II. bei denjenigen Familien erblich wurden, welche sie eben damals besaßen. Nach einem zweihundertjährigem Wechsel der markgräflichen Würde in Meißen gelangte daher auch das Haus Wettin mit dem Markgrafen Conrad, einem nahen Verwandten der Gemahlin des Kaisers Lothar II., zum erblichen Besitze der Markgrafschaft Meißen im J. 1127. — Ob übrigens dieses Haus, dessen beglaubigte Abstammung nicht weiter, als bis auf Theodorich Buzici (der in Ottos I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, slavischer oder germanischer Abkunft war, ist freilich nicht bis zur Gewißheit auszumitteln. Doch nennt ihn ein Chronist: Vir egregiae libertatis, welches im Mittelalter den Besitzer eines bedeutenden deutschen Freigutes bezeichnete, der keinem Höhern durch Lehnsverhältnisse verpflichtet war. Daß seiner Familie erblich eine ansehnliche Besitzung in der Nähe von Halle gehörte, wo sie die Burg Wettin erbaute, und sich nach derselben nannte, ist historisch gewiß. Nur dürfte die von Adelung im Directorium aufgestellte Abstammung dieses Hauses von dem gräflichen Hause Mansfeld, so wie die von Wedekind (in s. Schrift: die Eingänge der Messen, Braunschweig 1815, 8.) angenommene Identität des tribus Buzici mit der alten Burgmark Zörbig, in Ermangelung näherer Notizen bei den beiden Hauptquellen für die älteste meißnische Geschichte (im

Ditmar von Merseburg, und im Chronicon Lauterbergense, das von einem ungenannten Mönche des von dem Hause Wettin gestifteten Klosters auf dem Petersberge bei Halle geschrieben ward), nie bis zur historischen Gewißheit erhoben werden können. — Conrad von Wettin, erster erblicher Markgraf von Meißen, erbte nach dem Tode seines Vetters, des Grafen Heinrich von Wettin zu Eilenburg, dessen schöne eilenburgische Familienbesitzungen; vom Kaiser Lothar II. erhielt er (1143) die bisherige Reichsdomäne Rochlitz; auch ward er von demselben (1136) mit der östlichen Mark (Niederlausitz) belehnt; daher führte er auch den Namen Marchio Misnensis et Lusicensis. Obgleich seine Länder nach seinem Tode (1156) zwischen seinen fünf Söhnen getheilt wurden; so fielen doch die meisten derselben, bei dem frühzeitigen Erlöschen dieser Seitenlinien, an die meißner Stammlinie zurück, bis auf Brena mit Wettin, welche der deutsche König Rudolph I. (1290), als ein eröffnetes Reichslehen, dem Herzoge von Sachsen schenkte, so daß Brena erst 1423 zugleich mit dem Herzogthum Sachsen an Meißen zurückkam, Wettin aber bereits vorher auf das Erzbisthum Magdeburg übergegangen war. In unmittelbarer Folge regierten nach Conrad: sein Sohn, Otto der Reiche (1156—1190), unter welchem die freibergischen Bergwerke entdeckt, und die ersten beiden leipziger Messen gestiftet wurden; dann dessen ältester Sohn, Albrecht der Stolze (1190—1195), und nach ihm der jüngere, Dietrich der Bedrängte (1195—1221), der mit seinem Bruder in Streit verwickelt ward, und erst nach Kaiser Heinrichs VI. Tode, welcher Meißen als ein erledigtes Reichslehn einziehen wollte, zum ruhigen Besitze der Markgrafschaft gelangte. Durch die Vermählung dieses Dietrich mit der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen ward die unter seinem Sohne Heinrich dem Erlauchten (reg. von 1221—1288) erfolgende Vereinigung der Landgrafschaft Thüringen mit Meißen vorbereitet. — Diese Landgrafschaft Thüringen umschloß bei weitem nicht den Umfang des alten thüringischen Königreichs, das unter seinem letzten Könige Hermannfried (528) von den Franken und Sachsen zerstört, und so getheilt ward, daß das eigentliche Thüringen als Provinz an die Franken, der nördliche Theil am Harze aber an die Sachsen kam. Wenn nun gleich nach dieser Zerstörung die Sorben in dem thüringischen Grenzlande zwischen der Elbe und Saale sich festsetzten; so drangen diese doch noch nicht in das eigentliche Thüringen vor, das von den fränkischen, in demselben angestellten, Grafen und Herzogen gegen sie vertheidigt ward. Seit 687 ward das Christenthum durch den Britten Winfried (Bonifacius) in diesem Lande verbreitet, wo bereits mehrere Städte (Erfurt, Weimar, Gotha, Eisenach, Eisleben, Arnstadt, Nordhausen, Mühlhausen ꝛc.) aufblühten, und mehrere gräfliche Geschlechter (von Weimar, Gleichen, Mansfeld, Schwarzburg, Orlamünde, Beichlingen, Käfernburg u. a.) schöne Freigüter erwarben. Unter allen diesen thüringischen Geschlechtern erhob sich aber keins schneller, als das vom Grafen Ludwig mit dem Barte abstammende, der ein Anverwandter der Kaiserin Gisela, Gemahlin Conrads II., von dem letztern (um 1026) einen beträchtlichen Strich Land in der Nähe des thüringer Waldes geschenkt erhielt, und seine Besitzungen durch seine Vermählung mit der Gräfin Cäcilia von Sangerhausen erweiterte. In diesen Familienbesitzungen folgte ihm sein Sohn Ludwig (nach einer Fabel des Mittelalters der Springer genannt), welcher die Wartburg und Stadt Freiburg erbaute. Der Sohn desselben, Lud-

wig, erhielt 1130 die vom Kaiser Heinrich IV. in Thüringen begründete landgräfliche Würde, die ursprünglich ein kaiserliches Richteramt mit herzoglichen Rechten bezeichnete. Diese Würde blieb bei seiner Familie, bis dieselbe 1247 mit dem Landgrafen Heinrich Raspe erlosch, und Kaiser Friedrich II. das erledigte Land und die erledigte Würde auf den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen übertrug, der von demselben Kaiser bereits 1242 das pleißner Land unterpfändlich erhalten hatte. Ob nun gleich Heinrich der Erlauchte über den Besitz von Thüringen mit seiner nahen Anverwandtin, der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter des frühern Landgrafen, Ludwigs des Heiligen, von Thüringen, in einen vieljährigen Krieg verwickelt ward; so behauptete er doch im Frieden von 1263 die Landgrafschaft Thüringen, wogegen die hessischen Freigüter an das brabantische Haus fielen, und der Sohn der Sophia, Heinrich, der Stammvater des gesammten hessischen Hauses ward. — Verstärkt durch den Erwerb von Thüringen, war im 13ten Jahrh. das Wettinsche Haus in Meißen eine der mächtigsten deutschen Regentenfamilien; nur daß die von Heinrich dem Erlauchten beschlossene Theilung seiner Länder, und die Fehden seines ältesten Sohnes, Albrechts des Unartigen, dem er Thüringen überlassen hatte, mit seinen beiden Söhnen, Friedrich dem Gebißnen und Diezmann, die innern Kräfte des Landes erschütterten, bis endlich nach zwei sturmvollen Jahrzehnden, und nach dem Absterben der übrigen Fürsten des Hauses, Friedrich der Gebißne zum ruhigen Besitze von Meißen und Thüringen gelangte. Bei seinem Tode (1324) folgte ihm sein Sohn Friedrich der Ernsthafte (1324—1349). In Verbindung mit Hessen und Mainz besiegte er die raufsüchtigen Herren von Treffurt in Thüringen, deren Besitzungen (Treffurt nebst der Vogtei Dorla) in eine Ganerbschaft (gemeinschaftliche Besitzung) der drei Sieger (1337) verwandelt ward. Mit Friedrichs des Ernsthaften Söhnen begannen wieder die für das Land so nachtheiligen Theilungen; es war aber im Mittelalter durchgehends in den deutschen Lehen die Ansicht vorherrschend, daß, wenn gleich dem ältesten Sohne ein größerer und besserer Theil gehöre, die übrigen Söhne doch berechtigt wären, in ziemlich gleiche Theile der Erbschaft zu gehen. So erhielt Friedrich der Strenge (reg. 1349—1381) in der durchs Loos bestimmten Theilung das Osterland; sein mittlerer Bruder, Balthasar, Thüringen, und der jüngste, Wilhelm I., Meißen. Durch Heirath brachte Balthasar Hildburghausen, und Friedrich die Pflege Koburg an das Haus. Zum Glück für das Land starb Wilhelm I. (1407) ohne Erben, und die thüringische Linie erlosch gleichfalls (1440) schon mit Balthasars Sohne, Friedrich dem Friedfertigen. Dagegen regierten die Söhne Friedrichs des Strengen, Friedrich der Streitbare (1381—1428) und Wilhelm II. (st. 1425) im Osterlande gemeinschaftlich, bis sie nach dem Erlöschen der meißner Linie (1407) eine neue Theilung stifteten. Sie gründeten im J. 1409, auf Veranlassung der von Prag auswandernden Lehrer und Studirenden, die Universität Leipzig, und beide Brüder, so wie ihr Vetter Friedrich von Thüringen, unterstützten den Kaiser Sigismund in dem Hussitenkriege. So viele verderbliche Folgen dieser Krieg für die meißnischen Länder hatte; so ward er doch auch die Veranlassung, daß Sigismund die ritterliche Tapferkeit und kriegerischen Verdienste Friedrichs des Streitbaren 1424, nach dem Erlöschen des Askanischen Hauses in der sächsischen Kur, mit dieser Kur und den dazu gehörenden Län-

dern belohnte. — Wenn von der einen Seite die an sich schon bedeutende Macht des Wettinschen Hauses durch die Gelangung zur sächsischen Kurwürde mit einem neuen Glanze umgeben, und durch den Erwerb des Herzogthums Sachsen nach Länderumfang und Bevölkerungszahl wesentlich verstärkt ward; so erhielt zugleich von der andern Seite die sächsische Kur, die unter den Askaniern so wenig gegolten hatte, im deutschen Staatensysteme eine neues höheres Gewicht, weil nun, durch die Vereinigung von Sachsen, Meißen und Thüringen in Einem Regentenhause, der politische Einfluß desselben auf die Angelegenheiten Deutschlands selbst beträchtlich gesteigert ward. In der That war seit dieser Zeit der Kurfürst von Sachsen, wie vormals die Guelfischen Herzoge von Sachsen, der mächtigste und wichtigste Fürst Deutschlands nächst dem regierenden luxemburgischen Kaiserhause; denn selbst das österreichische Haus stand hinter dem Wettinschen an politischem Einflusse zurück, bis dasselbe zur Kaiserwürde, und in schneller Folge der Begebenheiten, durch Erbschaft zum Besitze der burgundischen Staaten (1477), des Königreichs Ungarn, und der Länder des böhmischen Lehnsnexus (1527) gelangte. — In der sächsischen Kur und den dazu gehörenden untheilbaren Ländern folgte auf Friedrich den Streitbaren sein ältester Sohn, Friedrich der Sanftmüthige (1428 — 1464); in den übrigen Hausbesitzungen regierte er aber gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm III. (st. 1482), nachdem der auf das Erlöschen der thüringischen Seitenlinie (1440) erfolgende Bruderkrieg durch die Dazwischenkunft des Kaisers und mehrerer Reichsfürsten ausgeglichen worden war. Doch war der sächsische Prinzenraub (9ten Jul. 1455) eine Folge dieses Bruderkriegs; denn Kunz von Kaufungen (s. d.), welcher die beiden Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albrecht, aus dem altenburger Schlosse entführte, beabsichtigte durch diese That eine größere Entschädigung für seine Ansprüche an den Kurfürsten. — Ob nun gleich, nach des Kurfürsten Tode, Ernst im Kurkreise allein, und in den übrigen Erbländern gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht regierte; so theilten sie doch nach dem unbeerbten Tode ihres Oheims, Wilhelms III. in Thüringen (1482), im J. 1485 die gesammten Familienländer zu Leipzig, in welcher Theilung Ernst Thüringen, und Albrecht Meißen erhielt, das Osterland aber und die Vasallen zwischen ihnen getheilt wurden. Seit dieser Theilung sind die gesammten Wettinschen Familienbesitzungen nie wieder vereinigt worden, wenn gleich der Besitzstand selbst durch die wittenbergische Capitulation zum Nachtheile des Ernestinischen Hauses bedeutend verändert ward. — In der Ernestinischen Linie, welche den Kurkreis und Thüringen besaß, folgten auf Ernst seine Söhne: der Kurfürst Friedrich der Weise (1486 — 1525), und der Herzog Johann der Beständige, auf welchen nach Friedrichs unbeerbtem Tode auch die Kurwürde überging (1525 — 1532). Nicht ohne Grund ward Friedrichs Weisheit in seinem Zeitalter gefeiert; denn er hatte nicht nur auf die Angelegenheiten Deutschlands einen bedeutenden Einfluß, und war des Kaisers Stellvertreter bei dessen Abwesenheit aus Deutschland; er stiftete auch (18ten Oct. 1502) die Universität Wittenberg, und leitete die von dieser Universität (1517) ausgegangene Kirchenverbesserung mit religiösem Sinne und mit politischer Umsicht der Verhältnisse. Ohne sein persönliches Gewicht bei den Kaisern, Maximilian und Carl V., und ohne seine Gewandtheit und Klugheit würde wahrscheinlich der kühne Luther das Schicksal Hussens erfahren haben. Allein bei Fried-

richs Tode war die neue Lehre bereits so fest gegründet, und hatte auf Fürsten und Völker so mächtig eingewirkt, daß kein Bannfluch vom Vaticane und keine Reichsacht, selbst nicht der schmalkaldische und dreißigjährige Krieg, das wieder vernichten konnten, was aus dem mündig gewordenen Geiste des Volks selbst hervorgegangen war. Mochte also auch nach der mühlberger Schlacht (24sten April 1547) der sächsische Kurhut in der wittenberger Capitulation (19ten Mai 1547) von dem Haupte des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen fallen; so ward doch die protestantische Freiheit durch seinen Vetter und Nachfolger in der Kur, durch Moritz, gerettet, nachdem er gezeigt hatte, was ein kräftiger deutscher Fürst gegen den mächtigsten damaligen Regenten in Europa vermochte, sobald es erheilte, daß er die bürgerliche und kirchliche Freiheit Deutschlands gegen die Angriffe seiner Zeit vertheidigte! — Die wittenberger Capitulation, in welcher Moritz außer der Kurwürde auch den beträchtlichsten Theil der Besitzungen des sächsisch-Ernestinischen Hauses auf die Albertinische Linie brachte, beschränkte freilich das neue, meistens aus thüringischen Ämtern gebildete Fürstenthum für die Söhne des gefangenen Kurfürsten nur auf ein jährliches Einkommen von 50 000 Gulden; allein auch der Kurstaat selbst verlor dadurch, daß Moritz dem Könige von Böhmen das schlesische Herzogthum Sagan, die vogtländischen Besitzungen, als erledigte böhmische Lehen, und die bisherige sächsische Lehnshoheit über die reußischen Länder überlassen, so wie die Fortdauer der Bischöfe und Domcapitel in den drei meißnischen Hochstiftern zugestehen mußte. Der gewesene Kurfürst Johann Friedrich kehrte, nach einer fünfjährigen Gefangenschaft, in die seinen Söhnen angewiesenen thüringischen Ämter zurück, starb aber bereits 1554, nachdem der neue Kurfürst von Sachsen, August, der Ernestinischen Linie, unter Mitwirkung der Krone Dänemark, zur Ausgleichung der bisherigen Streitigkeiten, das Fürstenthum Altenburg abgetreten, und 100,000 Gulden ausgezahlt hatte. — Bei den im Ernestinischen Hause fortdauernden Ländertheilungen ward der Besitzstand, besonders bei dem baldigen Erlöschen mehrerer neugebildeten Seitenlinien, vielfach verändert. In unsern Zeiten blühen noch im Ernestinischen Hause fünf Linien: die weimarische (welche 1815 die großherzogliche Würde, und 77,000 neue Unterthanen, meist aus den Abtretungen des Königs von Sachsen an Preußen erhielt), die gothaische, die meiningische, die koburgische (welche 1816 20,000 neue Staatsbürger im überrheinischen Fürstenthume Lichtenberg gewann), und die von Hildburghausen. Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt 1583 das Ernestinische Haus durch $\frac{7}{12}$ der hennebergischen Erbschaft.

II. Neuere Geschichte. Das Albertinische Haus, durch die Theilung im J. 1485 vom Herzoge Albrecht gestiftet, und im Besitze von Meißen und einzelnen Theilen des Osterlandes, blieb nach Albrechts Tode (1500) unter seinen Söhnen, Georg dem Bärtigen (1500 — 1539), und Heinrich dem Frommen (1539 — 1541) in diesem Länderumfange, bis Heinrichs Sohn, der staatskluge und als Held ausgezeichnete Moritz, durch sein Bündniß mit dem Kaiser Carl V. in der wittenberger Capitulation zum Besitze der sächsischen Kurwürde, des Herzogthums Sachsen und mehrerer anderer Länder des Ernestinischen Hauses gelangte. Doch bald darauf bewährte er in dem, nach einem kurzen Feldzuge dem Kaiser Carl V. (1552) abgedrungenen Vertrage zu Passau, daß ihm die bürgerliche und religiöse Freiheit mehr galt, als die Gunst des

Kaisers, starb aber (11ten Jul. 1553) an den Wunden, die er (9ten Jul.) in der Schlacht bei Sievershausen gegen den Markgrafen Albrecht von Kulmbach erhalten hatte. Ihm folgte in der Kur und in den erworbenen Ländern sein Bruder August (1553—1586). Wenn gleich nicht Moritzens militärische Talente auf ihn übergegangen waren, und sein Antheil an den kryptocalvinistischen Streitigkeiten einen Schatten auf seine Regierung wirft; so darf doch nicht vergessen werden, daß er der erste Staatswirth seines Zeitalters war; daß er die trefflichsten Anstalten für die innere Verwaltung seines Staats begründete, und daß er durch Verträge, durch Ankauf und kaiserliche Belehnung den Umfang dieses Staats beträchtlich erweiterte, ob er gleich 1554 dem Ernestinischen Hause das Fürstenthum Altenburg überließ. Unter ihm geschah es, daß die Verwaltung der zum Protestantismus getretenen drei meißnischen Stifter, Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz, durch Vertrag mit den Domcapiteln, deren Rechte beibehalten wurden, auf den Kurfürsten überging; daß er durch Kauf von dem Burggrafen von Meißen und Vogte von Plauen die schon früher seinem Hause gehörenden vogtländischen Besitzungen (den nachmaligen vogtländischen Kreis) wieder erwarb (1566); daß er, nach der vom Kaiser ihm aufgetragenen Achtsvollziehung gegen den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Gotha, für die aufgewandten Kriegskosten die Ernestinischen Ämter Sachsenburg, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück (1567) unterpfändlich erhielt; daß ihm der Kaiser aus der hennebergischen Erbschaft (1583) $\frac{7}{12}$ bestimmte (welche in der Theilung des hennebergischen Landes [1660] in den Ämtern Schleusingen, Suhla und Kühnsdorf mit Benshausen bestanden); und daß er, durch die nöthig gewordene Beschlagnahme der mansfeldischen Länder (1570), den spätern Anfall (1780) des unter sächsischer Lehnshoheit stehenden Theiles dieser Länder an das Kurhaus, nach völligem Erlöschen des gräflich mansfeldischen Geschlechts, vorbereitete. Für die innere zweckmäßige Einrichtung seines Staats wirkte August durch die Stiftung des Appellationsgerichts, des geheimen Conciliums, des Obersteuercollegiums, des Cammercollegiums, des Oberconsistoriums, und durch die Sammlung eines neuen Gesetzbuches, besonders aber durch die Ordnung in den Finanzen, durch die erhöhte Bevölkerung und Ansiedlung von Colonisten, da er mehrere seiner Domänen in Erbpacht gab, durch viele Baue zur Verschönerung der Residenz und einzelnen Städte, und durch seine Anstalten für die Polizei, für das Münz- und Postwesen. — Die kurze Regierung seines Sohnes Christian I. (1586—1591) bezeichnete zunächst der Einfluß des Kanzlers Crell auf dieselbe, der aber, obgleich nur die Begünstigung des Kryptocalvinismus zunächst auf seine Rechnung gebracht werden konnte, dennoch unter der folgenden Regierung, nach einem gesetzwidrigen Prozeßgange, als ein Opfer des von ihm beleidigten Adels (9ten Oct. 1601) enthauptet ward. — Für den minderjährigen Christian II. (1591—1611) führte anfangs der Herzog von Sachsen-Altenburg die vormundschaftliche Regierung. Die Unthätigkeit Christians, nach angetretener Regierung, trug größtentheils die Schuld davon, daß die auf kaiserliche Anwartschaft gegründeten Rechte des sächsischen Hauses auf die reiche jülichsche Erbschaft beim Tode des letzten Herzogs von Jülich (1609) nicht geltend gemacht, und diese Länder von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Besitz genommen wurden, welches zu einer Entfremdung Sachsens gegen diese beiden Fürstenhäuser

nothwendig führen mußte, die auch während des 30jährigen Kriegs nicht ohne sichtbare Folgen blieb. — Denn als, nach Christians II. Tode, ihm sein Bruder Johann Georg I. (1611—1656) in der Regierung folgte, lehnte dieser nicht nur selbst die ihm von den Böhmen (welche Ferdinand II. des Throns für verlustig erklärten) angebotene böhmische Krone ab; er rieth auch, wiewohl vergeblich, dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dasselbe zu thun. Johann Georg brach, als Bundesgenosse Ferdinands, für diesen die Lausitzen und Schlesien zur Unterwerfung, und erhielt für die auf 72 Tonnen Gold berechneten Kriegskosten die beiden Lausitzen anfangs (1623) unterpfändlich, nach dem Kriege mit dem Kaiser aber im prager Frieden (1635) völlig abgetreten. Das gute Vernehmen des Kurfürsten mit dem Kaiser war nämlich durch das Restitutionsedict des letztern (1629), nach welchem die seit dem passauer Vertrag verweltlichten geistlichen Länder wieder in die vorigen kirchlichen Verhältnisse zurückgedrängt, und von den Protestanten herausgegeben werden sollten, gestört worden. Unter diesen Umständen hatte sich Johann Georg (1631) dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, angeschlossen, worauf die Schweden in Verbindung mit den Sachsen gegen Tilly (7ten Sept. 1631) die Schlacht bei Breitenfeld, und gegen Wallenstein (6ten Nov. 1632) die Schlacht bei Lützen gewannen. Aber der König war in der letztern gefallen, und nach ihm die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland auf seinen Kanzler Oxenstierna übertragen, mit welchem der Kurfürst sich nicht zu gemeinsamen Entschlüssen vereinigen konnte. Die Folge ihrer Mißverständnisse war Sachsens vorerwähnter Friede mit dem Kaiser zu Prag (30sten Mai 1635), in welchem der Kurfürst von Österreich die beiden Lausitzen abgetreten, sein Sohn August die Verwaltung des Erzstiftes Magdeburg, und der Kurfürst von diesem Erzstifte die sogenannten querfurtischen Ämter (Querfurt, Jüterbock, Dahme, Burg) erhielt. Als aber kurz nach diesem Frieden Johann Georg auf Österreichs Seite gegen Schweden trat, büßte sein Land diesen Mißgriff der Politik durch die wildesten Verheerungen der schwedischen Truppen, und der westfälische Friede (1648) verschaffte Sachsen blos die Bestätigung der im prager Frieden gemachten Erwerbungen. überhaupt war der prager Friede, seit welchem der sächsische Kurstaat keine Vermehrung seines Länderbestandes erhielt, sondern bis zum wiener Tractate am 18ten Mai 1815 in statu quo blieb, der Gipfelpunct des politischen Gewichts Sachsens in Deutschland; denn seit dieser Zeit trat Sachsen aus der ersten Stelle nächst dem Kaiserhause in die zweite, weil Brandenburg den politischen Einfluß Sachsens seit der Regierung des großen Kurfürsten überflügelte und verdunkelte, und seine Besitzungen und seine Macht seit dem westfälischen Frieden, besonders aber unter Friedrich II., bedeutend vergrößerte und verstärkte. — Die Nachtheile der von Johann Georg I. in seinem Testamente begründeten Theilung der Albertinischen Länder, durch die Stiftung der drei Seitenlinien zu Weißenfels, Merseburg und Zeitz, waren zum Glücke nur vorübergehend, weil diese Linien frühzeitig erloschen, und ihre Länder (die zeitzer 1718, die merseburger 1738, die weißenfelser 1746) wieder mit dem Kurstaate vereinigt wurden. — In diesem Kurstaate regierten Johann Georg II. (1656—1680), Johann Georg III. (1680—1691) und Johann Georg IV. (1691—1694) ohne wichtige und durchgreifende Ereignisse. Als aber dem letztern sein nachgeborner Bruder **Friedrich August I.**

(1694—1733) folgte (s. d. Art.), bewirkte zwar sein Übertritt zum Catholicismus (1697) im Innern keine wesentlichen Veränderungen; allein seine Wahl zum Könige von Polen (1697) führte nicht nur zu einem glänzendern Hofstaate, als er den Kräften Sachsens angemessen war, es ward auch Sachsen in den nordischen Krieg verflochten, welchen August, in Verbindung mit Rußland und Dänemark, gegen den König Carl XII. von Schweden führte, der Augusts Absetzung und die Wahl Stanislaus Lesczinskys in Polen bewirkte, auch im Herbste 1706 nach Sachsen ging, zu Altranstädt (24sten Sept. 1706) die Bedingungen des nachtheiligen Friedens mit August vorschrieb, und während seines einjährigen Aufenthalts in Sachsen dem Kurstaate große Summen kostete. Wenn nun gleich August nach Carls Niederlage bei Pultawa (1709) die polnische Krone in demselben Jahre zurückerhielt; so ward doch der erneuerte Krieg gegen Schweden größtentheils mit sächsischen Truppen und sächsischem Gelde geführt, ohne daß im Frieden mit Schweden irgend ein Vortheil daraus für Sachsen, oder selbst für Polen, hervorgegangen wäre. Die Liebe Augusts zum Glanze bewirkte zwar manche Verschönerungen, und die Begründung und Nährung des Kunstsinnes in der Residenz; doch wurden auch von ihm mehrere sächsische Ämter an benachbarte Fürsten verpfändet, die Vogtei über das Stift Quedlinburg, die drei Ämter Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf, nebst dem Petersberge, an Brandenburg verkauft, und dem Hause Schwarzburg gegen einige Geldsummen bedeutende Rechte zugestanden. — Nach Friedrich Augusts I. Tode folgte sein Sohn, der Kurfürst Friedrich August II. (1733—1763), als August III. auch auf dem polnischen Throne; doch mußte der Besitz desselben erst gegen die erneuerten, und von Frankreich unterstützten Ansprüche des Stanislaus Lesczinsky im polnischen Erbfolgekriege (1734 f.) behauptet werden, dessen Erfolg aber für Polen bereits durch die Einnahme von Danzig von den Sachsen und Russen entschieden ward. Beim Ausbruche des österreichischen Erbfolgekrieges, nach dem Tode Kaiser Carls VI., stand August III. im ersten schlesischen Kriege (1741 f.) auf der Seite der Gegner der Maria Theresia. Ob nun gleich in dem Frieden zu Berlin (1742) der König von Preußen den größten Theil Schlesiens von Österreich erwarb; so erhielt Sachsen, das diesem Frieden sich anschloß, doch keinen Theil der österreichischen Erbschaft, und trat bereits im Mai 1744 auf Österreichs Seite. Der zweite schlesische Krieg (1744 f.) gewährte Sachsen, nach der Schlacht bei Kesselsdorf (15ten Dec. 1745), im dresdner Frieden (25sten Dec. 1745) nur den vorigen Länderbestand; dagegen mußte es, ungeachtet der in diesem Kriege erlittenen vielen Verluste, an Preußen eine Million zahlen, und das steigende Übergewicht Preußens im deutschen Norden war durch den behaupteten Besitz Schlesiens sichergestellt. So blieb es auch im hubertsburger Frieden (15ten Febr. 1763), der den dritten schlesischen (siebenjährigen) Krieg beendigte; allein dieser Krieg hatte furchtbare Leiden, und eine Schuldenlast von 29,000,000 Thaler über Sachsen gebracht. Einen wesentlichen Einfluß auf die nachtheiligen Ereignisse während Augusts III. Regierung hatte die Premierministerschaft des Grafen von Brühl (1746—1763), eines schwachen Politikers und eines Verschwenders, der, bei seinem ungeheuern Aufwande, dennoch ein sehr bedeutendes Privatvermögen und ansehnliche Besitzungen hinterließ. — Sollte Sachsen von den Wunden des siebenjährigen Krieges genesen; so mußte an die Stelle der Brühlschen Verschwendung

das System der Sparsamkeit und die neue Begründung des Staatscredits treten. Dies leitete der würdige Kurfürst Friedrich Christian in seiner zweimonatlichen Regierung ein (6ten Oct. bis 17ten Dec. 1763), und ward von dem Administrator Xaver während der Minderjährigkeit Friedrich Augusts III. (bis 1768) mit Beharrlichkeit fortgesetzt. Die Landesschulden und deren Zinsen wurden auf die Steuercreditcasse angewiesen, welche jährlich 1,000,000 Thaler dafür bezahlte, so daß 1807 die Landesschuld bereits bis auf 15,000,000 abbezahlt war. Eben so ward für die Bezahlung der 9,000,000 Cammerschulden eine Cammercreditcasse gestiftet, welche jährlich 300,000 Thaler abtrug. Schon unter Friedrich Christian ward die in Dresden (seit 1703 bestehende) Malerakademie zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künste unter Hagedorns Leitung erhoben, und mit 16,000 Thaler jährlicher Einkünfte ausgestattet. Der Administrator setzte damit (1761) die leipziger Zeichnungs-, Malerei- und Architekturakademie in Verbindung. Eben so erweiterte er (1764) den Geschäftskreis der (1735 errichteten) Landes-Ökonomie-, Manufactur- und Commerzien-Deputation und stiftete (4ten Dec. 1765) die treffliche Bergakademie zu Freiberg. Auch errichtete er zu Dresden (1766) eine Artillerieschule. Für die innere Verwaltung wurden (1764) in den einzelnen sieben Kreisen des Landes Kreis- und Amtshauptleute angestellt, und (in dem gebliebenen Theile) die Zahl der letztern 1816 vermehrt, und ihr Geschäftskreis erweitert; auch ward zu Dresden (1768) das Sanitätscollegium errichtet.

Unter dem noch lebenden Regenten, dessen Gerechtigkeit und Weisheit von seinem Zeitalter und von den ausgezeichnetsten Fürsten desselben allgemein anerkannt ward, erhielt das neugestiftete Finanzcollegium (1782) eine zweckmäßige Einrichtung; Erwerbfleiß und Handel wurden unterstützt und gehoben; der Ackerbau war im Emporblühen; der Wohlstand der mittlern und niedern Volksclassen stieg immer höher; die öffentlichen Verbindlichkeiten wurden pünctlich erfüllt; die Tortur (1770) abgeschafft; neue Zucht- und Arbeitshäuser wurden (1772 und 1776) zu Torgau und Zwickau, ein Arbeitshaus für Bettler und Landstreicher (1803) zu Koldiz angelegt; die früher in Torgau bestandene Irrenanstalt (1811) auf den Sonnenstein versetzt und in eine Heilanstalt für Geisteskranke verwandelt; das Taubstummeninstitut zu Leipzig ansehnlich unterstützt; eine zweckmäßige Brandassecuranzordnung (1817), und (1809) die Gendarmerie eingeführt, die Saale (seit 1790) schiffbar gemacht, für die Bearbeitung eines neuen Gesetzbuchs (1791) eine besondere Gesetzcommission niedergesetzt; das Schulwesen durch zwei Landschullehrerseminarien zu Dresden und Weißenfels, und besonders in Hinsicht der drei Landschulen (Pforta, Meißen und Grimma) besser eingerichtet, und zur Verbesserung dieser und der beiden Universitäten wurden vom Regenten (1811) die ihm zugefallenen fünf Commenden des deutschen Ordens angewiesen. Für die Bildung der Officiere des Heers erhielt die Ritterakademie (seit 1798) eine zeitgemäße Erweiterung und neue Einrichtung; das annaburger Soldatenknabeninstitut sorgte väterlich für die Waisen der Soldaten, und das Heer selbst erhielt (1810) eine neue Einrichtung, den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Der Landescredit war so gesichert, daß die im J. 1792 ausgegebenen anderthalb Millionen Cassenbillets, selbst nach ihrer spätern Erhöhung auf fünf Millionen, im Curse al pari standen, bis erst die Vorgänge im J. 1813 nachtheilig auf sie einwirkten, und sie auf einige Zeit un-

ter den Nennwerth herabsetzten. Für die Künste und Wissenschaften ward durch die Überlassung des japanischen Palais an die Bibliothek und die Antiken, so wie durch den Ankauf der Mengsschen Gypsabgüsse (1792), durch die Vermehrung der trefflichen Gemäldegallerie, durch die Vervollkommnung der Capelle, und durch manche Ergänzung fehlender Anstalten auf beiden Universitäten (in Leipzig durch die Stiftung des Hebammeninstituts, des Klinikums, der Sternwarte, des chemischen Laboratoriums, des philologischen Seminariums u. s. w., in Wittenberg durch das Hebammeninstitut u. s. w.) väterlich gesorgt. — In Hinsicht der auswärtigen Verhältnisse machte Friedrich August III. seine Rechte auf die baiersche Allodialerbschaft in dem kurzen baierschen Erbfolgekriege (1778) geltend, in welchem er mit Preußen gegen Österreich verbündet war. Dieses Bündniß ward noch fester geknüpft, als er (1785) dem von Friedrich II. gestifteten deutschen Fürstenbunde beitrat, durch welchen der von Österreich beabsichtigte Eintausch Baierns gegen den größten Theil der österreichischen Niederlande vereitelt ward. — Im J. 1791 schlug er die, nach der neuen Verfassung Polens vom 3ten Mai d. J., ihm und seiner Tochter bestimmte polnische Krone aus, weil bei der damaligen Stellung Rußlands gegen Polen nicht zu erwarten war, daß Catharina II. die von den Polen und ihrem Könige Stanislaus Augustus angenommene neue Verfassung anerkennen würde. Auch die Einladung, an dem (7ten Febr. 1792) zwischen Österreich und Preußen gegen die französische Revolution geschlossenen Bündnisse Theil zu nehmen, lehnte er ab, und stellte im Kriege gegen Frankreich blos (seit 1793) sein Contingent als deutscher Reichsfürst, nachdem zu Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich war erklärt worden. Selbst als Preußen sich im baseler Frieden (1795) von Österreich und dem deutschen Reiche getrennt hatte, und eine schützende Demarcationslinie das nördliche Deutschland, und selbst die deutschen Staaten des Königs von England umschloß, blieb das kursächsische Contingent im Felde, und nahm (15ten Jun. 1796) Antheil an dem Siege des Erzherzogs Carl bei Wetzlar. Nur als bei dem Vordringen Jourdans und Moreaus im mittlern und südlichen Deutschlande der ganze obersächsische Kreis (13ten Aug. 1796) zu Erlangen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag schloß, rief auch der Kurfürst sein Contingent auf die Grenze dieses Kreises zur Deckung desselben zurück, und seine Gesandten machten vergeblich zu Rastadt (seit 1797) beim Friedenscongresse, und (1802 f.) zu Regensburg beim Reichsdeputationshauptschlusse die Rechte des deutschen Reichs gegen Frankreichs Anmaßungen, und die Rechte der kleinern Reichsstände gegen die Gelüste der größern geltend. — Wenn nun auch die individuelle Denkungsart des Kurfürsten die bereits damals schon (seit der Theilung Polens) herrschend gewordene Arrondirungspolitik nicht hindern konnte; so blieb er doch entfernt davon, den Umfang seiner Länder durch fremdes Gut zu erweitern. Selbst ältere Rechte des sächsischen Hauses auf Erfurt, Reuß u. s. w. wurden nicht erneuert, weil spätere Verträge und Verhältnisse anders darüber entschieden hatten. So behielt der Kurfürst diese seine Würde selbst dann noch bei, als durch die Stiftung des Rheinbundes (12ten Jul. 1806) und durch die Verzichtleistung Kaiser Franz II. (6ten Aug. 1806) das deutsche Reich aufgelöst war. Und als es darauf ankam, den Norden Deutschlands gegen Frankreich zu vertheidigen, obgleich Preußen in diesem Norden unter seinem Protectorate einen ähnlichen

Bund, wie Napoleon im Süden und Westen, bilden wollte; so fochten 22,000 Sachsen (Oct. 1806) in Thüringen unter Hohenlohes Anführung gegen Napoleon, bis die Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena über das Schicksal des nördlichen Deutschlands entschied. In unerklärbarer Schnelle eröffneten die preußischen Festungen den Franzosen ihre Thore, und schon hatten Hohenlohe und Blücher bei Prenzlau und Ratkau capitulirt; schon begann an der Weichsel der zweite Act des großen Kampfes: als der Kurfürst (11ten Dec. 1806), im Frieden zu Posen mit Frankreich, die Selbstständigkeit und den Vollbestand seines Staats rettete, die königliche Würde bei dem Beitritte zum Rheinbunde annahm, und sich verpflichtete, in diesem Bunde ein Contingent von 20,000 Mann, für den preußisch-russischen Krieg aber blos von 6000 Mann zu stellen. — In dem Frieden von Tilsit (8ten und 9ten Juli 1807) erkannten Rußland und Preußen den Rheinbund mit allen gegenwärtigen und künftigen Einrichtungen Napoleons in demselben, und den König von Sachsen als Regenten des in diesem Frieden neu gestifteten Herzogthums Warschau an, dessen Verfassung (22sten Jul. 1807) von Napoleon zu Dresden bei seiner Rückkehr von Tilsit unterzeichnet wurde, bei welcher Gelegenheit der König den sächsischen Rautenorden stiftete. Zugleich war in diesem Frieden von Preußen die Abtretung von Kottbus an Sachsen, so wie die Verzichtung auf alle sächsische und anhaltische Besitzungen auf dem rechten Elbufer (Art. 10.) geleistet worden. Übrigens hatten diese Ereignisse in Sachsen weder eine Veränderung der landständischen Verfassung, noch eine Annahme der französischen Gesetzbücher, sondern nur die Gleichstellung der Catholiken, und später auch der Reformirten, mit den Lutheranern, und die Erhebung der gesammten kurfürstlichen Lande zu einem Königreiche (nach der Proclamation vom 20sten Dec. 1806) bewirkt. — Der Krieg von 1809, wo am Tage von Wagram freilich auch sächsisches Blut floß, vergrößerte das Herzogthum Warschau durch Westgalizien und Krakau, Sachsen selbst aber gewann dadurch blos einige in die Lausitz eingeschlossene böhmische Ortschaften, die jedoch nicht förmlich in Besitz genommen wurden, sondern bis in die neuesten Zeiten gewissermaßen herrnlos blieben. 1812 floß von neuem sächsisches Blut im Kampfe gegen Rußland. Als aber der Brand von Moskau den Zauber von Napoleons Weltherrschaft löste; die Sachsen, die bei Kobryn, bei Slonim, und noch am 15ten Febr. 1813 bei Kalisch bedeutend verloren hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten, und sich auf des Königs Befehl von den Franzosen trennten; Preußen an Rußland zum Kampfe gegen Frankreich, nachdem alle preußische Provinzen von den Franzosen geräumt waren, sich anschloß, und der Vicekönig von Italien mit dem Rest des französischen Heeres Sachsen bis zum 20sten März 1813 behauptete: da verließ auch der König von Sachsen seine Hauptstadt, wo Davoust die Elbbrücke sprengte, und ging zuerst nach Plauen, von da nach Regensburg und zuletzt nach Prag, weil er sich für die Fortsetzung dieses Krieges den Maßregeln Österreichs anschließen wollte. Deshalb war zwischen dem sächsischen Gesandten in Wien und dem österreichischen Ministerium eine Übereinkunft unterzeichnet worden, in welcher der König die Verbindlichkeit übernahm, „mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu den von dem österreichischen Hofe zur Herstellung des Friedens zu ergreifenden Maßregeln mitzuwirken," und in diesem Falle sich selbst zu der Abtretung des Herzogthums Warschau im Voraus anheischig machte. (Ac-

ten- und Thatmäßige Widerlegung einiger der gröbsten Unwahrheiten rc. Deutschland 1815, S. 76 f.) Gleichzeitig waren auch von Rußland und Preußen Unterhandlungen mit dem Könige eröffnet worden, deren Ergebnisse aber von dem Ausgange seiner Unterhandlungen zu Wien abhängen mußten. Der Befehl des Königs an den General Thielemann lautete jedoch dahin, „daß die Festung Torgau keinerlei fremden Truppen, ohne Unterschied und Ausnahme, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden sollte." (Ebendas. S. 74 f.) Als nun die Schlacht von Lützen (2ten Mai 1813) von Napoleon gegen die Verbündeten gewonnen, und Leipzig und allmählig alles Land bis an die Elbe von den Franzosen besetzt worden war; als der König ein Schreiben des Herzogs von Weimar erhielt, in welchem dieser, auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, dem Könige die Erklärung des Kaisers in Beziehung auf Sachsen meldete (Je veux que le Roi se déclare, je saurai alors ce que j'aurai à faire; mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a." Ebend. S. 77 f.), und am 9ten Mai von Dresden aus der vormalige sächsische Gesandte zu Paris und der französische Obrist von Montesquieu mit unmittelbaren Aufträgen des Kaisers beim Könige in Prag ankamen, in welchen der Kaiser ihm seine Ankunft in Dresden meldete, und eine bestimmte Erklärung darüber forderte, ob der König in seine Hauptstadt zurückkehren, Torgau und alle vorhandene sächsische Truppen zur Verfügung des Kaisers stellen, und seinen Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes Genüge leisten wolle, widrigenfalls er Sachsen als ein erobertes Land behandeln werde (ebendas. S. 80): so kehrte der König nach Dresden zurück, ließ Torgau den Franzosen öffnen, und seine Truppen nahmen Theil an den folgenden Ereignissen des Feldzuges. — Während des Waffenstillstandes hatte Österreich seine Rüstungen vollendet; die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich, und nach dem Siege Napoleons bei Dresden (27sten Aug.) wich das Glück von seinen Waffen. Das französische, bei Großbeeren (23sten Aug.) geschlagene Heer erlitt bei Dennewitz (6ten Sept.) eine neue Niederlage; die schlesische Armee ging bei Wartenburg (3ten Oct.) über die Elbe, und die Völkerschlacht bei Leipzig (16ten und 18ten Oct.) entschied das Schicksal Sachsens. Der König, welcher Napoleons Antrag, ihm zu folgen, ablehnte, ward (19ten Oct.) Gefangener der Verbündeten, und zwanzig Monate von seinem Lande getrennt, das bis zum 10ten Nov. 1814 unter russischer, und von da an unter preußischer Verwaltung stand. Ein bedeutendes sächsisches, vom Lande ausgestattetes Heer folgte den Verbündeten über den Rhein, bis die Einnahme von Paris den französischen Kaiser zur Verzichtleistung brachte (11ten April 1814). — Doch Sachsens Schicksal sollte erst auf dem wiener Congreß bestimmt, und anfangs das ganze Königreich mit Preußen vereinigt werden, wogegen dem Könige, der am 4ten Nov. 1814 jede Veräußerung seiner Erbstaaten verweigerte, eine Entschädigung von 300,000 Menschen in Westfalen angetragen ward. Nach fünfmonatlichen Unterhandlungen beim wiener Congresse (vergl. Übersicht der diplom. Verhandlungen des wiener Congresses von J. Ludw. Klüber, 1ste Abth. Frankfurt 1816), auf welche die starken Erklärungen des brittischen Parlaments (vergl. europäische Annalen 1816, S. 2) nicht ohne Einfluß blieben, ward endlich im Febr. 1815 die Theilung Sachsens beschlossen, und dem Könige von Sachsen, der von Berlin nach Presburg gekommen war, am 12ten März 1815 erklärt: „daß ohne Ver-

zug diejenigen Landestheile Sachsens, welche unter preußische Hoheit kommen, von denjenigen getrennt werden sollten, welche dem Könige bleiben; daß Preußen für immer Besitz nehmen werde von demjenigen Theile Sachsens, welcher ihm überlassen worden; und daß dasjenige, was dem Könige von Sachsen bleibe, unterdessen der provisorischen Regierung des Königs von Preußen unterworfen bleiben solle. (Klüber S. 88.) — Unterdessen war Napoleon von neuem in Frankreich erschienen; die Verhandlungen des Congresses mußten sich ihrem Ende nähern; der König unterzeichnete also am 18ten Mai 1815 den Vertrag mit Preußen, in welchem er diesem Reiche die größere Hälfte seines Staates in Hinsicht auf den Umfang, die kleinere in Hinsicht der Bevölkerung überließ. Er trat zugleich der deutschen Bundesacte (8ten Jun.) bei, stellte sein Contingent gegen Frankreich, und kehrte am 7ten Jun. 1815 nach Dresden zurück. — In jenem Vertrage kamen die ganze Niederlausitz, ein Theil der Oberlausitz, der wittenberger Kreis (mit Barby und Gommern), Theile des meißner und leipziger Kreises, der größte Theil der Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz, das sächsische Mansfeld, der ganze thüringische Kreis, das Fürstenthum Querfurt, der neustädter Kreis, die vogtländischen Enclaven, und der königlich sächsische Antheil von Henneberg mit 385¾ QM. und 875,578 Einwohnern an Preußen. Da aber in diesen Zahlen auch der an Preußen zurückgekommene kottbusser Kreis mit eingerechnet ist, für welchen 1808 Mansfeld, Barby u. s. w. an Westfalen abgetreten ward; so betrug der sächsische Verlust im wiener Vertrage (nach Abrechnung von Barby, Gommern und Mansfeld) eigentlich nur 373¼ QM. und 845,218 Einw. — Die in Dresden in Wirksamkeit getretene Ausgleichungscommission von preußischen und sächsischen Abgeordneten, unter Mitwirkung eines österreichischen Commissarius, hat erst im J. 1819 wegen der Grenzberichtigung, so wie wegen der gesammten neuern und ältern Landesschulden, ein gegenseitiges Abkommen festgesetzt. Der König selbst aber wandte gleich nach seiner Zurückkunft seinen Blick auf mehrere Verbesserungen im Innern. In kurzem war der Credit wieder hergestellt. Die bisherigen drei Departements des Finanzcollegiums wurden (Sept. 1815) auf zwei beschränkt; die unter der fremden Verwaltung neugebildete Kriegsverwaltungscammer ward (20sten Nov. 1815) bestätigt; das ehemalige Collegium medico-chirurgicum zu Dresden nach einem erweiterten Plane in eine chirurgisch-medicinische Akademie verwandelt; die Ingenieur und Artillerieschule vereinigt und 1816 zu einer Militärakademie erhoben, welche 44 besoldete Zöglinge zu Officieren für alle Waffen bildet; die Ritterakademie zugleich als Vorschule für jeden akademischen Unterricht (nach Art des aufgehobenen Pageninstituts) im April 1820 bestätigt, jedoch nach der neuesten, mit dem J. 1822 eingetretenen Einrichtung wieder mehr auf ihre frühere rein militärische Bestimmung zurückgeführt. Es ward ein neuer Civilverdienstorden (7ten Jun. 1815) gestiftet; zu Tharand (Febr. 1816) eine Forstakademie errichtet, und der Geschäftskreis und die Zahl der Amtshauptleute in den vier alten Kreisen (22sten Jun. 1816) vermehrt. — Das Königreich hat freilich durch die Theilung die besten Korn- und Holzgegenden und alle Salzwerke, und der König die reichsten Domänen oder Cammergüter verloren; allein die durch den Gewerbfleiß bevölkertsten Theile des erzgebirgischen und lausitzischen Kreises, und die wichtige Handelsstadt Leipzig sind ihm geblieben. Die frühere Verfassung ist beibehalten worden. — Die eigentlichen Korngegenden

sind abgetreten worden; doch sind die lommatscher Pflege und der leipziger Kreis fruchtbar und ergiebig. — Die freiberger Bergwerke sind, so wie der Weinbau im Meißnischen, geblieben; allein die thüringischen Bergwerke, und die Weinpflanzungen im thüringischen und wittenbergischen Kreise sind an Preußen gekommen. — Der Handel im Inlande ist durch die Theilung und durch die damit verbundenen Grenzveränderungen allerdings beschränkt worden; doch hat Leipzig weder in noch außer den Messen bis jetzt bedeutende Nachtheile empfunden; auch sollte wohl endlich die Zeit gekommen sein, wo richtigere Grundsätze der Staatswirthschaft von selbst darauf hinführen, dem gegenseitigen Handelsverkehr überhaupt auf dem deutschen Boden die größte Freiheit zu geben, und die frühern beschränkenden Formen, als nachtheilig für alle Staaten, zu beseitigen. — Sachsen hätte die verheerenden Stürme der letzten zehn Jahre nicht bestehen können, wenn nicht der Wohlstand dieses Landes seit dem hubertsburger Frieden sich über alle Stände verhältnißmäßig verbreitet, und besonders den Landmann emporgebracht hätte; denn nur bei der sächsischen Sparsamkeit und Genügsamkeit war es möglich, die großen Leistungen aufzubringen, die von allen kriegführenden Mächten in dieser Zeit, außer den gewöhnlichen öffentlichen Abgaben, den Bewohnern Sachsens zugemuthet worden. Nur ein langdauernder Friede kann die Wunden heilen, welche die Stürme der letzten Kriege, die zum Theile auf sächsischem Boden ausgekämpft wurden, dem Lande geschlagen haben, und die Bevölkerung emporbringen, die in Vergleichung mit den Jahren vor 1806 sich ebenfalls vermindert hat. Indeß ist es noch zu früh, alle die Folgen zu berechnen, welche die Zukunft aus der geschehenen Theilung Sachsens entwickeln wird, durch welche nicht blos Sachsens Stellung zu Deutschland und Europa, sondern auch das innere Verhältniß der wichtigsten deutschen Bundesstaaten gegen einander selbst wesentlich verändert worden ist.

III. Statistische übersicht. 1) Land und Bewohner. Durch die Theilung ist der Zustand des Königreichs in jeder Hinsicht wesentlich verändert worden. Es ist, um nur das Allgemeine anzudeuten, hinsichtlich der äußern Verhältnisse zu einem Staate des vierten Ranges herabgesunken, es hat die Hälfte — oder genauer $\frac{4}{7}$ — des Flächenraumes eines rechtlich erworbenen, mit dem übrigen innig verschmolzenen Gebietes, die kleinere Hälfte seiner, durch gleiche Liebe an das Vaterland gefesselten Bewohner, und ungefähr $\frac{2}{5}$ seiner Einkünfte verloren. Nach seinem gegenwärtigen Bestande bildet das Königreich ein nach allen Seiten offenes, wiewohl in sich fast ganz geschlossenes Land, das unter den selbstständigen europäischen Staaten an Flächenraum das 20ste, an Volksmenge das 18te, unter den deutschen Bundesstaaten hingegen in der ersten Hinsicht das 6te, in der andern das 5te ist. Es dehnt sich durch $1\frac{1}{4}$ Grade der Breite und durch $3\frac{1}{4}$ Grade der Länge aus, da es von 50° 9′ bis 51° 29′ nördl. Breite und von 29° 32′ bis 32° 45′ östl. Länge liegt. Seine Grenzen sind östlich und nordöstlich, in einer Länge von 47 Meilen Böhmen, östlich, nordöstlich und nördlich, in einer Ausdehnung von 37 Meilen, das preußische Herzogthum Sachsen, westlich, in einer Länge von 10 Meilen, das Fürstenthum Altenburg, südwestlich, nur in der Ausdehnung von $1\frac{1}{4}$ M., das weimarische Gebiet, in südwestlicher, nördlicher und westlicher Richtung, auf 12 Meilen Länge, die reußischen Lande, und südwestlich, in der Länge von $2\frac{1}{4}$ Meilen, der baiersche Mainkreis. Natürliche Grenzen hat das Land nur gegen Böhmen,

in einem Bergzuge, der sich vom Vogtlande über das Erzgebirge, das Elbsandsteingebirge, den Hochwald, die Gebirge an der obern Spree, das zittauer Gebirge und das friedländer Gebirge zieht, wiewohl an den wenigsten Stellen die eigentlichen Gebirgsrücken und Hochebenen die Grenzscheide machen, die oft nur Bäche bestimmen. Der Flächenraum ist, bei dem Mangel genauer Messungen, sehr abweichend in Angaben, deren Mittelzahl 320 □M. sein würde, bestimmt worden; doch möchten diejenigen nicht Unrecht haben, welche den wahren Flächenraum noch unter 300 □M. setzen. Hinsichtlich der Größe des Flächenraums folgen die Landestheile in dieser Ordnung: der erzgebirgische, meißnische, leipziger Kreis, die Oberlausitz, der vogtländische Kreis. Der erzgebirgische Kreis begreift allein ¼, der meißnische ⅕, der vogtländische hingegen nur $\frac{1}{17}$ des Ganzen. Sachsen ist größtentheils Gebirgsland, und gehört, seit die Theilung die meisten Ebenen weggenommen hat, zu den gebirgigsten Gebieten Europas; nur etwa ⅕ besteht aus Ebenen, ⅖ aus hügeligem Lande, ⅖ aus Gebirgen. Ein von Südwest nach Nordost streichendes, gegen Böhmen steiler als gegen Sachsen abfallendes Kettengebirge, das Erzgebirge bildet des Landes höchsten Rücken, und erreicht auf der sächsischen Seite in der vordern Kuppe des Fichtelberges (nach den neuesten barometrischen Messungen 3753 par. Fuß über dem Meere) den höchsten Gipfel. Südwestlich hängt dieser Gebirgskamm mit dem Elster- und Egergebirge zusammen, mit dem Riesengebirge hingegen durch das Elbsandsteingebirge und das oberlausitzische Gebirge. Zu dem gebirgigen Theile des Landes gehören der südöstliche bei weitem größere Theil des Erzgebirges, das südöstliche Viertel des meißnischen Kreises, der südöstliche Theil der Lausitz und das südöstliche Drittel des vogtländischen Kreises. Das Hügelland bilden der Überrest des erzgebirgischen und das südöstliche Viertel des leipziger Kreises, die Gegenden von Stolpen, Dresden und Meißen, ein Theil der Gegenden von Oschatz und Radeberg, und endlich der Überrest der Oberlausitz, bis auf einen von Bautzen nach Königsbrück laufenden Streifen. Das ebene Land begreift, außer diesem Streifen, den Rest des meißnischen und ⅘ des leipziger Kreises. Die niedrigsten Puncte des Landes sind an der preußischen Grenze, wo die Elbe und die zu ihrem Gebiete gehörenden Flüsse das Land verlassen. Das Hauptthal des ganzen Landes ist das Thal der Elbe, nach welchem die Gebirge sich abdachen, die oberlausitzischen ausgenommen, die sich nach der Oder senken. Der Boden ist im Ganzen mittelmäßig, der beste von Meißen abwärts nach der Niederung, bei Chemnitz, Zwickau und Bautzen, der schlechteste im obern Erzgebirge und in den Waldgegenden des Vogtlandes. Alle Gewässer Sachsens, mit Ausnahme der lausitzischen Neiß, gehören zum Stromgebiet der schiffbaren Elbe, mit welcher sie mehr oder weniger mittelbar zur Nordsee gehen. Landseen gibt es nicht, und außer mehrern Canälen zu Flößen und zur Erleichterung des Bergbaues, auch keine Canalverbindungen, die doch zur Bequemlichkeit des Verkehrs in einigen Gegenden erwünscht wären. Mineralquellen sind sehr zahlreich, die wichtigsten Radeberg, Schmeckwitz bei Camenz, Gießhübel, Schandau, Wolkenstein und Wiesenbad bei Annaberg. Das Clima ist gemäßigt und gesund, wiewohl nach der Verschiedenheit von Berg und Thal, Wald und angebautem Boden climatische Abänderungen in einzelnen Gegenden entstehen. Das rauhste ist im Obererzgebirge, besonders im südlichen Theil des Amts Schwarzenberg, und im angrenzenden Vogtlande —

einem Landstrich, den man das sächsische Sibirien nennt, wo der Schnee immer erst gegen Anfang des Sommers verschwindet und im September der Winter wiederkehrt, ja in einigen Gegenden der Schnee nur in den heißesten Sommern gänzlich schmilzt — und in der südlichsten nach Böhmen einlaufenden Spitze des meißnischen Kreises, das mildeste in der ebenen Gegend des erzgebirgischen, vogtländischen und meißnischen Kreises, in der Oberlausitz und im leipziger Kreise.

Mit Naturerzeugnissen ist das Land nicht überreichlich, doch auch nicht karg begabt; der Umstand, daß sie dem Boden oft mühsam abgewonnen werden müssen, läßt die Thätigkeit der Bewohner nicht erschlaffen, und die Erzeugnisse sind ergiebig genug, die aufgewandte Mühe zu belohnen. Sachsen enthält mehr als die Hälfte aller Fossilienarten, und keine Gegend Deutschlands von so geringem Umfange hat einen gleichen Reichthum an Mineralien. Gold ist jetzt selbst in Flüssen selten. Silber (im Erzgebirge und weit weniger in einigen Theilen des meißnischen Kreises), Eisen (vorzüglich im Erzgebirge), Kobald (nirgend so gut und so reichlich als im Erzgebirge), Blei (fast überall, wo Silber gefunden wird) sind die wichtigsten Metallgeschlechter. Auch Kupfer (im Erzgebirge), Zinn (im Erzgebirge und bei Zinnwald im meißnischen Kreise), Quecksilber (in mehrern Gegenden des Erzgebirges, doch nicht häufig), Zink, Spießglas, Arsenik (im Erzgebirge) sind einträglich. Unter den übrigen Mineralien sind, hinsichtlich theils der Seltenheit, theils der Nutzung, auszuzeichnen: der Topasfels (der geognostisch merkwürdige Schneckenstein bei Auerbach im Vogtlande), natürlicher Zinnober, gediegen Wismuth, Wasserblei (bei Altenberg), Wolfram, wahrer Smirgel (bei Eibenstock), Pechstein (besonders bei Meißen), Porzellanerde (bei Aue, und in einem noch unbenutzten Lager bei Nieder-Zwönitz im Erzgebirge), Achat, Marmor, Serpentin, Basalt, Speckstein, Steinkohlen (im Weisseritzthal bei Dresden und bei Zwickau), Sandstein (an der Elbe und bei Zittau) und mehrere Arten von Edelsteinen, z. B. Rubin (selten), Sapphir, Granat. Diese Producte werden durch den Bergbau und das Hüttenwesen gewonnen und veredelt. Der Hauptsitz des wichtigen, unter trefflicher Verwaltung stehenden Bergbaues ist das Erzgebirge in seiner mittlen Höhe (zwischen 1000 und 2000 Fuß über dem Meere) und das niedre Gebirge. Der Gesammtertrag der rohen, oder blos durch Bergbau gewonnenen, nicht durch die Hütten veredelten Mineralproducte wird jährlich auf 1,500,000 Thaler gerechnet. Man gewinnt jährlich an Silber in 59 gangbaren Zechen des Erzgebirges 48 bis 50,000 Mark, nach dem Münzwerthe 640,000 bis 670,000 Thaler; an Kupfer (nicht hinreichend für den Landesbedarf) durchschnittlich etwas über 300 Centner, an Werth gegen 10,000 Thaler; Eisen (über den Landesbedarf) 80,000 Centner, zu dem Werth von 200 000 Thaler; Blei ungefähr 10,000 Centner, nach Mittelwerth 70,000 Thaler; Zinn etwa 3000 Centner, zum Werth von mehr als 100,000 Thalern; Kobald gegen 3000 Centner, zu dem Werth (des rohen Products) von mehr als 100,000 Thalern; Arsenikkies 5—6000 Centner; Porzellanerde 3000 Centner, zu dem Werth von 8000 Thalern; Steinkohlen über 600,000 Scheffel, wovon der plauensche Grund allein ⅔ liefert, zu dem Werthbetrag von 250,000 Thalern. Durch die Hütten erhalten die rohen Producte einen erhöhten Werth von 1,500,000 Thalern, wozu die Hammer-, die Blaufarbenwerke und die Porzellanmanufactur allein die

Hälfte beitragen. Rechnet man dazu verschiedene, die Mineralproducte bearbeitenden Gewerbanstalten; so läßt sich der Gesammtwerth der Mineralproduction auf beinahe 4,000,000 Thaler anschlagen. Die Gewinnung der Mineralien nährt gegen 10,000, und die Fabrication derselben gegen 50,000 Menschen. — Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs ist vor allem das Holz wichtig. Ungefähr 1/4 von des Landes Flächenraum ist mit Wald bedeckt; im vogtländischen Kreise 2/5, im erzgebirgischen 1/4, im leipziger mehr als 1/7, im meißnischen 1/6 der Bodenfläche bewaldet, und etwa 5/17 sämmtlicher Waldungen sind Staatseigenthum. Fichten, Kiefern und Tannen sind die verbreitetsten Holzarten, unter den Laubhölzern sind die Buchen die häufigsten, und nächst ihnen Eichen und Birken. Die Wälder des Hochgebirges sind die wichtigsten, und versorgen sowohl die Bewohner desselben mit dem ansehnlichen Bedarf des Brennholzes, als auch eine Menge von Hütten- und Hammerwerken, und mit Beihülfe benachbarter böhmischer Wälder mittelst der Flößen (besonders auf der Kirnitsch, Weisseritz, weißen Elster, Flöhe und Mulde) die Bewohner holzarmer Gegenden. Die Wälder liefern überdies noch viele wilde Beeren; selbst für auswärtigen Absatz, und in einigen Gegenden (bei Altenberg) wahres isländisches Moos. Wenn man von dem Gesammtbetrag der Bodenfläche, die man zu 8,000,000 Morgen angeschlagen hat, abzieht, was für Waldung (800,000 Morgen), Wiesen, Gewässer, Ortschaften, Straßen, viele, aber nicht große Wüstungen in Rechnung zu bringen ist, so wie die unter dem Pflug getriebenen, und die wegen der erzgebirgischen Koppelwirthschaft jährlich brach liegenden Äcker (800,000 Morgen); so bleiben 1,100,000 Morgen zu gleicher Zeit mit Getreide bestellter Äcker übrig. Die fruchtbarsten Landstriche sind die Gegend unterhalb Meißen um Lommatsch — „des Landes Meißen große Korntenne" schon im Mittelalter genannt — in einem Umfang von 10 □M. und das Amt Pegau. Das Land ist im Verhältniß seiner Bodenfläche und der Einwohnerzahl fruchtreich und braucht nur 2/11 seines Getreidebedarfs (die Kartoffeln mit in Rechnung gebracht) vom Auslande zu kaufen. Der Ackerbau ist das allgemeinste und einträglichste Gewerbe des Landes, und wird mit vorzüglicher Einsicht getrieben. Das wenigste und geringste Korn wird im Obererzgebirge (kaum 3/8 des Bedarfs) und im Vogtlande, das schönste und schwerste in den Gegenden von Lommatsch, Leisnig, Zwickau, Chemnitz gewonnen. Die wichtigsten Feldfrüchte sind: Roggen, Weizen, Gerste, Hafer (den besten liefert das Erzgebirge in 5—600,000 Scheffeln), Erbsen, Heidekorn, Kartoffeln, die gleichfalls im Erzgebirge am vorzüglichsten sind. Der Gesammtertrag einer Ernte betrug nach runden Durchschnittssummen von drei Jahren: 1,500,000 Scheffel Roggen, 220,000 Scheffel Weizen, 750,000 Scheffel Gerste, 1,580,000 Scheffel Hafer, woraus sich ein Gesammtertrag von mehr als 4,000,000 Scheffeln ergeben würde. Da sich jedoch diese Berechnungen auf die unter der Wahrheit bleibenden Consumentenlisten gründen, so kann man, wenn man die übrigen Fruchtarten, Erbsen, Linsen, Heidekorn und den wichtigen Ertrag der Kartoffeln, einen Hauptgegenstand des Ackerbaues in Sachsen, ohne welchen das Erzgebirge und Vogtland nicht bestehen könnten (jährlich über 3,000,000 Scheffel) hinzurechnet, wenigstens 8,000,000 Scheffel als Gesammtertrag einer Mittelernte annehmen. Das Gesetz verbietet die Kornausfuhr, so lange die Preise des Weizens, Roggens, der Gerste und

des Hafers über 4, 3, 2 und 1 Thaler stehen, doch kann der inländische Ackerbauer im Auslande nirgend mehr aus seinem Getreide lösen, als im Vaterlande. Der Leinbau ist am wichtigsten im mittlern Erzgebirge bei Frauenstein, Saida, Annaberg. Raps wird um Leipzig, Pegau, Dresden über den Landesbedarf, Mohn nur bei Pegau angebaut. Krapp erzeugt die Gegend von Dahlen; die wichtigsten Tabakspflanzungen, die jährlich doch nur gegen 4000 Centner liefern, gibt es östlich von Leipzig. Der Kleebau ist durch Cultur und Anpflanzung vorzüglicher Arten sehr veredelt worden. Küchengewächse liefern (zum Theil fürs Ausland) die Gegenden von Leipzig (besonders die Kohlgärten), Pegau, Oschatz, Großenhain, Dresden, Zittau. Der sehr wichtige und zu hoher Vollkommenheit gebrachte Obstbau, zuerst durch den Kurfürsten August begründet, und in neuern Zeiten (seit 1788) durch Prämien ungemein gehoben, blüht besonders in den Ämtern Dresden, Meißen, Leisnig und Colditz, und vorzüglich erzeugt die Gegend von Meißen bis Nossen und Döbeln treffliche Kirschen. Der Sachsen eigene borsdorfer Apfel, der selbst in Böhmen leicht ausartet, veranlaßt einen eigenen Handelsartikel auf der leipziger Michaelmesse, wo oft für 20 000 Thaler Obst überhaupt abgesetzt wird. Der Weinbau, seit dem 12ten Jahrh. im Elbthal, seit dem 16ten Jahrh. besonders befördert, seit 1799 durch eine Weinbaugesellschaft (in Meißen) belebt, hat sein Hauptgebiet von Pillnitz bis unterhalb Meißen, besonders auf dem rechten Elbufer, und hier vorzüglich auf den Sienitgebirgen. Man schätzt die Bodenfläche sämmtlicher Weinberge auf 7 — 8000 Morgen. Ein bedeutender Theil derselben ist königliches Eigenthum. Der Ertrag sämmtlicher Weinberge wurde 1818 auf 200,000 dresdner Eimer (zu 72 Kannen) angeschlagen. Der Hopfenbau, in frühern Zeiten bedeutender, wird oberhalb Pirna (bei Rathen und Wehlen), bei Schneeberg, Wurzen, Penig getrieben, liefert aber bei weitem nicht die Hälfte des inländischen Bedarfs. — Von den Erzeugnissen des Thierreichs gehören zur Urproduction vorzüglich Schwarz- und Rothwild, mehrere kleine Raubthiere (unter andern, wie man behauptet, noch wilde Katzen oberhalb Schandau), Hasen überall in großer Menge; mehrere Raubvögel; der Auerhahn (im Erzgebirge, in der sächsischen Schweiz und im Vogtlande), das Birkhuhn, der Fasan (sehr selten), der Trappe (nur selten bei Leipzig und Wurzen), Rebhühner fast überall häufig, Lerchen (ein Handelsartikel für Leipzig), Singvögel (die im Erzgebirge, besonders in Beermsgrün, abgerichtet werden, und ins Ausland, oft bis Rußland, gehen), Fische bis zum Lachs (besonders im Lachsbach bei Hohnstein, in den beiden Mulden und in der Zschopau), Wels und Stöhr, besonders aber Karpfen (in einigen Teichen oft bis zu 28 Pfund schwer) und Forellen (vorzüglich im Erzgebirge und in den Bächen der sächsischen Schweiz), Fischotter (zwar selten, doch fast überall), Biber (nur an der Mulde und an der untern Elbe), Schildkröten selten in der Pleiße, Parde und Mulde. Im Allgemeinen hat das Wildpret gegen frühere Zeiten sehr abgenommen, und das Schwarzwild ist in neuern Zeiten auf einige Gegenden an großen niederländischen Heiden beschränkt worden; noch immer aber ist besonders das Rothwild in mehrern Gegenden ein beklagtes Hinderniß des Landbaues. Hinsichtlich der Rindviehzucht gilt der vogtländische Viehstamm für den besten in Sachsen, aber auch im untern Erzgebirge findet man einen trefflichen Stamm, und auf großen Landgütern gibt es überall veredeltes Vieh aus schweizerischem,

friesischem und holsteinischem Stamm. Die Rindviehzucht ist nicht ausreichend für den Landesbedarf an Schlachtvieh, wozu viel aus Polen kommt. Die Pferdezucht liefert zwar einen guten, durch die Hengste des Landgestüts seit 1787 veredelten Stamm, aber nicht hinreichend für das Bedürfniß. Die Schafzucht ist vorzüglich wichtig. Seit 1765 wurde durch eingeführte spanische Merinoschafe und durch die Anlage von Stammschäfereien (vergl. d. Art. Schafzucht), welchen eine eigene Behörde vorsteht, der einheimische Stamm dergestalt veredelt, daß man das einheimische deutsche Schaf fast nirgend mehr in Sachsen findet, da man es auch in einigen gebirgischen Gegenden durch den ungarischen Stamm veredelt hat. Man kann wenigstens 1,100,000 Schafe in Sachsen, im Durchschnitt 4000 auf die QM., rechnen, wovon ⅘ veredelt sind, und der jährliche Ertrag der sächsischen feinen Wolle, die man jeder andern vorzieht, wird auf 2,000,000 Thaler angeschlagen. Dagegen soll aber auch der 10te bis 12te Theil des Landes zu Gunsten der Schaftrift unangebaut liegen. Die Schafzucht blüht am meisten in den Gegenden von Döbeln, Oschatz, Lommatsch, Pegau, Leipzig, westlich von Pirna und um Bautzen. Außer den königlichen Schäfereien ist die Schäferei des Grafen von Schönburg zu Rochsburg im Erzgebirge als die vorzüglichste in Deutschland zu erwähnen. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß Sachsen, wofern nicht Maßregeln zur Sicherung seines Schatzes getroffen würden, in Gefahr stehe, Ausländer die Früchte gewonnen zu sehen, die dem Lande bestimmt waren, da die sächsischen Schäfereien ihre Stammthiere verschleudern und die Schäfereibesitzer selten verstehen sollen, eine richtige Auswahl ihrer Stammböcke zu treffen. — Die Schweinezucht ist für den inländischen Bedarf sehr unzureichend. Bienenzucht wird besonders im nördlichen Theile des Landes, aber im Ganzen schwächer als früher, und nicht ausreichend für den Bedarf betrieben.

Nach den beim Bundestage gemachten Angaben beträgt die Gesammtzahl der **Bewohner** des Königreichs 1,200,000, da indeß dieses Ergebniß nicht auf Zählungen, der einzig sichern Grundlage, noch auch auf Berechnungen nach Anleitung der Verzeichnisse der Gebornen und Gestorbenen, sondern hauptsächlich auf den nichts weniger als genauen Consumentenverzeichnissen zu beruhen scheint: so muß man eine größere Zahl annehmen, die man auf wenigstens 1,350,000 setzen darf. Sachsen gehört zu den bevölkertsten Theilen Europas, und wenn wir eine Mittelzahl aus den verschiedenen Angaben des Flächenraumes, und die eben angenommene Volksmenge zum Grunde legen, so erhalten wir im Durchschnitt 5000 Seelen für jede QM. Am dichtesten ist die Bevölkerung in den Gegenden von Schwarzenberg (7000 Menschen auf der QM. nach Abzug der Stadt), um Zittau (8000 auf der QM.), bei Chemnitz und in den schönburgischen Besitzungen. Der Bevölkerungsgrad ist weniger nach den fünf Landestheilen, als nach einzelnen Bezirken verschieden; denn es werden im erzgebirgischen Kreise 5440, im leipziger 5500, im meißnischen 4440, im vogtländischen beinahe 4000, in der Oberlausitz 5000 Seelen auf die QM. gerechnet. Die Volksmenge ist vertheilt in 145 Städte und 3255 wirkliche Dorfgemeinden *). Im Durch-

*) Nach Schiffners Angabe in dem ausgezeichneten, viele zeither angenommene Irrthümer berichtigenden Art. Sachsen in Schumanns Lexikon von Sachsen.

schnitt zählt man auf der □M. 14 bis 15 Ortschaften. Das Verhältniß der Städtezahl zum Flächenraum ist in Sachsen günstiger als in Deutschland überhaupt, wo man auf 5 □M. nur eine Stadt rechnet, während in Sachsen auf eine Stadt noch nicht 2 □M. kommen. Der südwestlichste Theil des Erzgebirges kann für den städtereichsten Theil Deutschlands gelten. Über ein Drittheil der gesammten Volksmenge in den vier Kreisen wohnt in Städten, in der Oberlausitz aber haben die Städte verhältnißmäßig weniger Bewohner, als das platte Land. In den vierten Rang der europäischen Städte (mit mehr als 50,000 Einw.) gehört Dresden, in den den fünften (mit 38—40,000 E.) Leipzig; in den siebenten (mit 14,000 E.) Chemnitz; 3 Städte (Zittau, Freiberg, Bautzen) haben 7—10,000, 2 Städte (Plauen und Meißen) 5—6000, 8 Städte 4—5000, 20 Städte 3—4000, eben so viele 2—3000, 56 nur 1000—2000 und 84 unter 1000 E. Von Dörfern mit mehr als 2000 E. gibt es im meißnischen Kreise 1, im erzgebirgischen 9, in der Oberlausitz 9, worunter die Fabrikdörfer Eybau und Großschönau (jedes mit 4000) und Ebersbach (mit 700 H. und 5000 E.), Sachsens größtes Dorf, gehören. Die Dörfer sind im Ganzen wohl gebaut, die ansehnlichsten im Erzgebirge, besonders in der Gegend von Chemnitz. Der Abstammung nach bestehen die Bewohner des Landes aus Deutschen — die Hauptmasse der Volksmenge, wozu besonders der Einwohnerstamm des Erzgebirges und Vogtlandes gehört — und Wenden, die in der Oberlausitz, in einem von Deutschen umgebenen Bezirke, besonders um Bautzen und Löbau, wohnen, durch Sprache weniger, aber jetzt durch Sitten und Tracht, die nur bei den Weibern noch ganz eigenthümlich ist, ihren rein slavischen Ursprung verrathen, durch körperliche Kraft und starken Hang zur Sinnlichkeit von den Deutschen sich unterscheiden, aber auch durch Fleiß, Bildsamkeit und Gastfreiheit sich empfehlen. Die Bewohner des Hochlandes zeichnen sich vor dem Niederländer durch schärfer hervortretende Volksthümlichkeit aus; der Vogtländer ist rauher und härter, doch genügsam, treu und thätig, der Erzgebirger kraftvoll, kühn, gewerbsam, ehrlich und gutmüthig, der Bewohner des meißnischen und leipziger Kreises meist wohlhabend und mit städtischer Üppigkeit nicht unbekannt. Im Ganzen steht der Sachse auf dem höchsten Standpuncte deutscher Cultur, ist unternehmend und thätig, mit Kunst und Wissenschaft vertraut, durch Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichnet, Neuerungen im Allgemeinen abhold, bedachtsam und besonnen in seiner Thätigkeit. Die Sprache der deutschen Einwohner kommt der seit dem 16ten Jahrh. ausgebildeten Schriftsprache ziemlich nahe, zwischen Ober- und Niederdeutsch in der Mitte stehend, jedoch nicht ohne viele mundartliche Abweichungen und landschaftliche Eigenheiten, wie sie denn im Erzgebirge härter und widrig singend, im Vogtlande noch rauher und unreiner wird. Am besten spricht das Volk südlich bei Dresden, wiewohl es ein Vorurtheil ist, daß man hier das reinste Deutsch rede. — Die Sterblichkeit ist, trotz der starken Bevölkerung und der zahlreichen Städte, nur gering, und es scheint angenommen werden zu können, daß jährlich $\frac{1}{38}$ der Volksmenge, also eine Zahl von etwa 36,000 Menschen stirbt. Das Verhältniß der Gebornen bestimmt man wie 1 zu 28, wonach jährlich 50,000 Kinder geboren würden, wozu der erzgebirgische Kreis allein über 18,000 beiträgt. Auf eine Ehe rechnet man vier Kinder. — Die Bewohner Sachsens, der Wiege der Reformation, sind besonders seit 1539, dem evangelisch-Lutherischen Bekennt-

nis zugethan, dessen Anhänger in den vier Kreisen die überwiegende Mehrzahl bilden, ihrem Glauben aus Überzeugung treu sind, und überhaupt durch fromme Gesinnung sich auszeichnen. Zum catholischen Glauben, dem seit 1697 der Fürstenstamm sich wieder zugewendet hat, gehören über 30,000, wovon in Dresden 5000, die meisten aber in der Oberlausitz wohnen. Reformirte, über 600, meist Nachkommen französischer Glaubensflüchtlinge, haben seit 1686 in Dresden und seit 1701 in Leipzig Bethäuser und sind in diesen beiden Städten am zahlreichsten. Die Mitglieder der Brüdergemeinde haben, außer dem Hauptsitze Herrnhut, in der sächsischen Oberlausitz noch eine Colonie zu Kleinwelka bei Bautzen, und besonders in diesem Landestheile mehr zerstreute Freunde. Die Nachkommen der aus Böhmen vertriebenen Protestanten, die böhmischen Brüder (s. d. Art.), haben in Dresden und Zittau eigene Kirchen und Prediger. In der Oberlausitz findet man noch zerstreute Quäker, Schwenkfeldianer (s. d. Art.) und Anhänger Jakob Böhmes (s. d. Art.). Juden sind am zahlreichsten in Dresden (1000), in weit geringerer Zahl in Leipzig. — Hinsichtlich der bürgerlichen Verschiedenheit zerfallen die Bewohner in erbliche Stände: Adel, Bürger, Bauern, und in persönliche: Geistlichkeit, Staatsbeamte, Kriegsleute. Der Adel, der noch von den Zeiten des Lehnwesens her große Vorrechte genießt, theilt sich in den hohen und niedern. Zu dem erstern gehören diejenigen, die ehemals Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen hatten, und noch jetzt unter des Königs Oberhoheit eine mehr oder weniger untergeordnete Landeshoheit über ihre Unterthanen ausüben; der niedere Adel aber begreift die Mitglieder der gesammten Ritterschaft, worunter auch die nicht zu den Standesherren gehörigen Grafen und Freiherren gerechnet werden. Die Rechte des Adels sind theils persönliche Vorrechte, theils dingliche, von dem Besitze eines adeligen Lehns abhängigen Rechte, und zu diesen gehören: Landtagsfähigkeit (unter Voraussetzung der erforderlichen Ahnenzahl), Freiheit von Geleite und Landzöllen, von verschiedenen indirecten Steuern, hinsichtlich der Erzeugnisse seiner Güter, und von den die Stelle der Grundsteuer vertretenden Abgaben (s. unten), Patrimonialgerichte und niedere Jagd. Der Reichthum des sächsischen Adels, unter welchem es sehr alte Geschlechter gibt, sammelt sich immer mehr in einigen reichen Familien, oder geht auf den Bürgerstand über. Der sächsische Adel gehört zu dem gebildetsten und fleißigsten, aber nicht immer vorurtheilsfreisten Deutschlands. — Zum Bürgerstand rechnet man alle, die nach deutschem Recht als Freigeborne betrachtet werden, überhaupt alle nicht adeligen Städtebewohner. Diese sind in Sachsen lehnsfähig, mit dem Rechte, Rittergüter zu erwerben, ohne jedoch dadurch persönliche Landtagsfähigkeit zu erlangen. In ihren Händen ruhen vorzüglich Handel und Gewerbe, womit überhaupt ⅓ der Bewohner des Landes beschäftigt sind, während nach der Theilung desselben nur noch ⅔ sich der Urproduction widmen. Unter den Bauern unterscheidet man ursprünglich freie, die ein ererbtes, nicht mit Frohnen belastetes Gut besitzen, freigewordene, die zu Frohndiensten verpflichtet sind, welche jedoch nach sächsischem Rechte als gemessene, nicht als ungemessene Fröhner angesehen werden, und endlich Leibeigene, die es jedoch nur noch (!) in der Oberlausitz gibt, zwar nicht in dem strengen mittelalterlichen Sinne, aber unter dem Namen der Erbunterthänigen sind sie doch, weil sie auf sogenanntem dingpflichtigen Boden geboren wurden, schon in der Wiege dem Grundherrn zu

Diensten verpflichtet, und dürfen das Gut nicht nach freiem Willen verlassen. Der sächsische Bauer darf keine bürgerlichen Gewerbe treiben, und obgleich mit einer Menge von Steuern belastet, wird er doch auf dem Landtage nicht vertreten. — Unter den persönlichen Ständen genießt der Gelehrte in Sachsen noch die verdiente Achtung, so wie Sachsen ihm auch einen Theil seiner Achtung beim Auslande verdankt. Die akademischen Lehrer, die Prediger und Schullehrer haben ihren eigenen Gerichtsstand, besondere Vorrechte und Befreiungen. Eben so die übrigen persönlichen Stände, Hofbediente und Krieger.

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Cultur nimmt Sachsen seit der Reformation und durch dieselbe — was seine Licht liebenden und verbreitenden Bewohner nie vergessen werden — nicht nur unter den deutschen, sondern überhaupt unter Europas Staaten einen ausgezeichneten Rang ein, und es hat schon seit Jahrhunderten ein allmähliges Fortschreiten seiner höhern und mittlern Volksclassen vor den Süddeutschen voraus. Fast in jedem Fache der Wissenschaften haben sich Sachsen ausgezeichnet, und manche Fächer zuerst ausbilden helfen. Man rechnet $\frac{1}{10}$ der gesammten Schriftstellerzahl Deutschlands auf Sachsen. An der Spitze aller Anstalten für höhere und gelehrte Bildung steht die Universität zu Leipzig mit ungefähr 900 — 1000 Studirenden, die eine angemessene Freiheit genießen, und schon durch den Umstand, daß die Stadt nicht von der Universität allein lebt, in den Schranken des Anstandes gehalten werden. [Die Universität, auch in ihrer Verfassung eine Tochter der prager, besitzt nach Abzug einer Schuld von 107,005 Thaler ein Gesammtvermögen von 789,474 Thalern an Capitalien und Grundstücken, wozu außer sehr bedeutenden Gebäuden in Leipzig, auch acht Dörfer gehören. Der jährliche Ertrag dieses Vermögens ist 43,330 Thaler, wovon jedoch der größte Theil einzelnen Stiftungen eigen ist. Das der Universität als Gesammtheit zuständige Vermögen, die eigentliche Quelle ihres Einkommens, gewährt zusammen eine Einnahme von 14,161 Thalern, wovon wieder für die Besoldungen der 23 Professoren alter Stiftung 13,710 Thaler abgehen. Die Universität genießt daher vom Staate noch eine bedeutende Unterstützung, sowohl zur Besoldung oder Belohnung der übrigen Lehrer, deren Gesammtzahl zwischen 50 und 60 ist, als zur Erhaltung verschiedener zur Universität gehörenden Anstalten, und erhält seit dem letzten Landtage von den Ständen jährlich 2000 Thaler.] Die Hauptvorbereitungsanstalten für gelehrte Bildung sind die beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma (s. d. Art. Fürstenschulen), deren Stiftung aus eingezogenen Klostergütern zu den wohlthätigsten Vermächtnissen der Reformation gehört. Außerdem sind hieher die Gelehrtenschulen in mehrern der bedeutendsten Städte (Dresden, Leipzig, Bautzen, Freiberg, Zittau, Zwickau) zu rechnen. Unter den für nicht gelehrte Bildung bestimmten Schulen gibt es in mehrern Städten, wie in Dresden, Leipzig, Bautzen, Zittau, vorzügliche Anstalten. Kein Kirchspiel im Lande ist ohne Schule, und in mehrern großen Dörfern gibt es mehr als eine. Zur Verbesserung der Unterrichtsweise hat besonders das 1788 gestiftete allgemeine Landschullehrer-Seminarium zu Dresden wohlthätig gewirkt. Außer diesem gibt es noch ähnliche Anstalten für einzelne Bezirke, wie Freiberg, Bautzen, Zittau, Glauchau. In den bedeutendsten Städten gibt es Freischulen für Arme, und in Dresden, Leipzig und Freiberg Sonntagsschulen für Handwerkslehrlinge, welche

in den beiden ersten Städten von den Freimaurerlogen gestiftet wurden. Als Lehranstalten für besondere Zwecke sind ausgezeichnet: 1) die Bergakademie zu Freiberg zur wissenschaftlichen Bildung der dem Bergbau sich widmenden Jünglinge, welche seit ihrer Stiftung im J. 1766 Zöglinge aus allen Ländern Europas und selbst aus andern Welttheilen gehabt hat; 2) die ursprünglich 1748 gestiftete, 1815 nach einem bessern Plan eingerichtete chirurgisch-medicinische Akademie zu Dresden, zunächst zur Bildung tüchtiger Feldwundärzte, mit welcher eine Hebammenschule und ein Entbindungshaus verbunden und eine Thierarzneischule vereinigt ist; 3) die 1816 zur öffentlichen Anstalt erhobene Forstakademie zu Tharant (s. d. Art.), wo alle, die beim Forstwesen Anstellung suchen, sich bilden müssen, und die häufig von Ausländern besucht wird; 4) die 1815 und 1816 aus der ehemaligen Ingenieur-Akademie und Artillerieschule nach einem erweiterten Plane neu geschaffene Militär-Akademie zu Dresden, die Officiere für alle Waffengattungen bildet; 5) die Ritterakademie oder das Cadettenhaus zu Dresden, zur wissenschaftlichen Bildung adeliger Jünglinge, hauptsächlich für den Kriegsdienst. Zu den literarischen Vereinen gehören: die seit mehr als 50 Jahren nützlich wirkende ökonomische Societät, die ihren Hauptstamm zu Dresden und eine Nebengesellschaft zu Leipzig hat; die Jablonowskische, die deutsche, die Linnéische und die naturforschende Gesellschaft sämmtlich zu Leipzig, die mineralogische Gesellschaft und die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden. Unter den öffentlichen Büchersammlungen steht oben an: die königliche Bibliothek zu Dresden *) mit 220,000 Bänden und 2700 Handschriften; Leipzig besitzt die Raths- und die Universitäts-Bibliothek. Außer diesen Sammlungen gibt es eine öffentliche Bibliothek in Zittau und ansehnliche Büchersammlungen bei den Schulen zu Meißen, Freiberg, Zwickau, Leipzig. Ein wichtiges Beförderungsmittel und zugleich Barometer der literarischen Cultur ist der Buchhandel, dessen Mittelpunct Leipzig ist, wo in den Ostermessen oft an 200 auswärtige Buchhandlungen zusammenkommen Sachsens Buchhandlungen (ungefähr 80) bringen über $\frac{1}{7}$ der jährlich erscheinenden neuen Werke (etwa 3—4000) und darunter die leipziger Buchhandlungen $\frac{1}{8}$ auf den Büchermarkt. Buchdruckereien sind sehr zahlreich und fast jede Mittelstadt hat deren 1 und zuweilen 2 bis 3. — Seit Friedrich August I. hob sich auch die artistische Cultur in Sachsen, durch die Beförderung, die er und nach ihm sein Sohn den Künsten angedeihen ließen, da man theils Künstler aufmunterte und beschäftigte, theils Kunstsammlungen anlegte und erweiterte. (S. d. Art. Dresdens Kunstsammlungen.) Unter den einzelnen Künsten möchten Bildhauerkunst und Baukunst in Sachsen noch am weitesten zurück sein, während es in der Malerei und Kupferstecherkunst sehr achtbare Namen aufzuweisen hat. Die schon zu Anfange des 18ten Jahrh. gestiftete Malerschule ward von dem Kurfürsten Christian 1763 nach Hagedorns Plan in eine Akademie der bildenden Künste umgeschaffen, die zu Dresden ihren Sitz hat und mit welcher eine ähnliche Anstalt zu Leipzig und eine Zeichnungsschule zu Meißen in Verbindung stehen. Eine Bauschule wurde 1819 damit verbunden. Die jährlichen Ausstellungen der Akademie zu Dresden geben den Maßstab zur Beurtheilung der Leistungen ab. Unter Friedrich Au-

*) S. Geschichte und Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden von F. A. Ebert Leipzig 1822. 8.

gust I. und II. hob sich auch die Tonkunst, welche besonders durch eine treffliche Capelle in Dresden gefördert wurde, und fortdauernd wird durch diese Anstalt, so wie durch stehende Concerte in der Hauptstadt und in Leipzig zur Erhaltung und Ausbildung des musikalischen Geschmacks gewirkt.

Sachsen gehörte von jeher zu den gewerbsamsten Ländern, einen höhern Aufschwung aber erhielt die Betriebsamkeit nach der Mitte des 16ten Jahrh., wo viele Flüchtlinge aus den spanischen Niederlanden, besonders Wollweber, einwanderten, wozu in der Folgezeit auch gewerbsame, durch blinden Glaubenseifer vertriebene Flüchtlinge aus Österreich und Frankreich kamen. Sachsen ist jetzt hinsichtlich des Gewerbfleißes und Handels eins der ausgezeichnetsten Länder Europas, und mehr als die Hälfte (½) seiner Bewohner gehören zu denjenigen, die einheimische oder ausländische rohe Stoffe veredeln, und damit Verkehr treiben. Das Land erzeugt und veredelt für den eigenen Bedarf, und so viel darüber, daß es das Fehlende vom Auslande nehmen, und doch im Wohlstande steigen kann. Die Regierung greift nie hindernd und hemmend, wohl aber durch Belohnungen, Preise und andere Begünstigungen fördernd ein, und eine eigene Behörde, die Landes-Ökonomie-Manufactur- und Commerzien-Deputation, hat in diesem Sinne seit 1764 wohlthätig gewirkt. Eine der wichtigsten Fabriken aus Erzeugnissen des Pflanzenreichs und überhaupt einer der ältesten Gewerbzweige ist die Leinweberei, die vorzüglich auf der rechten Seite der Elbe, in der südöstlichen Lausitz (noch immer der Hauptsitz dieses Gewerbes) und einem Theile des meißnischen Kreises getrieben wird. In der Lausitz hat sich dieser Gewerbzweig seit der Mitte des 17ten Jahrh. aus den Städten fast ganz auf das Land gezogen, und dadurch zu dem Dorfhandel Anlaß gegeben, der für das Gedeihen der Fabrik eher förderlich als nachtheilig gewesen ist, und daher auch von der Regierung gegen die Ansprüche der städtischen Monopolisten beschützt wurde. Der Absatz hat zwar, gegen die glänzendste Zeit des Verkehrs im letzten Jahrzehend des 18ten Jahrh., seit einer Reihe von Jahren bedeutend abgenommen, doch mögen sich noch immer gegen 70,000 Menschen mit diesem Gewerbzweige beschäftigen, der auch in dem Damast von Großschönau ein Erzeugniß liefert, das nirgend in gleicher Vortrefflichkeit verfertigt wird. Nachtheilig ist diesem Gewerbzweige der Mangel an hinlänglichen und guten Leiwandbleichen im Inlande, wodurch jährlich eine bedeutende Summe (wenigstens 50,000 Thaler) für Bleicherlohn nach Böhmen und Schlesien geht. Man rechnet den jährlichen Betrag dieses Gewerbes auf 3,000,000 Thaler. Die Wachstuchfabriken zu Leipzig lieferten sonst ganze Schiffsladungen nach Amerika. Gutes Malertuch verfertigt Dresden auch für auswärtigen Absatz. Die Leinenbandmanufacturen um Radeberg, Pulsnitz und Annaberg sind bedeutend. Zwirnspitzen von vorzüglicher Schönheit liefert das Ober-Erzgebirge, wo Annaberg und Schneeberg die Hauptsitze dieser Manufactur sind, die gegen 30,000 Menschen beschäftigt, und für beinahe 1,000,000 Thaler Waare umsetzt, wozu nur der feinste Zwirn aus den Niederlanden bezogen wird, da das Erzgebirge selbst Zwirn bis zu 70 Thaler das Pfund spinnt. An Papiermühlen ist Sachsen nach Verhältniß das reichste Land; es gibt deren über 40 und im südwestlichen Erzgebirge kommt eine auf zwei QM., und dennoch liefern sie nicht hinlänglich für den Bedarf des schreibend und druckend viel verbrauchenden Landes. — Bedeutender noch als die Leinweberei ist die

Fabrication, wozu theils rohe, theils in England gesponnene Baumwolle bezogen wird. Das Erzgebirge und das Vogtland sind die Hauptsitze dieses Gewerbes, und während dort, besonders um Chemnitz, wo es auch die wichtigsten Kattundruckereien und darunter die größte in Deutschland gibt, die Baumwollenweberei und Strumpfwirkerei blühen, ist hier, vorzüglich in Plauen, der Sitz der Mousselin- und Schleierweberei. Nirgend in Deutschland wird die Baumwolle so schön gewebt, als in Sachsen, und seit der Abnahme der Leinweberei hat sich die glückliche Betriebsamkeit des sächsischen Fabricanten häufig mit Leichtigkeit und Erfolg dem neuern Gewerbe zugewandt. Für Baumwollenwebereien gibt es eine Menge Bleichen, die größten um Mitweida. Die englischen Spinnmaschinen, deren man bereits 18,000 zählt, und die sich noch immer vermehren, haben die Handspinnerei sehr vermindert, und man hat es bereits so weit gebracht, daß man aus 16 Loth Baumwolle einen Faden von mehr als 45,000 Fuß Länge spinnt. Spinnmühlen gibt es über 20 um Chemnitz, die schönste in Geier. In und um Chemnitz allein sind gegen 10,000 Menschen mit Baumwollenarbeiten, und um Plauen im Vogtlande 12—15,000 mit Mousselinweberei und gegen 10,000 Menschen mit Petinetnähen beschäftigt. Der Betrag der sächsischen Baumwollenfabrication möchte leicht ¼ der gesammten Baumwollenwaaren-Erzeugung in Deutschland ausmachen. Auch sind unter dieser Classe der Fabrikzweige die Manufacturen von Holzwaaren und hölzernen Spielsachen (im Ober-Erzgebirge), von musikalischen Instrumenten (zu Adorf, Neukirch und Leipzig), von Meublesgestellen (um Tharant, in Olbernhau, Leipzig, Herrnhut), die zusammen den Werth von mehr als 200,000 Thaler betragen, wovon das Ausland über ⅔ bezahlt, die Strohhutflechterei um Dresden, die man zu einem gleichen Werthbetrage anschlägt, und die Tabaksfabriken (besonders in Leipzig) zu erwähnen. — Unter den Zweigen der Gewerbsamkeit, die Erzeugnisse des Thierreichs verarbeiten, steht die Tuchmanufactur oben an, und wenn sie gegen frühere Zeiten, wo sie für mehr als 516,000 Thaler inländische und für ungefähr 48,000 Thaler ausländische Wolle brauchte, an Absatz verloren haben sollte, so möchte sie doch an Güte ihrer Erzeugnisse, besonders seit der Continentalsperre gewonnen haben. Öderan, Oschatz, Großenhain, Crimmitschau, Roßwein, Bautzen, Zittau, Bernstadt, Camenz liefern die meisten und besten Tücher, und das Land überhaupt jährlich 60,000 Stück vortrefflicher Mitteltücher, und selbst feine bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. In manchen Zweigen der Wollenmanufactur, die der sächsischen Industrie noch neu sind, hat sie in kurzer Zeit große Fortschritte gemacht, wie in der Casimirfabrication, vorzüglich aber in der Manufactur des Merino, der englische Fabricate weit übertrifft. Man schätzt die Gesammtzahl der Wollenfabricanten auf 25,000 Menschen, die Spinner mit gerechnet. Diese haben es zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß sie aus 1 Pfund Wolle über 10,000 Ellen Garn spinnen. Es gibt auch schon einige Spinnmühlen. — Zu den bedeutendsten Zweigen der metallischen Fabrication gehören die Eisenfabriken im Erzgebirge, wo es die meisten und wichtigsten Eisenhämmer gibt. Für das Silberausschmelzen gibt es zwar eine Schmelzhütte zu Freiberg, wohin das Silber aus allen Bergwerksbezirken gebracht werden muß. Dabei ist das Amalgamirwerk, das größte von allen für kalte Amalgamation. Aus dem Silber wird jährlich gegen 1,000,000 Thaler an Gelde gemünzt. Von der größ-

ten Wichtigkeit sind vier Blaufarbenwerke, die aus dem sächsischen Kobald (seit dem 17ten Jahrh.) eine blaue Farbe bereiten. Außerdem sind noch vorzüglich zu erwähnen: die Kupfersaigerhütte im Erzgebirge, die auch viel böhmisches Kupfer verarbeitet, nebst großen Kupferhammerwerken, die auch das sächsische Kupfergeld prägen; das große Messingwerk im Vogtlande, dessen Hauptsitz zu Rodewisch ist, das wichtigste in Deutschland; die Zinnschmelzhütten und der für ansehnlichen Absatz ins Ausland arbeitende Zinnfolienhammer zu Olbernhau; zwei Arsenikwerke im Erzgebirge; ansehnliche Schwefel- und Vitriolwerke, besonders zu Beierfeld und bei Geier im Erzgebirge. Unter den Gewerbanstalten, welche Mineralerzeugnisse bearbeiten, sind besonders auszuzeichnen: die Blechlöffelfabrik in der Gegend von Schwarzenberg im Erzgebirge, deren Ertrag über 100,000 Thaler steigt, die Bereitung von allerlei schwarzen und verzinnten Blechwaaren in derselben Gegend, die Nagelschmiederei; eiserne Galanteriewaaren zu Hainichen, deren Absatz besonders in die Levante geht, die Porzellanfabrik, die hinsichtlich der Weiße und Haltbarkeit der Masse ihrer Fabricate die erste von allen ist, die Serpentindrechselei (zu Zöblitz), die einzige, die den Serpentin im Großen verarbeitet.

Die wichtigste Beförderung des sächsischen Handels war die Entdeckung der Silberbergwerke (1167) und die Stiftung (1176) der Messen zu Leipzig, das schon in der letzten Hälfte des 14ten Jahrh. über Augsburg und Nürnberg Theil am levantischen Handel nahm. Sachsen treibt noch jetzt, trotz aller Beschränkungen von außen, nach Verhältniß seiner Größe den wichtigsten Handel unter allen deutschen Staaten, die Hansestädte ausgenommen. Der Mittelpunct des Transito-, Speditions-, Commissions-, Wechsels- und Buchhandels ist Leipzig. Den Baumwollenhandel theilt es mit Chemnitz, Plauen und Zittau, den Colonialwaarenhandel, besonders seit der freien Elbschifffahrt, mit Dresden. Der Transitohandel, für Sachsen von der größten Wichtigkeit, ist durch die Theilung des Landes und die den freien Waarengang hemmenden Zollgesetze des von drei Seiten angrenzenden Nachbarlandes zum Theil vermindert und zum Theil auf andere Wege gelenkt worden. Schon seit der Einführung des neuen preußischen Zollsystems ist der Transitohandel in Dresden bedeutend geworden, und hat sich noch mehr, so wie überhaupt der Speditionshandel, durch die freie Elbschifffahrt gehoben, die für alle sächsischen Elbstädte und den sächsischen Handel im Allgemeinen günstige Ergebnisse erwarten läßt, wie denn bereits die Stiftung einer elb-westindischen Handelsgesellschaft seit 1823 als eine Folge derselben genannt werden muß. Wichtigen Zwischenhandel treiben, außer Leipzig und Dresden, auch Zittau, Chemnitz und Herrnhut. Viele und durchaus die bedeutendsten Fabriken setzen ihre Waaren häufig von Hause aus in das Ausland ab, oder verkaufen sie auf den Messen zu Frankfurt und Braunschweig. Der Betrag des sächsischen Handels wird sich immer, schon weil der Begriff des Handels unbestimmt ist, nur höchst unsicher und schwankend angeben lassen, und die darüber angenommenen Angaben können blos für annähernd gelten. So schätzt man den inländischen Handel auf 10,000,000, wovon gegen 8,000,000 durch die Hände der leipziger Kaufleute gehen; den gesammten leipziger Waarenhandel in den Messen auf 18,000,000, den Buchhandel auf 2,000,000 und Sachsens reinen Gewinn von dem gesammten Handel auf $1\frac{1}{2}$ Millionen und von dem Buchhandel auf 60,000 Thaler.

2) Verfassung und Verwaltung. Das Land ist politisch noch immer, wie in frühern Zeiten, in vereinigte und nicht vereinigte Lande eingetheilt. Die erstern haben eine im Ganzen gemeinschaftliche Verfassung und Verwaltung, und zerfallen a) in unmittelbare, wozu die vier oben bereits genannten Kreise gehören, die in Ämter getheilt sind, und auch die alten Erblande heißen; b) in mittelbare, wozu die Stifter Meißen und Wurzen und die Standesherren, die Grafen von Solms als Besitzer der Herrschaft Wildenfels und die fünf Receßherrschaften der Fürsten, Grafen und Herren zu Schönburg (s. d. Art.) gerechnet werden. Zu den nicht vereinigten Landen gehört jetzt nur noch der überrest des Markgrafthums Oberlausitz, der aus den Vierstädten (früher, ehe Görlitz und Lauban abgerissen waren, hießen sie Sechsstädte) Bautzen, Zittau, Camenz, Löbau und dem Landkreis, nebst den Besitzungen des Stiftes zu Bautzen, der Nonnenklöster Marienstern und Marienthal, und den Standherrschaften Königsbrück und Reibersdorf besteht. Diese Provinz hat ihre eigene alte Verfassung und Verwaltung. — Sachsen ist eine durch die Verhältnisse des Landesherrn zum deutschen Bunde und zu der auf Verträge und Landtagsabschiede gegründeten landschaftlichen Verfassung beschränkte Monarchie. Die Thronfolge ist im Mannsstamm der Albertinischen Linie nach dem seit 1499 eingeführten Erstgeburtsrecht erblich, und der Thronerbe nach vollendetem 18ten Jahre mündig. Die Vormundschaft über den Unmündigen und die Regentschaft steht dem nächsten Seitenverwandten zu. Im Erlöschungsfall der regierenden Linie würden die Erblande an die ältere oder Ernestinische Linie fallen, hinsichtlich der Lausitz aber nach den Bestimmungen des prager Friedens (1635) andere Verhältnisse eintreten. Das Wappen besteht aus fünf schwarzen Balken im goldenen Felde mit der in Rautenform verzierten, schräg darüber gebogenen Herzogskrone. Der König hat ungetheilt die vollziehende Gewalt, das Ernennungsrecht zu allen Stellen, das Recht der Begnadigung, alle Militärgewalt und die Oberhoheit in den Standesherrschaften. Die Stände nehmen an der Staatsregierung Antheil theils durch Bewilligung der Steuern, theils durch eine berathende Stimme bei wichtigen allgemeinen Landesangelegenheiten, besonders bei der Gesetzgebung, bei dem Religions- und Schulwesen, bei Polizei-, Gewerbs- und Handelssachen. Die ständische Verfassung ist fast ganz die alte, aus frühern Jahrhunderten übergegangene. Das Markgrafthum Oberlausitz hat zwar seine eigene ständische Verfassung, doch nehmen die Stände desselben seit der Landestheilung auch an den allgemeinen Landtagen Theil.

Die Stände der Erblande bilden: a) die Prälaten, Grafen und Herren, wozu die Abgeordneten des Stiftes Meißen, der Herrschaft Solms, der schönburgischen Herrschaften, und der Universität zu Leipzig gehören; b) der Ritterschaft, d. i. die Besitzer von Rittergütern; nur die alt-adeligen Besitzer der schriftsässigen, d. i. der höchsten Regierungsbehörde unmittelbar unterworfenen Güter aber, die zugleich acht Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite beweisen können (wirkliche Geheimräthe und Obersten, die im Felde befehligt haben, sind von der Ahnenprobe allein frei), haben in eigenem Namen Sitz und Stimme, die bürgerlichen Besitzer solcher Güter hingegen, so wie die neu-adeligen Eigenthümer der Rittergüter erscheinen nach einer Verordnung von 1820 durch 40 gewählte Abgeordnete; c) die Städte, d. h. die Abgeordneten der Stadträthe derjenigen 81 erbländischen Städte, die Sitz und Stimme auf den Landtagen haben,

wozu neuerlich auch die vier oberlausitzischen Städte, Bautzen, Zittau, Camenz und Löbau, gekommen sind. Die Ritterschaft theilt sich in drei besonders berathschlagende Vereine: den engen und weiten Ausschuß und die allgemeine Ritterschaft. Im engen Ausschusse hatten bei dem Landtage von 1820 — 21 auch die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf, der (catholische) Dechant des Stiftes zu Bautzen und die Abgeordneten des Stiftes zu Wurzen und außerdem 26 alt-adelige Mitglieder der mit schriftsässigen Rittergütern angesessenen Ritterschaft, überhaupt 30 Stimmführer Sitz. Im weiten Ausschusse waren bei jenem Landtage 45, und in der allgemeinen Ritterschaft a) vom meißnischen Kreise 22 (worunter vier bürgerliche Rittergutsbesitzer), b) vom erzgebirgischen 9 (darunter 1 Bürgerlicher), c) vom leipziger 13 (mit 4 Bürgerlichen), d) vom vogtländischen 2, e) von der Oberlausitz 19 mit 3 Bürgerlichen. Aus diesen Angaben sehen wir auch, daß im leipziger Kreise verhältnißmäßig mehr Rittergüter im Besitze von Bürgerlichen sind, als in den andern Landestheilen. Auch die Städte bilden drei Vereine: einen engen Ausschuß (Leipzig — das hier, so wie unter den Städten überhaupt den Vorsitz hat — Dresden, Bautzen, Zwickau, Freiberg, Zittau, Chemnitz, Plauen), einen weiten Ausschuß (Annaberg — mit dem Rechte des Vorsitzes — Meißen, Großenhain, Schneeberg, Marienberg, Camenz, Löbau, Wurzen, Pirna, Ölsnitz, Borna, Adorf) und die allgemeinen Städte, die nach den vier Kreisen an vier Tischen sitzen, überhaupt 65, davon aus den meißnischen Kreise 16, worunter Oschatz den Vorsitz hat, aus dem erzgebirgischen 32, darunter Stollberg als vorsitzende Stadt, aus dem leipziger 14, worunter Grimma den Vorsitz führt, aus dem vogtländischen 3, wovon Marktneukirchen den Rang hat. Die Zahl der Mitglieder des Landtages beträgt 225 bis 230, doch kann man, da die Städte und die Universität mehrere Abgeordnete senden, die Zahl der nach und nach erscheinenden Mitglieder wohl auf 350 setzen. Das Directorium der zweiten und dritten Classe der Stände, und insbesondere des engen Ausschusses der Ritterschaft hat der Erbmarschall, oder dessen Stellvertreter, der Erbmarschallamtsverweser. Die Erbmarschallamtswürde besaß ehedem mehrere hundert Jahre hindurch die gräfliche Familie Löser, seit sie aber dieselbe zu Anfange dieses Jahrhunderts abgegeben hat, wird sein Stellvertreter (der Landtagspräsident) vom Könige ernannt. Das Verhältniß der Ausschüsse in der zweiten und dritten Classe der Stände wird dadurch bestimmt, daß die engen Ausschüsse die wichtigern, die weiten aber die minder wichtigen Angelegenheiten behandeln, die allgemeine Ritterschaft und die allgemeinen Städte haben jedoch das Recht, den Beschlüssen der Ausschüsse zu widersprechen. Die Landtagsordnung von 1728 *) ist im Ganzen noch gültig, außer daß zur Ritterschaft, wie oben erwähnt, auch gewählte neu-adelige und bürgerliche Abgeordnete gekommen sind, da von 800 landtagsfähigen Rittergütern sich schon gegen ⅓ in bürgerlichen Händen befindet, daß ferner die lausitzischen Ritter und Vierstädte Theil am allgemeinen Landtage nehmen, und einige früher nicht landtagsfähige Städte des leipziger Kreises neuerlich Sitz und Stimme erlangt haben. Der von den Ständen 1821 gemachte Antrag, die Landtagsordnung durch königliche und ständische Abgeordnete neu be-

*) Herausgegeben von Hausmann, Leipzig 1799, und Blümner, Leipzig 1821.

arbeiten zu lassen, wurde abgeschlagen. Nur die Eröffnung und der Schluß des Landtages sind feierliche Handlungen, die beide vor dem Könige statt finden. Bei jener wird die königliche Landtagsproposition den Ständen vorgelesen. Über diese berathen die ständischen Collegien mit ihren Unterabtheilungen, worauf dann die Präliminarschrift, die Beschwerden und Anträge der Stände enthaltend, von dem städtischen Directorium (den Abgeordneten der Stadt Leipzig) ausgearbeitet, und durch eine Deputation der Ritterschaft und Städte überreicht wird. Die während der Sitzungen an die Stände von Seiten der Regierung zu machenden Eröffnungen geschehen durch Decrete, welche an den engen ritterschaftlichen Ausschuß gelangen, und von diesem den übrigen Collegien mitgetheilt werden. Finden bei der Verhandlung zwischen der Regierung und den Ständen keine Schwierigkeiten statt, so erfolgt die Hauptbewilligungsschrift (der Steuern und Abgaben), welche der Erbmarschall selbst mit einer Deputation aus drei Classen der Stände überreicht. Endlich wird durch den Landtagsabschied der Landtag geschlossen, wobei der König jedesmal durch eigens ausgestellte Versicherungen (Reverse) den Ständen sich verpflichtet, ohne deren Rath und Bewilligung in der Steuerverfassung keine Veränderung zu gestatten. Manche Untersuchungen und Arbeiten werden während der Sitzungen einzelnen ständischen Commissionen oder Deputationen aufgetragen. Die Landtagsacten wurden früher geschrieben, seit 1820 aber werden sie, jedoch blos für die Mitglieder der Ständeversammlung, durch Steindruck vervielfältigt; die schon 1818 von einigen ständischen Collegien in Antrag gebrachte, aber vom engen Ausschusse der Ritterschaft „bedenklich" gefundene Veröffentlichung der wichtigsten Landtagsschriften durch den Druck ist nicht genehmigt worden. Die Landtage wurden bis in die neueste Zeit alle sechs Jahre gehalten, und auf diesen Zeitraum von den Ständen jedesmal die Steuern bewilligt, neuerlich aber haben nur dreijährige Bewilligungen statt gefunden, wodurch die Versammlung der Stände von drei zu drei Jahren nöthig wurde. Die Stände erhalten eine bestimmte tägliche Auslösung aus der Steuercasse. Der Sitz der Ständeversammlung ist seit dem 17ten Jahrh. Dresden. Die ehemaligen Ausschußtage haben aufgehört. — Die Stände der Oberlausitz, die bis in die neuesten Zeiten die Angelegenheiten ihrer Landschaft in besondern Versammlungen, die zu Bautzen gehalten wurden, beriethen, theilen sich in den Stand vom Lande und den Städtestand. Zu jenem gehören die Standesherren, die Prälaten (das Domcapitel zu Bautzen) und die durch protestantische adelige Klostervogte vertretenen Nonnenklöster Marienstern und Marienthal) und die Ritterschaft, welche wie in den Erblanden in drei Unterabtheilungen zerfällt; zu dem Städtestand die noch übrigen vier Sechsstädte. (Vergl. d. Art. Lausitz.)

Die zum Hofstaate gehörigen Hofämter sind: 1) das Oberhofmarschallamt, die erste Hofbehörde, für welche alle eigentlichen Hofangelegenheiten gehören, steht unter dem ersten Hofmarschall, dem Oberküchenmeister, dem Oberschenken und dem Hof- und Reisemarschall, und es sind ihm die Cammerjunker, Hofärzte u. s. w. untergeben; 2) die Obercämmerei besteht aus dem Obercammerherrn, dem die Ceremonienmeister, die Cammerherren, die königliche (öffentliche) Bibliothek und einige andere Sammlungen untergeben sind, und aus dem Cammerdepartement, zu welchem die königlichen Beichtväter, die Geistlichen der catholischen Hofkirche, die Leibärzte, Hofapotheke, die Cammerbedienung, königliche Schatulle rc. gehören; 3) das Haus-

marschallamt; 4) das Oberstallamt; das Oberhofjägermeisteramt. — Das Hoftheater (deutsches Schauspiel und italienische Oper) und die musikalische Capelle stehen unter einer besondern Direction. Die Königin und jedes Mitglied der königlichen Familie haben einen eigenen größern oder kleinern Hofstaat. Die Hofordnung besteht aus fünf Classen vom Oberhofmarschall bis herab auf den Titularrath, und wird strenge beobachtet. Die Ritterorden sind: 1) der 1736 gestiftete und 1768 erneuerte Heinrichsorden für Kriegerverdienst, mit drei Rangclassen; 2) der 1807 bei Napoleons erster Anwesenheit in Dresden gestiftete Orden der Rautenkrone, dessen erster Ritter er wurde, ein Hausorden für Fürsten und vornehme Staatsbeamte; 3) der Civilorden für Verdienst und Treue, 1815, nach des Königs Rückkehr, gestiftet, mit drei Ritterclassen und der Medaillenclasse. Der König ist Großmeister aller Orden.

In der Staatsverwaltung sind seit 1815 wichtigere Veränderungen eingetreten, als in der Verfassung; sie ist jedoch, wie diese, noch mancher andern zeitgemäßen Umbildung und Vereinfachung fähig; im Ganzen jedoch ist ihr Charakter rechtlich, ohne willkürliche Formen, vorsichtig, nur langsam und bedächtig vorwärts schreitend. Die höchsten Verwaltungsbehörden sind: 1) das geheime Cabinet, ursprünglich (1697) für die polnischen Angelegenheiten errichtet, vertritt die Stelle des Staatssecretariats anderer Länder, ihm kommt die Bearbeitung aller dem Landesherrn zur eigenen Entscheidung vorbehaltenen Angelegenheiten zu, und es bringt die eingereichten Bittschriften zum Vortrag. Den Vortrag haben drei Cabinetsminister, deren Stellen jedoch nicht immer alle besetzt sind, für die drei Departements a) der auswärtigen Angelegenheiten (bei welchem außer dem Minister seit 1822 ein Unterstaatssecretär angestellt ist); b) des Innern, wohin alle eigentlichen Regierungs- und Verfassungsangelegenheiten, über welche der Geheimerath nicht entscheidet, so wie die Berichterstattungen mehrerer Verwaltungsbehörden gehören, und c) der Militärangelegenheiten, dem alle unmittelbaren Verträge der Kriegsverwaltungscammer in Commandosachen zugewiesen sind, wogegen der andere Theil der Militärangelegenheiten in Land- und Wirthschaftssachen für den Minister des Innern gehört. 2) Der Geheimerath trat 1817 an die Stelle des ehemaligen geheimen Consiliums, es sind jedoch die drei Conferenzminister, die an der Spitze der aufgehobenen Behörde standen, als mit der obern Leitung der evangelisch geistlichen Angelegenheiten beauftragt, eine selbstständige Landesbehörde, die Kraft ihres Auftrages in des Landesherrn Namen an die, dem Kirchen- und Schulwesen vorstehenden Landesstellen Verfügungen erläßt, weshalb diese drei Staatsbeamten augsburgischer Confession sein und den Religionseid ablegen müssen. Der Geheimerath besteht verfassungsmäßig aus wenigstens drei besonders dazu verordneten wirklichen Geheimenräthen — jetzt die drei Conferenzminister — und außerdem aus den Präsidenten des Finanzcollegiums, der Kriegsverwaltungscammer und dem Kanzler der Landesregierung, wozu in Fällen, die das Steuerwesen betreffen, der Obersteuerdirector gezogen wird, und diese höchste Behörde ist zunächst zur Berathung des Königs in allen die Landesverfassung, die Gesetzgebung und allgemeine Verwaltung betreffenden Angelegenheiten bestimmt, und hat über die gesammte öffentliche Verwaltung die Oberaufsicht. 3) Das geheime Finanzcollegium, das ursprünglich aus der 1553 angeordneten Cammer entstand und 1782 seine neuere Einrichtung erhielt, hat

die Verwaltung des gesammten Finanzwesens, der Domänen und Regalien und der daraus fließenden Einkünfte, so wie auch der Bergwerke, mithin die Staatshauptbuchhaltung und die Oberaufsicht über alle landesherrlichen Cassen. Es besteht seit 1815 nur aus zwei Departements, wovon dem ersten die Verfassungsangelegenheiten der Behörde, die Hauptcasse, das Postwesen, der Straßen- und Wasserbau, die Salzregie und die indirecten Abgaben, dem zweiten aber die Domänen, Forsten, die Flößen, der Bergbau, die Münze und das Bauwesen zugewiesen sind. Dieser Behörde sind die Kreis- und Amtshauptleute (obgleich eigentlich Polizeibeamten), die höhern Forstbeamten, die Bergämter, die Oberpostämter (Leipzig und Bautzen), die obern Accisebeamten untergeben. Sie hat die Gerichtsbarkeit über die mit der Accise-, Zoll- und Geleitsregie beauftragten Personen, so wie über alle ihre untergeordneten Beamten in Sachen, welche ihr Dienstverhältniß angehen, und bildet die höchste Appellationsinstanz für das Bergwesen. 4) Die Kriegsverwaltungscammer trat an die Stelle des ehemaligen Kriegscollegiums und leitet alle militärischen Angelegenheiten, mit Ausnahme der Commandosachen und der dem Generalkriegsgerichts-Collegiums untergeordneten Militärjustiz; die Militärangelegenheiten der Lausitz aber gehören vor den Geheimenrath. 5) Die Landesregierung besteht aus drei Geschäftsabtheilungen, welche Lehns- und Regierungssachen, Civil- und Vormundschaftssachen, Polizei- und Criminalsachen entscheiden und auch die Entwerfung und Bekanntmachung neuer Gesetze und die Erörterung von Hoheits- und Grenzstreitigkeiten zu besorgen hat. Die Mitglieder derselben zerfallen in adelige und gelehrte Räthe. 6) Das Appellationsgericht — schon 1559 gestiftet, aber erst seit 1734 selbstständige Behörde — besteht gleichfalls aus adeligen und gelehrten Räthen, und ist der höchste Gerichtshof für das gesammte Land mit Inbegriff der Besitzungen der Standesherren. Ausschließend sind ihm vorbehalten: die gegen Mitglieder des königlichen Hauses erhobenen Klagansprüche, die gegen den königlichen Fiscus, oder das Steuer-Ärarium, so wie gegen die Armenhaushauptcasse und die Ausgleichungscasse anzubringenden Rechtssachen; die zur rechtlichen Ausführung gelangenden Lehnsstreitigkeiten, und endlich Klagansprüche gegen die Fürsten, Grafen und Herren zu Schönburg. 7) Das Obersteuercollegium empfängt und berechnet alle von den Ständen bewilligten ordentlichen und außerordentlichen Steuern, und die Mitglieder desselben werden zum Theil vom König, zum Theil von den Ständen ernannt. Unter ihm steht auch die Steuercreditcasse, die aus vier Deputirten von der Ritterschaft und eben so vielen Abgeordneten der Städte Dresden, Leipzig, Zwickau und Plauen besteht. 8) Der Kirchenrath und das Oberconsistorium, seit 1706 eine vereinigte Behörde, die in der ersten Eigenschaft als die höchste geistliche Landesstelle das gesammte Kirchen- und Schulwesen leitet, und im Namen des Landesherrn verfügt, als Consistorium aber nur Verordnungen erläßt. Unter ihm stehen die 25 Superintendenten und geistlichen Inspectoren des Landes, so wie die Büchercommission in Leipzig, die über die Beobachtung der hinsichtlich der literarischen Polizei und des Buchhandels bestehenden Verordnungen zu wachen hat. — Überdies gibt es noch mehrere Deputationen und Commissionen, die theils nur einstweilig, theils dauernd sind. Zu den letztern gehören: a) die Oberrechnungsdeputation, aus Mitgliedern verschiedener höchsten Behörden und einem Steuerbeamten unter dem Vorsitze eines Conferenz-

ministers bestehend, für die Durchsicht und Untersuchung der Rechnungen aller Staatscassen, bis auf die königliche Schatulle, und für die Aufsicht über die der Bestimmung gemäße Verwendung aller Casseneinnahmen; b) die Landes-Ökonomie-Manufactur- und Commerzien-Deputation, gleichfalls aus Mitgliedern verschiedener Landesbehörden zusammengesetzt, führt die Aufsicht über die Landes-Industrie überhaupt; c) die Commission zur Besorgung der allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten, zu deren Mitgliedern auch ein ständischer Abgeordneter gehört, und unter welcher, außer den beiden Zuchthäusern zu Zwickau und Waldheim, das Landarbeitshaus zu Colditz und die Heilanstalt für Seelenkranke auf dem Sonnenstein (s. d. Art.) stehen; d) die Brandversicherungscommission für die Verwaltung und Vertheilung der Beiträge zu der allgemeinen Brandversicherungsanstalt; e) die Commission zur Veredlung der Schäfereien. Zu den blos zeitlichen Behörden dieser Art sind zu rechnen: die 1807 ernannte Landescommission zur Besorgung aller auf die Folgen des Kriegs sich beziehenden Angelegenheiten; die Cammercreditcassen-Commission, 1765 zur Abtragung der Cammer- und Acciseschulden errichtet; die 1772 zur Ausfertigung, Auswechselung und Untersuchung des zu jener Zeit geschaffenen Papiergeldes angeordnete Cassenbillets-Commission. — Die früher, seit 1791, bestandene Gesetzcommission, die sich vorzüglich mit einer neuen Prozeßordnung beschäftigte, ist aufgehoben. Die ehedem einzeln bekannt gemachten Landesgesetze werden seit 1818 unter der Leitung einer eigenen Redaction in der Gesetzsammlung zur öffentlichen Kunde gebracht.

Die obersten Justizbehörden sind: die Landesregierung und das 1483 gestiftete Oberhofgericht zu Leipzig, welches, aus einem Oberhofrichter und einer adeligen und gelehrten Bank bestehend, jährlich vier Hauptsitzungen hält, wo Urtheile bekannt gemacht werden, von welchen aber Berufung an die Landesregierung statt findet. Die Oberamtsregierung ist der höchste Gerichtshof für die Lausitz. Es gibt auch mehrere Urtheil sprechende Behörden, oder Spruchcollegien. Der schon im 13ten Jahrh. bestandene, aber erst seit 1572 zur Landesbehörde erhobene Schöppenstuhl zu Leipzig spricht in allen, bei den Justizbeamten der vier Kreise anhängigen peinlichen Fällen das erste Urtheil, da verfassungsmäßig der untersuchende Richter nicht Urtheile fällen kann. Die Juristenfacultät zu Leipzig, die, unabhängig von der Universität, ein Spruchcollegium in erster und zweiter Instanz bildet, und aus fünf Professoren der Rechte und sieben Beisitzern, mit Einschluß eines vom König ernannten, besteht, erhält Civilsachen zur Entscheidung. Die Oberamtsregierung zu Bautzen ist zugleich Spruchcollegium für die Oberlausitz. Der 1255 gestiftete und 1665 neu eingerichtete Bergschöppenstuhl zu Freiberg entscheidet in allen, das Bergwesen betreffenden Fällen. Das Handelsgericht in Leipzig, aus zwei Rechtsgelehrten und zwei Kaufleuten bestehend, spricht in Handelssachen. Die Rechtspflege in erster Instanz wird theils durch die königlichen Justizämter, deren es in den vier Kreisen 41 gibt, theils durch die Stadträthe, theils durch die gutsherrlichen Gerichte der Rittergüter, die geistliche Gerichtsbarkeit aber von den Consistorien zu Dresden und Leipzig verwaltet. Neuerlich ist auch ein Consistorium für catholische Unterthanen unter dem Vorsitze des apostolischen Vicars zu Dresden angeordnet worden.

Die oberste Leitung des Polizeiwesens steht der Landesregierung zu, welche Polizeigesetze bekannt macht, und über Polizei-

streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. In den vier Kreisen besorgen die Polizeiangelegenheiten vier Kreishauptleute, und die ihnen untergebenen Amtshauptleute, deren es überhaupt 13 gibt. Sie haben außer der Aufsicht über die Polizei, jedoch ohne eigentliche Executivgewalt, auch auf den Zustand der Gewerbe und der Betriebsamkeit zu sehen. Die jährlichen Berichte der Unterbehörden über Nahrungsstand, Gewerbe und Feldbau werden an sie abgegeben und von ihnen an die betreffenden Oberbehörden eingesendet. Die Gendarmerie ist ihnen, als Hülfsmittel zur Führung besonderer Aufsicht, untergeben. Die Ortspolizei besorgen die Justizämter und Stadträthe in ihren Amtssprengeln und die Dorfrichter. Die Städte Dresden und Leipzig haben eigene Polizeibehörden. In der Oberlausitz leitet der Oberamtshauptmann die Polizei. — Die oberste Leitung der medicinischen Polizei hat das Sanitätscollegium zu Dresden in Verbindung mit dem Decan der medicinischen Facultät zu Leipzig. Von dieser Behörde werden die Ärzte, Wundärzte, Hebammen und Apotheker geprüft. Jedes Amt hat seinen besoldeten Arzt, der außer der Aufsicht über die Gesundheitspflege auch die Heilung der Armen unentgeldlich übernehmen muß. — Für Krankenhäuser und Irrenanstalten ist trefflich gesorgt. Die Armenpflege wird durch Waisenhäuser, Arbeitshäuser, Armenstiftungen (deren es besonders in der Oberlausitz sehr reiche gibt) unterstützt. Die Zucht- und Arbeitshäuser sind zum Theil musterhaft eingerichtet, da man nicht blos auf die sichere Bewahrung der Sträflinge bedacht ist, sondern sie auch zum Selbsterwerb und zur Besserung anhält. Die Feuerpolizei ist besonders in Dresden und Leipzig vorzüglich. Zu der 1787 gestifteten Immobiliar-Brandversicherung sind alle Hausbesitzer in den vier Kreisen verpflichtet. In Leipzig besteht eine auf Actien unternommene Brandversicherung. Die Mobiliar-Brandcasse ist eingegangen. — Unter den besondern Zweigen der öffentlichen Verwaltung sind noch folgende zu berühren. Das Postwesen gelangte in Sachsen früh zu bedeutender Ausbildung, ward aber auch schon 1681 ausschließendes Regale; 1715 entstand die jetzige Postordnung und 1722 setzte man nach Zürners Vermessungen die ersten Postsäulen, die jedoch an den neuen Kunststraßen durch andere Säulen von Viertelmeile zu Viertelmeile ersetzt werden. Die Verwaltung des Postwesens steht unter Oberaufsicht des Finanzcollegiums. Es gibt 42 Postämter und 35 Posterpeditionen, überhaupt an 77 Örtern Postanstalten, nach Verhältniß mehr als in irgend einem Lande, wie denn auch Sachsen durch seine zahlreichen Poststationen sich auszeichnet, deren es mehr als an 90 Örtern gibt. Die Postwagen sind, auch nur mit ähnlichen Anstalten Süddeutschlands verglichen, nicht bequem, und die Poststraßen im Ganzen, wenn auch besser als z. B. in Böhmen, doch nicht gut, wiewohl unter der Regierung des jetzigen Königs in dieser Hinsicht mehr als je zuvor geschehen ist, da von beinahe 100 Meilen Kunststraßen, die es im Lande gibt, vor seiner Regierung nicht eine vorhanden war. Dazu trug besonders die vom geheimen Finanzcollegium abhangende Straßenbaucommission bei. — Das Forstwesen hat in neuern Zeiten eine verbesserte Einrichtung erhalten. Das Land (auch hierin mit Ausnahme der Lausitz) ist seit 1817 in fünf Abtheilungen, nämlich vier Forstkreise und die Oberforstmeisterei im Vogtland, getheilt. Diese Abtheilungen zerfallen in Bezirke und Reviere, welchen Forstmeister und Förster vorgesetzt sind. — Die Verwaltung der Bergwerke ist musterhaft und hat viel eigenes. Der Bergbau auf

ganze und halbe Metalle ist zwar Staatseigenthum, schon in frühern Zeiten aber ließen die Landesherren auch Privatpersonen Antheil daran nehmen, und erklärten den Bergbau für frei, nur mit Vorbehalt gewisser Rechte und Abgaben. Die Rechte des Staats bestehen: in dem durch Belehnung ausgeübten Obereigenthum, in der Oberaufsicht über den Bergbau durch öffentliche Beamte, in der Gerichtsbarkeit über die Bergleute, im Vorkaufsrecht der Metalle, nach welchem alles Silber aus den Privatgruben für einen bestimmten Preis dem Staate überlassen werden muß, die Abgaben aber in dem Zehnten, Wagegeld rc. Nur die Porzellanerde und der schneckensteiner Topasfels sind der ausschließenden Benutzung des Staats vorbehalten. Der König hat, außer einzelnen Antheilen an manchen Zechen, nur eine einzige Erzgrube als alleiniges Eigenthum; desto wichtiger aber sind die Hüttenwerke, die Silberhütten und das Amalgamirwerk, das Blaufarbenwerk, die Saigerhütte, das Alaunwerk. Die königlichen Steinkohlenwerke im plauenschen Grunde sind beträchtlich, doch jetzt, wegen kostbarer Anlagen, noch ohne reinen Gewinn. Jeder kann auf eigenem, wie auf fremdem Boden Metalle suchen und erhält dazu einen bergamtlichen Erlaubnißschein. Bei glücklichem Erfolg empfängt er die Belehnung. Die Zechen sind entweder Eigenlöhner oder Gewerkzechen. Jene sind in 1, 2, 3 bis 8 Theile (Schichten) getheilt, deren Besitzer Gesellen heißen. Diese aber, die später entstanden, bestehen aus 128 Antheilen oder Actien (Kuxen), deren Besitzer die Baukosten gemeinschaftlich tragen. Die Gesellschaft der Kuxenbesitzer hat einen Bevollmächtigten, der die Grube unter Oberaufsicht des Bergamtes verwaltet und den Eigenthümern vierteljährig Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegt. Gibt die Grube mehr, als die Kosten zur Fortsetzung des Baues erfordern, so wird den Inhabern der Kuxen der frühere Kostenvorschuß (Zubuße) nach und nach erstattet, und ist der gesammte Vorschuß zurückbezahlt, so erhalten die Kuxenbesitzer Ausbeute. Die Bergleute bilden einen besondern Stamm, haben manche Vorrechte und Befreiungen und eine Uniform. Über alle Bergwerke und Hütten eines Bezirks ist ein Bergamt gesetzt, nach dessen Gutachten und Vorschrift alle Gruben gebaut werden müssen. Es gibt deren sieben. Die Oberaufsicht führen das Oberbergamt und das Oberhüttenamt. Unter jenem stehen die Bergämter und die Bergakademie, und unter diesem alle Schmelzhütten und das Amalgamirwerk.

Das Finanzwesen zerfällt in das eigentliche Finanzwesen, wozu alle in die königliche Hauptcasse fließenden Einkünfte gehören, und in das Steuerwesen, welches die der Steuercasse gehörenden Einkünfte betrifft. Die Einkünfte des Staats fließen theils aus den Domänen und königlichen Cammergütern, theils aus den Regalien, wozu die Bergwerks-, Forst-, Floß-, Münz-, Post-, Salz- und Lehngefälle gehören, und man rechnet die Einkünfte dieser beiden Classen auf 1,200,000 Thalern, theils aus den Steuern. Zu den directen Steuern gehören: als Grundsteuer die Schocksteuer, als ursprüngliche Gewerbsteuer die Quatembersteuer, die jedoch später auch auf Grundstücke ausgedehnt wurde. Dazu sind weiter zu zählen: die Personensteuer, die Magazinmetze, seit 1751 von den Ackergrundstücken zur Unterhaltung der Magazine genommen, die neue Steuer von diesen Grundstücken zur Unterhaltung der Landstraßen, die Ritterpferdgelder, eine von Rittergütern für die ehedem persönlich zu leistenden Kriegsdienste erhobene Abgabe, die 40—50,000 Thaler be-

trägt; die Aversionalsummen der Standesherrschaften Wildenfels und Schönburg, und endlich der Steuerbeitrag der Oberlausitz, die ein eigenes Steuersystem hat, ungefähr $\frac{1}{10}$ zu gemeinschaftlichen außerordentlichen Geldleistungen. Unter den indirecten Steuern sind begriffen: die Landaccise von inländischen Waaren, die Grenz- oder Landaccise von ausländischen Waaren, die Consumtionsaccise in Städten, die Generalaccise auf Dörfern, der Mahlgroschen (von verbackenem Getreide) in den Städten, die Tranksteuer von ausländischen Weinen, Bieren, Branntweinen, und außerdem die Tranksteuer von inländischem Biere, die Fleischsteuer, der neuerlich erhöhte Stempelimpost. Man rechnet die gesammten Staatseinkünfte auf 6,000.000 Thaler. — Da Preußen nach der Theilung des Landes, kraft des Vertrags von 1819, einen Theil der Staatsschuld übernahm, so blieben dem Königreiche etwas über 18,000,000 Thaler. Zur Bezahlung der Zinsen und zum Tilgungsfonds wird jährlich über 1,000,000 Thaler bestimmt. Von 1823 an wurden alle mit 5 vom Hundert verzinseten Schulden nach der Wahl der Gläubiger entweder bezahlt, oder auf 4 vom Hundert herabgesetzt. Die Summe des in Umlauf gesetzten Papiergeldes beträgt 2,500,000 Thaler, es steht jedoch der Münze im Verkehr ganz gleich, und alle Zahlungen in öffentliche Cassen können zur Hälfte darin geleistet werden.

Das Kriegswesen hat seit der Wiedereinrichtung des Staats nach 1815 wichtige Veränderungen erfahren, und es ist der Bestand der Kriegsmacht so sehr vermindert worden, daß derselbe jetzt nur wenig mehr als das Contingent von 12,000 Mann beträgt, welches Sachsen für das Heer des deutschen Bundes in Friedenszeiten bereit halten muß. Die Verwaltung steht unmittelbar unter des Königs Leitung, theils durch den Minister des Innern, theils durch den Staatssecretär des Kriegsdepartements. Zur Unterhaltung des Heers verwilligen die Erblande jährlich 666,666 und zum Mehrerforderniß 207,000 Thaler als gewöhnlichen Beitrag und die Oberlausitz 26,997 Thaler und zum Mehrerforderniß 23,000, zusammen 923,663 Thaler. — Die auswärtigen Verhältnisse betreffend, so unterhielt der Staat (1823), außer dem Gesandten beim Bundestage, Gesandte zu Berlin, London, München, Paris, Petersburg, Wien, Geschäftsträger zu Cassel, Kopenhagen, Madrid, Stuttgart, Consuln in Bordeaux, Danzig, Hamburg, Malaga, Neapel. Zu den Gesandtschaftskosten geben die Stände 30,625 Thaler. — Sachsen bildet im deutschen Bunde den vierten Staat und hat vier Stimmen im Plenum. Das Contingent, das im Kriege auf 18,000 Mann erhöht wird, bildet mit den Contingenten der herzoglich sächsischen Häuser, der Häuser Anhalt, Kurhessen, Luxemburg, Nassau, Reuß, Schwarzburg das neunte Corps, über welches Sachsen den Oberbefehl hat.

Das Gesammthaus Sachsen in Meißen theilte sich im J. 1485 in zwei Linien: A. Die jüngere, die Albertinische, seit 1697 catholischer Religion, vom Herzog Albert dem Beherzten (st. 1500) gestiftet, hat ihren Sitz zu Dresden. Da der jetzt regierende König nur eine Tochter hat, so ist sein nächster Thronerbe sein Bruder Anton, geb. 1755, vermählt zum zweitenmale mit der Erzherzogin Maria Theresia von Österreich, Kaiser Leopolds II. Tochter. Er hat keine Kinder; folglich kommt die Thronfolge auf den jüngern Bruder Maximilian, geb. 1759, der mit seiner 1804 gestorbenen Gemahlin Caroline von Parma zwei Söhne (Friedrich August, vermählt 1819 mit Caroline, Erzherzogin von Österreich, und Johann, geb. 1801, vermählt 1822

mit Amalia, Tochter des Königs von Baiern) und vier Töchter erzeugt hat. B. Die ältere, Ernestinische Linie, evangelisch-lutherischer Religion, gestiftet von dem Kurfürsten Ernst (st. 1486), theilte sich durch die Söhne des Enkels desselben, des letzten Ernestinischen Kurfürsten, Johann Friedrich des Großmüthigen (st. 1554), in mehrere Äste, die durch die Herzoge Wilhelm und Ernst des Frommen, Söhne Johanns, des Enkels Johanns des Großmüthigen, zwei Hauptzweige: Sachsen-Weimar (seit 1815 großherzoglich) und Sachsen-Gotha bildeten. Letzterer theilte sich wieder durch die Söhne Ernst des Frommen in sieben Zweige, von denen noch vier blühen: S. Gotha, S. Meiningen, S. Hildburghausen und S. Koburg-Saalfeld (s. d. Art. Weimar, Gotha u. s. w.). Der Großherzog und die vier Herzoge von Sachsen haben in der Bundesversammlung den zwölften Platz und Eine Gesammtstimme; im Plenum hat jeder Eine Stimme. Sämmtliche Länder des sachsen-Ernestinischen Hauses haben einen Flächenraum von 177¼ QM. mit 550,800 Einw. Die Gesammtuniversität der Länder dieser Hauses ist Jena. — 1) Der Großherzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach, Carl August (geb. 1757), Senior der Ernestinischen Linien, hat zwei Söhne. Der Erbprinz, Carl Friedrich, ist mit Maria Paulowna, der Schwester des Kaisers Alexander, vermählt. 2) Der Herzog von S. Gotha und Altenburg, Friederich, geb. 1774 (catholisch), hat keine männliche Nachkommenschaft. 3) Der Herzog von S. Meiningen, Bernhard, geb. 1800, ist noch nicht vermählt und hat keine Brüder. 4) Der Herzog von S. Hildburghausen, Friedrich, geb. 1763, hat vier Söhne. 5) Der Herzog von S. Koburg-Saalfeld, Ernst, geb. 1784, hat zwei Söhne. Sein Bruder Ferdinand, österreichischer Generalmajor, nennt sich H. zu S. Kob. Saalf. Kohary, weil er mit der Erbin der Güter des Prinzen von Kohary in Ungarn vermählt ist. Sein jüngster Bruder, Leopold, war der Gemahl der Prinzessin Charlotte von England (s. d. Art.). Seine Schwester Victorie ist die Gemahlin des Herzogs von Kent, Bruders des Prinz Regenten von England.

Sachsenfrist, s. Frist.

Sachsenjahr ist nach sächsischem Recht (s. Sachsenrecht) der Zeitraum von einem gewöhnlichen Jahre, sechs Wochen und drei Tagen, und die ordentliche Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger andern Rechte, wofern nicht besondere Gesetze dieses oder jenes Landes einen längern oder kürzern Zeitraum zur Verjährung bestimmen (s. d. Art. Verjährung).

Sachsenspiegel ist eine Privatsammlung von Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten, welche im Mittelalter in Deutschland, besonders aber in Sachsen und den Landen des sächsischen Rechts, d. h. in Westfalen, Friesland, Hessen, Niedersachsen, Brandenburg, Pommern, der Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren, rechtliche Kraft hatten. Diese Sammlung veranstaltete ein sächsischer Edelmann, Epko von Repkau oder Eyke von Repgow, in den J. von 1215—1235 und sie besteht nicht blos aus ursprünglich deutschen Rechtsvorschriften, Urtelssprüchen der Schöppen und Gewohnheiten, sondern auch aus einigen Sätzen des römischen und canonischen Rechts, welches schon damals anfing, in Deutschland verbreitet zu werden. Der Sachsenspiegel war deshalb für das deutsche Recht von außerordentlichem Werth, da durch denselben der gänzlichen Verdrängung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen, welche nach

den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt geschah. Epko von Repkau theilte sein in der alten sächsischen Mundart geschriebenes Werk in zwei Abschnitte: Landrecht, d. h. bürgerliches und peinliches Recht (in drei Büchern) und Lehnrecht. Späterhin ward noch der Richtsteig des Landrechts und Lehnrechts hinzugefügt, welcher eine Prozeßordnung enthielt. Von Mangel eines wohlgeordneten Plans, einer gesunden Philosophie und historischer Kenntniß finden sich freilich in diesem Werke häufige Proben, desto zuverlässiger ist es in rechtlicher Rücksicht. Daher wurde der Sachsenspiegel, obgleich er nur eine Privatsammlung war, trotz der Hindernisse, welche der Papst seiner Ausbreitung in den Weg legte, doch bald als allgemeine Regel rechtlicher Entscheidungen, nicht allein in allen oben angeführten Ländern, sondern sogar in Polen, Dänemark und andern auswärtigen Staaten angenommen, und ist noch jetzt der Grundstein des sächsischen Rechts. Die öffentliche Einführung des römischen und canonischen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt nur wenige Vorschriften des Sachsenspiegels von praktischer Gültigkeit sind. Wir haben ihn in der deutschen Übersetzung, Basel 1474 und mehrmals; die beste Ausgabe ist von Gärtner, Lpz. 1732.

Sächsische Schweiz nennt man, wiewohl unpassend genug, seit einigen Jahrzehenden, besonders seitdem Götzinger diese Gegend durch seine Beschreibung und Zingg durch seine Kupferblätter bekannter gemacht hatten, den östlichen Theil des meißnischen Kreises, der das ganze Amt Hohnstein und einen Theil der Ämter Pirna und Stolpen umfaßt. Ein Sandsteingebirge senkt sich südlich von Stolpen und Hohnstein zur Elbe hinab, in mehrern Gegenden von tiefen Thälern durchschnitten, wo hohe und steile Felsen die Ufer der Bäche einschließen. Gegen Süden steigt das Gebirge höher an, zieht sich südwestlich bis in die Gegend von Gießhübel und erscheint jenseit der Gottleube, wo Gneis die herrschende Gebirgsart wird, nur in einzelnen Felsen. Südöstlich aber streicht der Hauptzug desselben durch den einspringenden Theil Böhmens bis zu den bei Waltersdorf, Johnsdorf und Oybin an der Grenze der Lausitz sich erhebenden Gebirgen. Der Theil dieses reizenden Gebirgslandes, der nördlich vom kleinen Flusse Wesenitz, westlich von der Gottleube, südlich und südöstlich von Böhmen und östlich von einer über Stolpen und Neustadt am Fuße des Falkenbergs laufenden Linie begrenzt und von der Elbe in schönen Windungen durchströmt wird, wird im weitesten Sinne die sächsische Schweiz, oder passender das meißnische Hochland genannt, ein Landstrich, der von Liebethal bis Hinterhermsdorf an der böhmischen Grenze beinahe 5 Meilen lang, vom Falkenberg bis zur Gottleube beinahe eben so breit ist und einen Flächenraum von 12 bis 15 QM. begreift. Sandsteinfelsen, die besonders bei Königstein, Rathen und Schandau in einem langen Zuge fortlaufen, mehrere bis gegen 1800 Fuß ansteigende Berge, wilde von Waldbächen durchströmte Schluchten wechseln mit fruchtbaren Landstrichen und heitern Thälern. Auch hier findet man jene, den Sandsteingebirgen (s. d. Art.) überall eigenen Felsenbildungen. Die Wände der Bergmassen und Thäler steigen steil empor, und haben bei der deutlich erkennbaren Schichtung eine um so größere Ähnlichkeit mit künstlichem Mauerwerk. Klüfte stürzen tief hinab; oft wölbt sich ein hohes Thor durch die Felsen; Höhlen öffnen sich an schroffen Wänden; überall an waldigen Felsenbergen, in eng umschlossenen Thälern, erscheinen pfeilerartige Klippen wie Überreste von Bauwerken, während auf sanft sich

erhebenden Bergen senkrechte Sandsteinfelsen emporsteigen, deren ebene Kuppen oft von beträchtlichem Umfange und häufig mit Nadelholz bewachsen sind. Die Ufer der Elbe sind in manchen Gegenden, wie bei Wehlen, Königstein, Schandau, nackte, senkrechte Felsenwände, jedoch nicht so hoch, als jene auf Bergen hervorragenden Felsen. An der Grenze des Landstrichs wird diese Kette von Bergreihen und Thälern von hohen Bergen eingeschlossen, unter welchen nördlich der Falkenberg, südöstlich der große Winterberg und jenseit der böhmischen Grenze der Rosenberg und der Schneeberg die ansehnlichsten sind. Auf einigen dieser Höhen überschauen wir ein Gebiet von 10 bis 20 Meilen. Das Bett der Elbe bildet das Hauptthal dieses Berglandes, zu welchem alle übrigen kleinern Thäler und Felsenschluchten sich hinabsenken. Der Anblick des Landes bestätigt die Vermuthung, daß der Landsee, dessen Boden einst Böhmen war, den Felsendamm an der böhmischen Grenze zwischen Tetschen und Hirniskretschen durchbrochen, und die ausgewaschenen einzeln emporragenden Felsenkegel stehen gelassen habe, während sich der Strom in der Richtung von Südost nach Nordwest sein Bett wühlte. Dem Zuge der Elbe folgen die kleineren Flüsse und Bäche, die Kirnitsch, die Sebnitz, die Polenz, die Wesenitz und die Biela. Wie westlich die Gottleube das Sandsteingebirge vom Gneis scheidet, so bildet eine, von Stolpen und Hohnstein südöstlich bis Hinterhermsdorf laufende Linie die Grenze, auf deren nördlicher Seite der Granit herrschend wird. — Das engere Thal der Elbe betritt man zuerst hinter der Stadt Pirna, wo zu beiden Seiten die hohen Sandsteinwände beginnen, doch immer noch im freundlichen Gewande. Über dem Dörfchen Vögelgesang ragt eine Felsenspitze hervor, die wegen ihrer Form den Namen der Königsnase führt. Von hier aus beginnen schon allmählig zu beiden Seiten die Sandsteinbrüche, welche der hiesigen Gegend einen Haupterwerbszweig abgeben. Auf der östlichen Seite trifft man bald auf das Städtchen Wehlen, das noch wenige Überbleibsel eines alten Schlosses aufzeigt. Ein östlich von hier in das Gebirge führender Grund, wohin ein angenehmer Weg von Lohmen führt, ist unter dem Namen des Ottowalder Grundes bekannt. In diesem Grunde ist eine Stelle merkwürdig, wo die Felsenwände von beiden Seiten sich so sehr nähern, daß nur noch für den Durchgang eines Menschen Raum ist. Zwischen diese Wände stürzten sich andere von der Höhe, und bilden nun ein Thor, das ungefähr 20 Schritte lang und unter dem Namen des Ottowalder Thores bekannt ist. Am Ende des Grundes führt eine in den Felsen gehauene Stiege nach dem Dorfe Ottowalde. In einer halben Stunde, von Wehlen aus, erreicht man das Dorf Rathen, und geht von hier aus, an den Ruinen des Schlosses Rathen vorüber, nach dem Kanapee und weiter hinauf nach der Felsenstirne der Bastei, die man gewöhnlich vom Ottowalder Grunde aus besucht. Von dieser ergötzt der Anblick einer der schönsten Gegenden Deutschlands; überall führen fürchterliche Felsensteige, doch durch Geländer immer geschützt, in die Abgründe und auf die Felszacken der Gegend. In dieser Umgebung stand im Mittelalter eine Burg, zu welcher der Zugang über eine Brücke, durch ein von zwei sich anlehnenden Felsen gebildetes Thor, gegangen sein soll. Ein Felsenweg führt einige hundert Fuß tief hinab in die Abgründe der Vogel- und Marderkelle, von welcher aus man in den romantischen Rathewalder Grund gelangt, wo sich der von hohen Felsenwänden eng zusammengepreßte Bach über das Amselloch herabstürzt und einen kleinen Wasserfall,

den Amselfall, bildet. Dieser Grund führt nach dem Dorfe Rathewalde. In der Nähe sind der Gamrichstein, der Feldstein, die große und kleine Gans rc. Oberhalb Rathen, an der Elbe, gleicht eine hervorragende Felsenecke dem Profil Ludwigs XVI., und heißt auch die Königsnase. Gegenüber im Walde jenseits der Elbe erheben sich der große und kleine Bärstein, an welchen der Jungfernsprung und der Diebskeller merkwürdig sind; auch lohnen sie durch ihre herrliche Aussicht. Nicht weit von ihnen hebt sich die Festung Königstein (s. d. Art.) auf steil aufstrebenden Sandfelsen empor. Zu ihren Füßen liegt das Städtchen Königstein; ihr gegenüber der Lilienstein, der eine Spitzsäule trägt, welche des Königs August Besuch dieses Berges in lateinischen Worten verewigt. Eine starke Stunde weiter hinauf liegt das kleine, aber gewerbfleißige Schandau (s. d. Art.), wegen seiner Heilquelle bekannt und besucht. Von hier aus führt ein Grund, der durch die Kirnizsch gebildet wird, von hohen Sandsteinwänden eingeschlossen, in das Gebirge hinein. Oft liegen häuserhohe Felsenwände, den Berggipfeln entstürzt, an den Berghängen, oder im Thal, immer von wildem Gesträuch und Schlingkräutern malerisch geziert. Oben über einigen Mühlen führt ein Pfad rechts den Berg hinaus, nach dem Kuhstall, einer hochgewölbten, zu beiden Seiten offnen Felsenhalle, von welcher aus sich das Auge in schwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felsenwänden verliert. Eine Felsenspalte führt auf die Höhe dieses Felsens, wo man deutliche Spuren ehemaliger Bewohnung wahrnimmt. Hart neben diesem Hauptfelsen ist eine kleinere Höhle, das Schneiderloch, und eine andere, das Pfaffenloch, in welchem sich zur Zeit der Hussiten ein catholischer Pfarrer verborgen haben, aber, nachdem ihn seine hussitischen Kirchkinder hier gefunden, über den Felsen hinabgestürzt worden sein soll. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges waren alle diese Höhlen von den armen Bewohnern der umliegenden Dörfer bewohnt, die sich vor den Gräueln der Schweden und Kaiserlichen nicht anders zu retten vermochten. Durch den Habichtsgrund, den Berg hinaus, gelangt man zum kleinen Winterberge, wo auf einer unterhalb des höchsten Gipfels frei hervorragenden Felsenspitze ein kleines Haus, das Winterhaus, Schutz gibt gegen Regen, Sonne und Wind, und von wo aus man eine stundenweite Felsenwelt in der Tiefe überblickt. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellenreiche Waldwiesen, führt ein schmaler Pfad nach dem großen Winterberge, dem höchsten Berge der ganzen Umgegend. Über alle Beschreibung schön ist die Aussicht von dieser Bergspitze. Ein weites Wald- und Felsenland ruht in der Tiefe, nur hie und da von Kirchen, Schlössern, Dörfern und einsamen Waldhäusern unterbrochen. Südlich hinein liegt im zarten Nebelduft ein großer Theil von Böhmen, in der südwestlichen Ferne vom Mittel- und Erzgebirge gedeckt; nördlich ein großer Theil von Sachsen mit seiner Königsstadt und ihren herrlichen Umgebungen; östlich der Lausitz und des Riesengebirges duftige Berge; westlich der immer höher steigende Kamm des Erzgebirges; durch alles hin flutet stolz und lautlos die schöne Elbe, gleich einem silbernen Bande auf blauem Grunde. Von Nord nach Süd überblickt das Auge ein Land von mehr als 20 Meilen Erstreckung. — In einer Stunde von hier aus erreicht man das Prebischthor, einen der schönsten Puncte der ganzen Gegend. Von schwindelnder Höhe blickt man herab, über sich einen haushohen Felsenbogen, ausgebaut von der Hand der Natur, unter sich nichts als thurmhohe Felsenzacken und Mauern, und darüber hin-

aus das blaue Land von Böhmen mit dem Prebischkegel, dem Rosenberge und Kahlsteine. Unter dem Berge des Prebischthores leitet ein romantischer Grund nach Hirniskretschen, von wo aus der Wandrer die Elbe entlang oder auf einem Kahn nach Schandau zurückkehrt. Hoch an der Bergwand, Hirniskretschen gegenüber, klebt malerisch eine Mühle, auf welche sich die Zschiepe in einem Wasserfall herabstürzt. Weiter herab liegt, zum Theil unter den Felsen gebaut, die Hirschmühle, tiefer unten das fleißige, bedeutenden Holzhandel treibende Krippen; am rechten Ufer der Elbe das Dorf Schmilka. — Ein Pfad, rechts ab vom schandauer Bade, führt den Berg hinaus nach der hohen Liebe, einem waldigen Berge, von dessen Felsenspitze sich eine herrliche Aussicht öffnet. Eine lange Reihe von Felsengipfeln in der Nähe leitet uns nach dem kolossalen Schrammstein, der nur mittelst hoher Leitern zu ersteigen ist, und einer weitläuftigen alten Burg, mit Basteien, Thürmen und Mauern gleicht. Die heilige Stiege hinunter gelangen wir zum Heringsloch, und von da durchs Reischenthor zu den seltsamen Felsenwänden des Reischensteins, der im Mittelalter befestigt gewesen zu sein scheint. Durch die Felsen des Schrammthores hinab nähern wir uns dem mächtigen Falkensteine, der, in Verbindung mit dem Schrammsteine, eine der imposantesten Felsengestalten bildet. Weiter in die Felsen hinein ist dem Reisenden noch der Roßsteig wichtig, ein steilherabgehender Felsenpfad, auf welchem man durch Webers Schlüchte in den großen Zschand, einen Hauptfelsengrund der Gegend, gelangt. Der in der Nähe gelegene Raubstein enthält eine hohe, geräumige Höhle; auf der Höhe findet man noch Spuren ehemaliger Bewohnung. So finden sich auf dem Felsen des Arnsteins noch viele Spuren ehemaliger Befestigung. — Von hier aus ist man in einer halben Stunde an der Höhle des Kleinsteins, einer sehr sehenswerthen Partie. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Schloß und Städtchen Hohnstein. Von ersterem ist nur ein Theil bewohnt Dem Schlosse gegenüber steht eine hohe Felsenwand, der Hockstein, gegen 500 Fuß hoch. Im Innern dehnt sich eine schmale Spalte aus, die fast durch den ganzen Felsen geht, die sonst der einzige Zugang war; neuerlich hat man den Gipfel durch eine über den Abgrund geworfene Brücke und Felsenstufen bequem ersteiglich gemacht. Auf der Höhe bemerkt man häufige Spuren ehemaliger Befestigung und eine Cisterne. Von hier aus führt eine schöne Straße nach Lohmen. Obschon dies Thal bei Lohmen, das nach Liebethal hinabführt, und den Namen des liebethaler Grundes trägt, manche schöne Partie hat, so zeichnet es sich doch durch keine hervorstechenden Naturscenen aus, und mag in unsern Tagen, wo das Innere jener größern Felsenwelt bei Schandau durch Naturfreunde aufgeschlossen ist, unbesucht bleiben, wenn der Weg zu diesen nicht über dies Thal führt. — Wenden wir uns nach dem westlichen Ufer der Elbe, so gelangen wir bald über der Zschiepmühle nach dem Dorfe Schönau, in dessen Nähe sich zwei ausgezeichnete Felsen erheben, die schon in weiter Ferne auf den höchsten Puncten des jenseitigen Gebirges durch ihre Ähnlichkeit mit Thurm- und Burgruinen täuschen. Der Cirkelstein ragt in der Gestalt eines runden kolossalen Wartthurmes empor; der Kahlstein in der Form einer Burgruine, die den Gipfel eines sanften grünen Hügels krönt. Wegen seiner zackigen Form wird der letztere, vorzüglich in Böhmen, auch der Kronenberg genannt. Doch den höchsten Punct dieser Gegend bilden der große und kleine Zschirnstein; von dem erstern genießt man eine herrliche Aus-

sicht. Außer diesen Bergen ragt weiter südlich der Schneeberg in Böhmen empor, und schließt, als der höchste Berg der ganzen sogenannten sächsischen Schweiz, die Reihe jener merkwürdigen Gebirgsbildungen. Von hier aus leitet das Thal der Biela, mit mancherlei schönen Partien geschmückt, nach Königstein hinab. Richtet der Reisende aber seinen Weg nach Langenhennersdorf, und verfolgt den dasigen Dorfbach bis an die Waldung unterhalb des Dorfs, so gelangt er zu dem Wasserfall am Zwiesel, dem schönsten Sachsens. Über eine hohe Felsenwand, mitten in dunkler Waldung, stürzt er sich herab, und eilt dann zwischen hohen Felsblöcken hindurch, den Berg hinab, der Gottleube zu, die hier mit blendend weißem Schaum sich durch die Wände wühlt und von Block zu Block fällt. Beruhigter geht sie hierauf durch ein sanfteres Thal, als die bisherigen Gegenden gezeigt, nach Rottendorf und Pirna hinab, und beschreibt so die westliche Grenze der sogenannten Schweiz. — Ausführlicher schildern dies ganze Land Götzinger (Schandau und seine Umgebungen), Hasse (Wegweiser durch die Gegend um Dresden) und Lindaus Rundgemälde der Gegend von Dresden (2te Aufl. 1822).

Sächsischer Bergbau, s. im Art. **Sachsen** die Abth. III.: **Statistik** und **Freiberg**.

Sackleiter. Die Hülfsmittel zur Rettung der Menschen und Sachen bei Feuersgefahr müssen leicht und schnell herbeigeschafft werden können, wenig Raum einnehmen, nicht leicht Beschädigungen unterworfen sein und dem zu Rettenden einen gefahrlosen Weg anbieten. In Weimar macht eine Sackleiter schon lange einen Theil der öffentlichen Rettungsanstalten bei Feuersgefahr aus. Der in solchen mechanischen Vorrichtungen als Erfinder und Verbesserer längst bekannte Hauptmann v. Neander hat eine solche Sackleiter in Vorschlag gebracht, deren Hauptstück eine Strickleiter ist, mit hölzernen, etwa 18 Zoll breiten Sprossen und mit zwei Ösen an den obern Enden der beiden Stricke, woran die Sprossen befestigt sind. An diese Stricke wird an der ganzen Länge der Leiter Zwillich etwa zwei Ellen breit angenäht, dadurch entsteht ein nach unten hängender Sack, welcher oberhalb durch die Sprosse der Leiter aus einander gespannt bleibt, und geräumig genug ist, daß auch der stärkste Mensch durchkommen, gefahrlos und bequem der Feuersgefahr entgehen kann. Außerdem kann die Leiter selbst an den Außenseiten zum Hinaufsteigen der Rettenden dienen. Die Sackleiter wird in einer Fensteröffnung des von Feuersgefahr bedrohten Stockwerks mittelst eines durch die beiden am obern Ende der Stricke befindlichen Ösen gesteckten Holzes befestigt. Dies rundgehobelte Kreuzholz von fünf Zoll Stärke und sechs Fuß Länge wird zu beiden Seiten der Fensteröffnung gegen die innere Seite der Frontwand gelegt. Die Befestigung des untern Endes der Leiter hat keine Schwierigkeiten. Die Größe der Leiter richtet sich nach der größtmöglichsten Höhe der durch Feuersgefahr bedrohten Wohnungen. Die Länge für Gebäude von vier Geschoß müßte folglich mit Berücksichtigung ihrer Krümmung bei dem Gebrauche ungefähr sechzig Fuß sein. Sie kann alsdann in einem Kasten von kaum drei Fuß Breite, dessen Boden eine Schleife bildet, aufbewahrt, und da ihre Last nicht bedeutend sein kann, mit dem zur obern Befestigung dienenden Querholze in Ermangelung eines Pferdes durch einige Personen schnell an den Ort der Gefahr gebracht werden. Der Aufbewahrungskasten dient zur Befestigung des untern Endes der Sackleiter. Bei geringerer Höhe des vom Feuer bedroheten Raumes kann ein Theil der Leiter im

Kasten bleiben. Gegen die Anzündung sichert die Eintauchung in Alaunauflösung bei der Anfertigung und ebenfalls die Nässung derselben beim Gebrauch. Einfacher wäre wohl noch ein schräg geleiteter Sackschlauch, an dessen beiden Seiten Seile, des Anhaltens wegen hie und da in Knoten geschürzt, hinablaufen, weil er zugleich die Gefahr und die Fahrt verschleiert, also Angst und Verlegenheit erspart.

Sackpfeife oder Dudelsack, ein sehr altes musikalisches Instrument, das man jetzt nur noch bei Schäfern und Landleuten, bei Kameel- und Bärenführern auf Messen und Jahrmärkten, und bei der Regimentsmusik der Bergschotten im englischen Heer findet, wie es denn überhaupt in Schottland, besonders in dem Hochlande häufig im Gebrauch ist. Es besteht aus einem ledernen Schlauch, an dessen einer Seite sich eine Röhre befindet, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläst, den er vor sich hält, um ihn mit dem Arme an sich zu drücken, und dadurch den Druck der Luft zu vermehren, damit eine auf der andern Seite in diesem Schlauche steckende Art von Schalmei die nöthige Luft zur Ansprache erhalte, wenn die Finger beider Hände auf derselben die Töne der Melodie greifen. Nächst dem sind noch einige in einem Tone fortklingende Pfeifen, die man Stimme nennt, mit dem Schlauche verbunden. Es waren sonst verschiedene Gattungen dieses Instruments gebräuchlich.

Sacrament (latein. Übernahme einer Verbindlichkeit, Bund oder Weihe zu etwas, bei den Römern der Soldateneid) ist ein Ausdruck, der nur darum in der christlichen Kirchensprache eine religiöse Bedeutung erhalten hat, weil er in der **Vulgata** (s. d.) zur Übersetzung des griechischen Wortes Mysterion gebraucht worden war. Bei den ältern lateinischen Kirchenschriftstellern bedeutet Sacramentum daher ein Geheimniß oder eine symbolische Religionshandlung; doch erst im 12ten Jahrh. fing man an, dieses Wort zur Bezeichnung der heiligen Handlungen zu gebrauchen, die noch jetzt in der römischen Kirche Sacramente heißen, ohne einen zureichenden Grund anzugeben, warum deren gerade sieben sein sollten. Die Reformatoren des 16ten Jahrh. machten die Lehre von den Sacramenten zu einem der Streitpuncte, worüber sie mit der römischen Kirche zerfielen, indem sie den Begriff des Sacraments dahin bestimmten, daß es ein von Christo selbst eingesetzter Feiergebrauch sein müsse, wobei der, der ihn würdig begehe, durch sinnliche Mittel und Zeichen gewisser göttlicher Gnadenwohlthaten theilhaftig werde. Dieser Begriff paßt, genau genommen, nur auf die Taufe und das Abendmahl, daher sowohl die wittenberger als die schweizer Reformatoren sich weigerten, mehrere religiöse Handlungen in demselben Sinne als Sacramente gelten zu lassen. Doch rechneten Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße oder Absolution unter die Sacramente, und gesellten sie späterhin nur stillschweigend als Vorbereitung zum Abendmahl. — Der unter dem Namen **Sacramentsstreit** bekannte Zwist unter den Reformatoren selbst ward über die Frage, ob Christus im heiligen Abendmahle leiblich oder blos geistig zugegen sei, zwischen Luther und **Karlstadt** (s. d. Art.) 1524 begonnen, und da Zwingli sich mit dem letztern einstimmig gegen die leibliche Gegenwart erklärte, zwischen den schweizerischen und wittenberger Reformatoren bis 1536, wo Bucerus die wittenberger Concordia (einen Friedensvergleich der Schweizer mit Luthern) zu Stande brachte, fortgeführt. Luther fing 1544 die Feindseligkeiten von neuem

an, und seine Partei fuhr nach seinem Beispiele darin mit einer Härte und Kampflust fort, die ihr gerechten Tadel zugezogen hat. (S. d. Abendmahl.) Bekanntlich wurde dieser Streit die Hauptursache der Trennung der Reformirten von den Lutheranern und der harten Verfolgungen, welche über die sogenannten Sacramentirer, d. h. Anhänger der schweizerischen Meinung, erging. Im Abschiede des Reichstags zu Speier 1529 wurden die Sacramentirer den Wiedertäufern gleich gesetzt, und mit denselben Strafen bedroht; auch Luther und seine steifen Anhänger drückten sich durch Bewirkung des Verbotes ihrer Schriften und manche persönliche Angriffe, mit denen man selbst den edlen Melanchthon wegen des ihm angeschuldigten Kryptocalvinismus nicht verschonte. — Inzwischen ist die reformirte Kirche mit der Lutherischen darin einig geblieben, daß nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, anzunehmen, und auch diesen nur unter der Bedingung eines würdigen Genusses die Kraft, der Gnade Gottes in Christo theilhaftig zu machen, beizumessen sei. — Dagegen erhob die Kirchenversammlung zu Trient 1547 die Lehre von sieben Sacramenten, Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße oder Absolution, letzte Ölung, Priesterweihe und Ehe, zum Glaubensartikel der römischen Kirche, und verdammte diejenigen, welche an der Kraft dieser Handlungen, durch den bloßen Gebrauch (ex opere operato) Gnade zu ertheilen, zweifelten, oder sie nur für äußere Zeichen einer göttlichen Begnadigung hielten, welche man eigentlich nur durch Glauben und Besserung erlangen könne. — Die griechische Kirche stimmt in dieser Lehre mit der römischen überein. — Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Feiergebräuche ohne besondere göttliche Segenskraft, zu deren Übung kein Christ nothwendig verbunden sei. — Die Quäker nennen dagegen die Sacramente innere Handlungen des Gemüths und begehen sie gar nicht äußerlich. — Unter den aus dem Protestantismus hervorgegangenen kleineren Parteien folgen die Herrnhuter der Lutherischen, die Methodisten und Taufgesinnten aber der reformirten Ansicht. — Es leuchtet ein, daß die Uneinigkeit der Parteien in diesem Puncte von der Verschiedenheit ihrer Erklärung des Begriffs Sacrament herrührt, und die Unbestimmtheit dieses vielsinnigen lateinischen Wortes großen Antheil an den darüber entstandenen Händeln hat. Doch wird diese Uneinigkeit schwerlich beizulegen sein, weil sie Gebräuche betrifft, deren Feier die hauptsächlichste Haltung des religiösen Lebens der christlichen Völker ist, und daher in Form und Begriff eine Änderung viel weniger zuläßt, als die wissenschaftliche Darstellung der Dogmen. E.

Sacristei heißt das zur Aufbewahrung der heiligen Bücher, Gefäße und Geräthschaften, zum Aufenthalte der Geistlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geschehen sollen, bestimmte Zimmer oder Gewölbe, welches in oder bei jeder Kirche befindlich zu sein pflegt. **Sacristan** ist bei den catholischen Domstiftern derjenige der jüngern Geistlichen, welcher die Schlüssel zur Sacristei und die Sorge zur Bewahrung der darin befindlichen zum Kirchendienste bestimmten Gegenstände hat. E.

Säcularisation oder Verweltlichung nennt man die Verwandlung geistlicher Länder oder Besitzungen in weltliche. — Die erste Hauptsäcularisation hatte in Deutschland bei dem westfälischen Frieden 1648 statt. Durch die Reformation hatte man den Ausspruch des Heilandes erfahren: Euer Reich ist nicht von dieser Welt; und demnach wurden die geistlichen Stifter, Magdeburg, Halberstadt, Bremen, Minden, Kamin, Schwerin, Ratzeburg, die Johanniter-

Commenden Nemerow u. s. w. in weltliche Länder und Besitzungen verwandelt. — Die zweite Hauptsäcularisation war Folge des Lüneviller Friedens (9ten Febr. 1801) und des demselben folgenden Reichsdeputationshauptschlusses vom 25sten Febr. 1803, in Gemäßheit dessen alle bis dahin unmittelbar gewesenen Stifter ꝛc. säcularisirt, und weltlichen Regenten zugetheilt wurden. Blos der Kurfürst Reichserzkanzler, nachmaliger Fürst Primas, rettete seine weltliche Herrschaft aus diesem Schiffbruche des Priesterregiments, um 1813, durch die Noth gezwungen, sich selbst seiner irdischen Gewalt zu begeben. — Die Säcularisation enthält, aus rechtlichem Gesichtspuncte betrachtet, durchaus nichts Ungerechtes, da die geistlichen Regenten nicht durch den Willen der von ihnen regierten Völker, sondern durch bloße Anmaßung zu ihrer Herrschaft gelangt waren, mithin kein wohlerworbenes Recht (Jus quaesitum) hatten.

Säculum. Dieses Wort hat zwei sehr verschiedene Bedeutungen. Im Sinne des canonischen Rechts zeigt es die Welt und das bürgerliche Leben im Gegensatze der Kirche und der geistlichen Sachen an. Daher das Wort Säcularisation (vgl. d. Art.). — In der Sprache des gewöhnlichen Lebens heißt Säculum ein Zeitraum von 100 Jahren, ein Jahrhundert. Daß ältere Völker zu einem Jahrhunderte theils einen längern, theils einen kürzern Zeitraum als 100 Jahre forderten, ist nicht glaublich, obgleich es behauptet worden ist; wenigstens bei den Römern und Deutschen war es nicht der Fall. — Am Ende des 17ten und 18ten Jahrh. entstanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder mit dem folgenden zu machen sei. Eine Partei von Gelehrten und Chronologen stimmte für das Jahr 99 aus dem Grunde, weil nach ihrer Meinung Christus ein Jahr früher, als nach unserer bisherigen Zeitrechnung, geboren sei, daß man also bereits 1799 die Jahreszahl 1800 hätte schreiben müssen, indem schon 1799 volle 1800 Jahre nach Christi Geburt vergangen wären. — Die andere Partei behauptete, daß erst mit Ablauf des Jahres 1700 oder 1800 die Jahrhunderte voll wären. Allein die erstere Partei bestritt dies nicht, sondern blos die Richtigkeit unserer Zeitrechnung, welche erst im 6ten Jahrh. nach Christi Geburt durch einen Geistlichen, Dionysius den Kleinen (wegen seiner kleinen Statur so genannt), aufkam. Nach Frank verrechnete er sich um 2 Jahre, nach andern, denen Bredow beistimmt, um 5 Jahre, nämlich zu wenig.

Sacy (Silvestre de), s. Silvestre de Sacy.

Sadi, mit seinem ganzen Namen Scheikh Moslehedin Sadi el Schirazi (aus Schiraz), einer der berühmtesten und auch unter uns bekanntesten lyrischen und moralischen Dichter der Perser, war zu Schiras im Jahre der Flucht 571 (1175 n. Chr.) geboren, und starb als ein 116jähriger Greis (1292 n. Chr.). Da seine Ältern arm waren, ward er am Hofe Abubekrs erzogen, und genoß überhaupt von den verschiedenen Monarchen Persiens großer Gunst und reicher Wohlthaten. Die Perser schätzen ihn über alles wegen seiner goldenen Sprüche, die sie als einen Schatz wahrer Lebensweisheit betrachten, und wegen seiner reinen, höchst zierlichen und dabei einfachen Schreibart. Wir besitzen von ihm folgende Hauptwerke: 1) eine Sammlung (Divan) lyrischer Gedichte in arabischer und persischer Sprache (Gaseln und Kassiden), in denen ein mildes Feuer der Phantasie waltet, theils Liebesgedichte, theils Aufforderungen zu edeln Lebensgenüssen, vermischt mit ernsten Betrachtungen; 2) ein moralisches Werk, aus

Prosa und Versen gemischt, unter dem Titel: Gulistan (Rosengarten), in acht Büchern, deren Inhalt sich aus folgenden Überschriften, die sie führen, ergibt, nämlich: vom Geiste und den Sitten der Könige, vom Geiste und den Sitten der Derwische, von der Ruhe und dem Glücke der Zufriedenheit, vom Nutzen der Verschwiegenheit, von der Liebe und Jugend, von Schwachheit und Alter, von Erziehung der Kinder und guten Sitten, von der Kunst, mit Leuten umzugehen; 3) ein Werk in Versen, unter dem Titel: Bostan (Baumgarten), enthaltend eine Sammlung von Geschichten, Fabeln und moralischen Anweisungen; endlich 4) eine Sammlung von Sittensprüchen, ebenfalls in Versen, unter dem Titel: Pendnahmeh oder Molamaat. — Sämmtliche Werke des Sadi sind zu Calcutta in zwei Großquartbänden persisch im Druck erschienen; das Gulistan hat Gentius persisch und lateinisch herausgegeben; das Pendnameh ist persisch und englisch in Ostindien und England einzeln gedruckt worden; von den lyrischen Gedichten findet man einzelne bei Ouseley u. a. Übersetzungen des Bostan und Gulistan gibt es in vielen Sprachen. Deutsch hat sie zuerst Olearius geliefert. (Vgl. Persische Literatur.) M.

Saducäer, eine von den vier Hauptsecten der Juden, deren Stifter Sadoc, ein jüdischer Rabbiner, war, der ungefähr 200 Jahre vor Chr. lebte. Die Lehre seines Meisters, des Antigonus, daß man die Tugend um ihrer selbst willen und ohne Rücksicht auf Belohnung ausüben müsse, führte ihn zu der Behauptung, daß in einem andern Leben weder Belohnung noch Strafe statt fände. Seine Anhänger läugneten daher die Auferstehung und die Unsterblichkeit der Seele, glaubten weder Engel noch Geister, waren aber in ihren Sitten sehr streng, daher auch Christus, trotz des Vorwurfs, daß sie die Schrift nicht verständen, sie wegen ihrer Sitten nicht tadelt. Auch gelangten sie zu den höchsten Würden und selbst zum Hohenpriesteramt. Noch jetzt besteht diese Secte unter den Karaiten (s. d. Art.)

Saffian, s. Maroquin.

Saftfarben, s. Malerfarben.

Sagan, ein kleines Fürstenthum in Niederschlesien mit 34,000 Einw., war ehemals ein Theil des Fürstenthums Glogau, von dem es aber durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. 1395 getrennt wurde, und seinen eigenen Fürsten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiser Ferdinand II. schenkte es seinem Feldherren, Albrecht von Wallenstein. Nach der Ermordung desselben ward es wieder eingezogen und 1646 an einen Fürsten von Lobkowitz verkauft. Von den Nachkommen des letztern kam es 1786, gleichfalls durch Kauf, an den Herzog Peter von Kurland, nach dessen Tode es seine älteste Erbtochter, die Prinzessin Catharina Friederike Wilhelmine, erhielt, die sich davon Herzogin von Sagan nennt.

Sage (Alain René Le), s. Lesage (Al. René).

Sage, s. Mythen und Historie.

Sagenkreise des Mittelalters, s. Mittelalter und Ritterwesen.

Sago oder Sagu, das Mark der Sagopalme oder des Sagobaums, der in Ostindien wächst, so dick wird, daß ihn kaum ein Mann mit den Armen umspannen kann, und eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht. Die Dicke des Holzes beträgt höchstens nur einige Zoll, alles übrige ist Mark. Die Sagopalme fordert einen feuchten, morastigen Boden, trägt nur einmal Samen, und pflanzt sich beson-

ders durch die Wurzelschößlinge, ohne daß menschliche Hülfe nöthig wäre, fort. Der Baum muß sechs Jahre alt werden, wenn man gutes Mark von ihm haben will. Dann wird er abgehauen, in Stücke zersägt und gespalten, und das Mark herausgenommen. Es hat dann die Festigkeit einer mürben Rübe, und ist mit vielen Fasern durchzogen. Nachdem es mit Wasser durchknetet ist, und die Fasern abgesondert sind, werden die Mehltheile entweder in der Luft oder am Feuer in steinernen Formen getrocknet, worin sie sich verhärten. Jeder Baum gibt wenigstens 300 Pfund Mehl, und 900 Pfund sind zum jährlichen Unterhalt eines Mannes hinreichend. In Indien bäckt man Brot aus dem Sagomehl, gebraucht die ausgehöhlten Stücke des Stammes zu Mulden ꝛc., die Spitzen der Stengel werden als Gemüse gegessen, und aus den jungen Blätterknospen spinnt man Garn. Das für den europäischen Handel bestimmte Sagomehl wird, damit es sich besser halte, gekörnt. Man läßt es nämlich nach dem Auswaschen nur so weit trocknen, daß es die gehörige Steifigkeit erhält, um sich zwischen den Händen reiben zu lassen. Dadurch nimmt es die Gestalt an, in der wir es erhalten. Dann werden die Körner getrocknet, und durch Sieben nicht blos vom Mehlstaube befreit, sondern auch der Größe nach sortirt. Die feinsten und weißesten heißen Sagoblume. Fast alle Schiffe bringen aus Ostindien Sago mit nach Europa.

Sagunt, eine der berühmtesten Städte im alten taraconensischen Spanien, unfern von dem Flusse Turius (Murviedro). Als eine Pflanzstadt der Zacynthier und Rutuler stand sie mit Rom im Bunde, und wurde daher von Hannibal zu Anfang des zweiten punischen Krieges angegriffen, und nach einer äußerst hartnäckigen Belagerung erobert. Jetzt steht auf derselben Stelle die Stadt Murviedro, bei welcher in dem letzten spanisch-französischen Kriege die Armee von Valencia durch Suchet geschlagen wurde.

Saidschütz und **Sedlitz** sind zwei Dörfer nicht fern von der böhmischen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um diese Dörfer ist an trinkbarem Wasser und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und ist von Basalthügeln eingeschlossen. Am südlichen und nördlichen Fuße eines sich in den Sumpf hereinziehenden Hügels befinden sich etwa 24 Bitterwasserbrunnen, deren Wasser bitter schmeckt, laxirende Eigenschaft besitzt, und als bekanntes Mineralwasser weit versendet wird.

Saigern nennt der Hüttenmann eine Abscheidung des Silbers vom Kupfer durch Blei. Dies geschieht in besondern Schmelzherden, und gründet sich darauf, daß das mit Silber vermischte Blei einer geringern Hitze zum Schmelzen bedarf, als das Kupfer, sich also von diesem schmelzend trennt und es ungeschmolzen zurückläßt. Der Saigerofen ist von Backsteinen an drei Seiten aufgemauert, sein Boden ist nach der offenen Seite abschüssig und hat eine Gasse, die das ausgesaigerte silberhaltige Blei in einen vorgesetzten Tiegel führt; der Boden neben der Gasse ist mit Eisenplatten belegt, die mit Lehm und Asche vor dem Schmelzen beschlagen werden. Hierauf wird das Kupfer in **Saigerstücken** und zwischen ihnen Holz und Kohlen eingeschichtet und auch mit Kohlen bedeckt. Diese Saigerstücke sind silberhaltiges Kupfer, dem auf jedes Loth Silbergehalt 14 Pfund Blei beigeschmolzen sind. Der Ofen wird jetzt langsam geheizt, das Feuer bis zum Fließen des Bleies erhöht, und gleichmäßig in solcher Hitze erhalten; wo dann das Blei herausschmilzt, das Silber mit sich nimmt,

und das Kupfer ziemlich rein von Silber zurückläßt. **Saigerhütte** heißt die Werkstatt, wo das Saigern geschieht. F.

Sailer (Joh. Mich.), Doctor der Theologie, königl. baierischer geistlicher Rath und Professor der Theologie zu Landshut, ist 1751 zu Aresing unweit Schrobenhausen in Baiern geboren. Da seine Ältern ohne Mittel waren, so konnte er nur durch die Unterstützung guter Menschen, die er in München fand, seine Studien anfangen und fortsetzen. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbaiern in den Jesuitenorden, und blieb in demselben bis zu dessen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolstadt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. 1780 ward er zweiter akademischer Professor der dogmatischen Theologie, neben Benedict Stattler, seinem Lehrer und Freunde. Da aber 1781 die baierischen Klosterabteien alle Lehrstellen im Lande aus ihrem Mittel zu besetzen bekamen, verlor auch Sailer seine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatstande den Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Professur an der damals bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moralphilosophie und Pastoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorlesungen für alle Akademiker hielt, und mehrere vielgelesene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig gewesen, als er unerwartet seine Entlassung erhielt. Er lebte jetzt wieder mit sehr geringen Einkünften blos den Wissenschaften und der Freundschaft, theils zu München, theils zu Ebersberg in Oberbaiern. Bei der Regierungsveränderung in Baiern 1799 ward Sailer als Lehrer an der baierischen Landesuniversität angestellt, und befindet sich seitdem an der im J. 1800 von Ingolstadt nach Landshut verlegten Ludwig-Maximilians-Universität als ordentlicher Professor der Theologie u. s. w. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieses fruchtbaren, um die Erweckung wahrer Religiosität unter den Catholiken in Baiern ungemein verdienten, Schriftstellers hier beizufügen, erlaubt uns der Zweck dieses Werks nicht.

Saint-Georges, (Ritter von), berühmt durch seine bewundernswürdige Gewandtheit in allen Leibesübungen (weshalb seiner in den französischen Memoiren und Romanen aus diesem Zeitraum oft gedacht wird), ward 1745 auf der Insel Guadeloupe von einer Kreolin geboren, der natürliche Sohn des Generalpachters de Boulogne, der ihn gut erziehen ließ. Er trat früh in Kriegsdienste, wurde aber später am Hofe des Herzogs von Orleans angestellt, und war ein Liebling des in der Revolution hingerichteten Herzogs. Man erzählt von seiner Geschicklichkeit im Gebrauche des Degens und der Pistolen fast unglaubliche Dinge. So warf er z. B. zwei Laubthaler nach einander in die Luft und traf sie, einen nach dem andern, indem sie niederfielen, mit zwei verschiedenen Pistolen. Sehr sanft, sobald er nicht gereizt wurde, vermied er Streitigkeiten, und fing immer damit an, seine Gewandtheit zu zeigen, um jeden Zwist abzuwenden. Im Fechten war ihm niemand gleich. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Musik und galt für einen der ersten Violinspieler seiner Zeit. Beim Ausbruche der Revolution ward er einer ihrer eifrigsten Anhänger, und diese Gleichheit der Meinungen knüpfte ihn noch fester an den Herzog von Orleans. Er warb 1792 ein Jägerregiment, mit welchem er als Obrist unter

Dumouriez bei der Nordarmee stand. Nach dem Abfall des Generals ward St. Georges, um sich zu retten, sein Ankläger, aber er schützte sich dadurch nicht vor dem Gefängniß, und obgleich er bald wieder entlassen ward, so wurde er doch 1793 wieder verhaftet, und erhielt erst nach dem 9ten Thermidor seine Freiheit. Er starb 1801.

Saint-Lambert (Jean François), ein bekannter französischer Dichter, Mitglied der Akademie und des Nationalinstituts, wurde zu Nancy 1717 geboren, und erwarb sich früh bei seinen Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters und eines liebenswürdigen Gelehrten. Er wurde von den Jesuiten zu Pont à Mousson erzogen. In seiner Jugend nahm er Kriegsdienste bei der lothringischen Garde, und stieg bis zum Range eines Hauptmanns. Nach dem Frieden verließ er aber diese Laufbahn, um sich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen, der zu Lüneville die geistvollsten Frauen und Männer um sich versammelte, zu begeben. Frau von Chatillon glänzte hier durch ihre Kenntnisse und ihren Verstand, und Saint-Lambert war bald so glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Auch mit Voltaire befreundete er sich, schmeichelte ihm in seinen Versen, und ward natürlich dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Doch übertrieb er seine Schmeicheleien gegen diesen, nach der Meinung der Franzosen, etwas zu sehr, da er ihn noch über ihren Corneille und Racine erhob. Er starb 1803 im 88sten Jahre bei seiner Freundin, Frau von Houdetot, die sich seiner mit der größten Sorgsamkeit annahm, obgleich er in dem Zustande der Kindheit, worein er zurückgesunken war, sich oft hart und bitter über die treue Freundin beschwerte. Seine Gedichte: Le Matin et le Soir (der Abend und Morgen) 1769, 8., und Les Saisons (die Jahreszeiten), sind unter seinen Schriften am bekanntesten geworden. Sie gehören zu der Gattung der beschreibenden Gedichte, und obgleich sie Thomsons Jahreszeiten nachstehen, so zeichnen sie sich doch durch eine blühende, oft glänzende Phantasie und einen leichten harmonischen Versbau aus. Außerdem hat er mehrere Erzählungen in Prosa, orientalische Fabeln (Paris 1772, 8.) und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, welche in mehreren französischen Musenalmanachen zerstreut sind, geschrieben. Seine Mémoires de la vie de Mylord Bolingbrocke sind in einem sehr hinreißenden Style abgefaßt, und unter seinen prosaischen Schriften das lesenswertheste. Unsers Wissens gibt es von Saint-Lamberts Werken noch keine vollständige Sammlung.

Saint-Pierre (Charles Irenée Castel, Abbé de), geb. in der Normandie 1658, gest. zu Paris 1743, ein franz. Schriftsteller, der zu seiner Zeit viel Aufsehen machte, und wohl von dem ebenfalls berühmt gewordenen Verfasser von Paul und Virginie rc. (s. Bernardin de St. Pierre) zu unterscheiden ist. Seine Annales politiques de Louis XIV. werden noch immer geschätzt, und sollen Voltaire die erste Idee zu seinem Siècle de Louis XIV. sowohl, als zu seinem Essai sur l'histoire générale gegeben haben, vor welchen beiden Werken sie unläugbar den Vorzug der größern historischen Treue haben, ohne ihnen in Rücksicht des Styls bedeutend nachzustehen. Sein in die meisten europäischen Sprachen übersetztes Werk vom ewigen Frieden (Projet de Paix perpétuelle entre les Potentats de l'Europe) ist, der einmal bestehenden Verhältnisse wegen, allerdings nicht viel mehr als ein schöner Traum, aber voll großer trefflicher Gedanken, und sehr folgerecht durchgeführt. Man kann dabei nur bedauern, daß er, wie Plato, sich die Welt gedacht hat, wie sie sein sollte, und nicht, wie sie ist.

Saint-Real (César Vichard de), ein berühmter franz. Schriftsteller, besonders im historischen Fache. Er wurde zu Chambery in Savoyen, wo sein Vater Staatsrath war, geboren, und kam früh nach Paris, wo die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine Kenntnisse ihm bald Freunde erwarben. Hier lebte er bei dem bekannten Geschichtschreiber Varillas, von welchem ihm wahrscheinlich die Liebe für das Romantische in seinen historischen Darstellungen mitgetheilt wurde. Varillas beschuldigte ihn, daß er ihm einige seiner Papiere entwendet habe. 1675 kehrte er nach Chambery zurück, lernte daselbst die Herzogin von Mazarin kennen, und begleitete sie nach England. Dort blieb er nur eine kurze Zeit und ging wieder nach Paris, wo er mehrere Jahre unter dem Titel eines Abbé (ohne jedoch eine Pfründe zu haben) sich als Gelehrter aufhielt. Seine Schriften verwickelten ihn in mehrere gelehrte Streitigkeiten, besonders mit dem Theologen Arnauld, der ihn des Socinianismus beschuldigte. Seine Empfindlichkeit gegen die Kritik ging bis zur Schwäche; zugleich war er hitzig und ungestüm, wenn ihm in Schriften widersprochen wurde, zeigte aber im geselligen Leben einen höchst schätzbaren Charakter. 1692 ging er nach Chambery zurück, und starb in demselben Jahre. Unter seinen Werken zeichnen sich besonders aus: Sept Discours sur l'usage de l'histoire, voll scharfsinniger Bemerkungen, aber ohne Präcision geschrieben; Histoire de la conjuration que les Espagnols formèrent en 1618 contre la république de Venise, welches Werk sehr viel Romanhaftes enthält. Übrigens hat Saint-Real hinsichtlich des Styls in diesem Werke sein Vorbild Sallust nicht ganz erreicht. Don Carlos, nouvelle historique, gleichfalls romanhaft, aber vortrefflich geschrieben; Discours sur la Valeur, eins der vortrefflichsten Werke dieses Schriftstellers; Traduction des lettres de Cicéron à Atticus, nicht so gut gerathen, u. a. m. Eine vollständige Ausgabe von Saint-Reals Werken besorgte der Abbé Perau 1757 zu Paris in 8 Duodezbänden.

Saiten sind Fäden von zusammengedrehten Schafdärmen, oder von gezogenem Metall, deren man sich in verschiedener Länge und Stärke bedient, um sie auf der dünnen Decke eines dazu eingerichteten Instruments in Schwingungen zu setzen, und dadurch verschiedene Klänge hervorzubringen. — Die Darmsaiten verfertigt man aus den Därmen der Schafe und Lämmer, die man reinigt, in einer Lauge beizt, zusammenspinnt und schleift. Man windet sie in Ringel, von denen 30 Stück zusammengebunden ein Stock heißen. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones bestimmt. Ein äußeres sicheres Merkmal für diese Eigenschaften gibt es nicht, doch fehlen sie wenigstens allen den Saiten, die nicht durchsichtig und nicht elastisch sind. Bekanntlich sind die in Italien verfertigten sogenannten romanischen die vorzüglichsten. — Die Metallsaiten sind entweder aus Messing oder aus Eisen. Man hat auch Versuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlt ihnen an einem feinen Klang. Ein gewisser Boud zu Versailles soll sie in der neuesten Zeit vervollkommnet haben.

Saiteninstrumente, s. **Bogeninstrumente** und **Instrumentalmusik**.

Saladin, eigentlich **Salaheddin Jussuf Ebn Ayub**, ein berühmter Sultan von Ägypten und Syrien, geb. 1137 auf dem festen Schlosse Tekrit, dessen Gouverneur sein Vater, ein kurdischer Krieger, war. In seiner Jugend diente er unter seinem Vater und

Oheim, welchen letztern Sultan Nureddin nach Ägypten zur Unterstützung des Fatimitischen Khalifen Adhed wider den Vesir Shawer sandte. Dieser starb 1168 auf diesem Zuge, und Saladin folgte ihm im Heerbefehl. Der bisher dem Weine und Spiel ergebene Jüngling ward plötzlich einer der strengsten Befolger der Vorschriften des Korans. Den Ansichten Nureddins gemäß haßte und unterdrückte er die Secte Alis, und machte 1171 dem Fatimitischen Regentenhause in Ägypten ein Ende. Um dieselbe Zeit starb Adhed. Saladin, der seine Reichthümer in Besitz nahm, faßte den Entschluß, sich unabhängig zu machen, und suchte zu dem Ende zuvörderst die Liebe der Ägypter durch eine milde und weise Regierung zu erwerben. Nureddin aber, wiewohl jener dessen Unternehmungen gegen die Christen unterstützte, schöpfte Verdacht, und brach mit einem zahlreichen Heere nach Ägypten auf. Ein Vergleich beugte den Feindseligkeiten vor. Als jedoch 1174 Nureddin gestorben und dessen unmündiger Sohn Al-Malek den Thron bestiegen hatte, ergriff Saladin Maßregeln, anfangs unter dem Vorwand der Beschützung, seine Besitzungen an sich zu reißen. Er unterwarf Damask und mehrere andere Plätze in Syrien, belagerte aber Al-Malek selbst in Aleppo ohne Erfolg. Auch versuchte er, die Franken von den Seeküsten von Palästina zu vertreiben, ward jedoch bei Askalon gänzlich geschlagen. Al-Malek starb 1181, und zwei Jahre darauf ergab sich Aleppo an Saladin, der nun ganz Syrien und Ägypten unter dem von dem Khalifen Nasser bestätigten Titel eines Sultans besaß. Das ganze Streben seines Religionseifers und seiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Christen aus Palästina zu vertreiben, und Jerusalem zu erobern. Jene hatten seinen Zorn durch einen vertragswidrigen Überfall der Pilger nach Mekka noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebene von Tiberias im J. 1187, in welcher Guy von Lusignan, König von Jerusalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeistern der Tempelherren und Johanniter und einer Menge von Rittern zu Gefangenen gemacht wurden. Alle Gefangenen wurden niedergemacht; Chatillon, der die Begnadigung durch den Übertritt zum Islam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eigenem Schwerte, und nur der König von Jerusalem ward verschont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieses Sieges war die Einnahme von Akre, Seid, Barout u. s. w., und die Belagerung von Jerusalem, das sich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerstande auf die Bedingung ergab, daß die Einwohner gegen ein für jeden Kopf zu zahlendes mäßiges Lösegeld frei abziehen, wer aber nicht zahlen könne, Sclav sein solle. Saladin hielt einen triumphirenden Einzug in Jerusalem, und erfüllte gewissenhaft den Vertrag. Darauf belagerte er Tyrus, welche Unternehmung ihm jedoch mißlang, da seine Flotte von den Franken geschlagen wurde. Auf die Nachricht von dem Verluste Jerusalems nahmen der Kaiser Friedrich Barbarossa, die Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England und viele andere Fürsten das Kreuz, und machten die größten Rüstungen. Das Gerücht davon ermuthigte die Christen zu Tyrus, welche 1189 Akre den Moslemin entrissen. Saladin eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder um Akre der Schauplatz der blutigsten und erbittertsten Kämpfe. Kaiser Friedrichs Tod, der mit einem Heere in Asien angelangt war, flößte den Moslemin Muth ein, bis Richard Löwenherz und Philipp August mit neuen zahlreichen Scharen erschienen. Akre ergab sich ihnen 1191, worauf Phi-

lipp August nach Europa zurückkehrte. Richard aber blieb, schlug Saladin in zwei Schlachten, nahm Cäsarea und Jaffa, und bedrohte Jerusalem. Die ritterliche Tapferkeit dieses Königs verdunkelte auf einige Zeit Saladins Ruhm, der den Fortschritten seines Gegners mit Aufbietung aller seiner Kräfte widerstand. Endlich ward ein Vertrag zwischen beiden Fürsten geschlossen, der die Küste von Jaffa bis Tyrus den Christen einräumte; Askalon ward geschleist, und der Überrest von Palästina verblieb dem Sultan. Dieser war kaum durch Richards Abreise von seinem furchtbarsten Feinde befreit, als ihn in seinem 56sten Lebensjahre der Tod überraschte. Er starb zu Damaskus im J. 1193. — Ihm gebührt der Ruhm eines Fürsten von großer Einsicht und Tapferkeit, der die Gerechtigkeit liebte und seinem Worte stets treu war. Er hinterließ 17 Söhne und eine Tochter, und war der Stifter des Hauses der Ayoubiten.

Salamander, auch Molch, Feuermolch, eine Familie des Eidechsengeschlechts, die wieder in vier Gattungen zerfällt. Sie sind ungefähr eine Spanne lang, einen Daum dick, gewöhnlich schwarz und gelb gefleckt, halten sich an dunkeln, schattigen Orten auf, und sind insgesammt durchaus unschädlich, und keinesweges giftig. Die Sage, daß der Salamander im Feuer nicht verbrenne, ist unwahr. Wenn er geängstigt wird, bringt aus seinem Munde und seiner warzigen Haut eine milchichte Feuchtigkeit, die ihn wohl auf einige Minuten gegen ein schwaches Kohlenfeuer schützen kann; aber einem heftigen oder anhaltenden Feuer kann er keineswegs widerstehen. Bei den Alten war er Sinnbild des Feuers, daher auch die Feuergeister der Fabellehre, die als Genien mit feuerfarbenen Schmetterlingsflügeln vorgestellt werden, Salamander heißen.

Salamis, jetzt Coluri, eine griechische Insel in der Nähe von Attika, Eleusis gegenüber, hat durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich stärkere der Perser (480 v. Chr. Geb. s. d. Art. Themistokles) in der Geschichte einen unsterblichen Namen erlangt. Sie war durch eine schmale Meerenge von der Landschaft Attika getrennt, und wurde in Alt- und Neu-Salamis abgetheilt. Ihr Umfang beträgt 4 QM. Ihr ältester Name soll Kychrea oder Kenchrea gewesen sein. Unter deren Fürsten aus den frühern Zeiten ist vorzüglich Ajax (s. d.) bekannt worden. Einige Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege bemächtigten sich die Megarenser der Insel, wurden aber bald darauf von den Atheniensern wieder vertrieben. Erst unter dem Kaiser Vespasian ward sie eine römische Provinz. Die Bewohner von Salamis waren sehr geschickte Seefahrer. Auf der Ostspitze von Alt-Salamis war das Denkmal wegen des über die Barbaren errungenen Sieges aufgerichtet.

Salbung. Von Alters her pflegten sich die Morgenländer zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit, zu salben, daher auch unter den Ehrenbezeigungen, die sie geachteten Gästen bewiesen, das Salben mit wohlriechenden Ölen eine der vorzüglichsten war. Von dieser Sitte des gemeinen Lebens unterschied die Mosaische Gesetzgebung, übereinstimmend mit andern Religionen des Alterthums, die Salbung der Priester, ihrer Kleider und der zum Gottesdienst bestimmten Dinge, welche nur mit einem besonders dazu bereiteten heiligen Öle geschehen durfte, und die Bedeutung einer Weihe zum ausschließlichen religiösen Gebrauch hatte. Schon das Alterthum betrachtete in diesem Sinne die Salbung der Priester und

Könige als eine sinnbildliche Handlung, die den Gesalbten den unauslöschlichen Charakter ihrer Amtswürde und Ausstattung mit besondern göttlichen Geistesgaben ausdrückte. Daher heißen Könige und Priester vorzugsweise Gesalbte des Herren, deren Person heilig und unverletzlich, und deren amtliches Ansehen von Gott ist; auch wird der im alten Testamente angekündigte Erlöser wegen seiner königlichen Abstammung und Würde Messias, d. h. ein Gesalbter, genannt. — Noch jetzt werden die Könige bei ihrer Krönung gesalbt, um ihrer Würde die religiöse Weihe und Heiligkeit zu geben, die sie in den Augen der Völker haben soll, und bei der catholischen Priesterweihe salbt der ordinirende Bischof mit dem heil. Salböl (s. den Art. Chrisam) die innere Fläche beider Hände nebst den Daumen und Zeigefingern des Ordinanden, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsrituals den Händen die Kraft gegeben wird, zu segnen, zu weihen und zu heiligen. — In einem bildlichen Sinne sollen religiöse Vorträge und Gebete Salbung, d. h. die Kraft haben, den, der sie hört, mit frommen Gefühlen, innigen Überzeugungen und heiligen Entschließungen zu erfüllen; denn dies ist die Weihe, die von den Worten des Redners, der auf die Herzen wirken will, auf seine Zuhörer übergehen muß. Die Gabe, mit Salbung zu sprechen, kann durch Kunst und Studien nicht erworben werden, und nur der Redner wird sie haben, der Stärke und Innigkeit der eigenen Überzeugung von dem, was er vorträgt, mit Herzlichkeit und Wärme der Empfindung verbindet. Freilich aber wird, wenn die leichtfertige Kritik nicht Anlaß zu Spöttereien finden soll, bei dieser seltenen, oft den scharfsinnigsten und glänzendsten Rednern abgehenden Gabe vorausgesetzt, daß sie nur wichtigen Gegenständen, die das ganze Gemüth des Menschen angehen, gewidmet, und nie ohne gründliche Einsicht, gebildeten Geschmack und sichern rednerischen Tact angewendet werde. E.

Saldern (Friedr. Christoph von), königl. preuß. Generallieutenant der Cavallerie, war geboren 1719 in der Priegnitz; sein Vater war preußischer Obristlieutenant. 1735 trat er als Fähndrich in den Dienst. Friedrich II. nahm ihn wegen seiner ansehnlichen Länge in die Leibgarde als Oberlieutenant. Im schlesischen Kriege focht er tapfer und wurde Hauptmann. Fast in allen Schlachten des siebenjährigen Kriegs war er gegenwärtig. Bei der Erstürmung des Dorfes Leuthen zeichnete er sich so aus, daß Friedrich ihm den Verdienstorden verlieh. Nach der Eroberung von Breslau ward er 1758 Oberstlieutenant, und deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. — Ihm verdankte Friedrich, da er bei Hochkirchen (1758) überfallen wurde, die bei allem Unglücke noch günstige Wendung. Zum Lohn ernannte er ihn, da er auch noch in demselben Jahre, bei dem kühnen Marsch von Sachsen nach Schlesien zum Entsatz von Neisse, sich besonders ausgezeichnet, zum Generalmajor, ohne daß er vorher Oberst gewesen (1759). Auch bei Liegnitz (1760) und vornehmlich bei Torgau (1760), wo er unter Ziethen focht, bewährte er seinen Muth und seine Kriegserfahrenheit. Er starb zu Magdeburg 1785. — Er hat sich besonderes Verdienst um die Verbesserung des Kriegswesens erworben; auch zeugen seine Schriften von seiner militärischen Einsicht. 1) Taktik der Infanterie, Dresden 1784; 2) taktische Grundsätze (mit Kupfern), Dresden 1786. Beide Schriften sind ohne seinen Namen erschienen. — Nach einem Herbstmanoeuvre ritt Friedrich zu ihm heran und sagte: „Saldern, höre er auf, das ist alles und über-

trifft alles, was man mit der Taktik thun kann!" Er schenkte ihm ein massives silbernes Gedeck. — Auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin im Saalkreise, drei Meilen von Halle, ist dem Helden eine Gedächtnißurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelsen aufgestellt, welche mit seinem Bild und seinem Namen einfach geschmückt ist.

Salem, 1) ein Seehafen in dem nordamerikanischen Staat Massachusetts, meist auf einer Landzunge gebaut, die durch zwei Seearme gebildet wird. Der Hafen hat guten Ankergrund, doch ist das Wasser so seicht, daß schwere Schiffe, die über 12 Fuß tief Wasser brauchen, ausladen müssen. Die Stadt hat eine niedrige aber angenehme und gesunde Lage. Sie ward 1626 gegründet, war früher meist von Holz, ist aber seit 20 Jahren größtentheils von Ziegeln gebaut, und hinsichtlich der Bevölkerung, des Wohlstandes und Handels die zweite Stadt in Neu-England. Der ostindische Handel, der hier seit einigen Jahren sehr lebhaft getrieben wird, ist die Hauptquelle ihres vermehrten Reichthums. Es wurde 1801 eine Gesellschaft von Seefahrern, die das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelt haben, gebildet, deren Zweck ist, hülfsbedürftigen Gliedern ihrer Familien Unterstützung zu geben, die Kenntniß der Schifffahrt und des Handels nach Indien zu befördern, und das Museum zu vermehren, eine sehr reichhaltige, unentgeldlich zugängliche Sammlung von Merkwürdigkeiten aus allen Theilen der Welt. 2) Denselben Namen führt der Hauptort der Brüdergemeinde in dem nordamerikanischen Staate Nord-Carolina. Die freundliche Anlage ist meist von Ziegeln gebaut und besteht aus einer, beinahe ½ Stunden langen, mit Baumreihen besetzten Straße. Der Ort hat eine vorzügliche Lehranstalt für Mädchen, die ein großes Gebäude in der Mitte des Ortes einnimmt, und verschiedene Manufacturen. — Es gibt in Nordamerika (Neu-Jersey) auch eine Grafschaft und in mehrern Staaten noch andere Örter gleiches Namens

Salep, oder Salap, ist die Wurzel des auch bei uns auf feuchten Wiesen häufig wachsenden Knabenkrauts (Orchis Morio), welche jetzt nicht mehr wie ehemals von den Apothekern nur aus China und Persien bezogen wird. Ein Theil von dem daraus zubereiteten Pulver, mit 64 Theilen Wasser gekocht, gibt ein kräftiges, und dabei doch leicht verdauliches Nahrungsmittel, welches die Ärzte, dieser seiner Eigenschaften wegen, schwachen und kränklichen Kindern verordnen, besonders solchen, welche die Mutterbrust entbehren müssen.

Salernum (jetzt Salerno), eine alte Stadt im Gebiet der Picentiner, in Unter-Italien, vorzüglich merkwürdig durch die weltberühmte Civitas Hippocratica, oder medicinische Lehranstalt, die daselbst schon im 12ten Jahrh. n. Chr. blühte, und die Pflanzschule aller medicinischen Facultäten von Europa wurde. Von ihr ging hauptsächlich die ganze praktische Heilkunde aus, und ihre diätetischen Vorschriften wurden in Verse gebracht und überall verbreitet. (Vergl. Arzneikunde.)

Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der Jungfrau Maria, nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales, von dem und seiner Freundin Chanta dieser Orden 1610 zu Annecy in Savoyen, ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet wurde. In der Folge erweiterte sich derselbe, ward hauptsächlich zu geistlichen Übungen und

nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz gekleidet und so zahlreich, daß er im 18ten Jahrh. 160 Klöster und 6600 Nonnen hatte. Noch jetzt gibt es Klöster der Salesianerinnen in den Städten Italiens, besonders in Venedig, auch in Triest und Breslau. Sie widmen sich nur der Krankenpflege und Erziehung junger Mädchen. E.

Salier, Priester des Mars, welche ihren Namen von salire, hüpfen, tanzen, hatten. Numa bestimmte ihre Zahl auf zwölf; Tullus Hostilius vermehrte sie. Die Veranlassung zu ihrer Stiftung wird so erzählt: Als einst zu Numas Zeiten eine heftige Pest in Italien wüthete, und sich auch nach Rom verbreitete, ließen die Götter das Ancile, einen Schild von besonderer Gestalt, vom Himmel herabfallen, worauf die Pest nachließ. Die um Rath gefragten Wahrsager erklärten, daß dieser Schild ein Zeichen der stets dauernden Herrschaft der Römer sein solle, und riethen, noch elf ähnliche verfertigen zu lassen, damit der ächte nicht so leicht entwendet werden könnte. Dies geschah, und sämmtliche Ancilia wurden in der Curia aufbewahrt. Aber jährlich am 1sten März, wo die Salier dem Mars opferten, trugen sie dieselben in der Stadt herum, indem sie dieselben an einander schlugen, kriegerische Tänze aufführten, und alte Lieder (salische Gesänge) absangen zum Lobe des Mars und anderer Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, der die übrigen elf Ancilien verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold gestickte Tunica von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz festgehalten wurde, darüber eine mit einem Purpursaume besetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, und in der Rechten ein Spieß oder eine Ruthe, in der Linken das Ancil. Nur patricische Jünglinge, deren Ältern noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen.

Salier, salische Franken, eine Völkerschaft, die zum erstenmal auf der Insel der Bataver, und als sie von da vertrieben wurden, an der Maas südlich unter den Chamarern erschien. So lange man den Namen Cherusker nennt, weiß man noch nichts von Saliern, und sobald diese auftreten, verschwinden die Cherusker. Vermuthlich nahmen sie die Benennung Salier erst an, als sie in Batavia, an welches sie grenzten, einwanderten, nach dem Namen des Flusses in ihrem alten Vaterlande. War dies die fränkische oder sächsische Saale? Vielleicht beide, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Marvinger aus Franken sich wieder mit ihren ältern Brüdern vereinigt hatten, weil die Könige der salischen Franken, und nachher aller Franken überhaupt, sich aus dem marvingischen, so wie die Vandalen aus dem astingischen Stamme ableiteten. Vielleicht erhielt die fränkische Saale den Namen erst von den Marvingern, zum Andenken des Flusses im alten Vaterlande, und wegen der Salzquellen, die sie an beiden fanden. — Von den Saliern rührt das bekannte salische Gesetzbuch her, das noch vor Chlodwig, zur Zeit, als die Salier noch keine Könige, sondern bloße Anführer hatten, von vier der angesehensten Männer, Arogast, Bodogast, Salogast und Windagast, gesammelt, und wahrscheinlich in lateinischer Sprache abgefaßt wurde. Es galt zum Theil bis ins 11te und 12te Jahrh. Besonders merkwürdig ist der 62ste Artikel, zufolge dessen bei salischen Gütern, d. h. bei solchen, welche die salischen Franken in Gallien und dem heutigen Frankreich erobert hatten, die Töchter von der Erbschaft ausgeschlossen, und nur die Söhne derselben fähig geachtet wurden.

Ungeachtet dieser Artikel nur von Privatgütern handelt, so machte man die Anwendung davon auf die Krone selbst. Gewiß ist, daß von den ersten Zeiten der französischen Monarchie an nie Prinzessinnen zur Thronfolge gelangten, ohne daß dafür ein anderes Gesetz als das Herkommen angeführt wurde. Erst in den Streitigkeiten, die Philipp VI. von Frankreich mit Eduard III. von England um die französische Krone hatte (1329 ff.), ward das salische Gesetz wider Eduard angeführt; und es hat seitdem unverändert gegolten.

Salieri (Antonio), ein noch lebender berühmter Componist, kaiserl. Capellmeister in Wien, geb. zu Legnano, einer venetianischen Festung, 1750. In seinem 11ten Jahre fing er an, Clavierunterricht zu nehmen, und seine Neigung für die Musik nahm so zu, daß er nach dem Tode seines Vaters, eines ausgezeichneten Kaufmanns, den er in seinem 15ten Jahre verlor, sich ganz dieser Kunst widmete. Er setzte seine Studien zu Venedig, wohin er sich seines Gönners Mozenigo wegen begab, fort, und endigte sie zu Neapel. Pescetti, Capellmeister von St. Marcus zu Venedig, war sein erster Lehrer; nach dem Tode desselben wählte er Passini. Um diese Zeit war der berühmte Gaßmann nach Venedig gekommen; Salieri nahm bei ihm Unterricht, sowohl auf dem Clavier als im Gesang, und gewann ihn so lieb, daß er ihm mit Mozenigos Bewilligung nach Wien folgte, um auch die Composition unter ihm zu studiren. Er kam im Frühjahr 1766 nach Wien, wo er acht Jahre blieb und Gaßmanns Unterricht im Generalbaß genoß. Als dieser starb, ward er zum Director der Capelle, der Cammermusik und des Theaters zu Wien ernannt; Ämter, worin ihn der berühmte Gluck mit freundschaftlichem Rath unterstützte. Als Alter und Krankheit letztern außer Stand gesetzt hatten, den Parisern, welche immer neue Compositionen forderten, Genüge zu leisten, übernahm es Salieri, unter Glucks Augen und nach dessen Ideen die Danaiden zu componiren. Gluck gab ihm bei dieser Gelegenheit das Zeugniß, daß er sich mit seinem Styl vertraut gemacht, was bisher noch keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am dritten Act dieser Oper Theil habe. Die List gelang vollkommen. Salieri kam 1784 nach Paris; seine Oper wurde zu wiederholtenmalen vor der königlichen Familie mit immer zunehmendem Beifall gegeben; die Königin selbst sang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptstadt gebracht. Die Kenner fanden besonders in dem Recitativ und Gesang einen eigenthümlichen Styl, und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erst nach der 13ten Vorstellung Salieri öffentlich für den alleinigen Componisten der Danaiden. Dieser wurde reichlich belohnt, und erhielt vor seiner Rückreise nach Wien von der Direction der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf componirte er seine herrliche Oper Tarare zu dem französischen Text von Beaumarchais (1787), welche er nachher für die italienische Bühne nach La Pontes Bearbeitung unter dem Namen Axur, König von Ormus, auf die Bühne brachte, wofür der Kaiser Joseph ihn mit 200 Ducaten beschenkte, denen er einen Jahrgehalt von 300 Ducaten beifügte. Salieri verheirathete sich bald darauf, und kam dadurch in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. — Von seinen Werken für die Kirche ist ein Oratorium: La Passione di Gesu Cristo nostro Signore, das bekannteste, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er seit 1772 eine Reihe von deutschen und italienischen Opern componirt, von de-

nen mehrere zu den Werken vom ersten Range gehören. Die bekanntesten darunter sind, außer den genannten: la Scuola dei Gelosi, la Grotta di Trofonio, la Ciffra (das Kästchen mit der Chiffre), Palmira, il Talisman, Armida, der Jahrmarkt von Venedig, Semiramis u. s. w. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für die Instrumentalmusik Serenaden und Symphonien, so wie einige Concerte für das Pianoforte und andere Instrumente componirt. Seine Danaiden wurden nach 30 Jahren (1817) in Paris wieder mit großem Beifall auf die Bühne gebracht.

Salis (Joh. Gaudenz, Freiherr von) ward 1762 zu Seewis in Graubünden geboren. Bis zur Revolution diente er zu Versailles als Hauptmann der Schweizergarde. Nachher stand er unter dem General Motesquiou in Savoyen, als dies Land von den Franzosen erobert wurde. Darauf lebte er als Privatmann zu Chur, war seit 1798 Generalinspector des Milizwesens in der Schweiz, und hielt sich bald in dieser, bald in jener Stadt auf, endlich wohnte er zu Malans in Graubünden. Weder die Pracht des französischen Hofes, noch das Sittenverderbniß der Residenz, in welcher Salis seine Jugendzeit verlebte, noch späterhin das Getümmel des Krieges und der Schlachten denen er beiwohnte, konnten seinen Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und Unschuld, welcher sich in allen seinen Gedichten so zart und lebhaft ausspricht, verwischen. Die ländliche Muse leitete ihn, wie Matthisson sagt, „aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Versailles in die geweihten Schatten einsamer Wälder; sie blieb in den öden Moorgegenden von Flandern, wie an dem malerischen Gestade der Seine; in den friedlichen Hirtenthälern der rhätischen Alpen, und zuletzt auch im Heergetümmel des Krieges seine unzertrennliche Gefährtin." In Rücksicht seiner Gedichte sagt ein geistvoller Beurtheiler: „Seine Muse ist diejenige, unter deren Leitung die Denham, Thomson, Haller und Kleist die Natur in ihren geheimsten Winkeln beschlichen, und dann in größern, malerischen Gedichten verriethen, was sie gesehen hatten. Salis, ihnen gleich an Originalität und Empfindung, schränkt sich auf kleinere Lieder ein; eine Form der Darstellung, welche den Vortheil hat, daß der Dichter jeder einzelnen, aus der Natur gehobenen Scene mehr den Ton seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung geben, und durch diese Individualisirung um so sicherer hoffen kann, der bei beschreibenden Gedichten so schwer zu vermeidenden Ermüdung auszuweichen. Indeß geschmacklose Versler alles, was ihnen in der Natur vorkommt, kalt auffassen, und natürlich auch ihre Leser kalt lassen, weiß Salis durch den Standpunct, aus welchem er zeichnet, und durch die allenthalben sichtbare moralische Tendenz seinen Naturgemälden Einheit, Charakter und Interesse zu geben. Die Correctheit seiner Zeichnung, und die Lebhaftigkeit seines Colorits fesseln unwiderstehlich. Kraft ist mit Grazie verbunden." Lyrische Gedichte, besonders der sanftern Art, und Elegien sind ihm am besten geglückt. In den meisten athmet eine sanfte Melancholie und ein tiefes, inniges Gefühl. — Matthisson gab 1793 die Gedichte von J. G. von Salis zu Zürich in 8. zuerst heraus, die 4te Auflage erschien eben daselbst 1803 in 12.

Salisches Gesetz, s. Salier.

Sallustius (Caj. Crispus) wurde im J. R. 668, vor Chr. 86 zu Amiternum, einer Municipalstadt im sabinischen Gebiete, geboren. Sein lebhafter Geist und sein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen jugendlichen Ausschweifungen; doch mag er

wohl nicht ganz so verdorben gewesen sein, wie gewöhnlich erzählt wird. Auch muß man billig den herrschenden Sittenzustand jenes Zeitalters bei Beurtheilung seiner Fehler mit in Anschlag bringen. Aus der getreuen und kräftigen Schilderung der sittlichen Verderbtheit der Römer sieht man freilich, daß er dieselbe sehr genau kannte, und selbst nicht ganz frei davon war. Durch Cäsars Gunst ward er zum Prätor ernannt, und nach Numidien geschickt, wo er sich bedeutende Schätze sammelte. Daher spielte er nach seiner Rückkehr zu Rom eine glänzende Rolle. In den spätern Jahren scheint er seine Jugendfehler eingesehen und mäßiger gelebt zu haben. Er starb im J. R. 719, v. Chr. 35. Während seines Privatlebens machte er die vaterländische Geschichte zu seinem Hauptstudium. Leider haben wir von der ausführlichen Geschichte, welche die Zeiten nach Sullas Tode bis auf die Catilinarische Verschwörung beschrieb, nur noch einige Bruchstücke. Zwei andere historische Schriften, die uns vollständig erhalten sind, erzählen die Kriege der Römer gegen den schlauen Jugurtha, König von Numidien, und die Verschwörung des kühnen Catilina. Der ausgezeichnete Werth dieser historischen Arbeiten ist anerkannt; denn sie empfehlen sich nicht weniger durch die Art der Erzählung und ihren Inhalt, als durch ihre Schreibart. Er scheint sich von den griechischen Historikern besonders den Thucydides zum Muster genommen zu haben, den er nach Quintilians Urtheil sogar übertrifft, und gehört zu den wahrhaften Geschichtschreibern. Mit vollem Recht kann man ihn der reifern Jugend vorzüglich empfehlen, da nicht nur sein kräftiger, reiner, oft sehr rednerischer Styl, sondern auch die Würde, Stärke, Wahrheit und Klarheit der Gedanken seine Schriften angenehm und nützlich machen. Die Hauptausgaben sind von Corte, mit einem ausführlichen Commentar, Leipzig 1724, und von Haverkamp, Amsterdam und Utrecht 1742. Zu den besten deutschen Übersetzungen kann man die von Schlüter zählen.

Salm. Es gab bis zum französischen Revolutionskriege zwei Grafschaften dieses Namens: die gefürstete Grafschaft Obersalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau, zwischen Elsaß und Lothringen, und die Grafschaft Niedersalm mit dem Städtchen Salm in den Ardennen, an der Grenze von Lüttich im Luxemburgischen. — Das uralte Geschlecht der Grafen Salm, welches die Grafschaften besaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien: 1) Obersalm erhielt Heinrich, dessen Nachkommen in zwei Äste sich ausbreiteten. Von dem ältern Aste kam ein Theil der Grafschaft durch Heirath im Anfange des 17ten Jahrh. an Lothringen; der letzte Zweig dieses Astes, der die Grafschaft Neuburg am Inn besessen hatte, starb 1784 aus. Die Hälfte von Obersalm aber, welche der jüngere Ast besaß, war durch Simons II. Tochter, Johanna, welche sich 1475 mit dem Wild- und Rheingrafen Johann V. vermählt hatte, an das wild- und rheingräfl. Geschlecht gekommen, wodurch ein neues fürstliches Haus Salm entstand. — 2) Niedersalm erhielt Carl. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; daher fiel die Grafschaft Salm an den jüngern Zweig dieser Linie, welcher mit Heinrich IV. 1418 erlosch. Sein Erbe war Johann IV. Graf von Reifferscheid (in der Eiffel), ein Nachkomme Gerlachs, des jüngern Sohnes Heinrichs II., Herzogs von Limburg. Also stammt das Haus Niedersalm (Reiferscheid) allein von dem alten Hause Salm in männlicher Linie ab, und die Fürsten dieses Hauses nennen sich deshalb Altgrafen von Salm. Es theilte sich 1629 in zwei Linien. Die äl-

tere besitzt Salm und Reiferscheid; die jüngere Dyk. — A. Die Ältere theilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstl. Haus Salm-Reiferscheid-Krautheim (sonst Bedbur). Dieses verlor seine Besitzungen im lüneviller Frieden, und erhielt dafür durch den Entschädigungsreceß 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürstenthum Krautheim (6 QM. 14,000 Einw. und 160,000 Fr. Einkünfte) erhoben wurden. Durch den Rheinbund kam dieses Fürstenthum, dessen Fürst catholisch ist und zu Gerlachsheim an der Tauber wohnt, unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden; b) das H. Salm-Reiferscheid-Hainsbach, welches allein noch den Grafen-Titel führt, hat niemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Seine Güter liegen in Böhmen, wo der Graf ein Kron-Erbamt bekleidet; c) das 1790 in den Fürstenstand erhobene H. Salm-Reiferscheid hat eben so wenig jemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Es erbte die Majoratsherrschaften der 1784 ausgestorbenen Salm-Neuburger Linie. Der Fürst wohnt in Wien. — B. Die jüngere Linie Dyk hat ihre Besitzungen im Bezirk Cöln des preuß. Großherzogthums Niederrhein und in Würtemberg ($2\frac{1}{15}$ der Herrsch. Schussenried und Weissenau). Sie ward 1816 in den königl. preuß. Fürstenstand erhoben. — Das gegenwärtige Haus Obersalm ist ursprünglich ein Zweig der Wild- und Rheingrafen. Die Güter der alten Wildgrafen (im ardenner Walde), Nachkommen der Söhne Ottos von Wittelsbach, des Mörders König Philipps von Schwaben, welche im Anfange des 15ten Jahrh. ausstarben, kamen durch Heirath an die Rheingrafen, die schon im 13ten Jahrh. die Rheingrafschaft Stein an der Nahe besaßen, und sich nun Wild- und Rheingrafen nannten. Von diesen stiftete Johann V., als Gemahl der Erbin von Obersalm, Johanna, das neue H. Salm. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen Salm, die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis sie diesen 1816 mit dem Namen Fürsten von Salm-Horstmar vertauschten. Nach mehreren Verzweigungen sind gegenwärtig nur noch drei Äste des Hauses Obersalm vorhanden: a) die Fürsten von Salm-Salm, cathol. Religion. Diese verloren in Folge der franz. Revolution die noch übrige halbe obere Grafschaft Salm im Wasgau und die wild- und rheingräflichen Länder. Sie behielten blos die Herrschaft Anholt an der Grenze von Westfalen und Holland. Durch den Receß von 1803 erhielten sie als Entschädigung ein Fürstenthum im ehemaligen Bisthume Münster, von 21 QM. mit 58,000 Einw. und 340,000 Fr. Einkünfte. Der Fürst von Salm-Salm trat zum Rheinbunde, verlor aber seine Souveränetät durch den Senatsbeschluß vom 10ten Dec. 1810. Er ist seit 1815 königl. preuß. Vasall. Der jetzige Fürst von Salm-Salm, zu Bocholt, Aahaus und Anholt, Herzog von Hoogstraten, heißt Constantin, und wohnt zu Anholt unweit Bocholt, einem Flecken an der Aa. Er trat 1816 den anholter Zoll an den König der Niederlande gegen jährliche Entschädigung von 22,150 holl. Gulden ab. Seine Kinder zweiter Ehe besitzen $\frac{1}{4}$ von den Herrschaften Schussenried und Weissenau in Würtemberg; — b) das fürstl. H. Salm-Neu-Kyrburg wurde ebenfalls 1803 für den Verlust der Grafschaft Kyrburg und seinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern, im Münsterschen (mit 10 QM., 8000 Einw. und 170,000 Fr. Einkünften), angrenzend an Salm-Salm, seit 1815 unter königl. preuß. Souveränetät, entschädigt. Dieser Fürst, der 1806 ebenfalls zum Rheinbunde getreten war und 1810 seine Souveränetät an Frankreich verloren hatte, ist

catholisch und wohnt zu Aahaus. Er ist Grand von Spanien der ersten Classe und ein Sohn des 1794 in Paris guillotinirten Fürsten; — c) das fürstl. H. Salm-Horstmar, Lutherischer Kirche, stammt von der Grumbachschen Linie der Wild- und Rheingrafen ab, deren beide Zweige, Rheingrafenstein und Grumbach, im J. 1803, für den Verlust ihrer Erbgüter auf dem linken Rheinufer, das Amt Horstmar im Bisthum Münster (von 31 QM. mit 46,000 Einw. und 400,000 Fr. Einkünften) erhielt; gegenwärtig unter königl. preuß. Souveränetät. Das Haus Rheingrafenstein erlosch, und der Wild- und Rheingraf von Grumbach wurde 1817 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Seitdem nannte er sich Fürst zu Salm-Horstmar. Er residirt zu Cösfeld. K.

Salmasius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ein durch seine tiefe und weitumfassende Gelehrsamkeit berühmter Gelehrter, geb. zu Semur en Auxois (jetzt Departement der Côte d'or) 1588. Sein Vater, der eine angesehene Magistratsperson und zugleich ein gelehrter Mann war, unterrichtete ihn selbst in den alten Sprachen, und schickte ihn nach Paris, um dort Philosophie zu studiren. Wie sehr seine Kenntnisse seinem Alter vorausgeeilt waren, beweist seine Ausgabe des Florus, welche 1609 erschien. Er selbst behauptet, sie in seinem 15ten Jahre besorgt zu haben, dann aber müßte 1593 sein Geburtsjahr sein. 1606 ging er nach Heidelberg, um unter dem großen Gothofredus die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Die dortige, an kostbaren Handschriften und gedruckten Werken reiche Universitätsbibliothek gab ihm Gelegenheit, seine Lernbegierde durch den Gebrauch dieser literarischen Schätze zu befriedigen, und sich durch die Herausgabe gelehrter Arbeiten Ruhm zu erwerben. Als er 1610 nach Frankreich zurückkehrte, trat er zwar als Anwalt in die gerichtliche Laufbahn, gewiß aber war er schon entschlossen, sich ganz der eigentlichen Gelehrsamkeit zu widmen. Kritische Arbeiten und gelehrte Streitigkeiten füllten sein folgendes Leben aus. Von seiner Mutter, einer Calvinistin, war er früh der protestantischen Glaubenslehre geneigt geworden; auch heirathete er 1623 die Tochter eines angesehenen Protestanten. Einige Jahre später verlebte er einen Theil seiner Zeit auf dem Landhause seines Schwiegervaters bei Paris, wo er seine großen Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. 1629 wünschte sein Vater, sein Amt auf ihn zu übertragen; auch machte das Parlament von Dijon keine Schwierigkeiten, obgleich der Sohn sich öffentlich zum Calvinismus bekannte; aber der Siegelbewahrer Marillac weigerte sich, die Urkunde zu vollziehen. Die Einladungen der Universitäten Padua und Bologna lehnte er ab; dagegen folgte er 1631 einem Rufe nach Leiden, um die Ehrenprofessur einzunehmen, welche Joseph Scaliger bei dieser Universität gehabt hatte. Nachdem er hier einige Zeit verlebt, erhielt er bei einem Besuche in Frankreich den Staatsrathstitel und den St. Michaelsorden. Seine Freunde machten mehrere Versuche, ihn in Frankreich zu behalten; der Cardinal Richelieu, wie man sagt, bot ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt unter der Bedingung an, die Geschichte seines Ministeriums zu schreiben. Er aber schlug das Anerbieten aus. 1644 erhielt er dennoch einen Pensionsbrief von dem König von Frankreich, doch bleibt es zweifelhaft, ob ihm je darauf etwas gezahlt worden. Ein Werk, welches er 1645 über den Vorrang des Papstes schrieb, erregte eine Beschwerde von Seiten der französischen Geistlichkeit wider ihn, die jedoch vom Hofe weislich an die Gottesgelehrten verwie-

sen wurde. Der verbannte König von England, Carl II., bewog ihn, 1649 eine lateinische Denkschrift für seinen Vater zu schreiben, welche unter dem Titel: Defensio regia pro Carolo I., erschien. Das Aufsehen, welches diese Schrift erregte, bewirkte, daß das Parlament durch Milton eine äußerst heftige und bittere Antwort darauf abfassen ließ (Defensio pro populo Angelicano), die Salmasius um so übler empfand, als auch seine republikanischen Beschützer in Holland den Eifer mißbilligten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter diesen Umständen folgte er 1650 gern den dringenden Einladungen der Königin Christine, Schweden zu besuchen. Das Clima dieses Landes war aber seiner Gesundheit nachtheilig; er ging über Dänemark, wo ihn der König sehr ehrenvoll aufnahm, 1651 nach Holland zurück, und begab sich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, statt Genesung, im Monat September seinen Tod fand. Er ward zu Mastricht begraben. — So heftig und schonungslos grob er in seinen literarischen Streitigkeiten war, so sanft und leutselig war er in seinem Hause; er stand ganz unter der Herrschaft seiner Frau. Von seinen zahlreichen Werken sind die wichtigsten: Plinianae exercitationes in Solinum und die Ausgabe der Scriptores historiae Augustae, ferner De Homonymis Hyles Iatricae; De mutuo; De modo usurarum; De foenore trapezetico; De re militari Romanorum; De re hellenistica; Observationes in jus atticum et romanum, epistolae u. s. w. Alle zeigen von seiner vielseitigen, eben so tiefen als umfassenden Gelehrsamkeit, weniger von seinem Geschmack und Urtheil. Unterstützt von einem ungeheuern Gedächtniß, arbeitete er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter seinen Zeitgenossen hatte er sich durch seine Angriffe und Ausfälle viele Feinde gemacht, aber auch die gelehrtesten Männer sprechen mit Ehrfurcht von ihm und erkennen in ihm ihren Meister.

Salmiak, ein aus Salzsäure und flüchtigem Laugensalz (ammonium) bestehendes Salz, das schon den ältesten Völkern bekannt war, und den Namen Sal ammonium, woraus die deutsche Benennung zusammengezogen ist, erhielt, weil es in Afrika, in der Nähe des Tempels des Jupiter Ammon, gefunden wurde. Man findet den Salmiak selten in der Natur, nur z. B. in den Auswürfen feuerspeiender Berge, oder als Mischungstheil thierischer Körper in sehr geringer Menge, und in einigen Seen in Toscana. Anfangs wurde nur allein in Ägypten der Salmiak künstlich bereitet, und durch Sublimation aus dem Ruß gewonnen, der sich von dem als Brennmittel gebrauchten Mist der Kameele und anderer Thiere, die salzige Pflanzen fressen, absetzt. Jetzt gewinnt man ihn z. B. auch in Belgien, indem man Ziegel, die aus Steinkohlenpulver, Ruß, Thon und gesättigter Kochsalzauflösung geformt werden, mit Knochen geschichtet in einem besondern Ofen der Destillation unterwirft, und in Deutschland, indem man entweder das durch trockne Destillation thierischer Stoffe gewonnene Ammonium in die nach Ausscheidung des Muttersalzes zurückbleibende Muttersoole leitet, und die vom niedergeschlagenen kohlensauren Talk befreite Salzlauge durch Verdunstung krystallisiren läßt. Man erhält den Salmiak im Handel theils in festen runden Kuchen, die durch beigemischte kohlige Theile schwärzlich gefärbt sind, theils als krystallisirtes Salz in Form von Zuckerhüten, im letzten Falle aber ist er selten rein.

Salomo, Davids Sohn von der Bathseba, und, auf deren Fürbitte, mit Zurücksetzung seiner ältern Brüder, Erbe des Throns der Hebräer, genoß während einer langen friedlichen Regierung, 1015 bis 975 v. Chr., die Früchte der Thaten seines Vaters. Das Gefühl seiner Majestät brachte er aus einer mit königlichem Glanz umgebenen Jugend, und die Weisheit, die ihm nachgerühmt wird, aus dem Unterrichte der Erfahrungen Davids und der Weisen seines Hofes mit auf den Thron, den er, noch Jüngling, mit der Strenge und Kälte eines orientalischen Monarchen einnahm. Um ihn zu befestigen, ließ er seinen Bruder Adonai und einige mißvergnügte Große des Reichs tödten, und knüpfte politische Verbindungen mit auswärtigen Königen an. In seinen treffenden richterlichen Urtheilen, wie durch die Vervollkommnung der Davidschen Staatseinrichtungen, zeigte er eine Überlegenheit des Verstandes, die ihm Ehrfurcht bei dem Volke erwarb. Unsterblich ward sein Ruhm durch den Bau des Tempels, dessen Größe, Pracht und Schönheit alles übertraf, was man bisher von Werken der Baukunst gesehen hatte, und dem Gottesdienste der Hebräer einen Glanz gab, der sie von neuem an ihre Nationalheiligthümer fesseln sollte. Der Reichthum, den Salomo durch klugen Gebrauch der ererbten Schätze, durch Gewinn im Handel, wobei er die Hebräer zuerst mit der Schifffahrt bekannt machte, durch genauere Benutzung der königlichen Einkünfte, die er durch 12 Statthalter eintreiben ließ, und durch Vermehrung der Abgaben an sich zu ziehen wußte, machte ihm diesen und andere Baue von Palästen, Städten und Festungen, und den Aufwand einer kostbaren und üppigen Hofhaltung möglich, wodurch auf der einen Seite der Wohlstand des Volks gehoben, die Übung der Künste befördert und die Bildung überhaupt gesteigert, auf der andern Seite aber auch das Beispiel eines verderblichen Luxus gegeben und eine allmählige Entfernung von der ursprünglichen Strenge des Mosaismus vorbereitet wurde. — Die Bewunderung der Weisheit und königlichen Herrlichkeit Salomos, die ihm neben dem nun häufigern Zuflusse von Fremden zu seiner Hauptstadt auch den Besuch einer Königin von Saba (Äthiopien) verschaffte, konnte einige Stimmen des Mißvergnügens übertäuben; seine Gerechtigkeit erhielt ihm die Achtung des Volks, und gegen das Murren der von ihm zu regelmäßigen Frohndiensten genöthigten heidnischen Völker, welche David dem hebräischen Reiche unterworfen hatte, stand ihm ein Kriegsheer zu Gebote, das 12,000 auf ägyptische Art gerüstete Reiter, und 1400 Streitwagen zählte. Auch schien das Glück diesen großen König lange zu begünstigen, und das israelitische Volk, im Genusse seines Wohllebens kaum zu bemerken, daß er sich zu ihm immer mehr in das Verhältniß eines Despoten stellte. Ganz wider das Mosaische Gesetz erlaubte er sich die Aufnahme ausländischer Weiber in seinen zahlreichen Harem, und war aus Liebe zu diesen Weibern im Alter schwach genug, ihnen freie Übung ihres Götzendienstes zu gestatten, und selbst daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widersacher, die ihm gegen das Ende seines Lebens nach dem Throne strebten, wider seine befestigte Macht nichts ausrichten. Erst nach seinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volks in offne Empörung aus, und sein unwürdiger Sohn, Rehabeam, vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die 40jährige Regierung Salomos, die er wohl schwächer und unrühmlicher endete, als er sie begann, wird jedoch wegen ihres Glanzes und ihrer glücklichen Ruhe von den Israeliten noch immer als einer der

hellsten Lichtpuncte in ihrer Geschichte gepriesen, und das ganze Morgenland sieht in ihr eine goldene Zeit, deren Bilder die orientalische Poesie an den ins Unermeßliche gesteigerten Ruf der Eigenschaften dieses Königreichs anknüpft. In der That gehörte er mehr dem gesammten Orient, als seinem Volke an. Seine Denkungsart war viel freier, als einem Hebräer geziemte. — In den Schriften, die die Bibel unter seinem Namen enthält, und die, wenn auch ihre Zusammensetzung einer viel spätern Zeit zugeschrieben wird, in ihrem Grundstoffe doch unstreitig Salomonischen Ursprungs sind, spricht ein philosophischer Geist, der sich über die Einseitigkeit der hebräischen Nationalität zu weltbürgerlichen Ansichten erhoben hat. Seine Sprichwörter (Meschalim, Gnomen, Sentenzen, übersetzt von Döderlein und Ziegler) sind reich an scharfsinnigen, witzigen Sprüchen, sein Prediger (Kohelet, Versammlung der Weisen, übersetzt von Mendelssohn, Friedländer, Kleuker, Schmidt, Nachtigall u. a.) erinnert an die Philosophie, welche sich geistreiche Große und Weltleute im Überdruß eines langen, üppigen Lebensgenusses aus dem Schatze ihrer Erfahrungen endlich zu bilden pflegen, dagegen das Hohelied (Schir Haschschirim) die ganze Glut und Süßigkeit einer bräutlichen Liebe ausdrückt, und, sei es auch das Werk eines spätern Dichters, doch im Geiste Salomos darstellt, wie glücklich er auch in der Liebe war. (Vergl. d. Art. Hohes Lied.) Daher ist seine Weisheit und sein Glück bei der Nachwelt sprichwörtlich geworden, und die Mährchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn, wie die romantischen Sagen der Normänner und Britten den König Arthus, als einen fabelhaften König, dessen in der Bibel selbst gerühmte Kenntniß der Natur, dessen Reichthum an Sinnsprüchen und Räthseln, dessen Herrlichkeit und Macht in ihren Darstellungen zu Zauberei und Wunder wird. — Der Siegelring Salomos war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei hohe symbolische Bedeutung.

Salonichi (Thessalonich, Solaniki), eine große, ansehnliche Stadt in Macedonien, nächst Constantinopel die wichtigste Handelsstadt in der europäischen Türkei, ist mit hohen Mauern und Festungswerken umgeben, liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens, an dem steilen Abhange des Berges Kurtiah in der Gestalt eines Dreiecks, zeichnet sich vor andern türkischen Städten durch Reinlichkeit aus, und enthält zehn große und mehrere kleinere Moscheen, neun Bäder und 70,000 Einw., darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche an 4000 Häuser bewohnen, und hier eine hohe Schule, Hora genannt, mit 200 Lehrern und 1000 Schülern haben. Die Häuser sind ganz im türkischen Style erbaut und die Bazars befinden sich in dem untern Theile der Stadt. Die beiden vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige, der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihte, griechische Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Auch befinden sich hier einige griechische Kirchen, ein griechischer Metropolit, einige griechische Klöster und eine catholische Kirche. Ferner ist die Stadt der Sitz eines Pascha von drei Roßschweifen. Der Hafen ist sicher, kann 300 Schiffe fassen, und es laufen in denselben Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern ein. Von dem mit sieben Thürmen versehenen

Castelle, welches zum Theil auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt beherrscht, hat man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt und die unabsehbare Ebene Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse. Nordwärts von dieser Ebene zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt. Man findet in und außerhalb der Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften. Seit dem 17ten Jahrh. ist sie ein wichtiger Handelsplatz, und Italiener, Engländer, Deutsche, besonders aber Franzosen, machen bedeutende Handelsgeschäfte dahin. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben zwar Consuln daselbst, aber ihr Handel ist nicht so bedeutend, wie derjenige der obigen Nationen; doch werden die russischen Geschäfte mit Sammet, Seide und Pelzen mit jedem Jahre wichtiger. Unter den Manufacturen der Stadt zeichnen sich die großen Zubereitungen von türkischem Garn, die Lederarbeiten und Färbereien aus.

Salpeter ist ein weißes säulenförmiges Salz, aus Salpetersäure und Kali bestehend, von kühlendem, scharfen Geschmack. Er erzeugt sich an vielen Orten von selbst, wenn seine Bestandtheile in dem Erdboden vorhanden sind, z. B. in Viehställen, Gottesäckern. In Ostindien bildet er sich an der Nord- und Ostseite vieler Hügel und Mauern östlich vom Ganges, und wird daselbst von den Einwohnern zusammengekehrt (Kehrsalpeter). Zu Molfetta krystallisirt er in einigen Höhlen; in Ungarn kommt er in Flözgebirgen vor. In den Salpeterpflanzungen (wie man die Anstalten zur künstlichen Gewinnung des Salpeters nennt) bereitet man den Salpeter aus verwesenden thierischen, d. i. stickstoffhaltigen, Dingen, weil diese während ihrer Zersetzung, durch Einfluß der atmosphärischen Elektricität, mit dem Sauerstoffe der Luft Salpetersäure bilden. Man schichtet zu dem Ende thierische Abfälle, Straßenkoth, Urin u. s. w. zu Haufen auf, in welche Kalk oder ein anderer anziehender Körper gemengt wird, damit die gebildete Säure sich nicht zerstreue, sondern sich mit ihnen verbinde, bedeckt sie mit Dächern, welche den Regen, nicht aber die Luft abhalten, sticht sie oft um, und begießt sie mit Urin. Nachdem der Salpetersieder durch Proben sich von der entstandenen Säure überzeugt hat, laugt er die Erdhaufen in Kästen oder Fässern aus, und bekommt eine Lauge, welche die gebildete Salpetersäure an jene ihr dargebotene Körper, Kalk, Ammonium, Talkerde, gebunden enthält. Durch hinzugebrachte Holzaschen-Potaschenlauge oder schwefelsaures Kali scheidet er diese von der Salpetersäure und verbindet die Säure mit Kali zum Salpeter, den er, als in der klaren Lauge zurückbleibend, durch Abdampfen und Krystallisation oder Läutern gewinnt. Der so erhaltene rohe Salpeter ist noch mit etwas gemeinem Salze, auch wohl mit Schwefelsäure verunreinigt, er kann davon durch wiederholte Krystallisation getrennt werden, und dient dann zum ökonomischen (Einpökeln), technischen (Schießpulver) und Arzneigebrauche (zur Reinigung der Luft durch Räucherungen, als harntreibendes, beruhigendes und kühlendes Mittel). Der Name Nitrum kommt zwar schon bei Plinius u. a. vor, doch scheinen die Alten darunter Natrum zu verstehen, da die erste gewisse Nachricht vom Salpeter sich von Albertus Magnus und Roger Baco herschreibt.

Salpetersäure wird durch Vermischung von Vitriolöl mit reinem Salpeter und Destillation gewonnen. Die gelbe dampfende Säure heißt Spiritus nitri fumans, eine schon mit Wasser ver-

dünnte weiße wird Scheidewasser genannt. Diese muß, wenn sie rein ist, Silber und Blei klar und ohne Rückstand auflösen. Mit ⅓ Salzsäure vermischt, gibt sie das Goldscheidewasser, Königswasser oder Aqua regis, das zum Auflösen des Goldes und der Platina dient.

Salvator Rosa, s. Rosa (Salvator).

Salvegarde ist der von einem General oder Kriegsbefehlshaber im Kriege einem Orte, einem Hause oder einer einzelnen Person zur Sicherung vor Plünderungen und Mißhandlungen ertheilte Schutzschein. Auch die Wache, welche zu jenem Zweck gegeben wird, heißt Salvegarde (Schutzwache), und trägt den schriftlichen Befehl des Generals u. s. w. zu ihrer Beglaubigung bei sich. Auf die Verletzung der Salvegarde steht die Todesstrafe. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo die Salvegarden sich befinden, so werden letztere nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern frei fortgeschickt. An manchen Orten nennt man auch eine Art von Polizeiwache, die zur Wegschaffung von Bettlern gebraucht wird, Salvegarden.

Salvus Conductus, oder sicheres Geleit, nennt man das einem Angeschuldigten geleistete richterliche Versprechen seiner Befreiung von dem Gefängnisse, unter der Bedingung, daß er sich vor Gericht stellen, und der Untersuchung unterwerfen werde. Ein Salvus Conductus wird in der Regel nur dann ertheilt, wenn es dem Richter an anderweitigen, anscheinend zureichenden Mitteln fehlt, sich der Person des Angeschuldigten zu versichern. Übrigens kann das sichere Geleit oder der Salvus Conductus ein vollkommener (Salvus conductus plenus) sein, der sich nämlich auf die ganze Zeit der Untersuchung erstreckt; dieser wird nur in Fällen, wo die Habhaftwerdung des Angeschuldigten überaus schwierig, an der Untersuchung wegen anderer Mitschuldigen dem Richter sehr gelegen, oder auch das Verbrechen selbst nicht so groß ist, daß eine fernere Entweichung zu fürchten wäre, ertheilt; oder ein unvollkommener (Salvus conductus minus plenus), der eine kürzere Dauer der Befreiung vom Verhafte bestimmt, als die Zeit der Untersuchung beträgt. Gewöhnlich wird bei Ertheilung des sichern Geleits eine Bürgschaft dafür erfordert, daß der Angeschuldigte sich wirklich stellen wolle; oder es wird unter der Bedingung ertheilt, daß es ihm nur, falls er sich zur Untersuchung stelle, zu Gute kommen solle. Übrigens kann der mit einem sichern Geleit wegen eines Verbrechens versehene Angeschuldigte sich dadurch nicht gegen die Verhaftung wegen anderer, nicht darin benannten Vergehungen schützen. — Ein dergleichen Salvus Conductus oder Schutzschein wird auch Reisenden oder Flüchtlingen im Kriege, redlichen Falliten gegen ihre Wechselgläubiger, wie auch Wechselschuldnern von ihren Gläubigern ertheilt, um sicher und frei nach einem Orte kommen, sich dort aufhalten, und in vorgeschriebener Zeit und Art wieder abreisen zu können. N. G.

Salz. Salze sind zusammengesetzte Körper, die aus Säuern und Grundkörpern, nämlich Erden, Alkalien oder Metalloxyden bestehen. Deshalb unterscheidet man sie, nachdem sie Alkalien enthalten, in Neutralsalze, wenn sie Erden enthalten, in Mittelsalze, und wenn sie aus Metalloxyden entstehen, in metallische Salze. Der Chemiker ordnet sie nach den Säuren, aus denen sie bestehen, und da er jetzt 42 Säuren kennt, betrachtet er sie in eben so viel Ordnungen. Ihr allgemeinster Charakter ist ihre Zusammensetzung aus Säuren

und Grundkörpern, die meisten lösen sich auch im Wasser auf und krystallisiren daraus wieder, jedes in seiner besondern regelmäßigen Gestalt. Einige zerfallen an der Luft zu Pulver, sobald die warme oder trockne Luft mehr Verwandtschaft zum Krystallwasser hat, als das Salz; im Gegentheil aber zerfließen sie. Einige sind im Feuer flüchtig und werden deshalb flüchtige Salze genannt, zum Unterschiede von den feuerbeständigen. Die Salze zerfließen meistens über dem Feuer in ihrem Krystallwasser, sobald dieses aber durch die Hitze verdunstet ist, trocknet das Salz ein, und nur verstärktes Feuer kann es zur eigentlichen Schmelzung bringen. Bisweilen dehnt man auch den Namen Salz auf die Alkalien und Säuren, wiewohl mit Unrecht, aus, und sagt alkalische und saure Salze. — Salze sind übrigens sowohl als Heilmittel, als auch in den Künsten und Gewerben von ausgebreitetem Nutzen. Man erinnere sich an den Vitriol, Alaun, Bleizucker in der Färberei; an den Salpeter, der zu Schießpulver verarbeitet wird; an das Bittersalz, Glaubersalz und den Salmiak, welche treffliche Heilmittel geben; endlich bedarf ihrer der Chemiker zu seinen Arbeiten und zu seiner Wissenschaft am nöthigsten. Unter Salz aber im gemeinen Leben wird immer Küchensalz verstanden, eine Verbindung von Salzsäure mit Soda (s. diese Art.). Das Seewasser enthält es in großer Menge aufgelöst, auch finden sich davon in England, Niedersachsen, Polen, Abyssinien ꝛc. große Massen in der Erde aufgelagert, die theils als trocknes Steinsalz ausgegraben werden, theils durch Wasser in der Erde aufgelöst, als Salzquellen zum Vorschein kommen und versotten werden. Man unterscheidet daher im Handel dreierlei Salz nach der Art der Gewinnung: Steinsalz, Seesalz, Soolensalz. Dieses Salz hat einen angenehmen Geschmack, krystallisirt in Würfeln, bleibt an der Luft unverändert. Seine Krystallen knistern in der Glühhitze und verflüchtigen sich beim Weißglühfeuer. Die Gewinnung des Seesalzes ist sehr einfach. Man läßt das Seewasser durch die Sonnenwärme in thönernen Cisternen verdunsten, oder siedet es in Pfannen ein. Das Küchensalz aus den Salzsoolen wird auf den Salinen durch Gradirung (s. d. Art.) und Versiedung gewonnen. Man untersucht zu letzterem Ende den Salzgehalt der Soole, um zu wissen, ob sie so stark an Salz sei, daß sie den Aufwand der Versiedung decke. Ist dies, so wird sie in Blechpfannen versotten, denen man wenig Tiefe, aber viel Oberfläche gibt. Nachdem das erste Aufsieden (Stören) mit einem Zusatz von Rindsblut erfolgt ist, kommt das eigentliche Salzsieden oder Soggen. Dazu ist 70 Grad R. die beste Temperatur. Nachdem sich das Salz zu Boden gesetzt hat, wird es ausgeschaufelt und in Weidenkörben in die Trockenkammern gebracht. Diese Trockenkammern sind in dem Bodenraume des Siedehauses, und werden aus den Schornsteinen desselben geheizt. Das erste gypshaltige Salz heißt Krücksalz, dann kommt das reinere der ersten Aufschläge, das letzte wird schlechter, die Mutterlauge liefert gelbes Salz. Der Pfannenstein (eine Verbindung von Glaubersalz, Gyps und Kochsalz) setzt sich, wegen seiner Schwerlöslichkeit an die Böden der Pfannen ab. Er wird zerschlagen, das Glaubersalz durch Auslaugen und Krystallisation geschieden, der Rückstand als Gyps oder Düngesalz auf Kleefelder benutzt. Aus der übrig bleibenden Mutterlauge bereitet man gewöhnlich kohlensaure Talkerde durch Zusatz von Potaschenlauge. F.

Salzburg war nach dem westfälischen Frieden bis 1802, außer den drei geistlichen Kurfürstenthümern, das einzige Erzbisthum in

Deutschland. Es lag im baierschen Kreise, hatte 180 QM., 16 Städte, 23 Marktflecken und in ältern Zeiten 250,000 Einw. Durch die heftigen Bedrückungen aber, welche viele von ihnen wegen der protestantischen Religion, zu der sie sich bekannten, besonders unter dem Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (von 1729—1733) zu leiden hatten, wanderte eine große Anzahl von Menschen, die sich über 30,000 belaufen haben soll, aus, so daß in spätern Zeiten die Volksmenge kaum 190,000 betrug. Jene Ausgewanderten begaben sich in andere deutsche Länder, auch nach Holland, England, Rußland, Schweden und Nordamerika, wo sie durch ihre Thätigkeit und ihren Kunstfleiß zu dem Flor ihres neuen Vaterlandes kräftig wirkten. — Das salzburgische Land ist gebirgig und enthält gleichsam nur ein einziges großes Thal längs der Salza, in welches viele Nebenthäler auslaufen. Es wird sonderlich auf der rechten Seite, längs der südlichen Grenze des Landes, von sehr hohen Gebirgen, die zur norischen Alpenkette gehören, eingeschlossen. Viele derselben (namentlich das 10,381 Fuß hohe Höchhorn) sind mit ewigem Schnee bedeckt, und zeigen alle Erscheinungen der Schweizeralpen, Gletscher, Klüfte, Schneelawinen, Wasserfälle rc. Gegen Norden ist das Land offen und hat einige schöne Ebenen. Die Luft ist rein und gesund, aber strenge. Die Winter sind stark und anhaltend, die Sommer in den engen Thälern sehr heiß; die meisten Berge sind fruchtbar und tragen unten Getreide, weiter hinauf Waldungen und gegen den Gipfel zu vortreffliche Weiden, Almen oder Alben genannt. — Zwischen den Bergen gibt es viele breite und fruchtbare Thäler, und der nördliche ebnere Theil des Landes ist sehr fruchtbar. Auch wird der Feldbau mit Emsigkeit betrieben. Doch bringt das Land nicht so viele Feldfrüchte, besonders Getreide, hervor, als es braucht; Baum- und Gartenfrüchte aber hinlänglich, Wein nirgends. Die Waldungen sind von Wichtigkeit, noch wichtiger ist der treffliche Graswuchs, der eine starke Viehzucht veranlaßt. Die Rindviehzucht, welche ganz auf schweizer Art getrieben wird, ist überaus beträchtlich, und macht die Hauptnahrung des Landes aus. Das Vieh ist von ungewöhnlicher Größe. Auch die Pferdezucht von einem nicht schönen, aber sehr starken Schlage, ist ansehnlich. An Wild ist großer Überfluß. Sehr wichtig sind die Mineralien, und unter diesen ist das Steinsalz das erste. Die übrigen sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Kobalt, Arsenik, Bergkrystalle, Marmor, Salpeter, Braunstein, Speckstein, Serpentin, Asbest, Torf, mineralische Quellen. Die Verarbeitung der Bergerzeugnisse macht beinahe den einzigen Fabrikzweig des Landes aus. Man hat Eisen-, Stahl- und Messinghämmer, doch wird noch vieles roh ausgeführt. Hier und da verfertigt man wollene Waaren und die Baumwollenstrickerei ist durch das ganze Land verbreitet. Der Bauer pflegt sein Bedürfniß an Flachs und Wolle nicht nur zu ziehen, sondern auch selbst zu verarbeiten, und macht sich Tuch, Leinwand, Strümpfe und Schuhe zu eigenem Gebrauche. — Die ehemaligen Erzbischöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Baiern das Directorium im baierschen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe, und abwechselnd mit Österreich (welches aber immer den Anfang machte) von einem Gegenstande zum andern das Directorium im reichsfürstlichen Collegium. Außerdem erhielten sie von dem Kaiser, auch wenn sie nicht aus fürstlichen Häusern waren, den Titel: Ew. Liebden,

dagegen die geistlichen Kurfürsten in diesem Falle nur Ew. Andacht genannt wurden. Im J. 1802 wurde dies Erzbisthum verweltlicht, und nebst Eichstädt, Berchtolsgaden und einem Theile von Passau dem Erzherzoge von Österreich und Großherzoge von Toscana, Ferdinand, zur Entschädigung für Toscana gegeben. Außerdem ward der Erzherzog unter die Zahl der Kurfürsten aufgenommen. Durch den presburger Frieden (1805) kam Salzburg unmittelbar an Österreich, und Eichstädt und Passau an Baiern, wogegen der Erzherzog-Kurfürst Würzburg bekam. Der wiener Frieden (1809) stellte Salzburg zur Verfügung Napoleons, der es 1810 an Baiern abtrat. Nach dem pariser Frieden ist es von Baiern wieder an Österreich vertauscht worden, mit Ausnahme eines Theiles vom linken Salza-Ufer, welcher, nebst Berchtolsgaden, bairisch geblieben ist. Der österreichisch gewordene Theil Salzburgs bildet jetzt (mit Ausnahme einiger kleinen zu Tirol geschlagenen Bezirke) den Salzach- oder salzburger Kreis des Landes ob der Ems. — Die Hauptstadt Salzburg ist auf drei Seiten von Bergen und gegen Norden von einer Ebene umgeben, und liegt in einer sehr romantischen Gegend, an beiden Ufern der Salza, über welche eine 370 Fuß lange und 40 Fuß breite Brücke führt. Die Stadt mit 860 Häusern und 13,000 Einw. hat zwar enge und krumme Straßen, aber regelmäßige Plätze (den Hofplatz mit dem prächtigen Springbrunnen von Marmor, den mit Arcaden und Gallerien eingefaßten Domplatz) und gut, meist in italienischer Manier, erbaute Häuser. Einige Festungswerke umgeben die Stadt; und auf dem Nonnenberge, dem höchsten östlichen Puncte des Mönchsberges, liegt 100 Klafter hoch über der Salza die Festung Hohensalzburg, mit einem Zeughause und einer unvergleichlichen Aussicht. Der südliche Theil des Mönchsberges ist gleich einer Wand senkrecht abgeschnitten, und dient zu einem unersteiglichen Bollwerke. Durch den Mönchsberg führt das neue oder Sigismundsthor, welches von 1769 bis 1774 erbaut wurde, und ein 150 Schritte langes und 7 bis 8 Schritte breites, durch einen Felsen gehauenes Gewölbe darstellt. Vor demselben steht die 15 Fuß hohe Bildsäule des heiligen Sigismund von weißem Marmor. Zu den merkwürdigsten Gebäuden der Stadt gehören: das Residenzschloß oder der jetzige erzbischöfliche Palast, die im edelsten Geschmacke und im Style der Peterskirche aufgeführte prächtige Domkirche mit zwei Thürmen und vor derselben die bronzene Bildsäule der unbefleckten Empfängniß, die Gebäude des Lyceums (oder der ehemaligen Universität) mit einer schönen Kirche, das neue Dicasterialgebäude, das Capitelhaus, das Hofstallgebäude mit einem in Felsen gehauenen Amphitheater, dessen man sich als Sommerreitschule bedient hat, und mehrere Paläste des Adels, als der Lodronische, Kuenburgische &c. Die ehemalige schöne Sommerresidenz Mirabella brannte 1818 nebst einem beträchtlichen Theile der Stadt ab. Außer dem Lyceum findet man hier eine medicinisch-chirurgische Lehranstalt, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, ein Schullehrerseminar, mehrere Bücher- und Kunstsammlungen. Von Fabriken sind hier eine Drahtzieherei, zwei Eisenhämmer, vier Tabaks-, vier Stärke- und Puderfabriken, eine Spielcharten-, eine Majolika-, eine Baumwollen-, eine Kattun-, eine Siegellack- und eine Lederfabrik. Auch treibt die Stadt wichtige Handelsgeschäfte, und jährlich werden zwei Messen oder Dulden gehalten. In der Nähe liegen die beiden landesfürstlichen Lustschlösser Hellbrunn mit künstlichen Wasserwerken und Kleßheim mit einer Fasanerie; das

gräflich Firmianische Schloß Leopoldskron, bekannt wegen seiner herrlichen Gemäldegallerie, und das fürstlich Schwarzenbergische Schloß Aigen mit schönen Gartenanlagen.

Salzmann (Christian Gotthilf), der berühmte Stifter der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, war 1744 zu Sömmerda im Erfurtischen geboren. Für den Stand seines Vaters, der erst zu Sömmerda, dann zu Erfurt Prediger war, wurde Salzmann auf gewöhnliche Weise gebildet, studirte 1761—1764 zu Jena, erhielt 1768 die unbedeutende Pfarrstelle zu Rohrborn im Erfurtischen, und folgte 1772 dem Rufe zum Diakonat an der Andreaskirche zu Erfurt, an welcher er bald darauf Pastor ward. Hier fand er als gemeinfaßlicher, herzlicher Prediger Beifall, aber auch wegen seiner vorurtheilsfreien Denkart Widersacher. Frühzeitig hatte er sich zum eigenen Forschen gewöhnt, und bei seinen theologischen Studien auf die Seite der damals noch seltenen Freunde der Aufklärung gewendet. Durch Rousseau und Basedow geweckt, und voll Empfänglichkeit für die Stimme der Natur, beobachtete er seine eigenen Kinder, und schlug bei ihrer Erziehung den Weg ein, den seine Neigung zum Einfachen und Natürlichen und die umlaufenden philanthropischen Ideen ihm vorzeichneten. Bei dieser Erfüllung seiner Vaterpflicht ward er sich seines Berufs zum pädagogischen Schriftsteller und praktischen Erzieher bewußt, den er zuerst durch seine 1778 herausgegebenen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde und noch mehr 1780 durch sein treffliches Krebsbüchlein (eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht, die mit ergreifender Ironie auf den entgegengesetzten Zweck hinwirkt) und durch seine Schrift über die besten Mittel, Kindern Religion beizubringen, beurkundete. — Im J. 1781 erhielt er einen Ruf von Basedow zu einer Stelle an dessen Philanthropin zu Dessau, und die Begeisterung für das Unternehmen dieses merkwürdigen Mannes bestimmte ihn zur Niederlegung seines Pastorats, um die ihm zugedachte Stelle als Religionslehrer und Liturg an der erwähnten Anstalt anzutreten. Doch konnte er sich hier, obschon mit gleichgesinnten Pädagogen zusammenwirkend, wegen des Mangels an Einheit und Zusammenhang in der Leitung dieser Anstalt nicht ganz befriedigt fühlen, und unerträglich war ihm das Ansinnen, seine Schriften allein der Gelehrten-Buchhandlung zu Dessau in Verlag zu geben. Wie er als Religionslehrer wirkte, beweisen seine Vorträge bei den Gottesverehrungen der Anstalt, die er 1781—83 in 4 Bdchn. herausgab. Den Freunden der damals beliebten nüchternen Ansicht des Christenthums waren sie willkommen, und durch ihre Faßlichkeit und sanfte Wärme auch der Jugend erbaulich. Vorzügliches Aufsehen aber machte sein Roman, Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, den er 1783 anfing und 1788 mit dem 6ten Bde. beendigte. — Gestützt auf seinen literarischen Ruf und Erwerb, und von dem Wunsche, auf eigene Hand zu wirken, getrieben, verließ er 1784 Dessau, und gründete auf dem von ihm angekauften, und wegen seiner gesunden, freundlichen Lage wohl dazu geeigneten Landgute Schnepfenthal bei Waltershausen im Gothaischen eine Erziehungsanstalt, deren Zöglinge anfangs nur aus seinen Kindern und wenigen Pflegesöhnen bestanden. Ungeachtet ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. zu diesem Unternehmen schenkte, und die herzogliche Regierung manche Vortheile und Freiheiten bewilligte, waren doch die Mittel, mit denen er nun an den Bau der Institutsgebäude ging, bei weitem nicht hinlänglich, und unstreitig hat seine unermü-

dete Thätigkeit, sein tüchtiger Verstand, der sich in dem wichtigen Fache des Haushalts bald zurecht fand, seine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und ein festes Vertrauen auf Gott zum Gelingen seines Werks das Beste gethan. Er fand Freunde, die ihn unterstützten, und geschickte Mitarbeiter bei dem Erziehungsgeschäfte, unter denen André, welcher 1787 eine Töchteranstalt zu Schnepfenthal gründete und sie 1790 nach Gotha verlegte, später als fürstlich salmischer Wirthschaftsrath in Mähren lebte, gegenwärtig aber als königlich würtembergscher Hofrath in Stuttgart sich aufhält, der nun verstorbene Naturforscher Bechstein, der in der Folge ein Forstinstitut bei Waltershausen gründete, später den Ruf als Director der Forstakademie zu Dreißigacker annahm, der Philolog Lenz, in der Folge Director am Gymnasium zu Nordhausen, später zu Weimar, jetzt wieder in Schnepfenthal privatisirend, Glaz, jetzt Consistorialrath in Wien, Guts Muth, der Wiederhersteller der Gymnastik und Herausgeber der pädagogischen Bibliothek, Weißenborn, Blasche, Ausfeld u. a. m. als pädagogische Schriftsteller und einsichtsvolle Erzieher rühmlich bekannt sind. — Das fröhliche Leben, die körperlichen Übungen, die lachende rothe Uniform der Zöglinge, die Reisen, welche Salzmann mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehrern Bänden zu beschreiben wußte, seine Jugendschriften, unter denen das moralische Elementarbuch vorzüglichen Werth hat, waren wohlgewählte Mittel, das Publicum zu gewinnen. Aus Deutschland, der Schweiz, England, Portugal und den nordischen Reichen wurden ihm Knaben zugesandt, und selbst drei Prinzen (von Hessen-Philippsthal, so wie der damalige Erbgraf [jetzt regierender Fürst zu Schaumburg-Lippe]) anvertraut; auch sein 1797 herausgegebener Himmel auf Erden wendete ihm viele weiche Vater- und Mutterherzen zu, so daß die Zahl seiner Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. — So wurde Schnepfenthal immer blühender, da seine weise und wohlberechnete Wirthschaftlichkeit zu erhalten und zu mehren verstand, was das Vertrauen der Ältern ihm in die Hände legte. Seit 1788 kam aus der damals zu Schnepfenthal errichteten (jetzt nicht mehr bestehenden) Buchdruckerei, in Verbindung mit einer Buchhandlung (welche noch jetzt unter dem Namen: Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, fortbesteht), sein thüringer Bote, ein vielgelesenes Volksblatt, und eine Menge von Erziehungs- und Kinderschriften heraus, durch welche Salzmann und seine Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf zahlreiche Leser wirkten. Weil diese Mitarbeiter willig auf seine Grundsätze und Anordnungen eingingen und überdies sechs derselben, Lenz, Weißenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld, seine Schwiegersöhne wurden, so konnte seine Anstalt, auch nach Vergrößerung ihres Personals, ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und den Seinigen ausgehende Geist der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit sie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog zwei seiner Söhne zu Lehrern heran, mehrere seiner Töchter ertheilten selbst Unterricht, und der Zusammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinschaftlichen Hausvater erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Bestreitung der Kosten. So konnte Salzmann, umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pflegesöhnen, im Genusse eines redlich verdienten Wohlstandes und des Beifalls seiner Zeitgenossen, geachtet und vielwirkend als Schriftsteller, vor andern glücklich gepriesen werden (wenn man nämlich die Kehrseite seiner Lage, z. B. die vielen Sorgen,

welche die Erhaltung einer solchen Anstalt, in Verbindung mit einer starken Familie, mit sich führen mußte, den Verdruß, welcher mit dem Wechsel und der nicht immer glücklichen Wahl der jüngern Lehrer nothwendig verbunden war, die Vorurtheile von Seiten seiner Nachbaren, mit welchen er zu kämpfen hatte, u. a. Umstände in den Hintergrund stellte.) Doch wie die Idee seines Unternehmens und der Geist ihrer Ausführung meistentheils der Zeit angehört hatte, wo es entstand und gedieh; so mußte der Eintritt einer neuen Zeit und anderer Ansichten ihm nachtheilig werden. Zwar hat er gehalten, was er versprach. Eine bedeutende Anzahl von ihm erzogener tüchtiger junger Männer bewies denen, welche den Ruhm des Gelehrten nicht für den einzigen halten, daß er mit Recht bei seinen Zöglingen mehr auf körperliche Gesundheit und Kraftübung, auf Brauchbarkeit für den künftigen Stand und Beruf, auf reine Sittlichkeit und Menschenliebe hingearbeitet hatte, als auf große Gelehrsamkeit; aber die poetisirende schöne Welt fand die Idylle des schnepfenthaler Lebens doch zu nüchtern, seine Kinderorden, seine Kartoffeln-, Kirsch- und andern Kinderfeste, so erfreulich sie seinen Zöglingen sein mochten, fielen in der Meinung des im Zeitalter Napoleons mit großartigern Festlichkeiten beschäftigten Publicums, und überdies ward bei der allgemeinen Verarmung die Zahl der Ältern, die den Aufwand der Pensionskosten in Schnepfenthal bestreiten konnten, immer geringer. So sank die Anstalt seit 1807 und kam 1809 bis auf 36 Zöglinge herab; auch zeigte sich eben nicht Hoffnung zur Wiederkehr ihrer vorigen Blüthe, da das Aufgehen der schweizerischen Sonne am pädagogischen Himmel Salzmanns Stern in vieler Augen verdunkelte. Außerdem muß man die Ursache von der Abnahme der Frequenz der Anstalt auch in der stets zunehmenden Anzahl neuer Erziehungsinstitute in und außer Deutschland suchen. Nachdem seine würdige Frau ihm 1810 vorangegangen und seine eigene, sonst ungemein dauerhafte Gesundheit durch gichterische Übel zerrüttet worden war, starb er für sein Glück und seinen Ruhm nicht zu früh, den 31sten Oct. 1811 im 68sten Jahre seines Lebens. — Sein Tod erneuerte in ganz Deutschland das Andenken seiner großen Verdienste. Unstreitig hat er als Erzieher und Volksschriftsteller viel Gutes gewirkt. Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit des Vortrags und edle Einfachheit zeichnete alles aus, was er schrieb, und seinen Belehrungen und Rathschlägen kann das Verdienst der Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden, wenn auch seine durchaus praktische Richtung denen nicht immer zusagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menschlichen Geistesthätigkeit halten. Salzmanns persönliche Darstellung war ganz einfach, aber achtunggebietend; seine hohe Stirn bezeichnete den selbstständigen Denker, die würdige Haltung seines Körpers und sein patriarchalischer Anstand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war sein Blick, schnell sein Entschluß, ruhig und besonnen sein unermüdetes Wirken, groß seine Herrschaft über sich selbst und seine Gewalt über die kindlichen Seelen, die er schon durch Blicke und Worte zu regieren wußte. Haushälterisch ohne Eigennutz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit, ward er allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leistete. Tausende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und ächten Lebensweisheit war, segnen das Andenken seines Namens. (Vergl. die Art. Philanthropinismus und Schnepfen-

thal.) — Sein schönes Werk, die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, besteht noch jetzt unter der Leitung seines Sohnes Carl Salzmann. E.

Salzsäure, eine mineralische Säure, die durch Zersetzung des Kochsalzes mittelst Vitriolöls erhalten wird. Sie ist im reinen Zustande wasserklar, stößt stechende Nebel aus und riecht unangenehm. Sie besteht aus Wasserstoff und einem einfachen Körper, den man ehedem oxydirte Salzsäure nannte. Diese oxydirte Salzsäure, besser Halogen oder Chlorine, entsteht aus der Salzsäure, sobald diese durch Berührung mit sauerstoffhaltigen Körpern ihren Wasserstoff los werden kann. Glauber stellte die gemeine Salzsäure zuerst aus dem Kochsalze dar, sie hieß auch lange Zeit nach seinem Namen, so wie der Rückstand der Destillation, bestehend aus Schwefelsäure und Soda, noch jetzt Glaubersalz genannt wird.

Samariter oder **Samaritaner**. Nach dem Untergange des Königreichs Israel entstand auf dem Gebiete desselben, aus den zurückgebliebenen Israeliten von den Stämmen Ephraim und Manasse, und den mit ihnen vermischten assyrischen Colonisten ein Volk, das von den Griechen nach der Stadt Samaria, um die es wohnte, den Namen Samariter erhielt. Als die aus der Verbannung zurückgekehrten Juden den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauten, wollten die Samariter daran Theil nehmen, wurden aber von jenen, weil sie wegen ihrer Vermischung mit Heiden unrein und nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen, worauf sie denn aus Rache den weiteren Bau der Stadt und des Tempels auf einige Zeit zu hindern wußten. Daher der Haß der Juden und Samariter gegen einander, der zu den Zeiten Jesu, wo die Samariter auf einen kleinen Strich Landes zwischen Galiläa und Judäa beschränkt waren, alle Gemeinschaft zwischen diesen beiden Nachbarvölkern verhinderte und noch jetzt fortdauert. Nie zur Selbstständigkeit gelangt, haben die Samariter die Schicksale ihres Landes getheilt und unter dem Drucke der Türken so an Bevölkerung abgenommen, daß nicht nur ihre im 17ten Jahrh. noch blühenden Colonien in Ägypten jetzt gänzlich ausgestorben sind, sondern auch zu Naplusa, dem alten Sichem, und Jaffa, den einzigen Orten, wo es noch Samariter gibt, zusammengenommen, nach einer 1811 an Silvestre de Sacy zu Paris von ihrem Priester Salameh gelangten Nachricht, nur noch dreißig Familien mit etwa 200 Individuen dieses Volks leben. — Zufolge dieser Nachricht und anderer Briefe, welche deutsche und englische Gelehrte im 16ten und 17ten Jahrh. von den Samaritern erhielten, sind sie in religiöser Hinsicht als eine den Juden, besonders den Karaiten, die den Talmud verwerfen, sehr nahe verwandte Secte zu betrachten und unterscheiden sich auch von den rabbinischen Juden nur darin, daß sie außer den fünf Büchern Mosis, an deren göttlichen Ursprung sie glauben, und dem Buch Josua keine biblische Bücher haben und anerkennen, den Talmud aber, wie alle rabbinischen Zusätze, ganz verwerfen, in Gebräuchen, Sitten und kirchlichen Einrichtungen nur so viel, als das Mosaische Gesetz ausdrücklich vorschreibt, pünctlich beobachten, und statt des Tempels zu Jerusalem den Berg Garisim in Samaria, wo sie in glücklichern Zeiten ihre Feste feierten und ihre Opfer brachten, heilig halten. Die Verehrung des einigen Gottes, die Beschneidung, die Reinigungen und Feste, das Purim oder Tempelweihfest ausgenommen, haben sie mit den Juden gemein. Auch glauben sie an Engel, an die Auferstehung und Vergeltung in einer andern Welt, und

hoffen auf einen Messias, den sie sich nach der Weissagung Mosis nur als einen Propheten vorstellen. Ihre Priester sind vom Stamme Levi und werden von ihnen als ihre Obern geachtet. Wegen ihrer Armuth opfern sie jetzt nur einmal jährlich ein Lamm zum Paschahfeste in ihrer Synagoge, wo sie ihre Gebete und Vorlesungen aus dem Pentateuch in aramäisch-samaritanischer Mundart halten und weiß gekleidet gehen. Sonst sprechen sie meist arabisch, zeichnen sich durch einen weißen Turban aus, und fristen ihr Leben durch Geldwechsel und Handarbeiten. Sie vermeiden jede nähere Gemeinschaft mit denen, die nicht zu ihrer Secte gehören, und verheirathen sich nur unter einander, so daß ein Mann zwar zur ersten Ehe zwei Weiber auf einmal haben, wenn aber eine davon stirbt, nicht vor dem Tode der andern und dann auch nur ein Weib ehelichen darf. — Dieses allmählig untergehende Völkchen hat besonders darum einiges Gewicht, weil es einen sehr alten, wenn nicht, wie einige behaupten, den ältesten Codex des Pentateuchs besitzt. Um dieses Schatzes willen ward jener Briefwechsel europäischer Gelehrten mit den Samaritern angeknüpft, wodurch bei ihnen die Erwartung einer Hülfe von ihren vermeintlichen Brüdern in Europa erregt und unterhalten worden ist. E.

Same, oder **Samen**, der Stoff, welcher allen organischen Körpern, folglich dem Thier- und Pflanzenreiche, zur Fortpflanzung dient. Wir verweilen hier nur bei dem Pflanzensamen. Betrachten wir seine äußere Gestalt, so finden wir hier die größte Mannichfaltigkeit. Es gibt kugelrunde, rundliche, eirunde, längliche, tellerförmige, nierenförmige u. s. w. Samen, deren Oberfläche bald glatt und glänzend, bald rauh und mit allerlei Nebentheilen versehen ist. Bei dem innern Bau haben wir die äußere Schale, oder Bedeckung, sodann den Kern und den darin eingeschlossenen Keim, den eigentlichen Haupttheil zu betrachten. Die äußere Bedeckung soll den Samenkern schützen. Sie besteht meist aus mehrern über einander liegenden feinen Häutchen, und ist von verschiedener Substanz. Ist sie holzartig und knochenhart, so heißt der Same Nuß, deren Kern noch überdies mit einer dünnen und weichen Haut umgeben ist. Bei vielen ist die äußere Bedeckung blos pergament- oder lederartig, bei den meisten aber noch dünner. Der Samenkern besteht aus einem mehlartigen, ölicht-schleimichten Wesen von mehr oder weniger Härte, und besitzt die Eigenschaft, die in der Erde befindlichen Feuchtigkeiten einzuschlucken, wodurch er erweicht wird, anschwillt und dem Keime zur ersten Nahrung dient. Man sieht einkernige, zwei- und vielkernige Samen. An der Stelle, wo der Same an der Samenkapsel oder am Fruchtboden befestigt war, befindet sich eine Narbe. Unter dieser liegt der Keim, welcher die künftige Pflanze enthält. (Man vergl. die Art. **Befruchtung** und **Pflanzen**.)

Samiel. Es führt diesen Namen ein Wind, der stoßweise in dem wüsten Arabien häufig weht, und von weitem durch seinen eigenthümlichen Geruch zu erkennen sein soll. Julius und August sind die Monate seiner gewöhnlichen Erscheinung. Seine Geschwindigkeit ist sehr groß, seine Wirkungen sind erstickend und lebensgefährlich, doch geht er in gewisser Höhe über die Erdoberfläche hinweg, und man schützt sich gegen ihn durch Niederwerfen auf die Erde, was man um so eher kann, da er sich durch Geruch, Geräusch und Staubwolken schon von fern ankündigt. In Italien und Dalmatien, wohin er sich ebenfalls erstreckt, hat er durch den langen Zug über Meer und Ge-

birge schon viel von seiner Bösartigkeit verloren. Er heißt dort Sirocco, erscheint gewöhnlich nach Ostern, bläst 14 bis 20 Tage lang, ist trocken, versengt die jungen Pflanzentriebe und versetzt die Einwohner in große Abspannung und Müdigkeit, welche sich gegen denselben durch das Verschließen aller Fenster und Thüren zu schützen suchen. Er folgt gewöhnlich auf Westwind, fängt mit Wirbelwinden an und schweigt des Nachts etwas. Während seiner Dauer soll man leicht und reichlich fischen.

Sämischgerberei unterscheidet sich von der Weißgerberei wenig, und nur darin, daß die mit Fett und Kalk zubereiteten Häute nicht weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich sämische Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochsen, Kälbern, Hämmeln, vorzüglich aber von Gemsen, Hirschen, Rehen und Elenthieren. Diese werden mit Kalk gebeizt, sodann enthaart; hierauf wird ihre Narbenseite mit einem stumpfen Messer abgestoßen, und so werden sie auf vier bis acht Tage nochmals in den Kalkäscher gelegt. Nachdem man sie herausgenommen, wird die Fleischseite glatt abgeschabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt, und sodann gehörig rein ausgewaschen und abgestrichen. Jetzt werden sie durch eine gährende Kleienbeize (aus Weizenkleie mit Sauerteig oder Hefen) weiter behandelt und darin gewalkt, damit sich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen sie durch Walken mit Thran und durch das Färben in der Braut die vollständige Zurichtung. Wenn sie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkstocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingesogen haben, legt man sie in Haufen über einander, bedeckt sie mit leinenen Tüchern und läßt sie bis zu einer, nicht zu starken, freiwilligen Erhitzung liegen. Durch dieses sogenannte Färben in der Braut ziehen sie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geschmeidigkeit. Das überflüssige Fett wird ihnen nachmals durch Aschenlauge wieder genommen. Dann werden sie vollends durch Streichen und Trocknen zugerichtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geschmeidigkeit zu Beinkleidern und Handschuhen.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landschaft Samnium in Unteritalien, hatten zu Grenznachbaren die Peligner, Marser, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten sie sich über den größten Theil jenes Landes. Wir begegnen ihnen häufig in der römischen Geschichte, und lernen sie hier als ein kriegerisches und freiheitliebendes Volk kennen, welches die Römer erst nach langen blutigen Kriegen, die mit einigen Unterbrechungen fast 70 Jahre dauerten, gänzlich unterjochen konnten. Die ersten Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten entspannen sich im J. R. 411, als die von den mächtigen Samnitern hart bedrängten Campaner die Hülfe Roms suchten und, um sie dazu zu vermögen (denn sie hatten mit den Samnitern einen Frieden geschlossen), ihr ganzes Land dem Schutze der Römer übergaben. Da nun die Samniter auf die freundschaftliche Aufforderung derselben Campanien nicht verließen, so rückte ihnen der römische Consul Valerius Corvus entgegen, und nöthigte sie, nach einem blutigen Treffen, sich in ihre Grenzen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit hatte ein anderes römisches Heer das Gebiet der Samniter angegriffen und ebenfalls nach einem verzweifelten Kampfe durch die heldenmüthige Entschlossenheit des jungen Publ. Decius Mus einen Sieg über sie errungen. Die Besiegten

mußten um Frieden bitten, hielten aber denselben nur so lange, bis sie sich von ihrer Niederlage erholt hatten. Denn im J. 426 brach ein neuer Krieg aus, noch blutiger als der erste, welcher um so hartnäckiger geführt wurde, da auch andere Staaten Unteritaliens den Samnitern zu Hülfe kamen. Ob nun gleich die Römer gewöhnlich siegten, so gerieth doch ihr Heer im J. 433 bei der Stadt Caudium in solche Engpässe, daß es, auf allen Seiten von feindlichen Scharen umringt, sich den größten Schimpf gefallen lassen und unter dem schmählichen Joche weggehen mußte. Da indeß der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Consuln mit den Feinden geschlossen hatten, verwarf und die Urheber desselben den Samnitern auslieferte; so wurden zur Fortsetzung des Krieges sogleich neue Feldherren abgesandt. Dem tapfern Papirius Cursor gelang es, die erlittne Schmach durch eine gleiche Beschimpfung an den geschlagenen Feinden zu rächen. Dessen ungeachtet dauerte der Krieg mit blutiger Erbitterung fort, weil die Samniter von ihren Nachbaren, welche Roms Oberherrschaft verabscheuten, thätig unterstützt wurden, und selbst der kriegerische König von Epirus, Pyrrhus, auf Bitten der beängstigten Stadt Tarent gegen die Römer kämpfte. Aber die heldenmüthigen Consuln Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus, Publius Decius Mus, Curius Dentatus, Caj. Luscinius Fabricius u. a. triumphirten wiederholt über die verzweifelt kämpfenden Gegner, und nach den schrecklichsten Niederlagen und der gänzlichen Verheerung ihres Landes sahen sich die unglücklichen Samniter genöthig, mit andern Völkern, die ihnen beigestanden hatten, um Frieden zu bitten. Diesen erhielten sie im J. 482. — Als zu Sullas Zeiten sich die italienischen Bundesgenossen gegen Rom empörten, standen die Samniter noch einmal gegen ihre Unterdrücker auf und kämpften mit wüthender Erbitterung. Doch Sulla demüthigte sie gänzlich und befahl, keinem Samniter das Leben zu schenken. Viertausend von ihnen, die gefangen worden waren, ließ jer drei Tage nach der Schlacht auf dem Marsfelde niederhauen. Die geringen Überreste des samnitischen Volks lebten von dieser Zeit an in Dörfern zerstreut. Übrigens ist noch zu bemerken, daß die Samniter auch Künste und Handwerke mancherlei Art betrieben. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbaren, der Griechen in Unteritalien, hatte auf sie einen sehr wohlthätigen Einfluß. Selbst Gesetze und Verfassung sollen sie größtentheils von denselben entlehnt gehabt haben. Ihre Regierungsform war demokratischer Art. Beim Ausbruch eines Krieges pflegten sie einen gemeinschaftlichen Feldherrn zu wählen. M. K.

Samojeden, eine Völkerschaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt ist, da sie als Nomaden in rauhen Wildnissen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schicksale und Helden durch Lieder aufbewahren, die nur unvollständige und höchst unsichere Aufschlüsse geben können. Als die siegenden Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tataren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man sie nicht näher kennen gelernt; denn noch hat kein Forscher ihre kalten und unwegsamen Wildnisse betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, sind die Tributeinnehmer, die aber blos ihr Geschäft und den Handel im Auge haben. Ähnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweise beweist indeß die nahe Verwandtschaft der Stämme und Völker, die wir zu den samo-

jedischen rechnen. Diese wohnen jetzt auf den Küsten des Eismeers. Nowaja Semlja bewohnen sie zwar nicht, aber östlich über den Jenisei reichen die Küsten, wo sie hausen, bis zum 65sten Grade der Breite. In diesen kältesten, rauhesten und ödesten Gegenden des Erdbodens leben sie einzeln und sparsam zerstreut vom weißen Meere bis fast an die Lena, also sowohl in Europa als in Sibirien. Sie selbst nennen sich Nenetsch, Menschen, oder Chasowo, Männer. Der Ursprung des Namens Samojeden ist zweifelhaft. Die europäischen Samojeden wurden Rußland schon 1525 zinsbar; sie wohnen in den Statthalterschaften Archangel und Wologda zwischen den Flüssen Mesen und Petschora, von andern Völkern getrennt. Die sibirischen Samojeden, östlich vom Ural, finden sich in der Statthalterschaft Tobolsk, um den Ausfluß des Ob, in ungeheuern Ländereien einzeln und zerstreut. Verwandt mit den Samojeden sind die namurischen und jeniseischen Ostjäken, die Koibalen und Tubinzen am Jenisei, die Sojoten und Mutoren im sajanischen Gebirge, die Kamaschen am Kana und Mana, die Juraken und einige andere unbedeutende Völkerschaften.

Samos, eine berühmte Insel im ägeischen Meere an der kleinasiatischen Küste, Ephesus gegenüber. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Joniern und sie gehörte mit zum ionischen Bunde. Die Hauptstadt hieß ebenfalls Samos (jetzt Kora). Die Samier legten sich frühzeitig auf Handel und Schifffahrt, und waren die ersten Griechen, welche nach Spanien und Ägypten fuhren. Dadurch und durch die Fruchtbarkeit der Insel wurden sie das reichste und mächtigste Volk des ionischen Bundes. Die griechische Kunst blühte frühzeitig auf Samos, wo man zuerst gegossene Bilder von Bronze verfertigte. Rhökos und seine Söhne Theodoros und Telekles waren Bildner zu Samos. Die Insel war der Juno besonders geweiht. Ihre Verfassung war abwechselnd monarchisch, aristokratisch und demokratisch. Unter Vespasian ward Samos römische Provinz.

Samothrake oder Samothrace, eine Insel des ägeischen Meeres, unweit Lemnos, an der thrazischen Küste, der Gegend von Troja gegenüber, im Alterthume vorzüglich berühmt durch ihre Mysterien, deren Priester zuerst die Kabiren, dann die Dioskuren gewesen sein sollen. Die Einweihung in diese Mysterien sollte auch vor den Gefahren zur See schützen; daher schon von den Argonauten erzählt wird, sie seien auf Orpheus Rath, der selbst ein Eingeweihter war, auf Samothrake gelandet. Wie über alle Mysterien, so liegt auch über diesen ein geheimnißvolles Dunkel, das sich selbst auf die Namen der verehrten Gottheiten erstreckt. Daß ägyptische und phönizische Gottesdienste und Gebräuche später mit griechischen vermischt und verwechselt wurden, scheint gewiß. Später soll der samothrazische religiöse Cultus zu den Etruskern gekommen sein, jedoch mit veränderten Götternamen. Übrigens genoß die Insel, aus Achtung für die Mysterien, auch unter der römischen Herrschaft fortdauernd eine gewisse Freiheit, und selbst eine Zeitlang nach Chr. Geb. noch standen jene allberühmten Mysterien in Ansehen.

Samuel, der letzte unter den Richtern der Hebräer. Er wurde sich der hohen Bestimmung, sein Volk von den unter seinen Vorgängern eingerissenen Gräueln der Abgötterei und Gesetzlosigkeit zum Dienst des einzigen Gottes zurückzuführen, schon als Knabe bewußt. Im Tempeldienst herangewachsen, hatte er erkannt, was den Hebräern Noth that, und als sie von den Philistern hart bedrängt wurden,

trat er mit kräftigen Ermahnungen zur Gottesfurcht, als dem einzigen Rettungsmittel, unter ihnen auf. Auf sein Gebet und Opfer gab Gott seinem Volke wieder den Sieg. Daher übertrug es ihm das Richteramt, das er mit großer Thätigkeit zwölf Jahre lang verwaltete, und durch Wiederherstellung des vernachlässigten Jehovahdienstes auszeichnete. Auch gab er der nach Mosis Gesetz verfassungsmäßigen Theokratie eine starke Stütze durch Stiftung der Prophetenschulen (s. d. Art. Propheten). Da jedoch seine Söhne, denen er bei herannahendem Alter das richterliche Amt übertrug, nicht im Geiste seiner Gerechtigkeit handelten, so mußte er dem Verlangen des Volks, einen König zu wählen, nachgeben. Bei dieser Staatsveränderung, die seinen Grundsätzen und Überzeugungen ganz entgegen war, berieth er dennoch das Volk mit der Weisheit und Uneigennützigkeit eines Vaters. Er wußte den erkornen König Saul durch einschränkende Bedingungen an die alte Verfassung zu binden, und wenn er dagegen fehlte, zurecht zu weisen. Unerbittlich war er aber auch, als dieser unkluge König sich Eingriffe in die priesterlichen Rechte zu Schulden kommen ließ. Er verwarf ihn und salbte den Hirtenjüngling David zum Nachfolger auf dem Throne Israels. Vorzüglich durch diese glückliche Wahl ward Samuel der Wohlthäter seines Volks, doch erlebte er das Ende der Zwistigkeiten zwischen Saul und David nicht, und noch sein Schatten mußte den von Gott verlassenen König schrecken und strafen. Die unter Samuels Namen im A. T. befindlichen historischen Bücher sind im Geiste seiner hierarchischen Idee geschrieben, doch erweislich von späterer Hand. E.

Sanction (pragmatische) ist die Urkunde, durch welche Kaiser Carl VI., der sich ohne männliche Nachkommen sah, seinen weiblichen Nachkommen die Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern bemüht war. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürsten Europas zur Annahme und Gewährleistung dieser Urkunde (daher der Name), bis auf den Kurfürsten von Baiern, der als nächster männlicher Erbe der österreichischen Länder seinen Beitritt standhaft verweigerte. Wie wenig diese Maßregel übrigens Maria Theresia den unangefochtenen Besitz ihrer Erbstaaten sicherte, ist aus der Geschichte Österreichs bekannt.

Sanct-Helena. Diese in der neuesten Geschichte als Verweisungsort für Napoleon merkwürdig gewordene Insel erhebt sich ganz einsam in der Mitte des westlichen Oceans, hat einen Umfang von höchstens zwölf, in der größten Länge fünf, und in der größten Breite vier Stunden. Das Ganze ist 2700 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, höchst sonderbar zerklüftet, und von mehreren kleinen Thälern durchschnitten sind. Beim ersten Anblick aus der Ferne bietet diese Insel nichts als eine schwarze, verbrannte, tausendzackige, in sich selbst zerspaltene Felsenmasse dar. In der Nähe aber zeigt sich das schöne tropische Pflanzenleben in seiner ganzen Herrlichkeit. Diese Insel ward am 22sten Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie durchaus wüst und unbewohnt, und man fand nur einige Schildkröten und Seevögel darauf. Die Portugiesen, welche einsahen, wie viele Vortheile sie den in diesen Gewässern schiffenden Seeleuten gewähren würde, versetzten verschiedene Arten vierfüßiger Thiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, legten

aber keine Niederlassungen an, sondern bauten nur eine kleine Kirche in dem sogenannten Capellenthale. Sie ward gegen das J. 1600 von den Holländern zerstört, die sogar die in der Umgegend gepflanzten Bäume fällten. Zu verschiedenenmalen ließen sich einige Personen auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer darauf fest, verpflanzten neue Thiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die englisch = ostindische Compagnie diese Insel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer nahmen sie zwar 1673 durch Überrumpelung wieder, aber im nämlichen Jahre eroberten die Engländer sie von neuem, und bauten das Fort St. James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Sie ist für ihren Handel von größter Wichtigkeit; denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber wegen der Passatwinde die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Man pflegt die Reise von St. Helena nach England in acht bis zehn Wochen zu machen, während man umgekehrt auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Clima dieser Insel ist schön; der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und August zuweilen bewölkt; kein anderer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane, noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Zone. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Es regnet übrigens überhaupt sehr selten, jedoch verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden gar sehr dabei. Diese mit Felsen und hohen Bergen besetzte Insel, deren schroffe Küsten eine 800—1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und nach mit einer gegen anderthalb Fuß dicken fruchtbaren Dammerde bedeckt worden, die eine üppige und reiche Vegetation zeigt. Das benöthigte Mehl kommt aus England, und in bösen Jahren ißt man Yams, Ignamen und Pataten statt des Brotes. Aus dem Thierreich hat man wenige Pferde, aber viele Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner u. s. w. Noch gibt es wohlschmeckende Schildkröten und eine große Menge von Fischen. Das süße Wasser ist gut und sehr gesund, vorzüglich im Capellenthale, wo mehrere schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die Kaufmannsläden mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht alles in ungeheurem Preise, und es ist in St. Helena alles viermal theurer, als in London selbst. Die ganze Bevölkerung der Insel wird auf 5000 Seelen geschätzt. Mit Ausschluß der wenigen Compagniebeamten lebt hier alles von der Landwirthschaft und dem Schiffverkehr. So bringen die Einwohner 9 Monate des Jahres auf ihren Landgütern im Innern der Insel zu, und kommen nur zur Zeit der Ostindienfahrer (Februar bis April) in die einzige vorhandene Stadt St. Jamestown. Diese liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bai in einem schmalen sich sanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelstunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt ist. Das Ganze besteht aus drei bis vier gepflasterten Straßen. Die Häuser haben platte Dächer, Gallerien u. s. w. St. Helena ist gegen

feindliche Landungen nicht blos durch die hohen Felsen und die heftige Brandung sehr gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Puncten Batterien und Bollwerke angelegt. Die Schiffe können übrigens nur in der St. Jamesbai mit Sicherheit ankern, indem sie nur hier vor Stürmen und Windstößen gedeckt sind. Man trifft auf der Insel keine wirklichen Fahrstraßen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochsen bespannte Karren fortkommen können, die man zu Fortschaffung größerer Lasten benutzt. Man vergl. übrigens d. Art. Buonaparte (Napoleon) u. a. m.

Sand, s. Sandsteingebirge.

Sand (Carl Ludwig), Candidat der Theologie, aus Schwärmerei der Mörder des Staatsraths von Kotzebue, geb. den 5ten Oct. 1795 zu Wunsiedel im Baireuthischen, in dem jetzigen Obermainkreise des Königreichs Baiern, wo sein Vater, ehemals preußisch-anspachischer Justizrath, und seine Mutter noch leben, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die vorzüglich seine (schwärmerischen Ansichten, wie man sagt, nicht unempfängliche) Mutter geleitet haben mag. Als Kind war er fast immer kränklich, und man erklärte aus der bei ihm zurückgebliebenen Schwäche seine Niedergeschlagenheit und den Hang zur Verschlossenheit. 1810 folgte er seinem Lehrer Saalfrank auf die Schule zu Hof, und 1812 auf das Gymnasium zu Regensburg, wo er fleißig und brav, aber immer etwas finster und verschlossen war. Er soll daselbst besonders die philosophischen Vorträge Kleins, jetzigen Professors zu Würzburg, mit Vorliebe studirt haben. Von Regensburg zog den jungen Sand im Herbst 1814 Eschenmayers Ruf nach Tübingen, wo er mit vielem Eifer den Vorbereitungswissenschaften der Theologie oblag, bis auch ihn, wie so viele andere Studirende, die Wiedererneuerung des Krieges gegen Frankreich im J. 1815 zu den Waffen rief. Er diente, nachdem er vorher in die Verbindung der Teutonia getreten war, als Cadet unter den freiwilligen baierschen Jägern des Rezatkreises, kam aber nie ins Gefecht. Sein Hauptmann hat sein musterhaftes Betragen öffentlich anerkannt. Der Friede gab ihn den Studien wieder, welche er zu Erlangen fortsetzte. Hier war unter seinen Lehrern Dr. Kaiser derjenige, der ihn besonders anzog. Während er sich durch Fleiß und anständiges Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er durch Biederkeit und Geradsinn die Liebe fast aller derer, die ihn kennen lernten; seinen vertrauteren Freunden aber flößte er durch seine in Schwärmerei sich verirrende Begeisterung für Religion und Vaterland schon damals Besorgniß ein; denn es blickte allenthalben nur zu deutlich hervor, daß in ihm das Gemüth eine gewaltige Herrschaft über den Verstand behauptete, und daß religiöser Mysticismus verschmolzen mit verkehrten Ansichten von deutscher Nationalität ihn aufs höchste überspannten. Früher wollte er sich zum Missionär bilden. Ein Unglücksfall im Sommer 1817 entschied vollends den Verlust des klaren, sittlich freien Bewußtseins in ihm. Es war nämlich sein Stubengenosse und liebster Freund vor seinen Augen beim Baden ertrunken, ohne daß er ihm helfen konnte. Fortan war Tiefsinn die Farbe seiner Seele, bis das Wartburgsfest (s. d. Art.)*) und

*) Hier machte er durch sein kraftvolles und schönes Äußere viel Eindruck. Er ward mit zum Festausschuß gewählt, sah auf Ordnung, hörte die Reden mit an, hat aber nicht selbst gesprochen; doch über-

das akademische Leben zu Jena, wo er seit Michaelis 1817 studirte, seinen niedergedrückten Geist wieder etwas aufrichteten. Auch in Jena erschien er allen als ein ernsthafter, ruhiger, besonnener und nach dem Guten eifrig strebender Mensch. Er sprach wenig, und hielt unter den Studenten auf gesetzliche Ordnung. Übrigens war er Mitglied der sogenannten Burschenschaft und eines literarischen Vereins, aber keines Ordens, oder geheimen Bundes. In Erlangen hatte er selbst schon 1816 eine Burschenschaft gegründet. Dabei war sein Herz voll von der dunkeln „warmen Idee des großen deutschen Vaterlandes," wie er sich ausdrückte, ohne daß er, wie man aus seinen Papieren ersah, über Zweck und Mittel seines eigentlichen Berufes mit sich ins Klare kam. Vielmehr in sich verschlossen, brütete seine Phantasie über Gefühlen, die er mit Religion und Politik verschmolz. Für das Vaterland hatte er einst im Kriege das Leben wagen wollen, auch jetzt war er immerfort bereit, sich demselben zum Opfer darzubringen. Den neuen Ankömmlingen auf der Universität drückte er die Hand und sprach mit feierlichem Ernst einzelne große Worte zu ihnen, als ob er sie für Wahrheit, Recht und Vaterland einweihe. Man will bemerkt haben, daß er das Studium der Exegese ganz vernachlässigt, daß er fleißig in der Bibel gelesen, und einigemale zu Erlangen, Tübingen und Jena den anatomischen Hörsaal besucht habe, was jedoch ganz absichtlos geschehen sein soll. Dem Gespräche überhaupt wenig zugänglich, mußte er in seinen Ansichten immer tiefer versinken, und bei aller Demuth eines religiösen Gemüths, stolz auf sein Bewußtsein, jeden andern tief verachten, der den Schwung seines Gefühls nicht begriff oder theilte; er mußte bei dem, was er für wahr und gut hielt, rechthaberisch, hartnäckig und unbeweglich stehen bleiben, und da er die Kraft zu handeln wie den Willen dazu hatte, den Vorsatz immer tiefer in sich wurzeln lassen, etwas Großes für seine Idee von dem Vaterlande zu thun, selbst mit Hintansetzung des Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. Diese Gemüthsrichtung beweisen folgende Zeilen, welche man von Sand in dem Stammbuche eines Freundes, am 21sten Junius 1818 zu Jena, geschrieben fand: „Unser Leben Heldenfahrt, kurzer Sieg und früher Tod." Hierauf einige überspannte Äußerungen und Körners Worte: „Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehen, oder frei zu den glücklichen Vätern gehen." — In der Nähe dieses Schwärmers nun lebte Kotzebue, der durch kalten Spott und bittern Witz, ohne Gemüth und Erhebung, das Heiligste in den Augen einer feurig fühlenden Jugend, die akademische Freiheit, angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russischen Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die politische Volkskraft seines ehemaligen Vaterlandes lenke. Da mußte in Sand der mit Verachtung gepaarte Haß gegen diesen vermeintlichen Feind der deutschen Nation um so heftiger ent-

gab er den daselbst versammelten Jünglingen eine Punctation (Nürnberg 1819), die seine Ansicht von einer allgemeinen Vereinigung aller deutschen Akademiker enthielt. Auch ging er am Abend mit an das Feuer und sah die Bücher verbrennen, unter welchen Kotzebues deutsche Geschichte sich befand, wodurch er, wie man sagt, aber nicht glaublich scheint, zuerst auf diesen Schriftsteller aufmerksam wurde. Im Herbst 1818 machte Sand eine Reise nach Berlin, wo er Jahn kennen lernte.

brennen, je mehr sich der kräftige und reine Jüngling durch Gesinnung und That über die Sphäre der Knabenzucht erhoben fühlte, in die der spottende Tadel eines der politischen Angeberei verdächtigen Lustspieldichters, dessen Charakter durch nichts Hohes Ehrfurcht einflößte, an dessen Namen vielmehr schimpfliche Erinnerungen hafteten, die akademische Jugend zurück versetzt sehen wollte. Auch konnte es wohl keinen schneidernden Gegensatz geben, als Kotzebue, den gewandten, der Überlegenheit seines Witzes sich bewußten Weltmann, die Geißel der Satyre gegen seine Gegner schwingend, und ihm gegenüber den von Nationalstolz, Vaterlandsliebe und akademisch-politischem Parteigeiste zur sectirerischen Schwärmerei entzündeten Sand. Natürlich erblickte dieser in jenem den geistvollsten, mithin den furchtbarsten Feind seines Vaterlandes. Das literarische Wochenblatt, die Auftritte in Weimar, Ludens, Okens, Wielands, Lindners Verfolgung, endlich die Stourdzasche Schrift, deren Abfassung man Kotzebuen zuschrieb, dies und manches Andere scheint den unglücklich befangenen Jüngling zu dem Entschlusse gebracht zu haben, Kotzebuen zu ermorden. — Mit diesem schon im Dec. 1818 gefaßten Vorhaben verließ er Jena den 9ten März 1819 und kam den 23sten früh um 10 Uhr nach Mannheim. Schon um 11 Uhr ließ er sich in Kotzebues Wohnung anmelden. Es hieß, Kotzebue sei nicht zu Hause, und Sand, der sich Heinrichs aus Mitau nannte, ward auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wiederbestellt. Unterdessen sah er sich in der Stadt und im Schloßgarten um, speiste im Gasthofe an der Wirthstafel, unterhielt sich mit den Anwesenden, und begab sich Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kotzebues, der eben eine Gesellschaft bei sich erwartete. Er ward in ein Zimmer geführt, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog Sand den Dolch und stieß ihn mit den Worten: Hier, du Verräther des Vaterlandes! Kotzebuen ins Herz. Nachdem er ihm noch zwei Stiche gegeben hatte, gab er sich selbst einen Stoß mit einem kleinen Schwert in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehindert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift: „Todesstoß dem August von Kotzebue," überschrieben, die er mit dem Dolche irgendwo hatte anheften wollen, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte *). Kaum hatte er die Straße erreicht,

*) Falsch ist es, was eine Zeitung erzählte, das Papier habe die Worte enthalten: „Kotzebues Todesurtheil, gesprochen von der Universität — den 18ten März und von dem Überbringer vollzogen" — !! Jener von ihm selbst verfaßte und geschriebene Aufsatz, Todesstoß betitelt, beweist übrigens seine Überspannung und die schreckliche Verirrung seines Gewissens. Z. B. folgendes: „Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch! Entscheidet Euch auf Leben und Tod!" — „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue, niederzustoßen," u. s. w. Auch hat er eine Schrift: Todesurtheil des A. v. K., verfaßt, die aber nicht zu den Acten gekommen ist. Noch wird bemerkt, daß er bei der That das Evangelium Johannis, aus dem neuen Testament herausgeschnitten, bei sich getragen habe.

so rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!“ kniete nieder, und stieß mit den Worten: Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg, das kleine Schwert in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital, und am 5ten April ins Zuchthaus, wo er ein sehr bequemes Zimmer für sich allein hatte, und mit der größten Menschlichkeit behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer am 8ten April überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft, auch bei mehreren Confrontationen dabei, daß er keine Mitschuldigen habe (was auch durch keinen Umstand sich dargethan hat), und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Doch hatte Sand den Grundsatz, daß er nur schuldig sei, dem Richter in den Puncten die Wahrheit zu sagen, die ihn selbst beträfen. Daher wurde mehreres, was er in Ansehung dritter Personen anführte, theils von ihm selbst zurückgenommen, theils sonst widerlegt. Seiner That sich freuend, die er nach seinem Geständnisse seit länger als einem Jahre überdacht, und nach manchem Seelenkampfe als nothwendig für das Gesammtwohl Teutoniens beschlossen habe, bedauerte er blos Kotzebues Familie. Auch gestand er, daß er sich in Jena der Verbreitung des Liedes: Deutsche Jugend an die deutsche Menge, ohne jedoch den Verfasser zu kennen, unterzogen habe. Sein Schicksal erwartete Sand mit Gleichmuth. Er ließ sich vorlesen, las späterhin auch selbst, meist in der Bibel, oder in Schillers und Körners Gedichten. — Bei der Untersuchung seiner Papiere in Jena fand man folgenden Anfang eines Briefes: „Ich gehe meinem Schicksale, dem Schaffott, entgegen,“ und einen Brief von ihm an einen Studenten in Jena, den dieser der Burschenschaft vorlesen sollte. Sand erklärt darin, daß er aus ihrer Verbindung trete, — weil es ihr nicht gleichgültig sein könne, wenn er auf dem Rabenstein sterbe, und er hierdurch nur dem zuvorkomme, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde, — der Ausschließung aus ihrer Mitte. — In einem andern Briefe bezeichnet er die That näher, zu welcher er sich anschicke, und sagt: daß es ihm freilich schrecklich sei, einen Menschen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen ꝛc. Auch aus dem Briefe, den Sand, kurz vor Verübung seiner blutigen That, an seine Verwandten erlassen hat, welcher aber erst später eintraf, überzeugt man sich, daß er nur das Opfer seiner eigenen fanatischen Verblendung, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen ist; aber nicht ohne Wehmuth kann man in diesen Zeilen den Kampf eines edlen Gemüths, aus welchem Großes hätte werden können, mit den Verirrungen einer wilden Schwärmerei und den Sieg der letztern erblicken. Der Brief ist abgedruckt in der Allg. Zeit. 1819, 106 fg. Der Bruder des Unglücklichen und seine Mutter erhielten die Erlaubniß, ihn zu sprechen, allein Sand lehnte den Besuch ab, weil er sie nicht ohne Zeugen sprechen durfte. Die Untersuchung ward in Mannheim von dem Oberhofgerichtskanzler von Hohenhorst, zwei Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirector von Jagemann, als einer besonders hierzu angeordneten Commission geführt, welche mit den Commissionen zu Weimar, Darmstadt und Gießen, und mit dem berliner Polizeiministerium correspondirte. Auch schickte man von Carlsruhe Auszüge

aus den Untersuchungsacten an die Central-Untersuchungs-Commission in Mainz, welche in ihrem Berichte vom 1sten Mai 1822 an die Bundesversammlung in Frankfurt Sands That als Product des durch Lehrer gehegten Treibens der Jugend darzustellen sich bemüht, aber keine Mitwisser derselben entdeckt hat. (S. Allgem. polit. Ann. VIII. 1.) Am Schlusse der in Mannheim geführten Untersuchung bezeugte das dasige Stadtphysikat, daß „Inquisit im Besitz richtiger Sinne sei. An seiner Vernunft habe man nie eine Zerrüttung wahrnehmen können. Indessen habe es sich, besonders in den Äußerungen des Inquisiten über Politik und Religion, unverkennbar ausgesprochen, daß sein Verstand mittelmäßig (nicht umfassend, nicht scharf, nicht gründlich) und ganz in der Herrschaft eines heftigen, überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sei." Sand selbst erklärte, „er bäte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung. Wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß seine That unrecht sei, so werde er sie zu jeder Stunde bereuen; bisher sei dieses jedoch nicht geschehen." Die versuchte Selbstentleibung aber wollte Sand gar nicht vertheidigen. Sein Verbrechen nannte er einen Collisionsfall mit den weltlichen Gesetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung setzten; auch nahm er den Grundsatz als richtig an: „der Zweck heilige die Mittel." Sands gerichtlicher Vertheidiger, der Licentiat Rüttger zu Mannheim, suchte die That psychologisch zu erklären, und den Verbrecher als gemüthskrank, der in dem Irrthum, eine Handlung der Nothwehr zu begehen, befangen gewesen, darzustellen. Am 3ten Sept. 1819 war das Schlußverhör geendigt, und die Acten wurden dem mannheimer Hofgerichte, als dem ordentlichen Richter, den 10ten Nov. 1819 übergeben. Das von diesem am 5ten Mai 1820 gesprochene Todesurtheil wurde vom Großherzoge von Baden bestätigt, und am 20sten Mai früh halb 6 Uhr mit dem Schwert vollzogen. Der unglückliche Verbrecher behielt seine Fassung und die Überzeugung, daß er mit Gott einig sei, bis zum letzten Augenblicke. Er starb in einem Alter von 24 Jahren 7 Monaten. Auf demselben Kirchhofe, dem evangelisch-lutherischen, wo er begraben wurde, liegt auch Kotzebue. — Die peinlichste Strafe für ihn würde es gewesen sein, wenn sein moralisches Bewußtsein zur Klarheit gelangt wäre, und er eingesehen hätte, daß kein Einzelner befugt ist, der Zeit und dem gesetzlichen Willen der Gesellschaft vorzugreifen, und an sein Urtheil, an seine Überzeugung wie das eigene Leben, so das Leben eines andern, der unter dem Schutze der Gesetze und des Völkerrechts steht und das Glück einer schuldlosen Familie zu setzen; wenn er eingesehen hätte, daß Recht und Wahrheit gegen ungerechte und falsche Meinung nicht durch die Spitze eines Dolchs siegen können, sondern daß sie dadurch sich selbst vernichten; daß er also nicht blos der Mörder eines Schriftstellers, den bereits die öffentliche Meinung entlarvt und vernichtet hatte, und der eben darum im Begriff war, Deutschland ganz zu verlassen, sondern daß er auch der Mörder der eigenen Sache war, für die er sein Leben einzusetzen glaubte; wenn er eingesehen hätte, welch ein ungeheurer Irrthum es ist, sich durch ein inneres Gefühl berufen zu glauben, an die Stelle des Gesetzes, des Richters und des Urtheils seine Privatmeinung setzen zu müssen und dieser alles Preis zu geben, was der vermeintliche Feind Heiliges und Theures auf Erden hat. Welch ein Wahnsinn, dem ewigen Rathschlusse Gottes entgegenzustreben, der auch dem Sünder, wie dem Irrenden Zeit läßt, in sich zu gehen und sich zu bessern! Und

was hatte endlich Kotzebue gethan, wofür er nicht schon in der öffentlichen Meinung büßen mußte? Was aber Kotzebue sonst noch gegen Mysticismus und Schwärmerei geschrieben hat, war an sich nicht nur wahr, sondern erhielt sogar durch Sands That die furchtbarste Bekräftigung. Nun erst, durch Sands Verbrechen erschreckt, fanden viele in Kotzebues Anschuldigungen des akademischen Geistes den Schein der Wahrheit. War endlich Kotzebue an Deutschland ein Verräther, so war er es durch offenkundige Schriften; und hatten diese nicht schon Widerleger gefunden? — Dessen ungeachtet erregte Sands That allgemein fast eben so viel Bedauern als Abscheu. Kotzebue war in der öffentlichen Meinung zu tief gesunken, und sein Mörder stand in der Glorie eines Heros der deutschen Jugend, kräftig und schön gebildet, wie er war, mild und ernst, wie er sich äußerte, tadellos und brav, wie man sein früheres Leben kannte, in den Augen der leichtsinnig urtheilenden Menge als ein freiwilliger Märtyrer des Vaterlandes da, so daß es Bethörte gab, die seine That für ein schönes (!) Zeichen der Zeit erklärten. — Uns dünkt, Sands That war so wenig ein besonderes, als ein schönes Zeichen der Zeit. Denn in jeder bewegten Zeit gab es gemüthskräftige Menschen, ohne Klarheit und Zusammenhang in ihren Ideen, die eben darum von dunklen Gefühlen überwältigt, den Verhältnissen trotzten und ihr Leben an eine ungeheure That — so mußte ihnen das Verbrechen des Mordes erscheinen — setzten, um ein dunkles Etwas, das sie Idee nannten, zu behaupten. So handelten Hunderte in der Zeit der franz. Revolution, so Charlotte Corday, so einst Tell, so in unsern Tagen Schill, so der heldenmüthige Jüngling Staps. Aber unter allen übersprang keiner so anmaßend kühn die sittliche Ordnung des göttlichen Gesetzes: Du (d. h. Du Einzelner nach deinem subjectiven Urtheil) sollst nicht tödten, als der von seiner Meinung und seinem Stolze bis zum methodischen Wahnsinn bethörte Sand. Was wir von Ravaillac wissen, lautete eben so, wie das, was Sand erklärte; nur daß Heinrich IV. im moralischen Sinne eben so hoch über Kotzebue steht, als Sand über Ravaillac. Dieser wollte nämlich die Christenheit von einem kriegslustigen König, den er für einen Feind der Christenheit hielt, befreien, und äußerte in jedem Verhör, daß er Christum im Herzen trage! Die Idee der Religion bethörte den Mörder Heinrichs IV.; die Idee des Vaterlandes bethörte den Mörder Kotzebues. Jener wurde von fanatischen Priestern in seinem Hasse bestärkt; dieser ward von seinem eigenen stolzen Wahne, daß er berufen sei, der feigen Welt ein Beispiel zu geben, zum Morde hingetrieben. Jener durfte voraussetzen, daß seine That Europa von einem Kriege befreien würde; dieser hatte keinen Grund zu glauben, daß seine That Deutschland gegen den Despotismus schützen werde, für dessen Anwalt er Kotzebue hielt. Wohl haben diejenigen Männer ein schönes Zeichen der Zeit gegeben, welche mit ihres Namens Unterschrift den geistigen Kampf gegen Kotzebue kämpften; Sand hat blos ein Zeichen von seiner Ideenverwirrung gegeben, und dadurch die alte Wahrheit aufs neue bestätigt, daß der alles vernünftige Nachdenken ausschließende Mysticismus, verbunden mit der gesetzwidrigen Rohheit vieler jungen Leute, sich gewaltsame Selbsthülfe zu erlauben, ein kräftiges nach Sieg und Ruhm dürstendes Gemüth, das sein Leben, anderer Umstände wegen, ohnehin gering achtet, sehr leicht zu jener Schwärmerei verleite, welche Gesetz und Ordnung unter die Füße tritt. Übrigens läugnen wir nicht, daß Sands Mysticismus mit einer hochherzigen Kraft gepaart war;

und diese auf eine Nationalsache gerichtete Kraft, die unserem heutigen Mysticismus, der, aus Schwäche und Scheu vor dem Denken entsprungen, oft nur Modethorheit ist, gänzlich fehlt, war es eben, was dem unglücklichen Schwärmer die Bewunderung des großen Haufens und das theilnehmende Mitleiden aller guten Menschen gewann. Darum glaubte auch der berliner Professor der Theologie, de Wette, einen Trostbrief an Sands Mutter (die dessen, wie wir glauben, nicht bedurfte) schreiben zu müssen (Berlin den 31sten März 1819), in welchem er zwar sagte: „Die That ist — allgemein betrachtet" — (warum nicht: schlechthin?) „unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel." — Allein wie soll man damit die übrigen Sätze dieses Briefes zusammenreimen, z. B. „So wie die That geschehen ist mit diesem Glauben, dieser Zuversicht" — beide sind ja offenbar die eines Schwärmers, d. h. eines von Gefühl und Einbildung zum Irrwahn bethörten Menschen gewesen — „ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."!? Wenn diese und ähnliche Stellen nichts weiter sagen wollen, als: auch ein guter Mensch kann unter gegebenen Umständen aus Begeisterung für eine Idee zum Verbrecher werden, wenn Vernunft und Verstand (bei hundert andern hindern dies freilich Furcht und Schwäche) nicht sein Gefühl und seine Einbildungskraft beherrschen, so waren sie doch sehr zweideutig abgefaßt. Nach Beendigung des Sandschen Prozesses sollte ein actenmäßiger Bericht darüber bei Cotta im Druck erscheinen; allein auf höhern Befehl wurde die Druckschrift unterdrückt. Die That in ihrem ganzen Zusammenhange, mit allem, was ihr vorausgegangen, findet man in der mit psychologischem Scharfblick und historischer Unparteilichkeit verfaßten, aus den Quellen selbst geschöpften Schrift: Actenauszüge aus dem Untersuchungsprozeß über C. L. Sand, nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und A. v. Kotzebue, mit vier Brustbildern von Sand und seinen Ältern. Altenburg und Leipzig 1821. Als Ergänzung dieser Hauptschrift lese man: Noch acht Beiträge zur Geschichte August v. Kotzebues und C. L. Sands. Mühlhausen 1821.

Sandale, eine Art Fußbekleidung bei den Griechen und Römern, die wir schon im höchsten Alterthum finden. Sie bestand aus einer dicken Korksohle, die oben und unten mit Leder überzogen, und am Rande zierlich gesteppt war. Sie ließ den obern Theil des Fußes blos, und war mit gekreuzten und geschlungenen Riemen fast bis auf die Mitte des Schenkels befestigt. In der spätern Zeit ward auch mit den Sandalen ein außerordentlicher Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten besondere Pantoffelträgerinnen. — In der Schiffersprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländischen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlasten.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Johann Glaß und Ältester der zu den schottischen Dissenters gehörenden Gemeinde der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden. Er wies, nach den Grundsätzen seines Lehrers, die Secte in ihrem Glauben auf den buchstäblichen Sinn der heiligen Schrift, und in ihrem Leben auf die Einfalt der ersten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Älteste und Lehrer, die Verwerfung sinnlicher Vergnügun-

gen und der Glücksspiele, den Gebrauch des Looses, die Liebesmahle, den Bruderkuß, das Fußwaschen und den Gebrauch der Sammlungen zu einer Gemeindecasse haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von dieser Secte darin ab, daß sie sich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes enthalten, und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. Sandeman starb 1772 in England, wo seine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsversammlungen wird von Reisenden, die ihnen beiwohnen, sehr gerühmt. E.

Sandschiak, oder Sandschak (türkisch), im buchstäblichen Sinne ein Roßschweif, bedeutet im türkischen Heere einen Unterbefehlshaber, der als Ehrenzeichen nur einen Roßschweif führt, während die Paschas deren zwei bis drei haben. In der Regel sind auch die Sandschiaks Statthalter kleinerer Landesbezirke, welche, nach ihnen, Sandschiakate (Sandschakschaften) genannt werden, und deren drei bis vier ein Paschalik ausmachen.

Sandsteingebirge. Nach den durch Werner verbreiteten Ansichten (vergl. Geologie) gehört der Sandstein in die sogenannte Flötzzeit, oder diejenige Periode, wo durch neues Anschwellen der Gewässer die alten Gebirgsbildungen (Urgebirge und Übergangsgebirge) zum Theil zertrümmert wurden, und aus diesen Trümmern zuerst dieses Gestein, das den Gebirgen der Flötzzeit meist zu Grunde liegt, nicht sowohl durch chemische Wirkung als auf mechanischem Wege gebildet ward. Es ist allerdings die äußere Gestalt des Flötzsandsteins unter allen Thatsachen, welche auf die Bildung der Flötzgebirge durch eine neue Flut hinweisen, eine der wichtigsten, da derselbe meist aus einem, in größern oder kleinern körnigen Stücken durch ein quarziges oder eisenthoniges Bindemittel zusammengekitteten Quarz (s. d. Art.) besteht, der als der dauerhafteste von allen, noch allein von den durch neue Fluten zerstörten Gemengtheilen des Urgebirges zurückgeblieben zu sein scheint. Man hat jedoch in frühern Zeiten jener blos mechanischen Entstehung zu viel eingeräumt, und nach den Beobachtungen neuerer Geognosten entstehen immer mehr Zweifel gegen die ältere Ansicht. Die Flötzsandsteingebirge, besonders die älteren Bildungen, scheinen die Erzeugnisse einer chemischen Zerstörung und Regeneration zu sein, und dieselbe Ursache, welche früher die Gebirge mit allen ihren, häufig kieselartigen, Bestandtheilen aufgelöst enthielt und niederschlug, löste die bereits gebildeten Massen von neuem auf, gab ihnen jenen festen, oft quarzartigen Kitt, und setzte unter ihnen so viele rein chemische und krystallinische Bildungen ab, welche den blos mechanisch zerstörten Sandmassen des aufgeschwemmten Landes abgehen. Man ist daher jetzt geneigt, die körnigen Stücke, woraus der Sandstein zusammengekittet erscheint, für selbstständig im Wasser entstandene Bildungen zu halten, und selbst die chemische Entstehung des Quadersandsteins anzunehmen. Der Flötzsandstein ist nach der Größe der zusammen verbundenen Gesteinstücke, nach der Art des Bindemittels, wie auch nach dem Verhältnisse der Lagerung auf andern Gebirgsarten, verschiedentlich abgetheilt worden. Für die älteste Sandsteinbildung der Flötzzeit hält man das Urfels-Conglomerat, aus verschiedenen Urgebirgsarten bestehend, mit dessen Abart, dem Kiesel-Conglomerat, und den sogenannten rothen Sandstein; eine jüngere Bildung ist der bunte Sandstein, der oft mit Gyps abwechselt, meist ein kleines und feines Korn hat und sich durch

seine bunten Farbenstreifen auszeichnet. Diese beiden Sandsteinbildungen sind hinsichtlich ihrer Kennzeichen so nahe verwandt, daß sie oft kaum zu unterscheiden sind. Für eine noch jüngere Bildung aber hält man den gemeinsten Sandstein, den sogenannten Quadersandstein, der meist aus feinen, weißlichen mit Eisenocker überzogenen Körnern besteht, die entweder ohne Bindemittel als Flötzquarz erscheinen, oder nur durch ein unbeträchtliches thoniges Bindemittel zusammengehalten werden, und dessen leichte Zerstörbarkeit auch die jüngere Entstehung verräth. Dieser jüngere Sandstein ist es vorzüglich, der, außer den Schichtungsklüften, noch eine senkrechte, die Schichtung in rechten Winkeln durchschneidende Zerklüftung hat. Am häufigsten bemerkt man auch bei diesem Gestein Zerfressungen und Auswaschungen, die im Großen als Höhlen sich zeigen. Die Sandsteingebirge nehmen auch Lager von Kalkstein, Alaunerde und selbst Erzbildungen auf, doch scheinen diese letztern mehr dem ältern, als dem jüngern zuzukommen. Versteinerungen findet man oft in ganzen Flötzen im Sandsteingebirge. Dieses Gebirge ist fast durch alle Gegenden der Erde verbreitet, und seine sonderbaren Gruppen und Gestalten sind dieselben in Sina und in Tunis, in Böhmen und Sachsen wie am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Amerika. Die Neigung dieses Gesteins zu höhlenartigen Auswaschungen, die oft tief in das Gebirge hineinsetzen, veranlassen häufig thorartige offene Gewölbe und brückenartige Gestalten, und wenn an den schon pfeilerartig gebildeten Massen das Wasser, dessen fortdauernde Wirkung die untersten Theile mehr ausgesetzt sind als die obersten, immer mehr vom Fuße wegwäscht, entstehen umgekehrte Pyramiden. Bildungen dieser Art findet man besonders in dem merkwürdigen Gebirge Suytjeen in Sina, zwischen dessen thurmartigen Felsen der Fluß hindurchströmt. Ähnliche Felsenbildungen sind die Pfeilergruppen zu Adersbach in Böhmen und die Felsen der sächsischen Schweiz. Am Vorgebirge der guten Hoffnung bildet das Sandsteingebirge mauernartige, hinter und neben einander sich erhebende Bergwälle, die nur durch jähe, steil abstürzende Schluchten, welche ein Werk der Gießbäche zu sein scheinen, dem Menschen einen Zugang verstatten. Das Sandsteingebirge, vorzüglich das ältere, erreicht zuweilen eine ziemlich bedeutende Höhe, z. B. schon in den sächsischen, böhmischen und schlesischen Gebirgen bis zu 1900 Fuß, und scheint in Afrika, selbst in Sina, noch weit höher zu sein. Der Sandstein ist wegen seiner leichten Absonderung und andrer Eigenschaften besonders zu Bausteinen brauchbar, minder tauglich aber, bei seiner leichten Zerstörbarkeit, zu Bildhauerarbeiten, wiewohl die älteste deutsche Bildhauerkunst diesen vergänglichen Stoff fast ausschließend benutzte. — In der jüngsten Gebirgsbildung, dem aufgeschwemmten Lande, findet man vorzüglich den Sand, von den Höhenpuncten nach den Ebenen zu. Seltener erscheint er hier als Grus, der aus verwittertem Granit (s. d. Art.) entstanden ist, und dessen drei Gemengtheile deutlich zeigt, sondern häufiger als Quarzsand, oder eigentlich sogenannter Sand, mit kleinen körnerartigen Geschieben andrer kieselartigen Steine. Die Stücke dieses Sandes liegen meist lose neben einander, zuweilen aber sind sie auch durch ein thoniges, kalkartiges oder eisenockriges Bindemittel verbunden. Nach der Größe der einzelnen Stücke wird der gröbste Sand Bachkiesel, der minder grobe Perl- oder Quicksand, der feinere Flugsand genannt, und der letztere ist es vorzüglich, welcher, vom Wasser gehoben, den beweglichen Triebsand bildet, oder vom Winde getrieben,

jene bewegliche Hügel und Thäler hervorbringt, die schon in einigen Theilen von Deutschland, z. B. in der Niederlausitz, ganze Landstriche bedecken, wo kaum Grashalme und zwergartige Bäume gedeihen können; vorzüglich aber ist Nordafrika in seinen ungeheuren Wüsten mit Flugsand bedeckt. Zuweilen führt der Sand Gold. Technisch wird er zum Glasschmelzen, zum Schleifen und zu Sanduhren gebraucht.

Sandwichinseln, eine Gruppe von elf bewohnten und zwei unbewohnten Inseln, welche Cook auf seiner dritten Reise um die Welt entdeckte, und nach dem Namen seines Beschützers, des Grafen Sandwich, damaligen ersten Lords der Admiralität, benannte. Auf der größten derselben, Owaihi, ward er 1779 getödtet. Diese Inseln liegen im nördlichen Theile des stillen Oceans, zwischen 18° und 24° n. Br. und zwischen 154° bis 165° w. L. von Greenwich. Sie sind zusammen 360 □M. groß, scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein, enthalten viele Berge (darunter der hohe Mauna-Roa auf Owaihi) und Thäler mit einem fruchtbaren Boden. Das Clima ist dem westindischen ähnlich, nur daß es noch gemäßigter ist. Wasser ist überflüssig vorhanden. Schweine, Hunde, aus Europa eingeführte Hausthiere, Tauben, wilde Gänse, Wasserhühner, Fische, Arenswurzeln (der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft), Yamswurzeln, Ananas, Pataten, Zuckerrohr, Brotfrucht, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Kartoffeln, europäische Vegetabilien, Schiefer, Wetzsteine, Marmor rc. sind die Haupterzeugnisse. Die Einwohner, deren Zahl Cook auf 400,000 schätzt, sind von der malaiischen Race, wohlgebildet und von dunklerer Farbe, als die Tahiter, haben einen sanften Charakter, und sind äußerst geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Zierlichkeit und Dauer alle andere Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterschalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer bereits hiermit versehen, und dieses Takelwerk für dauerhafter halten, als das europäische. Oft kommen europäische und nordamerikanische Schiffe hier an, welche gegen europäische Waaren von den Einwohnern mit frischen Lebensmitteln versehen werden. Dieser lebhafte Verkehr wird die Sandwichinsulaner schneller als alle andere Südseebewohner zu einem gebildeten Handelsvolke umschaffen. Viele von den Eingebornen werden schon als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede und Schneider gebraucht, und verfertigen ihre Arbeit so vollkommen, wie Europäer. Viele von ihnen haben schon Reisen nach China, der Nordwestküste von Amerika und selbst nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten unternommen. — Der 1819 verstorbene König Tamaahmaah, der sich alle Inseln dieser Gruppe (mit Ausnahme zweier Atoei und Onehau) unterworfen hatte, hatte seinen Wohnsitz auf der Insel Woahu oder Wahu, und benutzte den beständigen Verkehr mit den Seefahrern der nordamerikanischen Freistaaten, und die sich hier aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um seine Unterthanen immer mehr zu bilden. Er unterhielt über dreißig bedeckte Fahrzeuge, alle von seinen Schiffszimmerleuten, meistens Eingebornen, erbaut, und besaß ein amerikanisches Schiff von 200 Tonnen, welches er einem amerikanischen Capitän, der mit demselben in einem schadhaften Zustande von der Küste von Californien kam, abgekauft hatte. Er ließ es durch seine eigenen Schiffs-

zimmerleute ausbessern, zu welchem Zwecke ein eigenes Werft gebaut wurde. Er bewohnte ein auf europäische Art erbautes Haus, vor welchem funfzehn Kanonen standen,* und wo ein reguläres, mit Flinten und Bajonetten versehenes Militär von ungefähr 50 Mann Wache hielt. Er hat einen beträchtlichen baaren Schatz und einen großen Vorrath an europäischen Waaren jeder Art, vorzüglich Kriegsbedürfnisse, die er durch Handel mit den Schiffen, welche hier beilegen, erlangt hatte, hinterlassen. Seine Residenz war die Stadt Hanarura auf der Insel Wahu mit einem Hafen, welcher durch ein Sandbank gebildet wird, die ihn vor der See beschirmt, und wo die Schiffer bei jedem Wetter einlaufen können. Nachdem Tamaahmaah seine Macht begründet hatte, richtete er sein Verfahren nach so strengen Regeln der Gerechtigkeit ein, daß die Fremden sich in seinem Hafen vollkommen sicher befanden. Daher legt auch jetzt fast jedes diesen Theil des Oceans befahrende Schiff hier an, um sich auszubessern und sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Er hat seinen jüngern, talentvollen Sohn zu seinem Nachfolger ernannt. — Sandwichland, eine südamerikanische Gruppe von fünf größern und mehreren kleinern Inseln, an der Grenze des südlichen Eismeeres, unter dem 60° südl. Br. und 350° östl. L., ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne alles Wachsthum. Die Südspitze heißt das südliche Thule. Cook entdeckte diese Gruppe 1775.

Sanguinisch, Sanguiniker, s. Temperament.

Sanhedrin (syrisch) oder Synedrium (griechisch), Rathsversammlung, hieß das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches sie, nachdem ihre Hasmonäischen oder Makkabäischen Priesterfürsten durch die Römer verdrängt worden waren, zur Entscheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es bestand, unter dem Vorsitze des Hohenpriesters, aus 71 Beisitzern aus den Ständen der Priester, Ältesten und Ausleger des Gesetzes (Schriftgelehrten), die im Neuen Testament gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Obersten genannt werden. Außer diesem hohen Rathe, der in Jerusalem seinen Wohnsitz hatte, gab es kleinere aus denselben Ständen zusammengesetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landstädten, die nach Beschaffenheit der Größe ihres Bezirks drei oder mehrere Beisitzer hatten. In Jerusalem selbst waren zwei solche Untergerichte. Durch die römischen Procuratoren ward diese Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung derjenigen Händel, welche die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes betrafen, eingeschränkt, und durfte auch in Sachen dieser Art die Todesstrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer ward sie mit dem jüdischen Staate selbst aufgelöst. — Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammenberufene große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im französischen Reiche zu ordnen. Vergl. d. Art. Juden. E.

Sannazaro (Jacopo), der unter den italienischen Dichtern des 15ten und 16ten Jahrh. einen ehrenvollen Platz, sowohl wegen seiner lateinischen als italienischen Gedichte einnimmt, war 1458 zu Neapel geboren, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankt er der Schule des Giuniano Maggo, und hauptsächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrtesten Männer von Neapel vereinigte, und

in welcher er nach italienisch-akademischem Gebrauch den Namen Azzio Sincero annahm. Eine jugendliche Liebe zu einer gewissen Carmosina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte früh sein poetisches Talent. In der Hoffnung, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die Arcadia, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in italienischer Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte einschmeichelnde Poesie, und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Seine Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alphons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die angenehm gelegene Villa Mergellina, und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Ducaten. Aber Sannazar sollte dieses Glück nicht lange genießen. Nach heftigen Stürmen mußte sein Wohlthäter 1501 auf sein Reich Verzicht leisten, und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. Sannazar hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schmachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung, und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, woselbst er 1530 starb. Er ward in der Kirche beigesetzt, die er auf seiner Villa erbaut, und Santa Maria del Parto benannt hatte. Außer der oben schon angeführten Arcadia schrieb Sannazar in italienischer Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu sein. Die beste Ausgabe dieser italienischen Werke erschien 1723, 4. zu Padua unter dem Titel: Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate. Fast noch berühmter ist Sannazar durch seine lateinischen Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in drei Büchern de partu Virginis, in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält, und von dem venetianischen Senat mit 600 Ducaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, so wie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen ihnen unter den lateinischen Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an.

Sanscrit- oder Samscrit- (d. h. vollkommene), auch Deva-Nagara (d. h. göttliche) oder bramanische Sprache (weil sie von den Bramanen allein noch verstanden wird) heißt die gegenwärtig ausgestorbene Sprache der Hindu, worin außer vielen Schriften verschiedener Art die Religions- und Gesetzbücher dieses Volks abgefaßt sind. S. d. Art. Indische Sprachen und Sprachenkunde.

Sansculotte. Diese in der französischen Revolution sehr bekannt gewordene Benennung bezeichnet eigentlich einen Menschen, der keine Beinkleider hat — sans culotte. Die aristokratische Partei gefiel sich darin, der patriotischen, um sie lächerlich zu machen, diesen Spottnamen beizulegen; aber es ging damit, wie mit dem Spottnamen gueux in den niederländischen Unruhen unter Philipp II., aus welchem der Ehrenname Geusen gestempelt wurde, und eine Zeitlang war es daher auch Ehrensache, für einen Sansculotten zu

gelten. Die feineren Sitten unserer Zeit verdrängten ihn jedoch bald wieder.

Sanssouci, ein berühmtes königl. preuß. Lustschloß, auf einem Hügel vor dem brandenburger Thore von Potsdam, durch Friedrichs des Großen Andenken besonders heilig, der hier am liebsten sich aufhielt und daher auch der Weise von Sanssouci genannt wird. Das Schloß hat nur ein Stockwerk, und ist klein, aber von herrlicher Bauart, und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorsaale bewundert man die Säulen, die Malereien, und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Man hat von dem Schlosse aus eine überaus reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit seinen sechs Terrassen, deren jede zwölf Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein angenehmer Lustgarten. Die übrigen Merkwürdigkeiten sind die beiden Pavillons zur rechten und linken, die Orangerie und die herrliche Bildergallerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein japanisches Haus zur linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare königliche Sammlung von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Polignac enthält. — Das neue Schloß oder der neue Palast, welchen Friedrich der Große nach dem hubertsburger Frieden erbauen und auszieren ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andern, als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, so daß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch das Marmorhaus, und ließ einen schönen englischen Garten anlegen, in welchem die treffliche Colonnade aufgerichtet ist, die vorher im Cavalierhause stand.

Santander (St. Andero), eine kleine Landschaft Spaniens, die eigentlich Las montanas de Santander o de Burgos heißt, an der südlichen Küste der Bai von Biscaya, aus steilen Bergen und tiefen Thälern bestehend. Sie ist reich an Eisen von der besten Gattung, und in den kleinen Gebirgsstädten La Cavada und Liergams gibt es Kanonengießereien und Gußstahlfabriken. Die Küste hat einige treffliche Häfen. Der gleichnamige Hauptort der Provinz hat den geräumigsten Hafen, der sehr gut gegen Winde geschützt, und für Handelsschiffe von jeder Größe zugänglich ist; Fregatten von 40 Kanonen aber können nur mit der Flut einlaufen. Santander war längst einer der zum freien Handel mit dem spanischen Amerika berechtigten Häfen, die man puertos habilitados nennt, und hat auch viel Verkehr mit dem nördlichen Europa, wohin es unter andern viel Wolle ausführt. Die Stadt zählt 10,000 Einw. und ist seit 1754 der Sitz eines Bischofs.

Sappe. Hierunter versteht man einen Graben, in welchem sich Truppen einem befestigten Platz nähern, und daher nicht leicht gesehen und schwer beschossen werden können. Die Sappen haben nach Beschaffenheit ihres Gebrauchs besondere Namen; so nennt man diejenige Sappe, die mit leeren und hernach erst von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaut wird, die flüchtige Sappe (sappe volante). Die volle Sappe (sappe pleine) ist diejenige, wo die Sappeurs die Schanzkörbe selbst ausfüllen. Läßt man Erdmassen, die man umgehen kann, in der Sappe stehen, so

nennt man sie die wendende Sappe (sappe tournante). So gibt es auch eine doppelte Sappe (sappe double), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (sappe couverte). Diese besteht aus einem bedeckten Gange von sechs Fuß Höhe und fünf bis sechs Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgesetzt und mit Faschinen bedeckt ist. — Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der besonders darauf eingelernt ist, alle Arten von Verschanzungen zu bauen und Mauern zu unterminiren. Die Sappeurs machen bei den meisten Heeren einen Theil des Geniecorps aus, sind mit Haken, Schaufeln und Faschinenmessern versehen, und werden hauptsächlich beim Belagern der Festungen und Formiren der Sappe gebraucht.

Sapphir oder Saphir, ein Stein, welcher, ungeachtet er zu den edlen gerechnet wird, dem Thongeschlecht angehört. Blau ist, in mancherlei Abstufungen bis fast ins Weiße, seine Farbe, manche fallen sogar ins Weingelbe, und unter ihnen gibt es Stücke, die gelb und blau zugleich sind. Die hellern Sapphire heißen Luchssapphire oder weibliche, die dunklern aber männliche. Die meisten sind helldurchsichtig, manche aber etwas trübe. An Härte übertrifft dieser Stein alle übrigen Steine des Thongeschlechts; unter den Edelsteinen selbst steht er nur dem Demant und dem Rubin an Härte nach. Seine Krystallisationsform ist eine sechsseitige, einfache oder doppelte Pyramide, das Gefüge zum Theil concentrisch; wenn daher von solchen Sapphiren die Spitze stumpf abgeschliffen wird, so spielen sie bei auffallendem Lichte mit einem beweglichen sechsstrahligen Stern, und heißen deshalb Sternsapphire. Im Feuer verliert dieser Edelstein seine Farbe. Dieser Eigenschaft bedient man sich bisweilen wohl, um ihn gebrannt und geschliffen für Demant auszugeben. Nach Klaproth ist sein Gehalt in hundert Theilen 98½ Theil Thon, 1 Theil Eisenkalk und ½ Theil Kalkerde. Man findet die Sapphire im Quarze und im Sande der Flüsse. Die morgenländischen, welche besonders die Insel Ceylon liefert, sind die kostbarsten und theuersten. Sie sehen meist wie berliner Blau oder wie Schmalte aus. Die peruanischen sind nicht so schätzbar, doch besser als die europäischen, welche in Frankreich, Böhmen, Schlesien, in Sachsen und in Ungarn gefunden werden. Der Karat wird nach dem Grade der Schönheit mit zwei bis vier Thalern bezahlt. Bei größern steigt der Werth nach der Schwere in demselben Verhältnisse wie beim Demant.

Sappho, eine der berühmtesten griechischen Frauen, die besonders ihren Ruhm der lyrischen Poesie verdankt, worin sie Meisterin war, hatte Mitylene auf der Insel Lesbos zu ihrer Vaterstadt Sie lebte und blühte ums J. 600 v. Chr. Alcäus, ebenfalls einer der größten Lyriker und von derselben Insel gebürtig, soll die Sängerin geliebt haben, aber seine zärtliche Liebe soll von ihr verschmäht worden sein. Nach der gewöhnlichen Erzählung verheirathete sie sich an einen gewissen Kerkolas, der aber bald starb. Nun widmete sie sich ganz der Poesie und bildete sogar mehrere Schülerinnen, die sie für ihre Kunst begeistert hatte. Die ausgezeichneten Talente und die allgemeine Bewunderung, die sie sich dadurch erwarb, scheinen ihr manche Verleumdungen und selbst Verfolgung zugezogen zu haben, weswegen sie ihr Vaterland verließ. Bei ihrer lebhaften, schöpferischen Phantasie besaß sie zugleich eine außerordentliche Leidenschaftlichkeit, welche ihr endlich das Leben kostete. Denn da ein schöner

Jüngling, Namens Phaon — so erzählt man — ihre heiße Liebe nicht erwiederte; so trieb die Verzweiflung sie auf den leukadischen Felsen, von dem sie sich herab in das mittelländische Meer stürzte. — Die Alten legen ihr Gedichte verschiedener Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von deren poetischem Werthe sie sehr vortheilhaft urtheilen. Allerdings ist es nicht zu verkennen, daß in ihren Dichtungen die zartesten, lebhaftesten, oft erhabensten Empfindungen athmen, die durch eine schöne harmonische und gebildete Sprache noch mehr an Reiz und Anmuth gewinnen. Ihre ungemein reiche Phantasie weiß die Gegenstände, die sie auffaßt, mit üppiger Fülle und Lebendigkeit darzustellen. Sie soll die Erfinderin mehrerer Versmaße gewesen sein, wenigstens führt noch jetzt folgendes ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben.

– ∪ – – –, ∪ ∪ – ∪ – ∪/–
– ∪ – – –, ∪ ∪ – ∪ – ∪/–
– ∪ – – –, ∪ ∪ – ∪ – ∪/–
– ∪ ∪ – ∪/–

Von ihren zahlreichen Poesien besitzen wir nur zwei ganze Oden, die gewöhnlich den Anakreontischen Liedern beigefügt sind. Die beste und gründlichste Bearbeitung ihrer Bruchstücke hat H. Fr. Volger geliefert, Leipzig 1816.

Sara. Mit diesem Namen, der im Arabischen die Wüste bedeutet, wird vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde bezeichnet, welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staate von Marokko und dem Senegalflusse, gegen Osten durch ganz Afrika bis Ägypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt. Nur hin und wieder finden sich in diesem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inseln gleichen. Berbern und gegen den Senegal hin maurische Stämme bewohnen die bessern Theile der Wüste, und treiben Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines, für den Tanz eingerichtetes Tonstück von ungeradem (¾ oder ⅜) Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder gemeiniglich acht Tacte hat, von langsamer, ernster Bewegung. Sie rührt aus Spanien her, wo sie vormals mit Castagnetten getanzt wurde, aber heut zu Tage, so gut wie bei uns, außer Gebrauch ist.

Saracenen, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßte.

Saragossa (span. Zaragoza), von einer Colonie des Augustus Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt vom Königreich Aragon in Spanien, liegt in einer fruchtreichen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine steinerne 600 F. lange Brücke führt. 56 Leguas von Madrid; 56½ L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Vor 1808 hatte Saragosse 18 Kirchen, 40 Klöster und 4700 Häuser, mit 55.000 Einw. Die Straßen sind, mit Ausnahme des Cosso und einiger andern, eng, winklich und schlecht gepflastert, die Häuser alt, aber stattlich gebaut. Unter den Kirchen ist die Nuestra Señora del Pilar, U. L. F. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau, das auf einer Säule von feinem Jaspis steht. Die Stadt hat einige Fabriken in Leder, Wolle, Seide. Unter den

öffentlichen Anstalten nennt man eine Universität, und die von der ökonomischen Gesellschaft gestiftete Ackerbau- und Handelsschule. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöster, und das alte königl. Schloß Aljuferia. Unterhalb der Stadt geht der aragonische Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Pignatelli, in den Ebro. Er führt eine halbe Stunde von Saragossa vorbei, ist 26½ Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekostet, und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeer. Wäre er bis nach Biscaya verlängert, so würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Wasserstraße bilden. — Saragossa hat große Berühmtheit erlangt durch den begeisterten Muth, mit welchem ihre Einwohner unter Palafox (s. d. Art.) den erfahrensten Feldherrn Napoleons in zwei Belagerungen (1808 und 1809) den entschlossensten Widerstand leisteten; ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Saguntis erinnert. — Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der Generallieutenant Guillermi in Saragossa den Oberbefehl. Guillermi, der beim Volk keines Vertrauens genoß, ward als Staatsgefangener in das Schloß Aljuferia gebracht, und Generallieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk des Zeughauses, Mori versammelte eine Junta, das Volk aber erklärte sich sofort gegen die Franzosen, und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Nun ersuchte Mori den General Palafox, nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe seinen Sitz eingenommen, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet. Spanische Regimenter in Pampeluna und Madrid lösten sich auf und eilten nach Saragossa; so auch die Lehrer der Kriegsschule von Alcala. Jetzt rückte der französische General Lefebre-Desnouettes gegen Saragossa vor. Er schlug am 16ten Jun. die Truppen, die ihm Palafox entgegenstellte. Nun verschanzten sich die Einwohner, und binnen 24 Stunden war die bisher offene Stadt gegen einen Überfall gesichert. Saragossa ward eingeschlossen. Erst nach mehreren Angriffen erstürmten die Franzosen zwei Klöster und den Monte Terrero, die außerhalb der Stadt lagen. Der Feind stürmte hierauf, jedoch ohne Erfolg, mehrere Thore. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern störten seine Belagerungsarbeiten; auch erhielt die Stadt (den 2ten Aug.) eine Verstärkung. Aber an demselben Tage flog der Pulverspeicher am Cosso in die Luft, und den 3ten Aug. nahm die Beschießung des Platzes ihren Anfang. Schon den 4ten Aug. drangen die Franzosen durch die Sturmlücken in das Kloster S. Engracia ein, und der Häuserkrieg begann mitten in der Stadt; zugleich Plünderung, Mord und Brand. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Cosso; auf der entgegengesetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Priester feuerten durch Gelübde und Beifall den Muth an zum Todeskampfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Man rief zur heiligen Jungfrau vom Pfeiler. Diesem Heiligthum, das man schützen wollte, verdankte man die Rettung der Stadt. Der Feind konnte sich vom 4ten bis zum 14ten Aug. nur vier Häuser bemächtigen. Doch die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des französischen Heers auf Vittoria, und das Anrücken der Heerschar von Valencia zum Entsatze der Stadt nöthigten den General Verdier, welcher an Lefebres

Stelle getreten war, die Belagerung in der Nacht vom 15ten Aug. aufzuheben. Die Franzosen warfen ihr schweres Geschütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite, noch merkwürdigere, Belagerung ihren Anfang. Palafox regierte jetzt in Aragonien mit unumschränkter Gewalt; aber das Volk riß ihn auch oft zu blutigen Maßregeln hin. Während aber der Feind in Bayonne und Pampeluna neue Heermassen gegen Saragossa ausrüstete, fing man hier erst im Sept. (1808) an, die Stadt zu befestigen. Die Zeit war zu kurz, um neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf Klöster in Citadellen um, besserte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer rc. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den wichtigsten Straßen Zwergwälle. Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde: bei einem hinreichenden Vorrath von Salpeter bereitete man nur täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel waren zwar für 15,000 M. auf sechs Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöster, jedoch trat Mangel ein, als sich, nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (den 23sten Nov.), die Siechhäuser der Stadt mit Verwundeten füllten und aus den zerstreuten Soldaten Palafox, nebst der 15 000 M. starken Besatzung, ein Heer von beinahe 30,000 M. gebildet hatte. — Unterdessen ging das Belagerungszeug des Feindes von Tudela den Canal herab. Den 20sten Dec. 1808 erschien das an 30,000 M. starke Belagerungsheer, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze. Schon den 21sten Dec. beschossen die Franzosen den Monte Torrero, drangen stürmend ein, und zwangen die Besatzung mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan auf die Batterie beim Thurm del Arzobispo in der Vorstadt unternahm, wurden abgeschlagen. Der Feind entschloß sich daher zu einem regelmäßigen Angriff; und seine Arbeiten rückten auf drei Puncten der Stadt näher. Daher fing schon den 9ten Jan. das Feuer aus acht Sturmbatterien gegen S. Joseph, und zugleich die Beschießung des Platzes an. Jenes Kloster stürzte bald zusammen, und ward den 13ten mit Sturm genommen. Bald begann nun der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen. Bis zum 21sten Jan. war die Sturmzwinge des Feindes (3te Parallele) gegen das Kloster S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten in einem Ausfalle, das Geschütz derselben zu vernageln. Allein bis zum 27sten Jan. hatten 50 Feuerschlünde drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind stürmend eindrang; indeß konnte er sich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeschossenen Häusern behaupten. Die Aragonier thaten ihm auf allen Seiten Abbruch. Im Rücken sammelten sich bewaffnete Bauern, um seine Verbindung mit Pampeluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch stieg auch in der Stadt die Noth immer höher. An der Seuche starben täglich mehrere hundert Personen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an gesunder Nahrung: so ging schnell die leichteste Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der am

22sten Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Mit den Worten: Hasta la ultima tapia (bis zur letzten Lehmwand)! verließ Palafox den Kriegsrath. Wer sich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. — Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand. Jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach kostete mehrere Menschenleben. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerke wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man schlug sich in den Höfen und in den Zimmern. Oft, wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in den Keller sich vergeblich geschlagen, sprengte endlich der eine oder der andere Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an; und deshalb überzogen sie die Wände mit Theer. — So konnte der Feind erst den 7ten Febr. seinen Angriff gegen den Mittelpunct der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je, unter und über der Erde. Zwar behauptete sich der Feind am 12ten Febr. auf den Trümmern des Klosters San Francisco und einigen andern Puncten; allein zweimal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bayonnet, und der Feind mußte selbst seinen Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17ten, durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Aber auch hier noch, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken, kämpften selbst die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten, wo sie saßen, bis der Anfall der Krankheit sie ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschoß erobert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit 12 Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. — Den 18ten bemächtigte sich der Feind der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer blosgestellt. Die Franzosen waren Meister von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten 13 Kirchen oder Klöster erobert; 40 waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind sechs neue Stollen quer unter dem Cosso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 M. dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, kein Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit vier Wochen krank in einem kleinen Keller. Eine gänzliche Erschöpfung nöthigte ihn, den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Unterdessen hatte der Feind in jedem der sechs Stollen Minen angebracht, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage sollten sie am folgenden Tage springen, und die Häuser auf

der andern Seite des Cosso zertrümmern. Das Feuer hörte den 20sten um 4 Uhr Abends auf, da man jetzt Unterhandlungen anknüpfte. — Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen ehrenvollen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesetzt werden durfte. Die Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Übergabe hören wollte. Über 54,000 Menschen, wovon der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon jedoch kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Übergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung dieser Stadt der spanische Ingenieur, Oberstlieutenant Caballero, der im Platze selbst sich befand, beschrieben; den kunstvollen Belagerungskrieg der Franzosen aber der General Rogniat, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen getreten war.

Sarcasmen. Ursprünglich der hohnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im gewöhnlichen und allgemein angenommenen Sinne aber sind Sarcasmen beißende Spöttereien, bittere Anzüglichkeiten. Sarcastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Mark und Bein dringen; und eine Person oder auch ihren Witz nennt man sarcastisch, wenn sie gewohnt ist, sich solche Bitterkeiten gegen andere zu erlauben.

Sardanapal, letzter König von Assyrien, dessen Name zur Bezeichnung weibischer Weichlichkeit und Üppigkeit sprichwörtlich geworden. Er wird 900 J. v. Ch. gesetzt, und soll ein Fürst von großer Macht und großem Reichthum gewesen sein, der, nach der Inschrift auf seinem Grabmale, die Städte Tarsus und Anchiale in einem Tage erbaute. Im sinnlichen Genuß versunken, soll er in Weiberkleidern unter seinen Beischläferinnen seine Zeit unthätig verlebt haben. Dadurch erregte er das allgemeine Mißvergnügen seiner Unterthanen. Arbaces, ein medischer Satrap, und Belesis, ein babylonischer Priester, brachten ein großes Heer gegen ihn zusammen. Sardanapal, davon unterrichtet, zog ihnen entgegen, und siegte in drei Schlachten. In dem Glauben, vollkommen sicher zu sein, überließ er sich aufs neue dem Genuß, und bereitete ein großes Fest für sein siegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verstärkt, überfiel Nachts sein Lager, richtete eine große Niederlage an, und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Ninive. Hier vertheidigte sich Sardanapal zwei Jahre lang, während alle Provinzen sich wider ihn erhoben. Eine Überschwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerstört, und dadurch die längere Behauptung von Ninive unmöglich gemacht. In dieser verzweifelten Lage zündete Sardanapal seinen Palast an, und verbrannte sich selbst mit allen seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte 20 Jahre regiert.

Sardes, auch Sardis, die alte Hauptstadt des lydischen Reichs in Kleinasien, lag am Fluß Paktolos, unweit des Berges Tmolos. Unter den persischen Königen war sie eine prächtige und sehr lebhafte Stadt; besonders auch wegen der Handelsstraße, die für die aus Asien nach Europa gehenden Waaren durchging. Auch war sie ein Hauptmarkt für den Sclavenhandel. Ein schreckliches Erdbeben verwüstete sie; aber der Kaiser Tiberius ließ sie wieder aufbauen. Gegenwärtig liegt an ihrer Stelle ein ärmliches Dorf, in dessen Umge-

bung noch jetzt ansehnliche Trümmer von der Größe und Pracht des alten Sardes zeugen.

Sardinien, eine Insel im mittelländischen Meere, welche den Titel eines Königreichs führt, und zu Italien gerechnet wird. Sie hat einen Flächenraum von 450 QM., wird gegen Morgen vom tyrrhenischen, gegen Mittag vom afrikanischen, gegen Abend vom sardinischen Meere umgeben, und gegen Mitternacht durch den Canal Bonifacio von Corsica getrennt. Der Boden ist sehr fruchtbar an Öl, Getreide, Wein, Feigen und andern vorzüglichen Baumfrüchten. Holz haben die Berge im Überfluß, aber wegen der schlechten unfahrbaren Straßen und Wege müssen die Seestädte ihr meistes Holz von Corsica kaufen. Aus eben der Ursache hat Sardinien auch noch keine Posten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, sind, so wie das Hornvieh, klein, aber schnell und wohl gebaut. Der Fischfang ist bedeutend, auch wird viel Salz und Käse bereitet, und mit letzterm ein starker Handel nach dem Auslande getrieben. Der Handel mit Getreide aber wird durch die zu großen Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die Insel zählt 520,000 Einwohner. Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt in den großen Besitzungen und Vorrechten der Geistlichkeit und des Adels, denn keiner des letztern Standes kann z. B. bei einem Gerichtshofe belangt werden, sondern sieben Personen seines Standes müssen den Streit entscheiden. Die Sardinier sind, gleich den Corsen, unversöhnlich rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. In seinem Anzuge gleicht der gemeine Sarde einem Wilden. Er trägt Kleider von gegerbtem Leder; einige hüllen sich in Schaffelle ein. Dies Königreich wird in zwei Hauptheile getheilt, Capo di Sotto (den untern Theil), und Capo di Sopra (den obern Theil). Die Hauptstadt ist Cagliari (s. d. Art.). Erst 1154 erhob Kaiser Friedrich I. die Insel zu einem Königreiche, nachdem sie vorher der Herrschaft der Römer, Vandalen, Saracenen, Pisaner und Genueser in verschiedenen einander folgenden Zeiträumen unterworfen gewesen war, aus deren Zeiten noch wenig untersuchte Denkmäler vorhanden sind. Die Päpste suchten sich dieses Königreichs zu bemeistern, und da ihnen dieses fehlschlug, verschenkte Bonifacius VIII. Sardinien an das königl. aragonische Haus, welches nach mehreren Hindernissen 1324 zum ruhigen Besitz kam. Auf diese Weise gehörte die Insel bis 1703, da die Engländer sie für das Haus Österreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) ward sie auch förmlich dem Hause Österreich zugesprochen, dem sie aber 1717 von dem Könige Philipp V. von Spanien wieder entrissen wurde. Endlich ward Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen, als Ersatz für Sicilien, eingeräumt, welcher sie durch einen Vicekönig verwalten ließ, und außer der königlichen Würde wenig Vortheil davon hatte. Die Einwohner Sardiniens werden übrigens sehr gelinde regiert, und bei ihren alten Rechten und Gebräuchen gelassen. Fabriken und Manufacturen fehlen fast ganz, und die Insel hat kein einziges Schiff, um ihre Erzeugnisse selbst auszuführen. Selbst die Thun- und Korallenfischerei wird von andern Nationen, als Engländern, Franzosen, Genuesern, Sicilianern rc., getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfischfang an einige sardinische Familien, für die Korallenfischerei aber an den König bezahlt. Die königlichen Einkünfte waren ehedem so unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Kosten, als die Besoldungen der Beamten und des wenigen, auf der Insel befindlichen Militärs be-

stritten werden konnten. Sie betrugen 1811 nur etwa 200,000 Thaler, wovon für die Erhaltung der königlichen Familie und des Hofstaats nicht mehr als 40,000 Thaler übrig blieben. Die Einwohner sind catholisch, und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemisch des Spanischen und Italienischen sind. Doch sprechen die Vornehmen ein reineres Italienisch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch große Güter und Besitzungen auf dieser Insel.

Sardinische Monarchie und das Haus Savoyen. Der Anfangspunct dieser Monarchie ist das Alpenland Savoyen. Dieses Bruchstück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränkischen Monarchie, des Königreichs Italien unter den Carolingern, und des Königreichs Arelat) gewann seine Selbstständigkeit im Anfange des 11ten Jahrh. durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling der Grafen von St. Maurice im walliser Lande, den der letzte König von Arelat, Rudolph III., um 1016 zum Grafen über Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I., erhielt vom Kaiser Conrad II. (1032), als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrschaft Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen von Savoyen erweiterten nämlich ihr Gebiet und ihre politischen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin von Susa 1050, welche einen Theil von Piemont (Susa, Aosta und Turin) dem Hause Savoyen zubrachte, theils durch ihr kluges Anschließen, im Kampfe der Guelfen und Gibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch sie neue Titel (den reichsgräflichen 1111) und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarben, theils durch Kauf- und Tauschverträge; theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umständen immer wechselnde, oft gewinnreiche Politik, die zwischen den sich bekriegenden Staaten, Frankreich, Österreich und Spanien, hin- und herschwankte. Durch die Vermählung Herzog Ludwigs mit Anna von Lusignan, einer Tochter des Königs Janus von Cypern (1438), und durch das Testament der verwitweten Königin Charlotte von Cypern, die ihren Neffen, den Herzog Carl I. von Savoyen, 1482 zum Erben von Cypern einsetzte, erhielt das Haus Savoyen Ansprüche auf Cypern, welche Veranlassung gaben, daß die Könige von Sardinien sich späterhin auch Könige von Cypern und Jerusalem nannten, letzteres wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem. — In der Geschichte des Staats selbst sind zwei Zeiträume zu trennen. I. Von der ersten Befestigung desselben 1383 durch das Testament des Grafen Amadeus VI., welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derselben nach dem Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhob — bis zur Erwerbung des Königthums und zu dem Eintritt der sardinischen Monarchie in die europäische Staatenordnung, nach dem utrechter Frieden 1720. In dieser Zeit erwarb das Haus Savoyen u. a. die Grafschaft Nizza 1399, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiser Siegmund den herzoglichen Titel; dagegen verlor es, unter Carl III. in den Kriegen zwischen dem Kaiser Carl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16ten Jahrh. das walliser Land und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde. Carls III. Sohn, der von den

Franzosen aus seinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (st. 1580), zeichnete sich als Philipps II. von Spanien Feldherr im Kriege gegen Frankreich so aus, daß er durch den Frieden zu Cateau Cambresis 1559 Savoyen und Piemont wieder erhielt. Unterdessen hatte sich der Protestantismus in seinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte Herzog Philibert die Protestanten, unter denen sich seit alten Zeiten viele Waldenser (s. d. Art.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er ward in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 Mann) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Übrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren; besonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Festungen anlegen, und baute die Citadelle von Turin. Durch Tausch brachte er 1476 das Fürstenthum Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tende an sein Haus. Im spanischen Erbfolgekriege erwarb Herzog Victor Amadeus II. ein Stück von Mailand (Alessandria, Val di Sesia u. s. w.) als Reichslehn, und das Herzogthum Montferrat, das ursprünglich (im 12ten Jahrh.) ein deutsches Markgrafthum gewesen war und schon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen sollen. Hierzu gab ihm noch der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift drei denkwürdige Zeitabschnitte. 1) Die 43jährige Regierung des als Feldherrn und Regenten gleich ausgezeichneten Königs Carl Emanuel III. (von 1730 — 1773), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreichs und Spaniens Bundesgenosse gegen Österreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona und Novara) als Reichslehn, dann im österreichischen Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Anghiera, Vigevanasco u. s. w.) ebenfalls als Reichslehn erwarb. 1762 war er Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten seine Länder zu einem großen Wohlstande, und das neue Gesetzbuch von 1770, das Corpus Carolinum, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit dem Papst wußte Carl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate von 1726, bestätigt von Benedict XIV. 1742, zu behaupten, indem er alle geistliche Stellen besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstlichen Bullen seiner Bestätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes Victor Amadeus III. (st. 1796) und des Enkels des vorigen, Carl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25sten Jul. 1792 in den Bund mit Österreich gegen Frankreich gezogen, und verlor dadurch im Sept. d. J. Savoyen und Nizza. Dieser verband sich zwar mit Frankreich den 5ten April 1797 gegen Österreich, ward aber dessen ungeachtet 1798 von dem französischen Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Adels erbitterten Volks für sich benutzte, mit Krieg überzogen, und gezwungen (den 9ten Dec. 1798), dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen, welche sämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt blos Sardinien, wohin er sich mit seiner Familie begeben mußte. Den 4ten Jun. 1802 überließ er die Regierung seinem Bruder, Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privatstande zu Rom, wo er 1817 Jesuit geworden und 1819 gestorben ist. — Seit 1806 gehörte

Piemont nebst Genua zu dem kaiserl. franz. Generalgouvernement jenseit der Alpen." — 3) Die Wiederherstellung und Vergrößerung der sardinischen Monarchie durch den wiener Congreß. Victor Emanuel I. kehrte den 20sten Mai 1814 in seine Residenzstadt Turin zurück, da ihm die Siege der Verbündeten und der pariser Friede seine Staaten auf dem festen Lande wiedergegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, ward aber ebenfalls, nebst der Souveränetät über Monaco, durch den pariser Vertrag vom 20sten Nov. 1815, ihm zurückgegeben, wogegen er (den 23sten Oct. 1816) die Bezirke von Carouge und Chesne mit 12,700 Einw. an Genf abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congreß seinen Berechnungen der Machtverhältnisse gemäß, den König von Sardinien als Herrn der italienischen Alpenpässe zu verstärken. Eigentlich aber mochte wohl England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den genuesischen Stapel für seinen Handel gewinnen wollen. Darum ward die alte Republik Genua nicht wieder hergestellt, sondern als Herzogthum den 14ten Dec. 1814 mit der sardinischen Monarchie vereinigt. — König Victor Emanuel hat die alte Verfassung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jesuiten aufgenommen, den heiligen Bund unterzeichnet und die strengste Censur eingeführt. 1818 erklärte er die unter der französischen Regierung gemachten Verkäufe der Domänen für unwiderruflich, und wies den Ausgewanderten, welche dadurch ihre Güter verloren hatten, als Entschädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den brittischen Admiral, Lord Exmouth, einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit den Barbaresken. Im März 1821 fand er sich übrigens, durch innere Unruhen, welche die Besetzung des Landes von Seiten Österreichs zur Folge hatten, veranlaßt, dem Throne zu entsagen, und hatte seinen Bruder, den jetzt regierenden König Carl Felix, zum Nachfolger. (Vergl. Piemontesische Revolution in d. neuen Folge d. Werks.) — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männlichen Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sardinische Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Thomas Franz, Prinz von Carignan, jüngerer Sohn des Herzogs von Savoyen, Carl Emanuel I. (st. 1630), hatte zwei Söhne. Von dem älteren stammt die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen (s. d. Art.) ausstarb. — Der jetzige Herzog von Savoyen-Carignan, Carl Emanuel Albert, geb. 1798, vermählte sich 1817 mit Maria Theresia, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Er besitzt bedeutende Güter in Frankreich und Sardinien. — Die sardinische Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1277 □M. mit 3,974,976 Einw. Sie besteht I. aus den Staaten des festen Landes, welche 1818 zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Bezirke getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua. Diese begreifen: 1) das Herzogthum Savoyen; 2) das Herzogthum Piemont; 3) die Grafschaft Nizza mit dem Fürstenthum Monaco; 4) die Herzothümer Montferrat und Mailand (sardinischen Antheils); 5) das Herzogthum Genua; und enthalten zusammen 847 □M. mit 3,454,000 Einw. in 2727 Gemeinden. — II. aus dem Königreich und der Insel Sardinien (s. den Art.). — Die Einkünfte der Monarchie betragen 16 Mill. Gld. Die Kronschulden schätzt man auf 20 Mill. Gulden. Die Landmacht, nebst der Landwehr, ist 70,000 M. stark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz

auf der Insel Sardinien. Die Seemacht ist von der höchsten Unbedeutendheit. Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1) Orden der Verkündigung Mariens (dell' Annunziata); 2) Orden des heiligen Moritz und Lazarus; 3) der Militärorden von Savoyen, gestiftet 1815. Außerdem gibt es noch ein Ehrenzeichen, das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs ist erblich und uneingeschränkt. An der Spitze der Verwaltung stehen drei Staatssecretäre. In Sardinien sind Landstände vorhanden; und in Genua ist zur Einführung neuer Abgaben die Zustimmung der ständischen Collegien jedes Bezirks erforderlich. Der zahlreiche Adel ist nicht steuerfrei. Die Geistlichkeit (2 Erzbischöfe, 28 Bischöfe und gegen 500 Klöster) ist nicht sehr reich. Die päpstliche Macht ist durch ein Concordat beschränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Universitäten, Turin, Genua; Cagliari und Sassari, in mehrern Seminarien, Gesellschaften für Wissenschaften und Künste u. s. w.) ist noch sehr durch Lehr- und Preßzwang gehemmt. K.

Sardonyx, s. Achat.

Sarkophag (wörtlich Fleischfresser) hieß bei den Alten ursprünglich ein Sarg aus dem leichten, schwammigen Stein, der bei der Stadt Assus in Mysien gegraben wurde, und der nach Plinius die Eigenschaft haben sollte, daß er den Leichnam, mit Ausnahme der Zähne, in vierzig Tagen verzehrte. Nachher wurde der Name von jedem kunstmäßig geformten Sarge oder sargförmigen Grabmale gebraucht.

Sarmaten, Sauromaten, hießen bei den Alten die slavischen und andern Nationen, welche die Nordländer Europas und Asiens bewohnten. Das europäische Sarmatien begriff (nach Gatterer, der es jedoch wohl zu weit ausdehnte) Polen von der Weichsel an, Preußen, Kurland, Liefland, Rußland und die europäische Tatarei mit der Krimm, das asiatische aber das asiatische Rußland, Sibirien und die Mongolei. Die Sarmaten lebten nomadisch. Sie sollen Abkömmlinge der Meder sein, und wohnten ursprünglich in Asien zwischen Don, Wolga und Kaukasus. Sie erscheinen als Bundsgenossen des Königs Mithridates VI. von Pontus, waren schon damals diesseits des Dons ansässig, und nachher zwischen dem Don und der Donau ausgebreitet. Sie waren einige Zeit nun den asiatischen Königen furchtbar. Unter ihnen waren merkwürdig die Jazyger und Roxolanen. Mit den Römern führten sie lange und blutige, meist unglückliche Kriege. Im J. 407 nach Chr. zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die zurückgebliebenen bezwang Attila. Nach dem Tode desselben unterwarfen sie sich dem Kaiser Marcianus, der ihnen Wohnplätze an der Donau anwies. Hier vermischten sie sich später mit den Gothen zu einem Volke.

Sarpi (Paolo), eigentlich Pietro mit Vornamen, aber als Ordensbruder Fra Paolo genannt. Er war zu Venedig 1552 geboren, erwarb sich früh, mit seltenen Talenten ausgerüstet, bewundernswürdige Kenntnisse, und trat in seinem 14ten Jahr in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in seinem 26sten Jahre Provinzial seines Ordens, ferner Generalprocurator, und erwarb sich zu Rom, wo er sich aufhalten mußte, allgemeine Hochachtung. Aus Neid ward er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt, und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis ihm die Republik Venedig in dem großen Streite mit Papst

Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten erwählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig, und vertheidigte sein Vaterland mit eben so viel Klugheit, als patriotischem Eifer gegen die Angriffe des Papstes. Diesem Eifer verdankte er es aber, daß er von Banditen angegriffen, und mit funfzehn Stichen verwundet wurde, so daß er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. Sarpi meinte, daß dieses Styl des römischen Hofes sei (in stylo romanae curiae). Ein zu diesem Anfall gebrauchtes Mordinstrument ward in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Christusbildes aufgehängt mit der Inschrift: Deo filio liberatori. Noch einmal versuchten es Mönche, ihn Nachts in seinem Schlafzimmer, wozu sie sich Nachschlüssel verschafft hatten, umzubringen; doch ward dies Vorhaben zufällig entdeckt, und durch die Briefschaften, deren man sich bemächtigte, außer Zweifel gesetzt. Noch mehrmals machte man Angriffe auf sein Leben, aber der Cardinal Bellarmino, welcher ihn, ungeachtet verschiedener Ansichten, hochachtete, warnte ihn, auf seiner Hut zu sein. Um sich gegen fernere Angriffe zu sichern, hielt er sich von jetzt an eingezogen in seinem Kloster, und starb 1623. — Er war einer der edelsten und wahrheitliebendsten Männer seiner Zeit und Kirche, und einer der würdigsten historischen Schriftsteller Italiens. Vor ihm hatte niemand und nach ihm haben wenige Theologen seiner Partei Papstthum und catholische Kirche genauer unterscheiden gelehrt, wider die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, wider die Unfehlbarkeit der Päpste, wider blinden Glauben und Jesuitismus freimüthiger geeifert, genauer die Bestimmung und die Mißbräuche der Kircheneinkünfte (Trattato delle materie beneficiate; auch deutsch, Nürnberg 1786, 8.), oder die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt besser entwickelt, als er. Er war ein Feind aller Sectirerei, und fällte die günstigsten Urtheile über Luther und die deutsche Kirchenverbesserung. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung (Istoria del Concilio Tridentino), welches Werk zuerst zu London 1619 unter dem erdichteten Namen: Pietro Soave Polano, herauskam, nachher in vielen Auflagen erschien, und auch ins Deutsche von Rambach übersetzt ist. Unter seinen übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend. Auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik besaß er große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig in sechs Duodezbänden.

Sarter (Zerter) heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der schriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre besondern Sarter, und ein erfahrner Seemann erkennt jedes Schiff schon an seinem Sarter, welche Flagge es auch führen sollte.

Sarti (Giuseppe), ein berühmter italienischer Tonsetzer, war zu Faenza 1729 geboren. 1756 ward er Hofcapellmeister zu Kopenhagen und zugleich Musik- und Gesangmeister der jungen Fürsten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit nicht sonderlichen Beifall. 1768 ging er nach England. Einige Zeit darauf ward er Capellmeister des Conservatorio della Pietà zu Venedig. Von diesem Zeitpuncte fängt sein großer Ruf in Italien an. Man pries seine Compositionen als himmlische Musik. Alle Theater bemühten sich um seine Stücke und gaben ihm Aufträge. 1782 ward er zum Capellmeister am Dom zu Mailand ernannt. Unter seinen Opern

hat Giulio Sabino das größte Aufsehen gemacht, welche er 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben diese Oper bewies den wahren Kennern, daß Sarti bei einer schwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunst besitze, dem Sänger eine leichte und anmuthige Melodie zu liefern. Sein Ruf verbreitete sich indeß bis in den Norden. Die russische Kaiserin berief ihn nach Petersburg, um hier auf drei Jahre der Capelle vorzustehen. Er kam im Mai 1785 dort an und debutirte mit einer Charfreitagsmusik und einigen Psalmen, die von sechs und sechzig Sängern und hundert russischen Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- und Blasinstrumenten, ausgeführt wurden. Da er dessen ungeachtet die Musik noch nicht rauschend genug gefunden, fügte er bei einem Te Deum, das er bei der Einnahme von Oczakow aufführen ließ, noch Kanonenschüsse hinzu. Die Kanonen, von verschiednem Caliber, in dem Schloßhofe aufgefahren, machten, indem sie zu manchen Stellen den Baß spielten, eine gar seltsame Wirkung. Nach der Aufführung seiner Armide im Jahr 1786 beschenkte ihn die Kaiserin mit einer goldnen Dose und einem Demantring. Bei mehreren gegen ihn angesponnenen Cabalen von Potemkin in Schutz genommen, errichtete er auf einem ihm geschenkten Dorfe eine Singschule, ward aber 1793 in Petersburg wieder als Hofcapellmeister angestellt. Die Kaiserin ernannte ihn zum Director des Conservatoriums von Catharinoslow mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel für die Reisekosten, und erhob ihn in den russischen Adel vom ersten Rang. Auf einer Reise in sein Vaterland 1802 starb er zu Berlin, im 74sten Jahre. Die Hochachtung, die er als Componist im Auslande, wie auch in seinem Vaterlande, genossen hat und genießt, scheint ihm in minderem Grade in Deutschland zu Theil geworden zu sein, wo von seinen Opern nur einige komische sich auf der Bühne erhalten haben, z. B. Fra i due litiganti il terzo gode. (Wenn zwei mit einander streiten, gewinnt der Dritte.)

Satelliten, so viel als Trabanten; doch hat dieses Wort, wenn von Menschen die Rede ist, einen schlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht statt findet. In der Astronomie hingegen ist es völlig gleichbedeutend mit Trabanten zur Bezeichnung der Monde oder Nebenplaneten.

Satrapen heißen die Statthalter der einzelnen Provinzen des persischen Reichs und die Statthalterschaften Satrapien. — Die Neuern bedienen sich des Worts Satrapen im Allgemeinen zu Bezeichnung angesehener Beamten, die das Volk, oder ihre Untergebenen drücken: Tyrannenknechte.

Sattelhöfe nennt man gewisse Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor, und sind theils solche, die ursprünglich die Rechte adeliger Rittergüter besaßen, nachher aber an nicht-adelige Besitzer kamen und blos einige jener Rechte beibehielten, theils solche, die zwar Steuern geben, aber doch von Frohnen und Zinsen befreit sind, theils kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Versammlungen der Landstände gewähren, oder blos aus einzelnen Grundstücken ohne ein dazu gehöriges Dorf bestehen. Einige dieser Güter sind auch von Steuern frei, und viele können auch von Bauern besessen werden; jedoch gehen sie nie bei

höhern Lehnhöfen, sondern bei den Ämtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn. Man nennt sie auch sattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrscheinlichsten Meinung von dem Lateinischen Sedes (Sitz oder Wohnsitz eines Adeligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden ist.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens darnach befriedigt ist. Chemisch aber tritt Sättigung zwischen zwei Körpern, die gegenseitig auf einander wirken, dann ein, wann sie sich gegenseitig so verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Wasser aufgelöst, doch hat diese Auflösung ihre Grenze; diese Grenze, wo das Wasser nicht mehr wirkt, bestimmt die Sättigung. Jetzt ist ein Product mit neuen Eigenschaften entstanden, das Wasser ist specifisch schwerer geworden, hat einen andern Geschmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung seine feste Form verloren. Mehrere elektrisch ungleichartige Körper zeigen sehr starke gegenseitige Wirkung und zugleich ihren Sättigungspunct weit bestimmter als andere. Sie bilden im Zustande der vollkommenen Sättigung besondere Körper, die ihre beiderseitigen vorigen Eigenschaften ganz verloren und neue angenommen haben. So gibt eine Säure mit einem Alkali gesättigt ein Salz, welches weder saure Eigenschaften noch alkalische mehr zeigt, sondern neue, d. i. neutrale angenommen hat. Insofern ist Neutralität mit Sättigung einerlei.

Saturnus, ursprünglich eine alt-italische Gottheit, welche späterhin zum griechischen Kronos umgedeutet wurde, dessen Sagen folglich hier anzuführen sind. Uranus und Gäa hatten die sechs Titaniden erzeugt. Der jüngste dieser Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus seine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deshalb aufgefordert, mit scharfer Hippe die Scham des Vaters hinwegmähte, worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten, und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm gebornen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Kreta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er statt des neugebornen Knaben verschlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowohl diesen Stein als alle verschluckten Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus ihn und die Titanen bekriegte, und nach zehnjährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben; Zeus aber erkannte nach Pindar den Kronos als Beherrscher des seligen Eilandes im westlichen Ocean an. Das unbekannte Hisperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldne Zeitalter nach Italien versetzt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entsetzt und vor seinem Sohne fliehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt, und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrschaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitolinischen, ehemals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Auf dem Forum in Rom stand sein Tempel, in welchem

man den öffentlichen Schatz verwahrte. Die saturnische Zeit ist als das goldne Alter unvergeßlich geblieben, und von den Dichtern wetteifernd gepriesen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle heiteren ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden dar. Er wird auch zum Vater des Centauren Chiron gemacht.

Saturnalien, ein Fest bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Weltherrschaft, wo unter dem Menschengeschlecht Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe alle verbrüderte, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17ten bis 23sten December. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturnus Bildsäule umschlang, abgenommen war. Es hub damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sclaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbesetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sclaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmausten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Überall herrschten Scherz und Freiheit und die Geschäfte feierten. In den letztern Tagen, die in späterer Zeit hinzukamen, sandte man einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte sich mit dem Zuruf: Io Sarturnalia! Bona Sarturnalia! Einige Gefangne wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fesseln dem Saturn weihten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn (σάτυροι, τίτυροι), wie unter dem der Silenen, Faunen und Panen, stellt die griechische Mythologie eine Art von Wesen auf, die sich mehr oder weniger der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt nähern. Sie waren ursprünglich peloponnesische Waldgötter. Ihre weitere Ausbildung verdanken sie dem attischen Drama, besonders dem satyrischen. Der frühere Grieche dachte sie spitzohrig, glatzig, mit kleinen Hervorragungen hinter den Ohren, die spätern Künstler näherten sie durch Hörner und Bocksfüße den Panen. (S. Voß mythol. Briefe II. 30.) In den Abbildungen sieht man daher bei einigen mehr Thierisches: Geisfüße, Schwanz, gespitzte Ohren und Hörner; andere behalten die menschliche Gestalt und verrathen das Thierische blos durch die Geisohren und den Schwanz, wozu noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt sich das Thierische aus im ganzen Gesicht, in den Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halse. Ein andermal geht das Thierische in eine blos bäurische, rohe und plumpe Menschengestalt über, woraus aber die Künstler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu schaffen wußten. Gewöhnlich setzt man den Unterschied zwischen Faunen und Satyrn so fest, daß jene blos mit spitzen Ohren und kleinen Schwänzen, diese hingegen mit Geisfüßen erscheinen; Silenen aber seien alte Faunen. Dies ist aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. — Das ganze Geschlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachsen aus verschiednen Ideen. Dem Bacchus sind die Satyrn und Silenen stets

als Gefolge beigesellt, in welcher Bedeutung, ist nicht mehr zu bestimmen, wie denn der Ursprung der Vorstellung von ihnen sich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entstand sie aus der Bekleidung der Menschen mit Thierfellen; vielleicht sollte das Bild nur symbolisch sein, und die rohe, wilde Menschennatur vorstellen. Als Ältern der Satyrn werden Merkur und die Nymphe Iphtime, von andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüstig und liebten die Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musicirend und tanzend.

Satyre, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch satyrischer Mensch, satyrische Laune, satyrische Bilder); im engern und eigentlichen Sinne ein Gedicht, das in einem launigen oder bittern Tone die Fehler und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt, oder mit der Geißel des Spottes verfolgt. Diese Dichtungsart hatte ihren Ursprung bei den Römern; der Name Satyre ist von dem lateinischen Worte satur (keinesweges von Satyr) abzuleiten, und bezieht sich zunächst auf die Mischung der Gegenstände und Versmaße, die in den frühern Werken dieser Gattung statt fand. Die Satyre gehört zu dem Lehrgedicht, es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen gesagt worden ist. Gewöhnlich unterscheidet man eine ernsthafte und muntre Gattung der Satyre. Jene greift große Vergehungen und wirkliche Laster an, zeigt sie in ihrer verderblichen und hassenswerthen Gestalt, und bestraft sie mit Ernst und Nachdruck. Diese hingegen schildert kleinere Vergehungen und Thorheiten, die mehr das äußere Betragen als den innern Charakter, mehr den äußern Wohlstand als die Sittlichkeit entstellen, und belacht sie mit Witz und Laune. Vornehmlich sind diejenigen Laster und Thorheiten ein Gegenstand der Satyre, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter, herrschend geworden sind; denn eigentlich soll sie mehr wider die Sache als wider die Person gerichtet sein. Die Züge, welche der Dichter an einzelnen wahrgenommen hat, muß er in seinen Charakterzeichnungen schicklich zu einem Ganzen vereinigen. Daraus ergibt sich als vornehmste Eigenschaft, die dem satyrischen Dichter nöthig ist, Scharfsichtigkeit in der Bemerkung menschlicher Laster und Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menschen und der Sitten; nächstdem lebhaftes Gefühl dessen, was er schildert, bestraft und belacht, um es in seiner ganzen Verwerflichkeit oder Unschicklichkeit einzusehen und darzustellen; eigenthümliche satyrische Laune, wozu die Grundlage selbst in jenem höheren Grade des Scharfsinns und lebhaftern Gefühls zu suchen, und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden ist. — In Form und Einkleidung erlaubt das Satyrische in der Poesie große Mannichfaltigkeit. Es läßt sich in Briefen, Erzählungen, Gesprächen, Schauspielen (wie bei Aristophanes), Liedern, Epoden u. s. w. als Hauptcharakter und herrschender Ton, oder als einzelner Antheil und eingestreute Würze anbringen. Die gewöhnlichste Form der poetischen Satyre aber ist die didaktische; nur dadurch möchte sie sich von dem eigentlichen Lehrgedichte unterscheiden, daß die Lehren mehr Ergebnisse als Zwecke der Darstellung sind. — Zur Versart der Satyre wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus, und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. — Die ei-

gentliche didaktische Satyre entstand erst bei den Römern, und ihr Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gaben nachher Horaz der muntern, Juvenal und Persius der ernsthaften Gattung. (Über die römische Satyre haben Vulpius, König und Casaubonus geschrieben. Ein vortrefflicher Aufsatz über dieselbe von W. Wachsmuth findet sich in dessen Athenäum, 1ster Bd. 2tes Heft.) Von den Neuern nennen wir bei den Italienern Ariost, Alamanni, Salvator Rosa, Menzini, Dotti, Gasparo Gozzi, Alfieri; bei den Franzosen Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern Donne, Rochester, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen Krasiczky; und bei den Deutschen Maurer, Ulr. Hutten, Fischart, Brand, Rollenhagen, Neuchel, Canitz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stolberg, Kästner, Lichtenberg, Falk, Tieck, Wetzel, Weisser, Haug etc. — Die Griechen hatten die eigentliche Satyre nicht; das Gedicht des Archilochus, so wie des Simonides war mehr ein Schmähgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrscheinlich eine didaktische Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verschieden von der Satyre aber war das Drama satyrikon der Griechen, eine Mischung tragischer, wenigstens heroischer Handlung mit dem Komischen. Diese Dramen dienten zu Nach- und Zwischenspielen, und hatten einen niedrig-komischen Charakter. Wir besitzen von ihnen noch den einzigen Cyklops des Euripides. (Vergl. Eichstaedt de dramate Graecorum comico-satyrico etc.)

Satz (dreistimmiger), s. Dreistimmig.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge heißen diejenigen Mineralwasser, die neben andern salzigen Bestandtheilen das kohlensaure Gas (fixe Luft, Luftsäure) zum vorherrschenden Bestandtheile haben. Sie zeigen einen kühlenden, prickelnden Geschmack, perlen beim Eingießen, und schäumen gleich dem Champagner-Weine, wenn man ihnen Zucker und Wein zusetzt, weil dadurch das in ihnen enthaltene Gas entweicht. Die bekanntesten deutschen Brunnen dieser Art finden sich zu Selters und Faching im Nassauischen, zu Bilin und Eger in Böhmen, und zu Geilnau in der Grafschaft Holzapfel.

Sauerkleesalz (Sal acetosellae, sal oxalis) ist ein weißes, krystallinisches Salz vegetabilischen Ursprunges (fälschlich zuweilen Bitterkleesalz genannt), welches aus Sauerkleesäure (Zuckersäure) und Potaschenalkali so zusammengesetzt ist, daß die Säure Überschuß und das Salz daher saure Eigenschaften zeigt. Viele Säfte saurer Pflanzen enthalten es schon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklees (Oxalis) und einige des Ampfers (Rumex). Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt, und zur Krystallisation befördert, die man durch Zusatz von Weingeist beschleunigt. Die Schweiz liefert das mehrste und beste Salz dieser Art zum Handel. Sein Anwendung findet es bei vielen Farben- und Druckerbeizen, wie bei der Reservage-Beize zum Kattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeuges wieder farbenlos werden soll. Bekannt ist sein Gebrauch zum Vertilgen der Rostflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenlosigkeit der entstandenen Eisenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewiesen, daß dieses Salz innerlich, zu einem bis zwei Loth genommen, äußerst schädliche Wirkungen haben könne.

Säuerling, s. Sauerbrunnen.

Sauerstoff, Oxygen, ein bisher noch unzerlegter Körper, der in der Natur unter allen Formen vorkommt, und einer der wichtigsten chemischen Stoffe ist. Seine einfachste Form ist die Luftform (Sauerstoffgas, Oxygengas); in selbiger ist er farbenlos, elastisch gleich der gemeinen Luft. (S. d. Art. Gasarten.) Um ihn so darzustellen, scheidet man den Sauerstoff aus Braunsteinoxyd (Graubraunsteinerz), rothem Quecksilberpräcipitat, Salpeter rc. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Wasser auf. Diese zeigt sich als das Verbrennen ungemein begünstigend, denn ein glimmender Span brennt lodernd darin auf, heißer Stahl brennt mit Funkensprühen, jeder andere Körper verbreitet darin fünfmal mehr Licht als in gemeiner Luft. Eben so beschleunigt sie das Athmen: Thiere athmen schneller, erhitzen sich darin, und scheinen Wohlbehagen zu fühlen. Sementini schlägt vor, sie gegen den Scheintod erwärmt mit einem Blasebalge in die Lungen zu treiben und will glückliche Folgen dieses Verfahrens gesehen haben. Während des Brennens vereinigt sich der brennende Körper mit dem Sauerstoffe der Luft, und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von sich; das Product der Verbrennung ist allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerstoff, es sei luftförmig, flüssig oder fest. Verbrennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. B. Phosphor, in Sauerstoffluft (in einem umgestürzten Bierglase, das in einem Teller mit Wasser steht), so findet sich, daß eine gewisse Menge des Phosphors einer gewissen Menge jener Luft, die während des Brennens verschwindet und durch eindringendes Wasser ersetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verlischt. Dasselbe wird in gemeiner Luft statt finden (nur mit dem Unterschiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickstoffluft allezeit 78 Theile Rückstand bleiben und alles langsamer vor sich geht) und beruht auf denselben Ursachen, weil 21 — 22 Procent Sauerstoffluft in ihr enthalten sind. Die durchs Verbrennen mit Sauerstoff entstandenen Producte sind bisweilen von neutralen Eigenschaften, wie das Wasser, welches durch Verbrennung des Wasserstoffs in Sauerstoff bereitet werden kann; viele sind offenbar sauer, wie Dünste aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andere aber sind Körper, welche in ihren Eigenschaften den Säuern gerade entgegengesetzt sind und basische Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden sich nur in bestimmten Verhältnissen mit dem Sauerstoffe, mehrere aber in mehreren Stufen. Die Chemiker nennen diese Oxyde in der ersten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchsten Peroxyd; es findet sich, daß die Menge des Sauerstoffs, welche den ersten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten ist und so mit jeder Stufe in bestimmter Menge wächst. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebst dem Athmen der Thiere eine ungeheure Masse Sauerstoff verzehren, so muß man sich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältnissen Stickstoffluft und Sauerstoffluft besteht, wo der Ersatz dieser letztern immer herkommt. De Luc meint aus dem Wasser. Dann müßten aber Wasserstoff und Stickstoff einerlei Grundbestandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenscheine viel Sauerstoffluft aus, und ersetzen so den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt dieser Ersatz aus, ohne daß dadurch das Mischungsverhältniß der Luft geändert wird. Überhaupt ist die Thierwelt durch Oxydation

mit der Atmosphäre verbunden, indem sie ihr Sauerstoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlensäure umschafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmosphäre zusammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, wie Kohlensäure und Wasser, auf, behalten die brennbare Grundlage dieser Körper zur eigenen Ernährung und entlassen den Sauerstoff im Sonnenlichte luftförmig. F.

Saugpumpe, s. Pumpe.

Säugthiere (mammalia) machen die erste Classe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Ohren, und rothes warmes Blut. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut besteht, die Wassersäugthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verschieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher, als denen der wärmern zugetheilt sind. Man sieht diese Haare borstig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelschwein, in Schuppen beim Panzerthier, in Schilder beim Gürtelthier. Eben so setzen sie sich bei den meisten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, aus einander stehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büschelförmig behaart, das Pferd zopfförmig, sehr kurz zeigt er sich beim Hasen und Maulwurf, länger schon bei Ratten und Hunden; die Meerkatzen können ihn sogar gleich einer fünften Hand gebrauchen; wenigen Affen, einigen Nagethieren und den Menschen fehlt er ganz. Bei vielen Säugthieren ist das Gesicht mit Warzen besetzt, bei andern trägt das Kinn einen Bart, beim Kameele ist die Brust, beim Pferde sind die Füße mit hornartigen Auswüchsen besetzt. Die Wassersäugthiere haben statt der Hinterfüße, auch bisweilen statt der Vorderfüße Flossen; die Landsäugthiere besitzen dagegen durchgängig vier Füße, welche ihnen den auszeichnenden Namen der vierfüßigen geben. Die Enden dieser Füße sind mannichfaltig gestaltet, bei allen findet eine hand- oder fußförmige Ausbreitung oder eine Zertheilung in Finger oder Zehen statt. Diese Finger oder Zehen sind bei einigen mit unbeweglichen Nägeln besetzt, die ihren Spitzen Festigkeit geben; oder mit beweglichen scharfen Krallen (bei den reißenden) zur Vertheidigung, zum Festhalten ihres Raubes oder zum Wühlen; die schwimmenden Säugthiere haben diese Zehen mit Schwimmhaut verbunden; bei den Lastthieren ist der Fuß mit Klauen besetzt, die einem Schuhe gleich die Zehen einhüllen und schützen. Krallen, Klauen, Hörner an der Stirn und Zähne dienen ihnen zu Waffen; letztere insbesondere zu Freßwerkzeugen. Von zahnlosen Säugthieren kennt man die Geschlechter der Ameisenbären und Panzerthiere. Die äußern Sinnwerkzeuge sind in den Säugthieren, und vor allen in dem Menschen, fünffach, für Gehör, Geruch, Gesicht, Geschmack und Tasten sehr vollkommen ausgebildet. Die Werkzeuge jener vier erstern tragen sie am Kopfe, der Tastsinn hingegen ist unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger stark verbreitet. Ihre äußern Ohren sind von verschiedener Gestalt, der innere Bau ist besonders bald nur für hohe Töne und weit herkommenden Schall sehr empfindlich, nach dem sie wehrlos sich durch Flucht nur retten können, bald vorzugsweise für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Leiter ihres Raubes gegeben ist und sie selbst bewaffnet keinen Feind in der Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augenlider; die Pupillen sind bei denen am Tage geschäftigen rundlich, bei denen in der Nacht sehenden bestehen

sie in einer horizontalen oder verticalen Spalte. Die Nase als Geruchswerkzeug steht über dem Munde und ihm als Wegweiser zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über diese hervorstehend, bisweilen gespalten, oder, wie beim Elephanten, in einem Rüssel verlängert. Die Zunge für den Geschmackssinn liegt in der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder gespaltenen Oberlippe. Sie ist mit Geschmackswarzen besetzt, die beim Hunde zahnförmig, bei der Katze stachelartig hervorstehen, sie selbst ist meist einfach und breit, doch auch walzenförmig (beim Ameisenbär), oder gespalten (beim Seehund). Die Säugthiere gebären lebendige Jungen und säugen sie mit Milch an ihren Brüsten. Diese Organe kommen ihnen ausschließend zu, sind (den Hengst ausgenommen) bei Männchen und Weibchen zu finden und gleichzählig in solcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge zwei vorhanden sind. Der Mensch, die Affen und der Wallfisch tragen sie an der Brust, der Seehund am Bauche, die Lastthiere an den Leisten, mehrere Nagethiere am Bauche und der Brust zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die wenigsten leben paarweis, wie das Lemur, der Igel, die Fledermaus, die Affen; die mehrsten begatten sich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen aufstößt, wo dann der Mutter die Sorge und Vertheidigung der Jungen allein zur Last fällt und von ihr bis zur zweiten Niederkunft übernommen wird. Der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehrern Weibern. Linné bringt diese Thiere in folgende Ordnungen: 1) Primates, welche den Menschen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfassen; 2) Bruta, wohin der Ameisenbär, das Rhinoceros, der Elephant, das Wallroß, Faulthier, Schuppen- und Gürtelthier; 3) Ferae, wozu das Geschlecht der Hunde, Wiesel, Maulwürfe, Beutelratten ꝛc. 4) Glirae, wohin die Mäuse, Hasen, Eichhörner, Biber ꝛc. 5) Pecora, wohin das Rind, Kameel, der Hirsch, das Schaf, die Gazellen ꝛc. 6) Belluae, wohin Pferd und Schweine; 7) Cetae, in welche die Wassersäugthiere, der Wallfisch, Delphin ꝛc. gehören.

Saugwerk heißt in der Wasserbaukunst eine solche Maschine, mittelst welcher das Wasser in Röhren durch Auf- und Niederdrücken oder Bewegung eines Kolben in einer Röhre (Stiefel) in die Höhe gehoben (gesaugt), und durch eine Ausgießröhre fortgeschafft wird. Von dieser Art sind die Saugpumpen. (S. Pumpen.)

Saul, König in Israel um das J. 1050 v. Chr. Er stammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete sich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit, und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikanischen Verfassung müde war. Aber erst nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volke anerkannt. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König Zoba jenseit des Euphrats befestigten sein Ansehn. Samuel aber, der nur ungern die höchste Gewalt niedergelegt hatte, behielt stets eine Partei im Volke, und als er mit Saul, wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Priesterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekitern bezeigten Ungehorsams gegen die von ihm im Namen Gottes gegebenen Befehl zerfiel, salbte er David insgeheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte seinen Gegner und haßte ihn um so mehr, als dieser sich durch die Besiegung des Philisters Goliath und andere tapfre Thaten hervorthat, ihm seine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundschaft seines

Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Ein bürgerlicher Krieg entstand daraus, der bis zu Sauls Tode währte, den dieser in einem unglücklichen Treffen gegen die Philister sich selbst gab. (Vergl. d. Art. Samuel und David.)

Säule. Der Ursprung der Säulen fällt in die entferntesten Zeiten. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu sein, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige senkrechte Stützen vor dem Einsturz zu sichern. Man wählte dazu in Griechenland und wo man an Holz Überfluß hatte, Baumstämme, von deren Gestalt sich unstreitig die Form der nachherigen Säule herschreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Ägypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Absatz, die erst später eine gefälligere Form erhielten. Eine Säulenordnung (s. d. Art.) hat drei Theile: den Säulenstuhl, die Säule mit ihrem Fuße und Knaufe, und das Gebälke. Der Säulenstuhl (Piedestal, Postament) ist ein hoher Untersatz, bestehend aus dem Grundsteine, dem Würfel und dem Deckel oder Sims, aber nur da bei obern Ordnungen anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorspringenden Kranze der untern Ordnung verdeckt wird. Die Säule besteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitale. Der Fuß oder die Basis enthält den ebenen Untersatz, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Schaft ist der mittlere Theil der Säule zwischen dem Fuße und dem Knaufe. Der Knauf ist nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganze sein, das seine bestimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man sie senkrecht laufen zu lassen. Das Gebälk endlich besteht aus dem Hauptbalken (Architrab), dem Borten oder Fries, und dem Kranze oder Karnies. Zum Maßstab der Säulen bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden untersten Ordnungen in zwei, für die drei höhern in achtzehn Theile theilt. (Vergl. Gekuppelte Säulen.)

Säulenordnung. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Baukunst die Beschaffenheit der Säulen. Man unterscheidet fünferlei Beschaffenheiten der Säulen oder Säulenordnungen: die thuscische oder toscanische, dorische, ionische, korinthische und römische. Das Kennzeichen der toscanischen Ordnung ist, daß sie gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capital) hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capital auf jedes 1 kommen. Das Gebälk hat nach letzterm $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrab 1, der Fries $1\frac{2}{12}$, der Kranz $1\frac{4}{12}$. — Die dorische Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Dreischlitze im Friese, welche die Köpfe der auf dem Achitrab liegenden Balken vorstellen, und zwei prismatische Vertiefungen mit zwei halben auf der Seite haben. Die Zwischenräume heißen Metopen (s. d.). Über jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreischlitz treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreischlitze 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat sein sollen. Auch pflegt man die Trigly-

phen zwischen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl sein zu lassen. An den vorspringenden und einwärts gehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieser Ordnung ist männliche Pracht, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Vignola gibt ihr 16 Modul, wovon 1 der Fuß und 1 das Capital erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toscanischen. Einige geben der dorischen Säule zwar den schönen attischen Säulenfuß, jedoch unpassend. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, nach Vignola 2 Modul über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiste zur Unterstützung die Dielenköpfe gegeben, die 1 Modul breit und ½ Modul hoch sind und über jedem Dreischlitze sich befinden. Man erklärt sie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder besser, sie dienten blos zur Unterstützung der starken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch schon in dieser Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahnschnitte. Unter den Triglyphen sind noch im Architrab sechs kleine konische Körperchen, Trophen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. — Die ionische Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelseitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capital. Jenes ist das Capital der Alten, welches die neuern verschönert haben. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beschriebene Säulenfuß ist wegen des starken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Besser gebraucht man den attischen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzleiste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte (Kälberzähne). Angemessener scheint es, die Kranzleiste durch glatte Sparrenköpfe zu unterstützen, wie durch die niedrigern Dielenköpfe in dem dorischen Kranze. Zierliche Einfachheit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß besteht aus einem Untersatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. Der Untersatz beträgt 2⅔ Modul. — Das Meisterstück der Baukunst ist die korinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne Capital, ein großes rundes Gefäß, mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jeder von acht Blättern, umfaßt ist, hinter welchen vier Stiele, jeder zwei kleinere Blätter unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend, in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitals. Die Höhe der Säule mit Capital und Fuß ist nach Vignola 20 Modul, wodurch sie ein zu dem Ganzen passendes schlankes Ansehen bekommt. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß, dem man an den Pfühlen noch einen Ring zusetzen kann. In dem Ge-

bälke bekommen die Streifen des Architrabs eine Kehlleiste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Überschlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe, und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Übereinstimmung ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. — Die römische Ordnung, oder die zusammengesetzte, unterscheidet sich von der korinthischen hauptsächlich in dem Capital, welches aus dem ionischen und korinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern sich unter den Schnecken hinkrümmt, ist hier nicht befindlich. Doch sind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der korinthischen. Übrigens möchte sie noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. — Der wahre Unterschied der Säulenordnungen möchte wohl in dem Verhältnisse der Höhe des Schaftes zu seiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile bestehn, so daß man die Zahl der Säulenordnungen auf drei, die dorische (von gefallender Stärke), die ionische (von zierlicher Einfachheit) und die korinthische (von geschmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitals kommt es nur insofern an, als diesem bei den feinern Ordnungen mehr Verzierung zukommt. Eine sechste oder deutsche Säulenordnung ist völlig unstatthaft, denn sie unterscheidet sich von der ionischen nur durch das schlechtere Capital und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. — Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung desselben ab. Die toscanische Ordnung dient zu Stadtthoren, Arsenälen, Leuchtthürmen, Brunnen und dergl. Die dorische Ordnung paßt besonders für gottesdienstliche Gebäude, die ionische für Lustschlösser, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenseite. Die korinthische Ordnung dient zur Verzierung fürstlicher Paläste, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römischen Säule ist schon oben angegeben. Wo mehrere Säulenordnungen über einander gestellt werden, nimmt die stärkere allemal den niedrigern Platz ein. Die Axen der Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Man pflegt auch die obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule niedriger zu machen als diese. Um indeß die Einheit nicht zu verletzen, ist bei Übereinanderstellung der Säulen alles wohl zu berücksichtigen. Eine korinthische Säulenreihe über einer toscanischen oder dorischen würde durchaus nicht passen, eben so wenig sind drei verschiedene Ordnungen über einander zuzulassen. Zwei oder drei ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Übereinanderstellungen, zumal an Wohngebäuden, am besten ganz vermeiden. — Ausführlich handelt über die Säulenordnung Ludw. Voch in seinem Unterricht in der Aufreißung der 5 Säulenordnungen (Augsb. 1779) und seiner

Anwendung der 5 Säulen 2c., besonders aber Weinbrenner in seinem Werk über die Säulenordnungen, Tübingen 1809.

Säulenstuhl, s. Säule.

Saurau (Graf Franz von), geb. zu Wien 1760, aus einer der ältesten und edelsten Familien in Steiermark herstammend, zog als Kreis-Commissär in Österreich Josephs II. besondere Aufmerksamkeit auf sich, ward von ihm, bei dem damals viel besprochenen, aber bald ganz verunglückten Geschäft der allgemeinen neuen Steuerregulirung gebraucht, und schnell nach einander, in noch früher Jugend zum böhmischen Gubernialrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien befördert. Mit dem ersten Wahlbotschafter und ollmützer Cardinal-Erzbischof Colloredo bei der Kaiserwahl Leopolds II. verrichtete er dort das Amt eines Hofmarschalls der Kur und Krone Böhmen. Er ward nieder-österreichischer Regierungspräsident, und, dem Minister Freiherrn v. Thugut enge verbündet, vereinigte er einige Zeitlang die Gewalt eines Polizei- und Finanzministers, ersteres als Adjunct des alten Grafen von Pergen, den man dieser wichtigen Stelle nicht mehr für gewachsen hielt. In diese Zeit fiel die gezwungene Arrestirung der Obligationen und der Anfang zur unverhältnißmäßigen Ausgabe des Papiergeldes, so wie die Jacobiner-Geschichten, die der Anlaß einer eigenen Verfügung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurden, wodurch Verleitung zum Verbrechen und Steigerung desselben, um es dann anzugeben und strafen zu können, streng untersagt wurde. Bald nach dem Austritte des Ministers Baron Thugut trat Saurau ebenfalls vom Finanzministerposten ab, und ging als Botschafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des neuen Kaisers Alexander bei. — Nach der Beendigung des durch Frankreich und Rußland geleiteten deutschen Entschädigungs- und Säcularisationsgeschäftes 1804 von Petersburg zurückberufen, ward er bald österreichischer Landmarschall, und 1805 Gouverneur in Innerösterreich. Als solcher leitete er mit dem Erzherzog Johann die Bildung der Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demselben bekleidete er eine Zeitlang eben bei dem Heere von Innerösterreich, unter dem Erzherzog Johann, den Posten eines bevollmächtigten Hofcommissärs. Er war bestimmt, den Massenaufstand seiner Provinz einzurichten und mit dem heldenmüthigen Tirol in Verbindung zu setzen, als die Bewegungen des Bannus Grafen Giulay den grätzer Schloßberg entsetzt und Steiermark, so wie der tiroler Landsturm ganz Oberkärnthen befreit hatte. Im Nov. 1809 ward Graf Saurau wieder, was er vor 14 Jahren gewesen war, Regierungspräsident zu Wien, mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederösterreich, 1815 Gouverneur des neu erworbenen lombardischen Königreichs, und 1817 zum Botschafter in Spanien ernannt, welche Stelle er jedoch nicht angetreten hat. Eine Zeitlang war er auch bevollmächtigter Minister beim Heere Bianchis gewesen, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel setzte. 1818 ward er zum Minister des Innern, obersten Kanzler und Chef aller politischen Hofkanzleien der österreichischen Monarchie mit Ausnahme der ungarischen und siebenbürgischen ernannt; eine neue Stelle, die ihm den größten Einfluß in die Staatsverwaltung gibt, dessen er eben so sehr durch Patriotismus, als durch die reichsten Geschäftserfahrungen, durch eine seltene Gewandtheit in allen Verwaltungsangelegenheiten, und große staatswirthschaftliche Kenntnisse würdig ist. Bis jezt ist sein neues Ministerium hauptsächlich durch

einen gesetzlich vollzogenen, in der Ausführung aber weit aussehenden und den größten Schwierigkeiten unterliegenden Plan einer allgemeinen Grundsteuer für die sämmtlichen seiner Leitung unterworfenen, unendlich verschiedenartigen Provinzen ausgezeichnet worden. Übrigens ist Graf Saurau ein erleuchteter Beschützer der Wissenschaften, der Künste und der Gewerke, wie auch ein eifriger Beförderer aller gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten.

Säure (Acidum) ist der Name für eine Classe zusammengesetzter Körper, die folgende Eigenschaften haben: sie schmecken sauer, färben blaue Pflanzenfarben roth, lösen sich im Wasser auf und haben große Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metalloxyden; sie setzen mit den erstern Neutralsalze, mit den zweiten Mittelsalze und mit den dritten metallische Mittelsalze zusammen. Vielen Säuren fehlt zwar der saure Geschmack; aber die Verwandtschaft zu den drei Classen der Salzbasen besitzen sie, als ihre auszeichnende Eigenschaft, alle. Einige Säuern kommen nur in flüssigem Zustande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenstoffsäure, oder mit Wasser verbunden, welches sie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelsäure, andere in starrer Form und krystallisirt, wie die Benzoe-, Weinstein- und Boraxsäure. Sie sind alle zusammengesetzte Körper; die mehrsten bestehen aus Sauerstoff mit noch einem, zwei oder drei andern Körpern, andere sind aus Wasserstoff und Schwefel, oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man sie in 4 Classen, wovon die drei ersten diejenigen enthalten, welche Sauerstoff in ihrer Mischung haben, und zwar kommen in die erste Classe die aus Sauerstoff und einem zweiten Körper bestehenden vor, wie die Schwefelsäure, Phosphorsäure, Boraxsäure u. a. Da diese Grundlagen sich in mehrern Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden, und jede Verbindung eine Säure sein kann, so wird die mit Sauerstoff gesättigte vollkommene Säure genannt, während die andere unvollkommene heißt, z. B. die überoxydirte Salzsäure unvollkommene des Arseniks oder Arseniksäure, die unvollkommene dagegen arsenige Säure. In die zweite werden die Säuern geordnet, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, in verschiedenem Mengenverhältniß zusammengesetzt sind, wie die Essigsäure, Citronensäure. Die dritte Classe umfaßt die mit dreifacher Grundlage und Sauerstoff, wo zu jenen beiden noch der Stickstoff hinzukommt, wie die Blausäure. Die vierte Classe enthält Säuern, die keinen Sauerstoff haben, wie die Salzsäure, aus Halogen und Wasserstoff bestehend, den geschwefelten Wasserstoff rc. Ältern Chemikern waren weit weniger Säuern, und ihre Zusammensetzung gar nicht bekannt, sie ordneten die bekannten auch nach den drei Naturreichen in mineralische, vegetabilische und animalische Säuern, welche Eintheilung deswegen nicht bestehen kann, weil mehrere Säuern, wie die Phosphorsäure, in allen drei Reichen vorkommen.

Saurin (Jacques), ein französischer protestantischer Geistlicher, und berühmter Kanzelredner, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wurde daselbst 1677 geboren. Als das Edict von Nantes widerrufen wurde, ging er mit seiner Familie (1685) nach Genf, wo er beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften machte. In seinem 17ten Jahre trat er in Kriegsdienste und machte mehrere Feldzüge unter den englischen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, kehrte aber 1696 nach Genf zu seinen Studien zurück, und widmete sich besonders der Theologie. Hierauf (1700) ging er nach

Holland und England, und predigte in London, während seines fünfjährigen Aufenthalts, mit ungemeinem Beifall. Er verheirathete sich 1703, kehrte darauf nach Holland zurück, und ward, nachdem er längere Zeit eine Hauscaplanstelle versehen hatte, als Prediger der französischen Reformirten, die in einer dem Fürsten Erbstatthalter gehörigen Capelle im Haag ihren Gottesdienst hielten, angestellt. Er hatte bei einem ansehnlichen Äußern, voller Stimme und feurigem Vortrage immer ein sehr zahlreiches und glänzendes Auditorium, aber seine Berühmtheit reizte den Neid seiner Mitbrüder, die ihn in Streitigkeiten verwickelten, und seine letzten Lebenstage verbitterten. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, ein frommer Christ, voll Haß gegen alles, was Sünde ist, und voll Liebe gegen Gott und Menschen. Er starb 1730, nicht blos von seinen Glaubensgenossen, sondern von jedem, der ihn kannte, innig betrauert. Seine Predigten, die in viele Sprachen übersetzt und wegen ihres rein-moralischen, von allen theologischen Streitfragen sich entfernt haltenden Inhalts, selbst bei den Catholiken sehr geschätzt sind, kamen in einer sehr guten Ausgabe unter dem Titel: Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte par Jacques Saurin (1749, 10 vol. 8.) im Haag heraus. Außerdem hat er mehrere theologische Werke, die aber weniger bekannt geworden sind, hinterlassen.

Saussure (Horace Benoit de), ein berühmter Naturforscher, geb. 1740 zu Genf, war der Sohn Nicolas de Saussures, der als Schriftsteller durch seine Werke über den Ackerbau bekannt ist, und Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf war. Durch den Umgang mit seinem Vater und andern dort wohnenden Naturforschern ward in dem Jüngling die Liebe für diese Wissenschaft erregt, worin er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon im 22sten Jahre die Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit großem Ruhm bekleidete. Die Zeit, welche sein Amt ihm übrig ließ, verwandte er auf Reisen. Er besuchte zweimal Frankreich, einmal um die vulkanischen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu untersuchen; das anderemal um sich über Montgolfiers aërostatische Maschine zu belehren. Auch Holland und England bereiste er, und ward in dem letztern Lande mit Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten zwei Lieblingsgegenstände seiner Nachforschungen aus. Als er in Italien reiste, untersuchte er die Eisenminen auf Elba sehr genau, bestieg mit Sir William Hamilton den Vesuv, und maß die Höhe des Ätna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls sehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Moosen. In einem Briefwechsel mit Spallanzani bewies er, daß die Infusionsthierchen, so wie die Polypen, sich wiedererzeugen. Auch zeigte er eine große Geschicklichkeit in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen, z. B. eines Elektrometers, eines Hygrometers, Heliothermometers und anderer. Am berühmtesten ward indessen de Saussures Name durch seine Erforschungen der Gebirge. Er besuchte, wie schon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny, und machte alle Jahre Reisen nach den Alpen, die er 1779 schon vierzehnmale von acht verschiedenen Seiten bestiegen hatte. 1787 bestieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometrischen Beobachtungen seine Höhe. Wegen seiner zahlreichen, vortrefflichen Schriften ward er von den berühmtesten gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmsten und geistreichsten Reisenden, welche nach Genf kamen,

besuchten ihn, um sich von ihm belehren zu lassen, und sein an Naturseltenheiten reiches Cabinet zu sehen. Er stiftete an seinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Gesellschaft der Künste, deren Präsident er bis an seinen Tod blieb, und die sich um den Flor der Fabriken daselbst höchst verdient machte, so wie er überhaupt auf alle Weise bemüht war, das allgemeine Wohl zu befördern. Als Genf mit der französischen Republik vereinigt worden, ward de Saussure zum Deputirten bei der Nationalversammlung ernannt. Aber diese Staatsumwälzung raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und seine Gemüthsruhe. Er erlag dem Unglück und starb 1798. Unter den Schriften dieses Gelehrten zeichnen sich seine Essais sur l'Hygromètre 1783, 4. durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologischer Hinsicht, und seine Voyages dans les Alpes, 4 vol. 4. 1779 — 96 besonders aus. Das erstere Werk ist ins Deutsche von J. D. Titius, Leipzig. 1784, das andere von J. S. Wyttenbach, ebendas. 1781 — 88, übersetzt erschienen.

Savonarola (Geronimo), ein durch sein bewundernswürdiges Rednertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara geboren. Er war der Enkel eines vorzüglichen Arztes, und gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 Jahren, das väterliche Haus heimlich zu verlassen und Dominicaner zu werden. Einige Jahre später bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolg, daß er beschloß, sie auf immer zu meiden. Darauf lehrte er längere Zeit Metaphysik und Physik zu Bologna. Der Ruf, den ihm hier seine Gelehrsamkeit und Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wieder an zu predigen, und mit einem so außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die Zuhörer nicht fassen konnte. Durch den Anschein einer vorzüglichen Heiligkeit, und durch seine hinreißenden Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch ward er dreist gemacht, einen prophetischen Ton anzunehmen, und begann nun öffentlich und stark auf eine Kirchenverbesserung zu dringen, und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeisterten; einige verlachten ihn als einen Schwärmer, und andere verwünschten ihn als einen Betrüger. Bald aber fing er auch an, sich von seinem Beschützer Lorenzo loszusagen, dessen Charakter anzuschwärzen, und seinen Sturz zu prophezeihen. Als Prior von St. Marcus wollte er jenem Oberhaupte der Republik den herkömmlichen Besuch nicht abstatten, und als Lorenzo sich zu ihm nach St. Marcus begab, ließ er sich verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, strenge Maßregeln gegen diesen Geistlichen zu nehmen, allein entweder seine natürliche Gutmüthigkeit, oder eine geheime Ehrfurcht für seinen Charakter ließen ihn die Feindseligkeit geduldig ertragen. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), ward der Mönch zu ihm gelassen, und sprach zu dem Sterbenden mit der Würde seines Amts. — Nach dem Tode Lorenzos und der Vertreibung seines Sohnes Peter nahm Savonarola den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze derjenigen, die eine mehr demokratische Verfassung wünschten, betheuerte, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die gesetzgebende Gewalt zukomme; daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel

gewesen sei, und daß Christus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu sein. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magistratspersonen ihre Ämter nieder, und die gesetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Besorgung dieser Geschäfte aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Indessen herrschten Uneinigkeiten in dem neuen Freistaate; die aristokratische und die demokratische Partei haßten und verfolgten einander; die erstere bestand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfassung; die demokratische aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. — Doch genügte es dem Feuereifer Savonarolas nicht, den florentinischen Staat umzuwälzen, auch den Mißbräuchen des römischen Hofes und dem ungeregelten Lebenswandel seiner Amtsbrüder hatte er eine Reform zugedacht. An Ursachen zur Unzufriedenheit über beides konnte es ihm während des Papstes Alexanders Regierung nicht fehlen. Er schrieb, nach dem Bericht seiner Lobredner, an die christlichen Fürsten, versicherte sie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht sei, eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, in welcher er selbst darthun wolle, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und eben so wenig des Namens eines Christen werth wäre. Alexander excommunicirte den Prior. Die Bannbulle ward in der Hauptkirche zu Florenz verlesen, aber Savonarola trotzte dem vaticanischen Donner, und predigte fort. Ja sein Einfluß stieg noch höher, da Peters von Medici Versuch, die alte Würde seines Hauses wieder zu erlangen, fehlgeschlagen war. Indessen entstand wider ihn eine andere Gegenpartei. Durch seine Neuerungen zu St. Marcus und in andern Klöstern hatte er sich unter den Mönchen, besonders den Franciscanern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um seine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen, welcher in schwärmerischem Eifer sich erbot, um die Wahrheit der Lehren seines Meisters zu beweisen, dafür durchs Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung dasselbe thun wollte. Die Herausforderung ward von einem Franciscanermönch angenommen. Savonarola, mit seinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges, stimmte den Psalm an: der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde. Der Franciscaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und Savonarola, welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu schrecken sei, that den Vorschlag, daß Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen solle. Dies ward von dem ganzen Haufen als eine verdammliche Gotteslästerung ausgerufen, und da Domenico dennoch auf der Forderung bestand, so entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er sich unterworfen hatte. Für Savonarola hingegen war dies von schlimmen Folgen. Das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampf ward er mit Domenico und einem andern Mönch ins Gefängniß geschleppt. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstlichen Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten die Entschlossenheit und Beredsamkeit Savonarolas seine Richter in Verlegenheit. Als aber die Folter angewandt wurde, bekannte er, daß er sich betrügerischer Weise das Ansehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebst seinen Theilnehmern verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch 1498 vor einer unzählbaren Menge von Zuschauern ge-

schah, von denen einige ihn nach seinem Tode als Märtyrer und Heiligen priesen. Die Meinungen über diesen außerordentlichen Mann waren von jeher sehr verschieden, und werden vielleicht nie vereinigt werden. Außer seinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Astrologie, und mehrere philosophische und ascetische Schriften geschrieben. Seinen Predigten (Prediche, Firenze 1496) fehlt es freilich an den nöthigen Eigenschaften gut geordneter Reden; aber sie sind auch wiederum reich an kräftigen, Herz und Geist erhebenden Stellen, und lassen uns vermuthen, daß er besser war, als seine Biographen ihn schildern, vielleicht weit besser als wir selbst, von jenen geleitet, ihn darstellen konnten.

Savoyen, ein zur sardinischen Monarchie gehöriges Herzogthum (s. d. Art. Sardinische Monarchie), welches an Helvetien, Piemont und Frankreich grenzt. Es enthält 180 □M. und über 400,000 Einw. Der größte Theil ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler hinziehen. Die cottischen und penninischen Alpen gehören zum Theil hieher, und die grajischen Alpen scheiden Savoyen von Piemont. Der höchste Berg Europens, der Montblanc, liegt in Savoyen und erhebt sich 14,676 Fuß hoch. Auch der Iseran, der kleine St. Bernhard, der Mont-Cenis, über welchen eine Kunststraße aus Savoyen nach Piemont führt, befinden sich in diesem Lande. Viele von diesen savoyischen Gebirgen sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Das Land wird vorzüglich von der Rhone, als Grenzfluß, der Isere, Arve und Arc bewässert. Von dem Genfersee gehört ein Theil hieher. Kleinere Seen sind der See bei Bourget und bei Annecy. Bei dem See von Bourget ist die sogenannte Wunderquelle, deren Wasser von 20 Minuten bis gegen 8 Stunden ausbleibt. Das Clima ist im Ganzen veränderlich, und oft in einem Tage von der strengsten Kälte zur Hitze übergehend. Der Boden ist meistens steinig und wenig fruchtbar; da wo er urbar gemacht werden kann, bringt er Getreide, doch nicht hinlänglich, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien hervor. Auch sind die Waldungen ansehnlich, und der Wiesewachs gut, daher eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen gibt es Wild, auch Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor, Serpentinstein und Salz. Die Einwohner reden theils die italienische, theils die französische Sprache. Sie sind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Armuth bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt sie der undankbare Boden ihres Landes nicht: daher sind sie gezwungen in andere Länder auszuwandern, von da sie mit ihrem Erwerb stets wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Die Hauptstadt des Landes heißt Chambery (s. d. Art.). — Savoyen gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer stand es bis 400; dann gehörte es bis 530 zu Burgund, zu Frankreich bis 879, zum arelatischen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf Beroald erhielt, und 1416 ward es zum Herzogthum erhoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1713 Sicilien und die Königswürde, mußte jedoch schon 1718 jene Insel wieder an Spanien abtreten, und erhielt dafür 1720 Sardinien. 1792 wurde Savoyen von den Franzosen erobert und Frankreich unter dem Namen des Departements Montblanc einverleibt. Durch den ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 durch den zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den Kö-

nig von Sardinien. Jetzt ist es in folgende neun Provinzen eingetheilt: eigentliches Savoyen, Chablais, Carouge, Faucigny, Genevois, Obersavoyen, Maurienne, Rumilly und Tarantais. Man vgl. übrigens den Art. Sardinische Monarchie.

Say (Jean Baptiste), einer der ausgezeichnetsten staatswirthschaftlichen Schriftsteller Frankreichs, geb. 1767 zu Lyon. Er kam in der ersten Zeit der Revolution nach Paris, um sich gelehrten Beschäftigungen zu widmen, und ward später einer der Stifter der Décade philosophique, einer ausgezeichneten Zeitschrift, deren Herausgabe er jedoch bald aufgab. Er wurde 1799 Mitglied des Tribunats, später aber von Napoleon ausgestoßen, und dadurch gekränkt, wollte er keine in der Folge ihm angebotene Stelle annehmen, sondern lebte ganz den Wissenschaften. Er ward 1817 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und zum Ritter des Wladimirordens ernannt; eine Auszeichnung, die er seinen staatswirthschaftlichen Arbeiten verdankt. Sein Hauptwerk ist die Abhandlung über die Staatswirthschaft (Traité d'économie politique, ou simple exposition de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses, 1803 u. 1817), die Morstadt (Heidelberg 1818 — 1819) verdeutschte. Später folgte sein Katechismus der Nationalwirthschaft (Catéchisme d'économie politique, deutsch Carlsruhe 1816). Eine seiner geistreichsten Schriften ist: Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la Société (Paris 1817), die auch (von Ludwig, Altenburg 1821) verdeutscht wurde. Seine beiden statistischen Werke: De l'Angleterre et des Anglais (Paris 1815) und Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France (Paris 1818), sind gleichfalls geschätzt.

Sayn und Witgenstein. Die Grafschaft Sayn, im Westerwalde, ehemals von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen, bestand aus zwei Theilen: Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen; beide gegen 25 □M. mit 32,000 Einw. und 180,000 Fl. Einkünften. Sayn-Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Nassau, und Sayn-Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Regierungsbezirk Coblenz) zur preußischen Provinz Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn hatte bis 1246 eigene Grafen zu Sayn, und fiel sodann an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, vermählt mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 zwei Linien: Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn, Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Vallendar zufielen. Des letzten Enkel, Salentin, vermählt mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten von Witgenstein, die deshalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III., Grafen zu Witgenstein; allein sein Vater Ludwig der Ältere (st. 1607) theilte sämmtliche Besitzungen unter seine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der drei Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der älteste, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berleburg, der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn, und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein, und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber

Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur zwei Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen, mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsreceß von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitz der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgute des Hauses Nassau, theils zu Preußen gehörte. An Naussau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der sonst burggräflich von Kirchbergsche Antheil: Sayn-Hachenburg; an Nassau-Usingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300,000 Fl. und wiesen ihm überdies eine Jahrrente von 12,000 Fl. an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen an Preußen ab. Die Besitzungen des fürstlichen Hauses Witgenstein, zusammen 13 QM. mit 16,800 Einw., sind seit 1806 mediatisirt, geben 180,000 Fl. jährliche Einkünfte und liegen in dem Regierungsbezirke Arensberg der preuß. Provinz Westfalen; doch liegt noch ein Theil der mediatisirten fürstl. Witgensteinschen Herrschaft Vallendar unter nassauischer Hoheit. — Das fürstl. Haus Witgenstein theilt sich jetzt in zwei Linien: 1) Sayn-Witgenstein-Berleburg, mit 3 Ästen. Der ältere erhielt 1792 die fürstliche Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt, und residirt zu Berleburg (Schloß und Stadt mit 1950 Einw.). Hier ward die berleburger Bibel mit mystischer Auslegung gedruckt. Das ganze Ländchen hat 8000 Bewohner, und vor Kurzem mehrere ansässige Familien durch Auswanderung nach Nordamerika verloren. Die beiden andern Äste sind gräflich, und führen die Namen Carlsburg und Ludwigsburg. 2) Sayn-Witgenstein-Witgenstein, welche 1801 die fürstliche Würde erhielt. Der jetzige Fürst von Witgenstein, Friedrich Carl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Witgenstein, einem Bergschlosse an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Sein Bruder, Fürst Wilhelm, königl. preuß. Obercammerherr und bis 1819 Staatspolizeiminister, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt.

Sbirren hießen sonst in einigen italienischen Ländern, namentlich im Kirchenstaat, gewisse Justiz- oder Polizeidiener (Häscher), welche unter einem Anführer, Barigello genannt, militärisch organisirt waren, aber 1809 aufgehoben wurden.

Scabin, scabinus, s. Schöppe.

Scala, s. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäsar). Die Geschichte dieses berühmten Gelehrten ist durch seine eigene Eitelkeit in Dunkel gehüllt, da er hinsichtlich seiner Herkunft Behauptungen aufstellte, die jetzt allgemein als Betrug anerkannt werden. Zufolge seiner Erdichtung, so wie sie in dem von seinem Sohne Joseph herausgegebenen Briefe: über den Glanz und das Alterthum des Scaligerschen Geschlechts (Epistola de splendore ac vetustate gentis Scaligeri) enthalten ist, war er ein Abkömmling des berühmten Hauses der Scaliger, Fürsten von Verona, und, 1484 auf dem Schlosse Riva am Guarda-See geboren, ward nachher Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre in Krieg und Frieden diente, erhielt sodann einen Jahrgehalt vom Herzoge vom Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem französischen Vicekönig eine Schwadron Cavallerie, legte sich auf das Studium der Naturlehre, und begleitete 1525 den Bischof von Agen

(in Frankreich), welcher aus dem Hause Rovere war, nach seiner Diöcese, wo er sich wohnhaft niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer seines Sohnes Joseph, war, Glauben; aber sie wurde auch schon zu seiner Zeit von Scioppius, Niphus und andern lächerlich gemacht, und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschis Angabe ist die richtigste Nachricht die, daß Scaliger der Sohn Benedetto Bordones, eines gebornen Paduaners, war, der zu Venedig die Kunst eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen seiner Werkstätte oder dem Bezirk, worin sie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; daß er bis zu seinem 42sten Jahre zu Venedig oder Padua in Dunkelheit lebte, sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde beschäftigte, und unter dem Namen Giulio Bordone einige Schriften herausgab; und daß entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, ihn nach Agen zog, wo er seine übrigen Tage verlebte. 1528 scheint er noch nicht Willens gewesen zu sein, sich für einen Abkömmling jenes fürstlichen Geschlechts auszugeben, da er von Franz I. sich ein Naturalisationspatent unter dem Namen: Julius Cäsar della Scala de Bordone, Doctor der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indessen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erschienen sein, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur Gattin erhielt. Von dieser Zeit an begann er öffentlich seine fürstliche Herkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein beglaubigtes Actenstück, oder das Anerkenntniß eines Fürsten aus dem veronesischen Hause unterstützt zu werden. Rühmlicher machte er seinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten seiner Zeit erwarben, bekannt, obgleich die prahlerische Anmaßung, welche in seinen Werken herrschte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgesetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer, und nach den Erzählungen seines Sohnes scheint sein Haus einer großen Menge von Besuchenden jeden Ranges offen gewesen zu sein, und er einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft behauptet zu haben. Durch die Freimüthigkeit seiner Schriften machte er seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er starb jedoch als guter Catholik 1558 im 75sten Lebensjahre. Julius Cäsar Scaliger war gewiß ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten; und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird (wahrscheinlich, weil er seine jüngern Jahre an Höfen und in Feldlagern zubrachte), so haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wissenschaftlicher Rücksicht erstiegen. Er hatte ein starkes Gedächtniß und einen lebhaften Verstand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rücksichtlich seiner sittlichen Eigenschaften wird seine große Wahrheitsliebe besonders von seinem Sohne gepriesen, doch mußte dabei seine Eitelkeit nicht ins Spiel kommen. Von seinen physischen und naturhistorischen Werken bemerken wir: Exercitationum exotericarum Libr. XV; De Subtilitate ad Cardanum, Par. 1557, 4. Hannov. 1634, 8.; — Commentarien zum Hippokrates de Insomniis; desgleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere von dem letztern Schriftsteller mit einer Übersetzung. Als Philolog gab er zwei Orationen gegen den Ciceronianus des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, so wie auch ein vorzügliches Werk über

die lateinische Sprache, betitelt: De causis linguae latinae, Libri XVIII. Lugd. 1540, 4. Genev. 1580, 8., welches als das erste, nicht nach einer pedantischen, sondern philosophischen Methode abgefaßte Werk über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze Spitzfindigkeit enthält. Sein Buch De arte poetica Libri VIII, 1563, in Fol. Lugd. Bat. 1691, 8. erwarb ihm großen Ruhm, und war ohne Zweifel das gelehrteste Werk der Art, welches bis dahin erschienen war; obgleich er mehr grammatikalische Kenntniß, als wahre dichterische Kritik darin zeigte. Seine eigenen Gedichte sind nichts weniger als vortrefflich und seine Briefe oft dunkel und schwülstig. Im Ganzen genommen stimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobsprüche ein, welche Lipsius, Casaubon, Vossius und andere ihm ertheilt haben. N. P.

Scaliger (Joseph Justus), der Sohn des vorigen, als Chronolog und Philolog berühmt, war 1540 zu Agen geboren. Im 11ten Jahre seines Alters ward er nach Bordeaux gesandt, wo er mehrere Jahre lang die lateinische Sprache studirte. Die Pest nöthigte ihn zur Rückkehr zu seinem Vater, der ihn jeden Tag eine lateinische Rede über irgend einen Gegenstand halten ließ, wodurch er bald mit dieser Sprache aufs gründlichste bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters ging er, 19 Jahre alt, nach Paris, wo er sich besonders der griechischen Sprache widmete. Er verschloß sich in seinem Zimmer, und las den Homer und die übrigen griechischen Dichter mit solchem Eifer, daß er in vier Monaten sie sämmtlich durchgelesen hatte. Nun studirte er für sich selbst auch die hebräische Sprache, und übte sich zugleich in poetischen Aufsätzen in den classischen Sprachen und sammelte einen großen Schatz von Bemerkungen über die griechischen und römischen Schriftsteller, welche nachher die Grundlage seiner philologischen Arbeiten wurden. Es scheint, daß er lange Zeit ein unstetes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten besitzen, geführt habe. Durch seinen Übertritt zur protestantischen Kirche ward ohne Zweifel seine Anstellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Professor der schönen Wissenschaften nach Leiden, wohin er 1593 abging, und wo er seine übrige Lebenszeit blieb. — Er besaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in seine Bücher vertieft, auf die menschlichen Angelegenheiten nicht achtet, so daß er beinahe in Dürftigkeit lebte; doch schlug er mehreremale Geldgeschenke von vornehmen Personen, die seine Talente und seine Gelehrsamkeit achteten, aus. Auch war er nie verheirathet. In Rücksicht des Stolzes und der Anmaßung stand er seinem Vater wenig nach, und durch seinen Brief an Dousa über den Glanz der Scaligerschen Familie (s. d. vor. Art.) bemühte er sich, das Mährchen von seiner fürstlichen Herkunft zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen seine Widersacher stärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten, deren er sich durch seine ausgebreitete Wort- und Sprachkenntniß einen unerschöpflichen Schatz erworben hatte. Er ward indessen zu den literarischen Heroen jenes Zeitalters gerechnet, und zu Leiden, wo er 1609 an der Wassersucht starb, mit außerordentlicher Achtung behandelt. Joseph Scaliger war übrigens ein Mann von überaus großer Gelehrsamkeit, und den Wissenschaften so eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu essen in seinem Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte sich, 13 Sprachen zu verstehen. In seinem Urtheile über Schriftsteller war er noch absprechender, als sein Vater, und schonte selbst die Heiligen und Kirchenväter nicht, weshalb er von den Katho-

liken sehr getadelt wurde. Von seinen zahlreichen Werken ist sein Buch De emendatione temporum, Paris 1583 in Fol. (in der besten Ausgabe zu Genf 1609) eins der wichtigsten. In diesem sehr gelehrten Werke stellte er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie auf, und verdient hierdurch, so wie durch seine Auffindung der Julianischen Periode, den Namen des Urhebers jener Wissenschaft. Manche Irrthümer, die von Petau und andern aufgedeckt wurden, verbesserte er in einem folgenden Werke: Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus. Amst. 1658, 2 vol. fol. Von seinen übrigen Werken führen wir noch seine Annotationen zu Senecas Tragödien, zum Varro, Ausonius, Festus blos beiläufig an, und bemerken, daß er als Commentator sich in zu viele Spitzfindigkeiten einließ, oft einen verborgenen Sinn auf eine erzwungene Weise entdecken wollte, und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Seine Poemata haben keinen dichterischen Werth. Gehaltvoller hingegen sind seine Epistolae, Lugd. Bat. 1627, 8. Im Ganzen hatte Joseph Scaliger weniger Genie, als sein Vater, aber er besaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in seinen Ausarbeitungen, und hat der Literatur größern Nutzen geschafft. N. P.

Scalpiren (von dem englischen Scalp, die Haut von der Hirnschale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika an ihren todten und schwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit ihren Messern in einigen Schnitten herunter. Die abgezogenen Häute heben sie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

Scandinavien (Scandinavia) bezeichnet die drei nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen. Die Einwohner des scandinavischen Nordens waren den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt. Tacitus erwähnt der Suconen (Schweden) als eines seefahrenden Volks; Plinius gedenkt einer Halbinsel Nerigon (Norwegen, schwedisch Norrige, dänisch Norge); Thule, dessen die Alten so oft erwähnen, deuten manche auf Island; der Name Danus findet sich erst im Gregorius von Tours im 6ten Jahrh. nach Chr. Schweden, Norwegen, Dänemark und Jütland bewohnte in den ältesten Zeiten ein germanischer Stamm, welchem sich in einzelnen Reichen Horden von finnischer Abkunft anschlossen. Schon 100 Jahre v. Chr. erscheinen in der römischen Geschichte die Einwohner von Jütland und Schleswig unter dem Namen der Cimbern. Ungefähr 250 Jahre n. Chr. beginnen die Fabeln vom Odin, Othin oder Wodan. So blieb bis in die Mitte des 9ten Jahrh. der scandinavische Norden in ein Dunkel gehüllt, welches erst durch die kühnen Einfälle der Scandinavier in die süd- und westlichen Reiche Europas und durch das Christenthum, welches gegen das J. 1000 in Scandinavien sich ausbreitete, erhellt ward. Zu dieser Zeit waren die Bewohner Scandinaviens gleich den Tataren in Horden abgetheilt. Das 9te und 10te Jahrh. waren für diese Völker das goldene Zeitalter der Seeräuberei. Bei den westlichen Geschichtschreibern hießen sie Dänen und Normänner, in den englischen Jahrbüchern jener Zeiten Easterlings, in den russischen wurden sie Varägi (Wäringer) und in den spanisch-arabischen Mantschu genannt. Aus Schweden, Norwegen, den dänischen Inseln,

aus Jütland und Schleswig zogen diese Seeabenteurer an nahe und ferne Küsten innerhalb und außerhalb der Ostsee, nach Nowgorod, Kiew und Plotzk, nach England, Irland, Holland, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, wo sie bald blos plünderten und zerstörten, bald auch neue Reiche stifteten.

Scandiren heißt, einen Vers beim Lesen in seine Füße auflösen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende stärkere oder schwächrere Betonung und Zeitdauer gibt, und jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne Rücksicht auf den Inhalt des Verses, mithin nach der musikalischen Quantität sprechen; zuweilen auch Einschnitt, Versende und Reime herausheben.

Scapulier (Scapularium) ist ein Theil eines Mönchskleides, und besteht aus zwei Stücken Tuch, von denen das eine die Brust, das andere den Rücken deckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße.

Scaramutz (ital. Scaramuccia) ist einer von den grotesken Charakteren der italienischen Bühne, welcher ungefähr ums J. 1630 an die Stelle des alten spanischen Capitäns trat, ganz schwarz, in spanischer Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging, und den Aufschneider vorstellte, der aber am Ende vom Harlekin durchgeprügelt wird. In Frankreich ward er noch zu manchen andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (Alessandro), Ritter, Capellmeister am neapolitanischen Hofe, war 1658 zu Neapel geboren. Die Geschichte dieses ausgezeichneten Mannes ist wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Stolz der Kunst und das Oberhaupt der Componisten, und Hasse sagte von ihm, daß er in Hinsicht auf Harmonie der größte Meister Italiens sei; Jomelli sah seine Kirchenmusik als die vorzüglichste in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Carissimi erzogen wurde. 1680 ward er baierischer Hofcomponist; hier ließ er zuerst italienische Opern mit großem Erfolg aufführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, verlebte er den Rest seiner Tage ruhig zu Neapel und beschäftigte sich mit der Bildung junger Musiker. Auch der berühmte Hasse und Leonardo Leo verdankten ihm ihre umfassenden Kenntnisse in der Musik. 1725 fand ihn Quanz zu Neapel; er componirte ungeachtet seines hohen Alters noch für die Kirche, und spielte trefflich die Harfe. Er starb 1728. Man hat von ihm eine große Menge von Motetten und Oratorien, und die Zahl seiner Messen schätzt man auf 200. Ein Privatmann zu Neapel versicherte Quanz, daß er 400 Compositionen von Scarlatti besitze. Die Oper La Principessa fidele wird allgemein als sein Meisterstück angeführt. Auch erschien das Da capo zuerst in seiner 1698 aufgeführten Teodora. Seine Cantaten hat Durante als Duette arrangirt. Sacchini lehrte darnach im Conservatorio des Ospedaletto zu Venedig.

Scarpa (Antonio), einer der berühmtesten Anatomen des 18ten Jahrh., ist gegen 1746 in der Lombardei geboren. Sein unsterbliches Werk, Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu, in Fol., erschien in Pavia 1789, nachdem er 1772 in Modena Anatomicae observationes de structura fenestrae rotundae auris herausgegeben, und dadurch bereits die Aufmerksamkeit der gelehrten

Welt auf sich gezogen hatte. Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er sich, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, und ward deshalb seiner Stelle als Professor an der Universität zu Pavia entsetzt. Er gab nun sein berühmtes Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Als Napoleon, nachdem er sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er nach Scarpa. Man erwiederte ihm, derselbe habe schon lange aufgehört, Mitglied der Universität zu sein, und gab zugleich die Ursache davon an. Napoleon gab die edle Antwort: Was thun hier politische Ansichten und Meinungen? Scarpa ist eine Zierde Pavias und meiner Staaten. Man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an.

Scarron (Paul), ein bekannter burlesker und satyrischer Dichter der Franzosen, war der Sohn eines Parlamentsraths, und ward 1610 (nicht, wie einige angeben, 1598 oder 1601) zu Paris geboren. Sein Vater zwang ihn zum geistlichen Stand, er gehorchte, lebte aber sehr weltlich gesinnt. Als er 24 Jahre alt war, machte er eine Reise nach Italien, wo er sich allen Vergnügungen ergab. Bei seiner Rückkehr nach Paris setzte er seine Lebensart fort. 1638 besuchte er das Carneval zu Mans, wo er Canonicus war. Hier ward er, als Wilder maskirt, von den Straßenbuben verfolgt, mußte in einen Morast fliehen, wobei er sich heftig erkältete, und durch eine hieraus erfolgende Nervenkrankheit fast an allen Gliedern gelähmt ward. Trotz dieser Leiden behielt er seinen fröhlichen Sinn, ließ sich zu Paris nieder, und machte sich durch seine Lustigkeit und die Annehmlichkeit seiner Gesellschaft die geistvollsten Personen des Hofes und der Stadt zu Freunden. Als sein Vater gestorben war, hatte er einen Prozeß mit seiner Stiefmutter, den er, obgleich es sein ganzes Vermögen betraf, auf eine burleske Weise betrieb und verlor. Frau von Hautefort, seine Freundin, durch sein Unglück gerührt, stellte ihn der Königin vor. Der Dichter bat diese: „sich ihren Kranken von Amtswegen nennen zu dürfen." Die Fürstin lächelte, Scarron, der dies als Einwilligung annahm, unterschrieb und nannte sich von jetzt an: Scarron, von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königin. Um sich dieses Amt einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Pension von 500 Rthlrn. gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde, als Scarrons Mazarinade und sein Typhon erschienen, worin er den Cardinal beleidigt hatte. Darauf wandte er sich an den Prinzen von Condé, dessen Siege er besang, und an den Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Seine Verheirathung mit Francisca d'Aubigné (nachmaliger Marquise von Maintenon) vermehrte vielleicht seine Lebensfreuden, verbesserte aber nicht seine Glücksumstände. Er lebte so unwirthschaftlich, daß er bald in dürftige Umstände gerieth. Mit Trotz und Unverschämtheit verlangte er seine Pension, wodurch er seine Lage noch verschlimmerte. Die Schauspiele, die er nun schrieb, boten ihm einen neuen Erwerbszweig dar, obgleich er sich wenig um die Regeln dramatischer Dichtkunst bekümmerte. Es war damals bei den Franzosen an der Tagesordnung, die spanischen Dichter zu plündern, und auch Scarron, welcher ihre Sprache verstand, erntete auf diesen Feldern, die er nicht besäet hatte. Sein Lustspiel: Jodelet, ou le maitre valet, wurde mit dem meisten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Christine von Schweden würdigte ihn ihrer Gunst, und erlaubte ihm, sich ih-

ren Roland zu nennen. Er starb 1660. Seine travestirte Äneide in 8 Büchern und sein komischer Roman, von welchen die erstere durch Moreau de Brasey fortgesetzt, der letztere aber verdeutscht ist (Scarrons komischer Roman, 3 Bde., Reval 1782, 8.) sind unter uns am bekanntesten geworden. Der letztere zeichnet sich durch originelle Charaktere, komische Laune, Raschheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat Scarron noch Novellen, vermischte Gedichte, Lieder, Oden, Episteln, Stanzen u. s. w. geschrieben. Seine Werke sind von Bruzen la Martinière gesammelt 1737 zu Paris in 10 Duodezbänden herausgegeben.

Scaurus (Marc. Ämil.). Diesen Namen führten zwei Römer, Vater und Sohn. Der erstere bekleidete im J. d. St. 639 das Consulat und wurde später Princeps senatus, berühmt als Redner und ausgezeichnet durch seine Strenge, und die Würde, die er sich zu geben wußte, daher er auch bei dem Senate und dem Volke in ungemeinem Ansehen stand; dabei ein höchst schlauer Mann, der seine Habsucht und seinen Ehrgeiz geschickt zu verbergen wußte. Auch als Feldherr zeichnete er sich gegen die Gallier aus, und erhielt bei seiner Rückkehr die Ehre des Triumphs. Nicht so löblich benahm er sich im Kriege mit Jugurtha, wußte sich aber klug genug zu behaupten, und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Consul, und sogar zum Censor wählte. — Sein Sohn zeichnete sich als Ädilis curulis durch den glänzenden Aufwand aus, den er machte. Er ließ ein ungemein prächtiges und großes Theater errichten, und gab kostbare und noch nie gesehene Wettkämpfe. Cicero vertheidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Provinz Sardinien angeklagt wurde.

Scävola, s. Mucius.

Scene, s. Schauspiel.

Schabemanier, s. Schwarze Kunst.

Schachspiel. Unter allen den unzähligen Spielen für das reifere Alter gibt es keins, das so alt, so verbreitet, so geachtet, so schwierig, so geistreich zugleich wäre, als dieses. In letzterm Betracht kann man es kaum zu den Spielen rechnen. Dem Zufall, der bei allen übrigen Spielen den Hauptcharakter macht, ist hierbei nichts überlassen. Nur Überblick, Klugheit, Vorsicht entscheiden in ihm den Sieg, und so ist es mindestens das edelste, des denkenden Mannes würdigste Spiel, während es dem Jüngling Gelegenheit gibt, die Hitze der Leidenschaft zu mäßigen, Geduld, Umsicht, Urtheilskraft, Fassung zu üben. Es ist, sagten wir, das älteste Spiel, wenigstens behaupten die Chinesen, es schon 200 Jahre vor unserer Zeichtrechnung gekannt zu haben. Es ist, wollen wir selbst dies bezweifeln, doch mindestens schon im 6ten Jahrh. aus Indien nach Persien gekommen, und hat sich von da durch die Araber und die Kreuzzüge*) über die ganze Welt verbreitet. Am allgemeinsten ist es vorzüglich im ganzen Morgenlande, und die ganze Zusammensetzung und Benennung der Hauptsteine beweist auch seinen morgenländischen Ursprung. Die Sanscritsprache nennt es Schthrantsch, ein Wort, das die Haupttheile eines (dortigen alten) Heeres, Elephanten, Fußvolk, Wagen (nämlich Streit- oder Sichelwagen), Pferde, anzeigt. Doch wurde

*) Der Roman der Tafelrunde kennt es schon, und 1477 erschien die erste Übersetzung eines im 13ten Jahrh. geschriebenen lateinischen Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

diese Benennung von dem persischen Namen Shah, Schach (König) verdrängt, der diesem Spiele in allen Sprachen geblieben ist. — Gewöhnlich wird das Schachspiel von zwei Personen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Vierecke gespielt, so daß jeder auf den ihm zunächst stehenden 16 Feldern in der vordern ersten Reihe derselben acht sogenannte Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten zwei Läufer, zwei Springer, zwei Thürme befehligt. Der Zweck des Spiels geht darauf, des Gegners König in eine Lage zu bringen, daß er keinen Zug mehr thun kann, ohne genommen oder geschlagen zu werden, welches in der Kunstsprache heißt Schachmatt machen. Die Namen aller dieser Steine, mit Ausnahme des Königs, sind und waren nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Völker sehr verschieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Vezier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzosen 2c. als Ritter, Reiter; die Läufer werden in England zu Bischöfen, in Frankreich zu Narren (Fou) gemacht; ursprünglich waren sie Elephanten, mit Reisigen versehen; die Thürme sind ursprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemeine Name Rochen, aus dem Indischen Roch oder Roth bedeutet. Die Bauern hießen bei unsern Vorfahren Wenden; ein charakteristischer Zug, die Herabwürdigung dieses von den Deutschen unterjochten Slavenstamms zu beweisen. — Die als Spieler und Schriftsteller berühmtesten Schachspieler waren der Herzog von Braunschweig, August, im 17ten Jahrh. (unter dem Namen Gustavus Selenus gab er eine Anleitung 1617 in 4. heraus, die jetzt äußerst selten ist); Philidor, ein Franzose, in London vorzüglich 1780 bis 1790 berühmt geworden; Gioacchino Greco bereits in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh., und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Denen, die es erlernen wollen, ist Kochs Codex der Schachspielkunst als das umfassendste und deutlichste Werk zu empfehlen. Es erschien in der 2ten Aufl. 1813 bis 1815 in Magdeburg bei Heinrichshofen. Vergleiche einen Aufsatz im Morgenblatt 1813. Nr. 96. — Unter den niedern Ständen ist dies Spiel in Deutschland nicht sehr gewöhnlich; doch ist es merkwürdig, daß sich das Dorf Ströpke, Ströbek, in der Nähe von Halberstadt, durch eine bedeutende Fertigkeit seit wenigstens 300 Jahren darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon bestimmt angeben könne. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute aus eigner Liebhaberei damit bekannt, und späterhin deshalb und unter dieser Bedingung von manchen Abgaben frei gemacht hat. — Ungewöhnlicher ist das Schachspiel unter drei und unter vier Personen. Eben so selten, und zugleich ungemein schwierig sind das daraus entstandene Courierspiel mit 24 Steinen auf einer Tafel von 96 Feldern, und das noch viel zusammengesetztere Kriegsspiel, vorzüglich von Venturini ausgearbeitet. — Vor ungefähr 30 Jahren hatte Kempelen (s. d.) eine Maschine in Gestalt eines Türken verfertigt, die sich durch ihr richtiges und sicheres Spiel die Bewunderung und den Beifall der ersten Kenner des Spiels wie der Mechanik erwarb, ohne daß von irgend jemand das Geheimniß entdeckt wurde. Den letzten Nachrichten zufolge befand sie sich noch 1809 zu Wien, von wo sie nach Schönbrunn zu Napoleon geholt wurde, der an sie, wie fast alle, verlor.

*T.

Schacht ist im Bergbau eine Öffnung, welche von der Ober-

fläche des Erdbodens herunter durch das Gebirge oder Gestein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze oder Berge (Gestein ohne metallischen Gehalt) gefördert werden, so heißt er ein Förder- oder ein Ziehschacht. Wird in einem Schacht eine Wasserhebungsmaschine gebaut, so nennt man ihn Kunstschacht. Durch einen Fahrschacht fährt man ein und aus, oder steigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einsturz zu sichern, werden sie ausgemauert, oder auch mit Holz ausgezimmert.

Schädel ist die knöcherne Grundlage des Kopfes, an der man die Hirnschale (cranium) und die Knochen des Gesichts unterscheidet. Im engern Sinne versteht man auch wohl blos die Hirnschale darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein (os frontale), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Hinterhauptbeine (os occipitis), den beiden Schläfebeinen (ossa temporum), dem Keilbeine (os sphenoideum), und dem Siebbeine (os ethmoideum s. cribriforme). In einigen von diesen Knochen befinden sich Höhlen, welche der Aufnahme von Sinnesorganen bestimmt sind, sonst sind sie größtentheils platt, bestehen aus zwei Knochenplatten, zwischen denen sich die Diploe befindet, bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen, und mehrere Öffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie unter einander und mit den Gesichtsknochen im ausgebildeten Zustande durch feste, keine Bewegung zulassende Nähte, in denen sich bisweilen einzelne getrennte Knochenstücke (die sogenannten Wormschen Beinchen) befinden; in dem frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur vermittelst einer Knorpelmasse, die es zuläßt, daß der Kopf zusammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da sich die Knochen von ihrem Mittelpuncte aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch so wenig ausgebildet, daß häutig-knorpelige Zwischenräume bemerkt werden, durch welche man die Bewegung des Gehirns wahrnehmen kann und die Fontanelle heißen. Nur zwischen den Schlafbeinen und der untern Kinnlade, so wie zwischen dem Hinterhauptbeine und dem ersten Rückenwirbel findet sich ein freieres Gelenk. — Die Gesichtsknochen sind bei dem Menschen folgende: zwei Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), zwei Nasenbeine (ossa nasi), zwei Thränenbeine (ossa lacrymalia), zwei Jochbeine (ossa zygomatica), zwei Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Nasenmuscheln (ossa spongiosa), das Pflugscharbein (vomer), und die untere Kinnlade (os maxillare inferius). In der letztern, so wie in den beiden Oberkieferbeinen sind die 32 Zähne eingekeilt. Die Gesichtsknochen bilden mehrere Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten und als der Anfang der Brust- und Bauchhöhle anzusehen sind, indem durch dieselben Luft zu der erstern, Speise und Getränk zu der letztern geführt werden. Überdies bestimmen sie die Form des Gesichts. Die Art, wie sie, insbesondere die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind, begründet Verschiedenheiten, durch welche sich das menschliche Gesicht von dem der Thiere unterscheidet, so wie sich auch viele nationale Verschiedenheiten darauf zurückführen lassen, daß der Oberkiefer entweder mehr hervorragt oder eingedrückt ist. — Sinnreich ist Okens Vergleichung des Schädelbaues mit dem der Rückenwirbelbeine und anziehend die Zusammenstellung von vielen Thierschädeln, welche Spix in

einem großen Prachtwerke (Cephalogenesis s. capitis ossei structura et significatio etc. acc. tab. XVIII. München 1815, Fol.) mitgetheilt hat. —

Schädellehre ist die von D. Gall (s. d. Art.) systematisch aufgestellte Lehre von dem Bau und den Verrichtungen des Nervensystems, und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im Schädel eingeschlossen ist, und das Gehirn zusammensetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur insofern zu, als das Gehirn vom Schädel eingehüllt wird, und dieser sich nach ihm formt. Noch weniger darf sie für eine Physiognomik angesehen werden, obgleich sie als Physiologie des Gehirns sich sehr fruchtbar auf Physiognomik, so wie auf Pädagogik und Medicin anwenden läßt. Die Entstehung der Lehre ist bei der Biographie des Autors schon berührt. Er hat durch ein eigenes Werk (Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier) seine Beobachtungen bekannt gemacht, und durch viele Kupfer erläutert. — Die Hauptpuncte seiner Lehre sind folgende: Das Gehirn ist dasjenige Organ, wodurch die geistigen Thätigkeiten des Menschen vermittelt werden. Es ist, als ein solches Organ, aber nicht bei jedem einzelnen Acte des Denkens in seiner ganzen Masse thätig, sondern so wie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan, überhaupt jedes besondere Geschäft im Körper einen besondern Nerven als Werkzeug hat, eben so gehört jeder qualitativ verschiedenen Denkverrichtung ein abgesonderter Gehirntheil als Organ, wodurch sie erst möglich wird. Die Stärke des Nerven und die Menge seiner Masse steht mit der Intensität der in diesem Organe auszuübenden Verrichtung in geradem Verhältnisse. Der Rüsselnerv des Elephanten hat die Stärke eines Kinderarms. Das Gesetz gilt auch in andern Theilen. Starke Muskeln zeigen von vieler Muskelkraft, die weite Nase des Hundes von seinem feinen Geruche ꝛc. Anstrengung und Übung bringt nicht nur Fertigkeit in die Organe, sondern sie vergrößert auch ihre Masse. Der Mensch besitzt, im Verhältniß zu seinem übrigen Körper, das größte (aus den mehrsten Theilen zusammengesetzte) Gehirn in der ganzen Thierreihe. In ihm sind also weit mehr Organe vorhanden, er trägt in seinem Gehirn alle die Organe, welche den Thieren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, sondern er besitzt noch andere, den Thieren fehlende. Daher lassen sich aus dem menschlichen, durch Hinwegdenken einzelner Gehirntheile, die Schädel aller übrigen Thiere construiren, und wenn man einem Thierschädel die fehlenden Theile zusetzt, so entsteht ein Menschenschädel daraus. — Die Menschenschädel zeigen aber unter sich, sowohl in der Menge ihres Gehirns, als in der Vergrößerung einzelner Puncte, große Verschiedenheiten; dazu lehrt die genaue Beobachtung, daß der bessere Kopf sich, wenn auch nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durch ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Puncte desselben, also durch größere Gehirnmasse auszeichnet. In der Jugend, als der Entwickelungsperiode und Bildungszeit der schlummernden Anlagen, hat das ganze Gehirn ein Streben nach Ausdehnung; wenn an einem jugendlichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, so drängt sich das Gehirn hervor, und kann durch Aufsetzung des Deckels nicht wieder in dieselbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel ist dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. — Die Verrichtungen bestimmter Gehirntheile sind von einander numerisch verschieden, und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit, so wie auch die ihnen vorgesetzten Gehirntheile

selbst durch bestimmte und eigenthümliche Formen sich unterscheiden. Rücksichtlich der Sinne war dieses Gesetz längst vor Gall bekannt, aber seine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens hat Gall zuerst gemacht. Vor ihm wurden mehrere qualitativ verschiedene Thätigkeiten des Denkvermögens nur für quantitativ oder graduell verschieden angesehen, so wie viele graduelle Verschiedenheiten für qualitativ verschiedene Vermögen gehalten. Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Scharfsinn, Verstand standen neben einander als Seelenkräfte, da sie doch nichts als verschiedene Stufen der Entwickelung von den Geisteseigenschaften sein können. Es fängt das Organ seine Ausbildung auf der niedrigsten Stufe mit Erlernungsfähigkeit oder Gedächtniß an, eine zweite Stufe gibt Beobachtung, eine höhere Production und Beurtheilung (Verstehen) des erkannten Stoffes. Hinwiederum erklärt sich aus der richtigen Unterscheidung mehrerer unabhängiger Seelenvermögen und ihrer besondern Organe im Gehirn: wie in den verschiedenen Lebensperioden gleichzeitig Entwickelung des einen Vermögens und Zurücksinken des andern statt finden kann; wie durch Verletzungen bestimmter Hirnstellen nur bestimmte Fähigkeiten verloren gehen; wie auf eine bis zur Ermüdung fortgesetzte Anstrengung einer Fähigkeit die darauf folgende Thätigkeit einer zweiten, bisher ruhenden, möglich wird. Alles, was auf die Fähigkeiten, d. i. Erkenntnißvermögen, Bezug hat, muß eben so auch von den Neigungen, d. i. dem Begehrungsvermögen, gesagt werden. Es bestehen für selbige ebenfalls Organe im Gehirn. Das Gehirn ist ein Convolut von Organen. — Man muß sich den Vereinigungspunct aller Nerven des ganzen Körpers da vorstellen, wo Rückenmark und Gehirn zusammenstoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, sehr leicht getödtet wird. Ein Theil der Nervenmasse geht unterwärts als Rückenmark, gibt Nerven in alle Organe des Körpers, und zertheilt sich endlich vollständig in Nervenfäden. Der zweite Theil steigt in der Form markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle, gibt Äste zum kleinen Hirn, und verbreitet sich strahlenförmig in der ganzen Masse des großen, oder setzt dieses vielmehr selbst zusammen, indem er an vier Orten Zwischenräume (Gehirnhöhlen) läßt, die während der Gesundheit mit etwas Feuchtigkeit angefüllt sind, und durch welche Adergeflechte gehen. Die Vielseitigkeit in den Verrichtungen ist durch eine eben so große Mannichfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargestellt. Denn die strahligen Markverbreitungen endigen sich auf der Oberfläche der Hirnhemisphären in mannichfaltigen Windungen, indem sie nach und nach ihre markige Beschaffenheit verlieren und in eine graue Rindensubstanz übergehen. Während dieses Überganges dehnt sich die Hirnmasse in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird; diese Fläche ist in jene Windungen knaulförmig zusammengewickelt, doch so, daß sie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch sich dann von selbst aus ihren Windungen entwickelt, sobald beträchtliche Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns sind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmasse läßt sich in zwei durchaus gleiche Hälften spalten, und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnschwiele) statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Bewußtsein bestimmt zu sein schei-

nen. Deshalb ist bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Thätigkeit der zweiten noch möglich, so wie eine Niere fehlen kann, ohne daß die Urinabsonderung völlig unterdrückt ist. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn versehenen Thieren zukommen (solche, die mehr auf Kraft und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Basis des Schädels zu; so wie aber das Gehirn sich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, so finden sich die hinzugekommenen mehr nach oben und außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergestalt gibt sich die Vergrößerung einzelner Hirntheile durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält sich der Schädel leidend, d. h. seine Form wird durch die Beschaffenheit der Gehirnoberfläche erst bestimmt, er drückt im gesunden Zustande nicht auf das Gehirn. Denn schon ist im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel sich bildet; es ist dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Beinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Die Schädelknochen bestehen beim Erwachsenen aus zwei Tafeln, zwischen denen eine markige Diploe liegt. Dessen ungeachtet laufen beide Tafeln parallel mit einander, bis auf folgende Stellen: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. — Genaue und fortgesetzte Beobachtung und Vergleichung der Menschen haben gezeigt, daß einzelne Hervorragungen auf sehr große Entwickelung einzelner Fähigkeiten und Neigungen schließen lassen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt sind (Wielands Kopf), der Schädel keine jähen Hervorragungen bilde, sondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaues Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menschen in ihren verschiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnform; anatomisch-physiologische Untersuchung des Gehirns und vorzüglich vergleichende Anatomie mit Rücksicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologische Beobachtungen an Gehirn- und Geisteskranken, als an Kretinen, Blödsinnigen, Wahnsinnigen, Menschen mit Verletzungen am Gehirn rc. müssen als die Stützen der Schädellehre angesehen werden. Gestützt auf solche Beobachtungen und Arbeiten glaubte Gall, die Orte der Gehirntheile für mehrere Fähigkeiten und Neigungen aufgefunden zu haben. Daß diese, insofern sie außen erkannt werden können, nur solche sind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, ist von selbst klar; eine Menge anderer, in der Tiefe und Mitte gelegener, lassen sich zwar jetzt schon vermuthen, aber erst durch fortgesetzteres Studium erkennen. — Was die einzelnen Organe betrifft, so nennt Gall denjenigen Fortsatz zum verlängerten Marke das Organ der Lebenskraft, welcher sich in jedem Gehirn findet, und der bei gehirnten Thieren von niedriger Organisation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt sich auf die Stärke dieses Organs schließen. Alle Thierarten mit Geschlechtsunterschied besitzen neben andern Hirntheilen zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen schloß Gall, das kleine Gehirn sei das Organ des Geschlechtstriebes; seine Stärke gibt sich durch die Größe der Hinterhauptshügel und die dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender ist. Über und hinter den Ohren ist bei fleischfressenden

Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfressenden fehlt; er nennt sie Würgsinn. Im Keilfortsatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptloche befindet sich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Über diesen Organen sind die Nerven der Sinne gelagert. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit seinen Wölbungen, Einschnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, so daß sie die Stellung derselben verschieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterscheidet hier den Sachsinn gleich über der Nasenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortssinn, der sich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und seinem Inhaber die Fähigkeit gibt, sich in Gegenden, Wegen, astronomisch am Himmel, leicht zu finden; den Wortsinn, das Vermögen, Worte, Terminologien &c. zu fassen, in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben, und zum Glotzauge wird; den Sprachsinn, der sich durch Einsicht in den Sprachbau auszeichnet, und durch Herabsenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, so daß er Schlappaugen macht; den Tonsinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlensinn, der dem Menschen ausschließend zukommt, und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbraunenbogens nach außen erkannt wird, so daß dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Tonsinne nach innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Querare des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit, andere Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Äußere haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. — Höher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließend zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die Camperschen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, in dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, so wie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die verticale Stirnhöhe kugelig gewölbt. Die philosophische Speculation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Puncte, die populäre Beredsamkeit etwas unter derselben, der Witz offenbart sich durch die zwei hügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, politisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnaht, strebt die Beharrlichkeit (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlensinne, drückt der Kunstsinn, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten, sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlauheit an, die, wenn ihr die Unterstützung edler Organe und

Motive fehlt, und wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, zum Diebssinne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegenstandes, nicht an dem Besitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinn zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatze zu, findet sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgsinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen, durchschneidet die Ältern- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte grenzt an die Beharrlichkeit der Höhesinn, der physisch (die Gemse, den Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edlen Stolze, oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. — Aus dieser Darstellung selbst ist ersichtlich, daß die Kranioskopie nur auf die wenigen Organe, welche durch die äußere Lage an dem Schädel bemerkbar werden, beschränkt wäre, die Schädellehre überhaupt aber noch zu schwankend, zu unsicher, die Bestimmung der Organe selbst auf so schwache, oder einseitig aufgefaßte Beobachtung gegründet, oft selbst so unlogisch geordnet ist, daß sie bei den Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegenstellen, stets die Spuren der Ungewißheit und Unvollkommenheit an sich tragen wird. F.

Schaden. Unter Schaden versteht man jeden Verlust von etwas, worauf man ein Recht hat. Schadenersatz ist die Vergütung des erlittenen Schadens. Juristisch betrachtet, kann der Schaden sein: I. 1) ein positiver, d. h. ein solcher, der eine Entziehung oder Verschlechterung dessen, was wir wirklich schon besitzen; oder 2) ein privativer, d. h. ein solcher Schaden, der eine Entziehung oder eine Verminderung eines noch zu hoffenden Gutes enthält. Ferner wird der Schaden eingetheilt II. 1) in dolosen, d. i. ein auf widerrechtliche Weise mit Vorsatz zugefügter Schaden; dieser muß ohne Unterschied, selbst dann vergütet werden, wann vorher ein Vertrag, daß kein Schadenersatz statt finden solle, geschlossen war; nur wenn ein solcher Vertrag von dem Beschädigten nach erlangter Kenntniß von dem erlittenen Schaden geschlossen wird, findet keine Vergütung statt; 2) in culposen Schaden, der durch Nachlässigkeit angerichtet wird. Die Juristen nehmen drei Grade der Nachlässigkeit (culpa) an, nämlich die große (culpa lata), die geringe (c. levis), und die geringste (c. levissima). Der mittlere Grad der Nachlässigkeit wird wieder in die concrete (c. levis in concreto), und die abstracte (c. levis in abstracto) abgetheilt; jene findet statt, wenn jemand nicht die Aufmerksamkeit in Rücksicht anderer beweist, welche er in seinen eigenen Angelegenheiten anwendet, um seinen Schaden zu verhüten, diese ist das Gegentheil hievon. III. theilt man den Schaden 1) in zufälligen (damnum casuale) ein, und macht auch hier wieder den Unterschied a) des reinzufälligen (d. mere casuale) und b) des gemischt zufälligen (d. mixtum oder mixto casuale). Zufall ist nämlich jedes unvermuthete Ereigniß, dessen Abwendung nicht in unserer Macht steht; dessen Entstehung aber in unsern Handlungen ihren Grund haben kann. Ist es nun ein solcher Zufall, der nicht durch unsere Handlungen veranlaßt ward, z. B. ein Blitzstrahl oder Hagelschlag, so ist der daraus entspringende Schaden ein rein-

zufälliger, und der Beschädigte ist, wofern nicht Verträge, z. B. Pacht- und Miethcontracte, oder Assecuranzen ihn dazu berechtigen, nicht befugt, von irgend jemand einen Schadenersatz zu begehren. Ist der Schaden durch einen Zufall, der in den vorhergehenden Handlungen eines Menschen seinen Grund hatte, entstanden, so ist es ein gemischt zufälliger Schaden, und der Beschädigte ist in dem Grade zur Forderung des Ersatzes berechtigt, in welchem der Beschädiger verpflichtet war zur Unterlassung derjenigen Handlung, welche den Schaden herbeiführte. So wird auch die Befugniß, Ersatz für culpose oder durch Nachlässigkeit zugefügte Schäden zu verlangen, bei Verträgen (s. Verträge und Quasiverträge) nach dem Grade des Fleißes erlangt, welchen ein Vertragschließender vermöge des Vertrags oder Quasivertrags dem Mitpaciscirenden zu leisten hatte. Außer Contracten kommt es bei der Verbindlichkeit zum Ersatze des nachlässiger Weise zugefügten Schadens freilich auch sehr auf den Grad jener Nachlässigkeit und der dadurch entstandenen Beschädigung an; indessen ist der Beschädiger hier auch bei dem niedrigsten Grade der Schuld zum Ersatz des durch ihn veranlaßten Schadens verpflichtet (s. Verbrechen und Quasiverbrechen). Für privative Beschädigungen gestatten in der Regel unsere bisherigen Gesetze keine Verpflichtungen zum Schadenersatz, wofern nicht der privative Schaden aus einer positiven Beschädigung entsprungen, und zugleich gewiß oder zu berechnen ist. Jedoch kann z. B. ein Kaufmann gegen einen andern auf Ersatz des durch eine widerrechtliche dolose oder culpose Handlung vereitelten, gehofften Gewinns klagen, obgleich der Kläger wirklich noch nicht im Besitze dieses Vortheils gewesen ist. Noch bemerken wir, daß kein Beschädiger, wenn er den Schaden durch gehörigen Gebrauch seines Rechts veranlaßte, zum Ersatze verpflichtet ist; und daß jeder Schaden, den jemand durch seine eigene Schuld leidet, ihm allein zur Last fällt: damnum, quod quis sentit sua culpa, non sentire videtur. W. P.

Schadow (Joh. Gottfr.), Professor, Vicedirector der königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, auch königl. Hofbildhauer, und Mitglied der Akademien der Künste zu Stockholm und Kopenhagen, einer der berühmtesten deutschen Bildhauer, wurde 1764 zu Berlin geboren, und zeigte schon früh einen unwiderstehlichen Hang zu den zeichnenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters — eines Schneiders mit einer kinderreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen, bis er zufällig den ersten Unterricht im Zeichnen von einem Bildhauer erhielt, mit dem er in dem Hause des Bildhauers Tessaert bekannt ward, dort sich mehr im Zeichnen übte, und endlich bei der ihm überlassenen Wahl zwischen Malerei und Bildhauerei sich der letztern widmete. Von einem Mädchen, das er liebte, begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im 21sten Jahre seines Alters, und ging, Lehre, Pension, Ältern und alle Aussichten freiwillig aufgebend, mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig verlebte er während der J. 1785 bis 1787 seine meiste Zeit in dem Musuem des Vaticans und des Capitols. Zu dem sogenannten Concorso di Palestra machte er die geforderte Gruppe in gebranntem Thon, und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er keine Verbindungen hatte, wie so viele andere mitbewerbende Künstler. 1788 erhielt er durch den Staatsminister von Heinitz die durch Tessaerts Tod erledigte Stelle ungeach-

tet seiner Jugend, jedoch mit einigen Beschränkungen. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem verstorbenen jungen Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., errichtete und 1790 vollendete Denkmal, welches sich in der Dorotheenkirche zu Berlin befindet. Diesem in mancher Hinsicht vortrefflichen Kunstwerke folgten bald mehrere, von denen wir hier nur seine kolossale Bildsäule des Generals von Ziethen in Husarenuniform, die Bildsäule Friedrichs des Großen zu Stettin, ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzessin, jetzt verewigte Königin Luise von Preußen, und ihre Schwester, die jetzige Herzogin von Cumberland, darstellt, wie sie sich herzlich an einander lehnen und umarmen; die Bildsäule Leopolds von Dessau, im Lustgarten zu Berlin; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal des Generals von Tauenzien zu Breslau anführen. Außer den Modellen zu einem Denkmal für Friedrich den Großen arbeitete Schadow auch an einem Denkmal auf Luther, das jetzt in Wittenberg aufgestellt worden. Das Viergespann auf dem brandenburger Thor ist gleichfalls von Schadow modellirt, und von dem Kupferschmid Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Auch hat er viele vortreffliche Büsten berühmter Männer gearbeitet. — Gegenwärtig ist Schadow mit der Verfertigung des Blücherschen Denkmals beschäftigt, das später in Rostock aufgestellt worden ist. — Seine beiden Söhne leben als sehr geachtete Künstler in Rom. Der ältere, Rudolph, ist Bildhauer und gehört als solcher zu den ausgezeichnetsten seines Fachs. Außer mehreren trefflichen Basreliefs, Büsten rc. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den reinsten Beifall aller Kenner erworben und sind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. Der andere Bruder, Wilhelm, ist Maler. Seine Arbeiten zeichnen sich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der Composition und ungemeine Schönheit und Wärme des Colorits aus. Meisterhaft sind seine Bildnisse; doch hat er jetzt durch seine Frescomalereien in der Wohnung des preuß. Generalconsuls von Bartholdy zu Rom dargethan, welche bedeutende Stelle er unter den Historienmalern, einnimmt.

Schaf. Dieses nützliche Hausthier lebt fast unter jedem Himmelsstriche, sobald nur Kälte und Nässe nicht übermäßig sind; es liebt reine Luft und gute Kräuterweiden. In Gestalt und Ansehen gibt es mehrere von einander verschiedene Abarten des Schafs: so haben die isländischen Schafe mehrere Hörner, die arabischen in Asien fette und dicke, oft bis 40 Pfund schwere Schwänze, die ungarischen gewundene Hörner und grobe Wolle. In Europa sind die spanischen und die englischen die besten Arten; jene stammen aus Afrika, diese aber durch Veredlung aus Spanien (s. den Art. Schafzucht). — Eigentlich bezeichnet das Wort Schaf das weibliche Thier; hat es bereits gelammt, so nennt man es Mutterschaf, so wie das männliche Widder, Stöhr, Stähr oder Bock genannt wird. Der verschnittene Bock heißt Hammel, und der gemästete Hammel, wenigstens in einigen Theilen Deutschlands, Schöps. Ein neugebornes Schaf heißt Lamm, man unterscheidet nach dem Geschlecht Bocks- und Schaflämmer. Die Bocklämmer werden, wenn sie nach einigen Wochen verschnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Schaflämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, zweijährige aber Zeitschafe, und

diese werden zur Begattung gelassen. — Eine andere Eintheilung der Schafe ist in ein- und zweischürige, je nachdem sie jährlich ein oder zweimal geschoren werden. Selten bekommt man vom zweischürigen Viehe mehr Wolle als von dem einschürigen, und immer ist diese besser und feiner. Auch sind zweischürige Schafe schwer zu veredeln, denn immer müssen sie beim Anfange der Veredlung in einschürige verwandelt werden. — Das Alter der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat acht Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breite Schaufelzähne erhält. Der Farbe nach sind die Schafe weiß, braun, schwarz und scheckig. Scheckige nennt man auch Spiegelschafe. Die weiße Farbe der Wolle ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäfereien duldet man daher auch blos weiße Schafe. — Gute Pflege und Fütterung sind bei der Schafzucht das wichtigste. Um die Ausartung zu verhindern, ist es nöthig, alle drei Jahre den Ankauf edler Stähre zu wiederholen. Man muß dabei außer der Gestalt und Gesundheit besonders auch die Weide berücksichtigen, an welche sie gewöhnt sind, da sie einen bedeutenden Wechsel nicht leicht vertragen. Schafe von starkem Leibe, breiter Brust und kurzen Beinen sind trefflich; sie bleiben gern bei der Herde und fressen gut; dabei muß die Wolle fettig, fein, kraus, aber nicht verworren sein. Ein gesundes Schaf hat lebhafte und helle Augen mit vielen rothen Adern, ist munter und frißt gut. Alte Schafe, die schon die Zähne zu verlieren anfangen, muß man gar nicht kaufen, sondern am besten nur zwei- und dreijährige. Das Schaf, als ein furchtsames, schwaches und einfältiges Thier, bedarf im Felde und Stalle der steten Aufsicht. Zu diesem Zwecke sind auch gute Schäferhunde nöthig, welche die Herde vor Wölfen schützen und in Ordnung halten. Die Weide muß man mit Sorgfalt wählen. Sumpfige Wiesen sind den Schafen schädlich, zumal im März und April. Man darf sie nicht zu früh austreiben, sondern erst, wenn der Thau abgegangen ist. Auch muß man dafür sorgen, ihnen bei großer Hitze wo möglich Schatten zu verschaffen; daher weidet man sie Morgens auf der Morgenseite, und Nachmittags auf der Mitternachtseite. Ihre Lieblingspflanzen sind das Schafgras (Festuca ovina), das Täschelkraut (Bursa pastoris), mehrere Trespenarten u. s. w. Die beste Begattungszeit der Schafe ist im September und October; wo aber die Stähre frei unter der Herde gehen, begatten sie sich schon im August und selbst im Julius. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trächtig geht, so würden die Lämmer im härtesten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, sondert man die Widder von den Schafen und läßt sie erst zu Ende des Octobers zu ihnen. Ein Stähr zur Zucht muß wenigstens ein Zeitbock, stark, breit, krausköpfig und wollreich sein. Ein Schaf aber wird am besten erst zugelassen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens ist die sorgfältigste Pflege und Wartung nöthig; man muß sie mit unverdorbenem, guten Futter versehen. In der Lammzeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 bis 4 Tage besonders gethan, und erst nach 10 Tagen kann man sie unter die übrigen Schafe laufen lassen. Einige Mütter lassen ihre Lämmer nicht saugen, diese muß man absondern und eigens daran gewöhnen. Man muß ihnen in dieser Zeit das beste Heu und Grummt geben. Das erste Geschäft nach der Geburt der Lämmer ist, sie zu zeichnen, welches gewöhnlich an den Ohren geschieht. Später folgt dann das Verschneiden bei den männ-

lichen, und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derselben Zeit muß man sie an das Fressen gewöhnen. Wenn das jüngste Lamm drei Monate alt ist, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schäfer thun es gewöhnlich zu Ende Mais oder Anfang Junius. Man treibt sie nun auf die beste Weide und schafft ihnen dabei die möglichste Abwechselung. Im Stalle muß man sie noch, so viel es geschehen kann, mit feinblättrigem Wiesengrase und etwas Luzerne füttern. Ein Irrthum ist es, daß man ihnen nichts zu trinken geben müsse. Man tränkt sie am besten vor dem Austreiben, oder treibt zuerst dahin, wo sie gesundes Wasser finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei sehr behutsam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum erstenmal erst bei der zweiten Schur geschoren. Der Kopf behält die Wolle, weil sie besser verhindert, daß Insecten sich einnisten, wodurch die Drehkrankheit erzeugt wird. — Man halte nicht mehr Schafe, als man gut verpflegen kann; wenige gut gepflegt werden mehr Vortheil gewähren, als viele schlecht gepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, einen Monat vor dem Winter, und einen vor dem Frühling halb von Weide, halb von Fütterung, drei Monate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man sich mit Heu und Stroh einrichten. Beim ersten Austreiben im Frühjahr dürfen die Schafe nicht ganz hungrig ausgetrieben werden, weil sie sonst zu begierig alles, was ihnen vorkommt, fressen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachsen ist, kann man sie allenthalben hintreiben, nur nicht an morastige Orte. Darf man sie nicht mehr auf die Weide treiben, so kommen sie auf die Brachäcker, und werden diese umgerissen, so haben sie eine Hungerweide, wenn nicht blos für sie bestimmte Weide hinlänglich vorhanden ist. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf sie haben, sie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Güte und Menge der Wolle, der Dünger und die Güte der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man sie auch öfters Salz lecken lassen, besonders wenn sie ihre Begierde darnach durch Belecken der Lehmwände und des Erdbodens zeigen. Man rechnet hiebei auf 5 Schafe alle 10 Tage eine Hand voll Salz. — Der Nutzen, den die Schafe gewähren, ist vielfach, und besteht vornehmlich in der Wolle, dem Mist, der Milch und dem Fleisch. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Corduan und sämischem Leder. Das Fett gebraucht man an Speisen, das Unschlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zu Leim. Unter den verschiedenen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen sind, sind die hauptsächlichsten die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egeln, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwasser und die Raude.

Schäfergedicht, Schäferspiel, Pastorale. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichste und ihre Sitten die sanftesten und unschuldigsten schienen, so wurden hauptsächlich sie von ältern und neuern Dichtern zu handelnden Personen des Idylls, das daher auch den obigen Namen bekam, gewählt. Doch ist die Idylle nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beschränkt (s. Idylle). Die kunstmäßige dramatische Ausführung eines größern idyllischen Stoffes, besonders wenn die Hauptpersonen Schäfer sind, heißt Schäferspiel. Dieser letztern Art der Behandlung haben sich zuerst die Italiener bedient. Und wer erinnert sich nicht an Göthes Launen des Verliebten!

Schafhausen, einer der kleinsten unter den 22 Cantonen Helvetiens, der Rangordnung nach der 12te in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Er liegt am nördlichsten in der Schweiz, am rechten Rheinufer, vom Großherzogthum Baden größtentheils umgeben; südlich trennt ihn der Rhein von den Cantonen Zürich und Thurgau. Seine Größe beträgt 8 □M., worauf 30,000 Menschen leben, die sich, mit Ausnahme weniger Catholiken, zur reformirten Kirche bekennen. Der Boden gehört zu den fruchtbarsten der Schweiz und besteht aus ergiebigen Hügeln mit weiten Thälern. Die höchste Gegend ist der Randenberg, im Norden des Cantons, welcher 1200 Fuß über dem Rheine liegt. Außer diesem Flusse gibt es nur Bäche; die Wutach bildet gegen Westen an einigen Stellen die Grenze. Die Hügel enthalten mannichfaltige Versteinerungen und treffliches Eisenerz. Wein- und Feldbau beschäftigen die Einwohner vorzüglich, auch gutes Obst wird gezogen und die Viehzucht mit Einsicht betrieben. Die Fabrikarbeiten sind nicht einmal in der Hauptstadt besonders wichtig. Durchfuhr und Speditionshandel gewähren dem Lande einigen Vortheil. Die Verfassung ist aristo-demokratisch. Ein großer, aus 74 Mitgliedern bestehender Rath hat die gesetzgebende, ein aus 24 Mitgliedern des großen Rathes bestehender kleiner Rath hat die vollziehende Gewalt, und ist die oberste Justizbehörde. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr lang den Vorsitz in beiden Räthen. Zum Bundesheere stellt der Canton 466 Mann, und als Geldbeitrag zur Bestreitung der Kriegskosten und anderer Ausgaben des Bundes jährlich 9327 schweizerische Franken. Die Hauptstadt Schafhausen, am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügels, von kleinen Bergen eingeschlossen, enthält 811 Gebäude in der Stadt und 395 in den drei Vorstädten, und gegen 7000 Einw. Der Ort hat, obgleich die Straßen nicht eben sind, doch ein freundliches Ansehen und mehrere gutgebaute Häuser. Über den Rhein führt eine 120 Schritte lange hölzerne Brücke, an deren Ende das züricher Gebiet anfängt. Die von 1754 bis 1758 erbaute 364 Fuß lange, schöne hölzerne Rheinbrücke, in ihrer Art ein Meisterstück, ein Hängewerk, welches, außer auf den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, wurde 1799 von dem französischen General Oudinot zerstört. Am höchsten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge, liegt die alte Feste Unnoth oder Munoth. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man das Collegium Humanitatis mit neun Professoren für Theologie, Physik, Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte Sprachen, das Gymnasium, und die Stadtbibliothek, durch die Büchersammlung Johannes von Müller (dessen Geburtsort diese Stadt ist) beträchtlich vermehrt. Es sind hier eine Gußstahlfabrik, Fabriken von baumwollenen und seidenen Zeugen, eine große Kattundruckerei, große Gerbereien und eine Baumwollenspinnerei. Übrigens beschäftigt viele Bewohner die Güterversendung, der Handel mit Landeserzeugnissen, als Wein, Getreide, Kirschgeist &c., Landbau wird aber am meisten betrieben. Spaziergänge sind der Fäsenstaub an der Westseite der Stadt mit einem schönen Garten, die neue Promenade, das romantische Mühlthal, die Klus, und eine Stunde von der Stadt ist der berühmte Rheinfall (s. d. Art.).

Schafschur. Bei einschürigen Schafen (s. Schaf) ist die Zeit der Schafschur im Mai; bei zweischürigen im Mai und um Michaelis. Den Tag vor der Schur schwemmt oder badet man die Schafe und sorgt dafür, daß sie sich bis zur geendigten Schur nicht wieder

beschmutzen. Das Scheren geschieht am besten unter einer Scheuer. Man bindet dem Schafe die Füße, hütet sich aber möglichst, es zu verletzen. Man sortirt hierbei zugleich die Wolle so viel möglich; vornehmlich sondert man die Lämmerwolle ab, weil sie viel feiner ist. Der Ertrag bei der Schafschur ist sehr verschieden, gewiß aber ist es, daß alle veredelten und gut gefütterten Schafe mehr Wolle geben. Die geschornen Schafe führt man auf die beste Weide, oder füttert sie noch besonders gut, weil sie eine größere Eßlust haben.

Schaft, s. Säule.

Schaftgesimse, so viel als Fuß, Säulenfuß, s. Säule.

Schafzucht. Die englische Schafzucht wurde schon vor 400 Jahren durch die Verpflanzung spanischer Race auf den englischen Boden veredelt. Man nahm hierzu die ersten Schafe aus der spanischen Barbarei, welche sehr wohl gediehen. Aber erst unter Elisabeth wurde die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte dazu castilianische Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch schon nach acht bis zehn Jahren eine so ausgezeichnete Race von Schafen, als man sie kaum in Spanien hatte. Sorgfältig fortgesetzte Zucht hat sie in diesem vollkommenen Zustande zu erhalten gewußt, und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. Die gemeinen englischen Schafe sind gewöhnlich gehörnt. Die Hörner der Widder sind größer und seitwärts gewunden; die der Schafmütter und Hämmel hingegen liegen am Kopfe an, gehen über die Ohren, auch wohl unter denselben weg, oder sind gleich über den Augen gekrümmt. Die besten Schafe haben einen gewölbten, breiten, nicht runden Rücken, feine kurze Beine, kleinen Kopf, gleichförmige feine Wolle, lange Schwänze und lange Schwanenhälse. Man findet sie in Lincolnshire, Dorsetshire, Wiltshire, Herfortshire, Norfolk und Wallis. Da die Nahrung der Schafe auf die Güte der Wolle den entschiedensten Einfluß hat, so wählt man die Arten jedesmal nach der Beschaffenheit der Weide. Bei dem Versetzen der Schafe kommt man ihnen durch künstliche Futterkräuter zu Hülfe. Die großen Schafherden sind in England Winter und Sommer auf dem freien Felde; sie besser versorgen zu können, theilt man sie in mehrere kleine Abtheilungen. Der englische Landwirth hält auf künstliche Wiesen, sucht auch wohl Gemeinweiden zu benutzen. Er baut Turnips und Kraut zur Winternahrung der Herde. Dabei rechnet er auf 100 Schafe für fünf Monate vier Acker mit Turnips. Sonst muß er wenigstens 20 bis 30 Morgen Land für jedes Hundert Schafe haben und ein Stück Land zu Pimpernell oder Raygras, um sie mit Anfang des Frühlings dahin treiben zu können. Den Pferch führt er, und zwar mitten im Winter, der freilich in England gelinder ist, als besonders im nördlichen Deutschland, auf trockenes und kiesiges Land. Die jungen Schafe benutzt er noch anderweitig. Er kauft sie nämlich im September, hält sie bei den Lämmern auf dem ärmsten Lande, und zieht sie dann mit Turnipskraut spärlich auf. Im folgenden Sommer verkauft er erst die davon kommenden Lämmer und dann die fetten Schafe, und zwar schon im Mai, wo sie am meisten gelten. Einige kaufen im Herbst jährige Mutterlämmer, stellen sie in einen besondern, mit Rüben besetzten Platz, lassen sie selbst die Rüben ausreißen und abfressen, und machen sie dann zum Verkauf fett. Mehr Nutzen soll dabei sein, wenn man zwei- bis dreijährige Widder anschafft, den Winter über mit Kraut und Turnips erhält, und wenn es angeht, beständig auf trockenem Sande

mit Grasland zum Pferchen stellt, sie dann mit allerhand Futter anfüttert, und im April oder Mai verkauft, wo sie am theuersten sind. Kraut macht sie besser fett als Turnips. Einige geben ihnen vom October bis ins Frühjahr Gras und Rüben und treiben sie im Nothfall auf Korn- und Weizensaat, oder wenn der Boden naß ist, auf trockenes Grasland. — Im Herbste schmieren die Engländer die Schafe mit Theer und Butter, um die Raude zu verhüten. Im October und November läßt der Engländer auch durch magere Schafe den Rest des Sommergrases abweiden, fette aber füttert er mit Turnips und Kraut. Trefflich zum Mästen ist Heu und Turnips, auch Gerstenmehl, Malzstaub, kurz jedes trockne Futter, selbst Spreu, verbunden mit der wässerigen Turnips; Rüben mit Linsenstroh und zuweilen Heu, was viele Deutsche geben, schlagen ebenfalls sehr gut an. — Zum Winterfutter für die Schafe baut der Engländer vorzüglich das schottische Kraut und Kohlrabi (Quack), womit man bis in den Mai füttern kann. Auf mittelmäßigem, aber gut bearbeitetem Boden gibt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai; doch werden zur Abwechselung mehrere Felder erfordert. Vom Februar an füttert der Engländer statt der hartwerdenden Turnips mit Kraut. Ist noch Raygras oder sonst ein Futtergras vorhanden, so gibt er auch dies. In dieser Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern, und verkauft lieber einen Theil, um den andern besser versorgen zu können. — In der Mitte des Mais treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Triften, die oft voll Katzenzahl und Farrenkraut stehen und mit Ameisenhaufen bedeckt sind. An manchen Orten aber hat man gute, wohl umzäunte Wiesen. Dabei kommt die Eigenschaft der Herde in Betracht. Besteht der Stamm aus magern Schafen, die man blos der Lämmer und der Wolle wegen zieht, so gibt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wiesen hat, kauft man im August und September Schafe, bringt sie auf Brachfeld oder armes Grasland bis Weihnachten, gibt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut, und füttert sie bis zur Sommerszeit möglichst gut, damit sie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pferchen an, und besonders Kraut und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Junius bepflanzt werden. — Im Junius theilt man die Schafe ab, je nachdem man sie mästen oder zur Zucht und Wollnutzung halten will. Erlaubt es die Witterung, so wird jetzt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaschen, dann an einen reinlichen Ort gebracht, und endlich mit größter Behutsamkeit, erst an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geschoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um sie mehr vor der Witterung zu sichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich 24 Stunden im Stall, welcher gesund, luftig und reinlich ist. Man wäscht, kämmt und bürstet die Schafe, um sie von aller Unreinlichkeit frei zu halten. Der Engländer berücksichtigt sorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockne Futter demselben nicht angenehm, das feuchte aber nicht dienlich ist, so gibt er beides neben einander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockene Triften, bei trockenem in nasse Gegenden. Auch theilt er seine Herde so ab, daß die starken Schafe nicht den schwächern das Futter wegfressen, sondern alle genugsames Futter erhalten. Da der Wohlstand der Herde ursprünglich von den Widdern abhängt, so berücksichtigt er bei der Wahl derselben alle Umstände. Ein Widder zur Zucht muß

feine, glänzend weiße Wolle ohne Flecken haben, über zwei Jahre alt und wo möglich ein Zwilling sein. Er muß völlig ausgetragen werden, von der zweiten oder dritten Generation, im Frühjahr gesetzt und von der Mutter so lange gesäugt worden sein, als er gewollt hat. Man rechnet auf 40 Schafe einen Widder. — In England allein sollen über 43, in Schottland und Irland 30 Millionen Schafe gezogen werden. — Die spanische Schafzucht wurde durch afrikanische Schafe veredelt; denn das ursprünglich spanische Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutsche. Um die so veredelten Schafherden, Merino genannt, nicht wieder ausarten zu lassen, hütete man sie sorgfältig vor aller Vermischung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigene Anstalten, um einen so einträglichen Zweig der Staatswirthschaft immer mehr zu vervollkommnen, namentlich bestellte man eigene Gerichte für alle Gegenstände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. s. w. Beziehung haben. — Die Art, wie die veredelten Schafherden in Spanien behandelt werden, ist gewöhnlich folgende: Statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Gegend kommen, wo sie geworfen werden, und in den Winternächten in den Schäfereien eingeschlossen bleiben, lebt die veredelte Gattung beständig unter freiem Himmel, hält sich den Sommer über vornehmlich in dem gebirgigen Theile von Alt-Castilien oder der Montaña, und in der Herrschaft Molina von Aragon auf, welche die höchsten Gegenden von Spanien sind, und seine vorzüglichsten Weideflächen abgeben. Die Montaña ist die höchste, und die Molina die niedrigste Sommerweide. Jene steht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieser fehlen; sonst sind diese Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken, Stechpalmen und Haselstauden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachsen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Herde mit seinen Schafen an den Ort seines Sommeraufenthalts kommt, gibt er ihnen zunächst so viel Salz, als sie lecken wollen. Man rechnet (vielleicht zu hoch) in den fünf Sommermonaten auf tausend Schafe ungefähr zwanzig Centner Salz. Zu Ende des Julius werden die Böcke zu den Schafen gelassen, fünf bis sechs auf hundert Schafe, vor- und nachher werden sie getrennt. Die Böcke geben mehr, aber nicht so feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man drei Böcke oder fünf Schafe. In der Mitte Septembers zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Wasser aufgelösten Ocker oder der sogenannten Amalganerde gerieben werden. — Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Herden aus diesen gebirgigen Gegenden in die südlichen Ebenen von La Mancha, Andalusien, vorzüglich aber nach Estremadura getrieben. Daher heißen sie Merino, d. h. wandernde Schafe (s. d. Art. Merinos). Sie fangen den Zug nach wärmern Gegenden zu Ende Septembers an, wobei sie besonderer Gerechtigkeiten genießen. Bisweilen machen sie sechs bis sieben Meilen an einem Tage, um an gute Weide- und Ruheplätze zu kommen. Man schätzt die ganze Reise vom Gebirge bis ins Innere von Estremadura 150 Meilen, und dazu gebrauchen sie etwa 40 Tage. Nun ist die erste Sorge des Schäfers, sie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meisten Jungen geworfen worden, zu führen. Diesen Ort erkennen sie selbst, mittelst des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann schlechtere, die trächtigen eine bessere, die aber, welche gelammt haben, die beste

Weide. Die spätesten Lämmer kommen nach den fettesten Gegenden, um desto gestärkter zur Reise zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Nase mit einem heißen Eisen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzusägen und die zu Hammeln bestimmten zu verschneiden. — Im April ist die Zeit, nach dem Gebirge zurückzukehren; die Herde selbst äußert um diese Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. s. w. Mit dem 1sten Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich ist. Das Scheren geschieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus zwei Gebäuden, 4 — 800 Schritte lang und 100 Schritte breit, besteht. Davon werden gegen Abend so viele, als man den nächsten Tag zu scheren gedenkt, in eine lange, schmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhaus heißt, wo sie, dicht an einander stehend, stark ausdünsten müssen. Dadurch wird die Wolle sanfter und für die Schere geschmeidiger gemacht. Die Wolle wird sortirt und vor der Versendung gewaschen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet und diejenigen, welchen die Zähne fehlen, zum Schlachten ausgesucht. — Man rechnet in Spanien acht Millionen Schafe, deren Ertrag für Spanien von der höchsten Wichtigkeit ist. — In Deutschland wurde zuerst in Sachsen die Schafzucht durch Veredelung des inländischen Stammes verbessert. Im Erzgebirge geschah dies nur durch ungarische Stähre; das meißner Land aber wurde der eigentliche Hauptsitz der veredelten Schafzucht. Schon 1765 wurden über 200 spanische Stähre und Mutterschafe, von zwei spanischen Schäfern begleitet, nach Sachsen gebracht, welche man in dem ehemaligen Thiergarten bei Stolpen aufnahm. Dieser spanische Stamm wurde 1778 durch einen Zuwachs erlesener Merinoschafe aus den besten Herden Leons und Castiliens vermehrt, und zur Erweiterung der Anstalt in Lohmen und Rennersdorf und anfangs auch in Hohnstein Schäfereien angelegt. Diese Schäferei in Stolpen hat seitdem durch fortgesetzte Sorgfalt einen vorzüglich feinwolligen Stamm erhalten. Sie ist die erste ursprünglich spanische Schäferei in Deutschland, und man behauptet, Spanien selbst habe jetzt keine Herde mehr aufzuweisen, die dem 1765 nach Sachsen gekommenen Stamme vollkommen gleich wäre. Sie hat auf die Veredelung der Schafzucht zunächst in Sachsen und dadurch auf den Gewerbfleiß des Landes wohlthätig eingewirkt, da von 1779 bis 1811 über 10,000 Stähre und Mutterschafe an andere inländische Schäfereien gegen festgesetzte sehr billige Preise abgelassen wurden. Es wird daher das ursprünglich deutsche Schaf fast nirgend mehr in Sachsen gefunden, und ein neuer Stamm feinwolliger Schafe hat sich gebildet, die man Electoralschafe, wie die davon gewonnene Wolle Electoralwolle nennt. Wenn auch, wie man behauptet hat (von Ehrenfels: über das Electoralschaf und die Electoralwolle. Prag 1822), jetzt in Sachsen selbst selten noch reine Abkömmlinge der Herde von 1765 sich finden, da die sächsischen Gutsbesitzer gewöhnlich nur ihre Landschafe durch ächte Electoralböcke veredelten, und selbst ächte Electoralherden dadurch verderbten, daß sie, um ihnen größern Wollertrag zu geben, dichtwollige spanische Böcke von fremder Abkunft einmischten; so sind doch allerdings noch Herden im Besitze des reinen Stammes, aber freilich könnte die Schafzucht in Sachsen durch die gewöhnliche Verschleuderung der Stammthiere leiden. Die von der

Herde von 1765 abstammenden Schafe haben selten ganz glatte Wolle ohne alle Biegungen, sondern die reinen Abkömmlinge derselben durchaus entweder, und zwar größtentheils gewässerte, oder aber, jedoch seltener, sehr gekräuselte Wolle. Außer den königlichen Schäfereien, die immer ganz rein in der Abstammung und edel in der Zucht erhalten wurden, haben auch andere Gutsbesitzer im Lande Stammherden aus Spanien erhalten und reine Merinoschäfereien gezogen. Dahin gehört besonders die Schäferei auf der schönburgischen Herrschaft Rochsburg im Erzgebirge, die seit mehr als zwanzig Jahren vortrefflich gehalten worden ist. Sie hat während des ganzen Jahres Stallfütterung, und die wohlgenährten Jährlinge haben bereits ihre beinahe vollständige körperliche Ausbildung, und geben daher schon bedeutenden Ertrag einer sehr langen und kräftigen Wolle. — Ähnliche Merinoschäfereien sind zu Holitsch in Mähren, wo man sich in neuern Zeiten die Veredelung der Schafzucht sehr angelegen sein läßt, und in Rambouillet. Man ist im Begriff, in Preußen auch eine solche Anstalt zu gründen. Hr. v. Ehrenfels hat den Vorschlag gethan, den spanischen Stähr mit sächsischen Electoralschafen von 1765 zu beziehen und dann nach deutschen Veredelungs- und Paarungs-Grundsätzen fortzufahren, um dadurch reine Wolle zu erhalten, die weit vorzüglicher als selbst die spanische wäre.

Schagren, Schagrin (Chagrain oder Chagrin), in der Levante Saghir genannt, ist ein lohgabres starkes und hartes Leder, das auf der Narbenseite überall kleine körnige Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt und sich im Wasser erweicht. Dieser Handlungsartikel wird von den Tataren, Russen und Tripolitanern aus Häuten der bucharischen Waldesel zubereitet. Aber irrig glauben manche, daß diese Eselshäute von Natur das Narbige an sich haben, und aus keiner andern Thierhaut sich Chagrin machen lasse. Im Gegentheil wird zu Astrakan in Rußland, und in ganz Persien Schagrin aus den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerste Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Diese Hautstücke werden in Gestalt eines halben Mondes ausgeschnitten. Die entfleischte, enthaarte und vollkommen von Nebenhäuten frei gemachte Haut spannt man in einem Rahmen aus, bedeckt sie auf der Haarseite mit den harten Körnern einer Art Melde (Chenopodium album), und drückt diese durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Bret gelegt, läßt man so die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem besondern scharfen Messer die durch das Eindrücken der Körner auf derselben Seite entstandenen Erhöhungen hinweg. In Wasser eingeweicht, gehen die Körner hernach von selbst wieder aus der Haut, und lassen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erst werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichste und beliebteste Farbe ist die meergrüne (mittelst des Kupferstaubes und einer Salmiakauflösung), aber auch blau, roth, schwarz und aschgrau färbt man Schagrin. Die Bulgaren gerben die ganzen Eselshäute nach Schagrinart; aber die feinen und vorzüglich schön gefärbten Häute, die uns Astrakan und Persien liefern, werden aus den oben gedachten Rückenstücken der Pferdehäute bereitet. Am schwarzen Meere, insonderheit zu Ghöslewo, macht man sie bei vielen Tausenden. Sie gehen besonders nach Bender, Kauchan und Constantinopel, wo sie zu Messer- und Säbelscheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrinsorten kommen aus verschiedenen Gegenden von der barbarischen Küste, besonders

von Tripolis. Die schlechteste Art ist die, welche bei uns auch hie und da aus Ziegenfellen verfertigt wird. Letzteres erkennt man daran, daß sich die Oberfläche schält. Die Schagrinhäute müssen recht groß, von schönem Ansehen, überall gleich sein, und nur wenig glänzende ungekörnte Stellen haben. Man handelt sie nach Dutzenden. — Auch nennt man Schagrin die mit härtern und schärfern Körnern zubereitete Haut von Fischottern, Seehunden und einer Art Meerkatzen.

Schaik, Scheikh, Schech (arabisch), so viel als Alter oder Ältester, heißen die Befehlshaber arabischer Stämme oder Horden. Sie sind äußerst stolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel Emir an, ohne zu Mohammeds Geschlecht zu gehören. **Scheikh von Mekka** heißt der Fürst von Mekka, welcher sich für einen ächten Nachkömmling Mohammeds ausgibt, und von den Karavanen Geschenke fordert. Auch nennen die Mohammedaner die Vorsteher ihrer Klöster **Scheikhs**, und der türkische Mufti wird zuweilen Scheikh Ulislam (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Schall ist die allgemeine Benennung für das Object (den Gegenstand) des Gehörs. Ton, Klang, Laut, Geräusch, Knall, Sausen u. a. Benennungen bezeichnen daher nur verschiedene Arten und Modificationen (besondere Bestimmungen) des Schalls. Bei der Betrachtung (Theorie) des Schalls sind folgende Puncte zu erörtern: 1) die Natur oder das Wesen des Schalls, 2) die verschiedenen Entstehungsarten, 3) die Fortpflanzung, 4) Grund der verschiedenen Stärke, 5) Arten des Schalls. Daß 1) das Wesen des Schalls in einer Bewegung besteht, davon kann man sich schon durch bekannte Erfahrungen überzeugen. Bei einem starken Donner z. B. klirren (erzittern) die Fensterscheiben, und durch den Knall naher Kanonen werden sie gar zersprengt, was nur aus dem Stoß der heftig erschütterten Luft erklärbar ist. Ein Trinkglas kann durch bloßes Schreien in dem diesem Glase eigenthümlichen Tone zerbrochen werden, und bei klingenden Körpern, z. B. Glocken, auf welche man etwas Sand aufgestreut hat, bemerkt man eine hüpfende Bewegung der Sandkörner. Das letztere deutet auf ein Zittern der schallenden Körper; daher die bisher gewöhnliche physikalische Erklärung: der Schall sei eine zitternde (schwingende) Bewegung der Luft oder überhaupt elastischer Körper, welche dem Ohr mitgetheilt, dieses erschüttere und mittelst des Hörnerven das Hören (die Wahrnehmung des Schalls) hervorbringe. Diese Erklärung ist aber unbefriedigend, und gibt keinen Aufschluß über die große Mannichfaltigkeit des Schalls. Ein mechanisches Zittern der Körper kann man sich nur verschieden denken nach der verschiedenen Stärke des Zitterns und nach der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen auf einander folgen; die erstere Verschiedenheit macht einigermaßen die verschiedene Stärke des Schalls, die letztere die Mannichfaltigkeit in der Höhe und Tiefe der Töne begreiflich, aber nicht die (qualitativ) verschiedenen Arten des Schalls, nicht die unendliche Mannichfaltigkeit in der Eigenthümlichkeit des Klanges, wodurch sich die Körper für das Ohr von einander unterscheiden. **Chladnis Klangfiguren** (m. vgl. d. Art.) haben denkende Naturforscher auf einen bessern Begriff des Schalls geleitet. Das Zittern nämlich (welches jeder leicht von der Massenbewegung [Bewegung der ganzen Körper] unterscheidet) betrifft nur die kleinsten Theile oder Atome der Körper, welche sich, wiederholt, gegen und von einander bewegen. Das Zittern wird durch Stoß und

Reiben, also mechanisch, erregt, aber ohne darum selbst mechanisch zu sein, und es sind vorzüglich die starren, elastischen Körper, welche so in zitternde Bewegung gesetzt werden können. Beim Zittern wird das Innere der Körper erregt und bewegt, und die Gesetze der Urbewegung, nach welchen die Atome eines Körpers sich ursprünglich in Krystallform zusammengefügt haben, werden wieder lebendig und offenbaren sich als Schall, d. h. in bestimmten Zitterfiguren, als Nachbildung oder Wiederholung der eigenthümlichen Krystallform des Körpers in der bloßen Bewegung seiner Atome. Denn wie die äußere Bewegung der Körper Linien bildet und Figuren sichtbar umschreiben kann, so erfolgt die innere Atomenbewegung nach nothwendigen Formgesetzen und bildet hörbare Figuren, die Zitter- oder Klangfiguren, die sich der Luft zur Fortpflanzung einprägen oder mittheilen, durch diese den Gehörwerkzeugen, durch diese endlich dem Hörnerven, worin sich die gleichen Klangfiguren abbilden. Da also in den Zitterfiguren die Gesetze der Urbildung oder Krystallisation wieder rege werden und sich in der Atomenbewegung wiederholen, so muß man das Zittern oder Schallen der Körper als ein Streben derselben betrachten, wieder in den Urzustand zurückzukehren, d. h. sich wieder auf dieselbe Art in Atome aufzulösen, wie sie aus Atomen, durch deren Bewegung und Vereinigung entstanden waren; aber die Starrheit (Cohäsion) der Körper widersteht diesem Streben, sie hebt die Bewegung allmählig auf (der Klang verliert sich) und läßt es nicht zur Auflösung kommen. 2) Die verschiedenen Entstehungs- oder Erregungsarten des Schalls sind eigentlich nur scheinbar, nicht wesentlich verschieden. Vergleicht man die Entstehungsart des Klangs einer Glocke, eines Trinkglases, einer Saite u. s. w. mit der Entstehung des Knalls einer Peitsche oder eines Schießgewehrs, mit der Entstehung des Donners, ferner mit der Entstehung der menschlichen und Thierstimme u. s. w., so scheinen hier freilich sehr verschiedene Ursachen den Schall zu erregen. Untersucht man aber den Gegenstand genauer, so findet sich, daß im Grunde alle Schallerregung sich auf Stoß und Reibung zurückführen läßt. Der Hauptunterschied ist nur der, daß entweder starre (feste) Körper an starren sich reiben oder stoßen, oder daß unmittelbar die Luft einen Stoß oder eine Reibung und dadurch Pressung und Erschütterung erleidet. Da die erstere Entstehungsart (durch Stoß und Reibung starrer Körper) sehr bekannt ist, so bedarf nur die letztere einer Erörterung. Das Rauschen oder Sausen des Windes entsteht durch das Reiben der bewegten Luft an festen Gegenständen, z. B. an Häusern, Thürmen, Bäumen; bei letztern wird, wenn sie belaubt sind, das Rauschen noch durch das Reiben der Blätter an einander verstärkt. Beim Losbrennen eines Schießgewehrs empfängt die im Rohr beschränkte Luft, vermöge der plötzlichen Entwickelung verschiedener Gasarten aus dem entzündeten Schießpulver, einen heftigen Stoß und augenblickliche Pressung, wodurch zugleich das Rohr des Schießgewehrs heftig erschüttert wird, was zur Verstärkung des Schalls viel beiträgt. Die Stimme der Menschen und Thiere entsteht durch die Reibung der aus der Lunge durch die Luftröhre streichenden, an den elastischen Wänden derselben, besonders des Zungenkopfs, durch dessen zitternde Bewegung vorzüglich die Töne hervorgebracht, durch die Stimmritze aber zugleich hinsichtlich der Höhe und Tiefe modificirt werden; denn je enger die Öffnung ist, durch welche die schallende Luft streicht, desto höher wird der Ton, und umgekehrt, je weiter die Öffnung, desto tiefer der Ton. Daher

die Höhe der Tonleiter bei Singvögeln. Der vollkommene, unendlich modificirbare Bau des menschlichen Luftröhrenkopfs bedingt, von organischer Seite, die Vollkommenheit des menschlichen Gesanges und der menschlichen Sprache, bei welcher noch die Töne oder Laute durch die Zunge mittelst des Widerstandes der Zähne articulirt werden. Im Blasinstrument entstehen die Töne im Ganzen auf dieselbe Art, wie in der Luftröhre, die man bildlich das organische Blasinstrument nennen könnte, während umgekehrt die Blasinstrumente als künstliche Luftröhren betrachtet werden dürften. Die Verschiedenheit des Klanges der verschiedenen Blasinstrumente beruht auf der Verschiedenheit theils der Form, theils der Substanz, woraus sie gemacht sind. Bei der Trompete, dem Waldhorn, der Posaune gibt vorzüglich das Metall in Verbindung mit der Form dem Klang die Schärfe des Charakters, indeß der hölzernen Flöte, Clarinette, Hoboe u. s. w. viel sanftere Töne eigenthümlich sind. 3) Die Fortpflanzung des Schalls erfolgt durch alle elastische Materien, und zwar um so vollkommner, je elastischer und elastisch erregbarer sie sind. Daher ist die Luft oder überhaupt die gasförmige Materie das vollkommenste Medium (vermittelnde Materie oder Substanz) der Fortpflanzung des Schalls. Früher hielt man die Luft für unbedingt nothwendig zur Forterregung des Schalls. Erfahrungen beweisen aber das Gegentheil. Man nehme z. B. das eine Ende eines hölzernen Stäbchens zwischen die Zähne und lasse das andere Ende auf dem Resonanzboden eines Claviers oder Fortepianos ruhen, indem man zugleich beide Ohren mit den Fingern fest verstopft, und man wird, während auf dem Instrumente gespielt wird, alle Töne sehr deutlich vernehmen, und zwar stärker als gewöhnlich. Eben so wird man den Klang einer kleinen, an einem Drahte befestigten Glocke sehr stark hören, wenn man, unter gleichen Umständen, das eingebogene Drahtende zwischen den Zähnen hält. In beiden Fällen wird der Schall offenbar nicht durch die Luft, sondern durch die starren Leiter (das Holzstäbchen, den Draht) bis zu den Zähnen, und von da weiter durch die Knochen der Kinnladen bis ins Hörorgan fortgeleitet. Man wird aber zugleich bemerken, daß der durch starre Schallleiter, ohne Vermittelung der Luft, dem Hörorgan mitgetheilte Schall nicht so angenehmen Eindruck macht, als der durch die Luft fortgeleitete; in jenem Falle klingen die Töne viel rauher als in diesem. Die Luft ist also der vollkommenste, der Organisation des Ohrs entsprechendste Schallleiter; durch sie wird der Schall gemäßigt, werden die Töne und Klänge gleichsam veredelt und auf ähnliche Art für das Ohr vorbereitet, wie die Speisen durch den Speichel der Zunge für den Magen. — Was nun die Art der Fortpflanzung des Schalls durch die Luft betrifft, so haben sie einige mit der fortschreitenden Wellenbewegung verglichen, welche in einem ruhigen Wasser entsteht, in welches man einen Stein geworfen hat, und sie glaubten die Sache dadurch recht anschaulich zu machen. Dieses Gleichniß ist aber keinesweges treffend. Vielmehr werden dieselben Klang- oder Zitterfiguren, welche in einem klingenden oder tönenden Körper entstehen, durch Erregung in der Luft nachgebildet und durch Forterregung schnell weiter getragen. Man muß annehmen, daß eine Klangfigur, die als bestimmter Schall oder Klang empfunden wird, sich, wie im Körper so in der Luft, in jedem unbestimmbar kleinen Theile derselben wiederholt und in solcher Kleinheit fortpflanzt; denn sonst wäre nicht zu begreifen, wie bei einem Concert eine beträchtliche Zahl von Tönen

zugleich gehört werden konnte, die daher als eben so viel Klangfiguren in dem kleinen Raume, den das Ohr gestattet, zugleich sein müssen, um als Harmonie empfunden zu werden. Daß übrigens zur Fortpflanzung des Schalls, vermöge des Widerstandes der Luft oder sonstigen Schallleiter, eine Zeit erfordert wird, weiß jeder aus eigener Erfahrung, indem z. B. beim Abfeuern einer entfernten Kanone der Blitz um so früher vor dem Knall gesehen wird, je weiter sie entfernt ist. Die Fortpflanzung geschieht gleichförmig, d. h. durch gleiche Räume in gleichen Zeiten. Viele Naturforscher haben sich mit der Berechnung und Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalls beschäftigt, aber die Resultate ihrer Versuche stimmen nicht völlig überein. Nach Derham, der in seinen sorgfältig angestellten Versuchen mit Flamsteads und Halleys Bestimmungen zusammentrifft, durchläuft der Schall in der Luft in der Secunde eine Länge von 1142 Fuß, welches man vor der Hand als die richtigste Bestimmung gelten lassen muß; eine ganz genaue dürfte auch nicht möglich sein, da die Fortpflanzung des Schalls auf der Elasticität der Luft beruht, deren Grade, vermöge der großen Veränderlichkeit der Atmosphäre, zu verschiedenen Zeiten verschieden sind. Am meisten aber hat begreiflich der Wind auf die Geschwindigkeit des Schalls Einfluß, welche durch übereinstimmende Richtung des Windes mit der des Schalls befördert, durch entgegengesetzte Richtung aber gehemmt, d. h. vermindert wird. Auch geschieht die Fortleitung des Schalls, wie die des Lichts, in gerader Richtung, und die Physiker sprechen daher bei der mathematischen Betrachtung des Schalls von Schallstrahlen, wie sie bei der gleichen Betrachtung des Lichts von Lichtstrahlen sprechen. Daher findet auch beim Schall, wie beim Lichte, ein Zurückstrahlen (Reflexion) von den Flächen fester Körper nach mathematischen Gesetzen statt, worauf sich das Echo gründet, so wie auch die Sprachgewölbe (s. diese Art.), wenn die zurückstrahlende Fläche elliptisch gekrümmt ist, wodurch an zwei Orten ein Schallfocus (Vereinigungspunct der Schallstrahlen), wie beim Brennspiegel ein Lichtfocus, entsteht. 4) Die verschiedenen Grade der Stärke (Intensität) des Schalls hängen von verschiedenen Umständen ab, namentlich a) von der verschiedenen Entfernung des Hörers von dem Entstehungsorte des Schalls; denn je näher man diesem Orte ist, desto stärker, je entfernter, desto schwächer hört man den Schall. Die Stärke des Schalls vermindert sich also durch die Fortpflanzung (vermöge des Widerstandes der Schallleiter) und nimmt mit zunehmender Entfernung allmählig ab; b) von der Quantität der erregenden Ursache des Schalls bei gleicher Entfernung. Je stärker z. B. ein Schlag oder Stoß ist, der gegen einen elastischen Körper erfolgt, desto stärker ist der dadurch entstehende Schall, und umgekehrt, je schwächer u. s. w.; je schärfer ein Schießgewehr, z. B. eine Pistole, geladen wird, desto stärker ist beim Abfeuern der Knall, und umgekehrt; c) von der Qualität (besonders Dichtigkeit und Elasticität) der schallenden Substanz, bei gleicher Stärke der Erregung, und gleicher Entfernung des Ohrs vom schallenden Körper. Man hänge z. B. zwei der Größe nach gleiche Stäbe, einen hölzernen und metallenen durch Fäden auf, und man wird finden, daß, bei gleichen Schlägen gegen diese Stäbe, der metallene stärker schallt, als der hölzerne. Die verschiedenen Grade der Stärke des Schalls — zugleich aber auch andere Bestimmungen desselben — hängen ferner ab d) von der Lage des schallenden Körpers, d. h. von seiner Verbindung mit mehr oder weniger elasti-

schen Körpern. Eine Glocke z. B. klingt nur stark (zugleich aber auch hell und anhaltend), wenn sie frei hängt, und überall von dem sehr elastischen Schallleiter, der Luft, umgeben ist; sie klingt dagegen schwach und dumpf, wenn man sie mit ihrer Mündung auf die Erde, überhaupt auf feste Körper, stellt, und zwar ist der Schall um so schwächer und dumpfer, d. h. er wird um so mehr gehemmt, je weicher und weniger elastisch der Grund ist, auf welchem die Glocke ruht. Dieses Beispiel gibt den Schlüssel zur Erklärung vieler andern ähnlichen Fälle. Auch beruht die verschiedene Intensität des Schalls e) auf der Beschaffenheit des Schallleiters, also vorzüglich der Luft, hinsichtlich der verschiedenen Elasticität und Dichtigkeit derselben, deren höhere Grade die Stärke des Schalls begünstigen. Daher knallt z. B. ein Schießgewehr bei gleicher Ladung auf hohen Bergen schwächer, als in der Tiefe der Thäler, und aus gleichem Grunde schallen alle Körper bei heiterm Wetter stärker, als bei trüber, feuchter Luft, auch zur Nachtzeit stärker als am Tage, was nur zum Theil scheinbar ist, in Folge der allgemeinen Stille der Nacht, andern Theils aber von der geringern Temperatur und daher größern Dichtigkeit der Luft zur Nachtzeit kommt. Endlich hat auch f) das Dasein oder der Mangel zurückschallender naher Wände oder Flächen, und, im ersten Falle, zugleich die mehr oder weniger elastische Beschaffenheit der zurückschallenden Wände Einfluß auf die Stärke oder Schwäche, Verstärkung oder Verminderung des Schalles. Denn das Zurückschallen von Wänden, die wegen ihrer Nähe kein Echo geben können, verstärkt nothwendig den ursprünglichen Schall. Daher schallt in Zimmern mit harten, elastischen Wänden alles stärker als in freier Luft, stärker alles in leeren Zimmern, als in meublirten, stärker in einsamen, als mit Menschen angefüllten Zimmern; denn weiche Körper hemmen, vermindern, dämpfen den Schall aus Mangel an Elasticität. — Um nun noch 5) der verschiedenen Arten des Schalls, als besonderer Bestimmungen (Modificationen) zu erwähnen, so werden vorzüglich folgende unterschieden. Ton wird der Schall genannt, wenn er mehr oder weniger gleichartig anhaltend ist; ein gleichartiges Zittern, oder besser, eine gleich schnelle Aufeinanderfolge gleicher Zitterfiguren erzeugt den Ton. Er ist der Stoff für die Musik oder Tonkunst, deren Gegenstand und Aufgabe die melodische Verkettung und harmonische Zusammenstellung der Töne zu organischen Ganzen (Tonstücken) ist. Klang scheint, dem Sprachgebrauche nach, die Qualität der Töne zu bezeichnen, welche mit dem mehr quantitativen Unterschied derselben hinsichtlich der Höhe und Tiefe nicht zu verwechseln ist; oder auch: der Klang bedeutet die besondere Eigenthümlichkeit eines Körpers (eines Instruments z. B.) im Schallen oder Tönen. So unterscheidet sich z. B. der Ton einer gläsernen Glocke von dem einer metallenen — wenn auch beide in gleicher Höhe gestimmt sind — und diesen Unterschied gibt der verschiedene Klang der Substanzen, woraus sie gemacht sind. Der Ton einer Flöte klingt anders als der einer Violine, und diese klingt anders als ein Clavier; anders ist der Klang der Harmonica, viel anders der des Waldhorns oder der Posaune, und welch ein Unterschied ist zwischen den Tönen der Trompete und der Orgel! jedes Instrument hat seinen eigenen Klang, jeder Vogel seinen besonders modificirten Ton, jedes tönende organische Wesen seine eigenthümliche Stimmung des ihm natürlichen Lautes. Diese unendliche Mannichfaltigkeit wird ohne Zweifel durch die gleiche Verschiedenheit der Zitterfiguren hervorgebracht, daher auch

die Benennung Klangfiguren. Stimme heißt der Klang des Schalls, welchen organische Wesen durch die Luftröhre hervorbringen. Laut hat, in Beziehung auf Thiere, eine ähnliche Bedeutung; in Beziehung auf die menschliche Sprache sind die Laute Grundbestandtheile (Elemente) der Lautsprache. Außer diesen bestimmten Gattungen des Schalls gibt es noch eine Menge unbestimmbarer Arten (die nicht aus bestimmten Klangfiguren, sondern vielleicht aus einem zufälligen, unharmonischen, bisweilen widrigen Gemisch derselben bestehen), welche aber doch ihre Benennungen haben, und theils organischen, theils anorganischen Ursprungs sind, wovon die Zeitwörter: rauschen, brausen, tosen, sausen (säuseln), knallen, krachen, zischen, prasseln, lispeln u. s. w. einige Beispiele geben.

Schalmei (Chalumeau, von calamus, Rohr, Schilf), Schäferpfeife, welche gemeiniglich aus Rohr gemacht ist; es wird aber auch ein kleines aus Buchsbaum gefertigtes Blasinstrument so genannt, welches sieben Löcher, zwei messingene Klappen und bei der untern noch ein besonderes Loch hat, und von f bis zum zweigestrichenen a und h, auch dreigestrichenen c geht. Seitdem die Hoboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinstrumenten hat, ist jenes Instrument ziemlich ganz abgekommen. — Übrigens pflegt man auch der Pfeife an dem Dudelsack (s. **Sackpfeife**) den Namen der Schalmei beizulegen; auch gibt es bei den Orgeln ein Schnarrwerk dieses Namens.

Schalthiere, Schalenthiere (Konchylien). Unter den Gewürmen gibt es mehrere, denen ein kalkartiges, schalenförmiges Haus zur Wohnung angewiesen und angeboren ist, und die sich nicht ohne Verlust ihres Lebens daraus entfernen lassen. Man nennt sie Schalthiere. Ihre Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre (Dentalium) in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm (Teredo) in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel (Echinus) sitzt in einem runden, stacheligen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen werden sie zuweilen zu hohen Preisen verkauft; hieher gehören die schraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmutter (Mytilus margaritifer) schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die **Perlen** (s. d. Art.). In süßen Wassern gibt die Mya margaritifera ebenfalls Perlen. Die Flußmuschel (Mya pictopum) dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken sucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den schon die Alten kannten, und als Purpurfarbe dem Golde gleich schätzten; sie sind Buccinum lapillus, eine Trompetenschnecke, Turbo janthinus, eine blaue kräuselförmige, und Murex ramosus, eine Stachelschnecke. Die Miesmuscheln und Steckmuscheln (Pinna) spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster (Ostrea edulis) ist als Leckerbissen bekannt und beliebt. Endlich gehören hieher die **Korallen** (s. d. Art.). Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter, und legen meist Eier; nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Konchylien in vier Familien, wovon die erste die vielscha-

ligen, die zweite die zweischaligen oder die Muscheln, die dritte die einschaligen mit bestimmten Windungen, d. i. die Schnecken, die vierte die einschaligen ohne bestimmte Windungen enthält.

Schaltjahr, s. Kalender und Jahr.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, einen Theil von China, in Sibirien und Kamtschatka die Priester, die zugleich Ärzte, Zauberer und Geisterbeschwörer sind. Wahrscheinlich wurde die schamanische Religion, welche aus den albernsten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen besteht, in den südlichen Gegenden Asiens erst durch die neuen Belehrungen des Confucius und Zoroaster verdrängt. Die neue in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde schamanische Religion ist aus dem alten schamanischen Heidenthum und dem Nestorianischen Christenthume gemischt, und heißt die lamaische oder schigamunische, die sich in China durch die Mandschu verbreitet hat, und dort die Hofreligion ist, und außerdem in Tibet, einem Theile Ostindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrscht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor seiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuschamanischen Religion aus. Die altschamanische Religion ist noch weit abergläubischer als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es gibt unzählig viele Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen in willkürlichen Formen gemacht sind; auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß die müßigen Götter sich um sie bekümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religionsbekenner besteht daher in Opfern, Gebeten, Gesängen u. s. w., wodurch sie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen und die bösen mit sich zu versöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geschenke machen sich die Schamanen oder Priester zu Nutze. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einsiedler oder Waldbruder.

Schandau, eine kleine Stadt im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen, am Ausflusse der Kirnitsch in die Elbe, 8 Stunden südöstlich von Dresden, in einem von malerischen Felsen umgebenen Thale, im Mittelpunct der sächsischen Schweiz (s. d. Art.), 2 Stunden von der böhmischen Grenze. Sie zählt 1000 Einwohner, deren Hauptnahrungszweig der Handel mit Sandsteinen, welche die Umgegend liefert, mit Holz, das sie für auswärtigen Absatz, bei verbotener Ausfuhr des inländischen, nur aus Böhmen beziehen, und ein nicht unbedeutender Verkehr mit Getreide und eine lebhafte Schifffahrt ist. Schandau war früher schon ein Grenzzollamt und ist, nach den Bestimmungen der Elbschifffahrtsacte, die dritte Elbzollstätte abwärts von Böhmen. Die im 16ten Jahrh. angelegte wichtige Holzflöße auf der Kirnitsch, welche jährlich mehrere tausend Klaftern liefert, geht bis Schandau. Der Zusammenfluß von Reisenden und der immer zunehmende Besuch des Heilbades geben gleichfalls viele Erwerbsmittel. Die Heilquelle entspringt ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, am Eingange des Kirnitschthales, auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese. Man kannte sie schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, und selbst die ersten unvollkommenen Untersuchungen ihres Gehalts im J. 1730, wo sie man-

gelhaft gefaßt wurde, brachten sie in Ruf, doch ward sie zu sehr vernachlässigt, als daß sie sich darin hätte erhalten können. Erst in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts verdankte sie dem jetzigen Besitzer ihre Reinigung und bessere Fassung, und seitdem entstanden nach und nach ein Brunnenhaus und mehrere freundliche Gebäude. Im J. 1803 wurde eine neue und zwar die stärkste Quelle entdeckt, deren es jetzt überhaupt 9 gibt. Die Bäder sind in dem für Badegäste bestimmten Hause befindlich und sehr bequem und gut eingerichtet. Die Hauptquelle enthielt nach den 1803 angestellten Untersuchungen in 100 par. Kubikzoll Wasser über 18 Gran Eisenoxyd, über 8 Gran salzsaure Talkerde, über 5 Gran schwefelsaure Kalkerde und über 11 pariser Kubikzoll kohlensaure Luft und Schwefelwasserstoffluft. Das Wasser wird zum Baden und Trinken gebraucht, und man hat es gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung und Hämorrhoidalbeschwerden wirksam gefunden. Die Vergnügungen der Badegäste bestehen einzig in dem Genusse der reizenden Natur, und Schandau ist der bequemste Ort, von wo aus man die sächsische Schweiz und die angrenzenden herrlichen Gegenden Böhmens auf einzelnen Lustreisen durchwandern kann.

Schandpfahl, Pranger, ist ein steinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfahl, an welchem Verbrecher, meistens nur wegen geringerer Vergehungen, nach gerichtlichem Urtheile, durch den Gerichtsfrohn befestigt oder hingestellt, und zur Schau der öffentlichen Beschämung Preis gegeben werden. Wenn eine Strafe nicht blos Abschreckungsmittel für andere sein, sondern auch zur Besserung des Bestraften dienen, und ihn außer Stand setzen soll, ferner die Gesetze der Gesellschaft zu verletzen; so ist gewiß jede öffentliche Bestrafung, welche alle bürgerliche und menschliche Achtung zerstört, höchst zweckwidrig. Mit der vernichteten Ehre verliert der Mensch auch den letzten Rest des sittlichen Gefühls; ihm wird dadurch nicht allein die Rückkehr zur Rechtlichkeit und zur bürgerlichen Gesellschaft auf immer, wo man ihn kennt, abgeschnitten, ja er wird oft auch in den erbittertsten Feind derselben umgewandelt, und schädlicher als vorher werden. Auch als Abschreckungsmittel für andere können Strafen dieser Art wenig nützen; und wir glauben, daß jeder andern Art von Bestrafungen, selbst den Lebensstrafen, der Vorzug vor allen die Ehre vernichtenden zu geben sei. (Vgl. Pilory.) — Eine dem Schandpfahl und Pranger, an welchem die Unglücklichen übrigens in wichtigern Fällen mit einem Halseisen festgeschlossen wurden, ähnliche kirchliche Strafe war vormals die Kirchenbuße (s. d. Art.).

Schanze. Einen Platz, der mit einem Aufwurf von Erde (Brustwehr) umgeben und so eingerichtet ist, daß hinter den Aufwurf gestellte Truppen sich mit Vortheil gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können, nennt man eine Schanze. Die Brustwehr, deren innere Höhe einen Mann völlig decken und so beschaffen sein muß, daß, wenn der Soldat auf eine dahinter angebrachte Erderhöhung (Banket) von 2½ Fuß tritt, er sein Gewehr auf den anrückenden Feind richten kann, erhält eine Stärke von 12 bis 20 Fuß, um dadurch zu verhindern, daß die feindlichen Kanonenkugeln sie nicht leicht durchbohren und einen Einsturz bewirken können. Sowohl von innen, als von außen und von oben erhält die Brustwehr Abdachungen (Böschungen). Die innere Böschung wird sehr steil aufgeführt, damit der Soldat ganz nahe an die Brustwehr treten kann, die äußere erhält 2 bis 2½ Fuß Anlage, die obere Böschung (Krone der

Brustwehr) dient sowohl, um zu verhindern, daß das Regenwasser sich nicht auf ihr sammle und sie dadurch beschädige, als auch, um den Feind noch in einer gewissen Entfernung mit Vortheil beschießen zu können. Um die Brustwehr herum wird ein Graben geführt, dessen Erde zur Erbauung der Brustwehr und des Bankets verwendet wird, und der den Feind am Rande beim Sturm auf die Schanze aufhalten soll, wo er dem Geschütz- und Gewehrfeuer aus der Schanze am wirksamsten ausgesetzt ist. Die Tiefe und Breite desselben richtet sich nach der Stärke, die man der ganzen Schanze geben will, und nach der Zeit, die man zu ihrer Erbauung verwenden darf. Hat man ein Gewässer in der Nähe, so kann man das Wasser desselben in den Graben leiten, wodurch die Schanze zur Vertheidigung geschickter wird. Alle zur Brustwehr nicht verbrauchte Erde wird vom Graben an nach dem Felde zu verbreitet, und dieses das Glacis der Schanze genannt. Zwischen der Brustwehr und dem Graben läßt man einen Erdrand von 2 Fuß Breite stehen, der verhindern soll, daß die von der Brustwehr bei Kanonaden rollende Erde den Graben nicht ausfülle. Man nennt dieses horizontale Stück die Berme. Das Geschütz in den Schanzen kommt auf Kanonenbänke oder hinter Schießscharten zu stehen. Die Schanzen werden in offene und geschlossene, einzelne und zusammenhängende abgetheilt. Besondere Arten sind die Flesche, die Redoute und die Sternschanze (s. d. eigenen Art.). Ist bei einer geschlossenen Schanze in den Ecken derselben die Brustwehr besonders noch herausgeführt, so heißt selbige eine Schanze mit Bollwerken. Große Schanzen haben noch besondere flankirende und secundirende Werke, als Caponnièren, Horn- und Kronwerke, Ravelins ꝛc.; auch wird es zuweilen nothwendig, dem Graben eine starke Vertheidigung zu geben, wozu besondere Einrichtungen erforderlich sind. Eine Schanze, die zur Deckung einer Brücke bestimmt ist, heißt eine Brückenschanze. Die Anlage einer zusammenhängenden Verschanzung richtet sich nach dem zu vertheidigenden Terrain. Vor und an einer Schanze bringt man noch gewisse Hindernisse an, wodurch dem Feinde das Andringen und Erstürmen des befestigten Werks erschwert wird. Hierher gehören Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reiter, Pfähle, Eggen, Breter mit Nägeln, Sturmbalken, Verhaue, Wolfsgruben, Fußangeln, Flatterminen und Überschwemmungen. P. S.

Scharbock (Scorbutum), eine Krankheit, welche in kalten nördlichen Gegenden, besonders an den Seeküsten, in feuchter kalter Luft vorzüglich gern entsteht, daher sie an den Seeküsten von Holland, in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimisch ist, und es sonst auch auf den Schiffen war. Wahrscheinlich herrschte sie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingebornen seltner als unter den Ankömmlingen, die, des climatischen Einflusses weniger gewohnt, demselben bald unterliegen mußten. Am schlimmsten war sie auf Schiffen, welche weite Seereisen zu machen hatten, besonders nach den nördlich gelegenen Ländern, weil hier alle Ursachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zusammen wirkten. Daher oft auf solchen Schiffen über die Hälfte der Mannschaft an dieser Krankheit litt, und sie nicht selten in die mißlichste Lage dadurch versetzt wurden. Das Entstehen der Krankheit kündigt sich durch verdrießliche, traurige und niedergeschlagene Gemüthsstimmung, und durch das vorherrschende Gefühl von Müdigkeit an. Allmählig nimmt diese letztere so zu, daß sie große Schwäche und Mattigkeit, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beschwerli-

cher und mühsamer wird. Bildet sich die Krankheit weiter aus, so wird das Zahnfleisch dunkelblau, sogar schwärzlich, schwillt auf, blutet leicht; der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Gesichtsfarbe blaß und schmutzig, es entstehen Flecke von blaurother Farbe auf der Haut, besonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geschwulst zuerst an den Füßen ein, verbreitet sich aber auch weiterhin über den Körper. Die übrigen Geschäfte des Organismus gehen dabei noch eine Zeitlang ungehindert von statten, doch ist der Urin schon sehr dunkel, und geht schnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsstimmung des Kranken beständig niedergeschlagen und traurig. Diese und seine große körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, so nothwendig und heilsam sie ihm auch wären, und so sehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer Überwindung kann er sich dazu entschließen, allein bald zwingt ihn die äußerste Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niedersinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, so nehmen die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringsten Versuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzathmigkeit, die in Erstickung überzugehen droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es stellen sich schmerzhafte Empfindungen, Reißen und Ziehen in den Gliedern ein, welche bis in das Innerste der Knochen zu bohren scheinen. Das Zahnfleisch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; selbst aus den in der Haut befindlichen Flecken werden nun Geschwüre, welche leicht bluten. Diese Geneigtheit des Blutes zu Ergießungen aus den Gefäßen vermehrt sich so sehr, daß in noch höherem Grade der Krankheit Blutflüsse entstehen, welche schwer zu stillen sind, und die Schwäche auf das äußerste vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines solchen heftigen Blutflusses. Der Brand greift hie und da weiter um sich, so daß ganze Glieder davon ergriffen und schwarz werden. Zuletzt stellt sich allgemeine Anschwellung des Körpers, und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. — Alles dies zeigt an, daß zur Entstehung dieser Krankheit Einflüsse auf den Körper wirken müssen, welche das Leben in den Functionen, die zu seiner Erhaltung bestimmt sind, schwächen und herabsetzen. Daher kommt wirkliche Schwäche und Erschlaffung aller Muskelfasern, welche zuletzt auch auf die Adern und alle Gefäße übergeht. Da aber von der kräftigen Function der Lebenserhaltung auch die gesetzmäßige Beschaffenheit der Säfte des Körpers abhängt, so weicht auch diese zugleich mit Abweichung und Erschlaffung der Muskelfasern und festen Theile ab, und daher entsteht eine Verderbniß des Blutes und der übrigen Flüssigkeiten des Körpers, welche sich durch zu große Dünnigkeit, Wässerigkeit, Neigung zum Ausfließen aus den Aderzweigen, und zum schnellen Übergang in Fäulniß äußert. Die Einflüsse, welche so feindlich gegen das Leben wirken, sind solche, welche sämmtlich in dem lebenden Körper einen Mangel an wohlthätigem Lebensreiz für das Blutsystem bewirken, und im Gegentheil den auflösenden Trieb, welcher in dem lymphatischen System vorherrscht, begünstigen. Nässe und Kälte sind allem organischen, und somit auch dem thierischen Leben feindlich. Daher entsteht diese Krankheit am meisten in den schon angeführten Orten, weil Nässe, Kälte und der Genuß schlechter, verdorbener Nahrungsmittel daselbst oft zusammentrifft. Diese Erfahrung, noch mehr aber der innere Trieb der Natur, hat auch

den Menschen die Mittel dagegen gelehrt, und es ist bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren climatische Beschaffenheit vorzüglich die Entstehung dieser Krankheit begünstigt, in den kältesten Nordküstenländern, besonders in Grönland, auch zugleich ein untrügliches Mittel dagegen, das Löffelkraut (cochlearia officinalis), in zahlloser Menge wächst, und am besten gedeiht. Der Naturtrieb selbst fordert in der Krankheit dieses und ähnliche Mittel, besonders säuerliche, scharfe, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt das Reproductionssystem erregende Genüsse. Citronensäure, Essig, Kresse, Senf, Rettig sind dem Kranken vorzüglich angenehm und die besten Heilmittel. Auf Schiffen wird jetzt, besonders um dem Scharbock vorzubeugen, so viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaschen; die Mannschaft muß sich in müßigen Stunden Bewegung machen, und auf dem Verdeck aufhalten. Bei dem Schiffsproviant wird mehr Auswahl und die möglichste Reinlichkeit beobachtet, und besonders werden reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen, welches zur Verhütung dieser Krankheit als das einfachste und wohlfeilste Mittel sich bewährt hat. H.

Scharfschützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteristen, die besonders im Zielschießen geübt und zuweilen mit bessern Gewehren versehen sind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichste Freiheit in den Körperbewegungen erfordert wird, so können sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, nicht in geschlossenen Gliedern fechten, sondern werden vor den Linien zerstreut, die sich dadurch decken. Die französischen Tirailleurs mögen im Anfange theilweis wohl auch besonders geübte Schützen gewesen sein, und da sie auch vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwohl die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich verschieden geworden ist. Denn die französischen und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerstreuten Gefecht bestimmt waren, ohne deshalb gerade durch besondere Schußfertigkeit oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu sein. Diese Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen vorauszugehen und sie gegen unerwartete Anfälle zu decken, Wälder rc. zu nehmen, überhaupt um die geschlossenen Infanteriemassen so lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. — Die eigentlichen Scharfschützen wurden dabei freilich mit verwendet, aber getroffen wurden im Ganzen doch im Verhältniß der Masse des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfschützen zum Dienst der leichten Truppen und am wenigsten da gebraucht, wo sie niemals fehlen sollten, vor und in belagerten Festungen. Die Tirailleurs sollten in allen Zweigen des leichten Dienstes und auch nächstdem im Zielschießen geübt werden.

Scharlach ist eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zusammengesetzt. Der Ölmalerei mangelt noch ein schönes Scharlachpigment, weil Öl das Aussehen des Materials mehr oder weniger ändert. Für Wassermalerei bedient man sich dazu des Zinnobers oder des Cochenillenlacks, der mit Zinnauflösung bereitet ist. Selbst die Färberkunst schlägt diesen letztern Weg ein, um schönes Scharlach zu erhalten, es wird z. B. Wolle zuerst in Zinnauflösung gebeizt, und dann im Cochenillenbade ausgefärbt.

Scharlachfieber gehört unter die fieberhaften Ausschlagskrankheiten (Hautkrankheiten oder Exantheme), welche in der Regel als Epidemie vorkommen und zugleich durch ihr eigenes Gift sich fortpflanzen. Die Krankheit besteht in dem eigenthümlichen Scharlachausschlag und einem Fieber, welches bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch sehr bösartig ist. Der Ausschlag besteht in dunkelrothen Flecken, die sich, bald in unbestimmt großen und unregelmäßigen Formen abgesondert, bald zusammenfließend, über die Haut verbreiten. Dabei stellt sich jedesmal Entzündung des Halses und der Halsdrüsen ein. — Der Verlauf der Krankheit bleibt sich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er vier Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Die erste kann die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlasses, die vierte die Periode der Abschuppung genannt werden. — Die erste Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit seinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erscheint zuerst. Mißmuth und Übelbefinden, Mattigkeit, Übelkeit oft bis zum Erbrechen, laufender Frost über den ganzen Körper, Schmerz im Halse beim Schlucken sind die krankhaften Erscheinungen der zwei bis drei ersten Tage. Bei manchem kommt gleich anfangs heftiges Kopfweh, Schlaflosigkeit und Irrereden dazu. Vom dritten Tage an, in seltenen Fällen, wenn die Krankheit sehr heftig und ungestüm verläust, schon von dem zweiten Tage an, kommen die Flecken auf der Haut zum Vorschein, erst klein und gleichsam nur durch die Haut schimmernd, allmählig aber größer, in einander fließend und stärker gefärbt, gemeiniglich zuerst im Gesicht, an dem Leibe, dann an den Händen und Füßen. Diese Flecken haben die größte Ähnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben eben so flach in der Haut sitzen, und die Röthe verschwindet beim Druck, kehrt aber wieder zurück, sobald dieser aufhört. Täglich wächst nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum fünften und sechsten Tage. Die Kranken werfen sich entweder unruhig und schlaflos hin und her, oder sie liegen in Betäubung und Phantasie. Oft steigt das Irresein bis zum Rasen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile, welche vorzüglich roth gefleckt sind, schwellen etwas auf, besonders nimmt man dies an den Händen bis zu den Fingerspitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halses steigt zuweilen immer höher, zugleich wächst die Geschwulst der Halsdrüsen so, daß die Kranken nicht mehr schlucken können, und der Speichel sogar zum Munde herausläuft. Wo die Krankheit einfach ist, und ihren Verlauf ohne Störung durchsetzt, ist der fünfte Tag der höchste der Entzündung und des Fiebers, allein oft geht das letztere bis zu dem siebenten, neunten, ja nicht selten bis zum vierzehnten und noch länger fort. An dem sechsten oder siebenten Tage fängt in der Regel die Periode des Nachlasses an. Das Fieber wird nun gelinder und verschwindet zuweilen so schnell, als es erschienen ist; hiermit läßt auch das Irrereden nach, und der Schlaf stellt sich ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die hohe Röthe der Flecken verliert sich in der Ordnung, wie sie erschienen ist, so daß meistens Hände und Füße noch roth, geschwollen und schmerzhaft sind, wenn die Haut des Gesichts, des Halses u. s. f. beinahe die natürliche Farbe schon wieder hat. Der Halsschmerz verliert sich ganz; war aber Geschwulst der Halsdrüsen vorhanden, so ist diese meistens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen sich

schon die ersten Spuren der Abschuppung des Oberhäutchens, und einige Tage darauf geht diese wirklich vor sich. Die alte Oberhaut wird von der neu gebildeten abgestoßen, und läßt sich in großen Stücken losschälen. Auf der Brust, auf den Armen, Händen und Füßen ist diese Häutung am stärksten, so daß z. B., wenn die Krankheit sehr stark gewesen ist, die Haut der Finger in ganzen Formen wie Fingerstücke von einem Handschuh sich abziehen läßt. — Bei dem regelmäßigen und einfachen Scharlachfieber ist die Krankheit mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Gesundheit kehrt wieder zurück. Anders aber ist der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Scharlachfieber andere gefährliche Zufälle sich gesellen, die entweder von der Heftigkeit oder von einem bösartigen Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vernachlässigung, von verkehrter Behandlung und andern Umständen herrühren können. Das einfache Scharlachfieber besteht in seinem Wesentlichen in einer eigenen Entzündung der Haut, wovon die Röthe, die Hitze, die Aufgedunsenheit der Haut, die beschleunigte Function derselben, besonders der Oberhaut, hinlänglich Beweis gibt. Der entzündliche Zustand des Haargefäßsystems der Haut ist zugleich die Ursache, daß weit mehr Blut dahin strömt, als im gesunden Zustande, auch der Wechsel der Stoffe, besonders das Freiwerden des Wärmestoffs in der Haut, viel rascher von statten geht. Dieser entzündliche Zustand der Haut ist in genauer Verbindung mit dem Fieber. Wenn auch dieses nicht einzig von der Hautentzündung herrühren sollte, sondern von der gemeinschaftlichen Ursache des Scharlacherantheme erregt wird; so wirkt doch zuverlässig die Hautentzündung wieder als unterhaltende Ursache des Fiebers. Denn diejenigen Kranken, welche wenig Scharlacherantheme haben, kommen in der Regel auch mit leichterem Fieber weg; je höher und ausgebreiteter dagegen die Röthe der Haut ist, je mehr sie durch äußere Wärme oder innere erhitzende Mittel erhöht wird, desto mehr wächst auch das Fieber. In dem gesunden Zustande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis, und die Abhäutung des alten Oberhäutchens unaufhörlich vor sich, aber in so langsamer und stiller Thätigkeit, daß wir es nur an dem Staube, der sich auf der Haut einfindet, wenn sich ein Mensch lange Zeit nicht gebadet oder gewaschen hat, gewahr werden. Bei dem Scharlachfieber aber wird die Natur zu der übermäßigen Anstrengung gezwungen, diese neue Bildung in der kurzen Zeit von einigen Tagen zu beschaffen, welches demnach nicht nur eine außerordentliche Erregung des bildenden Systems im Organismus, sondern auch einen so schnellen Verbrauch der gerinnbaren Lymphe des Blutes veranlaßt, daß die Ernährung des Körpers stille steht, und die Kranken, zumal da durch das Fieberfeuer die organischen Stoffe aufgelöst und verflüchtigt werden, schon in wenig Tagen äußerst abgezehrt erscheinen. Die meiste Gefahr führt das Scharlachfieber durch die Entzündung innerer Theile mit sich, welche sowohl von der ursprünglichen Erregung des Fiebers, als auch von der weitern Verbreitung der Hautentzündung entstehen kann. Am meisten ist dies der Fall im Gehirn, mit Anhäufung des Bluts im Kopfe, welche um so schneller gefährlich wird, da schon im gesunden Zustande eine so bedeutende Menge Blut nach dem Kopfe strömt. Daher entstehen bei dem Scharlachfieber so häufig und oft so schnell heftige Kopfschmerzen, Betäubung, Irresein, Schlafsucht, Krämpfe und Schlagfluß. Oft tritt aber auch Entzündung in absondernden Häuten innerer Theile ein, und so wie

äußere Entzündung die neue Oberhaut erzeugt, so ist das Product der Entzündung der innern Organe Schleim, lymphatische Flüssigkeit, scharfe Galle u. s. w., je nach der eigenthümlichen Absonderung der Organe. In diesem Falle gibt die Krankheit einen weniger schnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erst alsdann ein, wenn die eigentliche Scharlachentzündung der Haut vorüber ist, und das Fieber entweder aufhört, oder nur von dem innern Entzündungszustande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entstehen. — Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an jedem Orte herrschend werden. Am meisten überfällt es Kinder, Erwachsene seltener, weil die Krankheit in der Regel den Menschen nur einmal befällt, und die meisten schon als Kinder sie auszustehen haben. Wenn in einem Hause, wo mehrere Kinder sind, eins davon das Scharlachfieber bekommt, so folgen zwar in den meisten Fällen die andern nach, doch bleiben auch zuweilen einzelne auf kürzere oder längere Zeit, manche für das ganze Leben davon befreit. Aus diesen Erfahrungen ist der Schluß zu ziehen, daß das Scharlachfieber weder das Erzeugniß einer besondern Beschaffenheit der Luft, oder der Witterung, noch eine nothwendige Bildungskrankheit ist, welche der Mensch durchlaufen muß, sondern daß sie von einem Ansteckungsstoffe entsteht, welcher jedesmal im Wesentlichen die nämliche Krankheit erzeugt, und von ihr wiederum von neuem gebildet wird, wie bei den Blattern derselbe Fall statt findet. Gleichwohl muß auch noch eine besondere, bisher noch nicht erforschte Geneigtheit des menschlichen Organismus dazu gehören, diesen Ansteckungsstoff aufzunehmen, und von ihm in dieselbe krankhafte Erregung versetzt zu werden. Die Empfänglichkeit für ihn wird wahrscheinlich durch Einfluß der Luftbeschaffenheit befördert. Deshalb vielleicht sind zu manchen Zeiten, besonders im Winter und Frühjahr, bei naßkalter Witterung, bei Nordwest- und Nordostwind, unter welchen Umständen die Thätigkeit der Haut verändert, das Nervengewebe derselben krankhaft gestimmt wird, und katarrhalische Zufälle, besonders Halsentzündungen, häufiger vorkommen, auch die Scharlachfieber weit häufiger. — In Ansehung der Vorhersagung des Ausgangs dieser Krankheit sind die Zufälle und Zeichen noch immer trüglich. Viele Kranke kommen sehr leicht durch, bei andern ist die Krankheit äußerst heftig; manche genesen trotz der schlimmen Zufälle, bei andern hat die Krankheit anfangs einen gelinden Anschein, und plötzlich treten die gefährlichsten Zufälle ein, welche oft schnell den Tod herbeiführen, ehe noch Zeit übrig bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. So viel bis jetzt Erfahrungen gelehrt haben, rührt die größte und dringendste Gefahr meistens von einem schnell eintretenden Blutandrang nach dem Gehirn, Entzündung, auch wohl Lähmung desselben, oft auch von einem unvermuthet schnell überhand nehmenden Zustande von Schwäche der Lebenskräfte her, welche bis zur Lähmung der Blutgefäße und bis zur Fäulniß ähnlicher Verderbniß der Säfte herabsinken können. Andere innere Organe, z. B. Drüsen, die Leber u. a. m., werden zwar auch zuweilen von einem entzündlichen Zustande ergriffen, allein in diesen Fällen hat die Krankheit keinen so raschen Verlauf. — Dieser oft so trügliche Anschein von Gelindigkeit mit nachfolgenden gefahrdrohenden Zufällen, überhaupt die häufigen Fälle, in welchen der Tod erfolgte, haben besonders die Gemüther der Familienväter und Mütter in große Besorgniß versetzt, und das Scharlachfieber in den Ruf gebracht, als wenn es jetzt eine Bösartigkeit

mit sich führe, die es sonst nicht gehabt habe. Dies ist jedoch nicht der Fall, indem auch die ältern Ärzte, welche Beschreibungen dieser Krankheit lieferten, Beispiele ihrer Bösartigkeit aufstellen, und es erscheint noch jetzt eben so häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es sonst darin auftrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die sich bösartig zeigen, und von der so viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bösartige Beschaffenheit der Krankheiten überhaupt herrschen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erstreckt. Nicht in der Krankheit selbst liegt folglich die Bösartigkeit, sondern in äußern Umständen und Verhältnissen, welche diejenige Richtung der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, besonders begünstigen. Diese liegen besonders in gewissen Veränderungen der Luftbeschaffenheit, z. B. starke und trockne Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, besonders nasse und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünstigen. Eine vorzügliche Ursache schlimmer Zufälle gibt auch oft verkehrte oder nachlässige Behandlung. — Die Heilmethoden sind zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend gewesen, je nachdem eine verschiedene Meinung über das Wesen der Krankheit unter den Ärzten und dem Volke herrschte. Keine derselben ist unbedingt zu tadeln oder anzupreisen, jede kann nach Zeit und Umständen in einzelnen Fällen anwendbar, ja eine Zeitlang nothwendig sein; nur dürfen sie nicht als allgemeine Richtschnur empfohlen werden. — Wir können hier die Gelegenheit nicht vorbeilassen, einige herrschende Vorurtheile zu rügen, deren verderblicher Einfluß manches mit dieser Krankheit befallene Kind kränker macht. Das erste dieser Vorurtheile ist, daß man, in der Voraussetzung, als müsse ein Friesel (wie man den Scharlachausschlag gemeinhin nennt) auf der Haut zum Vorschein kommen, welches die giftige Schärfe aus dem Körper herausschaffe, durch äußere Wärme und durch treibende, hitzige Mittel den Ausbruch dieses Friesels befördern, und durch genaues Warmhalten des Kranken, ja durch ängstliche Vermeidung jeder Abkühlung den Zurücktritt dieses Friesels verhüten müsse. Man glaubt demnach, daß der Körper desto reiner von dem Scharlachgift werden müsse, je mehr Röthe und Ausschlag auf der Haut zum Vorschein kommt, und daß hiervon ein glücklicher Ausgang allein zu erwarten sei. Dieser ganz falschen Meinung widerspricht aber alle geläuterte und vorurtheilsfreie Erfahrung. Wir haben schon oben berührt, daß das Wesen des Scharlachexanthems in einem Entzündungszustande des bildenden Theils der Haut bestehe, wovon alle Zufälle abhängen. Je heftiger folglich dieser entzündliche Zustand ist, desto stärker muß die Röthe der Haut, desto stärker muß das Fieber, desto heftiger müssen die daher rührenden Zufälle sein. Was diese Entzündung der Haut vermehrt, muß folglich auch alle die davon abhängigen Zufälle vermehren, und sogar ihre Verbreitung auf innere Theile befördern, dagegen dasjenige, was diese Entzündung in Schranken hält, so daß sie ihre natürlichen Grenzen nicht zu überschreiten vermag, was die zu hoch gestiegene Entzündung herabsetzt, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft sehen wir, daß Kinder, welche von dieser Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachausschlag bekommen, und doch ihre Krankheit so leicht ist, daß sie kaum nöthig haben, sich in das Bett zu legen; daß dagegen andere, die mit brennender Röthe übergossen sind, gefährlich krank darniederliegen. Auch

wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, sondern in den meisten Fällen wächst es in dieser Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht selten den Kindern gegeben werden, um das sogenannte Friesel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verstärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen kranken Kinder sein, die mit entzündeter scharlachrother heißer Haut, bei erhitzter Stubenluft in warmen, von Dunst qualmenden Federbetten stecken müssen! Da ist denn wohl natürliche Folge, wenn solche Kranke immer höher steigende Fieberanfälle bekommen, wenn Delirien und sogar Raserei eintreten, und endlich auch wohl von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir in der neuern Zeit Beispiele genug gesehen haben. Dagegen mußte uns auffallend sein, wie häufig Kinder armer Leute, bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wohl mit dem Scharlachausschlag auf der Haut im Freien herumgelaufen sind, nicht allein ohne Nachtheil, sondern mit offenbarer Erleichterung der Krankheit, und mit Beschleunigung des glücklichen Verlaufs derselben. — Erfahrung und die Theorie von dem Wesen des Scharlachfiebers lehren uns demnach, daß die Kranken in der Periode der Entzündung, also in den ersten fünf bis sechs Tagen der Krankheit, ganz kühl gehalten werden müssen. Der Aufenthalt des Kranken sei in einer zwar trockenen, aber kühlen und luftigen Stube, auf einem mit Pferdehaaren versehenen Lager, die Bedeckung ganz leicht. Man gebe ihm säuerliches Getränk, z. B. Abkochung von säuerlichen Früchten, frisches Wasser mit Citronensäure oder Weinessig und Zucker. Alle erhitzenden Getränke und schweren Speisen, der zu häufige Genuß warmer Getränke, Hollunderblüthenthee und dergl. lasse man ihn vermeiden. Stellt sich aber das Fieber mit größerer Heftigkeit ein, so muß man auch kräftigere Mittel dagegen anwenden, worunter lauwarme Bäder, und bei sehr heißer, trockner und rother Haut öfteres Waschen und Übergießen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser, die vorzüglichsten und hülfreichsten sind. Man lasse sich durch kein Vorurtheil und durch keine ungegründete Furcht vor Erkältung oder Unterdrückung des Scharlachausschlags davon abhalten. Das Fieber vermindert sich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemildert. Nach zwei bis drei Stunden, je nachdem die Fieberhitze heftig ist, eher oder später, nimmt die Unruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von neuem zu, man wiederholt deshalb das Waschen des Körpers mit kaltem Wasser, worauf die ruhigen Zwischenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßigt, die Hautentzündung gedämpft, und die Krisis mit gänzlichem Nachlaß eingetreten ist, was bei diesem Verfahren eher geschieht, als bei dem entgegengesetzten. — Übrigens versteht es sich, daß sogleich bei Entstehung dieser Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte muß übertragen werden, da so viele unvorhergesehene, gefahrdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beistand eines Arztes unumgänglich nothwendig ist. — Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andere davon abhängige Zufälle nachgelassen haben, und die Abschuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken sich ändern, und etwas wärmer werden. Waschen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in einem leichten Bette, oder doch gehörig bekleidet in der Stube. Es

ist höchst nothwendig, daß in der Zeit der Wiedergenesung die Ausdünstung ungestört von statten gehen, und also alle Erkältung, besonders die Berührung der Luft, vermieden werde. Auch hierin wird nicht selten sehr gefehlt. Man übersieht oft die Wichtigkeit dieser Periode, und erlaubt den Kranken oder Genesenden Nachlässigkeiten, die sie theuer, nur zu oft mit dem Leben büßen müssen. Das Scharlachfieber hat das Eigene, daß es gern eine Geneigtheit des Organismus zu krankhafter Ansammlung wässeriger Feuchtigkeit unter der Haut nicht allein, sondern auch in den innern Höhlen des Körpers, zu Haut-, Bauch-, und Kopfwassersucht hinterläßt. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht die Heftigkeit der Krankheit allein die Ursache davon ist, denn man findet sie auch bei solchen Kindern, bei denen der Hautausschlag sehr gering war, beinahe eben so oft, als bei solchen, bei denen er sehr stark war, obgleich die letztern noch größere Neigung dazu behalten; allein gewiß ist es, daß durch Erkältung, oder auch nur wenn die Genesenden der freien Luft ausgesetzt werden, diese Anhäufung von wässeriger Flüssigkeit am öftersten und schnellsten entsteht. Jede vom Scharlachfieber genesende Person sollte noch vier Wochen nach der Krisis die Stube hüten und warm gekleidet sein; eine Vorsicht, die jedoch selten ganz beobachtet wird. — Ein anderes Vorurtheil in Rücksicht der Behandlung dieser Krankheit ist dieses, es sei bei derselben nichts zu brauchen, man müsse die Natur walten lassen. Dies ist nur halb wahr. Die Krankheit selbst kann wohl nicht mehr unterdrückt werden, wenn einmal der ansteckende Stoff im Körper ist, und die Erregung des krankhaften Bildungsprozesses beginnt. Allein die Verordnung des jeder Periode angemessenen Verhaltens des Kranken, die Bestimmung der zu beobachtenden Diät, die Milderung des Fiebers, die zeitige Abwendung drohender Gefahren, die Entfernung nachtheiliger Einflüsse auf den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung verderblicher Verwickelungen mit dem Scharlachfieber, und vieles andere, sind Gegenstände von dem größten Gewicht für die Achtsamkeit und Thätigkeit eines Arztes; Dinge, an welche freilich der große Haufe nicht denkt, welcher gewohnt ist, nur dann erst die Gegenwart des Arztes für wünschenswerth zu halten und zu verlangen, wenn der Kranke schon mit augenfällig gefährlichen Zufällen zu kämpfen hat, die den innern Kampf um Leben und Tod durch ängstliche und grausenerregende Bewegungen andeuten, und dem Arzte nur noch übrig lassen, den Ausschlag zum letztern vorauszusehen, und den traurigen Ruhm zu erwerben, ihn sogleich angesagt zu haben. H.

Scharnhorst (Gebh. Dav. von), geb. 1756 zu Hämelsee im Hannöverschen, von bürgerlichen Ältern, die daselbst und nachher zu Bothmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, durch eine merkwürdige Ungerechtigkeit in einen weitläuftigen Prozeß verwickelt, konnte seinen Sohn nur in die Dorfschule schicken, und bestimmte ihn ebenfalls zum Landwirth. Dieser erreichte unter den geringscheinenden Beschäftigungen einer beschränkten Landwirthschaft das 15te Jahr. Durch einige Schriften über den siebenjährigen und den österreichischen Erbfolgekrieg, die er beim Pastor fand, noch mehr durch die Erzählungen eines invaliden Unterofficiers, war in ihm der Wunsch geweckt worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einst als Unterofficier Vorposten zu befehligen, begeisterte ihn schwärmerisch. Endlich gewann der Vater seinen Prozeß und damit das adelige Gut Bordenau. Unfern davon hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm zu

Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsschule verbunden. Niemand wurde ohne des Grafen eigene Prüfung aufgenommen. Neuere Sprachen, Geschichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Kriegswissenschaften waren die Gegenstände des Unterrichts. Der Graf kannte den gesunden, kräftigen Geist des Jünglings und verweigerte ihm den gewünschten Eintritt nicht; wiewohl dieser von Kenntnissen noch entblößt war. Scharnhorst bildete sich schnell. Göthes Werke, der Wandsbecker Bothe und Youngs Nachtgedanken wurden seine Lieblingsbücher, und schärften seinen Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach fünf Jahren war er Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 starb. Der hannöverische General Estorf verschaffte ihm Dienste als Fähndrich bei seinem eignen Regiment. Er mußte zugleich die Unterofficiere und selbst die ältern Officiere des Regiments unterrichten. Damals ward er auch bekannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, und durch sehr brauchbare statistische Tabellen. 1780 ward er Artillerielieutenant zu Hannover, zweiter und bald nachher erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Nach 12 Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein schriftstellerischer Ruhm war schon durch sein Handbuch der Kriegswissenschaften, dann durch das Taschenbuch für Officiere und das militärische Journal gegründet. Im Revolutionskriege gründete er seinen Ruhm als Krieger. Als der hannöverische General Hammerstein 1794 für die schöne Vertheidigung von Menin und dann das kühne Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind den Dank seines Fürsten und hohen Ruhm erwarb, erkannte dieser das ganze Verdienst in Plan und Ausführung Scharnhorst zu, der von dem Könige von Großbritannien einen Ehrensäbel empfing, zum Major im Generalstabe und bald darauf zum Obristlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig stellte ihn der König von Preußen als Obristlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalstab als dritter Quartiermeister-Lieutenant versetzt, hielt er zu Berlin Vorlesungen für Officiere. 1804 ward er Obrist, 1807 General-Major und 1813 General-Lieutenant. Bei Auerstädt zweimal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef des Generalstabs desselben. Ausgewechselt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eylauer Schlacht nahm. Der König, dessen Achtung und Vertrauen er verdienter Weise besaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung des Heers. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das gesammte Kriegswesen, ward Chef des Ingenieurcorps und empfing die preußischen und russischen Orden. Mit besonnenem Eifer griff Scharnhorst auf das thätigste ein, als für Preußen die Stunde erschien, das Franzosenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach seinem Plane geschah. Als Chef des Generalstabs erschien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blüchers in Sachsen, ward in der lützner Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet, und starb an den Folgen dieser Wunde, da er sich nicht die erforderliche Ruhe gönnte, sondern in Aufträgen seines Königs nach Prag und Wien eilte, einige Wochen nachher zu Prag. Das dankbare Vaterland, für das er lebte und starb, wird sein Andenken stets in Ehren halten. Das preußische Heer errichtet

ihm jetzt ein Denkmal zu Prag, wovon die Kosten durch Unterzeichnung zusammengebracht sind.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. So wie das sanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande unserm Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Schatten hebt das Licht erst heraus, er ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernst des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Persiens Rosengefilden, bei Indiens Ambrastauden, wo die senkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen Schatten verscheuchen, da versteht es auch die dort in ewiger Kindheit weilende Kunst nicht, Schatten in eine Darstellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientalischen Gemäldes. Eben so sind die Gebilde der heißern Zone in der neuen Welt; schattenlos und bunt malen die Mexikaner und Peruaner. Im reinsten Licht erscheinen uns die Gebilde griechischer Kunst, doch da dieselbe sich mehr zur Plastik neigt, so steht sie in stiller Klarheit und läßt die wechselnden Schatten über sich hinschweben wie den Hauch der Jahrhunderte. Griechische Malerei war blüthenhell und jugendfrisch. — Unsere gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels. Je mehr nach Süden, desto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur selbst dazwischen gemischte tiefe Dunkel des Haares und der Augen ersetzt den Schatten und ahmt seine Wirkung nach. — In den Gemälden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen; nothwendiger Weise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese Schatten der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, nachdem sie dem Hauptlicht näher stehen. Je breiter die Massen der Schatten sich verbinden und je mehr alle verstreuten zufälligen Lichter vermieden sind, um so einfach größer ist die Wirkung des Ganzen; es hat Haltung und Ruhe. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden, und dazu dienen, ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten sind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteltinte zwischen dem Licht und dem Hauptschatten so, theils bezeichnet man auch zuweilen die Wiederscheine mit dieser Benennung. Auf der Schattenseite eines gerundeten Gegenstandes nämlich wird sich nie der Hauptschatten bis an den Umriß erstrecken, weil ein gebrochener Lichtstrahl, der von hinten um den Gegenstand herumschimmert, sowohl als der Wiederschein des zunächst befindlichen Gegenstandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen; diese Wiederscheine oder Reflexe sind die zweite Art der Halbschatten. — Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowohl durch völlige Abwesenheit des Lichts (dies wäre Finsterniß und könnte nicht mehr Gegenstand der Kunst sein), als durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer also, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, schwarze Farbe hinmalen zu müssen, wird nimmermehr seinen Zweck erreichen, sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebro-

chene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigene Farbe und der Wiederschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der italienischen Schule bleibt Correggio der größte Künstler in dieser herrlichen Benutzung des Schattens und Lichts, er dichtet mit beiden und weiß sie wunderbar zu beseelen; wir werden aber nie einen schwarzen Schatten auf seinen Gemälden finden; alles ist klar, alles durchsichtig. Nicht in dem grellen Gegensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendste Wirkung. — Die Meister der lombardischen und venetianischen Schule sind am bewunderswerthesten hierin; man kann von ihnen sagen, daß sie wußten, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben. Gherardo della Notte, der von solchen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier besonders bemerkt zu werden. Die römische und florentinische Schule beschäftigt sich mehr mit der Form und ist näher mit der alles gestaltenden Plastik verwandt, da jene sich mehr zur zauberwirkenden Musik hinneigen. Schon die gewöhnlichen Benennungen deuten dies an, man sagt: Farbenton, Farbenaccord, Harmonie eines Gemäldes. In der Musik selbst wird die hinreißende Wirkung durch Schatten und Licht (Forte und Piano) hervorgebracht, sobald wir uns über den engbeschränkten Begriff erheben, als ob nur das Sichtbare so zu nennen sei. — Noch müssen wir der niederländischen Schule gedenken, deren Meister jenen Zauber trefflich anzuwenden verstanden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen dieser Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteste jener Schattenkünstler. Er wußte auf seinen Gemälden alles mit warmen, bräunlichgrünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, so daß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung weiß er oft den gemeinsten Gegenständen und Formen eine höhere Bedeutung und wahre Poesie zu geben. Viele der Meister im Fach der kleinen zart ausgeführten Cabinetsstücke sind hierin auch bewundernswerth, besonders van der Werff, Gerard Dow, Schalken und Mieris. — Die deutsche Schule bleibt hierin weit hinter den Italienern und Niederländern zurück, meist sind ihre Schatten trocken, grau und undurchsichtig; es ist als hätte die treue Ehrlichkeit der altdeutschen Meister sich diese täuschenden Zauberkünste nicht erlaubt. Schon der Goldgrund, den sie so sehr liebten und so oft anwendeten, zeigt das Streben dieser schlichten tiefen Gemüther nach Licht. Das Heilige erschien ihnen so hellleuchtend, und Sinn und Leben war bei ihnen so klar und eintönig, daß ihre Pantasie gar nicht auf die magischen Schattenwirkungen hingeleitet wurde; ihnen wären dies Schwarzkünsteleien gewesen. Sie grenzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechischen und byzantinischen Künstler. Das Stillbeschauende des Orients lebte noch in ihnen, so wie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die sie so ungern trübten und verdämmerten. — Die düstern schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler (besonders Morillos und Spagnoletto) malten oft mehr finster als dunkel. — Die ältere französische Schule zeichnet sich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch fast alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes, besonders scheinen sie den tiefen Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; sie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine praktische Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifen-

der würde der sinnige Poussin und der fromme Le Sueur wirken, wenn ihr Pinsel tiefere und wärmere Schattenlinien hervorzulocken vermöchte! Die neue französische Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer David wendete schon bei seinen beiden berühmtesten Gemälden, dem Schwur der Horazier und Brutus, Schatten und Licht höchst sinnig an. Gerard und Richard wissen den Schatten und das Helldunkel meisterlich zu behandeln. — Die neuere deutsche Schule hat auch in diesem Fache treffliche Meister. So wie wir aber unter den Meistern aller Völker und Zeiten hierin Correggio zuerst erwähnten, so müssen wir auch zuletzt auf seine heilige Nacht in der dresdener Gemäldegallerie, als auf das Höchste in Vertheilung und Anwendung der Schatten, verweisen. Es ist eine wahrhaft geweihte Nacht: Selige Klarheit entströmt dem tiefsten Dunkel und wird zum Licht der Welt. — Bei Zeichnungen und Kupferstichen gilt dasselbe von dem Schatten, was bei den Gemälden gesagt ist. W-l.

Schattirung, in der Malerei, ist die Veränderung einer Farbe, die durch die verschiedene Beleuchtung in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald es einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Wiederschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Daher muß der erfindende Künstler, besonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, sich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts gesammelt haben, die ihn in den Stand setzen, die Natur zu copiren. Viele wollen für Schattirung Nüance, Mittelfarben, sagen; und rechnen sie darunter alle Tinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes von dem höchsten Lichte allmählig abnimmt, es sei, daß sie sich in ganzen oder halben Schatten verliert, oder nur in eine andere weniger helle Farbe übergeht, so mögen sie Recht haben. Es gibt Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt, und die sich dennoch vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sogenannten Mittelfarben oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten.

Schatulle, auch Chatoulle. Mit diesem seltsamen, französisch klingenden, den Franzosen aber, die dafür cassette sagen, durchaus fremden Worte bezeichnen wir diejenige Casse des Landesherrn, welche aus seinen Privatgeldern, d. h. denjenigen Einkünften besteht, welche er nicht als Landesherr, sondern als Privatmann zu erheben hat. Schatullengüter sind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann, sowohl rücksichtlich des Eigenthums, als der Benutzung, zugehören. Sie sind, den Rechten nach, andern Privatgütern derselben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieselben Lasten zu tragen, wofern sie nicht von dem Landesherrn besonders privilegirt sind.

Schauer ist eigentlich ein Hautkrampf, der bald durch schnelle Veränderung der äußern Temperatur, bald durch innere Ursachen veranlaßt wird. Die Haut wird blaß, kalt, gespannt, zieht sich mehr zusammen und ein unangenehmes ziehendes Gefühl in der Haut ist damit verbunden. Der Schauer ist bald nur auf einzelne Theile beschränkt, bald ist er allgemein, an ihn reihen sich die höhern Grade von Frost an, welche die Anfälle des kalten Fiebers vorzüglich auszeichnen. Er endigt sich meistens so, daß die reagirende Naturthätigkeit den entgegengesetzten Zustand der Wärme oder Hitze herbeiführt.

Schauspiel heißt in der Umgangssprache diejenige Unterhaltung, welche Darstellungen auf dem Theater gewähren. Die Kunstlehre versteht darunter in der weiteren Bedeutung das zur Darstellung bestimmte dramatische Gedicht, es sei von welchem Inhalt und welcher Form man will; in der engern aber diejenige Zwittergattung von Drama, welche zwischen die Komödie und die Tragödie fällt, indem sie, ohne den Eindruck des tragisch Erhabenen zu ihrem Endzweck zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernsten Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt, und zuletzt unser Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut (Rettungskomödie). Es unterscheidet sich von der Komödie durch den Ernst der Handlung, der jedoch durch komische Einzelheiten unterbrochen sein kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgang hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung selbst, oder durch die heilbringende **Peripetie** (s. d. bes. Art.) hervorbringt. Man denke, um diesen Unterschied sich deutlich zu machen, auf der einen Seite an die Ifflandischen und Kotzebueschen Rührspiele, z. B. die Hagestolzen, die Sonnenjungfrau, und auf der andern an Voltaires Merope, und an Calderons das Leben ein Traum. Das letztgenannte ist mit größerem Rechte noch als Merope Tragödie zu nennen, wenn schon der Dichter es nur Drama genannt hat; denn wie die Fabel überhaupt, so ist auch die Handlung erhaben, welche die Begebenheit glücklich endigt: ein Sieg der Vernunft über wilde Leidenschaften und rohe Triebe. Die Handlung, welche in der Merope den glücklichen Ausgang hervorbringt (der ungleiche Kampf Ägists gegen Polyphont) ist mehr heldenkühn, als sittlich erhaben zu nennen. In der Sonnenjungfrau fehlt auch das. Der König vernichtet ein grausames Gesetz, welches die Liebenden trennt. In dem genannten Stück Ifflands besiegt der schwache Held ein eigenes Vorurtheil, und ist also hier von Erhabenheit im Sinne der Kunstlehre ebenfalls nicht die Rede. Dieser Begriff des Schauspiels erfüllt jedoch den Spielraum nicht, welchen die freie Kunst zwischen Komödie und Tragödie findet. So z. B. ist Göthes Tasso, bei aller Anlage zum Trauerspiel, weder das, noch auch im oben festgestellten Sinne ein Schauspiel, weil der Ausgang der Fabel, welche in einem Streit zärtlicher Neigung mit Standesschranken besteht, weder glücklich noch unglücklich, sondern — ungewiß ist. Womit das zu rechtfertigen sei, oder, wenn es ein Fehler ist, wodurch wir dafür schadlos gehalten werden, gehört nicht hieher. — In der Sprache der Theaterpraxis wird das Schauspiel in der weiteren Bedeutung gewöhnlich in das recitirende Schauspiel (auch Schauspiel schlechthin genannt), in die Oper und das Ballet eingetheilt. Man versteht dann unter jenem eine theatralische Darstellung, welche ihren Gegenstand hauptsächlich durch Rede und Handlung dem Ohr und dem Auge versinnlicht, welches in der Oper durch Gesang, und im Ballet durch Tanz (beide mit Geberdenspiel vereinigt) geschieht. Die verschiedenen Gattungen des recitirenden Schauspiels sind: Tragödie, Komödie, Schauspiel (Rührspiel, comédie larmoyante), Ritterstück, dramatisches Idyll, Schäferspiel (sonst Schäferei, Waldkomödie), Zauberspiel (wohin z. B. Shakspeares Sturm zu rechnen), Festspiel (meist ein allegorisches Drama), Vorspiel, Nachspiel u. s. w. — Von einigen dieser Arten, welche nicht schon ihre eigenen Artikel haben, oder durch ihren Namen schon erklärt sind, wollen wir noch insbesondere sprechen, nachdem wir vorher einiges Allgemeine über

das dramatische Gedicht, worauf in den Artikeln Drama und Handlung verwiesen worden ist, vorausgeschickt haben werden, was mehr oder weniger auf jene gemeinschaftlich zu beziehen ist. — Allen gemeinsam ist die Aufgabe, ein Bild des menschlichen Lebens aufzustellen, und zwar durch Handlung. Handlung nun ist die Reihe von Veränderungen, welche durch die absichtliche Thätigkeit wirkender Wesen herbeigeführt wird. Die dramatische Handlung wird als gegenwärtig entstehend, fortschreitend und sich entwickelnd gedacht; wo hingegen die Handlung des epischen Gedichts als vergangen vorausgesetzt wird. Die Fabel (s. d. Art.) gibt den Stoff zur Handlung. Die erste Eigenschaft der dramatischen Handlung ist, daß das, was geschieht, aus den vorhergehenden Ursachen und unter den gesetzten Bedingungen, wenn auch nicht im Kreise der gemeinen Wirklichkeit, hätte erfolgen müssen. Hierin besteht die wahre Natürlichkeit der Handlung, ohne welche kein Interesse möglich ist. Es muß die Hand- aus dem Charakter und den Verhältnissen der Personen entspringen. Zweitens muß die Handlung interessant sein, durch Beziehung auf irgend eine der Menschheit würdige Idee, und der Geist des Zuschauers muß dadurch unaufhörlich in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor allem aber ist Einheit der Handlung dem dramatischen Gedicht nothwendig. Nur eine Haupthandlung, in welcher die zu versinnlichende Idee sich klar aussprechen soll, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Interesse getheilt und gestört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollständig sein. Man muß den Anfang, die Triebfedern und den Fortgang der Handlung wahrnehmen, und über nichts Wesentliches in Ungewißheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, welche man ehedem strenger forderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beständigen Anwesenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger streng; und die neuere Einrichtung unserer Bühnen verstattet dem Dichter mehrere Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege stehen würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden. Öftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich vermeiden; wenigstens müssen sie nicht so plötzlich und unwahrscheinlich geschehen, daß sie die Täuschung der Zuschauer stören, und ihr Interesse vermindern könnten. — Um dem dramatischen Ganzen Zusammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatischen Gedichts ein wohl überdachter, in allen seinen Einzelheiten geordnete Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widersprechende, Gekünstelte und Unwahrscheinliche, und Reden, welche weder in der Handlung, noch in dem Charakter der Personen ihren Grund haben, vermeiden; nichts thut der Wirkung eines dramatischen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüssige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendsten Denksprüche können den Zuschauer für eine auf solche Weise hingehaltene Erwartung nicht entschädigen. — Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Verwickelung oder Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll. Doch ist die Verwickelung nicht in allen Schauspielen gleich; in Trauer-

spielen ist sie besser ganz einfach, denn hier würde ein allzuverschlungener Knoten unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander bestehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Lustspiele schaden, und oft ist es sogar vortheilhaft, den Zusammenhang mancher verwickelten Umstände mehr den handelnden Personen, als den Zuschauern räthselhaft sein zu lassen; vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal stärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Überraschung. — Unter Auflösung wird die Wegräumung und Hebung der Hindernisse, die sich der Haupthandlung in den Weg legten, verstanden. Diese Auflösung darf nie gewaltsam geschehen durch einen bloßen Theatercoup (s. d. Art.); ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Eine Auflösung von fremder Hand, ein Deus ex machina, ist am wenigsten im strengen Drama zulässig. — Die Zahl der Personen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung bestimmt. Mehrere, als dazu erfordert werden, sind überflüssig und fehlerhaft, denn sie zerstreuen die Aufmerksamkeit des Zuschauers und leiten dieselbe von dem Hauptgegenstand ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. — In den Charakteren vorzüglich muß der Dichter, der in dem Schauspiel ein poetisches Bild des Lebens aufstellen soll, der Natur folgen, und die Reden und Handlungen der Personen ihren Gesinnungen genau anpassen; vor allem aber nach jener dramatischen Objectivität streben, die uns nur die angeführten Personen nach ihren Gesinnungen und Verhältnissen, nicht aber blos den Dichter sehen und hören läßt. Obgleich die Charaktere — sowohl im Guten, als im Schlimmen — schärfer gezeichnet sein müssen, als sie in der Wirklichkeit sich äußern, so müssen sie, wenn sie Theilnahme erregen sollen, doch nicht in das phantatisch Bestandlose übergehen. Auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrängter in ihren Äußerungen, dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter. Doch steht es ihm frei, insofern es seinem Zwecke entspricht, ihnen einige von dem Geschichtlichen abweichende Züge beizulegen. — Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt auch besonders die Äußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab. Deshalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt sein. Nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse und gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Indessen kann auch der Contrast der Charaktere selbst sehr vortheilhaft wirken, nur müssen letztere nicht allzuabstechend gegen einander sein. — So wie der dramatische Dichter sorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargestellten Personen achten muß, so ist auch die Beobachtung des Costüms, oder des nach dem Zeitalter und den Nationalsitten der dargestellten Personen üblichen, seine Pflicht; besonders dann, wann der Stoff aus der wahren Geschichte genommen ist. Hier müssen die Sitten, die Denk- und Handlungsweise, die Gewohnheiten und überhaupt alles, was der Zeit oder der Nation eigenthümlich war, und

was in die dramatische Dichtung eingreift, möglichst beobachtet und dargestellt werden. Die Kleidungen der Schauspieler, was man gewöhnlich im engern Sinne Costüme nennt, und die Verzierungen der Bühne müssen dem gleichfalls entsprechen, wenn die Täuschung der Zuschauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden soll. — Die äußere wesentliche Form jedes Schauspiels ist dramatisches Gespräch, d. i. ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung ihres Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch (d. h. Dialog) hat also eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehende Handlung zum Gegenstande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach. Das dramatische Gespräch muß die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen, und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deshalb muß der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter und Temperamente sein. Übrigens muß der Dialog auch natürlich und einfach sein, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenschaft, und zu dem äußern und innern Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche, worin nur eine Person für sich oder zu andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig sind, oder an dem Selbstgespräche keinen unmittelbaren Antheil haben, darf der Dichter nur da einmischen, wo die eingeführte redende Person in einem so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in ein so vertieftes Nachdenken über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Um so größer ist der Werth der Selbstgespräche, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz, abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark und forteilend sein. Durch die Mimik, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und eindrücklicher. Sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, der auf der Bühne Wirkung zu machen wünscht. Übrigens wird Gespräch und Handlung jedes Schauspiels in Aufzüge oder Acte, und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Lustspiele sind der Aufzüge gewöhnlich fünf, drei oder einer; selten zwei oder vier; das Trauerspiel hat gewöhnlich fünf, die ernsthafte Oper zwei oder drei; und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, denn hier entscheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; eben so unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen eines Aufzuges, denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufschubs oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet sein muß. — Jeder Aufzug oder Act hingegen hat, wenn das Schauspiel deren mehrere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug

macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt. Dies geschieht am besten durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, nicht durch Beschreibung und Erzählung, und wird die Exposition oder Einleitung zur Handlung genannt. Auch muß schon hier die Verwicklung der Handlung beginnen. Personen, von denen nicht bereits in dem ersten Aufzuge Rede, oder die dort nicht vielleicht schon selbst thätig waren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letztern nimmt die Verwicklung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Diese Auflösung muß vollständig sein, und hat sie einmal statt gehabt, so darf keine neue Verwicklung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Übrigens sind die Auftritte oder Scenen nicht als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deshalb müssen sie auf das engste mit einander verbunden werden, in dem vorhergehenden Auftritt muß immer der Grund des nachfolgenden sein. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen überhaupt keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrscheinlich werden. — Übrigens bemerken wir hier noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht blos den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung und Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterm Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspieles vorfällt. — Das Trauerspiel oder die Tragödie ist die dramatische Bearbeitung einer erhabenen Handlung, welche in dem Ringen einer oder mehrerer theilnehmenden Personen mit dem, durch Leidenschaften oder Verkettung der Umstände herbeigeführten Schicksal ihren Grund hat; denn nur darin kann der Mensch seine Kraft und Sittlichkeit bewahren. Das Gemüth des Zuschauers fühlt sich erhoben durch die Kraft, welche der Mensch in dem Streite mit dem Schicksale oder der Leidenschaft beweist, und ermuthigt, in gleichem Falle mit gleicher Kraft gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang ist kein wesentliches Erforderniß des Trauerspiels; aber ein ernster Ausgang ist durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuschauer erregten Gefühle der Besorgniß, des Mitleidens, und besonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie ist, wiederum zerstört werden. — Hieraus ergibt sich, daß die Wahl des Gegenstandes von der größten Wichtigkeit ist. Der Trauerspieldichter kann seinen Stoff aus der Geschichte nehmen, oder ihn selbst erfinden. Im erstern Falle steht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als sie in der Geschichte erscheinen; nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umstände vorsichtig sein, damit die innere Wahrheit nicht verletzt werde. Übrigens ist ein historischer Stoff wegen des höhern Interesse und der größern Wahrscheinlichkeit der vortheilhafteste. Das Trauerspiel ist in Hinsicht auf den Gegen-

stand am nächsten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfordern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt sie als vergangen, das Trauerspiel stellt sie als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umständen zusammengesetzten Gegenstand, und schildert den Helden in vielfachen Verhältnissen und Lagen; das Trauerspiel ist mehr auf eine Handlung und den dadurch zu bewirkenden Glückswechsel beschränkt. Die Wichtigkeit der Handlung, die zunächst in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird, beruht, und die Theilnahme der Zuschauer kann sehr gespannt und erhöht werden, wenn der Dichter eine solche Begebenheit wählt, die an sich oder in ihren Folgen einen besonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. — Die Handlung des Trauerspiels vornehmlich muß ein abgeschlossenes Ganze ausmachen, dessen Theile mit einander in genauer Verbindung und in solchem Verhältnisse stehen, daß keiner derselben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Bei dem Mangel eines einleitenden Anfangs der Handlung würde der Zuschauer sich die Thätigkeit der theilnehmenden Personen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden. Daher ist es nöthig, ihn schon frühe mit der Veranlassung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, so wie mit den Mitteln und Hindernissen derselben bekannt zu machen. Dieses geschieht, wie oben gesagt, durch die Exposition; und sie findet gleich im Anfange durch Unterredung der theilnehmenden Personen statt. Wesentliche Theile des Trauerspiels sind ferner die Peripetie und die Katastrophe, welche zum Ende führt. Erstere ist die Glücksveränderung, oder der Übergang aus einem glücklichen in einen unglücklichen Zustand, oder umgekehrt. Sie muß, wie der Ausgang, durch natürliche und vorbereitete, nie durch blos wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Katastrophe aber nennt man im Trauerspiele denjenigen Zeitpunct, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt. — Auch in Hinsicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerspiele dasselbe erfordert, was wir deshalb im Allgemeinen oben schon angeführt haben. Um diese Einheit nicht zu verfehlen, muß der Trauerspieldichter den Zusammenhang der Handlung gehörig überdenken. Hier muß er sein vornehmstes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptpersonen richten, und episodische Vorfälle und Nebenpersonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Interesse des Zuschauers zu theilen oder zu schwächen. — Was die Personen anlangt, so sind weder vollkommen tugendhafte, noch durchaus lasterhafte Personen für das Trauerspiel geeignet; den erstern fehlt es an Wahrscheinlichkeit, sie erregen blos kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bösartigen hingegen können uns nur mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragischen Personen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältnisse stehen. Die handelnden Personen müssen Menschen der ersten Gattung sein, d. h. sie müssen eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen. Die Größe ihrer Sitten, sowohl im Guten als im Bösen, äußert sich in starken und muthvollen Entschließungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiste, und in kräftigen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften. Denn nicht blos die Heftigkeit der Leidenschaften macht ihre

Größe aus, sondern die Kraft des Geistes, von der sie begleitet sind, und das Ziel, wohin sie streben. Eben so wenig trägt der Rang, den der Dichter seinen tragischen Personen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; obgleich eben nach dieser Verschiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreises der Unterschied zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiel bis jetzt statt gefunden hat. Doch hat der Dichter sich bei der Größe der Sitten wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfalle. — Die dichterische Wahrheit der Sitten ist die oben verlangte Übereinstimmung der Reden und Handlungen der Personen mit ihren Verhältnissen und ihrem Charakter. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contrast und Mannichfaltigkeit, und jene Grundzüge moralischer Güte geben, die der Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Besorgniß fähig sind. — Der Ausdruck und die Sprache des Trauerspiels müssen dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszustande der tragischen Personen gemäß sein. Für das heroische Trauerspiel ist die metrische Form am vortheilhaftesten; doch findet diese auch bei dem bürgerlichen statt, obgleich man hier häufiger die prosaische Einkleidung wählt. Bei uns Deutschen sind die fünffüßigen Jamben von verschiedener Länge die gewöhnlichste Versart. Doch haben sich Neuere, nach dem Vorgange der Spanier, auch der gereimten Trochäen mit Wirkung bedient. — Ursprünglich waren die Tragödien gemischte lyrische und erzählende Gesänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feste der Weinlese, wie noch der Name andeutet. Die Spuren dieses festlichen Ursprungs der griechischen Tragödie verloren sich nie aus derselben; und die Begleitung von Tanz und Musik blieb, so lange noch ein griechisches Trauerspiel aufgeführt wurde (s. d. Art. Griechische Literatur). Die Erfindung der Tragödie bei den Griechen schreibt man gewöhnlich dem Thespis zu (s. d. Art.). Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Äschylos. Thespis hatte nur einen Schauspieler auftreten lassen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit hersagte, den Chor ablösen mußte, um der Vorstellung mehr Reiz zu geben. Äschylos verwandelte die Darstellung in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wohl einen dritten und vierten Schauspieler gebrauchte, den Dialog erfand, und, durch die Freigebigkeit des Staats unterstützt, der Aufführung mehr Würde verschaffte. Nun ward einer seiner Schauspieler der Held des Stücks, und erregte vorzüglich die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Zuschauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Gesänge desselben wurden abgekürzt, obgleich sie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchsten lyrischen Schwunge abgefaßt waren, der selbst sich bisweilen im Dialog findet. Äschylos sah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erschütterte und flößte mehr Entsetzen als Rührung ein. In seinen Trauerspielen sind noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrscht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung ist überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beschäftigt sich nicht mehr mit Absingen von Gesängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug haben, sondern er gehört zum Ganzen, ist der Vertraute der handelnden Personen, der Rathgeber der Könige, der Tröster der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Äschylos führte statt der Weinhefen, womit die Schauspieler des Thespis ihr Gesicht beschmierten, die Larven ein, und ahmte durch lange schleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das stolze majestetische Ansehen, welches man

den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen schlechten Bretergerüstes erhielt er eine mit Maschinen und Decorationen versehene Bühne, und seine Schauspieler übte er fast immer selbst in der Declamation (s. Äschylus). Ihm folgte Sophokles (s. d. Art.), ein vorzüglicher Meister der tragischen Kunst, welcher Größe und Schönheit zu vereinigen, und die Leidenschaften der Theilnahme, des Mitleidens und des Bedauerns auf das innigste zu erregen wußte. Euripides (s. d. Art.), weniger erhaben und groß, als Äschyles und Sophokles, verstand vorzüglich die Kunst zu rühren, allein in der Anordnung seiner Stücke war er weniger glücklich, verletzte oft die Wahrscheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht selten die Auflösung des Knotens. Durch diese drei großen Männer wurde das griechische Trauerspiel ausgebildet. Ihnen folgten sehr viele andere griechische Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben ist. Unter den deutschen Trauerspieldichtern sind die berühmtesten: J. E. Schlegel, Weiße, von Cronegk, von Brawe, Lessing, von Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, von Göthe, von Schiller, A. W. Schlegel, von Collin, Öhlenschläger, Werner, Grillparzer, Klingemann u. s. w. Übrigens ist die neuere Tragödie in einzelnen Artikeln abgehandelt worden. — Das Lustspiel oder die Komödie ist die dramatische Darstellung einer komischen Handlung, deren Vorfälle sowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargestellten Personen zur Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer dienen sollen. Der Gegenstand dieser Schauspielgattung ist also das Privatleben der Menschen, sowohl der Höchsten wie der Niedrigsten, mit allen ihren dort sich äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht blos das Lächerliche, Einseitige und Hassenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menschlichen Lebensweisen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derselben Charaktere und Vorfälle verschiedener Art und Wirkung dargestellt. Denn man würde den Begriff des Komischen zu sehr beschränken, wenn man blos das Lächerliche darunter verstehen wollte (s. d. Art. Komisch). Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Das Erstere ist das Gewöhnlichste, aber das Lustspiel wird treffender, anziehender und lehrreicher durch die Beziehung auf solche Begebenheiten und Personen, die der Zuschauer als gleichzeitig, und als Vorfälle und Personen aus der gegenwärtigen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scene seines Stücks einheimisch sind. Durch zu großes Anschließen an den gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsteht jedoch das zwar feine, aber auch unpoetischere Conversations-Lustspiel, in welchem alles auf Gewandtheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht. — Das Komische des Lustspiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen, oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komischen, welche nämlich durch den Contrast des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, ist gewiß die wirksamste. Man theilt übrigens das Komische in das hohe und niedere ein; eine Eintheilung, die nicht nach dem Stande der vorgestellten Personen, sondern nach der Beschaffenheit des Stoffs und seiner Behandlungsart zu bestimmen ist. Doch fallen die Grenzen oft zusammen.

Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es eine Posse oder eine Farce (s. d. Art.). Ein Charakterstück nennt man hingegen ein solches Schauspiel, wo der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwandte. Schauspiele dieser Art haben überaus viel Anziehendes, wenn sie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet sind; nur erfordern sie eine geschickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperson entspringen, oder wenigstens mit demselben in beständiger Beziehung sein müssen, ohne daß doch diesem die übrigen Personen ganz aufgeopfert werden. Ein Lustspiel darf kein einzelnes Portrait, es soll ein volles, reichhaltiges Gemälde des Lebens sein, und in einzelnen Charakteren nicht blos ein Individuum, sondern die ganze Gattung darstellen. — Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen sein Geschäft sein läßt, so entsteht das Intriguenstück. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Lustspiels entspringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatische Handlung besteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuschauers in Hinsicht des Ausgangs. Durch Mitwirkung der verschiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten, aber nicht auf eine gewaltsame Weise muß die Auflösung des Knotens erfolgen. Die Verwickelung sowohl als die Auflösung müssen nicht blos im Reiche der Möglichkeit liegen, sie müssen auch als ein natürliches und wahrscheinliches Ergebniß aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. So wie richtige Haltung und Darstellung der Charaktere, Leidenschaften und Begebenheiten wesentliche Erfordernisse eines guten Lustspiels sind, so wird auch die Wahrscheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen dann um so mehr erfordert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zum Gemeinen, oder gar zum Ekelhaften hinabsinken, obgleich ein gewisser Grad von Übertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten nach Maßgabe des Stoffes statt finden kann. Die seltener und vereinzelt sich äußernden komischen Charakterzüge können nämlich mehr gehäuft und verstärkt, die Veranlassungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen Seiten und nach allen seinen Abstufungen zu zeigen; nur darf die Schilderung, außer in der eigentlichen Posse, nicht in Caricatur oder Übertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung so ausarten, daß die innere Wahrscheinlichkeit durchaus verloren geht. — Nicht minder wird vom Lustspiel Einheit, Vollständigkeit und Interesse der Handlung gefordert. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jener beständig untergeordnet bleiben, und so wenig ihr Fortschreiten hemmen, als ihren Zusammenhang unterbrechen. — Der Dialog des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Lage und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich sein. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch, die Neuern ahmten diese Form nach, jetzt wendet man gewöhnlich nur bei kleinern, feinen Lustspielen die

metrische Form (des Alexandriners) an. Ertheilt auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, so kommt sie doch dem gemeinen Leben zu nahe. — Der Willkür des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen; wenn nur von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. — Nicht blos Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern mittelbar auch ihre Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist Endzweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gesetzten Personen erreicht werden. — Übrigens hängt die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hauptsächlich von der mimischen Darstellung ab. Hierauf muß der Lustspieldichter Rücksicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl als dem Schauspieler zu Hülfe kommen. Der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Täuschung des Stücks durch eine leichte, lebhafte und natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, sehr heben. — Die Komödie bei den Griechen soll um 580 v. Chr. von Susarion erfunden worden sein, der auf einem Bretergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit angriff. Die ursprüngliche Form des Lustspiels unterschied sich von der gegenwärtigen gar sehr, denn die alte Komödie der Griechen bestand aus dramatisch-epischen Gesängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umherziehende Lustigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entsprang auch der Name Komödie, der so viel wie Dorfgesang bedeutet. Der Inhalt dieser Gesänge war überaus fröhlich und possenhaft, oft ausschweifend und unanständig; indeß wenig von den damaligen Tragödien unterschieden, welche bei den Festen der Weinlese zu Ehren des Bacchus in begeisterter Lust abgesungen wurden. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernsthaft und anständig; sie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatischer Vorstellung begleitet, und machten hauptsächlich die Belustigung des attischen Landvolks aus. Selten nur kamen solche Gesellschaften von Komödianten nach Athen, wo sie von der Regierung nur geduldet wurden. Endlich wurde auch eine ordentliche Gesellschaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen der Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperson, ein tanzender und singender Chor, mehrere Schauspieler und eine schickliche Bühne wurden für die Komödie eingeführt; auch suchte man durch Masken die persönliche Satyre, welche in der alten Komödie vorherrschte, zu mildern. Hierüber sehe man Kannegießers Werk über die komische Bühne von Athen. Epicharmus führte die Einheit der Handlung ein, und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders Phormes, Magnes, Krates, Kratinus, Eupolis, Pherekrates und Aristophanes aus. Indessen blieb persönliche Satyre noch immer der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche als Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens

wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten. Erst mit dem Ende des peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Gestalt. Es begann nun die sogenannte mittlere Komödie. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieser Rücksicht zu sichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenstande des Spottes zu machen. Es ward durchaus verboten, lebende Personen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen gewesen war, wurde abgeschafft, dagegen kamen mit den allgemeinen Charakterschilderungen auch die Charaktermasken auf und die Bildnisse auf den Larven verschwanden. Selbst Aristophanes mußte sich in seinen letzten Stücken dieser Veränderung unterwerfen; und so trat an die Stelle der vormaligen Zügellosigkeit mehr Anstand und Sitte. Die Gegenstände des Lustspiels wurden indessen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und Geschichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thörichten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine als individuelle Züge. Nur selten kam der Chor wieder zum Vorschein, und alsdann wurden, wie früher, Zwischenspiele und Gesang unter die Declamationen gemischt. Zu der neuern Komödie der Griechen gehört (300 J. v. Chr.) Menander, der durch die Feinheit seines Witzes, durch seine Laune und die Regelmäßigkeit seiner Stücke eine neue Periode des griechischen Lustspiels herbeiführte. Von ihm und dem Philemon sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben. — Nicht viel glücklicher waren wir in Hinsicht der nachahmenden römischen Lustspieldichter, unter denen Plautus und Terentius die einzigen sind, von welchen wir vollständige Werke dieser Art erhalten haben. — Über das Theater der neuern Völker s. die besondern Artikel.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Werke durch theatralische Darstellung dem Ohr und dem Auge zu versinnlichen. Diejenigen, welche diese Versinnlichung dadurch bewirken, daß sie sich stellen, die in dem dramatischen Werke als handelnd gedachten Personen zu sein, heißen Schauspieler. Auf Verstellung, auf Täuschung fremder Einbildungskraft vermittelst der Sinne des Gehörs und des Gesichts beruht sonach die Ausübung dieser Kunst. Daher bezeichnet im Griechischen ein und dasselbe Wort (ὑποκριτής) den Heuchler und den Schauspieler. Der letztgenannte muß die Person, welche er scheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche Person, soweit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichen, darstellen. Jene Thätigkeit des Geistes, besonders der Einbildungskraft, heißt die Auffassung der Rolle (der gesammten Eigenschaften der im Drama als handelnd gedachten Person); die letztgenannte Thätigkeit (des Geistes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen. Das höchste Ziel des Spiels soll sein, durch die Versinnlichung der Auffassung (der eigenen Vorstellung von der darzustellenden Person) zu entsprechen. So ist denn die Kunst des Schauspielers in der Theorie nichts anders, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Person des Drama in seiner Ganzheit aufzufassen, des Dichters Vorstellung zu einer Vorstellung der eigenen Einbildungskraft zu machen, und dieselbe an der eigenen Person zu versinnlichen. Weniger die zweite, als die erste dieser beiden Fähig-

keiten ist es, welche den Schauspieler zum Künstler macht. Viele haben das Geschick, Eigenschaften einer fremden Individualität, die sie beobachteten, an ihrer eigenen Person nachzuahmen. Wenigen ist es gegeben, eine dramatische Person in ihrer Ganzheit, also auch in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des todten Buchstabens lebendig in der Einbildungskraft wiederzugeben, und diese dichterische Nachschöpfung an sich selbst täuschend vor fremde Sinnen heraustreten zu lassen. Das Geschäft der Auffassung ist es, welches vom Schauspieler fordert, was die Erfindung und geistige Gestaltung vom Dichter heischt: Streben nach möglichster Ausbildung aller Seelenkräfte. Das Geschäft des Spiels (der Darstellung) richtet seinen Anspruch mehr auf Übung und Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um so leichter werde, die physische Person nach dem Bedürfniß ihrer Vorstellung von dem, was dargestellt werden soll, zur Verstellung (ὑπόκρισις) zu bestimmen. — Wie man seine Fähigkeiten zur Schauspielkunst, besonders zur Darstellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunst vom Einstudiren bis zur wirklichen Aufführung mit sich selbst in seinem Innern verfahren möge, davon findet sich eine Abhandlung in Müllners Almanach für Privatbühnen 1817. — So wenig die Schauspielkunst als eine selbstständige angesehen werden kann, da sie nur in Verbindung mit der dramatischen Poesie denkbar ist (denn selbst beim Extemporiren kann diese nicht fehlen), und überdies ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen Hülfskünsten und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die gesammte Theaterkunst ausmachen (z. B. Decorirkunst, Maschinerie, Costümirung, Gesichtsmalerei u. s. f.); so gewiß ist sie von allen schönen Künsten die wirksamste; weil eben als Kunstwerk nichts mehr auf den Menschen wirken kann, als der Mensch lebend durch den Menschen dargestellt. Diese Wirksamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen gebildeten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths. Es ist der Keim aller schönen Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der Wirklichkeit, von ihrer Nöthigung zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem Schein. (Man vergl. Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen.) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden was wir wollen, nicht was wir müssen, hat alle schönen Künste erfunden, welche Schiller, treffend genug, die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, durch den Schein so viel als möglich getäuscht zu werden, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Bildung eines Volks und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheins, im Steigen begriffen sind.

> Was wir ersehnen, will sich nicht begeben;
> Was sich begibt, ist nicht, wonach wir streben.

Darum, mitten unter dem, was sich begibt, erschafft die Einbildungskraft, was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten fügsamen Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. — Das Theater in Athen mit seinen Tragödien und Lustspielen ist aus den Vorträgen der Rhapsoden und dem Thespiskarren herangewachsen, und die Sakontala des Kalidas ist unfehlbar mit irgend einer Bänkelsängerei der alten Hindu in gerader Linie verwandt. Da es die Bildung ist,

welche den Anspruch auf Genuß des täuschenden Scheins entwickelt, und da diese nur langsam (in der neuern Welt vielleicht nie) ein Eigenthum der Volksmasse wird; so ist wahrscheinlich, daß wir an den meisten Orten Deutschlands die ersten Spuren einer eigentlichen Schauspielkunst im geselligen Privatleben der Gebildeten aufzusuchen hätten, wo es eine vollständige Geschichte dieser Kunst gälte. Man sehe z. B. Blümners Geschichte des Theaters in Leipzig 1818. Das älteste gedruckte Stück, welches der sorgsame Forscher dort aufgefunden, die Comedia nova Hegendorfii, führt auf dem Titel den Beisatz: Lipsie non raro in doctissimorum virorum corona acta. Später erschien ihre Spur unter den Schülern und Studenten, und erst unter Joh. Velthem (1669) scheint sie dort von einer zu diesem Zweck vereinten Schauspielergesellschaft öffentlich vor dem Volk ausgeübt worden zu sein. Dieser Velthem hatte studirt, und meist Studenten bildeten seinen Verein. Anderer Orten und früher scheint nur in religiösen Umgängen eine Art von heiliger Schauspielkunst öffentlich erschienen und hier und da von den Handwerksgilden auf öffentlichen Plätzen eine Art dramatischen Spiels betrieben worden zu sein (s. Pauls von Stetten Kunstgeschichte von Augsburg S. 530), besonders in den Fastnachtsspielen. Die Nachrichten von jenen früheren Zeiten findet man in dem angezeigten Buche Blümners S. 2 ff. zusammengestellt, und ihre Quellen angezeigt. Es ergibt sich daraus, daß, wenn schon die Geschichte des deutschen Drama bis auf den Krieg auf der Wartburg zurückgeführt werden kann, und wenn es auch in Klöstern und Schulen und in den ältern Zeiten schauspielartige Darstellungen, so wie bei religiösen Umgängen und bei Fastnachtsmummereien Verkleidungen und Vorstellungsspiele gegeben, dennoch eine eigentliche öffentliche Schauspielkunst erst mit Velthem (nach seiner eigenen, von Blümner a. a. O. gelieferten Unterschrift: Johann Velten von Halle aus Sachsen) in Deutschland begonnen habe. — Kaum in dieser Maße begonnen, hatte sie schon Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen, und Velthems Gattin, die nach dessen Tode die Direction der Gesellschaft führte, schrieb eine Vertheidigung der Schauspiele gegen einen Diokonus Winkler in Magdeburg (Blümner a. a. O. S. 28). Gegen das Gewicht der Geistlichkeit scheint das fürstliche Ansehen die junge Kunst, gleich bei ihrem Eintritt in das Gebiet der Öffentlichkeit, in Schutz genommen zu haben; denn schon Velthem hatte mit seiner Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, den Titel königl. poln. und kurfürstl. sächsischer Hofkomödianten zu führen, obschon sie sich durch Bereisen mehrerer, besonders der Meßstädte, erhielt. Der verliehenen Titel ungeachtet hießen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrh. hinein dergleichen Gesellschaften Banden. So wird noch in der Vorrede zu Cronegks Werken, welche nach dessen Tode seine Freunde herausgegeben (1760), in allen Ehren der Kochischen Bande gedacht. Die Benennung fiel, als in den Hauptstädten Deutschlands stehende Bühnen Fuß faßten, den wandernden Gesellschaften anheim, und wird jetzt auch von diesen nur bei dem Ausdrucke von Verachtung gebraucht. Man nannte sie nach dem Orte, wo sie entstanden waren, oder herkamen. So ist im angezeigten Buche Blümners S. 37 in einer Verstattungsurkunde von 1695 die Rede von der merseburgischen Bande Hermann Heinrich Richters. Später führten dergleichen Gesellschaften Elendsohn und Haack (welcher ein Privilegium für Sachsen erhielt) u. a. m. — Epoche machte in jener Zeit der wandernden Kunst die Neuberin (1727), theils durch ihre

freundschaftliche Verbindung, theils durch ihre Entzweiung mit Gottsched. Hier trat zuerst das Theater in nähere Berührung mit Kunst, Wissenschaft und Kritik. Gottsched zu Gefallen, verbrannte die Neuberin den Hanswurst, und brachte später Gottsched selbst verspottend auf die Bühne. Mit dem Anspruch der Wissenschaft und Kritik auf der einen, und dem Widerspruch der Theaterpraxis auf der andern Seite, wie sie hier öffentlich im Gebiet der Literatur laut wurden, war diejenige Wechselwirkung begründet, von welcher sich hoffen ließ, daß sie die Kunst heben, und die Wissenschaft aufklären und praktisch machen würde. In der That gingen bald aus diesem Streite zwei Schauspieler hervor, welche die Kunst aus dem höheren Gesichtspuncte betrachteten, und demselben gemäß behandelten: Koch, der als Student zu der Gesellschaft der Neuberin gekommen war, und später auf dem Theater der Schröderin in Hamburg gespielt hatte; sodann Eckhof, welcher 17 Jahre lang bei der Schönemannischen Gesellschaft stand, die Gottsched nach seinem Zerfall mit der Neuberin begünstigte. Mit einem spätern Wortführer unserer Literatur, mit Lessing, kam die Bühne zu Hamburg in Wechselwirkung, welche Ackermann 1764 gegründet, und 1767 an Seyler überlassen hatte. Lessing fing an, der dortigen Bühne Tag für Tag kritisch zu folgen, und obwohl er durch die Empfindlichkeit der Schauspieler bald veranlaßt wurde, sich auf die Kritik der Stücke zu beschränken (Hamb. Dramaturgie); so wirkte er doch unfehlbar sehr entscheidend auf die Schauspieler, besonders auf Eckhof, welcher damals zu dieser Gesellschaft gehörte, und bald den Ruf eines wissenschaftlichen Schauspielers erwarb, welchen selbst dramatische Dichter zu Rathe zogen. (S. Weißens Selbstbiographie S. 21.) 1768 kam Schröder zu dieser Gesellschaft zurück, die er ein Jahr früher verlassen hatte, weil Seyler das Ballet aufgab. (S. Schröder.) Aus dem Balletmeister wurde später (1771 ff.) ein Schauspieler von Bedeutung, ein Theaterdichter, und ein Bearbeiter Shakspeares. — In Berlin unter Friedrich Wilhelm II. erschien ein Philosoph und Kunstrichter, der berühmte Engel, als Oberdirector an der Spitze des Theaters, und 1796 folgte ihm Iffland, der, wenn auch nicht als Director, doch gewiß als Muster des durchdachten Spiels, und als dramatischer Dichter großen Einfluß auf die Kunst hatte. (M. s. d. bes. Art.) — Alle diese Fortschritte, welche von Velthem an bis jetzt die Schauspielkunst im Einzelnen gemacht hat, haben sie dennoch im Ganzen nicht viel weiter gebracht, als zu einer Art von Krisis, wo es sich erst entscheiden zu müssen scheint, ob die Kranke genesen, oder an Entkräftung sterben werde. Glänzend zwar hat sich der Patientin ökonomische Lage verbessert. Die öffentlichen Theater haben in den wichtigern Städten aufgehört, schwankende Privatunternehmungen zu sein. Sie sind Sache der Staaten oder der Regenten, und die Schauspieler reich besoldete, mit Ansprüchen auf Pensionen ausgestattete Staatsdiener geworden. Aber ihre Krankheit ist ziemlich so alt, als ihr erster Streit mit Gottsched. Sie heißt: Vereinigung des Schauspiels mit der Oper, welche Gottsched vergebens befehdete. Die wahre Schauspielkunst hängt, wie aus den oben entwickelten Begriffen folgt, in ihrem innersten Wesen mit der dramatischen Dichtkunst zusammen. Nicht so die Oper, welche die Musik für ihre Herrin erkennt, und statt der Poesie mit metrischer Abgeschmacktheit vorlieb nimmt. Sie raubt der Schauspielkunst ihre Priester und Priesterinnen. Was irgend singen kann, zieht die einträglichern Stellen bei der Oper vor, und verlernt in ihrem, nicht dem

Sinne des Worts, sondern dem Notenlaufe der Musik folgenden Caricaturspiele das wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geschmack des Volks an den Werken der Dichtkunst, welche hauptsächlich vom Geist aus auf das Empfindungsvermögen wirken müssen. Die Vorliebe des Volks für diesen Sinnenreiz schmeichelt den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Kosten, welche sie dafür aufwenden müssen, erschöpfen die Geldkräfte, welche das Ganze des Theaterwesens aufrecht erhalten sollen, meist allein. Darin scheint die Hauptursache zu liegen, warum keine deutsche Hauptstadt noch ein deutsches Theater hat in dem Sinne, wie Paris sein Théâtre français besitzt: eine Künstlergesellschaft, welche ausschließlich sich damit beschäftigt, diejenigen Werke der dramatischen Dichtkunst, welche auf Classicität Anspruch machen, in das theatralische Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien ist davon nur ein Schatten. Die Censur hemmt dort den freien Ausflug der Poesie, und die Meisterstücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erscheinen oft verstümmelt. — So steht es im Ganzen um die Praxis der Schauspielkunst in Deutschland. Ihrer Theorie mangelt ein vollständiges geschriebenes System. Was Sonnenfels, Lessing, Göthe (in Wilhelm Meister), Engel, von Seckendorf, Iffland u. a. über diese Kunst geschrieben haben, hat großen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu sein. Die Schauspielerstudien von Sievers sind unklar und verworren. Ein großes systematisches Werk, welches der jüngst verstorbene Koller ankündigte, ist, obgleich größtentheils im Manuscript ausgearbeitet, nicht im Druck erschienen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccoboni, Hill (s. Theatralische Darstellung) gehören nicht der deutschen Literatur an, und handeln von der Schauspielkunst, wie sie bei andern Nationen sich gestaltete und auszuüben ist.

Schawl heißt eigentlich der feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet (s. d. Art.) von einer daselbst einheimischen Ziegenart gewonnen und heißt dort Touz. Sie ist sanfter und feiner als das beste Biberhaar. In Kaschmir werden daraus Kopftücher gemacht, welche die Mongolen und Indier das Stück mit 100 Ducaten und darüber bezahlen. Auch zu uns kommen sogenannte türkische zu Umschlagetüchern bestimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thaler kosten. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlagetücher der Damen Schawls. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England; in beiden Ländern seit 1820 auch aus der Wolle der eingeführten kirgisischen Ziege, die der tibetanischen gleich sein soll.

Scheeren heißen die Seeklippen auf den Küsten von Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16 bis 17 Meilen weit ins Meer erstrecken, und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Daher die Scheerenflotte, die zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dient, und aus Fahrzeugen besteht, die auch in dem seichten Wasser sicher fortkommen.

Scheidemünze heißt diejenige Gattung von Metallmünze, welche bestimmt ist, bei den im Binnenverkehr vorkommenden kleinern Ausgleichungen von Waaren und Diensten gebraucht zu werden; sie besteht gewöhnlich entweder aus bloßem Kupfer, oder aus sehr ge-

ringhaltigem Silber. Je gebildeter eine Nation ist, desto mehr kleinere Dienste werden bei ihr gegen Bezahlung verrichtet, desto mehr sonst unbedeutende Dinge erhalten einen Tauschwerth, desto mehr Scheidemünze ist daher erforderlich, um alles, was begehrt wird, zu bezahlen. Mangel an Münze aus edlem Metalle mag in einzelnen Theilen für die mit einander in Verkehr stehenden Bürger eben so empfindlich sein als Mangel an Scheidemünze, aber im Allgemeinen sind die nachtheiligen Folgen des letztern weit sichtbarer als die des erstern. Der Tauschverkehr in Gegenständen des täglichen Bedarfs fällt zwar bei weitem nicht so sehr ins Auge, wie der Großhandel; die kleineren Gütermassen, welche hier im Verkehr begriffen sind, gehen beinahe unbemerkt von einer Hand in die andere, allein gerade die Lebhaftigkeit dieses Verkehrs im Kleinen ist die Grundlage eines jeden Verkehrs im Großen. Stockt daher, aus Mangel an Scheidemünze, der erstere Verkehr, so muß nothwendig auch der letztere stocken. Alle unsere Gewerbe müßten in Stillstand gerathen, verschwände auf einmal unsere Scheidemünze, und blieben auch alle unsere harten Thaler und Goldstücke zurück, denn nichts gäbe es, was den Übergang der Erzeugnisse menschlicher Betriebsamkeit in den Kreis des Verbrauchs mehr hindern könnte, als eine solche Erscheinung. — Es ist aber nicht gleichgültig, in welchem Verhältnisse die Masse von Münze aus edlem Metall zu der Masse der Scheidemünze in einem Lande stehe, wenn der Zweck, nämlich die Ausgleichung der in den Tauschverkehr gebrachten Werthe, möglichst vollkommen erreicht werden soll. Als Merkmale, ob in dieser Hinsicht ein richtiges Verhältniß beobachtet worden, sind folgende Fälle zu betrachten: sobald größere Zahlungen mittelst Scheidemünze geleistet werden, oder sobald die Metallmünze aus edlem Metall im Verkehr eine Aufmünze (Agio) gegen Scheidemünzen tragen, ist verhältnißmäßig zu viel Scheidemünze im Umlaufe; sobald hingegen für Scheidemünze eine Aufmünze gezahlt wird, sobald schlechte Sorten und selbst falsche Scheidemünzen in Umlauf gesetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelfen, ist zu wenig von dieser Münzgattung im Lande vorhanden. — Der Metallwerth der Scheidemünze kann übrigens so unbedeutend sein, daß er gar nicht einmal in Betracht kommt, und sie kann dennoch ihren Zweck, nämlich die Ausgleichung der kleinsten Vermögenstheile unter den Staatsbürgern, vollkommen erfüllen; denn während bei der Gold- und Silbermünze immer der Charakter einer Waare vorherrschend ist, so ist es bei der Scheidemünze immer der eines reinen Werthausgleichungsmittels. KM.

Scheiden heißt in der Chemie die Bestandtheile eines zusammengesetzten Körpers von einander trennen; die Chemie selbst wird von dieser in ihr Gebiet gehörigen Operation Scheidekunst genannt. Vergl. d. Art. Auflösung und Chemie.

Scheidewasser ist Salpetersäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppeltes Scheidewasser) Wasser verdünnt. Es wird durch Schwefelsäure mittelst der Destillation in vorgeschlagenes Wasser aus dem Salpeter erhalten. Je reiner dieser ist, desto besser wird das Scheidewasser. Im reinen Zustande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückstand klar auflösen. Es dient als das vorzüglichste Auflösungsmittel der mehrsten Metalle, und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb. Königswasser oder Goldscheidewasser, das Auflösungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewasser und

⅓ Salzsäure bereitet, auch dient statt letzterer Kochsalz oder Salmiak.

Scheidung, s. Ehe.

Schein, in psychologischer Hinsicht, ist das Verhältniß der Gegenstände zu unserm Vorstellen, oder dasjenige an der Erscheinung (s. d. Art.), wodurch wir zum Irrthum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet sich daher auf einen Schein, ist aber nicht selbst und an sich Irrthum (s. d. Art.). Ein Schein findet statt, wenn die Erscheinungen so beschaffen sind, daß einerlei Gegenstände verschiedene, oder verschiedene Gegenstände einerlei Vorstellungen erwecken, so daß dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verschieden, diese für einerlei (in Hinsicht auf Natur, Eigenschaften, Ursache, Wirkung) zu halten. Wer nach dem Scheine urtheilt, irrt, und hält einen Gegenstand für etwas, was er nicht ist (z. B. eine Bildsäule für eine lebendige Person), oder für das nicht, was er doch ist. Insofern aber der Schein immer auf einem subjectiven Grunde beruht, ist er gleichsam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Sein; und je größer der Schein ist, desto größer ist auch die Scheinbarkeit, und desto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, desto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein zu widerlegen, muß man die Ursachen desselben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein subjectives Verhältniß ist, so liegen auch die Gründe desselben zunächst in unserer auffassenden und erkennenden Thätigkeit, so wie in dem ganzen Verhältnisse unserer geistigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erscheinung (innerer und äußerer Sinn) hat ihren bestimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunct, und was den äußern Sinn insbesondere betrifft, so verursacht z. B. die besondere, zum Theil krankhafte Beschaffenheit unserer Sinnesorgane auf mannichfaltige Weise Schein. Hiernach gibt es einen optischen, akustischen rc. Schein. Wer also das subjective Verhalten unserer Sinnesorgane, z. B. des Gesichts (hier ist im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenständen für etwas Objectives, d. h. für eine wirkliche Beschaffenheit der letztern, nimmt, der irrt, durch Sinnenschein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnenempfindung ausfüllt, das Gegebene vergrößert, und bei der Vergleichung der Gegenstände Einbildungen unterschiebt, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entsteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derselben zu stark werden, so daß sie an Lebhaftigkeit den Sinnesanschauungen sich annähern, oder willkürliche Ideenverbindungen statt Urtheile sich eindrängen; das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir manches vergessen, was wir dann als nicht vorhanden betrachten. Der Verstand bewirkt den Schein durch Mangel an Selbstthätigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Denkgesetze (daher der logische oder dialektische Schein, der in der Nachahmung der Denkformen besteht), Armuth an Kenntnissen; so auch Verwechselung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrschaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirkt auch überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens, und die verschiedenen Lagen und individuellen Verhältnisse der Menschen. Der Vernunftschein im Gegensatz des empirischen, der durch

die Erfahrung erkennbar ist, beruht auf der Neigung des Menschen, gewisse Vorstellungen des Übersinnlichen für Erfahrungsgegenstände zu halten, oder die Gesetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verschwindet entweder, sobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenständen Betrug der Sinne (s. d. Art.) oder richtiger Sinnentrug — denn der Betrug deutet mehr auf böse Absicht — oder er bleibt, und wir überlassen uns ihm gern; dann wird er Illusion (s. d. Art.) genannt. Einen solchen bewirkt die Kunst. T.

Scheintod ist der Zustand eines Menschen, da alle Äußerungen des Lebens, welche von andern Menschen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innersten des Körpers noch Leben vorhanden ist, oder mit andern Worten, wenn die äußern Erscheinungen des Lebens fehlen, die innern Bedingungen desselben aber noch statt finden. In einem solchen Zustande kann also der Mensch völlig todt scheinen, und doch noch leben. Die äußern Bewegungen, wodurch sich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien, alle diese Erscheinungen können fehlen; sind aber die innern Bedingungen des Lebens, unverletzte Organisation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und gehörige Beschaffenheit der Flüssigkeiten desselben, noch nicht so weit angegriffen, daß sie des Lebens ganz unfähig sind: so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche schon leblos erscheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So sehen wir an einzelnen Gliedern, z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß sie von Kälte gleichsam abgestorben erscheinen, daß sie gefühllos, erstarrt, ohne Wärme und ohne Bewegung sind, und doch, wenn ihre innere Organisation noch nicht zerstört ist, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir sehen ferner an der Ohnmacht, daß der Mensch einige Zeit ohne alle Äußerungen des Lebens da liegen kann, obgleich niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm sei, da dieser Zustand gemeiniglich nicht lange dauert, sondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit sich von selbst wieder einstellen. Indessen kann auch der Zustand einer tiefen Ohnmacht so lange anhalten, daß der Mensch wirklich todt zu sein scheint, und doch kann eben so gut das Leben noch in ihm verborgen stecken, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Mensch, welcher in Asphyxie liegt (s. d. Art.), hat sogleich von Anfang an ganz den Anschein eines Leblosen, allein obgleich viele in diesem Zustande wirklich gestorben sind, so wurden doch auch manche gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen. Gleiche Beispiele des Scheintodes liefern uns die Erfrornen, von denen, bei gehöriger Behandlung, mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein äußere Einflüsse, sondern auch innere Vorgänge, welche die Verrichtungen des Lebens einige Zeit hemmen, einen todähnlichen Zustand hervorbringen können, davon haben wir gleichfalls mehrere Beispiele. — Das innere Leben des Menschen mit allen davon herkommenden Äußerungen beruht zunächst vorzüglich auf dem Blute, welches den Stoff zu allem organischen Ansatz im Körper hergibt, und auf dem Nerven, welcher das erregende, schaffende und ordnende Princip enthält. Eins von dem andern getrennt, kann kein lebendi-

ger Organismus bestehen. Wird dem Nervenprincip der Stoff entzogen, so strömt es entweder auf andere Theile mit über, und erregt diese, oder zieht sich in sich selbst ruhend zurück. Daher entstehen nach übermäßigem Blutverlust oft Krämpfe und Verzuckungen, oder Ohnmacht und Scheintod. Wird aber durch heftige Anstrengung des Nervengeistes, durch widrige unmittelbare Einwirkungen auf denselben von dem Gemüthe aus, das Nervenfluidum erschöpft, in seinen Verrichtungen zerrüttet, gestört, gebunden, die Einwirkung desselben verhindert, oder die Einheit desselben von seinem Mittelpunct im Gehirn verrückt, und nach einem andern Mittelpuncte (dem großen Sonnengeflechte des Ganglienſystems) versetzt, so erscheint der Theil des Körpers, welchem der Einfluß des Nervengeistes entzogen wird, als todte Masse, ohne Bewegung, ohne Leben. Daher können auch besonders Nervenkrankheiten den Scheintod hervorbringen. Hysterische Frauenspersonen verfallen nach heftigen Krämpfen und Verzuckungen nicht selten in Ohnmachten, aus denen sie sehr schwer und erst nach langer Zeit wieder erwachen. Auch Katalepsie, Starrsucht, Starrkrampf, nimmt oft den Grad von Heftigkeit und Hartnäckigkeit an, daß solche Kranke von Unkundigen für todt können gehalten werden. Manche Personen, welche scheintodt sind, haben dabei ihr volles Bewußtsein, manche gar nicht. Unter denjenigen, welche sich bewußt sind, haben auch manche noch eine Wahrnehmung von der Außenwelt des Gehörs, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfänglich bleibt. Bei andern Scheintodten ist das Nervensystem so zerrüttet, daß der Mittelpunct der Wirksamkeit des Nervenäthers von dem Gehirn nach dem Ganglienſystem versetzt ist, und die Seele zwar ihr Bewußtsein noch, aber ihre Wirksamkeit nicht mehr im Gehirn, als dem eigentlichen Seelenorgan, sondern in einem der Geflechte des Ganglienſystems hat, deswegen auch des willkürlichen Gebrauchs ihrer Bewegungsmuskeln und aller Wahrnehmung durch die Sinne beraubt ist. Dieser Zustand ist zwar noch nicht oft genug beobachtet und nicht genau genug erforscht worden, mag aber schon häufiger bei Nervenkranken eingetreten sein, als man bis jetzt vermuthete. So erzählt Renard (in Mainz — s. Journal der prakt. Heilk. v. Hufeland und Harles. 1816, II. St.) von einigen Kataleptischen, welche in todähnlichem Zustande lagen, so daß sie nicht die geringste Wahrnehmung der Umgebung mittelst der Sinne bekamen, das, was man ihnen sagte oder sogar laut zuschrie, nicht hörten, und nicht die Macht hatten, nur einen Finger zu bewegen. Alles dieses aber änderte sich, sobald der Arzt in unmittelbare Verbindung mit den Kranken kam, indem er ihre Hände anfaßte, oder die seinigen auf ihre Herzgrube legte. Das, was der Arzt alsdann, wenn auch leise, zu ihnen sagte, verstanden sie vollkommen, sie wußten bei noch krampfhaft verschlossenen Augen, wer in der Stube anwesend war, konnten aber nur diejenigen Bewegungen mit ihren Gliedern vornehmen, welche der Arzt ihnen befahl. Zugleich hatten sie ihr Bewußtsein, und die Kenntniß ihres Zustandes, wußten auch, daß sie nicht in demselben bleiben würden. Hieraus läßt sich hinlänglich schließen, in welcher qualvollen Angst diejenigen Scheintodten liegen müssen, welche ihr volles Bewußtsein und ihr Gehör noch haben, ohne sich im geringsten bewegen, oder sonst nur irgend ein Zeichen ihres Lebens geben zu können. Wenn aber auch nicht alle Scheintodte das Bewußtsein und das Gehör behalten, so bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus diesem Zustande

wieder in das Leben mit Bewußtsein zurückzukommen, und selbst im Grabe kann dies noch geschehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünstigt. (S. d. Art. Beerdigung.) — Die Möglichkeit des Scheintodes nimmt bis zur Wahrscheinlichkeit in dem Verhältnisse zu, in welchem sich die Fälle von denen, wo das Leben unmöglich ist, bis zu denen, wo der nur schnell eingetretene aber kurze Zeit dauernde Mangel an Material des Lebens oder vorübergehende Hemmung des darauf wirkenden Lebensgeistes, einen Anschein von Aufhören des Lebens bewirkte. Die Wahrscheinlichkeit des Scheintodes ist daher bei allen Todesarten nicht in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Übertreibung, bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils an Scheintod zu denken. Eben so wenig ist er bei Verstorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerstörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungensucht, an Lebervereiterung u. d. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächst die Wahrscheinlichkeit, wenn die Person mit übrigens gesunden, oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerstörten Eingeweiden, an bloßer Erschöpfung der Lebenskraft oder Blutverlust gestorben ist, und diese Wahrscheinlichkeit muß um so eher als Gewißheit geachtet werden, je schneller jene Ursache des scheinbaren Todes auf sonst gesunde, oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Personen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Ursachen sich vereinten. Am meisten hat man deswegen Ursache, bei Wöchnerinnen auf der Hut zu sein, zumal wenn sie mit Krämpfen oder an Blutflüssen starben. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit nervenerschütternden Auftritten, kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere so tief, so hartnäckig und anhaltend werden kann, daß sie zum Scheintode wird. Auch bei neugebornen Kindern ereignet es sich nicht gar selten, daß sie scheintodt geboren werden. Personen, von welchen man vermuthet, daß sie nur scheintodt sind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle möglichen Versuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber selbst alsdann, wenn diese vergeblich angewendet worden sind, darf man sie nicht in das Grab legen, bis ein Sachverständiger von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen sein könne, Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung selbst muß sanft, gradweise und kräftig, aber nicht stürmisch und verwirrt unter einander geschehen, damit durch ein tumultuarisches Verfahren der schwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends erlösche. (S. d. Art. Beerdigung.) H.

Scheitelkreis, s. Verticalkreis.

Scheitelpunct, s. Zenith.

Schelde (franz. Escaut), ein Fluß, welcher in dem franz. Departement Aisne, auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir entspringt, bei Fondé schiffbar wird, und bei St. Antring in das Königreich der Niederlande tritt. Bei Gent erhält die Schelde eine beträchtliche Erweiterung, theils durch zwei große Canäle, welche die Verbindung zwischen Brügge, Gent und Sas unterhalteu, theils durch die schiffbare Lys. Bei Dendermonde wird sie durch die Dender verstärkt, und bei Rupelmonde durch die Rupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und großen und kleinen Nethe entsteht. Bei Antwerpen wird sie zu einem sehr beträchtlichen Strome. Die Flut des Meeres dringt nämlich bis über die

Stadt hinauf, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und steigert ihre Tiefe von 30 auf 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und sichern Seehafen. Vier Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in die Ost- und Westschelde. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen Hont, fließt zwischen Nordflandern und den zeeländischen Inseln, und verliert sich bei Vlissingen in die See. Die erstere windet sich durch die zeeländischen Inseln gleichfalls in das deutsche Meer. Beide Arme haben noch innerhalb des festen Landes Verbindung mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins. Die vornehmsten an der Schelde gelegenen Städte sind: Cambray, Valenciennes, Condé, Tournay oder Doornik, Oudenarde, Gent, Dendermonde, Antwerpen und Vliessingen. Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 und 1785 entstandenen Streitigkeiten, indem Österreich die Aufhebung der, seit dem westfälischen Frieden zu Gunsten des holländischen Handels bestandenen, Sperrung der Schelde, und durchaus freie Schifffahrt auf derselben von den Generalstaaten der Republik Holland verlangte. Da die Republik in diese Forderung nicht willigen wollte, und Österreich dessen ungeachtet zwei Brigantinen von Antwerpen aus abschickte, um auf der Schelde in die See zu fahren: so wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenschüsse an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert. Österreich sah dies als eine Kriegserklärung an, und ließ Truppen zusammenziehen. Durch die Vermittelung des Königs von Frankreich wurden jedoch diese Streitigkeiten beigelegt. Gegen einige kleine Abtretungen und Bezahlung einiger Geldsummen erhielten die Generalstaaten von Österreich, daß es sich die fernere Verschließung der Schelde gefallen ließ. (Vergl. Antwerpen.)

Scheller (Imman. Joh. Gerh.), Magister der Philosophie, Rector und Bibliothekar am königl. Gymnasio zu Brieg in Schlesien, ward geboren 1735 zu Ihlow, einem Dorfe im sächsischen Kurkreise, wo sein Vater, den er schon 1740 verlor, Prediger war. Den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er auf der Schule zu Apolda, wohin sich seine Mutter begeben hatte, sodann kam er auf das Lyceum zu Eisenberg im Altenburgischen, und späterhin auf die leipziger Thomasschule, wo er den gründlichen Unterricht des damaligen Rectors, Joh. Aug. Ernesti, und des Conrectors (nachmaligen Rectors und Professors) Fischer in der griechischen und lateinischen Sprache von 1752 bis 1757 genoß. Hierauf bezog er die Universität zu Leipzig, wo er sich dem theologischen und hauptsächlich philologischen Studium mit großem Eifer widmete. 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlausitz, und 1772 das Rectorat am Gymnasium zu Brieg, das er 31 Jahr bis an seinen Tod verwaltete. Er starb daselbst 1803 in seinem 69sten Lebensjahre. Die Verdienste, welche sich Scheller um ein gründliches Studium der lateinischen Sprache erworben hat, sind allgemein bekannt. Als Lehrer wußte er sich die Liebe und Achtung seiner Schüler zu erwerben; doch hatte sein Ton einigen Anstrich von Pedantismus. Als Vorsteher des Gymnasiums genügte er weniger, besonders in seinen letztern Jahren. Für die Gesellschaft war er nicht gebildet; seine Sitten verriethen eine große Unbefangenheit über alles, was der gesellschaftliche Umgang auch dem Gelehrten und Schulmann auferlegt. Seine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweisungen zum lateinischen Styl mach-

ten seinen Namen auch im Auslande berühmt. Der Werth seines lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuchs, 7 Bände, und seines Handwörterbuchs, 3 Bände, ist allgemein anerkannt. Letzteres, dessen neueste Ausgabe der gelehrte Lünemann besorgt hat, ist zum Schulgebrauch von allen, die wir besitzen, bei weitem das empfehlungswertheste. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meusel im gelehrten Deutschland der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schelling (Fr. Wilh. Joseph von), Director, Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste zu München, Mitglied und Secret. der philolog. philosoph. Classe der königl. Akademie der Wissenschaften daselbst. Von dieses berühmten Philosophen äußerm Leben ist uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geboren ist, in Leipzig und Jena studirt hat, Fichtes Schüler gewesen und diesem als Lehrer der Philosophie in Jena mit großem Beifalle nachgefolgt ist. Vor mehrern Jahren erhielt er die Stelle eines Secretärs der k. Akademie der bildenden Künste in München, und wurde von dem König von Baiern geadelt. Im Winter 1820 nahm er seiner Gesundheit wegen Urlaub, und lebt jetzt in Erlangen, wo er philosophische Vorlesungen hält. — Wichtiger als alle Notizen dieser Art ist die eigenthümliche philosophische Ansicht, welche sich aus dem tiefsinnigen Geiste dieses genialen Mannes entwickelt hat. Die Einseitigkeit des Fichteschen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die Kantische Kritik und Wissenschaftslehre mit philosophischem Ernst bearbeitet hatte (seine erste Schrift ist über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, Tüb. 1795), derselben eine Naturphilosophie entgegenzustellen, in welcher er „das Ideelle aus dem Reellen zu erklären" versuchte. Hieher gehören seine Ideen zu einer Philosophie der Natur, Tüb. 1795, später in der 3ten Aufl.; Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamb. 1798; Erster Entwurf der Naturphilosophie, Jena 1799. Dieser setzte er seinen transscendentalen Idealismus zur Seite, welcher die Aufgabe haben sollte, „das Reelle dem Ideellen unterzuordnen." (Hieher gehört sein System des transscendentalen Idealismus, Tüb. 1800, 8.) „Beide Wissenschaften aber sind ihm eine nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben sich unterscheidende Wissenschaft, und beiden kommt im Systeme des Wissens gleiche Nothwendigkeit zu." Es leuchtet daraus ein, daß es falsch ist, Schellings ganze Philosophie Naturphilosophie zu nennen; und es ist dies nur daraus zu erklären, daß Schelling diese Seite seines Systems zuerst bearbeitet und am meisten ausgebildet hat. Ihren höhern Vereinigungspunct sollten beide dadurch finden, daß das Ideale und Reale als in der Idee des Absoluten eins (identisch) sei — daher die Schellingsche Philosophie mit größerm Recht den Namen Identitätssystem oder Philosophie des Absoluten empfing, indem sie von dieser Idee ausgeht. Schwer ist es, sagt selbst einer der vorzüglichsten Schüler und Kenner dieser Philosophie (in den Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die Schellingsche Philosophie insbesondere, Nürnb. 1813), von der Philosophie Schellings einen erschöpfenden Begriff aufzustellen; denn sie ist noch kein völlig entwickeltes und zur äußern systematischen Einheit verbundenes Ganze, und die über dieselbe herrschende Meinungen durchkreuzen sich so sehr, daß man es vielen Menschen nicht verdenken kann, wenn sie dieselbe mißverstehen

und unrichtig deuten. — Wir versuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philosophie, welchen Schelling aufstellt, und die Hauptlehren seiner philosophischen Ansicht herauszuheben, indem wir uns so viel als möglich seiner eigenen Worte bedienen. „Die erste Idee der Philosophie, wenn diese mehr als ein bedingtes Wissen enthalten soll, beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung einer möglichen Indifferenz des absoluten Wissens mit dem Absoluten selbst, mithin darauf, daß das absolut Ideale auch das absolut Reale sei. Das absolut Ideale ist das absolute Wissen, und dieses ist ein solches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengesetzte vereinigt, sondern worin das ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt ist. Das Absolute ist eine Identität, sich selbst Stoff und Form, Subject und Object, das gleiche Wesen des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weise sich selbst in seiner Ganzheit als Idee, als lautere Identität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weise sich selbst als Form (insofern als Object) in das Wesen oder das Subject auflöst," oder mit andern Worten, „ein Produciren, in welchem es seine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur wesentlichen Einheit der letztern mit den erstern gebiert und sich selbst in seine Objectivität oder Form wieder ungetheilt in das Wesen verwandelt (dieses die Subjectobjectivirung). Im Absoluten selbst sind diese beiden Einheiten (Form und Wesen) nicht verschieden; es ist in seiner Absolutheit und dem ewigen Handeln oder Produciren schlechthin Eins und dennoch in dieser Einheit unmittelbar eine Allheit der drei Einheiten, nämlich derjenigen, in welcher das Wesen absolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form absolut in das Wesen gestellt wird, und derjenigen, worin diese beiden wieder eine Absolutheit sind (Triplicität in der Identität). Die Einheiten sind zugleich die Ideen oder Dinge an sich. Die erste ist die Natur, die andere die ideale Welt, und die dritte wird als solche da unterschieden, wo in jenen beiden, die besondere Einheit einer jeden, indem sie für sich absolut wird, sich zugleich in die andere auflöst und verwandelt. Weil aber Natur und ideelle Welt jede einen Punct der Absolutheit haben, wo die beiden entgegengesetzten zusammenfließen; so muß auch jede in sich wieder die drei Einheiten unterscheidbar enthalten, die in dieser Unterscheidbarkeit und Unterordnung unter eine Einheit Potenzen genannt werden, so daß dieser allgemeine Typus der Erscheinung sich nothwendig auch im Besondern und als derselbe in der realen und idealen Welt wiederholt. Die Philosophie ist Wissenschaft des Absoluten; aber so wie das Absolute in seinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, so hat die Philosophie von Seiten der Form angesehen, sich ebenfalls in zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Wesen eben darin besteht, beide Seiten als Eins in dem absoluten Erkenntnißact zu sehen — und so ist alle Philosophie Idealismus, aber absoluter Idealismus, welcher den relativen Idealismus wie den Realismus unter sich begreift." — Dies Schellings Begriff von der Philosophie (vgl. Einleitung zu den Ideen zu einer Philosophie der Natur, N. A.; auch entwickelt in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, Tübingen 1803, 8. 2te Aufl. 1814) und die damit verbundenen philosophischen Grundbegriffe. — Der Verfasser dieses Artikels will dieser Ansicht eine andere, vielleicht deutlichere Darstellung dieses Begriffs der Philosophie und ihrer Hauptlehren beifügen. Das wahre und eigentliche Wissen, welches die Phi-

losophie immer hervorzubringen gesucht hat, ist ein in sich selbst begründetes, allumfassendes, sich lebendig (organisch) entwickelndes, und seinem Gegenstande vollkommen entsprechendes — denn die Wahrheit kann nur in der vollkommenen Übereinstimmung des Wissens mit dem Gewußten bestehen. Indem nun alles Philosophiren von der Voraussetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geist wahrer Erkenntnisse fähig sei, so folgt auch, daß das Wissen dem Gewußten, das Subjective dem Objectiven nicht wesentlich entgegengesetzt sein könne, und es darum möglich sei, das wahre Sein der Dinge zu erkennen. Schellings Grundbehauptung ist nun, daß das Wesen des Denkenden und Seienden, der Seele und des Leibes, Ein und dasselbe sei (absolute Identität), diese mithin nur Formen eines und desselben Wesens seien, und so hob er die Gegensätze zwischen Sein und Wissen, Leib und Seele in Hinsicht des Wesentlichen auf, ohne jedoch die Verschiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieser wesentlichen Einheit des Wissens und Seins (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geist seiner Substanz nach den Dingen gleichartig ist, ist der Letztere fähig, die Dinge, wie sie in der Wahrheit oder dem Wesen nach sind, im Erkennen abzubilden. Eine solche Erkenntniß ist keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beschränkt ist, sondern speculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem sie sich durch intellectuelle (reingeistige und productive) Anschauung über die Erscheinungen bis zum identischen Ursprunge derselben oder zur Idee des Absoluten erhebt, in den Ideen das Wesen der Dinge ergreift. Diese (Ideen) bringen wir zum Bewußtsein mit Hülfe der Sinne durch Reflexion. Die Kunst der Reflexion, die Ideen zu entfalten, ist die Dialektik. Dazu gehört, daß man das identische Princip in seiner gesetzlichen Entwickelung (Dreiheit in der Einheit) verfolge und jede Erkenntniß sowohl im Verhältniß zu Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntnissen bestimme. Dies ist die Methode der Construction. „Sich der dem Geiste inwohnenden Gesetzmäßigkeit bewußt werden, und ihr gemäß das besondere Wissen entsprechend der Existenz der Dinge gestalten, macht die Methode der Philosophie aus, ohne welche kein Schritt in dieser Wissenschaft mit Sicherheit gethan werden kann.“ Mittelst ihrer entsteht die philosophische Wissenschaft, und die Philosophie ist sonach eine Wissenschaft des Seienden durch die Ideen (Wissenschaft der Ideen), d. i. eine Wissenschaft von Gott, seinem Verhältnisse zur Welt, der Natur und dem Menschen. Und so erhellt zugleich, wie die Schellingsche Ansicht von der Kantischen nicht nur in Hinsicht der Erkenntnißart, welche sie voraussetzt, sondern auch der Gegenstände, von denen sie ein wahres Wissen für möglich hält, verschieden, ja dieser sogar entgegengesetzt ist. Ihrem Wesen nach will sie ein treues Bild von dem Gewußten geben, und umfaßt daher die „Natur-, Menschen- und Geisterwelt;“ in Hinsicht ihrer Darstellung will sie aus eben diesem Grunde den reellen Bildungsgang in der Natur, vermöge dessen alles in zusammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten zum Entfalteten und Vollkommneren fortschreitet, nachahmen, von den untersten Stufen des Seins beginnen und zu den höhern Entwickelungen desselben fortschreiten. Durch letzteres entstehen die sogenannten Potenzen, welche bei dieser Construction angenommen werden. — Die Grundlehren der Schellingschen Ansicht lassen sich nun auf Folgendes zurückführen: Das Absolute, Gott, ist das Sein und Wissen in der Einheit ohne Gegensatz (absolute Idealität), aus welcher alles durch den Gegensatz hervorgegangen,

und in welche alles durch seine Wiedervereinigung zurückkehrt. Hierin liegt 1) das Absolute, Gott, ist das eine und ewige Wesen aller Dinge. Alles wahre Sein ist mithin göttlich und lebendig (mithin auch die Natur): kein Sein, das nicht göttlich wäre, oder an dem göttlichen Sein Antheil nähme. Die Dinge sind daher nicht nach ihrem wahren Wesen, sondern nur quantitativ verschieden, womit die Substantialität und specifische Verschiedenheit der Dinge nicht aufgehoben wird. 2) Das Absolute hat sich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weise selbst geoffenbart in Raum und Zeit. Das Absolute ist die Ursache alles Seienden. Seine Offenbarung aber ist eine lebendige Entwickelung unendlicher selbstständiger Dinge durch wirkende Gegensätze (daher auch Selbstentzweiung genannt). Diese Gegensätze sind im Allgemeinen das Reale und Ideale. 3) Diese Gegensätze streben sich auf verschiedenen Stufen (wo sie verschiedene Benennung erhalten) mit verschiedenem Übergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen; und die Dinge sind um so vollkommener, je mehr die Gegensätze in ihnen vereinigt, und sie dadurch Abbilder des Absoluten sind. Ihre völlige Vereinigung (absolute Indifferenz) findet statt in dem universellen Organismus (Universum), und diese Wiedervereinigung ist die vollendete Selbstoffenbarung Gottes. Der Mensch ist ein Abbild des Universums (Microcosmus), insofern er die Gegensätze des Reellen und Ideellen auf seine Weise wiedervereinigt. — Tiefer in das Einzelne einzugehen, ist hier unmöglich; einiges aber noch unten. Hier bemerken wir nur, daß Schelling die Philosophie nicht in abgesonderten Disciplinen bearbeitete, und sich nach den deshalb herkömmlichen Abtheilungen richtete, sondern mehr um die Sache selbst bemüht und auf die Untersuchung der höchsten Aufgaben der Philosophie gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert war. Natürlich, daß dieses denjenigen anstößig sein mußte, welche in die gewohnten Eingrenzungen und in die ängstlichen Verzäunungen gegebener Erkenntnisse und herrschender Ansichten das Wesen der Wissenschaft setzen. — Die erste allgemeine Darstellung seines Systems, welche Schelling, nach seiner eigenen Erklärung in der Zeitschrift für speculative Physik (2 Bände, Jena 1800 und 1801) gegeben hat, ist „wegen äußerer Umstände" nicht fortgesetzt worden. Er hat sich seitdem mehr auf naturphilosophische Untersuchungen beschränkt, und nur einzelne Hauptpuncte aus dem Gebiete der Philosophie theils dialogisch (wie im Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802, auch wieder aufgelegt), theils in einer dieser Darstellungsweise verwandten, und weniger systematischen Form, in der kleinen Schrift Philosophie und Religion, Tüb. 1804, 8., und in seiner Abhandlung: philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit, und die damit zusammenhängenden Gegenstände, im ersten und bis jetzt einzigen Bande seiner gesammelten philosophischen Schriften, Landshut 1809 (worin auch seine schätzbaren frühern Abhandlungen vom Ich, als Princip der Philosophie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, ehemals Tüb. 1795, 8. gedruckt; ferner die philosophischen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, ehemals im Niethammerschen phil. Journal, Jena, 1796; die Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre, ebenfalls daselbst; und die 1807 zum Namensfeste des Königs von Baiern gehaltene meisterhafte Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur enthalten sind) schriftlich behandelt. Jacobis Behauptungen über

die neuern Philosophien in der Schrift von den göttlichen Dingen, bewogen Schelling zu einer Schrift (Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus, Tüb. 1812, 8.), deren polemischer Theil auch von Freunden Schellings nicht ganz gebilligt worden ist. In seiner allgemeinen Zeitschrift von und für Deutsche (von welcher nur drei Hefte erschienen sind, Nürnberg 1813, 8.) befindet sich Schellings Antwort auf ein Schreiben Eschenmayers über die vorhin genannte Abhandlung über die Freiheit, welche diesen Gegenstand noch etwas genauer beleuchtet. — In einer frühern Schrift gab er eine Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichtischen Lehre (Tüb. 1806, 8.). Dies sind seine philosophischen Schriften. — Schellings eigenthümliche Ansicht, die sich unter dem vorzüglichsten Einflusse des Plato und Spinoza entwickelt hat, liegt, wie er selbst erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, beschlossenes System vor den Augen der Welt; er hat nur einzelne Seiten eines solchen und auch diese oft nur in einer einzelnen (z. B. polemischen) Beziehung gezeigt, somit seine Schriften selbst für Bruchstücke eines Ganzen erklärt, „deren Zusammenhang einzusehen eine feinere Bemerkungsgabe, als sich bei zudringlichen Nachfolgern, und ein besserer Wille, als sich bei Gegnern zu finden pflegt, erfordert würde.“ Auch sind seine die höchsten Gegenstände alles Wissens umfassenden tiefsinnigen Untersuchungen mehr im Großen und Ganzen, als im Einzelnen ausgearbeitet und in verschiedenen Darstellungsformen aufgestellt worden, so daß es leicht und natürlich zu erklären ist, warum Schelling so viele Tadler und Gegner fand. Zu den letztern gehörten besonders Fr. Köppen (Jacobis Schüler), Weiller, Fries und Eschenmayer (Übergang der Philosophie zur Nichtphilosophie, 1804), welcher letztere Schelling vorwarf, aus seinem System sei die Seele, der Glaube und die Tugend ausgeschlossen. Diesem antwortete Schelling in der Schrift: Philosophie und Religion, in welcher er diese Gegenstände im Sinne seines absoluten Idealismus berührt, und die Abkunft der endlichen Dinge aus dem Absoluten mit Platon durch Abfall oder Entfernung der Ideen von dem Absoluten erklärt, woraus dann durch Wiedererhebung, freie Wiedervereinigung die Sittlichkeit entspringe. Dem letztern Gegner trat auch Jac. Wagner, früher Anhänger der Schellingschen Philosophie, bei, und tadelte dessen Ansicht 1) als reinen Idealismus oder leere Speculation, die sich die Absolutheit anmaße, 2) das Verhältniß des Absoluten zum Wirklichen nicht zu lösen vermöge und 3) des Princips der Religion und Sittlichkeit ermangle. Der erste Vorwurf ist mit dem Einwurfe der kritischen Schule nicht zu verwechseln, es widerstreite dem Begriffe der philosophischen Methode, das an die Spitze der philosophischen Untersuchung zu stellen, was erst das Resultat derselben sein könne (das Absolute), wogegen Schellings Anhänger rühmen, daß Schelling die Philosophie wieder auf die Idee Gottes gegründet, welche axiomatischer Natur sei, und dadurch auch der in der Kantischen Lehre eine höchst untergeordnete Stelle behauptenden Religionswissenschaft ihren gebührenden Rang zurückgegeben habe, und hinzufügen, das Absolute sei als solches keiner eigentlichen Deduction oder Demonstration fähig rc. Was aber Wagners ersten Vorwurf betrifft, so hat man ihm, so viel wir wissen, nirgends geantwortet. Der zweite, betreffend die Lehre vom Abfall, trifft entweder einen Machtspruch, oder beruht auf der Unbe-

stimmtheit der Darstellung Schellings in jener Lehre; es ist aber zugleich ein Vorwurf, der, wenn von Erklärung der Art und Weise, wie die wirklichen Dinge aus dem Ewigen entstanden sind, die Rede ist, alle Philosophie trifft, die nicht den Gegensatz als das Ursprüngliche setzt (Dualismus), oder die Aufgaben des Philosophirens auf die Gesetze des menschlichen Geistes, ebenfalls durch einen nur mehr oder minder versteckten Machtspruch, beschränkt. Der letzte Vorwurf endlich, und daß namentlich Schellings Lehre pantheistisch oder atheistisch sei, ist seitdem öfters vorgebracht worden, aber vielleicht mit dem wenigsten Grunde, da Schelling den ethischen Theil der Philosophie bisher nur weniger berührt hatte. Auch hat er sich gegen diesen Vorwurf in der Abhandlung über die Freiheit und in dem Denkmal rc. bei denjenigen hinlänglich gerechtfertigt, die nicht blos ängstliche Buchstabenkritiker sind. Am merkwürdigsten ist seine, in der Abhandlung über die Freiheit aufgestellte Gotteslehre, nach welcher Gott sich aus einem, von ihm verschiedenen und doch in ihm liegenden Grunde der Existenz entfaltet, wobei aber Schelling nicht von Gott schlechthin, den er auch späterhin ein intelligentes, allervollkommenstes und persönliches Wesen nannte, sondern dem durch die Welt sich offenbarenden, und seine Vollkommenheit kund gebenden Gotte sprach. Ferner hatte man gegen Schelling behauptet, der Mensch, als Offenbarung oder Modification Gottes, könne unmöglich einen freien Willen haben, mithin auch nicht sittlich sein, wogegen er erwiedert, die Gottheit kann nur sich offenbar werden in dem, was ihr ähnlich ist, in freien, aus sich selbst handelnden Wesen rc. Zu weit würde es uns führen, und hier nicht am Orte sein, aus einander zu setzen, wie Schelling die Entstehung des Bösen und das Verhältniß der Freiheit zur Nothwendigkeit aus seiner Gottes- und Freiheitslehre entwickelt. — Ein anderer Vorwurf, den man Schelling machte, ist: er hebe die Verschiedenheit der Dinge auf und identificire sie mit Gott; alles, selbst Gott, sei ihm Natur; worauf zum Theil schon oben geantwortet, theils hier noch hinzuzufügen ist, daß Schelling unter Natur nicht die wirklichen Erscheinungen im gewöhnlichen Sinne, sondern dasjenige Princip in Gott versteht, woraus die ganze Welt, Geisterwelt und Natur im engern Sinne, ihren Ursprung hat. Hier ist jedoch zu bemerken, daß Schelling oft willkürlich seinen eigenen Sprachgebrauch wählt, ohne eine Erklärung beizufügen, und dadurch selbst eine Menge Mißverständnisse und Irrthümer bei seinen Schülern und Gegnern erzeugt, die den gewöhnlichen voraussetzen müssen. — Vorzüglich aber wirft man seiner Philosophie Mysticismus und poetische Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie sehr es noch unter denen, die von Mysticismus sprechen, an einem klaren Begriffe des Mysticismus fehlt, und bedenkt, wie sogar Schelling da, wo andere nur von Ahnung reden, ein bestimmtes Wissen für möglich hält und ein wissenschaftliches Verfahren verlangt; der wird auch wissen, wie wenig dieser Vorwurf zu bedeuten hat. Er kommt zurück auf den Vorwurf der relativen Unverständlichkeit, die bei einer originellen, umfassenden und im Einzelnen nicht immer folgerecht, ja oft sehr dunkel ausgesprochenen Ansicht unvermeidlich ist. Die poetische Schwärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne seine reichen, besonders naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und ohne den Geist seiner Methode zu besitzen, die eben so der philosophischen als der poetischen Darstellungen fähigen Ansichten desselben in ein loses Spiel des Witzes und der Phantasie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgesetzte

und aus dem Gebiete der Philosophie verwiesene Phantasie zwar wieder in ihre Rechte einsetzte, und sich des poetischen Bildes zur Erläuterung hier und da mit Recht bediente, aber sich von dem „haltungslosen poetischen Taumel" vieler seiner Anhänger selbst losgesagt hat. (Vergl. die Vorrede zu seinen philosophischen Schriften.) — Dagegen kann behauptet werden, daß seit ihrem Erscheinen der Geist dieser Lehre tiefer, als man glaubt, in die Wissenschaft und selbst ins Leben eingedrungen sei, um so mehr, da die Grundlagen derselben in alle Wissenschaften eingreifen, und die Schellingsche Philosophie keine leblose abstracte, blos für die Studirstube bestimmte, für das wirkliche Leben unbrauchbare, sondern eine Welt- und Lebensansicht ist, welche die ächte Erfahrung mit dem Vernunftwissen in Verbindung bringen will, mithin umfassender und lebendiger ist, als viele andere philosophische Systeme der Neuern; weshalb selbst Fichte in seiner letzten Zeit seiner Wissenschaftslehre aus dieser Ansicht manches zuzusetzen anfing. Auch sind aus Schellings Schule eine Menge der bedeutendsten und geistreichsten Männer hervorgegangen, welche die Schellingsche Philosophie nicht blos erläutert, sondern zum Theil auch auf andere Wissenschaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verschafft haben. Hieher gehören G. M. Klein (Beiträge zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des All, nebst einer vollständigen und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente, Würzb. 1805. Versuch, die Ethik als Wissenschaft zu begründen rc. Rudolst. 1811. — Man nennt ihn auch als Verfasser der oben angeführten Schrift: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand rc., welche zugleich als eine Art von Apologie der Schellingschen Philosophie angesehen werden kann); als Bearbeiter der eigentlichen Naturphilosophie Steffens, Troxler, Oken, Kielmayer, Windischmann, Schelver, Baader, Kieser, C. E. Schelling, Schubert, Fr. v. Walther, Weber; in andern Fächern Ast, Thanner, Rixner, Creuzer, Solger, Görres, Luden, Daub, Zimmer, Krause, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eigenen Weg gegangen ist. Vorzüglich aber hat Schellings Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geistreichen Forschung der Natur, vermöge deren man dieselbe mehr als organisches und lebendiges Ganze betrachtet und den innern Zusammenhang ihrer Erscheinungen erforscht hat, so wie zu vielen Entdeckungen in der Physiologie und Medicin mächtig beigetragen. Als philosophische Ansicht schließt sie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philosophie aufzulösen versucht hat und verbindet die philosophischen Wissenschaften aufs innigste. Doch ist ihr schwächerer, oder bis jetzt am wenigsten ausgebildeter Theil der der ethischen Philosophie, der stärkste die Naturphilosophie; und es wäre daher auch in dieser Hinsicht zu wünschen, daß Schelling sein längst versprochenes Werk, das seine Lehre im Zusammenhange enthalten soll, bald mittheilen möchte, so wie eine erschöpfende Prüfung seines Systems von einem ihm geistig verwandten Philosophen ebenfalls noch zu wünschen steht. Die Hoffnung zu dem erstern hat Schelling denen, die an einer so wichtigen Sache Theil nehmen, vor der Hand dadurch benommen, daß er sich gegenwärtig mit mythologischen Untersuchungen beschäftigt, welche sich seiner Ansicht anschließen sollen, wovon er zuletzt eine Probe in der Schrift: über die Gottheiten von Samothrace (Tüb. 1816) aufgestellt hat.

Schenkung (donatio) nennt man im Allgemeinen jede Handlung, wodurch jemand einem andern freiwillig und unentgeldlich etwas, sei es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im

engern Sinne wird blos die unentgeldliche Übertragung des Eigenthums einer Sache an einen andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen jemand einem andern ein erworbenes Recht unentgeldlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter Lebendigen (donationes inter vivos) erhalten, sobald die Annahme des Geschenknehmers oder Beschenkten (donatarius), welche im Zweifelsfall vermuthet wird, erfolgt ist, ihre Gültigkeit, und der Geschenknehmer hat das Recht, wenn der Zeilpunct der Übergabe des Geschenks da ist, dieselbe gerichtlich zu verlangen. Alle Schenkungen unter Lebendigen aber, die über 500 Solidos (tausend Speciesthaler) betragen, erfordern eine gerichtliche Untersuchung und Bestätigung, sonst werden sie, falls der geschenkte Gegenstand nicht schon übergeben ist, auf Verlangen des Schenkers (donator), seiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beschränkt. Ausgenommen hievon sind Schenkungen des Landesherrn und seiner Gemahlin, der Militärchefs an ihre Untergebenen, und solche Schenkungen, die zur Errichtung einer frommen Stiftung, oder zur Auslösung von Gefangenen gemacht sind. Außerdem werden hieher alle remuneratorischen Schenkungen, die blos zur Belohnung der Verdienste des Geschenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Lasten des Ehe- und Witwenstandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müssen; alle diese, welche man juristisch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Untersuchung und Bestätigung nicht. — Einfache Schenkungen (donationes simplices), im Gegensatze der qualificirten, welche in der Absicht, die Notherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht sind, können binnen fünf Jahren, nachdem diese die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beschwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Absicht muß aber bewiesen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall solcher Beschwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten sind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch seinen Tod aber werden sie bestätigt. Schenkungen, welche Eheleute sich einander zum Beweise ihrer Liebe machen, sind jedoch gleichgültig; nur darf das Geschenkte nicht in Grundstücken oder Geld bestehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn sie mit einem Eide bestätigt sind, und dies nicht in der bösen Absicht, einen dritten zu benachtheiligen, geschehen ist. — Schenkungen von Todes wegen (donationes mortis causa) sind solche, die nach der Absicht des Schenkers erst durch seinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache, oder das Recht erst nach seinem Tode übertragen werden sollen. Zu solchen Schenkungen wird in Rücksicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Testamentserrichtung erforderlichen Eigenschaften besitzt, daß der Geschenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor fünf Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geschenknehmers. Sie ist widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieser sich nicht verpflichtet hat, sie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Testament eingesetzte Erbe die Erbschaft nicht antritt, und also das Testament, welches die Erbeinsetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende stirbt, braucht der auf diese Weise Beschenkte fähig zu sein, gültig zu einem Erben eingesetzt zu werden.

Der Geschenknehmer von Todes wegen hat übrigens alle die Rechte, welche den Legatarien, oder den mit Vermächtnissen bedachten Personen zukommen. N. P.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scherif (arab. edel, heilig) bedeutet bei den Türken einen Mann von hoher Würde, und ist besonders ein Titel der Nachkommen Mohammeds von seiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden. — Desgleichen heißt Scherif eine türkische Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. werth. — S. auch Sheriff.

Scheuffelin oder Scheuffelein (Hans), ein geschätzter altdeutscher Maler. Sein Vater, Franz Scheuffelin, war ein Kaufmann, der 1476 sich in Nürnberg niederließ und ihn zu Albrecht Dürer in die Schule schickte, mit dem er auch in seinen Zeichnungen viel ähnliches hat. Hier soll Hans Scheuffelin auch (nach Doppelmayer) geboren sein. In Nördlingen finden sich einige schöne Werke von ihm, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi vorstellend, welche er unter Dürers Aufsicht gemalt hatte, und die Belagerung von Bethulia auf dem Rathhause daselbst al fresco und im deutschen Costüme gemalt. Er erhielt auch wegen seiner Kunst das Bürgerrecht in Nördlingen 1515. Die münchner Gallerie besitzt eine Grablegung des h. Johannes von ihm. Er soll, auf die ehrenvolle Aufforderung des Raths in Nürnberg an ihn, dahin noch einmal zurückgekehrt, später aber zu Nördlingen gestorben sein, zwischen 1539 und 1540. Sein Name ist auch in der Kunst der Holzschnitte berühmt, doch ist nicht erwiesen, was er eigenhändig verfertigt hat. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der ebenfalls Maler war.

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venetianischen Schule, gebürtig aus Sebenico, einer Stadt in Dalmatien, woher auch wahrscheinlich der Beiname Schiavone (Sclabonus). Er war geb. 1522, machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino (Mezzuola), und studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian. Die Grazie jenes Meisters und das Colorit dieser suchte er zu vereinigen. Aber die großen Massen von Helldunkel und ein weicher saftiger Pinsel waren ihm eigenthümlich. Indessen tadelt man an seinen feurigen Werken Mangel an Genauigkeit in der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. In Venedig und dem übrigen Italien, Frankreich, so wie in einigen deutschen Gallerien sind Werke von ihm zu sehen. (In der dresdner zwei heil. Familien, und ein Christus, von Arimathias und dem Engel gehalten.)

Schiboleth, ein Wort oder Ausdruck, woburch man verräth, daß man nicht zu einer gewissen Partei gehöre. Es war dies nämlich das Wort, welches zufolge der biblischen Erzählung (B. d. Richter, XII. 6.) die lispelnden Ephraimiter, auf die Anfrage der Gileaditer, nur Siboleth aussprechen konnten; dadurch verriethen sie sich, und wurden alsdann von diesen an dem Jordan sofort niedergemacht. Der so Erschlagenen waren damals 42,000 Mann.

Schicht (Joh. Gottfr.), Cantor und Musikdirector in Leipzig, einer der größten musikalischen Theoretiker und gründlichsten Kirchencomponisten Deutschlands. Er wurde am 29sten Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau geboren, und war eines Häuslers und Leinwebers Sohn. Des Vaters Schwester, welche ebenfalls an einen Häusler

und Leinweber verheirathet war, nahm ihn wegen des beschränkten Raums im älterlichen Hause schon im ersten Jahre seines Lebens zu sich. Beide gewannen ihn so lieb, daß sie ihn nicht wieder in das älterliche Haus zurückgaben. Nachdem er seinen ersten Unterricht von den beiden Schullehrern des Orts empfangen hatte, ward er auf das Gymnasium nach Zittau gebracht, wo er durch den Unterricht des Organisten und Musikdirectors, Joh. Trier, im Clavier- und Orgelspiel und im Gesang solche Fortschritte machte, daß dieser ihn zu seinem Adjuvanten beim Orgelspiel machte, und bei der Aufführung von Kirchenmusiken vorzüglich zu gebrauchen wußte. Indessen beschäftigte sich Schicht auch mit den Sprachen und Wissenschaften, und bezog nach neunjährigem Aufenthalte in Zittau 1776 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Hillers Anrathen aber gab er bald diesen Zweck auf, und widmete sich ganz der Musik, indem er nicht nur die besten theoretischen Werke dieses Fachs fleißig studirte, sondern auch einige Versuche in der Composition machte, und sich übrigens in der praktischen Musik eifrig ausbildete. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Leipzig war seine Tüchtigkeit in der letztern so anerkannt, daß man ihn als Concertspieler auf dem damals üblichen Flügel, und als Geiger bei der ersten Violine in dem damals in den drei Schwanen gehaltenen Concerte, so wie in den Hillerschen Übungsconcerten brauchte; in gleicher Eigenschaft ward er von 1781—85 bei dem darauf errichteten großen Concerte im Gewandhause in Leipzig angestellt. Während dieser Zeit machte er sich auch durch musikalischen Unterricht, besonders im Clavierspielen und im Gesang, unendlich verdient. Er besaß viele Fertigkeit und großen Umfang der Stimme, und bildete sich zum vorzüglichen Gesangslehrer auch dadurch aus, daß er viele der besten Sänger und Sängerinnen damaliger Zeit mit Aufmerksamkeit hörte, ja sich mit einer der vorzüglichsten, Dem. Valdesturla, welche gegen 1785 als ordentliche Concertsängerin angestellt wurde, verheirathete, in welcher Ehe er zwei Töchter zeugte, wovon die jüngere, noch lebende, eine der vorzüglichsten Dilettantinnen im Gesange ist. 1785 ward er zum Musikdirector bei letztgenanntem Concert erwählt. In demselben Jahre erhielt er auch die jedoch uneinträgliche Stelle eines Organisten und Musikdirectors an der neuen Kirche. Zur Aufführung größerer Musiken an beiden Orten bildete er sich aus Knaben dasiger Familien und Studirenden mit großem Fleiße einen eigenen Singchor, der, als er späterhin Cantor wurde, und den Thomanerchor zur Leitung übernahm, leider eingegangen ist. Die Freiwilligen dieses Chors, welche Lust und Fähigkeit äußerten, zog er vornehmlich durch unentgeldlichen Unterricht in Gesang und Harmonie an sich. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Von dieser Zeit an gab er den Privatunterricht im Clavierspielen und im Gesang auf, außer daß er die von ihm errichtete Singakademie noch einige Zeit dirigirte. Desto mehr wandte er seinen Fleiß auf Bildung des ihm untergebenen Chors, und Ausarbeitung derjenigen Kirchencompositionen, welche ihn als Componisten vornehmlich bekannt gemacht haben. Auch gab er bis in den letzten Jahren seines Lebens noch immer einigen fähigen Jünglingen, besonders aus dem Thomanerchor, z. B. dem talentvollen Reissiger, Unterricht in der Harmonie und Composition. Beim Unterricht fehlte ihm übrigens die Fähigkeit, die Regel klar und bestimmt herauszuheben, weshalb er mehr durch Beispiele lehrte, und seinen Schülern die Abstraction der

Grundsätze überließ. Aber diese Beispiele waren immer treffend und gründlich gewählt, so wie er überhaupt in Beispielen und drolligen Gleichnissen sich mitzutheilen liebte. Unter seinen theoretischen Schriften sind die Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechslungssysteme (Leipzig bei Härtel) und die Zusätze zu Pleyels und Clementis Clavierschule (Leipzig, Bureau de Musique) bekannt. Bei der gründlichen Theorie der Musik, welche Schicht besaß, und bei seiner vielseitigen Bekanntschaft mit der ältesten und neuesten musikalischen Literatur, von welcher auch seine seltene Bibliothek zeigt (die zum Besten der Kunst nie vereinzelt werden sollte), mußten sich auch seine Compositionen durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, gehörige Ökonomie und Kenntniß der Instrumentirung auszeichnen. Obwohl denselben der freie Schwung des Genius abgeht, der neue Bahnen bricht, und unwiderstehlich durch die Kraft des Geistes fortreißt, so fehlt ihnen doch, außer jenen formellen Eigenschaften, auch der Reiz der Rührung und Anmuth nicht; und wenn daher Schicht im Kräftigen wenigstens die Würde nie verletzte, und durch sorgfältige Berücksichtigung des Textes, welche ihm durch seine wissenschaftliche Bildung möglich war, wie durch die Kunst der Stimmenführung und des Contrapuncts fast immer interessirte, zuweilen auch erhebt; so gelingt es ihm dagegen überall, durch das Sanfte zu rühren, und durch eine natürliche, gefällige Melodie in Verbindung mit der fließendsten Behandlung der Unterstimmen das Herz anzusprechen; wovon besonders mehrere kleine Chöre und vierstimmige Sätze die deutlichsten Belege sind. Außer zwei frühern Oratorien von Rost: Die Feier der Christen auf Golgatha (Clavierauszug bei Härtel erschienen) und: Die Gesetzgebung auf Sinai, ferner zwei Cantaten von v. Rostiz-Jänkendorf: Preis der Dichtkunst, und: Häusliches Glück, nebst einigen Chören, die er früher für das Concert geschrieben, ist aus seiner frühern Zeit wenig bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens aber stammt sein treffliches Te Deum nach Klopstock, zur Jubelfeier der neuen Kirche, und ein anderes mit deutscher Parodie von Harder zur Jubelfeier der Universität Leipzig (1809) geschrieben, ferner sein bestes Werk, was ihn als Oratoriencomponisten unsterblich macht: Das Ende des Gerechten (von Rochlitz gedichtet, und nach seinem Tode 1822 in Partitur, welcher auch bald der Clavierauszug folgen wird, erschienen). Die Chöre dieses Oratoriums gehören zu seiner besten Arbeit, und vergebens versuchte er in zu weit vorgerücktem Alter dasselbe durch ein anderes (von Kunath gedichtetes) Oratorium: Die letzten Stunden des Erlösers, an Kraft und Glanz zu überbieten. Außer noch einigen Compositionen des Te Deum (zur Regierungsjubelfeier des Königs von Sachsen; eines Deutschen zur Jubelfeier der Reformation nach Dolz; eines nach Luther, und nach Witschel), mehreren Missen mit und ohne Orchesterbegleitung (eine zur Vermählung des Prinzen Friedrich) hat er gegen 42 Motetten, unter welchen 8 zweichörige, geschrieben. Darunter gehören zu den ausgezeichnetsten Compositionen dieser Gattung, und zu den vortrefflichsten Aufführungen des Thomanerchors, das Veni sancte spiritus mit Parodie von Michaelis (Leipzig bei Peters erschienen), und die bei Härtel erschienenen Motetten: Nach einer Prüfung kurzer Tage; Jesus meine Zuversicht; Meine Lebenszeit verstreicht; und der 100ste Psalm. Nicht minder bekannt ist sein mit großer Mühe ausgearbeitetes, wiewohl nicht ganz zweckmäßig eingerichtetes allgemeines Choralbuch, welches unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst componirte enthält (bei

Härtel), und die schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers und der Einsetzungsworte (bei Peters erschienen). Er starb nach einem verdienstvollen Wirken, am 16ten Febr. 1823, an der Wassersucht. In seinem Charakter war manches Sonderbare und Eigene, was sich besonders von der Zeit an, wo er ohne Familie lebte, stärker entwickelte. Er war nicht ohne wissenschaftliche Bildung, dagegen ging ihm die feinere gesellschaftliche Bildung ab. Gemachte Erfahrungen hatten ihn etwas mißtrauisch gemacht. Aber hinter einem barschen und oft eigensinnigen Wesen brach die reinste Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit immer wieder hervor.

Schicksal, s. Fatum und Vorsehung.

Schicksalstragödie. Diese Gattung des höheren Dramas (Trauerspiels oder Tragödie, vergl. d. Art.) ist in neuester Zeit durch den Mißbrauch, welcher von einigen mit der Idee eines unabweichlichen Verhängnisses im Leben getrieben worden ist, nicht ohne Recht in einigen Verruf gekommen. In Folge der, dem aufmerksamen Beobachter durch die ganze Geschichte, ja fast täglich im Leben sich darbietenden Bemerkung, daß die an sich freie moralische Willenskraft des Menschen dennoch oft gegen alle Berechnungen des Willens und des Verstandes unerwartet zu Schanden gemacht wird, konnte es nicht fehlen, daß der Gedanke an ein Fatum, Verhängniß oder Schicksal entstand, gegen dessen eiserne und unerbittliche Riesenkraft die Kraft des Menschen im Kampfe ohnmächtig zerstäubt, und so scheinbar das Erdgeborene gewissermaßen zum Sclaven einer unbegreiflichen, geheimnißvoll verschleierten, meist harten Willkür wird, welcher, nach den Ansichten des Alterthums, selbst die unsterblichen Götter gewissermaßen unterworfen sind. Diese Idee, die am höchsten in dem Begriff des Fatums, eben in jenem Alterthum ausgebildet war, dessen religiöse Ansichten in ihrer Allgemeinheit noch nicht die Läuterung einer höheren Gott- und Weltanschauung, wie sie das Christenthum aufstellt, erfahren hatten, ist aber keineswegs so zerdrückend und trostlos, wie sie auf den ersten Blick scheint; denn, wenn auch der Mensch dadurch eine Obmacht anerkennt, die in ihrem strengen, scheinbar rein willkürlichen Walten oft seines Seins beste Blüthen, ja ihn selbst zerdrückt, so bleibt ihm doch immer die Freiheit des männlichen Kampfes gegen dieselbe, in welchem er, selbst unterliegend, immer insofern Sieger werden kann, als es ihm gelingt, durch moralische Ausdauer entweder, oder durch großartigen Aufschwung aus der Nacht seines Verhängnisses noch in dem Augenblicke des Unterganges, sich und der Welt, oder auch nur sich allein, zu zeigen, daß ein Etwas in ihm lebt, welches kein Geschick, keine Macht, keine düstere Verkettung der Lebensschicksale zu vertilgen im Stande ist, und wodurch denn eben auch zugleich der unwidersprechlichste Beweis der wahren Gottabstammung der edleren menschlichen Natur geführt, und ein so von dem Geschick Geprüfter als leuchtendes Vorbild dessen, was rechte Kraft und rechter Wille vermögen, hingestellt wird. Diesen Kampf des Menschen mit dem Schicksal, in der Tragödie durch eine gegebene Handlung zu versinnlichen und somit das Walten jener dunklen Macht in einem bestimmten Bilde vor die Augen zu bringen, ist nun seit langen Zeiten schon die Aufgabe gewesen, welche sich viele Dichter dieses Faches gestellt haben, und die Lösung denn nach den verschiedenen Fähigkeiten, und nach der mehr oder minder großartigen Lebensansicht jedes einzelnen ausgefallen. Während einige jener poetischen Geister, deren es in allen Zeiten und allen Ländern immer nur wenige gab, dahin gelangten, in ihren Gebilden dem Zuschauer

jenes erhabene und selbst in seinen schrecklichen Wirkungen noch immer Ehrfurcht gegen die im Hintergrund fest und unverrückt in ihrer Größe, Gerechtigkeit und Liebe dastehende Gottheit, erregende Schicksal waltend vorzuführen (welche Idee dann, so ausgeführt, auch keineswegs den Begriff der Christlichkeit und des Christenthums in seinem höchsten Sinne ausschließt), verloren sich andere, minder tief in das eigentliche Wesen der Schicksalsidee Eingedrungene, oder wohl gar das Ganze höchst seltsam und verkehrt Auffassende in eine Abart, deren Aufstellung gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was eigentlich erzielt werden soll: Erhebung des sittlichen Gefühls nämlich. Denn, während der Kampf einer starken menschlichen Natur mit einem, wenn auch harten und strengen, doch großartigen Geschick nothwendig das sittliche Gefühl durch die Betrachtung und Hinweisung sowohl auf die innere Kraft des Menschen, als auch auf die Freiheit — vermöge welcher es jedem gegeben ist, bei rechtem Wollen, sich sittlich unabhängig von den Launen einer dunklen, alles niederbeugenden Übermacht zu stellen — erheben muß, und also der Fall eintritt, daß das Schicksal durch die Kraft dessen, den es mit seinen Streichen zermalmt, doch zugleich gezwungen wird, ihn zu adeln: so kann nur das Abhängigmachen des moralisch ewig freien Menschen von einem Fatum, welches blos aus reiner Willkür (gleichsam aus dem tel est notre plaisir), ohne eine höhere leitende Idee, nach despotischem Gutdünken schaltet und waltet, das sittliche Gefühl beleidigen und beugen. Letzteres ist nun in neueren Zeiten ganz besonders und größtentheils mit aus der betrübten Sucht, sich a tout prix auszuzeichnen, geschehen und die Mißgriffe, welche einige große Köpfe, verleitet von einer augenblicklichen falschen Ansicht des Wesens von Tragödie, in der Wahl und Bearbeitung ihrer tragischen Stoffe begingen, haben seitdem daher immer jenen kleinlich fatalistischen Welt- und Lebensansichten zum Schilde dienen müssen, die uns jetzt häufig in der Tragödie für das gewaltige Walten eines erhabenen Verhängnisses verkauft werden. Im classischen Alterthum war jede Tragödie, nach den von uns am Eingang erwähnten Ideen vom Schicksal, eine Schicksalstragödie, d. h. eine Darstellung des Kampfes zwischen der freien menschlichen Wollens- und Willenskraft mit jener geheimnißvollen, den Blicken der Sterblichen verschleierten Macht, die scheinbar (aber auch nur scheinbar) willkürlich und zufällig sich dem Menschen auf seinen Wegen entgegendammt und ihn so fühlen läßt, daß er bei aller Freiheit des Handelns dennoch ein durch eine ewige, seinem Auge indeß nicht immer faßliche und begreifliche Weltordnung gebundenes Wesen ist. In neuerer Zeit wurde dies indeß in der Tragödie anders. Nicht allein in den großen Ereignissen des Lebens, wo die Nemesis als Richterin und Ausgleicherin des Geschehenen durch den Gang der Begebenheiten gewissermaßen sichtbar einschreitend zu bemerken ist, und nicht allein in dem der Schicksalsidee sehr verwandten Kampfe großartiger und heroischer Leidenschaften mit den Bedingnissen des Erdenlebens glaubte man mehr die Stoffe suchen zu dürfen, geschickt, um durch Darstellung des Leidens und Kämpfens eines Einzelnen, oder Einzelner, das Mitgefühl und die moralische Kraft der Zuschauer zu erregen und zu heben, sondern auch in dem engen Kreis des bürgerlichen und Familienseins. Hierdurch entstand aber eine neue Gattung von Tragödien, oder, hier richtiger gesagt, Trauerspielen, indem in dieser, der Natur der aufgestellten Verhältnisse nach, mehr der Kampf des Lebens mit den Neigungen, als der mit dem Geschick,

hervortrat, wodurch denn zwar auch allerdings viel Rührung erweckt wurde (die sich meist in wehmüthigen Thränen über die Härte der bürgerlichen Verhältnisse, wenn sie in Conflict mit den Wünschen des Herzens oder den individuellen, oft sehr subjectiven Ansichten des Lebens treten, offenbarte), aber keineswegs jenes großartige, die Seele zu höherem Standpunct hinaufhebende Gefühl, welches die Betrachtung des Unterganges einer großen Natur unter der Ungunst der Götter, der Sterne, des Schicksals, des Verhängnisses, oder wie man es sonst nennen will, erzeugt. Dieser ersten Abirrung von dem Wesen der höheren Tragödie in die einseitige Gefühlsanregung des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels folgte indeß bald eine zweite, die dadurch noch übler wurde, daß sie theils nicht allein das (gesunde) Gefühl zermartert, sondern auch nebenher den erhabenen Standpunct der Schicksalsidee im Welt- und Menschenleben verrückt und statt jenes großartigen Verhängnisses, welches nach dem treffenden Ausspruch des Dichters, „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," einen Popanz gibt, welcher, wollte man ihn als wahr annehmen, die Gottheit in dem gehässigsten Lichte darstellen und alle moralische Freiheit des Menschen vernichten würde. Beweis hiervon sind ohne weitere Auseinandersetzungen die Grundideen in den Trauerspielen: die Schuld, die Ahnfrau und die Februare, Productionen, welche, aller Sophismen und Selbstanpreisungen eines ihrer Verfasser ungeachtet, unverkennbar den Stempel einer ganz mißverstandenen oder geflissentlich verkehrten Weltansicht ihrer Autoren an sich tragen und, in rein ästhetischer Hinsicht betrachtet, kein anderes Verdienst als das negative haben, zu zeigen, nämlich wie man mittelst Talents und zum Theil auch poetischen Geistes dahin gelangen kann, eine Tragödie zu schreiben, wie sie nicht sein soll. Dieses unbestreitbare Verdienst, welches sich denn nun die Verf. der genannten Sachen in neuester Zeit erworben haben, ist denn auch schon ziemlich allgemein anerkannt — und wird es immer noch mehr werden — hat aber auch eben dadurch zugleich den Namen „Schicksalstragödie," wie Eingangs bemerkt, gewissermaßen in Verruf gebracht, was jedoch, sobald man dabei dies Wort in seiner ganzen Begriffsausdehnung nehmen wollte, unrecht sein würde, da nicht allein die größten tragischen Meisterwerke des classischen Alterthums, sondern auch mehrere der besten Dichtungen Shakspeares (ein Lear, Makbeth rc.), Schillers (Wallenstein z. B.), Göthes (Iphigenia) u. a. ächte, die Idee eines großen tragischen Schicksals versinnlichende Schicksalstragödien der edelsten Art sind. Wie und wodurch aber besonders mit die verfehlte und kleinliche Ansicht der ewigen Weltordnung und des menschlichen Verhängnisses in der neuesten Zeit so angeregt worden ist, also, daß die jetzigen fatalistischen Schicksalstragödien nur als carikirte Fortsetzungen eines gegebenen unerfreulichen, aber dessen ungeachtet immer geistreichen und hochpoetischen Impulses betrachtet werden müssen, dies sehe man weiter ausgeführt in dem Artikel: Deutsche dramatische Dichter in der 3ten Lieferung der neuen Folge dieses Lexikons.

Schiebeler (Daniel), ein bekannter Dichter, 1741 zu Hamburg geboren, erhielt seine erste Bildung von Privatlehrern. Das Lesen von Romanen und Schauspielen, so wenig es seinem jugendlichen Alter angemessen sein mochte, erregte den Wunsch in ihm, die neuern Sprachen zu lernen, und schon im 20sten Jahre verstand er französisch, englisch, italienisch und spanisch, und machte späterhin selbst dichterische Versuche in diesen Sprachen. Der Unterricht, den

er auf dem Gymnasium und Johanneum zu Hamburg erhielt, wirkte auf seine sittliche und poetische Ausbildung vortheilhaft. Blos der hergebrachten Nothwendigkeit wegen, sich zu einer der drei Facultätswissenschaften zu bekennen, ging er 1763 nach Göttingen, um die Rechtswissenschaften zu studiren, verwandte aber dort seine meiste Zeit auf das Studium der schönen Literatur. 1765 ging er nach Leipzig. Er schrieb hier mehrere Nachspiele und andere dramatische und musikalische Gedichte, besonders aber seine Romanzen, die mit Melodien (von Hiller) 1767 zuerst herauskamen. Dies sind unstreitig die besten seiner dichterischen Erzeugnisse, und sie gehören noch immer zu den deutschen Meisterstücken in dieser Dichtungsart. Nachdem er 1768 zu Leipzig Doctor geworden war, ging er nach Hamburg, wo er ein Canonicat am Domcapitel erhielt, und vergnügt und glücklich mit seinen Freunden, besonders mit Ebeling und dem Buchhändler Bode, lebte. 1770 gab er eine Sammlung seiner Poesien unter dem Titel: Musikalische Gedichte von S., heraus, die er Metastasio zueignete, der ihn dafür mit Lobsprüchen überhäufte. Er starb an der Auszehrung 1771. Eschenburg hat eine vollständige Sammlung seiner Werke unter dem Titel: Daniel Schiebelers auserlesene Gedichte (Hamburg 1773, 8.), herausgegeben. In dieser sind außer einem Lehrgedichte, Heroiden, Sinngedichte, lyrische Gedichte geistlichen und weltlichen Inhalts, Romanzen und Epigramme enthalten. Sein Herz war für weiche Empfindungen geschaffen, und Reize des Körpers und des Geistes rührten ihn auf das lebhafteste.

Schiedsmann heißt ein Vermittler, dessen Ausspruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die Annahme blos von ihrem Belieben abhängt. **Schiedsrichter** (Compromissarius) hingegen ist ein Vermittler, der von streitenden Parteien zur Entscheidung ihrer Sache unter der Bedingung, daß sie sich seinem Ausspruche (laudum) unterwerfen wollen, gewählt ist. (S. **Compromittiren.**)

Schiefe der Ekliptik wird, wie bereits im Art. **Ekliptik** gesagt worden ist, der Winkel genannt, unter welchem sich Ekliptik und Äquator schneiden. Die Sphärik lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von zwei größten Kreisen durch ihre schiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten größten Kreises mißt, welcher so gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Puncten, wo sie am weitesten von einander abstehen, rechtwinklig durchschneidet. Diese Durchschnittspuncte fallen 90 Grad von den Puncten entfernt, in welchen sich Äquator und Ekliptik schneiden, d. h. in die Solstitialpuncte. Schon im Alterthum hat man die Schiefe der Ekliptik zu messen gewußt. Nach Plinius fand sie Anaximander zuerst; nach Gassendi hat sie schon Thales bestimmt. Die berühmteste Messung im Alterthum ist die Messung des Pytheas zu Massilien. Er fand sie 350 J. vor Chr. 23° 49′ 23″. Hundert Jahre später soll sie nach Ptolemäus Bericht Eratosthenes 23° 51′ 20″ gefunden haben. Nachher bestimmen mehrere die Schiefe der Ekliptik bis auf unsere Zeiten, und merkwürdig ist es, daß die spätern Beobachter sie fast übereinstimmend mit der Ordnung ihres Alters immer geringer gefunden haben. Die letzten Bestimmungen sind von Cassini 23° 28′ 35″, von La Caille 23° 28′ 19″, von Bradley 23° 28′ 18″ und von Mayer 23° 28′ 16″. In Betreff der allmähligen Abnahme der Schiefe der Ekliptik nehmen die berühmtesten Astronomen unserer Zeit, z. B. La Lande, an, daß sie ununterbrochen fort-

schreite. Louville bestimmte sie für jedes Jahrhundert auf 1′, La Caille auf 44″ und La Lande auf 33″. Mehrere Physiker der neuesten Zeit haben damit die Vermuthung in Verbindung gebracht, daß die Ebene der Ekliptik mit der Ebene des Äquators ehedem zusammengefallen sei; daß nachher ein Stoß von einem Kometen oder eine mächtige Revolution auf der Erde der Axe derselben die schiefe Richtung gegeben habe; daß nunmehr schon seit Jahrtausenden die Erdaxe ihrer ursprünglichen Lage wieder entgegenrücke, und nach 198,000 Jahren abermals in dieselbe gelangen werde. La Place dagegen hat mit Hülfe der Analysis zu zeigen gesucht, daß dies nie geschehen werde, sondern daß die Abnahme der Größe des Winkels blos von einer periodischer Wirkung der übrigen Planeten herrühre, und daß ihr höchstes Maß sich nicht über 1° 48′ erstrecken könne. Nur ein langer Zeitraum wird verstatten, Beobachtungen anzustellen, die hierüber etwas Näheres bestimmen lassen. — Außer dieser bisher betrachteten Veränderung ist die Schiefe der Ekliptik oder, was einerlei ist, die Lage der Erdaxe gegen diese, noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher sie abwechselnd 9 Jahre wächst und 9 Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterschied 18″ beträgt.

Schiefer oder Schieferstein ist ein gemeines, sehr weit verbreitetes Mineral von verschiedener Beschaffenheit. Eigentlich heißen alle grobblättrige Steine, die sich in platte, undurchsichtige Tafeln spalten lassen, Schiefer. Es gibt Kalk- und Thonschiefer. Dieser letztere ist von doppelter Gattung, nämlich Schieferthon, welcher meistentheils eine rauchgraue, ins Schwarze laufende Farbe hat, auf dem Bruche schiefrig, scheibenförmig ist, und zum Theil an die Zunge klebt. Besonders thut dies der aschgraue Schiefer in der Nähe der Wolga, aus welchem die Lowitzschen Hygrometer verfertigt werden. Sehr oft enthält der Schieferthon Kräuterabdrücke und heißt dann Kräuterschiefer. Der Schieferthon bildet ganze Flötze, und findet sich gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlenflötze. Wenn er von Erdharz durchdrungen ist, brennt er mit Harzgeruch, und wird Brand- oder Kohlenschiefer genannt. Manche Arten gehen in Thonschiefer über, welches die andere Gattung dieses erdigen Minerals ist. Die Hauptfarbe des Thonschiefers oder Laiensteins, auch Wacke genannt, ist grau, und geht durch viele Abstufungen ins Schwarze und Schwarzblaue über. Zum Theil zeigt er rothe und weiße Streifen und Flecken. Manche Arten dieser Gattung glänzen fast wie Seidenstoffe. Auf dem Bruche ist dieser Schiefer theils geradblättrig, theils wellenförmig, sein Korn von sehr verschiedener Feinheit, und der Strich grauweiß oder aschfarben. Außer der Grunderde, welche in verhärtetem Thone besteht, hat er auch häufig andere erdige und metallische Minerale bei sich, woher die verschiedenen Abänderungen entstehen. Wegen des beigemischten Erdharzes fängt er leicht Feuer. In der Hitze verändert er seine Farbe, und schmilzt zu einem leichten, schaumartigen, auf dem Wasser schwimmenden Glase. Er ist härter als der Schieferthon, und läßt sich besser in Tafeln spalten. Nach der verschiedenen Feinheit seines Korns und seiner sonstigen Beschaffenheit führt er verschiedene Namen, z. B. Probirstein, Tafelschiefer, Dachschiefer; nach den fremden beigemengten Mineralien heißt er Kieselschiefer, Glimmerschiefer u. s. w. Eine ganz besondere Spielart ist die schwarze Kreide, welche, da sie weich ist und abfärbt, zum Zeichnen dient. — Die Metallschiefer gehören zu den

Erzen und nicht hieher. — Der Thonschiefer findet sich in den Ganggebirgen und in den Flötzen. Seine Lage und Schichten, und die Abdrücke von Pflanzen, Fischen u. s. w. zeugen dafür, daß er im Wasser entstanden sein müsse. Man gewinnt den Schiefer überhaupt, besonders den metallischen, bergmännisch, sprengt in den Brüchen große Blöcke aus, fördert ihn zu Tage, und zerschneidet denjenigen, der zu Tafeln gebraucht werden soll, so lange er noch feucht ist, mit stählernen Werkzeugen. Den eigentlichen Thonschiefer benutzt man vorzüglich zu Rechentafeln, Rechenstiften, Tischplatten, wenn er von feinem Korn ist, den gröbern aber zum Dachdecken. Man findet beide Arten in mehreren Gegenden Deutschlands von verschiedener Güte. Ein gutes Schieferdach steht nicht selten 100 Jahre, ohne sonderlicher Ausbesserung zu bedürfen. Nur muß der Schiefer, ehe er zu Dächern gebraucht wird, vorher untersucht werden, ob er nicht leicht im Feuer zerspringt, und ob er im Wasser einfrieren kann, ohne zu zerbersten. Beide Eigenschaften sind zum guten Schieferdache nothwendig. Doch ist bei Feuersbrünsten jedes Schieferdach gefährlich, da auch der beste Schiefer wegen des beigemischten Erdharzes Feuer fängt, fortfliegt und das Feuer weiter verbreitet. Die Schieferasche, die man durch das Zerkleinen des Abganges erhält, ist ein Düngungsmittel für Weinberge.

Schierling (cicuta). Mit diesem Namen belegt man verschiedene Pflanzen, welche giftartige Wirkungen haben, vorzüglich aber das conium maculatum, ein zweijähriges Doldengewächs, welches an den meisten schattigen, feuchten Orten wild wächst. Die Blätter sind groß, glatt und gefiedert, auf der obern Fläche dunkelgrün und etwas glänzend, auf der untern blaßgrün. Gerieben geben sie einen eigenthümlichen, widrigen Geruch, der bald mit dem der Moose, bald mit dem des erwärmten Kupfers verglichen wird. Der Geschmack ist süßlich, scharf und ekelhaft. Der Stengel ist grün, rund, hohl, glatt, gefurcht und mit rothen oder bräunlichen Flecken besprengt. — Die Ähnlichkeit mit der Petersilie veranlaßt oft nachtheilige Verwechselungen, und die dadurch erregten Zufälle, welche bisweilen, jedoch selten, tödtlich verlaufen, sind: Verdunkelung des Gesichts, Schwindel, Kopfschmerz, ein wankender Gang, Ängstlichkeit in den Präcordien, Magenkrampf, Trockenheit des Halses, brennender Durst, Aufstoßen, Erbrechen eines grünen Stoffs mit Überbleibseln der Speisen, die Respiration ist frequent, unterbrochen, Ohnmachten, Lethargien, Kälte der Extremitäten folgen. Bisweilen hat man auch wüthende Delirien und Epilepsien eintreten sehen. — Bei Leichenöffnungen fand man die gewöhnlichen Wirkungen der Gifte, Entzündung im Magen, Darmcanal und andern Organen; das Herz schlaff, die Höhlen desselben mit schwarzem, flüssigen Blute angefüllt, die Harngefäße von Blut überfüllt. Seit Plinius hat sich die Meinung erhalten, daß in dem Giftbecher, den Sokrates geleert, Schierlingssaft sich befunden habe; vergleicht man jedoch die obigen Symptome mit denjenigen, welche nach Plato dem Tode des Sokrates vorhergingen, so wird diese Meinung sehr unwahrscheinlich. Bei der Vergiftung mit Schierling muß man zuerst und zwar sobald als möglich, Erbrechen zu erregen suchen. Alsdann werden schleimig säuerliche Mittel empfohlen; die Nachkrankheit ist nach den Regeln der Kunst zu beseitigen. — Als Arzneimittel wird die Cicuta in vielen lymphatischen und nervösen Krankheiten mit Nutzen gebraucht; ja selbst gegen Skirrhen und Krebs wird sie empfohlen.

Schießpulver ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Holzkohlen. Am frühesten sollen, wenn man den Erzählungen der Missionäre und den prahlerischen, übertriebenen Angaben der eigenen Geschichtschreiber trauen darf, die Chinesen das Schießpulver und dessen Anwendung gekannt haben. Vielleicht kam es von da zu den Arabern, denn schon 1331 brauchten die Mauren vor Alicante, 1342 zu Algeciras entschieden, 1250 die Araber vor Damiata wahrscheinlich, und 1085 in einem Seetreffen vielleicht eine dem Schießpulver ähnliche Mischung. Bei den europäischen Nationen sind die Spuren dieser Erfindung noch älter; denn das griechische Feuer, welches zuerst 668 gebraucht wurde, muß, da es Steine aus metallenen Röhren schleuderte, mindestens Salpeter mit Pech, Naphtha &c. gemischt enthalten haben. Gewisse Spuren der Bekanntschaft der Europäer mit der chemischen Mischung des Pulvers findet man zuerst in einem im 9ten Jahrh. verfaßten, auf der Universität zu Orford aufbewahrten Buche des Marcus Gracchus, der die Zusammensetzung ganz richtig angibt; auch Roger Baco (st. 1294) kannte die Kraft des Salpeters, entzündet ein donnerähnliches Geräusch hervorzubringen. Als Entdecker der Kraft des Pulvers, eingeschlossen und entzündet, schwere Körper fortzutreiben, gibt die Sage bekanntlich den Mönch Berthold Schwarz an, der zwischen 1290 und 1320 zu Mainz gelebt haben, bei alchymistischen Versuchen die Mischung in einen Mörser gethan, und als zufällig ein Funken in denselben fiel, zu seinem Erstaunen die Mörserkeule in die Luft geworfen gesehen haben soll; andere Sagen nennen den Constantin Antlitz zu Cöln als Entdecker. Wie dem auch sei, zum Kriegsgebrauch verwendet, kommt das Pulver vor dem J. 1350 schwerlich vor, und was man von Kanonen in der Schlacht von Crecy (1346), von Poitiers und noch frühern spricht, beruht auf der mehrfachen Bedeutung des Wortes Canon. 1356 verrechnete indessen die Kämmerei zu Nürnberg Pulver, 1360 brannte das lübecker Rathhaus durch die Unvorsichtigkeit der Pulvermacher ab, und 1365 hatte schon der Markgraf von Meißen Geschütz. Wenige Jahre darauf war es in ganz Europa bekannt. Dadurch, daß sich diese ersten Spuren in Deutschland zeigen, widerlegen sich die Behauptungen anderer Nationen, die die Ehre der Erfindung den Deutschen streitig machen wollen, am besten. — Das Verhältniß der einzelnen Bestandtheile des Pulvers bei der Mischung ist verschieden: in den preußischen Pulvermühlen werden 75 Theile Salpeter, 11½ Theile Schwefel und 13½ Theile Kohle genommen; in den französischen 75 Theile Salpeter, 12½ Theile Kohlen, 12½ Theile Schwefel. Bei der Fabrication, die auch auf sehr verschiedene Art geschieht, kommt das meiste auf die Güte der Bestandtheile an. Der rohe **Salpeter** (s. d. Art.) wird gebrochen, d. h. angefeuchtet über gelindem Feuer so lange abgeschäumt und mit großer Kraft umgerührt, bis alle Feuchtigkeit verdunstet und der Salpeter in Gestalt eines feinen Staubes zurückbleibt. Auch der gut geläuterte Schwefel wird pulverisirt. Die Kohle wird von dem Faulbaum, der Erle oder anderem sehr weichen Holz oder Strauchwerk, z. B. Hanfstengeln, genommen, in einem verschlossenen Raum mit großer Sorgfalt gebrannt und auch zu Staub zerrieben. Diese drei Bestandtheile werden angefeuchtet, unter eine Stampf- oder jetzt gewöhnlicher unter eine Walzmühle gebracht, wo sich zwei metallene oder besser marmorne Walzen um eine vertical befestigte hölzerne Säule drehen, und die auf einer runden Scheibe von gleichem Stoff

liegende Mischung zermalmen. Andere Mühlen bewirken diese Zermalmung durch mehrere große, sich auf einer Metallplatte drehende eiserne Läufer, nach Art der Malerreibsteine, oder durch schnelles Umdrehen in Tonnen, in denen sich metallene Kugeln befinden. Ist die Mischung sechs bis acht Stunden unter der Mühle irgend einer Art gewesen, und sind die einzelnen Theile also so verbunden worden, daß sie nur ein gleichartiges Ganze bilden, so preßt man den noch nassen Satz mittelst eines hölzernen Cylinders durch ein Sieb mit pergamentenem durchlöcherten Boden, wodurch das Pulver gekörnt wird. In andern Pulvermühlen geschieht dieses Körnen, indem man das Pulver zwischen Bretern zu Kuchen drückt, und dann eine geriefte Walze zweimal darüber gehen läßt. Hierauf wird das Pulver in Trockenhäusern auf Bretern ausgebreitet und bei starker Ofenhitze zwei Tage lang getrocknet. Um Entzündungen zu vermeiden, ist der Ofen mit Lehm gut verstrichen, und mit einem kupfernen Mantel umgeben. In neuerer Zeit geschieht das Trocknen zuweilen auch durch Dämpfe. Zuletzt wird das Pulver sortirt, indem es durch mehrere Siebe (Fegen), wo in dem ersten mit ganz weiten Öffnungen nur das ganz unbrauchbare, in dem zweiten engern das Kanonenpulver, in dem letztern feinsten, das Musketenpulver zurückbleibt, getrieben wird. Das fertige Pulver wird in eichenen Tonnen verpackt. Um Unglück zu vermeiden, brauchen die Engländer neuerdings kupferne Tonnen hierzu, deren Deckel aufgeschraubt wird. — Gutes Pulver muß ein schieferfarbenes, gleiches, rundes, reines Korn, und zerrieben gleiche Farbe haben, auch weder auf der Hand, noch auf dem Papiere Schwärze zurücklassen. Entzündet muß es schnell zusammenbrennen, nicht prasseln und auf Papier keine Brandflecke zurücklassen. Auf der Zunge muß es stark kühlen. Um die Stärke zu probiren, wirft man metallene genau passende Kugeln aus einem kleinen Mörser; die Wurfweite zeigt die Stärke des Pulvers an. Eine ähnliche Probe, wo das Pulver den Deckel eines kleinen Mörsers und mit ihm ein Rad, das in eine Stahlfeder eingreift, zurückwirft, und wo die Stärke durch den Zahn, mit dem jenes Rad in die Feder eingreifend stehen bleibt, bestimmt wird, ist unsicher, indem die Stahlfeder durch den Gebrauch erschlafft. — Bei der Aufbewahrung des Pulvers muß Feuchtigkeit und Feuer gleich sorgfältig abgehalten werden. Das zu Militärzwecken bestimmte Pulver wird daher in leicht gebaute, mindestens tausend Schritte von jeder Wohnung entfernte, mit Blitzableitern versehene, mit Wall, Graben und Pallisaden umgebene Gebäude, wo eine Schildwache die Annäherung jeder Feuer oder Feuer erregende Dinge bei sich tragender Person verwehrt, niedergelegt. Diese Gebäude enthalten Öffnungen zu freiem Luftzuge; die Fässer kommen auf eine hölzerne Unterlage von der Wand entfernt zu stehen, und das Pulver wird alle 1 — 2 Jahre gesonnt und getrocknet. Muß man das Pulver an feuchten Orten, z. B. in Festungen in Casematten, aufbewahren, so belegt man die Wände mit Bleiplatten und stellt in der Mitte ein mit ungelöschtem Kalk gefülltes Gefäß auf, wo die Feuchtigkeit der Luft durch den sich selbst ablöschenden Kalk angezogen wird. — Bei Pulvertransporten wird die Gefahr durch aufmerksame Aufsicht auf das Durchstäuben der Fässer am besten vermieden. Daß hierbei die Wagen und Schiffe wasserdicht sein müssen, versteht sich von selbst. Völlig sichert man das Pulver gegen Nässe, wenn man erst das Faß und dann den sackleinenen Überzug in geschmolzenes Pech taucht. Solche Fässer kann man Wochen lang

ins Wasser hängen, ohne daß das Pulver im mindesten an Stärke verliert. — Die Wirkungen des entzündeten Pulvers sind bekanntlich fürchterlich und wahrhaft wunderbar. Ganz offen im Freien aufgeschüttetes Pulver verpufft entzündet ohne Knall und Wirkung. In einem Zimmer frei niedergelegt, drückt eine gewisse Menge Pulver nur die Fenster ein, und eine nicht größere zerschmettert eben dort in einer Bombe verschlossen und entzündet das ganze Haus. Graf Rumford lud in einen Mörser $\frac{1}{16}$ Loth Pulver, setzte auf denselben ein 8081 Pf. schweres, 24pfündiges Kanonenrohr, verschloß sodann alle Öffnung möglichst hermetisch und entzündete die Ladung, die nun mit fürchterlichem Knall den Mörser sprengte und das Rohr abhob. Woher solche und ähnliche Wirkungen kommen, hat noch kein Chemiker genügend erforscht; die meisten Erklärungen sind nichts als weitläuftige Umschreibungen der schon bekannten Thatsachen. Die beste Erklärung ist, daß bei der Entzündung aus dem Salpeter der in fester Form befindlich gewesene Stickstoff und Sauerstoff und aus den Kohlen der Kohlenstoff in Gasform verwandelt frei werden und vermöge der Ausdehnungskraft aller Gase vielmehr Raum als früher einnehmen. Sie streben nun, die Gegenstände, welche diese große Ausdehnung hindern, zu beseitigen, und diese Neigung wird noch durch die Glühhitze, welche die Gase erzeugten, bedeutend vermehrt. Endlich wirken noch die eingeschlossenen Dämpfe (man denke an die Dampfmaschinen) in gleicher Art, ohne jedoch, wie Rumford fälschlich meint, die einzige Ursache der Erscheinung zu sein. Pr.

Schießscharten sind in die Brustwehr gemachte Einschnitte, um dadurch, gegen das feindliche Feuer gedeckt, mit Geschütz zu feuern. Sie sind so hoch von der Erde, daß das Rohr bequem an die Öffnung gebracht werden kann, also 3¼ Fuß für den preußischen Sechs-, 3½ Fuß für den Zwölfpfünder. Diese Höhe heißt die Kniehöhe. Die Seiten der Schießscharte werden mit Faschinen oder Flechtwerk, besser mit Rasen verkleidet, und Backen genannt; die untere Fläche, die mit der Krone der Brustwehr parallel läuft, heißt die Sohle; die innere Weite beträgt 14—18 Zoll, die äußere muß wenigstens 5—6 Fuß betragen, weil sonst der Pulverdunst die Bekleidung zerstört. Hat das Geschütz, wie oft in Festungen, bei Bestreichung von Engpässen rc., eine festbestimmte Richtung, so ist diese äußere Weite hinreichend; soll es aber, wie gewöhnlich in der Feldbefestigung, das ganze vorliegende Feld bestreichen, so öffnet man die Scharte außen 8—9 Fuß; eine größere Weite würde die Brustwehr zu sehr schwächen. Das zwischen zwei Scharten stehen bleibende Stück Brustwehr heißt die Schartenzeile, Merlon; dessen gewöhnliche Länge beträgt 18 — 20 Fuß, ist sie geringer, so leidet das Merlon zu leicht vom feindlichen Kanonenfeuer, und das eigene Geschütz kann wegen zu großer Annäherung nicht bequem bedient werden. Um noch mehr gedeckt zu sein, blendet man die Schießscharte, d. h. man befestigt eine Faschine, Schanzkorb oder Wollsack über derselben; bedarf man aber gar keiner Deckung, so ist es allerdings besser, ganz ohne Scharten über Bank zu feuern, wo es schneller und nach mehrern Richtungen geschehen kann. — Die auf angegebene Weise erbauten Scharten erfüllen den Zweck: das Feld vor einer Verschanzung bis an den Grabenrand wirksam bestreichen, und sonach des Feindes Annäherung hindern zu können. Bei den Ricochetbatterien, welche diesen Zweck nicht haben, indem aus ihnen nur ein entferntes feindliches Werk mit Ricochets (Schleuderschüsse mit schwacher Ladung) bestri-

chen werden soll, findet daher auch eine andere Bauart statt, die mehr auf die Deckung der Bedienung des Geschützes berechnet ist. Die äußere Öffnung beträgt nur das oben angegebene kleinste Maß, und die Schartensohle senkt sich nicht nach außen, sondern nach innen. So werden sie überall angelegt, wo der Angriff des Feindes nicht leicht zu befürchten, oder auf andere Weise abzuschlagen ist, z. B. in der ersten Parallele, wo sie durch deren Besatzung, und oft auch durch kleine eigens gegen Ausfälle bestimmte Batterien hinlänglich gedeckt werden.

Schiff und Schiffbaukunst. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines Schiffs die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Seegebäude zu geben, oder die eigentliche Schiffzimmerkunst ist ein Theil der Technologie, und beruht auf der wissenschaftlichen (aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten) Untersuchung der Eigenschaften eines Schiffs, insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Diese Untersuchung selbst ist die Aufgabe der Schiffbaukunst. Sie und die Schifffahrtskunde (auch Steuermannskunst, englisch navigation, französisch le pilotage genannt), welche nach den Grundsätzen der Arithmetik, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondere, und mittelst des geschickten Gebrauchs der nautischen Instrumente (als da sind der Kompaß, das Log [s. Schifffahrtskunde], einige Instrumente zur Höhenmessung, ein Reißzeug), der Seemannstafeln und Seecharten, sowohl den bereits zurückgelegten Weg eines Schiffs kennen, als den Weg desselben an den Ort seiner Bestimmung finden lehrt, machen den ersten Haupttheil der Seewissenschaften aus, deren zweiter Haupttheil die sogenannte Seemannschaft, oder die zur Bewegung (Regierung, Manoeuvre) des Schiffs unter allen Umständen erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten begreift. (Vergl. die Art. Schifffahrtskunde und Seemannschaft.) Es ist hier nicht der Ort, über das Schiff — das kühnste, sinn- und kunstreichste menschliche Bauwerk — wissenschaftliche Betrachtung anzustellen, noch in die Geheimnisse der analytischen Theorie von dem Mechanismus der beiden Schwerpuncte einzudringen, wie der Druck des Schwerpuncts des Wasserraums aufwärts, und der des Schwerpuncts des Schiffs auf den Kiel senkrecht wirkt, beide aber vereinigt streben, die auf den Kiel senkrecht fallende Linie lothrecht zu stellen. Eben so wenig gestattet es der Raum, das zaubervolle Gemälde des Neptunischen Lebens — seit Geßners erstem Schiffer bis zu Esmenards (s. d. Art.) Gedicht über die Schifffahrt — hier aufzustellen, und alle Theile des Schiffs vom Kiel an, auf den Rahen und Stengen, bis zur Bramstenge zu durchlaufen, oder nach Röding (Verfasser des allgemeinen Wörterbuchs der Marine, nach Straticos Vocabolario di Marina, 4 vol. Milano 1809) alle Kunstwörter der Nautik und der Seesprache (welche bei den Deutschen und Holländern, wahrscheinlich seit den Zeiten der Hanse, fast dieselbe ist) zu erklären. Wir verweisen den Leser, welcher die stürmische Welt des Seemanns und das furchtbare Bild einer Seeschlacht versinnlicht anschauen, und die Ausdrücke der Takelage, Bemastung und Schiffbaukunst (wie Kreuzrahe, Vorsteven, Pfortlucken, Mars- und Bramstengen, Fockmast, Bugspriet, Backbord, Zwischendeck u. s. w.) verstehen lernen will, auf das Prachtwerk von Stallkart (Naval Architecture, Lond. 1781), oder auf Ozanne (Marine militaire) und auf die

genannten Wörterbücher. Besser noch ist es, ein Modell zu betrachten, und z. B. hinter den weggenommenen Planken, in die Spanten oder Rippen des Körpers eines Linienschiffs vom ersten Range, einen Blick zu werfen. Hier enthüllt sich ihm die wundergleiche Einrichtung eines Gebäudes, das über 1200 Mann und 120 Kanonen — in der untern Lage Sechsunddreißigpfünder, in der obern Stücke von leichtem Kaliber — trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 Quadratellen schwebt, wo das große Marssegel allein gegen 30 Ellen tief und 25—40 Ellen breit ist; aus welchem Masten von 70—117 Fuß Höhe emporsteigen; welches Anker von 2—8000 Pf., an neun oder zehn schweren Tauen, jedes von 18,000 Pfund, ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pfund wiegt, in der Tiefe festhalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine sinnreich vertheilte Last von mehr als 5,000,000 Pfund, in einem Raume von 180—190 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, bei einer Tiefe von 25 Fuß, einschließt! In einem solchen Modelle sieht man, wie der Ballast den Schwerpunct des Schiffs nach unten zieht, um der großen Schwere des Gebäudes über dem Wasser, nebst dem Geschütze, das Gleichgewicht zu halten; hier erkennt man die einzelnen Abtheilungen des Raumes, z. B. das Kabelgat, die Kambüsen oder Küchen, den Wasserraum und die Buttlerei, den Pumpsoo und die Kugelbacken, die Segelkoje, die Pulverkammer (Ste Barba) und selbst das Geräthe in den Kajüten. Im J. 1805 kostete in England ein Kriegsschiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüsten gegen 80,000 Pf. Sterl. oder über 480,000 Thaler, dessen monatliche Unterhaltung aber wurde auf 3400 Pfund, oder ungefähr 20,500 Thaler geschätzt. Ein solches Linienschiff ist 163 Fuß lang, 51 Fuß breit, geht 20½ Fuß tief im Wasser und dauert 30 Jahre. — Eine andere Einrichtung haben die Handelsschiffe, oder Kauffahrer, die jedoch nach der Beschaffenheit der Waaren oder der Ladung, so wie nach den Eigenschaften der zu befahrenden Meere, manche Verschiedenheit zulassen. Die Größe der Kauffahrteischiffe wird nach einem Maße des Gewichts seiner Ladung bestimmt, welches man Tonne (etwa 2000 Pfund) oder Last (etwa 4000 Pfund) nennt. Endlich sind auch die Packetboote, oder Fahrzeuge, die zwischen bestimmten Örtern, wie eine Post zu Lande, fahren, und für Reisende bequem eingerichtet, leicht und schnell segeln, noch zu bemerken. — Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft. Legt man den Kiel eines Schiffs bei seiner Erbauung auf Klötzen und andern Hölzern (Stapeln) zu, so sagt man, so lange es in dieser Lage bleibt, es steht auf den Stapeln. Eine andere Vorrichtung zum Kielbau ist die Hellung, d. i. ein langes, auf Röster, Unterlagen u. s. w. befestigtes, gegen die Wasserseite zu geneigtes Stück Holz. Auf diese Hellung wird auch das Schiff hinaufgewunden, wenn es einer beträchtlichen Ausbesserung am Boden bedarf (s. auch Kameel). Das Aufwinden erleichtern große Wasserbecken oder Schiffsdocken (s. Docke). K.

Schiffbrücke ist eine Art von Brücken, welche man da, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert oder wo Eile nöthig ist, zu schlagen pflegt. Im ersten Fall pflegt man sich einer Anzahl Kähne zu bedienen, die man durch Anker im Flusse befestigt und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geschlagen werden, gehören vornehmlich die militärischen, welche aus kupfernen, blechernen oder von getheerten Segeltüchern

und hölzernen Rahmen gefertigten Schiffen (Pontons), bestehen, welche eigens zu diesem Zwecke die Heere mitzuführen pflegen.

Schifffahrt. Die Geschichte der Schifffahrt ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die Phönizier werden für die Urheber der Schifffahrt gehalten, wenigstens haben sie nach der alten Geschichte das mittelländische Meer zuerst bis nach Spanien befahren. Wahrscheinlich wurde mit den kleinsten Versuchen der Anfang gemacht. Bei der Nothwendigkeit, über Flüsse und Seen zu setzen, versuchte man durch Zusammenfügung mehrerer Stücke Holz fortzukommen, und so entstanden Fähren oder Flöße. Die ersten Fahrzeuge der Deutschen waren hohle Bäume. Anfänglich schiffte man blos an den Küsten und Ufern; wurde man vielleicht von denselben durch Stürme verschlagen, so mußten die Gestirne und die Sonne zu Hülfe genommen werden, um den Lauf wiederzufinden. Hatten Ungewitter oder andere Unfälle jene verborgen, so hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Fluge man folgte, weil man voraussetzte, daß sie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Kompasses (s. d. Art.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verschiedenen Himmelsgegenden selbst bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und sich nun auch außer dem Gesichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schifffahrt mit immer größerem Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; auch scheint dies Ziel beinahe erreicht. Die immer höher gestiegene Schiffbau- und Schifffahrtskunst haben die Gefahr, welche ehedem mit der Schifffahrt verbunden war, um vieles vermindert, und so haben die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen, und den Handel besonders zu seinem höchsten Flor bringen können. Zur Beförderung des Handels durch die Schifffahrt suchte man in mehreren Ländern durch Canäle die Flüsse und Meere mit einander zu verbinden, und schon Carl der Große versuchte die Donau mit dem Rhein und Main zu vereinigen. In Frankreich wurde unter Ludwig XIV., um Handlung und Schifffahrt zu befördern, der große Canal durch Guienne und Languedoc zur Verbindung des atlantischen mit dem mittelländischen Meere angelegt. Jetzt sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographische Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten Schifffahrt und der meisten Handlungs- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europas. Dagegen ist Holland, ehemals der Nebenbuhler Britanniens, in dieser Hinsicht sehr von seiner Höhe herabgesunken. Die Franzosen, deren Schifffahrt in Vergleichung mit andern Zeiten jetzt von geringer Bedeutung ist, haben das große Verdienst, unter Ludwig XIV. die ersten Schulen zur Bildung von Seeofficieren angelegt, und die Schiffkunst zuerst auf wirkliche Regeln gebracht zu haben. Die wichtigste Erweiterung der Schifffahrt der neuern Völker hat die Erfindung des Dampfboots (s. d. Art.) herbeigeführt.

Schifffahrtskunde, oder Steuermannskunst, ist die Kunst, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewissen Punct aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen bestimmten Ort zu gelangen. Sie erfordert eine gute Kenntniß der Rechenkunst,

der ebnen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondere, und eine geschickte Hand in Zeichnung geometrischer Constructionen. Die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge sind der Kompaß, das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung und das erforderliche Reißzeug; außerdem sind ihm genaue Seecharten unentbehrlich. — Vom Seekompaß ist unter Kompaß gesprochen worden. Man unterscheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Visir-) Kompaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich zwei vor sich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt, und so eingerichtet ist, daß Nachts zwischen beiden Kompassen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilkompaß dient, die Lage entfernter Gegenstände oder der Himmelskörper, in Absicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Ist der Peilkompaß zu Beobachtungen eingerichtet, um das Azimuth der Sonne, des Mondes oder eines Sterns zu finden, so heißt er Azimuthkompaß. — Das Log ist ein hölzernes Dreieck, sechs oder sieben Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft ist. Dieses wird ins Wasser gelassen, worin es sich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüber stehenden Theil eingegossenen Bleies, senkrecht stellt. Damit das Dreieck aber seine Breite Fläche dem Wasser entgegenstelle, ist unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer starken Schnur angebunden; eine andere kurze Schnur geht von der Logleine ab, und vereinigt sich mit jener mittelst eines Pflöckchens, das in ein Loch des Stückchens Holz gesteckt wird. So lange man von dem segelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, stellt sich die breite Fläche des Dreiecks dem Wasser entgegen nach der Richtung des Schiffes; sobald man, nach vollendetem Versuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an sich, der Pflock geht aus dem Stückchen Holz heraus, und das Dreieck wendet dem Schiffe seine schmale Seite zu. Mit diesem Werkzeuge mißt man die Geschwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Wasser unbewegt stehe, und schließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geschwindigkeit des Schiffes, allein mit vollkommener Sicherheit kann dies nicht geschehen, da das Log nicht fest steht. Auf Kriegsschiffen pflegt man alle Stunden, auf Kauffahrteischiffen alle zwei Stunden das Log zu gebrauchen. — Lauf und Kiel eines segelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Diese Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird besonders auch durch einen schief in die Segel stoßenden Wind verursacht. Daher muß der Schiffer die Angabe des Kompasses, welche blos auf die Richtung des Kiels geht, zu verbessern suchen. Die Instrumente, deren sich der Schiffer zur Messung der Höhen der Himmelskörper bedient, sind jetzt vornehmlich der englische Schiffsquadrant und der Hadleysche Reflexionsoctant, deren Beschaffenheit und Gebrauch wir jedoch ohne Zeichnung der Figur nicht beschreiben können. — Die Charten, deren sich die Seefahrer bedienen, sind entweder platte oder reducirte. Jene stellen ein Stück der Erdfläche als eben vor, und können nur bei kleinen Gegenden, als einer Bai oder einem kleinen Theile einer Küste, gebraucht werden. Die reducirten oder runden Charten sind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer solchen Charte werden von den Ländern nur die Küsten, die Häfen, die Mündungen der Flüsse gezeichnet, außerdem aber alles, was auf dem Meere dem Schiffer zu wissen nothwendig ist, als In-

feln, Klippen, Sandbänke, Meerströme, Wasserkiesen u. s. w. An mehreren Stellen werden die 32 Striche des Kompasses aufgetragen, daß der Schiffer, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befolgen gedenkt, durch eine Parallele mit derselben an die nächste Windrose, leicht den Strich erfahre, nach dem er sein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Charte tragen könne, wenn er den gehaltenen Curs weiß. Die geographischen Operationen auf der Charte nennt der Schiffer Besteck setzen. — Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Reise, doch durch beträchtliche Theile derselben einerlei Curs. Der Weg eines Schiffes nun, das denselben Curs hält, heißt die loxodromische Linie, deren Berechnung dem Seefahrer sehr nöthig ist, weswegen man auch loxodromische oder Strichtafeln berechnet hat, welche für die acht Striche des Quadranten auf dem Kompasse für jede Meile des Wegs vom Äquator an die dazu gehörige Länge und Breite angeben. Der Schiffer kann also aus dem Curs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunctes weiß, den Unterschied der Länge und Breite des andern Endpunctes finden. Nothwendig ist dem Schiffer die Tafel der Meridionaltheile, in welcher die vergrößerte Länge der Breitenkreise vom Äquator an, wie sie in den revidirten Charten aufgetragen werden, angegeben ist. Mit dieser Tafel kann er allenfalls die Strichtafel entbehren. Gesetzt, es weiß ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Curs, so kann er von dem zuletzt auf der Charte bemerkten Orte seines Schiffes die Richtung des Weges nach dem Curs zeichnen, und die Länge desselben nach der Größe der Meridiangrade zwischen den Parallelen der Breite, wo er sich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, wie viel er Länge und Breite verändert hat. Diese Verzeichnung seines Weges muß er möglichst oft vornehmen. Der Winkel, den die Richtung des Schiffes mit dem Meridian nach der Angabe des Kompasses macht, heißt der gesegelte oder angelegene Curs; der wegen der Abweichung der Magnetnadel und der Abdrift verbesserte wahre Winkel, so wie er in der Schiffsrechnung gebraucht oder auf der Charte abgesetzt wird, heißt der behaltene Curs. Der Schiffer muß den Punct seiner Abfahrt nicht allein genau bemerken, sondern kurz vorher, ehe er die Küste verliert, wo möglich die Lage zweier auf der Charte bemerkten Örter mit dem Peilkompasse aufnehmen und den beobachteten Strich auf der Charte durch jeden Ort ziehen. Dann gibt der Durchschnitt beider Striche die Stelle an, wo sich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Ist er im Schätzen geübt, so mag er auch blos die Richtung eines Punctes auf der Charte peilen und die Entfernung nach dem Augenmaße schätzen. Jenes Verfahren heißt: den Punct der Abfahrt durch eine Kreuzpeilung festlegen; das andere nennt man eine einfache Peilung. Solche Beobachtungen wird er bei jeder bekannten Küste vornehmen, um seine Angaben dadurch zu verbessern. Dieses Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu bestimmen, heißt die Schiffsrechnung. Sie besteht in der Auflösung des rechtwinkligen Dreiecks, welches den Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreise mit einander bilden, von welchen Seiten die beiden letztern den rechten Winkel einschließen, die erste aber die zweite unter einem spitzigen Winkel schneidet, welcher der Curs ist. Zwei von diesen Stücken (außer dem rechten Winkel) sind gewöhnlich gegeben;

am öftersten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nachdem man dieses Dreieck auf der platten oder auf der runden Charte darstellt, unterscheidet man in der Steuermannskunst das Segeln nach der platten oder nach der runden Charte. Zwischen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. — Da die Schiffsrechnung immer unsicher bleibt, so muß der Seefahrer, so oft er kann, die Länge und Breite seines Orts durch astronomische Beobachtungen zu erfahren suchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittage oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne ist aus einem astronomischen Kalender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternverzeichnissen zu ersehen. Der Unterschied oder die Summe der Höhe und der Declination aber gibt die Höhe des Äquators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts ist. Die Zeit, wo das Gestirn im Meridian ist, erfährt man hiezu hinlänglich genau mittelst des Kompasses. Kann man aber keinen Durchgang der Sonne oder eines Stern durch den Meridian beobachten, so läßt sich doch aus drei Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derselben, und den Zwischenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichtesten, wenn die Zwischenzeiten gleich sind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß besonders zur Erforschung der Länge nöthig ist, erfährt der Seefahrer am zuverlässigsten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derselben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und diesen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein anderes Mittel ist, die Zeit des Auf- oder Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelst berechneter Tafeln wissen kann. Der Unterschied der berechneten und beobachteten Zeit ist die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berücksichtigt werden. — Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See; auf eine sichere Methode, sie zu bestimmen, setzte das englische Parlament im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund. Wie diese Aufgabe von Harrison mittelst genauer Uhren zum Theil, noch genauer aber in der Folge von Tobias Mayer mittelst seiner Mondtafeln gelöst worden, haben wir unter dem Artikel Länge angeführt. Demnach ist es gegenwärtig nicht mehr von besonderer Schwierigkeit für den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren. Mit ihrer Hülfe kann er den Ort des Schiffs auf der Charte genau angeben, die Schiffsrechnung damit vergleichen und verbessern, und den fernern Lauf des Schiffs bestimmen. — Außer den eigentlichen astronomischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten muß der Schiffer noch manche andere besitzen; er muß namentlich ein guter Zeichner und Rechner sein, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meerestiefen, die Beschaffenheit der Ebbe und Flut u. s. w. kennen und zu beurtheilen wissen. — Das beste Werk (seit Röhls Steuermannskunst, Greifsw. 1778, und Robertsons Elements of Navigation 1796) zum Gebrauche für Navigationsschulen und zum Selbstunterricht angehender Steuerleute ist das von der hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Kenntnisse verfaßte Handbuch der Schifffahrtskunde, mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst 15 Kupfern und 2 Seecharten (Hamb. 1819). Auch ist des berühmten Capitän von Krusenstern (s. d. Art.)

neuestes Werk: Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane (Lpz. 1819, 4.), zum Studium des Seewesens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seecharte.

Schiffmühle ist eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut ist, und auf den Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit ihr Wasserrad von dem daran schlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine solche Mühle hebt und senkt sich mit dem steigenden und fallenden Wasser, muß aber mit starken Seilen oder Ketten entweder an das Land gehangen und befestigt, oder tüchtig verankert werden.

Schiffpfund, s. Pfund.

Schikaneder (Emanuel), der Verf. der Zauberflöte und einer Menge anderer sogenannten wiener Local- und Zauberopern, wurde 1751 zu .... geboren. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er sich auf den Bühnen mehrerer österreichischen Städte in den Rollen der Thaddädel u. dergl. den Beifall der Menge, bald suchte er denselben auch als Dichter zu erhalten. Eine Menge Opern und Singspiele wurden nach und nach von ihm ausgearbeitet und machten, je nachdem der Componist war, dem sie in die Hände fielen, bald längere, bald kürzere Zeit, und bald mehr, bald minder Glück. Mit keiner war dies aber mehr und verdienter der Fall, als mit der Zauberflöte, die durch Mozarts unsterbliche Musik wie mit einem goldnen Rahmen eingefaßt wurde. Die Vorwürfe, welche man übrigens dieser Dichtung als Dichtung so oft und vielfach gemacht hat und noch zuweilen machen hört, als sei sie nämlich nichts, denn ein Conglomerat von Unsinn und Trivialität, sind indeß so ungerecht als unkritisch; denn nur Eingenommenheit oder absprechende Anmaßung vermag zu behaupten, daß blos und allein des Componisten großer Genius das Machwerk so lange habe auf den Bühnen erhalten können. Ohne eine poetische Grundidee, die dem Ganzen zur Basis dient, wär dies eine Unmöglichkeit und man würde dann allgemein (was jedoch nicht der Fall ist) die Musik lieber im Concertsaale als von der Bühne hören. Eine solche ächt poetische Grundidee schlingt sich aber allerdings unverkennbar durch das ganze Gewebe dieser Oper hin, deren metrische Ausführung dagegen freilich fehlerhaft und unbeholfen genug ist, so daß man dieselbe nicht unpassend, wohl mit einem schlecht und roh gezimmerten, aber schön angestrichenen und auf einem trefflichen Grunde ruhenden Gebäude vergleichen kann, in welchem eine Menge barocker Winkel und Ecken fortwährend an die architektonischen Sünden des Erbauers, die ganze Grundanlage aber zugleich an sein Erkennen dessen, was zu einem guten Gebäude Noth thut, erinnern. Durch die Zauberflöte, deren volksthümlichste Melodien (z. B. die: „Der Vogelfänger bin ich ja" rc.), wie man behauptet, der Verf. dem großen Componisten zum Theil vorträllernd mit angegeben haben soll, so wie durch ein, wenn auch nicht kunstgerechtes, doch für die Casse rechtes Erfassen dessen, was die Menge des Publicums anzieht, hatte sich Schikaneder nach und nach sowohl in Prag, wo er eine Zeitlang die Direction des Theaters führte, als später in Wien, wo er dem Leopoldstädter Theater vorstand, so viel Vermögen und Credit erworben, daß er es unternehmen konnte, ein neues großes Theater daselbst an der Wieden zu bauen (das sogenannte Theater an der Wien), welches er denn, sowohl äußerlich, als in Betreff der innern Einrichtung, der Maschinerie u.

s. w. mit einem Glanz und einer Vollkommenheit ausschmückte, die seiner Kenntniß dessen, was zu einem guten Theater in dieser Hinsicht gehört, die größte Ehre machte. Den 13ten Jun. 1801 wurde diese neue Bühne mit einer Vorstellung der Oper „Alexander," componirt von Teyber, eröffnet, und die entzückten Wiener sahen hier zum erstenmahle auf den Bretern einen Zug von 40 Pferden erscheinen, was denn nicht verfehlte, großen Eindruck zu machen. Ein Vorspiel: „Der Traum des Thespis," gab übrigens der versammelten Menge gewissermaßen von den Cabalen Kunde, die der Schaugeber dieses Pompstückes während seines früheren Seins als Director in Prag erduldet hatte, oder wenigstens glaubte, dort erduldet zu haben; weswegen er sich denn auch, wie das Vorspiel andeutete, nach Athen, d. i. Wien, geflüchtet hätte u. s. w. Trotz seiner meist richtigen Speculationen und dem Glück, welches dieselben häufig begleitete, kam Schikaneder doch in seinen Umständen zurück, mußte die Direction des von ihm gegründeten Theaters niederlegen und starb, 61 Jahre alt, den 21sten Sept. 1812 zu Wien, in ziemlicher Dürftigkeit.

Schildknappe, Schildträger, Junker, Wapener, hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter den Befehlen und der Leitung eines wirklichen Ritters sich zum Kriegsdienste und zu den Ritterspielen vorbereitete. Als in der letzten Hälfte des 11ten Jahrh. die Ritterspiele (Turniere, deren Ursprung jedoch in Frankreich zu suchen ist) aufkamen und allgemein beliebt wurden, behandelte man sie ordentlich zunftmäßig als Vorbereitungsmittel zum wirklichen Kriegsdienste (s. **Ritterwesen**). Jeder, ohne Unterschied der Geburt, der einst Ritter sein und heißen, und als solcher bei Ritterspielen erscheinen und turnieren wollte, mußte sich allen deshalb bestehenden, ausdrücklichen und stillschweigenden Verfügungen unterwerfen. Die Ritter theilten sich ordentlich in Nationen ein, und jeder derselben stand ein angesehener und beliebter Ritter vor, der deshalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andere Ritter, wenn auch von noch so hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter wieder dergleichen junge Männer unter sich, die, weil sie noch nicht zunftgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen, und mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen u. s. w. nachtragen und herbeischaffen, außer Turniertagen aber ihm auf seiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbst junge Fürsten unterzogen sich in Deutschland gern solchem Dienste, und wenn auch der Meister von nicht so hoher Geburt war. Um aber Schildknappe zu werden, mußte man bis zu Kaiser Friedrichs II. Zeit frei geboren, und den zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiser verordnete, daß blos diejenigen zu Lehrlingen der Ritterspiele angenommen werden sollten, welche von Rittern geboren, oder von dem Kaiser wegen ihrer Verdienste mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16ten Jahrh. Von dem Meister des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterschlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulassen, kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geschlagen ward. Diese Ertheilung der Ritterwürde geschah von Kaisern, Königen und berühmten Fürsten, besonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürst sich vermählen oder zur Erbfolge gelangen, wenn er nicht erst auf jene Art zum Ritter gemacht worden war.

Schildkröte. Die Schildkröten gehören zu den sogenannten vierfüßigen oder kriechenden Amphibien, und sind von allen andern Geschöpfen durch den sie oben und unten bedeckenden Schild unterschieden, durch den sie meistentheils Kopf, Füße und Schwanz willkürlich hervorstrecken und wieder einziehen können. In Ansehung der Größe sind die Schildkröten sehr verschieden. Der Schild der größten Art mißt 4 — 5 Fuß in der Länge, und 3 — 4 Fuß in der Breite; die Dicke des Thieres beträgt an den erhabensten Stellen nicht selten 4 Fuß, und das Gewicht wohl gegen 800 Pfund, wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinsten Gattungen dagegen sind 2—3 Zoll lang, und wiegen oft nicht ein Pfund. Nach der Beschaffenheit ihres Aufenthalts und der sich darauf beziehenden Form ihrer Füße unterscheidet man Meer-, Fluß- und Landschildkröten. Der Rückenschild ist bei diesen Thieren so fest, daß ein Lastwagen darüber hingehen kann, ohne ihn einzudrücken. — Die Schildkröten wachsen sehr langsam und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen; dabei ist ihre Lebenskraft so groß, daß sie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben, und oft erst nach mehrern Tagen sterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist. Sie pflanzen sich durch Eier fort, welche sie in den Sand vergraben, und durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Eine Schildkröte legt deren jährlich 1000 — 1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten selbst sind eine angenehme Speise. Die Riesenschildkröte, welche zwischen den Wendekreisen einheimisch ist, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann sie leicht fangen; denn da sie sich nicht umwenden kann, darf man sie nur mittelst eines Hebels auf den Rücken werfen, wenn sie ans Land kommt. Das Fleisch wird theils frisch, theils eingesalzen genossen. — Die gemeine Flußschildkröte oder die europäische Schildkröte bewohnt die meisten Länder Europas bis Preußen hinauf, und wird ebenfalls häufig genossen, da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist. — Das **Schildpatt**, welches aus den Schalen der schuppigen und der Karetschildkröte besteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug sind.

Schill (Ferdinand von). Wenig Namen sind so schnell, so allgemein und mit so bewundernder Liebe in den Mund des deutschen Volks übergegangen, als der Name dieses muth- und lebenskräftigen jungen Mannes, welcher den seit mehreren Generationen mit hoher Achtung genannten preußischen Militärcharakter zu einer Zeit, wo plötzlich der Glaube und das Vertrauen zu demselben schier verschwinden zu wollen schien, durch seine, mit dem glücklichsten Erfolg gekrönten Anstrengungen zuerst wieder zu Ehren brachte, und seinen tief gebeugten Landsleuten allmählig wieder das Bewußtsein ihrer besseren Kraft zurückgab; ja ihnen eine Begeisterung einflößte, für welche die Nation, in der Betäubung des so schnell über sie hereingebrochenen Unglücks, fast erstarben schien. Man darf sogar hinzusetzen, daß von da an sich Erwartungen an diesen Namen knüpften, denen zu genügen selbst dem vollendeten Genie eine zu schwierige Aufgabe gewesen sein dürfte, und welche, wenn Schill sie nicht zu lösen vermochte, uns wenigstens nicht ungerecht gegen sein Andenken machen soll. Er war ein Mann von ächt deutschem Sinn und Herzen; seine Begriffe von Ehre die höchsten; sein Patriotismus glühend; seine Absichten rein und frei von jeder Selbstsucht; seine Sitten liebenswürdig. Er besaß nicht die höhere Geistesbildung, deren er bei einer sorgfältigeren Erziehung fähig gewesen wäre: allein sein Blick war

frei und hell; sein kriegerisches Talent, in einer begrenzteren Sphäre und als Parteigänger an der Spitze einiger hundert Köpfe, eben so erprobt, als sein an Verwegenheit grenzender Muth und sein Reichthum an augenblicklichen Hülfsmitteln. Indem ihn aber seine Zeit höher stellte, als er sich selbst, und als er dennoch dem Reiz nicht widerstehen konnte, in das rollende Rad des Schicksals kühn einzugreifen, verwirrte und drängte es ihn ins Verderben, als ihm plötzlich klar ward, daß er dieser höhern Rolle nicht gewachsen gewesen. — Schill war zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien im J. 1773 geboren. Schon sein Vater hatte sich, anfangs im österreichischen, dann im sächsischen Heere, während des siebenjährigen Krieges als geschickter Parteigänger ausgezeichnet, und war von Friedrich II. späterhin in seine Dienste hinübergezogen worden. Der Sohn, von vier Brüdern der jüngste, trat früh in das Dragoner-Regiment Anspach-Baireuth (nachmals Königin), das zu Pasewalk in Vorpommern garnisonirte; machte sich aber, in stiller Verschlossenheit, durch höhere Eigenschaften des Geistes, oder Anstelligkeit und Eifer im Friedensdienst, so wenig bemerkbar, daß man im Regiment nur eine geringe Meinung von ihm hegte, und auch der Ausbruch des Krieges im J. 1806 ihn nur noch als Seconde-Lieutenant vorfand. In der Schlacht bei Auerstädt empfing er mehrere bedeutende Kopfwunden; rettete sich, in die allgemeine Flucht mit fortgerissen, nur mit Mühe nach Magdeburg, und schleppte sich von dort weiter, auf dem Wege nach Preußen, bis nach Kolberg in Pommern, wo endlich seine Erschöpfung ihn zwang, seine völlige Genesung abzuwarten. Dieser feste Platz ward jeden Augenblick von einer französischen Belagerung bedroht, wozu derselbe auf keine Weise vorbereitet war. Schill fand Muße, sich zu überzeugen, wie wichtig dessen Erhaltung für den Staat sei, und glaubte, daß auch von ihm dazu mitgewirkt werden könne und müsse. Ohne erst seine völlige Heilung abzuwarten, erbot er sich dem Commandanten, Obristen von Loucadou, zur Ausführung kleiner Streifzüge in der nächsten Umgegend; theils um den Feind zu beunruhigen und seine Absichten zu erkunden, theils um die hie und da noch vorhandenen königlichen Magazine und Effecten, die öffentlichen Cassen und allerlei nützliche Vorräthe für das Bedürfniß der Festung herbeizuschaffen. Mit Mühe erhielt er zwei versprengte Dragoner seines ehemaligen Regiments, zu denen sich bald einige andere Freiwillige gesellten, und mit welchen er wiederholte glückliche Streifereien machte, durch ausgestreute Gerüchte von einer Landung russischer Truppen die feindlichen Detachements verscheuchte, noch öfter aber sie mit überlegenem Muthe angriff, und überall mit zahlreichen Gefangenen und ansehnlicher Beute heimkehrte. Seine glückliche Entschlossenheit, sein kühner Muth, und der siegreiche Erfolg dieser ersten kleinen Gefechte machten ihn bei dem Feinde bald und in einem immer weiteren Umkreise gefürchtet. Er wagte sich immer dreister bis an die Oder und in die Neumark hin; und in eben dem Maße strömten ihm nun auch von allen Seiten kampflustige Krieger zu, deren Zuneigung und unbegrenzte Anhänglichkeit er sich durch kluge und freundliche Behandlung, wie mit einem eigenthümlichen Zauber, zu gewinnen wußte. Loucadou jedoch, ein schwachsinniger Greis, verstand sich so wenig auf die Würdigung eines solchen Beistandes, daß er dem jungen, kühn aufstrebenden Parteigänger seine weiteren Unternehmungen nicht nur durch verweigerte Hülfe überall erschwerte, sondern endlich auch ganz untersagte. Inzwischen hatte sich Schills Gesichtskreis, so wie

sein Unternehmungsgeist, immer mehr erweitert. Er suchte beim Könige und erhielt auch die Autorisation zu Errichtung eines, unmittelbar unter seinem Befehl stehenden Freicorps, um in Pommern den kleinen Krieg auf seine eigene Hand zu führen. In weniger als einem Monat standen nun, durch seine rastlose Betriebsamkeit, vier Schwadronen Husaren, eine reitende Jäger-Compagnie und einige leichte Fußtruppen, zusammen gegen tausend Mann, unter tüchtigen Officieren, völlig organisirt und nothdürftig ausgerüstet, sammt einigen kleinen Feldstücken, im Felde. Sein Absehen ging dahin, am Ausfluß der Oder, auf der militärisch wichtigen Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen, auf beiden Seiten Stralsund und Kolberg zu seinen Anlehnungspuncten zu machen und von hier, mit immer wachsenden Streitkräften, im Rücken des großen französischen Heeres, nach allen Richtungen hin zu operiren. Aufstand der nördlichen Hälfte Deutschlands und ein Zuschlagen mit gesammter Hand lag seinem hochstrebenden Geiste wohl schon damals im fernen Hintergrunde. Doch die verkehrte Weise, wie von schwedischer Seite der Feldzug in Pommern eingeleitet ward, und zwei nachtheilige Gefechte, welche Schill gegen das zu Kolbergs Belagerung heranrückende, weit überlegene feindliche Corps bei Stargard und Naugard bestand, nöthigten ihn, sich früher, als er gewollt, auf jene Festung zurückzuziehen und sich endlich, unter den Kanonen derselben, in einem befestigten Hölzchen, die Maikuhle genannt, zu lagern. Diesen als den eigentlichen Schlüssel zum Platz zu betrachtenden Posten und die Zugänge zu demselben vertheidigte Schills Corps mit einer Ausdauer und einer Tapferkeit, des höchsten Lobes werth, vier Monate hindurch; und seiner besondern thätigen Mitwirkung war es unstreitig zu verdanken, wenn Loucadous Schwäche nicht Kolbergs Übergabe zur Folge hatte, und dessen trefflicher Nachfolger, von Gneisenau, in der fortgesetzten glücklichen Vertheidigung sein strahlendes Genie und seinen Heldenmuth entwickeln konnte. Schill selbst, immer noch auf die Verwirklichung seiner größern Plane sinnend, war schon früher nach Schwedisch-Pommern abgegangen, um sich dort, so wie er es bereits durch einen vertrauten Officier in England gethan, neue Hülfsquellen zu eröffnen und an Blüchers Seite mit größerem Nachdruck aufzutreten. Der Frieden von Tilsit unterbrach jedoch die eingeleiteten Entwürfe, indem sie sich bereits ihrer Reife näherten; allein sein ausgezeichnetes Verdienst blieb nicht ohne gerechte Anerkennung seines Monarchen, welcher ihn zum Major ernannte, seine Truppe zum Leibhusaren-Regiment erhob, es unter seinen fortdauernden Befehl stellte und ihm die Hauptstadt zum Standquartier anwies. Schill war der Abgott des Volks geworden; und sein Einzug und Empfang in Berlin im nächsten Jahre glich einem Triumphe; der Enthusiasmus aller Volksclassen einem Freudentaumel. Wie bescheiden der wackre Krieger diese freiwillige und allgemeine Huldigung seiner Landsleute auch entgegennahm, und wie sehr überhaupt auch Anspruchlosigkeit in seinem Charakter lag, so konnte es doch nicht fehlen, daß sein Selbstvertrauen steigen und eine unwillkürliche Überschätzung seiner Kräfte und seines Einflusses auf den Geist des deutschen Volks bei ihm erzeugt werden mußte. Überdies drängten sich von allen Seiten Feuerköpfe zu ihm heran, welche ihre zum Theil überspannten Ideen ihm aufnöthigten und seinen klaren Blick trübten. An dem Tugendbunde war er, wenigstens in dessen erstem Entstehen, nicht ohne Antheil, und Haß gegen Napoleon ward immer mehr

seine glühendste Leidenschaft; so wie sein Wunsch und seine Erwartung, daß Preußen bei der ersten dargebotenen günstigen Gelegenheit gegen den Kaiser losschlagen müsse. Dieser Augenblick schien endlich herangekommen, als Österreich, nach langer und angestrengter Rüstung, im April 1809 Napoleon in einer kräftigen Stellung den Krieg erklärte. Allein Preußens Erschöpfung forderte eine umsichtigere Politik. Was es auch im Herzen wünschen mochte, so kam dennoch in diesem Zeitpunct jede bestimmte Erklärung um vieles zu früh. Dies stimmte jedoch nicht mit den Ideen jener geheimen Partei, welche zuversichtlich auf die allgemeine Unzufriedenheit in ganz Deutschland rechnete und dafür hielt, Preußen müsse, auch wider seinen Willen, durch einen gewagten Streich, der ihm keine fernere Wahl übrig ließe, in den Kampf hineingezogen werden. Schill ward zum Werkzeug dieses entscheidenden Anstoßes — leider auch zum Opfer desselben! ersehen. Kurz zuvor hatte bereits ein Abgeordneter von mehrern bäuerlichen Gemeinden der Grafschaft Ravensberg heimlich und wiederholt ihn aufgesucht und aufgefordert, den Aufstand, mit welchem sie umgingen, thätig zu unterstützen. In Hessen ward, wie er wußte, eine ähnliche Volks-Insurrection durch den Obristen von Dörnberg eingeleitet. Im ganzen Königreich Westfalen gährten die Gemüther in dumpfer Unzufriedenheit; von Königsberg, wo damals noch der preußische Hof verweilte, fehlte es nicht an vertraulichen Insinuationen, daß die Stunde geschlagen habe, etwas Entscheidendes zu wagen. Schill bedachte sich nicht länger. Unter dem Vorwande, sein Regiment in größeren Feld-Manoeuvres zu üben, zog er den 28sten April von Berlin mit demselben aus, ohne wiederzukehren. Erst auf dem Übungsplatze eröffnete er seinen Officieren, deren bis dahin kaum Einer oder der andere in das Geheimniß gezogen worden, so wie seinen übrigen Begleitern, in einer feurigen Anrede die eigentliche Absicht dieses Zuges, der die geheime Billigung des Monarchen nicht entstehen werde. Alle gaben ihm ihre enthusiastische und unbedingte Zustimmung; viele, die zufällig zurückgeblieben waren — unter andern eine ganze Compagnie leichten Fußvolks — eilten auf mancherlei Wegen, sich ihm anzuschließen. Unangestellte Officiere strömten herbei, ihr Glück unter seiner so kühn aufgeworfenen Fahne zu versuchen. So setzte er sich nunmehr unaufgehalten gegen die Elbe in Marsch, die er bei Wittenberg passirte. Allein schon hier lehrte ihn sein erster Empfang, daß er sich in der Stimmung der Sachsen getäuscht habe, und daß er auf sie nicht rechnen dürfe. So wandte er sich denn gegen Dessau, Köthen und Bernburg; streifte bis nach Halle hinauf, und erfuhr nun erst, mit einer Bestürzung, die seine bisherige Zuversicht aufs tiefste erschüttern mußte, daß Napoleon bereits die gesammte österreichische Heeresmacht in den Schlachten von Tann, Abensberg, Eckmühl und Regensburg binnen wenig Tagen zertrümmert habe. Von diesem Augenblick an war es entschieden, daß Preußen sich, wie es auch sofort geschah, von Schills Unternehmen auf jede Weise lossagen mußte; aber auch, daß Napoleons Hand schwerer als je auf Deutschland liegen werde. Auch Dörnbergs Aufstand in Hessen, zu frühzeitig ausbrechend, war im ersten Beginnen wieder erstickt worden. Jetzt galt es den über den Rubicon Geschrittenen, für sich selbst und seine fernern Schritte einen Entschluß zu treffen! Er berief am 4ten Mai zu Bernburg seine Officiere zu einem Kriegsrath und fragte, ob man über die Elbe zurückgehen und das Unternehmen aufgeben solle? Dies fand den lebhaftesten Wider-

spruch. In Hessen schien noch nicht alles verloren. Westfalens Stimmung bot ein weites Feld zu neuen Hoffnungen; ganz Norddeutschland schien entblößt von feindlichen Truppen; man konnte den kleinen Krieg nach allen Seiten hinspielen, und insonderheit ließ sich in Ostfriesland, durch die Natur und den Reichthum des Landes begünstigt, eine treffliche Stellung für die militärischen Operationen finden, welche zugleich im schlimmsten Falle den sichern Rückzug über das Meer nach England verhieß. Der weitere Zug ward beschlossen, fand aber, da er gleichsam unter den Kanonen von Magdeburg vorübergehen mußte, gewaffneten Widerstand bei dem Dorfe Dodendorf, wo ein Theil der nur schwachen Besatzung jenes Platzes ihm den Weg zu verlegen suchte. Das Gefecht war blutig und dennoch nicht entscheidend. Schill verlor mehrere seiner besten Officiere und wandte sich darauf nach Wanzleben, von dort aber, anstatt seinen Weg auf Braunschweig zu verfolgen, auf Tangermünde und in die Altmark. Hier waren erst vor kurzem einige Versuche, das Volk zu erregen, für die Anstifter übel ausgeschlagen; und auch Schill fand weder den gehofften Zulauf unter seine Fahnen, noch eine lebhafte Neigung, seinen ausgestreuten Proclamationen Gehör zu geben. In Cassel war er durch öffentliche Bekanntmachungen für einen Räuber und Störer des Landfriedens erklärt, und ein Preis von 10,000 Franken auf seinen Kopf gesetzt worden. Allein diesen Kopf schien er schon früher verloren zu haben durch die Unschlüssigkeit und Unzweckmäßigkeit, die sich täglich immer mehr in seinen Operationen offenbarte. Wenn ihm auch von Magdeburg aus wenig weiter in den Weg gelegt werden konnte, so wußte er doch, daß sich in Hannover, unter dem General Gratien, ein holländisches, und in Holstein, unter dem General Ewald, ein dänisches Corps sammelte, um gemeinschaftlich zu seiner schnellen Erdrückung zusammenzuwirken. Eine Zeit lang hoffte er, in der Bemächtigung des kleinen mecklenburgischen Forts Dömitz an der Elbe einen Stützpunct, sammt Geschütz und Waffenvorräthen gefunden zu haben. Doch ehe noch Gratien vor demselben erschien und sich seiner im ersten Anlaufe wieder bemächtigte, hatte Schill selbst bereits die Unzulänglichkeit dieser Idee erkannt und sich, um vielleicht sich von den Engländern die Hand geboten zu sehen, gegen die Ostseeküste auf Wismar und Rostock gezogen, beide Plätze aber seiner Hoffnung gleich wenig entsprechend gefunden. Nur Stralsund blieb ihm jetzt, da ihn Holländer und Dänen immer eifriger drängten, als letzte Zuflucht übrig; zuvor aber mußte er, um dahin zu gelangen, bei Damgarten einige gesammelte mecklenburgische Truppen, die ihm hier den Paß verlegen wollten, aus einander sprengen. Stralsund selbst, wo er einen kleinen französischen Artilleriepark vorfand, ward ohne großen Widerstand genommen. Er hielt diesen Platz, der noch einige Spuren der frühern Befestigung zeigte, durch seine natürliche Lage zwischen großen Teichen für fest genug, um sich in demselben seiner Gegner zu erwehren, und säumte auch nicht, die Werke in der Eile möglichst wiederherzustellen. Zur bessern Vertheidigung derselben hatte er die schwedisch-pommersche Landwehr aufgeboten, die zwar nicht sehr eilig war, diese Aufforderung zu befolgen, aber doch seine bewaffnete Macht bis gegen 2000 Mann verstärkte. Etwa 500 Mann anderer Truppen waren in Warnemünde zu Schiffe gegangen, ohne sich noch wieder mit ihm vereinigt zu haben. Denn schon nach wenig Tagen, den 31sten Mai, erschienen seine, etwa zu 5 — 6000 Mann herangewachsenen Verfolger vor Stralsund und griffen ihn von der

Seite des knieper Thors an, wo er es am wenigsten erwartet hatte. Nach einer heftigen Kanonade drangen sie, trotz des verzweifeltsten Widerstandes, stürmend in die Stadt. Noch in den Straßen setzten die Weichenden das Gefecht wüthend fort. Schill selbst war überall im heißesten Gewühl an der Spitze der Seinen, die treu bei ihm aushielten, und hieb eigenhändig den holländischen General Carteret vom Pferde. Schon aber mehrfach verwundet, blaß und entstellt bis zum Tode, und im Sattel schwankend, trafen ihn beim Zurücksprengen in eine Nebengasse einige nachgesandte Flintenschüsse, und herzugelaufene holländische Jäger hieben den Sinkenden vollends in Stücken. Sein Tod ward nicht sobald bekannt, als auch die fernere Gegenwehr ein Ende hatte. Nur etwa 150 Reiter, sammt einigen Jägern, schlugen sich tapfer durch ins offene Feld und ertrotzten sich die Bewilligung eines freien Abzugs nach der preußischen nächsten Grenze; so wie auch jene Eingeschifften noch frühzeitig genug von der unglücklichen Katastrophe in Stralsund benachrichtigt wurden, um von Rügen gerades Weges nach Swinemünde zu segeln. Die preußische Regierung schickte die heimgekehrten Truppen nach Preußen, und stellte die Officiere vor ein Kriegsgericht, welches sie zu längerem oder kürzerem Festungsarrest und Cassation verurtheilte. Die bei Dodendorf und Stralsund gefangenen Officiere, zwölf an der Zahl, wurden von den Franzosen nach Wesel abgeführt und dort erschossen; die übrigen in Feindes Hand Gerathenen schleppte man ins innere Frankreich, wo sie zum Theil bis zu Napoleons Sturz auf den Galeeren schmachteten. Schills Leichnam war auf der Wahlstatt nur mit Mühe in seiner Entstellung erkannt worden. Einem lange und weit verbreiteten Volksglauben zu Folge wäre er sogar lebendig entkommen und lebte in England in tiefer Verborgenheit, um demnächst, als ein erwarteter Heiland, im rechten Augenblick den Schauplatz des öffentlichen Lebens aufs neue zu betreten. Die Zeit hat endlich diesen Wahn zerstört. Gewisser ist es, daß sein Kopf, auf höheren Befehl vom Körper getrennt und in Weingeist aufbewahrt, endlich in ein Privatmuseum nach Leiden gekommen ist und noch daselbst aufbewahrt wird. Sein übriger Körper fand in Stralsund ein Grab; aber noch fehlt ihm der einfache Denkstein, dessen sein Andenken so werth ist.

Schiller (Friedrich Christoph von). Dieser große Dichter, Denker und Geschichtschreiber der deutschen Nation, dessen Werke mehr als irgend eines andern Deutschen ein Gemeingut seiner Nation geworden, in allen Volksclassen Entzücken und Bewunderung erregt haben, und noch erregen, und der bei allen gebildeten Nationen unsterblich fortleben wird, war am 10ten Nov. 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, früher Wundarzt bei einem baierischen Husarenregimente, dann Fähndrich und Adjutant eines Prinzen von Würtemberg, nachher Hauptmann und Inspector der auf dem herzogl. Lustschlosse Solitüde angelegten Baumschule, war ein biederer, Wissenschaft liebender, und durch sein schätzbares Werk: Die Baumzucht im Großen (2te Aufl. Gießen 1806), rühmlich bekannter Mann. Die Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, war eine treffliche und gemüthliche Hausfrau, die ihren Gatten und Sohn innig liebte. Schiller zeigte schon als Knabe eine feurige lebhafte Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen die heiligen Sänger des alten Bundes; Hesekiels Visionen entzückten ihn vor allen; im übrigen zeigte er überall Spuren eines weichen, redlichen und frommen Herzens. Seinen ersten Unterricht erhielt er

von einem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Grenzdorfe, wo seine Ältern sich von 1765 an drei Jahre aufhielten. Nachher zogen sie wieder nach Ludwigsburg, wo er bis 1773 die öffentliche lateinische Schule besuchte. Ein glänzendes Schauspiel, das er in seinem neunten Jahre sah, bewirkte, daß alle seine jugendlichen Spiele sich auf Schauspiele bezogen. Sein erstes Gedicht aber soll er am Tage vor seiner Confirmation 1772 ausgearbeitet haben. Sonst war er muthwillig, munter und dabei von großem Fleiße. Letzterer veranlaßte, daß ihn der Herzog Carl von Würtemberg in die militärische Pflanzschule, welche er für Söhne seiner Officiere errichtete (zuerst auf dem genannten Lustschlosse, dann unter dem Namen die hohe Carlsschule in Stuttgart), nicht ganz nach dem Willen seiner Ältern (1773), aufnehmen ließ. Er opferte den Verhältnissen seiner Ältern seine Neigung, und entschied sich hier für das juristische Studium. Schwer ward es ihm, die alle Freiheit des Geistes einengende und niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anstalt herrschte, zu ertragen; aber je tiefer sein Geist diesen Druck empfand, desto mehr schwang sich dessen Kraft in eine ideale Welt, die sich sein Geist erschuf, empor, wobei er nicht ohne Bitterkeit und Trotz die wirkliche anzuschauen gewohnt wurde. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte, und ergriff schon 1775 die dargebotene Gelegenheit, sie mit dem Studium der Medicin zu vertauschen, für welches ebenfalls eine Anstalt bei der genannten Militärakademie eröffnet wurde, deren Benutzung der Herzog den Zöglingen frei ließ. Nächst diesem Studium trieb er vorzüglich Geschichte und lateinische Sprache. — Die Dichtkunst war für ihn eine „verbotene Frucht," um so begieriger suchte er in Stunden der Muße von ihr zu naschen. Unter den deutschen Dichtern zog ihn besonders Klopstock, am meisten dessen Messiade an. Und gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den alttestamentlichen Dichtern in Luthers kräftiger Sprache, so wie nachher das begeisterte Studium von Klopstocks ernsten, hohen, oft durch erhabene Einfachheit so tief erschütternden, oft aber auch nach einem Unerreichten und Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entschiedenen Einfluß auf die Entwickelung und Richtung seines dichterischen Genius. Aber nicht blos genießend verhielt sich Schiller bei seiner poetischen Lectüre, sondern er las mit freier Urtheilskraft von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung bestochen. So strich er damals in seinem Exemplare von Klopstock, in der Ode: So schweigt der Jüngling lang u. s. w., nach den Worten: Ich liebe dich, mein Vaterland, die übrigen Strophen weg, weil sie nach seinem Gefühl den Eindruck nur schwächten. Die durch Worte und Versbau prachtvolle, an Gehalt aber nicht so reiche Ode: Die Genesung, durchstrich er ganz, weil sie ihm weiter nichts zu sagen schien, als: Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben, und hätte meine Messiade nicht vollenden können. Wer erkennt nicht schon in dieser strengen Kritik seines Lieblingsdichters den selbstständigen Geist Schillers, der sich einst frei auf selbst gebrochenen Bahnen bewegen sollte? Durch fortgesetztes Lesen der Bibel und Klopstocks war sein religiöser Sinn so angeregt worden, daß er, um seinen Ideen Gestalt zu geben, an einem epischen Gedicht zu arbeiten anfing (1773), dessen Held Moses, der Befreier, Heerführer und Gesetzgeber seines Volks, sein sollte. Die Bekanntschaft mit Gerstenbergs Ugolino aber, diesem an den gräßlichsten und erschütternden Scenen so reichen Trauerspiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Göthes Götz von

Berlichingen, Leisewitzens Julius von Tarent, und Lessings dramatische Arbeiten nährten diese Glut; Shakspeares belebender Athem endlich fachte sie zur Flamme an. — Schiller unternahm die ersten dramatischen Versuche: Der Student von Nassau, ein Trauerspiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauspiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchtetern Verfasser selbst verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieses Urtheil gerecht war. Nur einzelne Stellen des leztern Stücks nahm er in die spätern Räuber auf. Seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelangen noch weniger, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern (Klopstock, Kramer, Uz) waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte. Nur wenige seiner Gedichte aus dieser Zeit haben sich erhalten, welche sich im schwäbischen Magazin befinden. Übrigens bildete er durch Plutarchs Lebensbeschreibungen, Herders, Garves und Fergusons philosophische Schriften auch seinen historischen und philosophischen Geist. Zwei Jahre trieb er dann die Medicin ernstlich und ausschließlich, und schrieb damals eine lateinische Abhandlung: Philosophie der Physiologie, die aber nicht im Drucke erschienen ist. Von 1777 an schuf der achtzehnjährige Jüngling die Räuber, ein gigantisches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als völlig unkünstlerisch zu tadeln, dem sie aber nicht die Bewunderung der Leser und Zuschauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nunmehr in Stuttgart seine akademischen Studien vollendet hatte, gab er nach dortiger Gewohnheit im J. 1780 eine deutsche Probeschrift unter dem Titel: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, heraus. Man findet darin, angeblich als eine Übersetzung aus dem Englischen, ein Bruchstück aus dem 5ten Act seiner damals noch ungedruckten Räuber als einen psychologischen Beleg angeführt. Schiller bediente sich dieses Vorwandes, weil er sich auf den Rath seiner Freunde als Verfasser eines solchen Schauspiels verläugnen mußte. Er ward noch in diesem Jahre als Regimentsarzt angestellt. — Bisher war Schillers Kraft durch eine despotische Erziehung gehemmt gewesen; und nur auf Stunden, auch nicht ungestraft, entschlüpfte er mit einigen Freunden seinem Schulkerker, oder trotzte der dort herrschenden Ordnung. Aber desto gewaltsamer brach nun jene Kraft hervor, als er Herr seines Willens geworden war. Selbst in den Mauern dieser militärisch-pädagogischen Anstalt war durch jenen Zwang nur eine innigere Verbindung, eine Art von Corporationsgeist unter den jungen Studirenden entstanden, der, wie er ihren Eifer in den Studien schärfte und sie antrieb, in dem Gebiete der Wissenschaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vorschwebte, auch große und erhabene Ideen in ihnen weckte, und den dichterischen Genius mächtig in seinem Aufschwung unterstützte. Vielleicht floß aus dieser Quelle die Scene in den Räubern, in welcher Carl Moor mit seinen Gefährten den schrecklichen Bund schließt, und jene andere, in welcher er dem platten Dolmetscher der Gerechtigkeit Rechenschaft von seinen Thaten gibt. Noch in seinen spätern Jahren versicherte Schiller, daß er, troz der großen Einschränkung auf der Akademie zu Stuttgart, seine glücklichsten Tage dort verlebt habe. Auch fehlte es ihm nicht an mehr oder minder gleich gesinnten Freunden. Der ausgezeichnete liebenswürdige Tonkünstler Zumsteeg gehörte zu seinen Schulfreunden; auch der unglückliche, geniale Schubart fand

sich von ihm zur Vertraulichkeit hingezogen. Viele Gedichte, die er nachher nebst den Arbeiten seiner Freunde unter dem Namen Anthologie herausgab, entstanden in dieser Zeit. — Jetzt ließ er auch (auf eigene Kosten, weil er keinen Verleger fand) seine Räuber drucken, nachdem er auf den Rath seiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz gestrichen, oder doch gemildert hatte. Höchst erfreulich war ihm die Anerkennung dieses Werks im Auslande, indem ihn schon 1781 der Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag erhielt er kurz darauf von dem Director des mannheimer Theaters, dem Freihern von Dalberg, mit welchem er von dieser Zeit an in immer genauere Verbindung kam. Mon sehe darüber Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781 — 85, Carlsruhe 1819, 8. Er änderte, wo man ihn überzeugen konnte, und die Räuber wurden in Mannheim 1782 zum erstenmale aufgeführt. Bei den zwei ersten Aufführungen war Schiller gegenwärtig, und da diese Reise nach Mannheim ohne Urlaub geschehen war, so erhielt er nach seiner Rückkehr 14tägigen Arrest. Natürlich mußte ein so originelles Werk ein lebhaftes und allgemeines Aufsehen machen. Unglücklicher Weise war das vaterländische Ehrgefühl eines Graubündners durch eine Stelle in jenem Schauspiel, wo von seinen Landsleuten, als von gemeinen Straßenräubern, die Rede war, gekränkt worden. Dieser führte Beschwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, außer dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen, wahrscheinlich weil seinem Geschmacke Schillers Werke anstößig waren. Schiller, der sich damals mit Professor Abel und Bibliothekar Petersen zur Herausgabe der Zeitschrift: Würtembergisches Repertorium, vereinigt, und in dieselbe den Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater, den Spatziergang unter den Linden rc. und verschiedene Recensionen geliefert hatte, dem überdies durch seine Verbindungen in Mannheim die lockendsten Aussichten zu einer Anstellung bei der Bühne sich eröffneten, mußte diese Beschränkung unerträglich finden. Einen Ausweg einzuschlagen, welcher die Zurücknahme jenes Verbots hätte bewirken können, da der Herzog kein Feind der Künste war, und dem talentvollen Jüngling wohlwollte, erlaubte diesem sein Stolz, und vielleicht auch die Furcht vor gewaltsamen Maßregeln der Regierung nicht, die er an Schubart erfahren. Der Herzog wünschte nämlich, Schiller sollte ihm seine poetischen Erzeugnisse vor dem Abdruck selbst mittheilen; dies wollte er nicht und entfernte sich 1782 heimlich aus Stuttgart, nachdem er den Freiherrn von Dalberg vergeblich um seine Verwendung in dieser Sache gebeten. — Er ging unter einem angenommenen Namen nach Franken. Hier lebte er beinahe ein Jahr zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Geheimenräthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen verdankte, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, und endete in poetischer Muße seinen schon in Stuttgart angefangenen Fiesko, und sein Trauerspiel Cabale und Liebe. Im Sept. 1783 begab er sich nach Mannheim, wo damals Iffland, Beck, Beil und Caroline Beck auf der Bühne glänzten. Die Darstellung seiner Räuber von diesen Künstlern hatte schon bei seinem ersten Aufenthalte einen so begeisternden Eindruck auf ihn gemacht, daß der Wunsch in ihm entstanden war, Mitglied dieses Theaters zu werden. Diesem Gedanken soll sich damals vorzüglich Beil sehr ernst entgegengesetzt und prophetisch gesagt

haben: nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden. Jetzt fand Schiller in Mannheim unter den Vornehmsten gebildete Freunde, vorzüglich Dalberg und Anton von Klein, durch deren Mitwirkung ihm die Freude zu Theil ward, sich als Theaterdichter an der mannheimer Bühne angestellt zu sehen. In diesem Amte fühlte er sich um so glücklicher, da er die Schaubühne nach ihrem höchsten Einfluß auf den Menschen würdigte, und sie als moralische Anstalt betrachtete. (Siehe den damals geschriebenen Aufsatz in seinen Werken, 2ter Bd. und das 1ste Heft der Thalia.) Auch ward er damals zum Mitgliede der kurpfälzisch-deutschen Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen. Hier war er auch Anton von Kleins Hausfreund, vor dessen freimüthigem Urtheil er viel Achtung hegte. Eben desselben Rudolph von Habsburg bestimmte auch Schillern, seinen Carlos, zu dem er schon damals den Entwurf gemacht hatte, in Jamben zu schreiben. — Hier endet gleichsam die erste Periode Schillers. Er selbst hat sich auf eine merkwürdige Art über dieselbe und seine erste dramatische Arbeit erklärt. „Frühe," sagt er, „verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, facht sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — — Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung sei das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." So urtheilte der Dichter über sein erstes dramatisches Studium, ein Stück, welches trotz allen theils üppigen, theils mißgestalteten Auswüchsen einer glühenden, noch nicht durch

Weltkenntniß geregelten Phantasie und gehäuften Gräßlichkeiten immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man in seiner ursprünglichen unkünstlerischen Rohheit nicht antasten darf, wie alle, theils vom Verfasser selbst, theils von andern gemachten, aber mißrathenen Versuche, mit Feile und Schere beweisen. Die Aufgabe des Dichters war: darzustellen, wie ein von Natur edler Mensch durch harte Verhältnisse und feindselige Bosheit zum Verbrecher verleitet wird. Tief verborgene Falten des menschlichen Herzens sind in den Ursachen entwickelt, welche die beiden Brüder Moor jeden auf seine strafbare Bahn hinleiten, wenn auch die Ursache selbst, wodurch Carl verleitet wird, Verbrecher zu werden, nämlich der Brief mit Drohungen von seinem Bruder, seiner Wirkung nicht entsprechend ist. Franzens Monolog, wo er sagt: „ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre, ich will sie geltend machen;" und Carls Empfangen des väterlichen Fluchs, statt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelspforte zum ersehnten Guten und Rechten werden sollte, sind psychologische Meisterzüge, und zeigen, daß wenn Schillern damals die Welt noch fremd war, er den Menschen schon kannte, und dessen Innerstes, wenn auch nur in der Ahnung, schon tief ergründete. Hierbei muß auch die treffende Charakteristik der Bösewichter Schufterle, Spiegelberg und Hermann, welche dem Franz Moor bedeutend gegenüber stehen, nicht unbemerkt gelassen werden. — Fiesko (1783) und Cabale und Liebe (1784) zeigen bei aller schroffen Größe, die auch sie auszeichnet, schon ein besonneneres Streben, so wie eine bessere Kenntniß der dem Dichter zu Gebote stehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befestigen. In allen diesen drei Stücken gibt das Laster den Anstoß; Hauptgegenstand ist das Ringen der Freiheit mit dem Schicksal, dem Staate und seinen Conventionen, aber die Zeichnung des Lasters verliert allmählig das Verzerrte, Ungeheure, Teuflische und wird menschlicher, wahrer, der überspannte Styl, der das ungewöhnlich Kräftige sucht, und das Paradoxe, ist in ihnen noch herrschend. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in Schillers Dichterleben die erste Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufstrebenden Kraft hinlänglich charakterisirt zu haben glauben. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte in der von ihm und Stäudlein gemeinschaftlich herausgegebenen Anthologie und in Armbrusters Chronik. Die Schlacht, die Kindesmörderin und die Gedichte an Laura (Tochter des Cammerraths Schwan) gehören dahin. Auch unternahm er die Herausgabe der Thalia (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. Endlich beschäftigten ihn damals noch mehrere dramatische Stoffe, besonders ein Conradin von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber. — Seine längst gehegte Vorliebe für Don Carlos, welchen Stoff ihn Dalberg zu bearbeiten veranlaßt hatte, gab den Ausschlag. Eine glühende Jugendliebe und das Studium der Philosophie, welches unter andern auch seine philosophischen Briefe von Julius und Raphael bezeugen (Werke 4ter Bd.), hatten seinem Geiste eine neue, ideale Welt aufgeschlossen, die er in seinem Don Carlos zu gestalten begann, von welchem er zuerst einige Scenen in die Thalia einrücken ließ. Durch Vorlesung derselben an dem hessendarmstädtischen Hofe ward Schiller dem erhabenen Beschützer und Freunde der Künste und Wissenschaften, dem jetzigen Großherzoge von Weimar, persönlich bekannt und von ihm zum Rath ernannt, welche Auszeichnung für ihn von den wichtigsten Folgen war. — Schil-

ler sehnte sich aber bald wiederum nach einem erweiterten Wirkungskreise. Er beschloß daher zu reisen, und zuerst nach Leipzig zu gehen, wo er sich durch seine poetischen Werke viele Freunde, besonders Huber gewonnen hatte, mit dem er vornehmlich in Briefwechsel stand. Er fühlte auch das Bedürfniß eines vertrauten Freundes, der mit ihm wohnen, ihm rathen und seine ökonomischen Angelegenheiten leiten sollte, und kam im März 1785 nach Leipzig. Hier und in dem nahen Dorfe Gohlis lebte er in einem freundschaftlichen Kreise. Hier ward auch das Lied an die Freude erzeugt. Zu Ende des Sommers ging er nach Dresden. Viele geistreiche Männer, die er dort kennen lernte, die schönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunstschätzen, und vornehmlich die köstliche Bibliothek fesselten ihn bis 1787 an diesen Aufenthalt. Er studirte des Don Carlos wegen alles, was er über Philipp II. und seine Regierung hier auffinden konnte. — Eine Frucht dieser Studien, die ihn unvermerkt in das historische Gebiet führten, war seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (Leipz. 1788, 1sten Thls. 1ster u. 2ter Bd. N. Aufl. Ebend. 1801, 8. mit Kpf. — 2ter Thl. Fortgesetzt von E. Curth, Leipz. 1808, 8., auch unter dem Titel: Der niederländische Revolutionskrieg u. s. w.). In diesem Werke (zu dem er später nicht zurückkehrte, um es zu beendigen) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philosophisch-historischen Untersuchungsgeiste, eine lebendige Darstellung und glänzende Schreibart. Der Leser ward durch die Würde und Anmuth des Vortrags angenehm fortgerissen, und auch der Kenner fand sich befriedigt. In diese Zeit der historischen Forschungen gehört auch sein Werk: Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, wovon ebenfalls nur ein Band erschien. Seine bekannte Freigeisterei der Leidenschaft (welche aber, wie so manche seiner andern Gedichte, durch spätere Änderungen und Abkürzungen sehr an ihrem ursprünglichen Charakter verlor) schrieb er um dieselbe Zeit. Wie jeder mit reicher Fülle des Geistes und Gemüths begabte Mensch, der früher den Genuß des Lebens hat entbehren müssen, oder dem er durch Zwang vergällt worden, setzte auch Schiller, da ihm die Freiheit zu Theil worden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen, und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber seine Freuden waren genialisch und edel wie er selbst. Gern mochte er sein allem Großen und Schönen geweihtes Herz dem Gleichgesinnten öffnen, und im Austausch der verwandten Gefühle sein Dasein vervielfachen. Innig rührte ihn der hohe Reiz der Natur. Das Erhabene, das schauerlich und würdig Begeisternde sprach ihn mächtig an. Wohl mocht er (und er that es oft) im leichten Kahn dem Laufe des Stromes folgen, wenn Stürme die Wellen durchbrausten, und schwarze Gewitter um ihn krachten und flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe gegen einander erblickte, dann fand er die Harmonie in der eigenen Brust, und strömte gern seine Gefühle in die Saiten aus. — Mit Ernst und Eifer setzte er indeß seine Studien und Arbeiten fort. Die Nächte waren diesen vorzüglich gewidmet. Wenn das verworrene und verwirrende Treiben der Außenwelt schwieg, dann sprach der Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöschenden Fackel des Tages entzündete sich die Flamme seiner Begeisterung und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafs genossen hatte. — In Dresden und in dem nahgelegenen Dorfe Loschwitz, in dem Hause seines Freundes, des damaligen Appellationsrathes Körner, vollendete Schil-

ler seinen Don Carlos, welcher, obgleich immer ein Werk, das schon allein den Namen des Verfassers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad von Vollendung erhielt, welchen er erlangt hätte, wenn Schiller seinen ursprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er selbst sagt in dieser Hinsicht (in seinen Briefen über Don Carlos: Kleine prosaische Schriften Thl. 1. S. 163—262): „Es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Acten dieses Stücks andre Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Äußerungen darüber im 1sten Stücke der Thalia mögen dem Leser einen Standpunct angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan forderte zum Beispiel, daß Marquis Posa das uneingeschränkte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine Scene." Schiller wollte daher auch dieses Stück nicht für ein Theaterstück gehalten wissen, obgleich es mit dem größten Beifall auf der Bühne aufgenommen wurde, und immer eine Zierde derselben bleiben wird, wie vielfach und oft ganz sinnlos es auch verschnitten und verstümmelt worden ist. Er selbst nennt es in seinen Briefen an Dalberg ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause. Wieland, der sehr scharf darüber urtheilt, fand in den Personen dieses Stücks nur idealische Phantasiegeschöpfe, bei denen man doch die psychologische Wahrheit vermisse. Und in der That sind in diesem Stücke der Drang nach Anwendung philosophischer Ideen von Freiheit und Kosmopolitismus, so wie das Streben der Phantasie, den geschichtlichen Stoff zu idealisiren, mit dem Streben, die in dieser Beziehung entworfenen Charaktere durch psychologische Kraft und Wahrheit zu individualisiren, noch in einem großen Streite begriffen. — Außerdem gehört in diese Periode seines Lebens noch der Entwurf zu einem Lustspiele: der Menschenfeind, von welchem einige Scenen vorhanden sind, und der unvollendete Roman der Geisterseher (Leipz. 1789); ein Versuch seiner Phantasie im Gebiete der Erzählung, zu welchem ihm wahrscheinlich die damaligen Gerüchte von Cagliostro Veranlassung gaben. Anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache zeichnen ihn aus. 1787 ging Schiller nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen, und letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Von hier aus machte er wieder einen Besuch in Bauerbach. In Rudolstadt lernte er seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld, kennen, und fühlte das Bedürfniß,

sich an einer Gattin Seite eine bürgerliche und häusliche Existenz zu gründen. Auch im folgenden Jahre kehrte er nach Rudolstadt zurück. Hier traf er zum erstenmal mit Göthe zusammen, der in Gesellschaft der verwitweten Herzogin Amalia von Weimar eben aus Italien zurückkehrte. Durch Göthe, der ihn anfangs nicht ansprach, und der in der ganzen Weltansicht so höchst verschieden von ihm war (s. Göthe zur Naturwissenschaft, und den Auszug im Morgenblatte, St. 216. 1817.), ward er dieser geistreichen Fürstin bekannt; auch erhielt er, durch dessen und des nachherigen Geheimenraths von Voigt Verwendung, nach Eichhorns Weggange von Jena die Professur der Geschichte und Philosophie daselbst, welche er 1789 mit der Rede: Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte? antrat (Werke Bd. VII). — Dem Studium der Geschichte widmete er sich jetzt voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Hieher gehören die Götter Griechenlands, die Künstler (zuerst in Wielands Merkur) und der kühne Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrichs des Großen. In dieselbe Periode fällt die Lectüre der Classiker, die er theilweise übersetzte (besonders Euripides). Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena regte ihn bedeutend an, namentlich mit Reinhold, durch welchen er mit Philosophie, besonders mit der Kantischen, vertrauter ward. Dies veranlaßte viele philosophische und ästhetische Abhandlungen in dieser Zeit, in welchen die Kantische Grundansicht oft hervorschimmert, ohne die geistreichen und eigenthümlichen Ansichten unsers Dichters zu unterdrücken. Schiller lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifalle Geschichte, in der Folge auch Ästhetik, und benutzte den Reichthum der deutschen Sprache glücklich zur Darstellung der abstractesten Begriffe, der erhabensten Ideen und verwickelter Thatsachen. In dieser Zeit begann er seiner seine Memoiren vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten (1790, und die Geschichte des 30jährigen Krieges. Diese zweite bedeutende Frucht seiner historischen Forschungen ward mit Begeisterung in ganz Deutschland aufgenommen. Sie erschien zuerst im Taschenkalender für Damen 1790 — 93. Wieland (in seiner Vorrede zur Geschichte des 30jährigen Kriegs, Leipz. 1791, 3 Bde. 12.) und Johannes von Müller fällten darüber das günstigste Urtheil, und erklärten es für ein Buch der Nation. Und welche Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geistesgewandtheit ein, womit dieser Mann den Forschungen der Philosophie und Geschichte sich hingab, und sie mit poetischem Sinne zu verbinden suchte! Für die Poesie selbst wirkte er in dieser Zeit weniger; nur Übersetzungen aus dem Virgil und andere fallen in die Zeit von 1790 — 1794, und mehrere Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. In und außerhalb Deutschland wurden jetzt Schillers große Verdienste anerkannt, und von Fürsten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt gleichfalls schon 1788 den Titel als Rath. 1790, in welchem Jahre er sich auch verheirathete, ward er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franz. Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeigungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, so sind sie doch als Beweise freiwilliger Anerkennung jenes Werthes schätzbar. — Anhaltendes nächtliches Studiren, verbunden mit dem Genusse geistiger Reizmittel, hatte Schillers Gesundheit un-

tergraben; nur langsam genas er von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Aber dies hemmte seine Thätigkeit nicht, die ihn oft das Äußere vergessen machte. Um ihn indessen in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen und geistanstrengende Arbeiten einige Zeit lang unterlassen könnte, bot ihm der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre an, was den Empfänger sehr rührte. Um das J. 1793 hatte Schiller auch eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, bei welcher er sehr streng gegen sich verfuhr. In dieselbe Zeit fiel die scharfe Beurtheilung der Bürgerschen Gedichte (Werke Bd. VIII. Abth. 2. S. 264), die man wohl auf seinem Standpuncte, der sich zu dem Bürgerschen fast wie Kunstpoesie zur Naturpoesie verhielt, ganz natürlich und begreiflich finden muß, obgleich diese Kritik den unglücklichen Dichter tief verletzte. 1793 reiste Schiller in seine Heimath nach Schwaben, und lebte dort vom August bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Ältern und Freunde abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg sehr glücklich, und ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. — Als er nach Jena zurückgekommen war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift, die Horen, zu eröffnen, da mit dem J. 1793 die Thalia geschlossen worden war. In derselben Zeit kam er auch mit Göthe in vertraulichere Verbindung und fortgesetzten Briefwechsel, was auf seine Poesie den entschiedensten Einfluß hatte. Auch besuchte er letztern zuweilen in Weimar und wohnte bei ihm. Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück, und brachte, vorzüglich vom Jahre 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er in den Horen und in seinen Musenalmanachen (der erste erschien 1796) mittheilte, zuerst mehrere didaktischer Art, die ihm vorzüglich eignete (z. B. das Ideal und das Leben, die Ideale, der Spaziergang), 1796 in Verbindung mit Göthe die kritischen Xenien (s. d. Art.), und 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zur dramatischen Laufbahn zurück. Schon 1795 legte er den Plan zu einem Stücke aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta, unter dem Namen die Ritter von Malta (s. Werke XII. Bd.). Aber über alle andere Plane siegte Wallenstein, den er 1799 beendigte. — Die Geschichte des 30jährigen Kriegs hatte schon früher in Schillern den Gedanken rege gemacht, den großen Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu machen, der aber nicht zur Ausführung kam. Statt dessen ergriff er aus derselben Geschichte den Plan des Wallenstein. Mit großer Scheu ging er an die Ausführung dieser schweren Aufgabe, und die jetzt klarere Reflexion in ihm erregte ihm manche Zweifel. Große Charakterschilderung wird hier sein Hauptzweck; in der Composition der ganzen Handlung aber, die fast epische Breite gewinnt, so wie in den einzelnen Reden des Wallenstein, bricht die Reflexion über Schicksal, und Schillers Theorie der Tragödie überall hervor. Unstreitig ist Wallenstein durch gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit dem Carlos, wie den meisten Werken seiner Gattung, weit vorzuziehen. Allenthalben ist verständige Fügung sichtbar, die Charakteristik der Hauptpersonen aus der Tiefe des gesammten Lebens geschöpft und fest in sich selbst gegründet. Vor allen herrlich steht

Wallenstein selbst da, als großer, kühner Krieger geschildert, der seiner überwiegenden Geisteskraft, dem von ihm erst geschaffenen Heere, der Freundschaft und den Sternen vertrauend, als Opfer der Eigenmacht fällt, mit welcher er verbrecherisch den unverdienten politischen Fall abzuwenden verleitet wird. Reich und herrlich ist die Schattirung dieses großen Charakters, durch die Charaktere der Krieger, welche ihn umgeben, bewirkt. Das Lager Wallensteins hängt damit nur locker zusammen, und schildert den Charakter des Heeres, die Meinung und die Erwartungen desselben von seinem Führer. Die Schilderung Wallensteins in seinem Familienverhältnisse, und die Episode der Liebe zwischen Mar und Thekla vollenden das große Bild, mildern den erhabenen Ernst und heben, in Verbindung mit dem Wunderglauben des Wallenstein, das politische Drama in die Sphäre der lyrischen Romantik. — Zugleich ist die Sprache und die ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. — Mit diesem großen Werke schließt seine zweite Dichterperiode, durch Streben nach großer und wahrer Charakteristik, so wie durch Einfluß selbstgeschaffener Theorie, ausgezeichnet. Göthe und das Theater zog ihn nach Beendigung dieses Werks immer fester nach Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten und herrlichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater, und von seinem Fürsten sehr geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Zwei Werke folgten dem Wallenstein, denen wir vor allen andern den Preis zuerkennen: Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wenn sich jenes Drama durch ächt tragische Motive, durch meisterhafte Anordnung als Ganzes, und durch den Geist versöhnender Religiosität, der die Seele dieser Tragödie ist, auszeichnet und um so tiefer erschüttert, je wahrer und in sich selbst gegründeter die dramatische Schilderung ist; so strahlt diese, als das begeisterte Werkzeug der rettenden Gottheit, im reichsten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantasie, als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgestattet, und in die Rechte wieder eingesetzt, die der Dichter schon früher gegen unheiligen Spott in einem kleinern Gedichte geltend gemacht. Schiller läßt sie auf dem Gipfel ihres Glückes durch irdische Liebe geprüft und von dem Geschick entsühnt werden. Herrlich ist vorzüglich die Schilderung des prophetischen Hirtenmädchens in den ersten Acten. Der Dichter selbst schrieb in der Folge einige Briefe über die Jungfrau, die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf sein damaliges inneres Leben werfen. — Diese Werke, (sie wurden in den J. 1800 und 1801 gearbeitet) scheinen den Gipfel seiner dramatischen Poesie zu bezeichnen. Ruhe, Klarheit und Zusammenhang, glücklicheres Streben nach dem Ganzen und nach poetischer Wahrheit, in welcher Idealität und Wirklichkeit vereinigt sind, zeigen sich nirgends so offenbar, als in Maria Stuart; dagegen der Dichter in der Jungfrau manchen fremden Schimmer geborgt hat, und von der Einfachheit der Geschichte abzuweichen, durch seine Ansicht von romantischer Ausführung bestimmt wurde. Johannas hartnäckiges Schweigen und die Erscheinung des schwarzen Ritters sind an diesem Stücke am meisten getadelt worden (s. jedoch Böttiger in dem Taschenbuche Minerva 1812, und Apels Recension in der jenaer Literaturzeitung). — Jetzt lebte er ganz für die dramatische Dichtkunst, und wie ihn die ausgebreiteten Naturforschungen Göthes vielfältig anregten, so beschäftigte ihn auch die Vervollkommnung des deutschen

Theaters, zu welcher er durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der weimarischen Bühne, und Bearbeitung seiner und fremder Stücke sehr vortheilhaft wirkte. (Vergl. Göthes Aufsatz über das deutsche Theater, Morgenblatt, April 1815, St. 85.) — In seinem nächsten Drama, der Braut von Messina (1803), wich Schiller wieder ab von der betretnen Bahn. In diesem Stücke, das zugleich einen Versuch enthält, den Chor der Griechen auf unsere Bühne zu bringen, sind mit lyrischem Feuer die glühendste Liebe und die furchtbarste Rache geschildert; aber wenn schon die Vermischung der Religion störend wirkt, so ist die Darstellung des Schicksals, das nicht als ernst gerechte Strafgöttin, sondern als furchtbare Furie erscheint, welche die schönsten Bande nur knüpft, um sie hohnlachend zu zerreißen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Das Ganze konnte mehr als Studium angesehen werden, das Antike und Romantische zu verbinden. (Siehe darüber Böttiger in der Minerva, Jahrg. 1814, und das leipz. Kunstblatt 1818, 1stes St.) — So sehr in diesem tragischen Intriguenstücke die Charakterzeichnung gelitten hat, so kräftig ist sie wiederum in seinem letzten großen Werke. Wilhelm Tell ist mächtig anziehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigesinnten, unverderbten Volkes, das in glücklicher Abgeschiedenheit lebt, geschildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargestellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieses Werk zum kostbaren Erbe seinem Volke, dessen Erniedrigung er nicht schauen sollte. Möge dies Bild der Sittlichkeit, Einfalt, Eintracht, das sein scheidender Sänger ihm zurückließ, nie aus seinem Andenken kommen! — Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war der falsche Demetrius. (Herr von Maltitz hat denselben nach Schillers Plane ausgeführt. Siehe Böttiger in der Minerva 1810, und vergleiche die anziehende Beurtheilung des Maltitzischen Gedichts in der leipziger Literaturzeitung 116, 1819.) Außerdem bearbeitete er noch Shakspeares Makbeth, Gozzis Turandot (beide nicht gelungen) für die Bühne; schrieb die prächtige Huldigung der Künste (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar; bearbeitete Racines Phädra und zwei französische Lustspiele (der Neffe als Onkel und der Parasit). Zu letzterm besaß er nicht die leichte, spielende Munterkeit, welche im Gebiete des Lustspiels herrschen muß. — Hiermit schließt sich der Kreis seiner dramatischen Wirksamkeit. Über diese sagt Friedr. Schlegel in seinen Vorlesungen über die Geschichte der ältern und neuern Literatur (Bd. 2. S. 318): „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unserer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unserer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben und die ihr angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist Genüge zu leisten, hervor. Einige sind der Meinung, das Studium der Philosophie sei ihm schädlich gewesen, auch für die Kunst. Allein in Zweifel befangen, war

er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittlern Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit; so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." — Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, stehen seine dramatischen oben an. Wenn aber Shakspeare und Calderon die vielgestaltete Welt in den mannichfaltigsten Schöpfungen abbilden und darstellen, so sehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdischen, Menschlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menschlicher Geist erreichen kann. Ein Schwanken zwischen Ideal und Wirklichkeit war überhaupt Grundzug seines Wesens, und war vielleicht aus dem Nachdenken über die grellen Gegensätze, die ihm in seinem Leben so früh entgegentraten, veranlaßt worden. Ein zweiter Prometheus, strebt er nach dem himmlischen Feuer, das dem Sterblichen versagt ist, mit sichtbarem Kraftaufwand. Sagt er doch selbst, daß nur unbestürmt der Himmel sich freundlich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schoße der Götter das Glück herabfalle. Daher gelingt es ihm nie ganz, sich und sein Werk zu trennen, sondern immer erscheint uns in demselben zugleich der Dichter, ob er gleich in späterer Zeit, wo er mehr im Schaffen lebte, dies wohl fühlend, die ganze Ästhetik unwillig verdammte; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus, als die Tragik, in der sein auf das Erhabene und Ernste gerichtete Geist sich einheimischer fühlte. Daher legte er selbst in die Zeichnung seiner weiblichen Charaktere mehr Größe als weibliche Grazie, und ist weniger glücklich, als Göthe, in der Schilderung derselben; auch bleibt ihm die Liebe stets untergeordnet. Daher mußte ihm vor allem, und mit Recht, das kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens, als ein schlechter Stoff für die Bühne, verhaßt sein, worüber er sich in Shakspeares Schatten kräftig ausspricht. Auch seine Poesien tragen sämmtlich das Gepräge dieses Geistes. — Von seinen lyrischen Stücken gehören zu den köstlichen: die Götter Griechenlands, Resignation, die Ideale, das Reich der Formen, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen, der herrliche Hymnus an die Freude und mehrere didaktisch-lyrische Stücke. (Siehe den Aufsatz über Schiller als Lehrdichter im Journal für Luxus und Mode, Oct. 1818.) Durch Innigkeit und Zartheit sind vor andern ausgezeichnet Theklas liebliche Geisterstimme, das Mädchen aus der Fremde, eine schöne Allegorie, u. a. — Ein eigenes großes Gepräge tragen seine Balladen und Romanzen. Ohne die Einfachheit zu haben, die ursprünglich dieser Gattung gehört, rühren sie nicht minder tief und mächtig. Dahin gehören vornehmlich der Taucher, die Kraniche des Ibicus, der Ritter Georg, der

Gang nach dem Eisenhammer u. s. w., vor allen aber der Ritter Toggenburg, der nimmer veralten und stets zum Herzen sprechen wird, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden. Viele dieser Gedichte werden ewig im Munde der Gebildeten leben. — Musterhaft sind seine didaktischen Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die er den meisten derselben einzuprägen gewußt hat. Zu diesen gehört auch sein Antheil an den 1797 zuerst erschienenen Xenien, die zur Genüge beweisen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epigrammatischen Witze fehlte. Dagegen ist er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meister, wie er sich denn auch in andern Versmaßen und im Reime viele Nachlässigkeiten erlaubt, die er leicht beseitigt haben würde, wenn er nicht zu wenigen Werth darauf gelegt hätte. — Von seinem hohen Talente als Romandichter hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn auch in dieser Gattung als Meister zeigt. Außer dem oben angeführten Romane, der Geisterseher, besitzen wir von ihm nur die schöne Erzählung der Sonnenwirth und einige andere Bruchstücke in seinen kleinen prosaischen Schriften. — Ein früher Tod entriß ihn der Welt. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Tell bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anscheine nach wieder genesen, als er am 9ten Mai 1805 in seinem 46sten Lebensjahre unerwartet starb. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, und mit Wahrheit sagt sein großer Freund Göthe von ihm:

> Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
> Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen," sagt eben derselbe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben." — Bisher haben wir nur von seinen seltnen Geistesgaben gesprochen; gleich selten waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne, weswegen ihn A. W. Schlegel mit dem vollkommensten Recht den tugendhaften Künstler nennt, und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. — Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je nä-

her man ihm kam, desto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgültig lassen; aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündigte den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesicht, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. (Am treuesten hat Professor Dannecker Schillers Bild in einer kolossalen Büste gegeben. Schiller hatte ihm bei seinem Aufenthalte in Schwaben dazu selbst gesessen.) — Schillers Leiche ward auf dem Jacobskirchhofe zu Weimar beerdigt, und ruht im Landschafts-Cassengewölbe. Er hinterließ seine Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben, die beiden ältesten verheiratheten überlebten ihn. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorschlag, Schillers Namen auf eine Weise zu verewigen, die ihn nicht minder als das dankbare Vaterland geehrt haben würde. Dieser Vorschlag bestand darin, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranstalten und den Gesammtertrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte. Die bald darauf ausgebrochenen Kriegsunruhen haben die Ausführung verhindert, und seine Nation hat ihre Schuld an seine Manen noch nicht abgetragen. — In der Biographie Schillers von D. im XV. Hefte der Zeitgenossen (Leipzig bei Brockhaus 1819) finden sich ziemlich alle Schriften über Schillers Leben verzeichnet. Nur die kleine Schrift: Schillers Leben und Beurtheilung seiner vorzüglichsten Werke, Basel 1811, 8., fehlt. Eine sehr anziehende Kritik eines Schweden über Schillers Werke: Försok till en Kritik öfver Friedrich Schiller etc., Stockholm 1818, 8. (wovon ein Auszug in der wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur, St. 40, 1818 gegeben wurde), ist in Deutschland wenig bekannt.

Schilling ist eine deutsche, theils wirkliche, theils Rechnungsmünze, welche man von den ehemaligen römischen Solidis herleitet, wovon auch die französischen Sols oder Sous, ingleichen die italienischen Soldi ꝛc. herstammen. In Deutschland ist sie theils in Golde als Gulden, theils in Silber als Schilling ausgeprägt worden, ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20 — 24 Groschen werth; daher denn auch diese Schillinge, so wie die nachher erfolgten Groschen, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die größten Silbermünzen im deutschen Reiche waren. Die gegenwärtigen Schillinge sind hiervon sehr verschieden; wiewohl es schwerere und leichtere gibt, die an verschiedenen Orten in verschiedener Währung stehen. Von jenen, den schweren, machen gemeiniglich sechs Stück einen Reichsthaler; von den leichten hingegen hält das Stück zwölf, wohl auch nur sechs Pfennige. — In Ansehung der ausländischen Schillinge rechnet man den brabanter Schilling (Schilling flämisch, Escalin) ungefähr $3\frac{1}{2}$ Groschen sächsisch, den englischen (12 Pence haltend) etwa $7\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Groschen.

Schilling (Friedr. Gustav), einer unserer berühmtesten und unterhaltendsten erzählenden Schriftsteller, wurde zu Dresden 1766 geboren. Schon im 9ten Jahre verlor er seine Mutter durch den Tod, und Berufsgeschäfte entfernten seinen Vater, welcher kursächsischer Assistenzrath war, oft Monate lang von ihm. Daher nahm Frau

Sophia Kaufmann zu Bischofswerda, eine edele, gebildete Frau und Freundin des älterlichen Hauses, den kränkelnden mutterlosen Knaben bei sich auf. Von 1779 — 81 studirte er auf der Fürstenschule zu Meißen, trat aber, von seiner Vorliebe für den Soldatenstand gedrängt, 1781 in das sächsische Artilleriecorps ein. Nach Ablauf von sieben Jahren und nach dem vierjährigen Besuch der Artillerieschule zum Officier vorgerückt, wohnte er (seit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Mainz, der dreitägigen Schlacht von Moorlautern und den meisten Gefechten des sächsischen Contingents während des Feldzuges von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena ward er, nebst noch 122 sächsischen Officieren, gefangen. 1807 führte ihn der Krieg nach Warschau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgerückt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chronischen, immer zunehmenden Nervenübels, auf sein Gesuch mit Pension entlassen, nach Freiberg zurückkehrte. Er lebt seit einigen Jahren nun in Dresden. — Gewiß ist Schilling einer unserer geistvollsten, gewandtesten und launigsten Romandichter. Mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, besonders in den höhern und gebildetern Ständen, verbindet er eine fast unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine überaus lebhafte und blühende Phantasie, einen leichten, natürlichen Witz, und eine Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Ansichten und Darstellungen, wie man sie bei einem so fruchtbaren Schriftsteller nicht erwarten sollte. Sein Guido von Sohnsdom ist eins seiner ersten und gelungensten Werke. Eine kühne, oft zu kühne Darstellung der höhern Verhältnisse des Lebens, eine Charakterschilderung, wie nur die Hand eines Meisters, der in die Mysterien der großen und vornehmen Welt eingeweiht ist, sie entwerfen kann, herrscht in dieser Dichtung. Außer diesem und vielen andern lobenswerthen Romanen besitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner Erzählungen, die fast durchgehends zu Mustern dieser Gattung dienen können. Es sind liebliche, geistvolle Darstellungen aus dem Leben, eben so anziehend durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts, als durch Zartheit der Empfindungen, leichten gefälligen Witz, und genaue Kenntniß der Menschen und Sitten. Besonders ist der Dialog in Schillings Schriften vortrefflich, und deshalb möchte man es bedauern, daß dieser Schriftsteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß seine Sprache nicht immer gleich correct ist, daß er sich mitunter in üppigen Schilderungen etwas zu sehr gefällt, und daß er, dem Geschmacke der jetzigen Lesewelt fröhnend, sich seine Arbeiten zu bequem macht, und Bände auf Bände häufend, immer leichtere Waare liefert. Übrigens gehört er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die sich nie einer Schule angeschlossen haben. Bei Arnold in Dresden kommt seit 1810 eine Ausgabe von seinen sämmtlichen Schriften heraus. Sie bestanden 1819 aus 50 Bänden, und die zweite Sammlung bereits aus 5 Bänden. N. P.

Schimmelpennink (Rütger Jan), der letzte Oberbeamte oder Präsident der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Titel eines Großpensionärs der batavischen Republik, aber mit fast monarchischer Gewalt bekleidet, wurde 1761 zu Deventer von einer angesehenen, aus Ober-Yssel stammenden Familie geboren. Er studirte in Leiden die Rechte und erwarb sich hier sowohl durch Fleiß als untadelhafte Aufführung die Liebe und Achtung seiner Lehrer und Commilitonen. Als 1784 ein Tumult in Leiden ausbrach, in Folge

welchem die Studirenden die Waffen ergriffen, um die Ruhe der Stadt zu sichern, da ward Schimmelpennink einstimmig zum Führer erwählt, und er benahm sich in diesem Amte mit so viel Umsicht, daß, nach Herstellung der Ordnung, der Magistrat ihm eine Ehrenmedaille zuerkannte. Nachdem er hierauf die Doctorwürde erhalten, bei welcher Gelegenheit er eine treffliche Dissertation „de imperio populari caute temperato" schrieb (die den Geist einer ächten, gesetzmäßigen Freiheit bezeichnet und von Suart ins Holländische übersetzt wurde), begab er sich nach Amsterdam, wo er als Advocat prakticirte und bei den in den J. 1785 bis 87 ausbrechenden Unruhen in Holland sich denen zugesellte, die eine Änderung in der Verwaltung wünschten und auf ein Repräsentativsystem drangen. Beim Ausbruch der Revolution (nach Pichegrus Einrücken) wurde er erst zum ersten Magistrat der Stadt Amsterdam und dann zum Mitgliede in die batavische Nationalversammlung gewählt, später (1798) übertrug man ihm die damals besonders wichtige Stelle als Gesandter in Paris. Bei den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentlicher Botschafter der batavischen Republik beiwohnte, wußte er mit Glück und Erfolg die Interessen derselben geltend zu machen und die mehrmals auf den Punct abgebrochen zu werden stehenden Unterhandlungen zu einem gewünschten Resultate zu leiten. Nach geschlossenem Frieden wurde er zum batavischen Ambassadeur am englischen Hofe ernannt. Bei dem wieder ausbrechenden Kriege von 1803 versuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, auch würde ihm dieses gelungen sein, wenn Buonaparte, damals erster Consul, sie hätte zugestehen wollen. Schimmelpennink kehrte jetzt in sein Vaterland zurück und beschloß, sich ganz den Staatsgeschäften zu entziehen und auf seinem Gute in Ober-Yssel den Wissenschaften und der ländlichen Muße zu leben. Ein Schreiben von Buonaparte, und die Wünsche des Vaterlandes, riefen ihn aber aufs neue in den Strudel der öffentlichen Geschäfte zurück. Er hatte mit dem ersten Consul eine Zusammenkunft zu Brüssel, wegen der künftigen Verhältnisse der Niederlande, und ging dann von neuem als Gesandter nach Paris (1803). Bald gewann hier Schimmelpennink Buonapartes ganzes Vertrauen, und als des letztern Verlangen, mehr Einheit in die Staatsform Hollands zu bringen, realisirt und in diesem Sinne eine neue Constitution gebildet wurde, trat statt der zeitherigen executiven Gewalt (eines Collegiums von 10 Personen unter dem Namen Staatsbewind), Schimmelpennink (im März 1805) als Präsident unter dem schon angeführten Titel an die Spitze. Er bediente sich seiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbesondere gründete er ein ganz neues Abgaben- und Finanzsystem, wobei ihn sein Studium der englischen Staats- und Finanzwissenschaft trefflich leitete, und wodurch er den nahen Banquerott des Staats glücklich vermied und den völlig gesunkenen Credit aufs neue hob. 1806, nach kaum einjähriger, den Umständen nach glücklicher Regierungsverwaltung verschlimmerte sich seine vieljährige Augenkrankheit so sehr, daß er fast gänzlich erblindete, und sich keinem Geschäfte mehr unterziehen konnte. Buonaparte benutzte diesen Umstand, seinen Bruder Louis als König vorzuschlagen, und vergebens suchte Schimmelpennink, diesem gewaltsamen Aufdringen eines Fremdlings entgegenzuwirken. Auch erwartete er die Ankunft Louis nicht, sondern zog sich auf seine Güter zurück. Als Holland förmlich mit Frankreich vereinigt wurde, rief ihn Napoleon aufs neue zu den Geschäften zurück,

und ernannte ihn zum Grafen, Ritter des Vließes und Senator. Nach des Kaisers erster Abdankung (1814) entzog sich auch Schimmelpennink den Geschäften wieder, wurde indeß, bei der Bildung des Königreichs der Niederlande, abermals als Repräsentant in die erste Cammer gewählt; bei seiner fast völligen Blindheit ist er jedoch gezwungen, in großer Abgeschiedenheit zu leben. Schimmelpennink hat auf allen Posten, die er bekleidet, den Umfang seiner Kenntnisse und den Adel seines Charakters bewährt. Er ist sowohl mit der alten als mit der neuern Literatur auf das genaueste bekannt, und mit dem seltensten Gedächtnisse begabt, wußte er aus den römischen und griechischen Classikern, so wie aus denen der ganzen neuern Literatur, bei jeder Gelegenheit ganze Stellen auf das glücklichste anzuwenden und herzusagen.

Schirach (Gottlob Benedict von), königl. dänischer Etatsrath, bekannt als ein Mann von vielseitiger gelehrter Wirksamkeit und vornehmlich als Begründer und vieljähriger Herausgeber des politischen Journals, war geboren 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte mit seinem 16ten Jahre das Gymnasium zu Lauban, und bezog darauf die Universität Leipzig, wo Ernesti sein Lehrer und Rathgeber ward. Mit Eifer studirte er die alten Sprachen, Geschichte und schöne Wissenschaften, fühlte aber dagegen so entschiedne Abneigung gegen die Theologie, daß er ihr und mit ihr der fernern väterlichen Unterstützung entsagte. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz bekannt wurde. Die literarische Verbindung mit letzterm ward Ursach, daß er an den damaligen gelehrten Fehden auf Klotzens Seite Antheil nahm. Fünf Jahre währte dies Verhältniß. Schirach verließ darauf das Gebiet der orientalischen Literatur, um sich ganz der lateinischen und griechischen Sprache zu widmen. Über den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz und andere Classiker schrieb er Commentare und einzelne kritische Anmerkungen. Auch die Geschichte beschäftigte ihn, und er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, die sie mit Kritik und philosophischem Geist behandelten. Die schöne Literatur verband ihn mit denen, die damals für die Bildung des Geschmacks thätig waren. Er gab selbst einen Band Gedichte heraus, lieferte mehrere belletristische Beiträge, schrieb über die Harmonie des Styls und die poetische Sympathie und übersetzte das englische Gedicht Oliver und Marmontels Werk über die Dichtkunst. Hierdurch kam er mit den ersten deutschen Schriftstellern jener Zeit in Verbindung. 1769 ward ihm eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät zu Helmstädt angetragen; ein Jahr darauf ward er ordentlicher Professor. Jetzt wählte er Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern. Die erste Frucht seines Fleißes zu Helmstädt war (1770) der erste Band der Biographien der Deutschen, dem noch fünf andere folgten. Man muß dem Bestreben einer philosophischen Behandlung, das sich darin offenbart, Gerechtigkeit widerfahren lassen. 1776 erschien sein pragmatisches Leben Kaiser Carls VI., in welchem er die Früchte seiner kritischen Untersuchungen über einen wichtigen Zeitraum des 18ten Jahrhunderts niederlegte. Maria Theresia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelstand. Daß er auch jetzt seinen alten Lieblingsfächern, der Philologie und schönen Literatur, nicht ganz untreu geworden, beweist seine Übersetzung des Plutarch (8 Bände), seine vierjährige Herausgabe des Magazins der deutschen Kritik, seine Ephemerides literariae Helmstadienses (6 Bände)

u. s. w. 1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dänischen Regierung, veranlaßt durch seine Schrift über das königl. dänische Indigenatrecht, als Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit dem J. 1781, in dem noch bestehenden (und von seinem Sohne fortgesetzten) politischen Journal seinen Landsleuten eine gedrängte fortlaufende Zeitgeschichte zu liefern. Bis an seinen Tod (1804) widmete Schirach diesem nützlichen Werke seine Zeit, Kraft und Thätigkeit. Unläugbar hat er sich dadurch ein Recht auf den Dank seiner Zeitgenossen erworben, wenn auch einige Schwachheiten bei der Redaction dieses Journals den übrigens wackern Patrioten dem Spotte seiner Zeitgenossen aussetzten.

Schiras, die ehemals blühende, jetzt aber, in Folge der Unruhen, welche das ganze Land zerrüttet haben, tief gesunkene Hauptstadt der persischen Provinz Farsistan (auch Pars, das eigentliche Persien), und zugleich von 1755 bis 1796 die Haupt- und Residenzstadt der persischen Regenten, liegt in einem äußerst reizenden und fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thal, 7 Stunden von den muthmaßlichen Ruinen der alten berühmten Persepolis. Sie hat, nach Jones, 3800 Häuser mit höchstens 19,000 Einw., welche einige Glas- und Rosenessenzfabriken unterhalten; berühmt aber ist sie wegen der in der Umgegend wachsenden, ungewöhnlich großen und schönen Granatäpfel, und noch mehr wegen des, unter dem Namen Wein von Schiras bekannten Rothweins, den man für den besten im ganzen Morgenlande hält.

Schisma, Kirchenspaltung, wird derjenige Zustand der catholischen Kirche genannt, wo die oberste Kirchengewalt durch die Wahl mehrerer Gegenpäpste, deren jeder von einzelnen Staaten anerkannt wird, getheilt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben ist. Das Beispiel der längsten Spaltung dieser Art war das sogenannte große Schisma, welches 1378 durch die Wahl zweier Gegenpäpste begann, und erst durch die Kirchenversammlung zu Costnitz, welche die allgemeine Anerkennung des (von ihr 1417 erwählten alleinigen) Papstes Martin V. bewirkte, völlig aufhörte. Vergl. d. Art. Papst. E.

Schlaberndorf (Gustav, Graf von), geb. zu Breslau 1749, ein ausgezeichneter Mann, welcher, ohne Schriftsteller und Staatsmann zu sein, nicht unbedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter ausgeübt hat. — Ein sehr ansehnliches Vermögen und andere günstige Verhältnisse setzten ihn früh in den Stand, seinem Triebe nach Erkenntniß in fast allen Kreisen menschlicher Forschung nachzuhängen. Nachdem er Deutschland durchreist, und Frankreich gesehen, brachte er sechs Jahre in England zu, wo er eine Zeitlang den Freiherrn von Stein auf seinen Reisen im Innern dieses merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruche der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb seitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiste stand er im drängenden Gewühl dieses großen politischen Lebens, eifrig und thätig für alles, was in dem Wechsel der Ereignisse als wahrhaft gut und rechtschaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anstalten, die er gefördert, die menschenfreundliche Hülfe, die er einzelnen dargereicht, sind nicht aufzuzählen. Doch ist dies alles nichts gegen die Wirkung seines eben so tiefen, als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zauber der herrlichsten

Beredsamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einströmte, und besonders für Deutsche, von denen er die besten und würdigsten in Paris seit 25 Jahren zu seinem Umgang sich drängen gesehen, lehrreich und heilsam war. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geschehenden, sprach er besonders gründlich, scharfsinnig, hinreißend über die politischen Gegenstände, und vieles, was in Büchern oder Berichten unter andern Namen Aufsehen und Bewunderung erregte, war nur der Abfall seiner reichhaltigen, täglich erneuerten Gespräche. Sein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war so groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgesprochene noch als sein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefsinnigen und selbstständigen Untersuchungen gestalteten sich zu einer vollständigen Philosophie des Staats. Aber auch in andern Gebieten des Denkens versuchte sein reicher Geist sich mit furchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. seine Forschungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarsten Aufschlüsse überraschen. — Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahre lang im Gefängnisse, bis der Fall der Jacobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Napoleons Herrschaft, gegen den er nie aufhörte, mit allem Nachdrucke der Wahrheit zu reden, und dessen Sturz er lange voraussagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit seiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unschädlichkeit nehmen mochte. In einem schlechten Zimmer, das er nie verschließt, und selten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerrissener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Besuche an, die ihm täglich von Menschen aller Art und jedes Standes zukommen; sein ganzes Wesen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen sucht, der, ohne Ehrgeiz, und sogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten Kundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beschäftigt war, ließ ihn in Ruhe. — Seine Einkünfte verwendet er, da er für sich fast gar nichts braucht, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, besonders für Landsleute, denn in fast dreißigjähriger Abwesenheit blieb er ein Deutscher, Preuße und Schlesier, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und wußte und kannte auch alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und zwar in Zeiten, wo ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen, wegen seiner langen Abwesenheit, mit Beschlag belegt worden war, der erst später wieder aufgehoben wurde. 1813 wollte er an der seinen heißesten Wünschen entsprechenden Begeisterung des preußischen Volks thätigen Theil nehmen, und nach Preußen zurückkehren, allein böse Ränke wußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereignisse abwarten. Aber auch von hier aus wußte sein vaterländischer Eifer so herrlich auf die Heimath zu wirken, daß der König sich bewogen sah, ihm das eiserne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Napoleons im folgenden Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er sich in Paris.

Schlacke heißt, beim Bergbau, das im Feuer geschmolzene Gestein, und überhaupt jede Unreinigkeit, welche bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer sich absondert, und nach ihrer Erkaltung eine glasartige Gestalt bekommt. Sie schmilzt zwar im Feuer, löst sich aber im Wasser nicht auf. Ein Schlackenbad ist ein Bad, wobei das Wasser durch hineingeworfene Schlacken vom Roh- oder Schwarzkupfer erhitzt wird.

Schlaf ist der Zustand, in welchem die der Willkür unterworfenen Organe ausruhen, um sich dadurch neue Kräfte zum Leben zu verschaffen. Man bemerkt am thierischen Körper zwei auffallend verschiedene Systeme von Organen: ein System gehorcht der Willkür und seine Organe sind alle doppelt, wie die zu den Händen, Füßen, Augen führenden Muskeln und Nerven; das zweite System verrichtet seine Geschäfte ohne Einfluß der Willkür, seine Organe sind einzählig, wie der Magen mit den Eingeweiden. Jenes System zeigt ein höheres thierisches Leben, und ist unmittelbar ans Bewußtsein geknüpft; seine Organe erfordern zu ihrer Verrichtung einen weit größern Kraftaufwand und daher auch eine größere Masse ernährenden Blutes, als die zweiten, sie erschöpfen sich leichter und müssen Ruhepuncte haben, um den Verlust zu ersetzen. Diese Ruhepuncte werden durch den Schlaf gewährt. Daher der Mangel an Bewußtsein während des gesunden Schlafes, die todtenähnliche Ruhe, die Stärkung, welche er moralisch und physisch gewährt. Die einzähligen Organe dagegen bedürfen keiner solchen auffallenden Ruhepuncte, sie verrichten in der Gesundheit ihr Geschäft ununterbrochen, ohne sich durch Willkür stören zu lassen. — Krankhafter Schlaf muß als Nervenkrankheit angesehen werden; er entsteht entweder durch organische Hemmung der Nerventhätigkeit im Gehirn (Erguß von Wasser, Entzündung) oder durch Zerstörung und Ausartung der Nerven, und davon herrührende Unfähigkeit zu ihren Verrichtungen (Schwäche). Magnetischer Schlaf, s. **Magnetismus**. Fs.

Schlägeschatz, s. **Schlagschatz**.

Schlagfluß nennt man den meistens plötzlich (gleichsam mit einem Schlage eintretenden Zufall bei dem Menschen, welcher im Verluste des Bewußtseins, des Gefühls und aller willkürlichen Bewegungen besteht, während das Athmen, der Herz- und Arterienschlag fortdauern. Ein von vollkommenem Schlagfluß befallener Mensch fällt plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht getroffen, zusammen, ist unfähig, seine Glieder selbst zu bewegen, unfähig zu sprechen, hört auf keinen Zuruf, hat kein Gefühl, sieht nicht, wenn gleich seine Augen offen stehen, athmet stark und zuweilen mit Schnarchen, wie ein im tiefsten Schlafe Liegender. Bei einem weniger vollkommenen Schlagflusse sind manche Zufälle gelinder. Das Bewußtsein fehlt alsdann zuweilen nicht ganz, die Bewegung ist noch etwas frei, oder fehlt doch nur auf einer Seite, die Sprache fehlt zuweilen nicht ganz, sondern ertönt noch als ein unverständliches Lallen. Deshalb theilen die Ärzte den Schlagfluß, nach seiner Verschiedenheit in der äußern Form, in den Halbschlag (Hemiplexie), wo der Kopf und die Hälfte des Körpers gelähmt ist; in die Paraplexie, wo der Kopf, das Bewußtsein und die Sprache frei und unverletzt geblieben sind, aber der ganze Rumpf gelähmt ist, und in den vollkommenen Schlagfluß (apoplexia exquisita), wo der oben beschriebene Zustand eintritt. — Die wesentliche Ursache des Schlagflusses ist eine Lähmung des Gehirns, wahrscheinlich auch des Rückenmarks, entweder in seinem

ganzen Umfange, welches den vollkommenen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplexie entsteht, oder nur im Rückenmark, wodurch wahrscheinlich Paraplexie entsteht. Obgleich die Erhaltung des Organismus nicht von diesen Nervenpartien abhängt, so kann doch eine so bedeutende Verletzung desselben in seinem Innersten nicht lange bestehen, ohne daß das Leben darüber zerstört werde. Daher ist der Ausgang des Schlagflusses verschieden: entweder er ist, jedoch in den seltneren Fällen, mit bald darauf (in einigen Stunden) folgendem Tode verbunden, oder der Anfall tödtet erst in zwei bis drei Tagen, während welcher Zeit man oft einen fieberhaften Gang bemerkt; oder es folgt zuweilen Genesung, doch bleibt meistens Lähmung irgend eines Gliedes, oder mehrerer Glieder zurück. Was nun aber diese plötzliche Lähmung jeder wichtigen Theile selbst verursacht, ist schwer aufzuhellen, obgleich neuerer Zeit von mehrern Ärzten Versuche darüber gewagt wurden. So viel lehrte Erfahrung anderer Fälle, daß ein Druck auf das Gehirn einen dem Schlagflusse ganz ähnlichen Zustand hervorzubringen vermag, daß, sobald dieser Druck aufhört oder weggenommen wird, das Bewußtsein, die Empfindung und der Gebrauch der Sinne und Glieder zurückkehrt. Ja man hat bei Personen, bei welchen das Gehirn zum Theil entblößt lag, z. B. bei Verwundeten, Trepanirten, durch abwechselndes Drücken auf das Gehirn und Nachlassen des Drucks ein eben so abwechselnd erfolgendes betäubtes Einschlafen und Erwachen bewirken können. Personen, welche durch einen heftigen Schlag auf den Kopf verletzt worden sind, wodurch ein Erguß von Blut, oder ein Austreten von Blutwasser entstand, oder wodurch in dem Schädel ein Knochenstück niedergedrückt wurde, liegen in einer Betäubung, welche sogleich aufhört, sobald das geronnene Blut, oder die niedergedrückte Knochenplatte durch den Trepan weggebracht worden ist. Von ähnlichen Zufällen hat man auf ähnliche Ursachen den Schluß gemacht, und deshalb auch bei dem Schlagflusse einen Druck auf das Gehirn vermuthet. Indessen kann auch dies nicht allemal und für sich allein der Fall sein; denn man hat bei Leichenöffnungen mancher am Schlagfluß verstorbener Personen nicht allemal Zeichen eines solchen vorhanden gewesenen Drucks auf das Gehirn gefunden, man hat im Gegentheil, ohne alle solche Veranlassungen, von bloßer Schwäche Schlagfluß entstehen sehen. — Man kann daher für jetzt folgende nach den entfernten Ursachen für die Behandlung wichtige Eintheilung des Schlagflusses als die beste ansehen. Die Thätigkeit der Hirnorgane ist gelähmt, entweder 1) durch einen mechanischen Druck auf dasselbe, oder 2) durch eine unverhältnißmäßige Ableitung des Nervenäthers auf das Gangliensystem, oder 3) durch unverhältnißmäßiges Zuströmen des erstern nach dem Gehirn oder 4) durch einige Schwäche und Erschöpfung des Nervenäthers selbst. — Was die erste Ursache betrifft, so kann der Druck auf das Gehirn entstehen von übermäßiger Anhäufung des Bluts im Gehirn (gewöhnlich Blutschlagfluß, apoplexia sanguinea genannt), welche durch Entzündung des Adernetzes in demselben, durch Hemmung des Zurückflusses des Blutes aus den Behältnissen desselben, selbst durch heftige Affecten, welche das Blut nach dem Kopfe treiben, durch übermäßige Erhitzung des Körpers, durch Hemmung des Athemholens, z. B. bei Ertrunkenen, durch habituelle Hemmung des Rückflusses u. s. w. veranlaßt werden kann. Der lähmende Druck auf das Gehirn kann auch ausgeübt werden von einer Anhäufung wässeriger, lymphatischer oder eiterartiger Flüssigkeit (wässeri-

ger Schlagfluß, apoplexia serosa), z. B. bei der innern Hirnwassersucht, nach Hirnentzündungen bei Ausschwitzung von dergleichen Flüssigkeit, bei einem plötzlichen Ergusse von Eiter aus Hirngeschwüren. — Die zweite Ursache, krankhafte und übermäßige Ableitung des Nervenäthers aus dem Gehirn, kann vorfallen bei heftigen oder oft wiederholten Erregungen anderer Organe, Übermaß im Genusse von sinnlichen Vergnügungen, Überfüllung des Magens mit Speisen, heftigen Krämpfen, starken Reizen im Unterleibe und dergl. Daher der sogenannte gallichte, gastrische und krampfhafte Schlagfluß (apoplexia spasmodica). — Die dritte Ursache findet nicht selten statt bei heftigen Affecten, von dem Genusse von narkotischen Giften, von dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke. Dies könnte man Schlagfluß von Betäubung (apoplexia narcotica) nennen. — Endlich die vierte Ursache kann eintreten nach heftigen Anstrengungen. Folge heftiger, lang anhaltender, oft wiederkehrender Krämpfe, Schwäche überhaupt und Mangel an Blut, übermäßiger Genüsse der Sinnlichkeit u. a. m., welche Art zuweilen apoplexia nervosa, Nervenschlag, genannt wird. — Man sieht schon hieraus, daß die Heilung des Schlagflusses nicht leicht ist, indem die Verschiedenheit der Ursachen berücksichtigt, und die Behandlung darnach eingerichtet werden muß. Es ist jederzeit ein sehr bedeutender Zufall, doch ist die Gefahr nicht allemal gleich groß. Nicht selten erholen sich auch die Kranken wieder, indem entweder die Gesundheit ganz zurückkehrt, oder Lähmung einer Seite, einzelner Muskeln, z. B. der Sprachwerkzeuge, einiger Muskeln des Gesichts, zurückbleibt, so daß der Mund nach einer Seite gezogen, die bisherige Physiognomie des Kranken verändert wird. Ein tödtlicher Ausgang ist meistens zu erwarten, wenn der Schlagfluß vollkommen und hartnäckig ist, wenn das Bewußtsein und die Empfindung ganz verloren sind, wenn die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht sich gar nicht regt, wenn der Kranke nicht schlucken kann, wenn das Athmen immer schwerer und mühsamer wird, einige Tropfen Blut aus der Nase, oder Schaum aus dem Munde kommen, wenn der Puls anfängt schwächer zu werden. Dagegen ist ziemliche Hoffnung zu einem bessern Ausgange da, wenn sich bald nach dem ersten Anfalle wieder Nachlaß der Zufälle zeigt, wenn Spuren von Bewußtsein zurückkehren, das Schnarchen und Röcheln sich verlieren, wenn ein hinlänglicher Blutabgang sich einfindet mit Erleichterung. — Es gibt Menschen, welche vor andern, vermöge ihrer körperlichen Beschaffenheit, in Gefahr sind, von diesem Zufalle betroffen zu werden. Auch kommt er eigentlich wohl nie so schnell und unvorbereitet, als es bei manchen Kranken dieser Art der Fall zu sein scheint, sondern es verkündigen manche vorausgehende Zeichen seine Ankunft. Wenn man noch genauer darauf merkte, würde man noch mehrere Vorzeichen beobachten, denn nur der letzte Schlag kommt schnell, auf eine besondere Veranlassung, allein die vorbereitenden Ursachen wirken vielleicht Jahre lang vorher. Besonders scheinen solche Personen zum Schlagflusse geneigt, welche schon etwas in die Jahre vorgerückt sind und einen dicken, schwammichten, fetten, kurzgebauten Körper, einen etwas großen Kopf, einen kurzen Hals haben; ferner Personen, welche an steten Krämpfen leiden, u. s. w. — Zeichen, welche bei Personen, die schon Anlage dazu haben, baldigen Schlagfluß befürchten lassen, sind beständige hohe Röthe des ganzen Gesichts, Schwindel, Ohrenbrausen, Übelkeit bei nüchternem Zustande, plötzliche Abnahme des Gedächtnisses, einzelne kleine Lähmun-

gen, besonders im Gesichte. Wer Anlage zum Schlagflusse hat, oder Vorboten davon merkt, muß in allen sinnlichen Genüssen sich der größten Mäßigkeit befleißigen, nie den Magen überladen, besonders Abends nicht viel und nur leichte Speisen genießen, sich der erhitzenden Getränke enthalten, nach dem Essen keine anstrengende Kopfarbeit vornehmen, vor Erhitzung überhaupt sich hüten, besonders aber schnelle Erkältung, Zugluft bei schwitzendem Körper, oder Erkältung des Kopfes, wenn er schwitzt, vermeiden. Dagegen muß ein solcher mäßige Bewegung vornehmen, und stets auf gehörige, regelmäßige und leichte Leibesöffnung halten. H.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagschatten, s. Schatten.

Schlagschatz. Die Verfertigung der Metallmünze verursacht einen Kostenaufwand, diesen nennt man den Schlagschatz oder Prägschatz der Münze. Großbritannien ist der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkosten seiner Münze nicht auf diese selbst schlägt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze blos um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch dieses keineswegs nachgeahmt zu werden, denn die Anrechnung des Schlagschatzes allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen ꝛc. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrissen, und sie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andere hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Gewinnsüchtige die guten Stücke aus, und schmelzen sie ein, so daß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man nur selten gute Münzstücke im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk, weshalb auch die brittische Regierung die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten hat. Aber ein solches Verbot kann allenfalls nur in einem Inselstaate, wie Großbritannien, streng befolgt werden; in irgend einem Staate des festen Landes ist dies fast gar nicht denkbar, denn wenn nicht alle Nationen durch eine allgemeine Übereinkunft sich dazu verständen, den Schlagschatz aufzuopfern, so hätte ja eine einzige Nation, welche sich denselben vergüten ließe, es stets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. — Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugnisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Capitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowohl der Arbeitslohn als der Capitalaufwand, aber sind, je nachdem die

Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote ist, und je nachdem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speciesthalern, kostet natürlich bei weitem weniger, als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und eben so ist die Münzprägung an den Orten, wo sowohl die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Capital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstigen Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern dieser Münze wieder vergüten läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschatz ausmacht. K. M.

Schlangen, Amphibien, so benannt, weil sie sich vermöge ihres langen wurmförmigen, äußerst biegsamen und geschmeidigen Körpers auf mancherlei Art in sich selbst und um andere Körper schlingen oder winden können. Ihr Körper, der gänzliche Mangel aller äußern Gliedmaßen zur Bewegung, sowohl der Beine als der Flossen, zeichnen sie hinlänglich vor den übrigen Amphibien aus. Trotz des letztern Mangels bewegen sich die Schlangen mit ungemeiner Geschwindigkeit. Ihr langer gestreckter Körper schießt, da vermöge seiner wunderbaren Einrichtung jeder Theil desselben eine elastische Feder ist, die bei der Berührung des Bodens losschnellt, pfeilschnell dahin und scheint mehr in der Luft dicht über der Erde hinzufliegen, als die Erde selbst zu berühren. Mit unglaublicher Leichtigkeit winden sie sich die Bäume hinan und heben sich, wenn Zorn oder Liebe sie erhitzt, auf ihren geringelten Schwanz gestützt, mit dem Vordertheile des Körpers in die Höhe. Sie haben auch keine äußern Ohren, wohl aber innere Gehörorgane, und hören ziemlich gut. Das Verhältniß des Kopfes zum Rumpfe, so wie die Gestalt desselben, ist sehr verschieden; die Augen sind schön und feurig, die Mundöffnung ist ungemein weit, und der Rachen kann stark erweitert werden, da die Kinnladen nur mittelst elastischer Bänder zusammenhängen; der Schlund dehnt sich zu einem Kropfe aus, der ein drei- bis viermal größeres Thier faßt, als die Schlange selbst, wenigstens in Rücksicht ihrer Dicke, ist. Die Zunge ist in einer Scheide verborgen, ist lang und gespalten, und bewegt sich pfeilschnell im Rachen, besonders wenn man das Thier zum Zorne reizt. Die Ränder der Kinnladen sind gezähnt, dienen aber nicht zum Zermalmen der Speisen, sondern blos zum Festhalten des erhaschten Raubes. Nur bei einigen finden sich vorn ein Paar längere zum Verwunden geschickte Zähne. Diese sind hohl, beweglich, in einen festen Knochen eingesenkt, und stehen mit der Speicheldrüse in Verbindung. Sie können durch eine Bewegung des Unterkiefers und mittelst eigener Muskeln hervorgestreckt und eingezogen werden. Hinter ihrer Wurzel liegen kleine Bläschen, in welchen sich aus der Speicheldrüse ein Gift absondert, welches beim Biß vermittelst eines Druckes in den hohlen Zahn und durch eine äußerst feine Öffnung an der Spitze desselben in die Wunde fließt. Viele Schlangen, besonders in den heißen Ländern, führen ein so scharfes Gift bei sich, daß es in kurzer Zeit, ja selbst auf der Stelle tödtet.

In Ansehung der äußern Bekleidung halten die Schlangen das Mittel zwischen den Fischen und Eidechsen. Die Schuppen, welche den äußern Überzug bei den mehrsten ausmachen, weichen in Hinsicht auf Größe und Gestalt bei den verschiedenen Gattungen sehr von einander ab, und auf ihrer Zahl und Zusammenstellung beruhen meist die Charaktere der Geschlechter und Gattungen, obgleich diese Merkmale nicht ganz sicher sind. Das Knochengerüst der Schlangen ist höchst einfach, und besteht außer dem Schädel in einer vom Kopfe bis zum Schwanze reichenden Reihe von Wirbelbeinen, ohne irgend weitere Verzweigungen. Die einzelnen Wirbelbeine sind sehr beweglich, und endigen sich am hintern Theile mit einer Kugel, die in der Pfanne des folgenden Wirbelbeins frei spielt. An den Seiten derselben stehen die Rippen, die sich nach mehrern Richtungen biegen. Gegen das Ende des Schwanzes haben die Wirbelbeine weder Rippen noch Zacken. Rippen und Wirbelbeine machen übrigens die einzigen festen Theile in dem Rumpfe der Schlangen aus, und die innern weichen Theile sind daher von unten durch nichts als durch die breiten Bauchschuppen und durch eine beträchtliche Lage von Fett zwischen Haut und Eingeweiden beschützt. In der Größe findet sich bei den Schlangengattungen die äußerste Verschiedenheit; einige erreichen eine Länge von 30 und mehr Fuß, dagegen messen andere nur wenige Zoll. Dabei sind die Zeichnungen und Farben ungemein mannichfaltig und bei einigen so prächtig, daß man sie zu den schönsten Thieren rechnen muß. — Die Schlangen finden sich nur in der heißen und in den gemäßigten Zonen, nicht jenseit des Polarkreises. In den heißen Ländern innerhalb der Wendekreise gibt es die meisten, die größten, die schönsten und die gefährlichsten. Mehrere Gattungen trifft man sowohl in der alten als neuen Welt an. Fast alle lieben feuchte, dumpfige aber zugleich warme Örter. In der Hitze des hohen Sommers sind sie am lebhaftesten und thätigsten, die giftigen aber auch am gefährlichsten. Dagegen werden sie im Herbst immer träger und erstarren zuletzt, wo der Winter auch nur einigermaßen streng ist. In diesem Winterschlafe verbleiben sie, bis das Frühjahr sie wieder erweckt. Alsdann häuten sie sich. Die größern Schlangengattungen sind dem Winterschlaf nicht unterworfen, da sie nur in heißen Ländern leben; auch zeigen sie keine Geselligkeit, dagegen man die kleinern öfters in ganzen Gesellschaften und in einander verschlungen in Erdhöhlen u. s. w. findet. Alle Schlangen können im Wasser leben, und suchen zum Theil ihren Fraß dort; aber sie müssen beständig Luft schöpfen, wenn sie nicht ersticken sollen. Die Nahrung der Schlangen beschränkt sich blos auf das Thierreich. Die kleinern Gattungen fangen Insecten und Gewürme, die großen aber stellen auch den größten Säugthieren nach, und selbst Panther und Leoparden werden ihnen öfters zur Beute. Sie zerkauen ihren Fraß nicht, sondern verschlucken ihn ganz. Ist ihre Beute dazu zu groß, so zermalmen sie sie durch ihre Windungen. Die Verdauung der mit Haut und Haar verschluckten thierischen Körper scheint bei den meisten Schlangen viel Zeit zu erfordern, und daher ihr Fraß im Magen selbst in Fäulniß überzugehen. Daraus lassen sich die übelriechenden Ausdünstungen erklären, die man bei allen Schlangen bemerkt und die wohl Ursache sein mögen, daß man ihnen sonst eine betäubende Zauberkraft zuschrieb. Sie gehören sämmtlich zu den eierlegenden Thieren, doch brüten einige ihre Eier im Leibe selbst durch ihre eigene Wärme aus; diese pflegt man daher auch lebendig gebärende oder Vipern (Viviparae) zu nennen. Für

den Menschen haben die Schlangen keinen bedeutenden Nutzen. Einige dienen zu Arzneimitteln, andere, selbst die giftigsten, zur Nahrung. Man kennt jetzt neun Geschlechter der Schlangen, welche in ungefähr 104 Gattungen zerfallen. Bei den Alten hatten die Schlangen eine heilige Bedeutung. S. z. B. Koch de cultu serpentum apud antiquos; Lips. 1717, 4.

Schlangenbad und Langenschwalbach (s. Schwalbach) in der vormals kurhessischen Grafschaft Nieder-Katzenellenbogen, in der Nähe des schönen Rheingaues, gehören jetzt zum Herzogthum Nassau, und liegen in einer romantischen, das Gemüth des Naturfreundes ansprechenden Waldgegend. Ein Rind, das krank sich täglich von der Herde sonderte, und von dem Hirten an der warmen Quelle gefunden ward, von der es Genesung erhielt, entdeckte diese Quelle vor 200 Jahren. Doctor Glarin aus Worms erkaufte nun 1657 dieselbe nebst nothdürftigem Bauholz um zwei Ohm Wein von den Bauern von Berstadt. Später ward das Bad hessisch, und 1694 mit Anlagen ausgeschmückt, die späterhin immer fortgesetzt wurden. Die Alleen und Spatziergänge sind, so wie die mit den schönsten Zimmern versehenen geschmackvollen Gebäude, mit glücklichem Sinne geschaffen. Das nassauer Haus ist durch einen bedeckten Gang mit dem hessischen Hause verbunden und enthält drei Quellen und zehn geräumige Bäder, außerdem auch noch ein Tropfbad. Das neue Haus hat sechs Bäder. Obige drei Quellen geben in 24 Stunden 3500 Ohm Wasser, das 21 bis 22° Réaumur hat und Thon- und Kalkerde enthält. Es verjüngt gleichsam das Alter, indem es als seifenartiges Wasser und durch seine milde Wärme geschmeidig macht, die straff gewordenen Hautfasern erweicht und stärkt, und Steifigkeit und Contracturen hebt. Schärfe der Säfte, Flechten, Gries und Stein, Dörrsucht, Krämpfe des Unterleibes, krampfigte Engbrüstigkeit u. s. w. hebt es ebenfalls. Der Haut gibt es eine unglaubliche Zartheit und Weichheit. Es ist bläulich und wie Seifenwasser anzufühlen. Die ihm eigene Fettigkeit schwimmt in Gestalt eines schmierigen Schmutzes auf dem Wasser. Der Badeschlamm wird zum Heilen und Trocknen alter Geschwüre benutzt. Zwischen Schwalbach und Schlangenbad ist ein immerwährender Verkehr, so daß die Gäste beider Bäder sich fast täglich besuchen. Das schwalbacher Wasser wird auch täglich in der Kühle des Morgens nach Schlangenbad gebracht und dort gebraucht. An Spatziergängen und herrlichen Naturpartien fehlt es nicht.

Schlegel (Joh. Elias) wurde 1718 zu Meißen geboren. Sein Vater war daselbst Appellationsrath und Stiftssyndicus, und ließ diesen Sohn, der schon im 12ten Jahre anfing, deutsche Verse zu machen, durch Privatlehrer unterrichten. Mit großen Kenntnissen in den sogenannten Schulwissenschaften ausgerüstet, besuchte er Schulpforte, wo er auch über seinen jüngern Bruder, Joh. Adolph Schlegel, die Aufsicht übernahm. Durch seinen Vater ermuntert, studirte er den Horaz, suchte diesen Dichter und die Cyropädie des Xenophon zu übersetzen, und verfertigte schon in seinen Schuljahren ein Trauerspiel, welches er die Trojanerinnen nannte. Diesen und mehrere Versuche wagte er ohne weitern Beistand seiner Lehrer. So begeistert er war, wenn er arbeitete, so streng in der Kritik war er gegen sich selbst, und häufig strich er die Hälfte seiner Arbeit, die er Abends vorher gemacht hatte, am andern Morgen durch. Mehrere, freilich selbst für jene Zeit noch mittelmäßige dramatische Arbeiten

vollendete er auf der Schule. In Leipzig, welches er 1739 besuchte, um die Rechtswissenschaften zu studiren, ward er mit Gottsched bekannt, der, seinen wankenden Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu sichern bemüht, auch Schlegel an sich zog, und mehrere Aufsätze desselben in seine Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit aufnahm. Nach Beendigung der Universitätsjahre (1743) ging Schlegel als Privatsecretär des sächsischen Kriegsraths und Gesandten von Spener, seines Verwandten, mit nach Kopenhagen, nahm späterhin an den Bremischen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes thätigen Antheil, und gab selbst eine Wochenschrift unter dem Titel: Der Fremde, heraus, worin er seine Bemerkungen über dänische Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache u. s. w. vortrug. Diese Wochenschrift ward in Dänemark sowohl, als in Deutschland sehr günstig aufgenommen. Für das dänische Theater arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch den Einfluß des Freiherrn von Holberg, dessen Gunst er sich durch seinen Fleiß in der dänischen Geschichte und Sprache erworben hatte, ward er (1748) zum außerordentlichen Professor an der neu errichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Aber seine Einkünfte waren sehr gering, und desto größer seine Arbeitsamkeit, die, verbunden mit Nahrungssorgen, ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er 1749 im 31sten Jahre seines Alters starb. — Höchst rühmlich, aber kärglich belohnt, war das Streben dieses Mannes für die Literatur seines ersten und zweiten Vaterlandes. Er war der erste deutsche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Sind seine dramatischen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth gesunken, den sie bei ihrem ursprünglichen Erscheinen hatten, so bleiben sie doch immer schätzbare Denkmale des ersten Aufblühens unserer schönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Joh. Heinr. Schlegel, zu Kopenhagen und Leipzig (1761 bis 1770) in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatischen Stücken befinden sich Episteln, epische, lyrische und allegorische Gedichte, und prosaische Ausarbeitungen, namentlich auch die obige Wochenschrift: der Fremde, in dieser Sammlung. Außerdem hat man auch eine Übersetzung des 1sten und 2ten Bandes der Lustspiele des Saintfoix (Leipzig 1750, 8.) von ihm.

Schlegel (Joh. Adolph), deutscher Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meißen 1721, bezog mit seinem Bruder, Joh. Elias (s. d. vor. Art.), nachdem beide zu Schulpforte die erste gelehrte Bildung empfangen hatten, die Universität zu Leipzig. Hier entstand zwischen ihnen, Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. a. der innige Freundschaftsbund, der in der Folge auf die Ausbildung des deutschen Geschmacks so vortheilhaft wirkte. Die Bremischen Beiträge waren die erste Frucht dieses Bündnisses. Späterhin gaben dieselben Verfasser, von denen Joh. Adolph Schlegel einer der eifrigsten war, unter dem Titel: Vermischte Schriften, eine Monatsschrift heraus, die als Fortsetzung jener Beiträge zu betrachten ist. Nachher arbeitete dieser Schlegel mit an der von J. A. Cramer herausgegebenen Wochenschrift: der Jüngling. In ästhetischer Rücksicht erwarb ihm jedoch seine Übersetzung von Batteux Zurückführung der schönen Künste auf einen Grundsatz (les beaux arts reduits à un même principe), welche er mit eigenen Abhandlungen und Anmerkungen begleitete, den meisten Ruf, obgleich seine Ansichten oft eben so unhaltbar und bestand-

los sind, wie diejenigen des von ihm verdeutschten, und zum Theil widerlegten Originals. 1754 ward er als Prediger und Professor der Philosophie am Gymnasium zu Zerbst angestellt, von wo er 1759 nach Hannover kam, und 1787 das Amt eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg erhielt. Er starb 1793. — Obgleich der größere Theil von J. A. Schlegels dichterischen Werken für unsere Zeiten keinen Werth mehr hat, obgleich seine ästhetischen Ansichten, seinem Zeitalter gemäß, noch höchst beschränkt waren; so verdienen doch seine Bemühungen um die deutsche schöne Literatur Achtung, und selbst seine Fabeln (Leipzig 1769) und seine geistlichen Lieder (vermischte Gedichte Th. 1. Hannover 1786) gehören zu den Bessern, was wir Deutsche in diesen Dichtungsarten aufzuweisen haben. Als aufgeklärter Kanzelredner sicherte sich Schlegel gleichfalls einen dauernden Ruhm durch mehrere Sammlungen von Predigten, unter denen die zu Leipzig 1757 in 8 Bänden herausgekommene eine der vorzüglichern ist.

Schlegel (Joh. Heinr.), geb. zu Meißen 1724, ein Bruder von Joh. Elias und Joh. Adolph, mit denen er gleiche Erziehung erhielt, studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur, und kam durch Vermittlung seines ältern Bruders, Joh. Elias, als Secretär der dänischen Kanzlei nach Kopenhagen, wo er (1780) als Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern englischen Dramatikern, nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich, verdeutscht. Außer andern die dänische Geschichte betreffenden Werken hat er auch eine Geschichte der dänischen Könige aus dem oldenburgischen Stamme (Kopenhagen und Leipzig 1777, 2 Bände in Folio mit Kupfern) geschrieben.

Schlegel (Aug. Wilh. und Friedr.), zwei Brüder, welche durch ihre kritischen Bestrebungen, durch eigene poetische Erzeugnisse, durch Nachbildungen und Übersetzungen ihr Zeitalter ergriffen und auf deutsche Kunst und Wissenschaft heilsam eingewirkt haben. A. W. Schlegel ist 1767 zu Hannover geboren, F. Schlegel ebendas. 1772. Ihr Vater war Joh. Adolph Schlegel. (S. oben.) Das wissenschaftliche Leben beider Brüder fällt zwar größtentheils zusammen; indessen fordert jeder vorläufig seine eigene Betrachtung. Wie eine Stelle der Elegie von A. W. Schlegel „Neoptolemus an Diokles" andeutet, herrschte im älterlichen Hause das liebevollste Verhältniß und gewiß verlebte er glückliche Kinder- und Knabenjahre. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in den Elementen der Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Ein besonderes Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen und schon in seinen ersten, zum Theil abenteuerlichen, Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als 18jähriger Jüngling sprach er auf dem Lyceum, an einem Geburtstage des Königs, eine selbstverfertigte hexametrische Rede, die eine Geschichte der deutschen Dichtkunst im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen studirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier war es, wo er Bürgers Freundschaft gewann, welcher ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1789) die poetische Weihe gab und in einem klangreichen Sonette die Unsterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an dessen Akademie der

schönen Redekünste, in welcher sich z. B. seine Ariadne und ein Aufsatz über Dante findet. Zugleich war er Mitglied des philologischen Seminariums unter Heyne, und eine lateinische Abhandlung über die Homerische Geographie, welche 1787 das Accessit erhielt, bewährte früh seine gründliche Bekanntschaft mit einem der schwierigsten Theile unserer Kenntniß des Alterthums. Auch fertigte er 1788 das Register zum Heynischen Virgil. — Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam, in das Haus des großen Banquiers Muilman, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte in sein Vaterland zurückkehrte. — Er nahm an den Horen, so wie später an den Musenalmanachen von Schiller lebhaften Antheil, besonders zogen, außer den Briefen über Poesie, Sylbenmaß und Sprache, die Übersetzungen aus dem Dante, mit ihrem Commentare, die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich, wiewohl die Form des Originals absichtlich verletzt war. Auch gab er zu den Erholungen von Becker und zum Taschenbuche für das gesellige Vergnügen einige zum Theil gehaltvolle, zum Theil scherzhafte Beiträge, und war bis 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der allg. Lit. Zeitung. — 1797 begann er die Übersetzung des Shakspeare, deren wohlthätiger Einfluß auf den Geist und auf das Gemüth verwandter Deutschen, so wie auf theatralische und declamatorische Darstellung noch lange fortdauern wird. Von dieser Übersetzung sind 9 Bände erschienen. — Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Raths, als Professor in Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt, und sich von 1798 bis 1800 mit seinem Bruder zur Herausgabe des Athenäums verband; einer Zeitschrift, die, durch fünf Stücke hindurchgehend, das Schlechte von dem Guten genau abzusondern und bei aller kritischen Strenge die Keime lebendiger Bildung in empfänglichen Gemüthern zu entfalten suchte. Dieses Athenäum, wiewohl es seiner Schärfe und seines übermüthigen Tons wegen vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geister viel beigetragen, einen freiern Geist in der Ansicht deutscher Literatur aufzuregen, und die geistigen Vortheile werden insofern den Nachtheil überwiegen, den diese Zeitschrift, sowohl durch ihre eigene Übertreibung, als durch einige tölpelhafte Nachtreter bewirkt hat. — Noch erschien während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner Gedichte im J. 1800, unter welchen besonders die Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutschen A. W. Schlegel ist, namentlich die geistlichen und Kunst-Sonette (die ihr Dasein einer Reise nach Dresden verdanken) einen Chor von geschickten und ungeschickten Nachahmern erweckt haben. — In die letzten Jahre seiner polemischen Periode in Jena fällt noch das Leben Nicolais von Fichte, welches er mit einer Vorrede herausgab, und die Ehrenpforte für den Theater-Präsidenten von Kotzebue (1800). Diese Geburt des Muthwillens, durch den hyperboreischen Esel von K. veranlaßt, ist nicht mit Unrecht von vielen angefochten worden; doch muß man sie als Spottgedicht aus ihrem eigenthümlichen Gesichtspuncte betrachten und der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß Schlegel dieses Quodlibet herausgab, als die Zeitungen Kotzebues gewisse Rückkehr sogleich nach seiner Gefangennehmung gemeldet hatten. — In das J. 1801 fallen die Charakteristiken und Kritiken in zwei Theilen, von beiden Brüdern herausgegeben, worin das Urtheil über Bürgers Werke, von A. W. Schlegel mit umfassender Einsicht und Unparteilichkeit ausgesprochen, neu war; die andern Aufsätze waren aus mehrern Zeitschriften zusammengestellt. Gewiß ist es, daß diese Sammlung manchen Geistesfunken entzündet

und manche treffliche Ideen und Grundsätze mehr in Umlauf gebracht hat. — Bald darauf erschien der Musenalmanach auf das J. 1802, welchen er mit L. Tieck gemeinschaftlich herausgab. Der Geist des Mysticismus und der Symbolik herrscht hier vor; doch werden viele mit Freuden dieser Erscheinung gedenken, z. B. der rührenden Sonette von A. W. Schlegel an seine Stieftochter, Augusta Böhmer. Überhaupt lebten jetzt die beiden Schlegel ein schönes Leben mit gleichgesinnten Freunden, und nur der Tod von Novalis (s. d. Art. Hardenberg) hatte sie in diesem Zeitraume betrübt. — Jetzt hatte sich A. W. Schlegel, der mit seiner Gattin, einer geb. Michaelis, nicht in Harmonie lebte, und sich von ihr trennte, nach Berlin gewandt, wo er zu Ende des J. 1802 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die im dritten Bande der Europa seines Bruders abgedruckt sind. 1803 erschien der Jon, ein antikes Trauerspiel, über welches in der Zeitung für die elegante Welt (an welcher A. W. Schlegel mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung auf den Euripides und auf die theatralische Darstellung sehr lehrreiche Gespräche zwischen Bernhardi, Schelling und dem Verf. verführt wurden. Jener Zeitung hatte sich bald der Freimüthige, von Kotzebue und Merkel herausgegeben, entgegengesetzt, und es kam nun zu einem Federkriege gegen die sogenannte neue Schule und ihre Häupter, bei welchem auch Klätschereien und Zerrbilder nicht verschmäht wurden; A. W. Schlegel ging jedoch auf diesen Schmutz nicht ein. — In demselben Jahre (1803) erschien der erste Band des spanischen Theaters, welcher drei Stücke des Calderon enthielt; der zweite Band folgte 1809. Schlegel hatte kurz zuvor, im zweiten Stück der Europa, auf den Genuß jenes Dichters vorbereitet. Man konnte an den Übersetzer des Shakspeare keine geringen Forderungen machen; sie wurden aber vollkommen erfüllt, und man kann wohl sagen, daß er hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Übersetzung ist treu, auch hat er sich in Beziehung auf Sylbenmaße, Reime und Assonanzen die strengsten Gesetze vorgeschrieben und durchgeführt. A. W. Schlegel behauptet allerdings einen ausgezeichneten Rang unter allen Übersetzern; auch hat er nicht blos unsere Literatur mit Übersetzungen aus südlichen Sprachen bereichert, sondern seine Kunst auch in andern Übersetzungen, besonders aus dem Griechischen, bewährt. Die Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie gaben 1804 einen neuen Beweis dieser Kunstfertigkeit. — A. W. Schlegels Leben in Berlin gewann nun einen neuen Wendepunct, indem er einer unfreundlich beengenden Prosa durch eine der edelsten Frauen entrissen ward, mit welcher er sich im freiern Lichte der Welt sonnte und nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit forschte. Mit der Frau von Staël, die er auch in der Elegie „Rom" gefeiert hat, ging er 1805 auf Reisen und lebte bald in Copet, bald in Italien, Frankreich, Wien, Stockholm rc. Einige vortreffliche Recensionen von ihm aus diesem Zeitpuncte finden wir in der jenaischen Lit. Zeitung, späterhin in den heidelberger Jahrbüchern. In französischer Sprache schrieb er 1807 eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche unter den pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien, vor einem glänzenden Kreise, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die 1809 bis 1811 in drei Theilen erschienen sind. (2te Ausgabe, 1817.) Sie sind in alle gebildete Sprachen übersetzt worden. Seine Absicht dabei war, einen allgemeinen Überblick zu geben,

und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunstwerth der dramatischen Hervorbringungen verschiedener Zeitalter und Völker zu schätzen ist. Und in der That herrscht in diesen Vorlesungen eine Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags, und, wenn man die Vorliebe für einige Meister abrechnet, eine Besonnenheit des Urtheils, die nichts zu wünschen übrig läßt. — Eben so besorgte er 1811 eine neue Sammlung seiner poetischen Werke, von welcher wir noch den dritten Theil erwarten. In diesen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben spielt, findet sich der größte Reichthum poetischer Formen. Man kann den Werth dieser von ächter Bildung durchdrungenen Poesien als bekannt voraussetzen. — An dem deutschen Museum seines Bruders nahm er besonders durch die gründlichen Untersuchungen Antheil, welche er in mehrern Stücken desselben über das Lied der Nibelungen anstellte, von welchem er uns eine kritische Ausgabe versprochen hat. — Die großen Ereignisse der Zeit bemächtigten sich nun seines Gemüths; er ward im verhängnißvollen J. 1813 politischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache, begleitete selbst den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär; auch hat er zur Anerkennung seines Verdienstes mehrere schwedische Orden und den Adelsrang erhalten. — Nach Napoleons Sturz kehrte er zu Mad. Staël zurück, und erhielt 1818 einen Ruf an die Universität Bonn, den er annahm. Er verheirathete sich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg, aber auch diese Ehe ward schon 1820 wieder getrennt. — Das Neueste, was wir von Schlegel besitzen, ist ein Aufsatz über Necker, im dritten Stück der Zeitgenossen; eine italienische sehr gelehrte Abhandlung, in der Bibliotecca italiana 1816, über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechische Kunstwerke erklärt; eine Abhandlung über die Gruppe der Niobe in der Bibliothèque universelle von Genf, 1817; eine historische Notiz über den florentinischen Maler, Joh. von Fiesole, und eine Erklärung von dessen Gemälde des heil. Dominicus; Bemerkungen über die provenzalische Sprache und Literatur (franz. 1818, 8.), und seit 1820 die indische Bibliothek. Noch möchte zu bemerken sein, daß er manche Werke jüngerer Freunde herausgegeben hat, z. B. den Lakrimas, 1803, und die dramatischen Spiele von Pellegrin, 1804. — Sein Bruder, Friedrich, jetzt ebenfalls von Schlegel, verlebte seine Kindheit bei seinem Oheim und dann bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Obgleich der Vater ihn dem Kaufmannsstande zu widmen wünschte, ließ er ihm doch einen vielseitigen Unterricht geben, um ihm eine desto freiere Wahl vorzubehalten. Er zeigte früherhin, bei natürlichem Verstande und lebhaftem Geiste keine bedeutende Spur eines ausgezeichneten Talents; doch fühlte er, als er in Leipzig die Handlung erlernte, seine Unfähigkeit dazu so lebhaft, daß der Vater seinen Bitten nachgab, und ihn zurücknahm. Jetzt, im 16ten Jahre, fing er seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten Eifer an. Er widmete sich der Philologie, studirte ein Jahr in Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung seiner akademischen Studien sich rühmen, jeden uns übrig gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eigenem Studium zu kennen. Die erste Schrift, mit welcher er, so viel wir wissen, öffentlich auftrat, ist ein Aufsatz über die griechischen Dichterschulen (in der berl. Monatsschrift), der etwa in das J. 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an Reichards Journale: Deutschland (Ber-

lin 1795 und 1796), so wie an dessen Lyceum der schönen Künste, 1797. Seine Beiträge bestanden in Charakteristiken und Kritiken, die größtentheils, wie z. B. die Aufsätze über Forster und Lessing (dessen Gedanken und Meinungen er später auch mit commentirenden Abhandlungen in 3 Bänden heraus), in das unter demselben Artikel angeführte Werk übergegangen sind, welches 1801 zu Königsberg in 2 Bänden herauskam. Nur die Nachrichten über den Boccaz, zu welchen er späterhin einen Nachtrag in der Europa lieferte, waren neu. — Die erste Schrift Fr. Schlegels von größerm Umfange waren die Griechen und Römer, 1797, welcher ein Aufsatz über die Platonische Diotima und über die Darstellung der Weiblichkeit in den griechischen Dichtern angehängt war. Den Werth dieser Schrift erkannte selbst Heyne mit Achtung an. Sie ist nicht fortgesetzt worden; man kann aber die Poesie der Griechen und Römer, 1798, als den 2ten Theil derselben ansehen, wiewohl auch diese Geschichte leider nur Bruchstück geblieben ist. In diesen Werken zeigt Fr. Schlegel, bei einer Fülle von Gelehrsamkeit, die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der historisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der alten und neuen Poesie zu bewegen anfing. Es ist hier der Ort nicht, das Ganze zu charakterisiren; indessen kann man sagen, daß im erst genannten Werke die beiden Kunstwelten und ihre Erscheinungen streng geschieden wurden, und daß hier, nach der vortrefflichen Abhandlung von Schiller in den Horen, der Gegensatz des Antiken mit dem Modernen, des Classischen mit dem Romantischen scharf ausgesprochen war. Im zweiten Werke machte er den glücklichen Anfang, die Erzeugnisse der griechischen Poesie in ihrem organischen Zusammenhange zu betrachten, und die Hervorbringungen des Alexandrinismus, so wie die römische Ausartung, von hellenischer Harmonie abzusondern. Dabei beschäftigte er sich mit der Kritik des Platon, in Beziehung auf welchen er sich in Berlin mit Schleiermacher verband, zog sich aber von der Übersetzung dieses Schriftstellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. — Im Athenäum, welches er mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgab, befinden sich viele gediegene Aufsätze von ihm, und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. — 1799 erschien, als freies Werk der Phantasie, des Gefühls und des Nachdenkens zugleich, der erste Theil der Lucinde, die bis jetzt unvollendet geblieben ist, wiewohl der Verfasser einst in der Europa erklärte, daß er sie fortzusetzen gedenke. Schwerlich haben sich je über ein Werk mehr verschiedene, zum Theil pöbelhafte Stimmen erhoben, und die Verkehrtheit in den Urtheilen der Menge, die in diesem Romane blos eine Art von Ardinghello fand, und in der Freiheit dichterischer Anschauungen der Liebe das Wahre und Schöne nicht zu schätzen, den Geist und den Körper nicht zu scheiden wußte, hat wahrscheinlich die Fortsetzung verhindert. Damals lebte Fr. Schlegel in Berlin. — 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit großem Beifall philosophische Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst als Dichter auf, da er vorher immer geklagt hatte, daß es ihm an der Sprache gebreche. Die ersten Gedichte von ihm befinden sich im Athenäum, dessen letztes Stück 1800 herauskam, namentlich die kräftigen Terzinen an die Deutschen. Im zweiten Bande der Charakteristiken und Kritiken, 1801, erschien darauf ein größeres Gedicht im elegischen Sylbenmaße: „Herkules Musagetes," welches für die Ergreifung seines eigentlichen Charakters und Strebens sehr wichtig ist.

Von jetzt an sprach er sich in den mannichfaltigsten Formen aus, z. B. im Musenalmanache von Vermehren auf 1802 u. 1803, vorzüglich aber im Musenalmanach von Tieck und A. W. Schlegel, worin die Abendröthe ein eben so architektonisches, als musikalisches Gedicht ist. Die Assonanz wendete er bei größern Gedichten zuerst an, nämlich im Alarkos (1802), einem Trauerspiele, welches Äschyleisch gedacht, aber dem Stoffe und der Äußerlichkeit nach romantisch genannt werden muß. Auch dieses Trauerspiel erfuhr viele ungünstige Urtheile, doch ist es in Berlin und Weimar aufgeführt worden. — 1802 lebte er einige Zeit in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine geliebte dort verheirathete Schwester öfters hinzogen. Dann reiste er mit seiner Gattin (einer Tochter Mendelssohns, mit welcher er später in Cöln zur römisch-catholischen Kirche überging) nach Paris, wo er Vorlesungen über die Philosophie hielt, die Monatsschrift: Europa, bestehend aus zwei Bänden, oder vier Stücken, herausgab, und sich außer der Kunst und den südlichen Sprachen besonders mit der indischen Sprache und Literatur beschäftigte. Die Früchte dieses Studiums legte er 1808 in der Schrift: „Über die Sprache und Weisheit der Indier,“ nieder; auch bei der Mangelhaftigkeit dieses Versuchs ist doch der glückliche Fleiß des unermüdlichen Forschers rühmlich anzuerkennen. Auch machte er sich während seines Aufenthalts in Paris um die altfranzösischen Ritterromane verdient, indem er 1804 eine Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handschriftlichen Quellen in 2 Theilen herausgab, so wie 1805 den Lother und Maller. Doch war das Original der Rittergeschichte, die er nach einer ungedruckten deutschen Handschrift bearbeitete, ursprünglich italienisch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatische Aufklärungen über die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den Notices et Extraits zog. — Fr. Schlegel ging nun nach Deutschland zurück, und sein vaterländisches Gemüth ergoß sich auf der Reise zum Theil in dithyrambischen, zum Theil in elegischen Gesängen; doch immer weht die Hoffnung wie eine frische Luft hindurch. Man findet den innigen Ausdruck dieses Gefühls nicht allein in seinen Gedichten (1809), sondern auch in seinem poetischen Taschenbuche für 1806, worin er zugleich über die deutsche Kunst, besonders über das Wesen der gothischen Baukunst, treffliche Worte gesprochen und nach Turpins Chronik den Roland, ein Heldengedicht in Romanzen, mit durchgehender Assonanz gebildet hat. Ein noch ungedrucktes historisches Drama, Carl V., durch Benutzung historischer Urkunden zu vollenden, ging er 1808 nach Wien, war 1809 als kaiserl. Hofsecretär im Hauptquartier des Erzherzogs Carl, und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück, und hielt zu Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und über die Geschichte der Literatur aller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erschienen sind. Wenn im ersten Werke, bei der Eigenthümlichkeit historischer Ansichten, eine gewisse Parteilichkeit durchschimmert, so findet man im zweiten ein lebensreiches Gemälde aller Literatur, sowohl der alten und mittlern, als der neuern Zeit; ein Werk, welches der ganzen deutschen Nation angehört. — 1812 gab er das deutsche Museum in zwei Jahrgängen heraus, erwarb sich Metternichs Vertrauen durch manche diplomatische Schrift, wurde dann Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M., welche Stelle er im Anfange des J. 1818 wieder

verlassen hat. — Die neueste politische Schrift von ihm ist eine Darstellung der jetzigen Staatenverhältnisse. — 1820 unternahm er zu Wien eine Zeitschrift: Concordia, in der Absicht, die verschiedenen Meinungen über Kirche und Staat zu vereinigen. — Wir haben bei der Übersicht der Werke dieses Schriftstellers manche Beiträge nicht erwähnt, die er z. B. in Rostorfs Dichtergarten, im attischen Museum, niedergelegt hatte; auch hat er mit seinem Freunde, L. Tieck, die Schriften von Novalis, den ersten Theil des Florentin von seiner Gattin, und 1807, noch vor der Erscheinung des franz. Originals, die Corinna der Frau von Staël deutsch herausgegeben, welche Übersetzung ebenfalls von seiner Gattin herrühren soll. — Die literarische Revolution, welche diese geistigen Dioskuren bewirkten, war, wiewohl sie Spuren genug hinterlassen hat, mehr durch die Schuld vieler sogenannten Schlegelianer, als der Stifter selbst, verhaßt, welchen man bei der Tiefe und Fülle ihrer Kenntnisse und bei dem Reichthume ihres Geistes eine zweckmäßige Form der Darstellung nicht absprechen kann. Besonders ist die Prosa von A. W. Schlegel wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, zu welcher sich der Tiefsinn des Bruders nicht immer herabläßt; dagegen verräth die Poesie des ersten, vorzüglich in den spätern Erzeugnissen, bisweilen eine ungemein zierliche Künstlichkeit. Wir müssen aber von den eigenen poetischen Schöpfungen dieser verbrüderten Kraft die kritischen Bestrebungen sondern, welche eine dankbare Nachwelt gewiß nicht verkennen wird, und von welchen man noch viel Heilsames für die Zukunft erwarten darf, da ihre literarische Laufbahn noch nicht geschlossen ist. Es verdient Lob, daß sie bei ihren steten polemischen Berührungen, ohne Rücksicht auf berühmte Namen, immer auf das wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entschiedenem Hasse verwarfen, wenn sie auch in jugendlichem Feuer, oder in wohlgemeintem Scherze bisweilen zu weit gegangen sein sollten, wie z. B. in jenen Bücheranzeigen des Athenäums. Sie unterschieden, wie oben schon angedeutet ist, die Grenzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung, und machten in dieser Hinsicht auf unsern größten Meister (Göthe) aufmerksam, dessen gründlicheres Studium sie wirklich eingeleitet haben. Auch blieben sie durch ihr reges Leben in einer reichern Welt, so wie durch den schnellen Umtausch ihrer Ideen, von aller Pedanterei und geistigen Fäulniß frei, welches bei Gelehrten nicht immer der Fall ist. Die gegenseitigen Verhältnisse der beiden Brüder sind am bestimmtesten ausgesprochen in A. W. Schlegels Gedichten, 1ster Th. S. 216, und in Fr. Schlegels Gedichten S. 369. Sie lebten stets harmonisch mit einander, wenn sie auch ihre Ansichten nicht immer theilten. Über eine gewisse Einseitigkeit in der Liebe zum Mittelalter, über ihre Polemik gegen franz. Poesie, wie über manches andere, hat sich die edle Freundin der beiden Brüder, die Frau von Staël, besonders im dritten Theile ihres Werks über Deutschland erklärt. — Bei so vielen Verdiensten können sie eben nicht so strenge für das Unheil verantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten in der deutschen Literatur gleich einem Gespenst umherging. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; es ist aber auch nicht zu läugnen, daß bei vielen ihrer Anhänger die Form vorwaltete, daß oft ein loses Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß manche den Thyrsus schwangen, ohne begeistert zu sein. In der neuen Folge

dieses Werks (Band XI. und XII.) werden wir auf beide Brüder, A. W. und Friedr., noch einmal zurückkommen. bb.

Schleiermacher (Friedr. Dan. Ernst), einer unserer gelehrtesten und geistreichsten Theologen und Philologen. Geboren zu Breslau 1768, empfing er seine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky, fing darauf, in dem Seminarium derselben in Barby, das theologische Studium an, hörte aber 1787 auf, ein Mitglied dieser Gemeinde zu sein, und bezog die Universität Halle, wo er seine Studien unter Nösselt und Knapp fortsetzte, dabei auch Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Universitätsjahren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen, und trat sodann zu Berlin in das Schullehrerseminarium unter Gedikes Leitung. 1794 ward er zum Predigtamt ordinirt und zuerst Hülfsprediger in Landsberg an der Warte, dann, von 1796 bis 1802, Prediger am Charitéhause zu Berlin. Hier trat er zuerst als Schriftsteller auf, indem ihm der jetzige Bischof Sack einen Theil der Übersetzung des letzten Bandes der Blairschen Predigten übertrug. Dann übersetzte er, auf dessen Anrathen, Fawcets Predigten, zwei Bände, nahm hierauf Antheil an dem von A. W. und Fr. Schlegel herausgegebenen Athenäum, und schrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags ausgezeichneten Reden über die Religion und die Monologen, auch noch bei Gelegenheit des Sendschreibens jüdischer Hausväter an Teller „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin." In diesen Jahren wurde zwischen ihm und Fr. Schlegel eine gemeinschaftliche Übersetzung des Platon verabredet, die er hernach allein unternahm. Von derselben sind, aus Schuld seiner wechselnden Lage und der Zeiten überhaupt, von 1804 bis jetzt erst fünf Bände erschienen. Die Republik, Timäus, Kritias, die Gesetze und Briefe, und eine versprochene Charakteristik des Platon und seiner Philosophie sind noch zu erwarten. Diese Arbeit gehört unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten, die über den Platon unternommen worden, da wohl schwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerschöpflichen und unergründlichen Geist des Philosophen eingedrungen sein möchte. — Noch 1802 gab Schleiermacher die erste Sammlung seiner Predigten heraus, der bis jetzt zwei andere allmählig gefolgt sind. Einige Predigten, größtentheils bei besondern Veranlassungen, sind außerdem einzeln gedruckt. Alle diese Reden sind Muster eines klaren, gediegenen, eindringenden Vortrags, wiewohl nicht zu läugnen, daß sie sich minder an das Gefühl, als an das Denkvermögen der Zuhörer wenden. In dieser letztern Gattung der Erbauungsrede ist Schleiermacher Meister, aber auch den erstern keineswegs fremd. In demselben Jahre ging er als Hofprediger nach Stolpe, wo er die „Kritik der Sittenlehre" und die „zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens" verfaßte, letztere ohne seinen Namen. Einen Ruf an die Universität Würzburg lehnte er, nach dem Wunsche der Regierung, ab, und ward noch in demselben Jahre als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Halle berufen. Der Universitätsgottesdienst kam jedoch erst 1806 kurz vor dem Kriege zu Stande, der die Universität auf eine Zeitlang wenigstens unterbrach. In diesen zwei Jahren hatte er theologische Encyklopädie, Exegetik und Dogmatik gelesen, auch philosophische Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807, erst nur auf einen Sommer, nach Berlin zurück, begab sich dann, als Halle abgetreten worden, ganz

dahin, und hielt Vorlesungen vor einem gemischten Publicum. Zugleich nahm er, als wahrer Patriot, den lebhaftesten Antheil an den politischen Verhältnissen, unter welchen sein Vaterland schmachtete, und sprach unaufhörlich von der Kanzel in dem herrlichsten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muthe und Trotze, der selbst inmitten der Bajonette Davousts unerschütterlich blieb. In dieser Zeit erschienen auch seine kleine Schrift: „über Universitäten," das „Sendschreiben über den ersten Brief an den Timotheus" und der Aufsatz über Heraklit im Wolfischen Museum der Alterthumswissenschaften, und früher „die Weihnachtsfeier." 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und verheirathete sich. Als 1810 die neue Universität eröffnet wurde, trat er bei selbiger als ordentlicher Professor auf, wie er es auch zuletzt in Halle schon gewesen war. Wohl möchte der Lehrstuhl der ihm angemessenste Wirkungskreis sein. Hier zeigt sich seine Beredsamkeit noch glänzender als auf der Kanzel. Im großen zusammenhängenden Redebau, dessen Kunst von der fließenden Anmuth eines freien Vortrags belebt wird, faßt er die schwierigsten und reichhaltigsten Gegenstände der Wissenschaften mit Scharfsinn und Klarheit zusammen und verfolgt sie auf das Einzelnste mit heller Ordnung und Sicherheit. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1814 Secretär der philosophischen Classe, bei welcher Gelegenheit er von dem Antheil, den er seit 1810 an den Arbeiten in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern gehabt hatte, wieder frei gesprochen ward. Seit 1811 kommen in den Denkschriften der Akademie mehrere Abhandlungen, besonders die philosophische Geschichte betreffend, von ihm vor. Auch fällt in diese Zeit noch seine Darstellung des theologischen Studiums. Von vielen wird ihm, mit welchem Rechte, steht dahin, das Glückwünschungsschreiben an die zur Verbesserung der Liturgie niedergesetzte Commission zugeschrieben. Unverkennbar herrscht darin dieselbe Platonische Dialektik, die in der Schrift gegen Schmalz (s. d.) eben so bewundernswürdig als grausam erscheint. Zuletzt hat er in Beziehung auf Harms 99 Thesen gegen den Oberhofprediger Ammon geschrieben. Die Schrift über Religion und Mythologie ist seiner ausdrücklichen Erklärung nach nicht von ihm. Eine Fortsetzung dieses Art. über Schleiermacher wird man in der neuen Folge dieses Werks, Bd. XI. und XII., finden.

Schleifen heißt, in der Musik, zwei oder mehr unmittelbar nach einander folgende Töne unabgesetzt vortragen. Dies geschieht beim Gesange und bei den Blasinstrumenten mit einem sanften und ununterbrochenen Athemzuge, bei den Bogeninstrumenten mit einem einzigen fortlaufenden Bogenstrich, bei den Claviaturinstrumenten durch einen sanften Druck der Finger, durch das Verweilen derselben auf den Tasten, und durch einen ziehenden Übergang derselben von einer Taste zur andern. Die Bezeichnung des Schleifens ist ein bogenförmiger Strich, welcher alle zu schleifende Noten umfaßt. — Schleifer, ein deutscher Nationaltanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist. Er ist im Dreiachteltact gesetzt und besteht aus zwei Reprisen von acht Tacten.

Schleisheim, s. München.

Schlesien, ein ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, welches jetzt theils zu dem preußischen, theils zu dem österreichischen Staate gehört, und geographisch in Ober- und Niederschlesien, politisch aber in Preußisch- und Österreichisch-Schlesien zerfällt. Niederschlesien begreift die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz

Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau, Carolath, Münsterberg, Sagan, Öls und Trachenberg, die Standesherrschaften Militsch, Wartenberg und Goschütz und die Minderherrschaften Neuschloß, Freihan und Suhlau, und ist ganz preußisch; Oberschlesien begreift die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Neiße, Troppau, Jägerndorf, Teschen und Bielitz, die Standesherrschaften Pleß und Beuthen, und die Minderherrschaften Loslau, Oderberg, Freistadt, Freudenthal, Friedeck, Deutschleuthen, Reichenwaldau und Roy, wovon die an dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, der kleine südliche Theil von Neiße, ein Theil von Oderberg und ganz Teschen, Bielitz, Freudenthal, Freistadt, Friedeck, Deutschleuthen, Reichenwaldau und Roy österreichisch sind, das übrige preußisch ist. Auch rechnet man die Grafschaft Glatz zu dem preußischen Schlesien. Seit der neuen Eintheilung des preußischen Staates ist der Umfang des preußischen Schlesiens verändert worden, indem der vormalige schwiebuser Kreis des Fürstenthums Glogau zur Provinz Brandenburg geschlagen, und nebst Glatz auch ein kleiner Theil der Neumark und der durch die wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetretene Theil der Oberlausitz (mit Ausnahme der Herrschaft Hoyerswerda und der westlich von derselben gelegenen Ortschaften) mit dem preußischen Schlesien vereinigt worden sind, und nun die Provinz Schlesien bilden. — Diese preußische Provinz Schlesien (die Beschreibung des österreichischen Schlesiens folgt weiter unten) grenzt, nach dem angegebenen Umfange und nach der neuern Eintheilung des preußischen Staats, gegen Osten an die Provinz Posen, das Königreich Polen und den Freistaat Krakau; gegen Süden an das österreichische Schlesien, Mähren und Böhmen; gegen Westen an Böhmen, Sachsen und Brandenburg, und gegen Norden an Brandenburg und Posen. Schlesien ist die wichtigste Provinz des preußischen Staats, welche ¼ der ganzen Volksmenge enthält und über ¼ zu den Bedürfnissen des Staats beiträgt. Die Größe beträgt 720 □M., worauf sich (1817) 1,992,598 Menschen befanden. Der westliche und südliche Theil des Landes ist gebirgig, weil hier die Sudeten mit ihren Abzweigungen liegen. Der Gebirgszug, welcher am Queis anfängt und bis an die Grafschaft Glatz hinreicht, heißt das Iser- und Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen trennt (s. d. Art. Riesengebirge). Den östlichen Arm der Sudeten bildet das mährische Gebirge, welches durch Glatz und den südlichen Theil Schlesiens zieht und sich bei Jablunka (schon im österreichischen Schlesien) dem karpathischen Gebirge anschließt. Gegen Brandenburg und Posen zu ist das Land ohne Gebirge und eben, aber zum Theil sandig und sumpfig, doch zum Ackerbau durchaus brauchbar. Der Hauptfluß ist die Oder, welche aus dem österreichischen Schlesien in das Land tritt, daselbst schiffbar wird, es der ganzen Länge nach durchfließt, an beiden Seiten viele Flüsse (besonders die Oppa, Neiße, Ohlau, Bartsch, die in der Kriegsgeschichte von 1813 so berühmt gewordene Katzbach und den Bober mit dem Queis) aufnimmt, und von der größten Wichtigkeit für den Handel Schlesiens ist (s. d. Art. Oder). Die südöstliche Grenze berührt die hier noch unbedeutende Weichsel. — Es ist im Ganzen genommen ein sehr fruchtbares Land, reich an Getreide jeder Art, als Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Spelz, Mais, Erbsen, Linsen, Heidekorn und Bohnen. Die besten Gartengewächse baut man um Breslau, Brieg, Liegnitz und Neiße. Das Obst bei Niederbeuthen und Grüneberg ist das vorzüglichste. Der schlesische Wein, besonders der an letzterm

Orte wachsende, ist, wenn er einige Jahre gelegen hat, sehr gut. Aus dem schlechten Wein wird Essig gemacht. In den gebirgigen Gegenden, wo der Boden sich weniger zum Getreide- und Gartenbau eignet, ist er doch mit Holz bewachsen, oder gibt gute Weiden und Wiesen. Flachs wird in großer Menge gebaut, und ist ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels. Hanf hat man nicht so viel, wie verarbeitet wird; aber der Handel ins Ausland mit Färberröthe, deren Anbau hier von einem niederländischen Kaufmann im 16ten Jahrh. eingeführt ward, ist desto beträchtlicher. Auch wird viel Hopfen, besonders in der Gegend von Münsterberg, gebaut und ausgeführt. Scharte, ein Kraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird, sammelt man in mehreren Gegenden fuderweise ein. Der Tabaksbau ist seit einigen Jahren gleichfalls sehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande ab, indessen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpentin und Kienruß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh- und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfnissen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh kommt aus Polen und Ungarn. Die inländische Schafzucht ist veredelt, und die Wolle der schlesischen Schafe wird sehr gerühmt, und gehört zu den feinsten Sorten, welche die Provinzen des preußischen Staates liefern. Die feinste und beste fällt um Öls und Namslau. Ziegen gibt es viel im Gebirge, und die Bienenzucht ist besonders in der Herrschaft Muskau und in Oberschlesien wichtig. Wildpret und Fische sind reichlich vorhanden. Das Mineral- und Steinreich ist gleichfalls sehr ergiebig an Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, Arsenik, Galmei, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen an vielen Orten, Kalk, Gyps, Mergel, Marmor, Schiefer, Mühl- und Schleifsteinen, Jaspis, Agat, Topasen, Karniolen, Onyx, Amethyst rc. Mineralwasser sind besonders zu Warmbrunn, Flinsberg, Reinerz, Landeck, Altwasser, Charlottenbrunn rc. — Die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen sind sehr berühmt. Sie lieferten 1805 für 10½ Millionen Thaler Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen stieg beinahe eben so hoch. Man webt Leinwand von verschiedener Güte und Breite. Feine Leinwand wird besonders in Greifenberg und in der Umgegend verfertigt. Daß die schlesische Leinwand so berühmt ist, verdankt sie hauptsächlich den eingeführten Schauanstalten, die alle gewebte Leinwand prüfen müssen. Unter den Metallfabriken sind nur die in Eisen von Bedeutung. Auch gibt es Papier-, Tabaks-, Fayence- und Irdengeschirrfabriken. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Garn, Leinwand, Tuch, Baumwollenwaaren und Krapp. Die Ausfuhr übersteigt im Allgemeinen die Einfuhr. — Schlesien ist in vier Regierungsbezirke, Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln getheilt. Die höchste Gerichtspflege besorgen die königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau, Liegnitz und Ratibor. Ein großer Theil der oben genannten Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil auch ihre eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufsicht der königlichen Oberlandescollegien untergeordnet sind. — Die meisten Einwohner sind Lutheraner und Catholiken. Doch ist auch anderen gottesdienstlichen Parteien, Hussiten, Reformirten, griechischen Christen, Herrnhutern, Schwenkfeldern und Juden die freie Übung ihrer Religion gestattet. Die Catholiken ste-

hen in Kirchensachen unter dem Bischof von Breslau, der zugleich Fürst von Neiße und als solcher, wegen der bestehenden Theilung dieses Fürstenthums, auch österreichischer Unterthan ist. — Die geistlichen Sachen der Lutheraner werden von den in jedem Regierungsbezirk bestehenden Kirchen- und Schulcommissionen, und in letzter Instanz von dem Consistorium zu Breslau besorgt. Zu Breslau, der Hauptstadt von ganz Schlesien, ist eine Universität, womit 1811 die protestantische Universität zu Frankfurt vereinigt worden ist, so daß sie jetzt zwei theologische Facultäten, eine für die Protestanten und eine für die Catholiken, hat. Gymnasien und andere gelehrte Schulen sind zu Breslau, Öls, Brieg, Glogau, Hirschberg, Jauer, Liegnitz (die Ritterakademie ist in eine Erziehungs- und Lehranstalt für die gebildeten Stände umgeschaffen), Schweidnitz, Görlitz, Lauban, Glatz, Oppeln, Leobschütz und Grüssau. Jüdische gelehrte Schulen sind zu Breslau und Glogau, und zu Niesky haben die Herrnhuter ein akademisches Collegium, das in Rücksicht der Theologie die Stelle der Universität vertritt. Überhaupt wird sowohl auf dem Lande, als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das beste gesorgt; auch hat Schlesien, besonders in frühern Zeiten, vorzügliche Dichter und Gelehrte hervorgebracht. — Der König von Preußen hat aus seinem Schlesien jährlich 8 Millionen Thaler Einkünfte. — Unter Österreichisch-Schlesien versteht man denjenigen Theil, welcher im hubertsburger Frieden 1763 dem Hause Österreich verblieb. Er grenzt an Preußisch-Schlesien, Galizien, Ungarn und Mähren; seine Bestandtheile sind schon oben genannt. Das ganze ist seit 1784 in den troppauer und teschener Kreis eingetheilt, und zu Mähren geschlagen, und enthält 86 □M. (nach Liechtenstern 129), 24 Städte, 4 Marktflecken, 646 Dörfer und 347,864 Einw. Das Land ist sehr gebirgig, denn im Osten sind die Karpathen und im Westen das mährische Gebirge, eine Abzweigung der Sudeten; das Clima ist jedoch gemäßigt, nur im Osten rauh und kalt. Der größere südliche Theil des teschner Kreises ist wegen seines steinigen Bodens wenig fruchtbar, mehr jedoch im troppauer Kreise, wo auch der Garten- und Obstbau blühender ist. Überhaupt hat sich der Feldbau seit 30 Jahren merklich verbessert, und die Einwohner lassen sich durch mühsamere Bearbeitung und bessere Düngung es thätigst angelegen sein, den Ertrag ihrer Ackerfelder zu erhöhen. Außer dem Getreide-, Obst- und Gartenbau treibt man auch starken Flachsbau, und hat ansehnliche, meistens Nadelwaldungen. Die Rindvieh- und Pferdezucht könnte bedeutender sein, das Schlachtvieh zieht man aus Ungarn und Gallizien. Die Schafzucht und Bienenzucht sind nicht unwichtig. Es werden Eisen- und Steinkohlenbergwerke bearbeitet. Die Einwohner sind theils deutscher, theils slavischer Abkunft und zeichnen sich durch Gewerbfleiß aus, indem sie besonders wichtige Tuch- und Wollenzeugfabriken unterhalten und viel Leinwand verfertigen. Der Handel mit Landes- und Fabrik-Erzeugnissen, so wie der Commissions- und Transitohandel gewähren dem Lande viele Vortheile. Die herrschende Religion ist die catholische, aber die Protestanten haben auch öffentliche Religionsübung. Die politischen Angelegenheiten des Landes besorgt das Gubernium zu Brünn in Mähren. Gymnasien findet man zu Troppau, Teschen und Weißwasser. — In ältern Zeiten wurde dieses Land von den Lygiern und Quaden bewohnt, welche im 6ten Jahrh. durch die Slaven verdrängt wurden, wodurch Schlesien an Polen kam. Der Name Schlesien entstand aus dem slavonischen Worte

Ile, womit die Polen den Begriff des Worts Quade (böse) bezeichneten. Unter polnischer Herrschaft wurden auch polnische Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schlesiens fortbestehen, und die christliche Religion eingeführt. Zur Befestigung der letztern ward 966 zu Schmoger ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polnische Regent Boleslaus III. seine Länder 1138 unter seine Söhne theilte, bekam der älteste, Wladislav oder Uladislaus, außer andern Landschaften auch Schlesien, und den vornehmsten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von seinen Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und sein Bruder Boleslaus III., der sich seiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zustimmung seiner Brüder Wladislavs II. Söhnen, nämlich dem Boleslav, mit dem Zunamen der Hohe oder Altus, Mieczislav und Conrad Schlesien 1163 ab. Diese drei Brüder, welche sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schlesischen Herzoge aus dem piastischen Geschlechte. Die zahlreichen Nachkommen dieser drei Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landesantheile, und daher entstanden die vielen kleinen Fürstenthümer, aus denen Schlesien besteht; doch gab es, besonders in Oberschlesien, auch noch Fürsten Ottokarisch-Böhmischen Stammes, von einem natürlichen Sohne Königs Ottokar (st. 1278), namentlich die Herzoge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Johann, König von Böhmen, suchte das durch diese Theilungen, durch die Uneinigkeit seiner Regenten und durch andere Ursachen geschwächte Schlesien unter seinen Scepter zu bringen, und von 1327 an trugen auch wirklich alle schlesische Herzoge (zwei ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der ansehnlichsten fürstlichen Hoheitsrechte, zu Lehn auf. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Carl IV., erhielt durch seine Gemahlin, Anna, das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz, und verleibte 1355 ganz Schlesien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leisteten 1335 und 1338, nachher wieder 1356 und 1372 auf Schlesien Verzicht. Unter der böhmischen Herrschaft breiteten sich hier Hussens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Das Ober- und Fürstenrecht (supremum tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislav 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher mit einander, allein der letztern Macht ward immer mehr geschwächt, so wie die Gewalt der Oberherren zunahm, und die piastischen Herzoge ausstarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürsten, aber mit weit größern Einschränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polnischen Regenten verschwanden auch größtentheils polnische Sitten und Gebräuche; alles ward auf deutschen Fuß gestellt, und Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften fingen an aufzublühen. Noch höher aber würde schon in frühern Zeiten der Flor des Landes gestiegen sein, wenn nicht die Protestanten während der österreichischen Herrschaft so sehr gedrückt worden wären. Schlesien ward zwar, seit seiner Vereinigung mit Böhmen, zu Deutschland gerechnet, hat aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem deutschen Reiche gestanden, und ist nie, wie die übrigen deutschen Staaten, ein Reichslehn gewesen. Besonders haben die Könige von Preußen dieses Land als ein völlig freies und unabhängiges Besitzthum angesehen, und sich daher auch souveräne und

oberste Herzoge von Schlesien genannt. Über die neuere Geschichte Schlesiens s. d. Art. Friedr. Wilh. (d. große Kurf.), Friedrich II., Friedr. Wilh. II., Preußen, Deutsches Reich und Theresia (Maria). N. P.

Schleswig, dänisches Herzogthum, welches den südlichen Theil von Jütland ausmacht, und gegen Mitternacht an Nord-Jütland, gegen Mittag an das Herzogthum Holstein (von dem es durch die Eider und den kieler Canal getrennt wird), gegen Abend an das deutsche Meer, und gegen Morgen an den kleinen Belt grenzt. Es enthält 162 □M. Das Land ist ganz eben und flach. Auf der Westküste liegen niedrige und fette Marschländer, die durch Dämme sorgfältig gegen das Eindringen der Meereswellen geschützt werden müssen, besonders gegen die Spring- oder Sturmfluten, die oft bis 13 Fuß hoch steigen. Durch die Mitte des Landes zieht sich eine sandige Heide mit Torfmooren abwechselnd hin. Die Ostküste ist nicht so niedrig als die Westküste, aber auch nicht minder fruchtbar und ergiebig. Berge sind gar nicht vorhanden, sondern blos Hügel und Anhöhen. Das Clima ist im Ganzen gemäßigt und gesund, nur an der Westküste feuchter und weniger gesund. Das Land ist reich an Getreide, von welchem jährlich an 150,000 Tonnen ausgeführt werden; an Rindvieh, womit nicht blos gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, sondern welches auch Butter und Käse zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fischen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz ist Mangel. In diesem Lande sind 13 Städte, 11 Flecken und 1500 Dörfer, in denen sich die gesammte Menschenzahl auf 288,000 Einwohner beläuft, die sich zur Lutherischen Kirche bekennen, theils vom deutschen, theils vom friesischen Volksstamme sind, und meistens plattdeutsch reden; doch hört man auch schon hie und da dänisch. Sie ernähren sich hauptsächlich von Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Fabriken sind nur in den größeren Städten und von geringer Bedeutung, am beträchtlichsten die Spitzen- und Wollenstrumpffabriken. — Das Herzogthum Schleswig war von jeher ein wirklicher Bestandtheil Dänemarks, und die Behauptung, daß es ein deutsches Reichslehn gewesen sei, ist durchaus nicht historisch erwiesen. Dagegen aber hat das Land fast immer den nachgebornen dänischen Prinzen als Apanage gedient, und verschiedentlich zu Familienstreitigkeiten, insonderheit über die Frage, ob der Besitz desselben erblich oder persönlich sei, Anlaß gegeben. Erst seit 1720 ist Dänemark im unbestrittenen Besitze Schleswigs, doch sind die Ansprüche des Hauses Holstein erst durch den Vertrag von 1773 völlig ausgeglichen und getilgt worden. Übrigens steht das Land noch in gewisser Verbindung mit Holstein, wird mit demselben durch einen gemeinschaftlichen königlichen Statthalter nach gleichen Gesetzen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geschlichtet. Die Hauptstadt dieses Herzogthums heißt gleichfalls Schleswig. Sie liegt an der Schley, besteht aus der Altstadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, und hat 1200 Häuser mit ungefähr 6800 Einw., ohne das Militär. Die Häuser sind meist gut gebaut; das Rathhaus zeichnet sich aus. Auch ist der Dom sehenswerth. Es befinden sich hier mehrere milde Stiftungen, unter denen das graue Kloster, das Waisenhaus und Arbeitshaus die vorzüglichsten sind; desgleichen eine Taubstummenanstalt. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, ist das

Johanniskloster, worin eine Priorin und neun Stiftsfräulein wohnen. Von Fabriken befinden sich hier eine Fayence=, eine Segeltuch=, eine Strumpf= und eine Battistfabrik und eine Zuckersiederei. Die Schifffahrt ist, da die versandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp, auf einer Insel des Meerbusens Schley, vormals die Residenz der Herzoge von Schleswig=Holstein, jetzt der Sitz des königl. Statthalters und der höchsten Behörden von Schleswig und Holstein.

Schleuse nennt man einen Bau (von Holz, Erde oder Steinen), der bestimmt ist, das Wasser eines Sees, Flusses u. s. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es zu beliebiger Zeit fließen lassen zu können. So hat man Schleusen, wodurch das Wasser von Flüssen gehemmt und gesammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu lassen; andere Schleusen wieder dienen dazu, das Seewasser von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig ist, unter Wasser zu setzen, wie z. B. die Schleusen in Flandern u. s. w. Wenn zwei schiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal in Verbindung mit einander gebracht sind, und ein Theil des höher liegenden Stromwassers in den niedrigern geleitet worden, oder wenn die Schifffahrt auf einem Strome durch eingebaute Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden: so legt man darin Schleusen an, mittelst deren man an einem Punct das Wasser des niedrigern Stroms dem höhern gleich bringen kann. — Dieses Gebäude nun besteht in einer, von allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die so weit ist, daß ein Schiff gemächlich hindurchkommen kann, und so lang, daß zwei, auch wohl drei Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt sowohl, als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, ist die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleusen nur mit Stäben — versehen. Will nun ein Schiff stromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigern fahren, so werden die obern Thorflügel geöffnet, und die untern zugelassen, das Wasser in der Kammer wird nun durch das zuströmende anwachsen und sich so weit erhöhen, bis es sich mit dem höhern Stromspiegel in der Ebene befindet, wo dann das Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflügel geschlossen und die untern geöffnet, worauf das Wasser aus der Schleuse abfließt, und bis auf den unterhalb befindlichen Stromspiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich mitgesunken, und hierdurch auf den öfters mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden ist, so kann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortsetzen. Will im Gegentheil ein Schiff stromauf fahren, so läuft es in die Kammer der Schleuse ein; die untern Thorflügel werden geschlossen, die obern aber geöffnet. Das zuströmende Wasser steigt dann in der Kammer so lange, bis es die Höhe des höher liegenden Wasserspiegels erreicht hat; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann ebenfalls den Canal weiter stromauf bis in den Hauptstrom fahren.

Schlosser (Joh. Georg) wurde 1739 in Frankfurt am Main geboren, studirte anfangs zu Gießen und nachher zu Altorf die Rechtswissenschaften und erhielt an letzterm Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Carlsruhe, wo er Hofrath, Amtmann zu Emmendingen, auch Geheimer=Hofrath wurde, kam

als solcher 1787 nach Carlsruhe zurück, und wurde dort 1790 wirklicher Geheimer-Rath und Director des Hofgerichts. 1794 forderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe seinen Abschied, weil ein Gesetz, welches er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er sich 1796 nach Eutin. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zu ihrem Syndicus, wo er sich aufs neue als einen vielfach thätigen und nützlichen Geschäftsmann zeigte, aber schon 1799 im 61sten Jahre seines Alters starb. Schlosser war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte. Er sammelte die wohlthätigen Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und praktischen Philosophie überhaupt und spendete sie mit einer glänzenden Beredsamkeit aus. Man mußte seine Talente bewundern, sein wohlwollendes Herz lieben, seine weltbürgerliche Gesinnung, seine Freimüthigkeit und den edeln männlichen Ton seines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewissen Hange zur Paradoxie freisprechen kann. Vor eigentlichem Mysticismus bewahrte ihn sein heller Verstand, so nahe ihn auch seine Ansichten über die Grundsätze des Glaubens und Wissens und der Umgang mit seinen Freunden Matthias Claudius, F. H. Jacobi und dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg dazu führten. Da er gewohnt war, alles auf praktische Wirksamkeit, auf das Thun, zurückzuführen, und da sein phantasiereiches Philosophiren nicht für trockene, abgezogene Grübeleien gemacht war; so gereichte ihm Kants kritische Philosophie mit ihren tiefsinnigen Untersuchungen zum Ärgerniß, und er schrieb mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen, die ihn als Kenner verdächtig machte, und des praktischen Weisen nicht würdig war. Sein Seuthes, oder der Monarch, und seine Schriften über die preußische Gesetzgebung, so wie über andere Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts, zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und studirte die Alten fleißig, und hat den Longin vom Erhabenen und mehreres aus dem Äschylus, Plato, Aristoteles, Thucydides u. s. w. übersetzt. Auch hier waren es vorzüglich praktische Beziehungen auf Moral oder Politik, die er aufsuchte und hervorhob. Außer seinen zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufsätze und Übersetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schlossers kleine Schriften, 6 Theile, 8. Basel 1780—1787 herausgekommen sind. Seine Übersetzung des Longin vom Erhabenen erschien mit einem Anhange und mit Bemerkungen zuerst zu Leipzig 1781, 8.

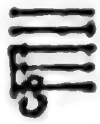
Schlözer (Aug. Ludw. von), einer unserer gründlichsten und umfassendsten Geschichtsforscher, war 1737 zu Jagstadt an der Jaxt im Hohenlohe-Kirchbergischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor diesen früh, ward bei Verwandten erzogen und ging, mit guten Vorkenntnissen in der lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen und französischen Sprache ausgerüstet, 1751 nach Wittenberg, um dort nach dem Willen seiner Verwandten Theologie zu studiren. Hier ergriff ihn der Wunsch, den er fast sein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt und dennoch nicht erreicht hat, den Orient zu bereisen, und veranlaßte ihn zum eifrigen und gründlichen Studium der orientalischen Sprachen. Nachdem er zu Wittenberg über eine Abhandlung de vita Dei 1754 öffentlich disputirt hatte, ging er nach Göttingen, wo zwei Jahre hindurch gleichfalls Theologie, vorzüglich biblische Philologie, sein Hauptstudium blieb. Ein

vortheilhaft scheinender Vorschlag führte ihn als Hauslehrer nach Schweden, wo er viertehalb Jahre theils zu Stockholm, theils zu Upsala verlebte, und 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte in schwedischer Sprache herausgab. Aber stets seinen Reiseplan im Auge behaltend, kehrte er 1759 nach Göttingen zurück. Neben den orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, in der er bald selbst Unterricht ertheilen konnte, legte er sich mit allem Eifer, vorzüglich unter der Anweisung des bekannten Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter nachher seine Gattin ward, auf die Medicin, die er für nothwendig zum Gelingen seines Plans hielt, und schon wollte er darin promoviren, schon hatte er einige hundert Ducaten Reisegeld erspart, als ein Antrag aus Rußland seinen ganzen Lebensplan störte. Der berühmte russische Reichshistoriograph Müller ließ ihm den Vorschlag machen, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in seine Dienste zu treten, mit der Aussicht auf eine künftige Anstellung bei der petersburger Akademie. Schlözer, in der Hoffnung, seinen Reiseplan dadurch zu fördern, nahm den Antrag an und begab sich 1761 nach Petersburg. Die Abenteuer seiner Reise und seines dortigen Aufenthalts hat er selbst sehr anziehend in dem ersten Bruchstück seiner Selbstbiographie beschrieben. Sein erstes Geschäft in Rußland war die Erlernung der Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altrussischen Jahrbücher ging. Allein eben dadurch reizte er Müllers Eifersucht, der überdies weder für seinen Reiseplan, noch für seine Anstellung großen Eifer zeigte. Schlözer, der seine Aussichten so unangenehm gestört sah, fuhr indeß fort, die mittlere russische Geschichte aus den Chroniken und sonstigen Nationalschriftstellern zu bearbeiten, ward 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Rasumowskyschen Erziehungsanstalt und trennte sich von Müller, der jetzt sein entschiedener Gegner ward. — In dieser Lage war ihm 1764 die Ernennung als Professor zu Göttingen, wenn gleich für jetzt noch ohne Gehalt, die er auf Michaelis Betrieb erhielt, sehr willkommen. Allein Müller wirkte ihm entgegen, und brachte es dahin, daß der Senat förmlich befahl, Schlözers Abreise aus dem Reiche aufzuhalten und ihm seine historischen Sammlungen abzufordern. Das letztere geschah zwar nicht, indessen mußte er doch bleiben. Nach manchen Verhandlungen bewilligte ihm endlich die Regierung 1765 seine früher gemachten Forderungen und ernannte ihn zum Professor bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt, wobei alte russische Geschichte ihm zur Hauptbeschäftigung angewiesen ward. Auch bekam er dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland, die er sogleich antrat. Nach seiner Rückkehr blieb er noch zwei Jahre in Petersburg, dann kehrte er 1767 aufs neue mit Urlaub nach Göttingen zurück, wo er zum ordentlichen Professor der Politik ernannt wurde. — Mit dieser Anstellung beginnt eigentlich seine glänzende gemeinnützige Thätigkeit, die sich rastlos über einen weiten Wirkungskreis verbreitete. Als die vorzüglichste Ausbeute seiner historischen Forschungen verdienen seine allgemeine nordische Geschichte (zuerst im J. 1772) und sein Nestor (1802—1809) genannt zu werden. Mit nicht minderm Eifer bearbeitete er die Statistik. Wiewohl er darin nur zu große Vorliebe für das Tabellenwesen zeigte, so gebührt ihm doch der Ruhm, zuerst ihren Begriff und Umfang genauer bestimmt und eine vollständige Theorie derselben entworfen zu haben. Nächstdem verdankte ihm die Universalgeschichte neues Licht und Leben; dies beweisen sein Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange (1792), so wie eine Vor-

bereitung zur Weltgeschichte für Kinder. Noch nicht zufrieden mit diesen Leistungen, umfaßte sein Streben die gesammte Staatswissenschaft, die er nach ihren verschiedenen Haupttheilen in kurzen Abrissen auszuarbeiten sich vornahm; leider erschienen davon nur zwei Hefte. Einen besondern Einfluß auf Deutschland erhielt er zu seiner Zeit als politischer Schriftsteller durch seinen Briefwechsel (1776 — 82) und seine Staatsanzeigen (1782 — 93), deren Hauptzweck war, ohne Furcht und Scheu Mißbräuche und Mängel zu rügen. Als akademischer Lehrer hat er sich ebenfalls bleibende Verdienste erworben. Er hielt mit großem Beifall und vor einem zahlreichen Auditorium, hauptsächlich über allgemeine Weltgeschichte und Statistik, über europäische Staatengeschichte, allgemeines Staatsrecht, Politik und nordische Geschichte Vorträge; auch las er ein Reise- und ein Zeitungscollegium. Nachdem er sich mit seinem 70sten Jahre von allen Geschäften zurückgezogen hatte, verlebte er die letzten fünf Jahre nicht ohne tiefen Kummer über die traurige Lage, in der er sein Vaterland sehen mußte, und starb 1809 als Geheimer-Justizrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, auch seit 1804 vom Kaiser Alexander geadelt und mit dem Wladimirorden vierter Classe beschenkt. — Auch seine Tochter, **Dorothea**, verehel. **Rodde** zu Lübeck, verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntnisse eines Gelehrten mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts zu vereinen, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, z. B. die russische Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück. Eine ausführlichere Biographie beider steht in den Zeitgenossen, Heft XIV.

Schluß, f. **Syllogismus**.

Schlüssel, Musik- oder Notenschlüssel. — Weil man sich in der neuern Musik eines größern Umfangs der Töne bedient als in der alten, und weil dieser Umfang der bei uns gebräuchlichen Töne nicht mit einem Liniensysteme von fünf Linien vorgestellt werden konnte, ohne die Noten bis zur Verwirrung des Auges mit Nebenlinien zu überhäufen; so hat man in der Tonschrift ein Mittel erfunden, auf nicht mehr als fünf Linien den Umfang der Töne jeder Stimme und jedes Instruments mit Bequemlichkeit darstellen zu können. Dieses besteht in der Verschiedenheit der Schlüssel, vermittelst welcher man den auf dem Liniensysteme dargestellten Noten die Bezeichnung einer höhern oder tiefern Region verschaffen kann. — Man bedient sich drei verschiedener Arten dieser Schlüssel, nämlich erstens des F-Schlüssels, wodurch nur die tiefere Hälfte der Töne unseres Tonsystems dargestellt wird, und den man daher auch den Baßschlüssel oder das Baßzeichen nennt. Seine Form ist 𝄢 und er zeigt an, daß auf der Linie, auf welche er gesetzt wird, das kleine f steht, und daß von dieser Stelle die Stellen der übrigen Töne gezählt werden müssen. Er kommt jetzt nur noch auf der zweiten Linie von oben vor. Der zweite, oder G-Schlüssel, dient für die höhere Hälfte der Töne, und heißt auch Violinschlüssel. Seine Form ist 𝄞 Er zeigt an, daß auf der Linie, wo er steht, das eingestrichene g ist, und kommt jetzt nur auf der zweiten Linie von unten vor. Der dritte Schlüssel ist

der C-Schlüssel:  Er zeigt an, daß auf der Linie, auf welcher er steht, das eingestrichene C ist. Man braucht ihn jetzt hauptsächlich in der Tonschrift für die Discant-, Alt- und Tenorstimme. Für den Discant setzt man ihn auf die unterste Linie und nennt ihn dann Discantschlüssel; für den Alt wird er auf die mittlere Linie gesetzt, und heißt Altschlüssel, und für den Tenor auf die zweite von oben und heißt Tenorschlüssel. Beim Discant bezeichnet daher eine Note auf der ersten, beim Alt eine auf der dritten, und beim Tenor eine auf der vierten Linie dasselbe eingestrichene C.

Schlußfall, s. Cadenz.

Schlußsatz, s. Finale

Schmacke, ein mittleres Kauffahrteischiff. Es ist unten platt und vorn und hinten sehr voll gebaut, und hat an den Seiten Schwerter (d. i. stark mit Eisen beschlagene Planken, fast in Gestalt einer Schuhsohle, die am Schiffe ungefähr wie die Flossfedern am Fische angebracht sind, um dessen zu vieles Abtreiben und auf die Seite legen zu verhindern). Der erste Mast ist ein Gabelmast (der einen nach hinten zu laufenden Stock [Gabelbaum] hat, an welchem das Segel befestigt ist); der Besanmast (hintere) ist viel kleiner und steht ganz hinten auf dem Heck. Die Schmacke hat außer der Cajütte noch auf dem Verdeck einen zur Küche u. s. w. dienenden Roof. Das Takelwerk hat mit dem der Kufen und Galioten Ähnlichkeit. In Holland, auf der Elbe und auf der Weser sind sie vorzüglich gebräuchlich.

Schmähschrift, s. Pasquill. Einige unterscheiden Schmähschrift und Pasquill, und nennen Schmähschrift eine von ihrem ungenannten Verfasser verbreitete Schrift, welche die Anschuldigung eines Verbrechens, Pasquill hingegen eine solche Schrift, welche Beleidigungen jeder andern Art enthält. Campe definirt Schmähschrift vielleicht am richtigsten mit einer Schrift, worin jemand ehrenrühriger Dinge mit Unwahrheit und Bosheit beschuldigt wird.

Schmalkaldischer Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen und 11 Reichsstädten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen Kaiser Carl V. und die catholischen Stände, zu Schmalkalden im Hennebergschen, vorläufig auf 6 Jahre, geschlossen und auf den Conventen zu Frankfurt, im Julius und December desselben Jahres, mit der Bestimmung bestätigt wurde, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der seichte nürnberger Religionsfriede (s. Religionsfriede) seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden, und unter dem Namen der schmalkaldischen Artikel bekannt sind. Ihre erste Bestimmung, auf dem vom Papste angekündigten Concilio in Mantua zur Darstellung des evangelischen Glaubens zu dienen, konnten sie zwar nicht erreichen, da

dieses Concilium nicht zu Stande kam, doch sind sie als völlig übereinstimmend mit der augsburgischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch Lutherischen Kirche aufgenommen worden, und durch ihren derben Ton in Bestreitung der papistischen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rücksichtslosen Heftigkeit, von welcher Luther und seine Partei damals beseelt war. Seit dieser Zeit nahm der schmalkaldische Bund immer mehr eine feindliche Stellung gegen die Catholischen an. Die volle Hälfte der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite; ganz Sachsen, da das Meißnische nach Georgs Tode an den gut Lutherischen Herzog Heinrich von Freiberg fiel, Hessen, Würtemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltischen und mansfeldischen Lande in Vereinigung mit den oberdeutschen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, westfälischen und niedersächsischen Städten, die fast alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschloßne heilige Ligue der catholischen Fürsten, noch der durch die Türken und wiederholte Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goslar und Braunschweig, durch Vertreibung Herzog Heinrichs d. j. von Braunschweig (welcher das eifrigste Mitglied der Ligue war), und durch völlige Besitznahme seiner Lande wagten, vor der Hand ungestraft, der König wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten und diese würden gerade jetzt durch einen offenen, gemeinsamen Angriff des Kaisers alles erlangt haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen selbst, die Verlegenheit Philipps, wegen seiner Doppelehe, und Johann Friedrichs grillenhafter Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie sahen der Unentschlossenheit und Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlaßnen Kurfürsten von Cöln unthätig zu; sie lehnten aus fürstlichem Stolz den Beitritt tapferer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab; sie setzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeschobene Unterstützung des Königs von Frankreich, der freilich weit entfernt, den Protestantismus beschützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiser zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römischen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieser selbst ihr ärgster Feind zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg endlich im Julius 1546 von dem Heere der oberländischen Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um dem aus Italien heranrückenden kaiserlichen Heere den Paß zu versperren. Doch die traurige Eifersucht des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20sten Jul. gegen beide Bundeshäupter erlaßnen kaiserlichen Achtserklärung Moritz von Sachsen die Kurlande als Vollstrecker der Acht in Besitz nahm, wodurch der Kurfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich sein Kurfürstenthum noch im Herbste 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, das ihm schon sämmtliche oberdeutsche

Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlassen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg, den 24sten April 1547, brachte sie beide in des Kaisers Gewalt. Dieser traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den schmalkaldischen Krieg und löste den ohnehin zerstreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfreiheit, für welche die Protestanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Kurfürsten Moritz erreicht, der 1552 den passauer Vertrag zur Folge hatte. Vergl. den Artikel Moritz von Sachsen. E.

Schmalte, oder Smalte, ist eine blaue Farbe, die in verschiedenen Künsten häufig gebraucht wird. Man erhält sie aus calcinirtem Kobalt und Sand, die zusammengeschmelzt *) ein blaues Glas geben, welches wiederum zu einem feinen Pulver zermahlen wird. Man färbt damit Krystall- und Schmelzgläser, bemalt damit das ächte Porzellan, die Fayence und Töpferwaaren. Auch bedienen sich die Maler derselben zu Pastell-, Wasser-, Wachs- und Ölfarben. Da man zum Behufe der Porzellanmalerei eines reinern Kobaltoxydes bedarf, als die Schmalte gewöhnlich enthält; so kann man einen Theil Schmalte mit drei Theilen Kali schmelzen und das Kieselöl in Wasser auflösen, worin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Der erste Gebrauch des Zaffer zu Färbung des Glases fällt in die letzte Hälfte des 15ten Jahrh. Die geringste Sorte gebrauchen die Wäscherinnen als Zusatz zur gewöhnlichen Stärke, um dadurch die Weiße der Wäsche zu erhöhen. Anstalten, wo Schmalte verfertigt wird, heißen Blaufarbenwerke (s. d. Art.).

Schmalz (D. Theod. Ant. Heinr.), königl. preuß. Geh. Rath und Prof. der Rechte auf der berliner Universität, ist geb. zu Hannover 1759, studirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte hier 1786 die juristische Doctorwürde und 1787 eine außerordentliche Professur. 1789 erhielt er einen Ruf nach Königsberg. Als Schriftsteller war er 1783 durch seine Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe aufgetreten. Später zeigte er sich im ganzen Gebiete der Staatswissenschaften, der Staatswirthschaft und der Rechtslehre als ein geist- und kenntnißreicher und sehr fruchtbarer Schriftsteller. Das Verzeichniß aller seiner Schriften ist im Meusel nachzulesen. — Im J. 1815 erregte er durch eine kleine politische Schrift unter dem Titel: „Berichtigung einer Stelle in der Venturinischen Chronik," in der preußischen Monarchie, wie überhaupt in Deutschland, eine große Bewegung, da es schien, als ob Schmalz die Begeisterung des deutschen Volks in den J. 1812 bis 1815 herabsetzen wolle, von der Fortdauer geheimer und gefährlicher Vereine die Rede war und allerhand Same der Zwietracht ausgesäet schien. Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Ludwig Wieland, Fr. Förster, Fr. Rühs, Krug, L. Lüders, und viele andere traten gegen ihn auf, und es wurde dieser Streit mit einer solchen Erbitterung geführt, daß Se. Majestät der König von Preußen endlich befahl, es solle darüber weder für noch gegen weiter etwas gedruckt werden. In diesem Cabinetsschreiben Sr. Maj. wurden zugleich die Verdienste des von ihm früher bestätigt gewese-

*) Diese Mischung wird vor der Schmelzung Zaffer, auch Zaffera oder Saffera genannt.

nen Tugendbundes in den Tagen und Jahren der Gefahr des Vaterlandes anerkannt. — In neuerer Zeit ist Herr Geh. Rath Schmalz als Verfasser einer kleinen Schrift über Ständeversammlungen (Berlin bei Rücker) genannt worden, die ebenfalls mancherlei Gegenschriften und Kritiken veranlaßt hat.

Schmauß (Joh. Jac.), einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, wurde zu Landau im Elsaß 1690 geb., studirte zu Strasburg und Halle, hielt daselbst Vorlesungen und wurde 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath, und 1728 zum Cammerrath ernannt. 1734 ging er als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staatsrechts nach Halle, und 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er 1757 starb. Er las zu Göttingen mit dem größten Beifall über Geschichte und Staatsrecht, und war überhaupt ein geistreicher Kenner und Bearbeiter dieser Wissenschaften, besonders der neuern Geschichte. Er war scharfsinnig und freimüthig, und eröffnete manche neue Ansichten. Aber sein Charakter hätte viele Flecken. Er war ein Tyrann in seinem Hause und von rohen, anstößigen Sitten. Unter Schmaußens Schriften sind zu merken: Corpus Juris publici sacri Romani Imperii academicum. Lips. 1745, vol. II. 8., mit Anmerkungen von Schumann, Ebendaselbst 1774, 8.; Corpus Juris gentium academicum, vol. II. Lips. 1730, 8.; Einleitung zu der Staatswissenschaft, 2 Theile, Leipzig 1742. Durch sein neues System des Rechts der Natur (Göttingen 1753) erregte er Aufmerksamkeit, da er einige neue Ansichten darin aufstellte. Sein neuester Staat von Portugal (zwei Theile, Halle 1714, 8.) verdient gleichsfalls, als eine sehr gute Geschichte dieses Staats voll vortrefflich kritischer Bemerkungen, Achtung.

Schmelzen ist der Übergang eines festen Körpers in den tropfbaren Zustand. Dieser Übergang wird durch Wärme oder Hitze bewirkt. Nur der Wärmestoff scheint den Zustand der Flüssigkeit bewirken zu können, indem er sich vermöge einer chemischen Verwandtschaft mit den Theilen eines festen Körpers verbindet, und den Zusammenhang derselben, welcher den Zustand der Festigkeit ausmacht, aufhebt. Nach angestellten Versuchen wollte Blei in Wasserstoffgas nicht schmelzen, dagegen es augenblicklich schmolz, als man atmosphärische Luft hinzuließ; darf man diesen Versuchen trauen, so beweisen sie, daß zum Schmelzen noch etwas anderes als Wärmestoff erforderlich ist. Nicht alle Körper sind schmelzbar. Einige verändern ihren Zustand in den höchsten Wärmegraden nicht, andere verflüchtigen sich endlich, ohne zu schmelzen, mit oder ohne Zurücklassung eines Rückstandes, den man Kohle nennt. Die wirklich schmelzbaren Körper erfordern, um in Fluß zu kommen, einen sehr verschiedenen Wärmegrad. Ist dieser noch nicht erreicht, so dehnen sie sich zwar ihrem Umfange nach aus, allein sie bleiben immer noch mehr oder weniger fest. Wird er überschritten, so reißt die ausdehnende Kraft die geschmolzenen Theile in Dampfgestalt mit sich fort. Man pflegt nach den Graden, welche sie zum Schmelzen erfordern, leichtflüssige und strengflüssige Körper zu unterscheiden, wiewohl die Eintheilung, die auf einem relativen Grunde beruht, viel Willkürliches und Unbestimmtes hat; denn so leichtflüssig auch Blei, und so schwerflüssig auch Eisen dagegen ist, so ist doch jenes gegen Butter schwerflüssig, und dieses gegen Platina noch leichtflüssig. In vielen Fällen wird die Strengflüssigkeit durch Verbindung mit andern Materien vermin-

dert. Kupfer mit Zink vermischt fließt leichter als für sich; reine Thonerde fließt in der stärksten Hitze nicht, wohl aber in Verbindung mit dem Kalk. Verschiedene Stoffe sind bei dem gewöhnlichen Wärmegrad flüssig, als Wasser, Milch, Wein, ätherische Öle, Quecksilber. Letzteres ist unter allen bekannten Stoffen bekanntlich derjenige, welcher zu seiner Flüssigkeit des geringsten Wärmegrades bedarf. Die Art und Weise, wie der Zustand der Flüssigkeit eintritt, so wie die Nebenumstände, sind auch bei verschiedenen Körpern verschieden. Einige zerfließen nach und nach, wie das Eis, andere erweichen immer mehr und mehr, und kommen endlich in Fluß, wie Butter, Wachs, Eisen, noch andere zerfließen plötzlich, ohne vorher weicher geworden zu sein, wie Blei und Zinn; einige verändern dabei die Farbe, andere nicht.

Schmelzmalerei, s. **Email**.

Schmergel ist eine Steinart, die zum Granatgeschlechte gehört und ehemals bei Schneeberg in Sachsen in verhärtetem Talke (Agalmathollit) vorkam. Er ist blauschwarz und sehr hart, weshalb er zum Steinschneiden und Poliren sehr gesucht wird. Ihm ähnlich ist der Folith vom Cap de Gades in Spanien. Sonst werden auch Granaten, Pyrenäit, Eisenkiesel für Schmergel zum Steinschneiden verkauft.

Schmerz nennt man jede hervorstechende widrige Erregung des Gefühls. Eigentlich gilt dies nur von körperlichen Gefühlen, uneigentlich bezieht man aber das Wort auch auf unangenehme innere Empfindungen. Unter dem Gefühle ist aber hier nicht der besondere Sinn, den wir auch Gefühl nennen, zu verstehen, sondern das allgemeine Gefühl, welches wir, insofern es den ganzen, innern sowohl als äußern, Organismus umfaßt, physiologisch Gemeingefühl nennen. (S. d. Art. **Gemeingefühl**.) Dieses, auf welches unser Selbstgefühl in körperlichem Betracht sich gründet, wird durch das, den ganzen Körper durchdringende Nervensystem der Reproduction vermittelt. Durch dasselbe erhält die Seele das Gefühl ihres Körpers, als ihres eigenen. Das Gefühl, als Sinn des Getastes, selbst entwickelt sich erst vollkommen in den Fingerspitzen, und einigermaßen auch in den Fußzehenspitzen. Die Sinne aber sind nicht der Sitz des Schmerzes; sie werden nur von gewissen Gegenständen angenehm oder unangenehm angegriffen, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geschmack z. B. ist noch kein Schmerz, eben so wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer schlechten Musik u. s. f. Allein das Sinnesorgan selbst, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an, und ist insofern auch mit Nerven des Gemeingefühls versehen, folglich auch durch dieses selbst des Schmerzes fähig, aber nicht als Sinnorgan, sondern überhaupt als Theil des Organismus. Das Gemeingefühl wird im gesunden Zustande gar nicht erregt, sondern die Gesundheit des Organismus offenbart sich der Seele alsdann, wenn diese ihre Aufmerksamkeit auf ihren eigenen Körper richtet, eben durch diese genußreiche Stille als Wohlbefinden, wie das ruhige Meer durch den Wasserspiegel seine Klarheit durchschauen läßt. Das reproductive Nervensystem des Organismus, welches die Ausbildung und Erhaltung desselben beherrscht, enthält, als der irdische Leib, die lebendige Idee des Organismus, und das Ziel seiner Thätigkeit ist erreicht, wenn dieser, sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen harmonisch besteht. Geht diese harmonische Thätigkeit des Nervensystems ohne Störung fort, so geht auch das Leben der Idee in

sich klar und ungetrübt fort. Es ist folglich kein Grund vorhanden, daß es eine andere Hemmung erfahren sollte, da das Ziel seiner Thätigkeit in ihm selbst liegt, und es ganz eins mit dem ihm angehörigen Organ ist, indem ja dieses selbst nichts anders als die leiblich geoffenbarte, dem Nerven inwohnende Idee ist. Folglich kann das Gemeingefühl kein Object haben; weil dieses (wie bei den Sinnen) etwas ihm Entgegengesetztes, ihm Fremdes sein müßte, was aber das den Nerven umgebende Organ nicht sein kann, da es mit ihm eins ist. Diese Klarheit des Selbstgefühls ist daher ein nothwendiger Begleiter der Gesundheit, und das eigentliche behagliche Gefühl des Wohlbefindens. — Jede gesetzwidrige Hemmung der Thätigkeit des Nerven und seines Organs veranlaßt nun eine Trübung dieses Selbstgefühls, offenbart sich als Übelbefinden, und wenn die Einwirkung heftig ist, als Schmerz. Jede Krankheit äußert sich daher durch unangenehme Gefühle, so wie jeder Theil des Organismus, welchen man hervorstechend fühlt, krank ist. Der körperliche Schmerz entsteht demnach von einer heftigen und beschränkenden Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls. Eine solche Einwirkung kann theils von außen herkommen, von mechanischen Ursachen, von Verletzung des Zusammenhangs durch Stich, Schnitt, heftigen Stoß oder Druck, von chemischer Einwirkung zerstörender Substanzen, z. B. ätzender Mittel, oder von organisch einwirkenden, die Thätigkeit eines Theils in seiner Ordnung störenden Dingen; theils aber kann der Schmerz von innen selbst erzeugt werden durch widrige Aufregung des Gemeingefühls mittelst gesetzwidriger Erhebung eines Organs in dem Körper vor dem andern, wodurch die Harmonie aufgehoben worden, und ein Theil des Nerven in seiner Thätigkeit eine Störung und Hemmung erfahren muß. So z. B. erregt jede Entzündung im Innern um so mehr Schmerz, je reichlicher der entzündete Theil mit Nerven versehen ist, daher ist auch jedes Fieber mit schmerzhaften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl ist, auf desto wichtigere Störungen der Gesundheit ist zu schließen. — Der körperliche Schmerz kann in seinen Folgen nachtheilig, aber auch wohlthätig sein. Das erstere ist er durch seine niederschlagende Einwirkung auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig ist, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervensystems, welche zuweilen durch starken und anhaltenden Schmerz so heftig werden können, daß blos hiervon der Tod erfolgt. Wohlthätige Folgen kann der Schmerz haben, indem er die Seele aufmerksamer auf das Leiden ihres Körpers macht, als es ohne ihn geschehen würde, und daher den Menschen antreibt, sich um Hülfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilsam auf die verirrte Aufmerksamkeit der Seele, wenn das Bewußtsein selbst schlummert oder unterdrückt ist. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß der Schmerz selbst ein Zeichen wiederkehrender Gesundheit ist, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Ursachen davon statt fanden, z. B. bei Lähmung des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit desselben, in Verhärtungen und manchen kalten Geschwülsten. Endlich müssen wir auch noch in Anschlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Übermaß in sinnlichen Genüssen, und als moralisches Zuchtmittel bei manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut schon starke Schläge verlangt, wenn das moralische Selbstgefühl erwachen soll. Jeder zu hoch getriebene Genuß wird

zum Schmerz, weil er als störendes Object für das Gemeingefühl wirkt, und also Schmerz erregt, so wie das Aufhören eines jeden Schmerzes schon an sich als Lust empfunden wird, weil die Störung in den Nervenverrichtungen des Gemeingefühls aufhört, und das Selbstgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt. H.

Schmerzstillende Mittel, s. Anodyna. Hier nur noch Einiges über deren Gebrauch. Die unmittelbaren schmerzstillenden Mittel benehmen durch ihre betäubende Grundlage den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für den Gegenstand des Schmerzes, und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung desselben. Ihr Gebrauch kann nur da statt finden, wo die Ursache des Schmerzes nicht gehoben, oder nicht so schnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit desselben erfordert; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes selbst nachtheiliger wirkt, als seine Ursachen, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günstige Entscheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Ursache des Schmerzes kennt und entfernen kann, sondern hier muß der Arzt solche Mittel anwenden, welche die Ursachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper u. a. m. entfernen.

Schmettau (von). Aus diesem gräflichen Hause sind folgende denkwürdige Männer zu nennen: **Samuel**, Reichsgraf von Schmettau, königl. preuß. Generalfeldmarschall, Grand Maitre d'Artillerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, erster Curator der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. 1684. Er focht zuerst in einem fürstl. anspachischen Regiment, welches in holländischen Diensten stand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochstädt 1704; 1714 trat er in polnische Dienste, wo er bei den dortigen sogenannten Confoderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste leistete, der ihn auch nach der Schlacht bei Kowalewe zum Obersten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht bei Belgrad 1717 trat er in österreichische Dienste, und wurde, nachdem die Türken beruhigt waren, gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er als Generalfeldwachtmeister in der Schlacht bei Villafranca rühmlichst focht, worauf ihm der Oberbefehl bei der Belagerung von Messina anvertraut wurde (1720). 1731 ging er auf kaiserlichen Befehl nach Genua, um die dortigen Aufrührer zu beruhigen. Auch dies gelang ihm, und nun zog er 1733 als Generalfeldmarschall-Lieutenant unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig-Bevern gegen die eindringenden Franzosen nach dem Rhein. 1737 zog er wiederum gegen die Türken mit gleichem Waffenruhme, wie früher. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Übergabe und Schleifung Belgrads gehabt, ist er völlig freigesprochen. 1741 ward er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Österreich und Preußen berief ihn Friedrich II., als preußischen Vasallen, zurück; er folgte gern, da in Wien seine Neider ihm viel Verdruß machten. Da er nicht wünschte, gegen Österreich zu fechten, so brauchte ihn Friedrich mehr als Gesandten, zuerst nach München, dann an Kaiser Carl VII. und an den König von Frankreich. Er starb zu Berlin 1751, im 68sten Jahre. Er hat in 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen mitgefochten. — **Carl Christoph**, Reichsgraf von Schmettau, königl. preuß. Generallieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens, geb. 1696, war ein Bruder des erstgenannten, auch zuerst in österreichischen, dann während des 7jährigen

Kriegs in preußischen Diensten, in der Kriegsgeschichte genannt wegen seiner tapfern Vertheidigung Dresdens 1759.

Schmetterlinge oder Zweifalter sind geflügelte Insecten (s. d. Art.), welche die dritte Ordnung dieser Classe von Thieren einnehmen; sie charakterisiren sich durch vier bestaubte Flügel und eine spiralförmige Zunge. Der Staub ihrer Flügel besteht aus einer Menge kleiner Schuppen; ihre Nahrung im Safte der Blumen, obgleich auch mehrere nichts zu genießen scheinen. Um ihre Art fortzupflanzen, und ihre vollständige Ausbildung zu erhalten, durchlaufen sie mehrere unvollkommene Zustände. Das Weibchen legt Eier, aus welchen Larven (Raupen) mit nicht weniger als 8, aber nicht mehr als 16 Füßen kriechen, die sehr gefräßig sind, sich einigemale häuten, und in den Zustand der Puppen übergehen, wo sie mehrere Zeit ohne Nahrung fast leblos verweilen, und unterdessen sich zum vollkommnen Insect, das mit Geschlechtsunterschied versehen ist, entwickeln. Während des Puppenzustandes erzeugt sich in ihnen rothes Blut, was zur vollkommenen Ausbildung des Schmetterlings nothwendig und stets im Überflusse vorhanden ist. Das nicht verbrauchte entläßt der ausgekrochene Zweifalter tropfenweis, wo es denn oft für Blutregen gehalten wird. Man findet Zweifalter, die des Tages umherschwärmen, und beim Sitzen ihre Flügel in die Höhe halten, sie werden Tagevögel (Papilio) genannt; andere haben einen dickern und rauhern Körper, ein Theil davon schwärmt in der Dämmerung; sie heißen Dämmerungsvögel (Sphinx); ein anderer, die Nachtvögel (Phalaena) sind in der Nacht am geschäftigsten. Die Raupen der Tagevögel haben alle 16 Füße; sie verpuppen sich ohne Gespinnst; ihre Puppen sind gewöhnlich goldfarbig (Chrysaliden), hängen sich an dem Hintertheile auf, und kommen in drei Wochen aus. Zu diesen Vögeln gehören diejenigen Weißlinge, deren Raupen unsern Obst- und Küchengewächsen oft großen Schaden zufügen. Die Dämmerungsvögel haben Raupen, die mit dem Oberleibe gewöhnlich aufrecht sitzen (daher der Name Sphinx) und sich unter der Erde ohne Gespinnst verpuppen. Die Vögel selbst schwirren beim Fliegen, weshalb sie Schwärmer heißen, fliegen sehr schnell, und legen beim Stillsitzen die Flügel dicht an den Leib. Die Wolfsmilchraupe, Lindenraupe, die des Todtenkopfes, sind die bekanntesten dieses Geschlechts. Das Geschlecht der Nachtvögel ist an Arten weit zahlreicher, als die beiden vorigen, und ihre Raupen sind weit schädlicher. Beide, Vögel und Raupen, sind des Nachts sehr munter, diese verkriechen sich oft am Tage in die Erde, und gehen erst des Nachts auf Nahrung aus. Sie verpuppen sich alle, die Federmotte ausgenommen, in seidenartiges Gespinnst. Von mehreren Arten, vorzüglich von der Seidenraupe (Phal. bombyx mory) sammelt man dieses Gespinnst und verarbeitet es als Seide (s. d. Art.). Außerdem gibt die Raupe des Atlasvogels, der 8 Zoll breit ist, in China wilde Seide, die spinnewebenartig in die Citronenbäume gesponnen ist, und da gesammelt wird. Auch liefert die Phal. noctua serici in Japan eine sehr leichte Seide, so daß zehn lange Frauenkleider, die davon gewebt sind, nur ein Pfund wiegen. Zu den schädlichen Raupen dieser Vögel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtenraupe, die Processionsraupe u. a. F.

Schmidt (Michael Ignaz), einer der verdienstvollsten Geschichtschreiber Deutschlands, wurde 1736 zu Arnstein, einer Stadt im vormaligen Hochstift Würzburg, geboren. Den ersten Unterricht

erhielt er in seiner Vaterstadt, und nach dem 1749 erfolgten Tode seines Vaters auf dem Gymnasium zu Würzburg. Er wählte den Stand eines Weltgeistlichen, und trat deshalb in das bischöfliche Seminarium, wo er, außer der Theologie, sich besonders mit Geschichte, und nächstdem mit dem Studium der Philosophie und der französischen Sprache beschäftigte. Nach 5jährigem Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Priester, und als Caplan zu Haßfurt angestellt; bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Rothenhan, einem Manne von vielen Kenntnissen und hohem Geiste. Schmidt lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und bildete sich durch den Umgang mit mehreren angesehenen und geistvollen Männern. Im 7jährigen Kriege begab sich Rothenhan nach Schwaben auf seine Güter nahe bei Stuttgart, und nahm seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geistliche Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab seinem Geiste einen hohen Schwung und eine freiere unbefangenere Ansicht des Lebens. 1771 ward er zum Bibliothekar der Universität in Würzburg ernannt. Bald darauf ward er auch Mitglied der vom Fürstbischofe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, darauf Beisitzer der theologischen Facultät, und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der geistlichen Regierung. Nun war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherrn möglichst unterstützt wurde. Schon 1769 hatte er indessen durch seine schätzbare Schrift: Über die Methode zu katechisiren (Methodus tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi etc. Bambergae et Wirzeburgi 1769, 8.), auf die Reformation vorbereitet. Zur nämlichen Zeit stiftete der Fürstbischof mit Schmidts Zuziehung und Beihülfe ein Seminarium für Landschullehrer; eins der ersten in Deutschland, das selbst bei den Protestanten großen Beifall fand. 1772 erschien seine Geschichte des Selbstgefühls (Frankfurt und Leipzig, der eigentliche Verlagsort war aber Würzburg); ein Werk, welches dem philosophischen Beobachtungsgeiste seines Verfassers viel Ehre machte. Auf die Empfehlung Carls von Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe seiner Geschichte der Deutschen, welcher er sein ganzes übriges Leben widmete. Diesem Werke verdankte er seinen Ruf zum Custos der kaiserlichen Bibliothek, welchen er aber ablehnen mußte. Indessen reiste er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Hier ließ die Kaiserin ihm ihren Antrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen: und da er denselben, ohne weiter auf den Fürstbischof zu achten, annahm, so ward er als wirklicher kaiserl. Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs angestellt. Der Kaiser Joseph kannte Schmidts Werth, und benutzte seine Talente auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organisirten Censurcollegiums und zum Lehrer in der Geschichte für seinen Neffen und künftigen Thronfolger, den jetzigen Kaiser Franz von Österreich, ernannte. Nachdem er 14 Jahre in Wien gelebt hatte, starb er 1794 im 58sten Jahre seines Alters. — Er war der erste, welcher eine Geschichte der deutschen Nation schrieb, denn seine Vorgänger bearbeiteten nur

deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte. Seine Hauptabsicht war, zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine Staats- und Kirchenverfassung erhalten habe; kurz, wie es das geworden sei, was es wirklich ist. Und so war die Bildungsgeschichte der Nation sein vornehmster Gegenstand. So weit er diesen durch seinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, geschah es mit Wahl, Ordnung, Geschmack und philosophischem Scharfsinn. Indessen ist er bei der Erzählung der großen Kirchenverbesserung des 16ten Jahrh. nicht immer treu und unparteiisch. Auch ist seine Schreibart und Sprache nicht durchaus musterhaft. Seine Geschichte kam heraus unter nachstehenden Titeln: M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. 1ster bis 5ter Theil (auch unter dem Titel: Ältere Geschichte der Deutschen. 1ster bis 5ter Theil), Ulm 1785 bis 1787. 6ter bis 11ter Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen; 1ster bis 6ter Band). Ebendas. 1788 bis 1793, gr. 8. Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Deutschen, aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers fortgesetzt von Joseph Milbiller. 12ter bis 22ster Theil (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen, 7ter bis 17ter Bd.) Ebendas. 1797 bis 1808, gr. 8. Auch zu Wien: Ältere Geschichte, 8 Bde., 1783 bis 1793, und Neuere Geschichte, 17 Bde., 1785 bis 1808, gr. 3. — Der Vollständigkeit halber führen wir hier noch an: Joseph Milbillers Geschichte des deutschen Reichs unter Kaiser Franz II.

Schminke ist das bekannte Mittel, wodurch man die Flecke und schlechte Farbe der Haut zu verbessern und ihr ein jugendliches, frisches Ansehen zu geben sucht, und dessen Gebrauch schon in den ältesten Zeiten, bei den Griechen und Römern, ja selbst bei den Hebräern gewöhnlich war. Sie wurde aus sehr verschiedenen, bisweilen im hohen Grade nachtheiligen und gefährlichen Stoffen bereitet. — Die weiße Schminke wird meistens aus Kreide (von Briançon) und Wismuthoxyd bereitet. Aber die Kreide verstopft die Hautporen und hindert die Ausdünstung; das Wismuthoxyd wird schwarz, wenn es mit geschwefeltem Wasserstoffgas in Berührung kommt. Da nun dieses häufig in der Luft vorhanden ist, so bekommen die Frauen, welche sich dieser Schminke bedienen, gewöhnlich einen sehr häßlichen Teint. Darum bereitet man die weiße Schminke auch blos aus Kreide, zu der ein wenig sperma ceti hinzugesetzt wird. — Zur Bereitung der rothen Schminke bedient man sich theils (vorzüglich auf dem Theater) des Zinnobers, der manchmal Speichelfluß und andere Zufälle erregt; theils bereitet man sie aus Saffran; theils wird Carmin vermittelst ein wenig Schleim im Weinessig schwebend erhalten (vinaigre de rouge); oder es wird ein wollenes Läppchen (crépon) so mit der Farbe getränkt, daß es, angefeuchtet, die Haut färbt, die damit gerieben wird. — Folgende Vorschrift möchte zu den unschädlichsten gehören: Man stoße 5 Pfund gut gereinigte süße Mandeln, 1 Loth lignum santali rubri und eben so viel Gewürznelken klein; diese Mischung thue man in ein Geschirr von Fayence, gieße 4 Loth guten weißen Wein und eben so viel Rosenwasser darauf, rühre es täglich um, und nach einer Woche drücke man den Saft vermittelst einer Presse aus. Dieser rothe Saft kann dann gleich gebraucht werden, oder es wird ein wollenes Läppchen damit gefärbt. — Im Allgemeinen aber muß man urtheilen, daß eine jede Schminke der Haut

und ihrer Verrichtung nachtheilig ist. Die erstere wird rauh, trocken, schmutzig; die letztre wird gestört.

Schmutzer (Jacob, oder, mit vollem Namen, Jacob Matthäus), der berühmteste aus einer nicht unberühmten Künstlerfamilie, Sohn von Andreas Schmutzer, geb. 1733 zu Wien, wurde schon im 7ten Jahre zur Waise. Ein reicher Verwandter, Fleischer seines Handwerks, nahm sich des sehr armen Knaben an; er mußte die zur Schlachtbank bestimmten Hammel auf einer Wiese nahe bei der Kunstakademie hüten. Aber einem angeerbten Drange folgend, übergab Schmutzer seine Herde einem mitweidenden Knaben, und besuchte die Zeichensäle, wo sein Fleiß Aufmunterung, aber seine übelriechenden Kleider Anstoß fanden. Da trat Matthäus Donner ein, gab Mittel, daß er auf der wiener Akademie fortstudiren konnte. Seine Fortschritte erwarben ihm bald Gönner, deren entscheidender Einfluß ihn der Kupferstecherkunst bestimmte, obgleich seine Versuche im Malen, um des Brots willen, wenigstens Phantasie, wenn auch im übrigen ein rohes Talent verriethen. Nach mancherlei Übungen außerhalb seiner Sphäre, durch die Noth veranlaßt, erlangte er durch Wohlwollende und eine Heirath (1753) so viel, daß er sich der Kupferstecherkunst ausschließlich widmen konnte und namentlich war es der Gen. Baron von Kettler, der ihn beinahe zwang, bei seinen Arbeiten dem Ätzwasser und der Nadel zu entsagen und nur das Grabeisen zu gebrauchen. Er hat in dieser schwierigen Art vortreffliches geleistet. Sein Talent hatte ihm die Gunst des Fürsten Kaunitz erworben, der ihm die Möglichkeit verschaffte, in einer sorgenfreien, gesicherten Lage 1762 eine Reise nach Paris zu machen. Unter Wille that er sich bald hervor. Er war der Beste in dem Kreise, der sich um Wille gebildet hatte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, le gouté flamand nach Terbourg, der Geschirrflicker nach Kraus, und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, nach Greuze, erwarben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. 1766 kehrte er nach Wien zurück, ward Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstechkunst. 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen. Der Einfluß auf Hebung der inländischen Industrie durch gefällige Muster muß dankbar erwähnt werden. Bei der nachmaligen Veränderung in der innern Einrichtung behielt er aber stets die oberste Leitung der Kupferstecherschule bei. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich vor allen seine Arbeiten nach Rubens aus, dessen Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Wenige möchten so berufen gewesen sein, sich an diesen schwierigen Meister zu wagen. Gerade diese sich hervorhebende Anordnung, die Mannichfaltigkeit der kühnsten Stellungen und die kräftigen Gegensätze von Licht und Schatten wußte Schmutzer mit überraschender Geschicklichkeit wiederzugeben. Sein Mucius Scävola 1775 und sein heil. Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt (nach Gemälden der fürstl. Kaunitzischen und der Gallerie des Belvedere), die Geburt der Venus 1790 und Neptun und Thetis 1792 (aus der gräfl. Schönbornschen Sammlung) sind hiervon die vollgültigsten Beweise. Doch eben so bewunderungswerth hat er sich in zwei großen Blättern gezeigt, einer Jagd von Luchsen auf Steinböcke (nach Ruthart) aus der Gallerie Lichtenstein 1804, und in einem andern, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben (nach Sneyder, Besitz des Hrn. von Birkenstock). Der Grabstichel ist hier mit unglaublicher Meisterschaft geführt und das Metallische, welches man in

andern Blättern bemerkt, sehr glücklich vermieden. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz, namentlich das en medaillon nach einem Bronzerelief von Hagenauer u. a. m. werden sehr geschätzt und gehören zu den Prachtstücken jeder Sammlung. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. s. w. wieder. Schmutzer starb, wie Bartsch versichert, 1806, ob ihn gleich Meusel im Künstlerlexikon von 1809 noch als lebend aufführt.

Schnecken, s. Schalthiere.

Schnee, ein Erzeugniß gefrorner Wasserdünste. Die durchsichtigen elastischen Wasserdünste werden in der obern Luft durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunstbläschen, welcher Zustand ihrer gänzlichen Niederschlagung als Wasser vorangeht. Haben diese Bläschen durch die Kälte allen Wärmestoff verloren, so schießen sie unter gewissen Umständen in kleine Eisnadeln an, welche sich so lange in der Luft schwebend erhalten, bis die Wolke, zu der sie gehörten, ihre Elektricität verloren hat. Nun fallen sie herab, und setzen sich, wenn sie unterwegs einander nahe kommen, meist unter Winkeln von 60, aber auch von 80 und 120 Graden an. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und des Windes verbinden sich bald mehr, bald weniger Eisnädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocke nennen, und welches bei näherer Untersuchung eine sehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine solche Schneeflocke besteht aus lauter sechseckigen Sternchen von verschiedener Größe und — die sechseckige Figur ausgenommen — von unbeschreiblich mannichfaltiger Bildung und Zusammensetzung. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken, ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Nadeln selbst herab; gegen die Pole hin ist der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen sind die Schneeflocken um so größer, je gelinder das Wetter ist. Wegen seiner großen Lockerheit fällt der Schnee sehr langsam herab, senkt sich auch, wenn er einige Zeit gelegen hat, und gibt im Verhältniß des Raums, welchen er füllt, nur wenig Wasser. Er ist, wie das Wasser und Eis, der Verdünstung unterworfen, besonders sobald heftige, wenn gleich kalte, Winde wehen. Die Polargegenden sind das rechte Vaterland des Schnees. Um die Pole selbst schneit es fast unaufhörlich, selbst im Sommer, und die Schneemassen sammeln sich dort zu ungeheuern Höhen an. Ungefähr 140 bis 150 Meilen diesseits des Nordpols schneit es, wenigstens in manchen Gegenden, in den Monaten Julius und August nicht. Je mehr man sich der Linie zuwendet, desto kürzer ist die Schneezeit. In Norddeutschland kann man in der Regel annehmen, daß es in den Monaten Mai, Junius, Julius, August und September nicht schneit; in Süddeutschland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger Schnee; in Oberitalien ist er nicht selten, doch bleibt er selten so lange liegen, daß Schlittenbahn würde. Im Königreich Neapel fällt in den Ebenen fast gar kein Schnee, und er thaut gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreise hin, auf Malta und in Nordafrika kennt man den Schnee nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenseit des südlichen Wendekreises fängt er schon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher unaufhörliches Schneegestöber als gegen den Nordpol zu. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Ätna, die Schneeberge in Südafrika und selbst die Andes und Cordilleras unter oder am Äquator in Südamerika haben ewigen Schnee. — Der Schnee ist von wohlthä-

tigem Einfluß. Bei dem heftigsten Froste der Polargegenden bleibt er immer 4 Fuß unter der Oberfläche bei der Temperatur des aufthauenden Eises. Man sieht daraus, welche Decke er dem Erdboden mit den darauf befindlichen Pflanzen gewährt, und wie warm selbst die unter dem 6 bis 8 Ellen hohen Schnee begrabenen Hütten der Polarmenschen liegen müssen. Auch bei uns ist der Schnee in kalten Wintern eine unentbehrliche Decke; viele Gewächse gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen schadet er selbst den zartesten Gewächsen nicht, die gar keinen Frost ertragen können. Sie liegen sicher darunter, und einige Pflanzen wachsen und blühen sogar unter dieser Decke. Eben so schützt der Schnee den thierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reisende, von der Kälte erstarrt, welche in den Schnee begraben wurden, lebten wieder auf, da sie an der freien Luft nie erwacht wären. Daher wühlen sich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn sie vor Ermüdung oder der Nacht wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, so tief als möglich in den Schnee ein, und setzen nach einigen Stunden erquickt ihre Reise weiter fort. Sehr nützlich wird der Schnee auf den Gebirgen als Unterhaltungsmittel der Quellen. — Irrig ist es, ihm eine besondere befruchtende Kraft beizulegen; er kann den Pflanzen nur als Feuchtigkeit und als Decke gegen die Kälte nutzen

Schneeberg, wohlgebaute Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, auf einem Berge, unweit der Mulda, aus welcher ein Floßgraben abgeleitet ist, worauf das Holz nach Schneeberg geflößt wird. Sie enthält zwei Kirchen, darunter die Stadtkirche eine der schönsten im Lande ist, 600 Häuser und 4400 Einwohner, welche vom Bergbau, von Verfertigung von Seiden- und Zwirnspitzen, Posamentir- und Drechslerarbeit, von Arzneiwaarenbereitung und Bierbrauerei leben, und Spitzenhandel treiben. Es sind hier der Sitz eines Bergamts, ein Lyceum, mehrere Bürgerschulen, worin zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird, ein Waisenhaus und ein Hospital. Auch ist hier die Hauptniederlage des königl. Blaufarbenwerkes im Dorfe Schlema, welches am Floßgraben in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Drei Viertelstunden von Schneeberg ist der Filzteich, der eine Stunde im Umfange hat, und aus welchem mehrere Berggebäude zur Betreibung ihrer Künste die Aufschlagwasser erhalten. 1783 zerriß das angelaufene Wasser den Damm des Teiches und richtete in zwei nahe liegenden Dörfern einen großen Schaden an, wobei 18 Menschen umkamen. Man hat seit diesem Vorfalle die besten Vorkehrungen getroffen, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen. Gleich neben dem Filzteiche sind Torfstechereien. Schneeberg wurde 1471 erbaut, als man beim hiesigen sehr alten Bergbau neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Die Georgenzeche war vorzüglich reich. Herzog Albrecht speiste den 23sten April 1477 in dieser Grube mit seinen Räthen an einer Stufe gediegenen Silbererzes von 7 Lachtern Breite und 2 Lachtern Höhe, aus welcher 400 Centner Silber geschmolzen wurden. Mit allem Rechte konnte er da freilich sagen: unser Kaiser Friedrich ist reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen so stattlichen Tisch hat. In der Folge hat die Reichhaltigkeit dieser Bergwerke sehr abgenommen, dagegen wurde man nun auf ein anderes Mineral, den Kobalt, aufmerksam. Kobalt und Silber sind jetzt noch die Haupterzeugnisse des hiesigen Bergbaues, zugleich wird auch in der Gegend Wismuth, Blei, Zinn und Eisen gewonnen.

Schneekoppe ist der höchste Berg auf dem schlesischen Riesengebirge, im Fürstenthum Jauer, an der böhmischen Grenze, und der gräfl. Familie von Schafgotsch gehörig. Er erhebt sich 4950 rheinische Fuß über die Meeresfläche. Auf demselben steht eine Capelle, worin jährlich fünfmal catholischer Gottesdienst gehalten wird. — Er ist wohl von dem **Schneekopfe**, der höchsten Spitze (2760, nach andern 2975 Fuß) des thüringer Waldes zu unterscheiden.

Schneider (Eulogius), war Priester, zeigte als Dichter ein herrliches Talent, und ward vom Kurfürsten von Cöln in Bonn als Professor an die dortige Hochschule berufen, und von diesem geistreichen und edlen Fürsten mit Gunst und Güte überhäuft. Die Begebenheiten in dem revolutionirten Frankreich wirkten aber auf seine lebhafte Phantasie so leidenschaftlich ein, daß er sein Vaterland, seine Studien und seinen Wohlthäter verließ, nach Strasburg auswanderte und hier, fortgerissen von dem Wahnsinne jener Zeit, einer der wüthendsten Demagogen wurde und die Nationalfranzosen selbst in ihren Gräueln zu überbieten suchte. An der Spitze eines Revolutionsheers und begleitet von der Guillotine durchzog er von Ort zu Ort die ganze Umgegend von Strasburg. Auf die bloße Aussage seiner Gehülfen wurden Menschen jedes Geschlechts und Alters, jedes Standes, Reiche und Arme von ihm auf das Blutgerüst geschickt. Nachdem Schneider viele Gräuelthaten verübt hatte, ließen ihn die Commissäre des Convents, Saint Just und Lebas, jedoch mehr durch seinen Hochmuth als durch seine Verbrechen wider ihn aufgebracht, den 20sten Dec. 1793 verhaften, und schickten ihn nach Paris, wo er am 1sten April 1794 hingerichtet wurde.

Schneider (Joh. Gottlob). Dieser berühmte Philolog wurde 1752 zu Colm bei Wurzen geboren. Erzogen auf der Landesschule zu Pforta (bei Naumburg) und nachher seine Studien in Leipzig unter Ernesti fortsetzend, ward er hier von einem bemittelten Verwandten in Dresden unterstützt, und durch diesen auch dem damals in Sachsen vielgeltenden geheimen Cammerrath Heineke empfohlen, welchem Schneider auch seinen Erstlingsversuch in der philologischen Schriftstellerei, die von ihm 1770 herausgegebenen Anmerkungen über den Anakreon, zueignete. Bald darauf fing er an, in seinen philologischen Untersuchungen gegen Klotz zu Felde zu ziehen, und endlich sich nach Göttingen begebend, erlangte er daselbst durch die Herausgabe seines Periculum criticum die Gewogenheit Heynes, der ihn dem französischen Kriegsprocurator Brunk, einem gelehrten Manne, empfahl, mit welchem er nun, als dessen Amanuensis, nach Strasburg ging, um dort gemeinschaftlich mit Brunk an der Herausgabe von dessen Analekten zu arbeiten. Drei Jahre lebte er hier, dann erhielt er durch den geheimen Rath von Zedlitz einen Ruf zu der Universität nach Frankfurt a. d. O. als Professor, und dort gab er, mit Brunk noch gemeinschaftlich, die neue Ausgabe des Oppian heraus. Vier und dreißig Jahre wirkte Schneider hier nützlich als Professor der alten Sprachen, weniger jedoch durch Vorträge vom Katheder herab, als vielmehr durch eine Menge kritischer Ausgaben von alten Classikern. Sein Fleiß wandte sich hierbei besonders auf die Edirung solcher Schriftsteller des Alterthums, deren Werke zugleich Aufschluß über die damaligen Kenntnisse der Naturgegenstände gaben, indem er den Glauben hegte, daß hierdurch besonders das Sprachstudium gefördert werde. So entstanden denn nach und nach seine Ausgaben von Älians Compilationen über die Thiergeschichte und von Nikanders

zwei medicinischen Lehrgedichten, mit den griechischen Scholien und der Periphrase des Eutecnius. Seine Historia amphibiorum, deren erste beide Fascikel bereits 1779 erschienen, wurde leider, durch ungünstige Umstände veranlaßt, nicht fortgesetzt. Eben so ausgezeichnet waren seine Verdienste, welche er sich um die Ichthyologie erwarb, bei welchem Studium ihm die Freundschaft des jüdischen Arztes D. Bloch in Berlin viel nützte, der ein merkwürdiges Cabinet dieses Zweiges der Naturgeschichte besaß und es Schneiders Forschungen bereitwillig öffnete. So nach und nach immer tiefer in die Naturhistorie eindringend, gab er endlich, nach 30jähriger emsiger Arbeit und Mühe, die neun übriggebliebenen Bücher des Aristoteles, die Thiergeschichte enthaltend, heraus und widmete dies 1811 in Leipzig in 4 Bänden erschienene Werk dem berühmten Cuvier in Paris. Nebenbei erstreckte Schneider auch seinen Fleiß auf die Untersuchungen über die alte Metallurgie, am verdientesten machte er sich aber durch die Ausarbeitung seines bekannten trefflichen griechischen Wörterbuchs, das bereits drei Auflagen erlebte und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das Studium der griechischen Sprache in neuester Zeit einen neuen und bessern Schwung unter uns erhalten hat. Außer allem diesen besorgte er noch, zum Theil mit Beihülfe seines nachherigen Schwiegersohnes, des Professors Hüllmann (jetzt in Bonn) und Linkes (jetzt Prof. der Botanik in Berlin) die besseren Ausgaben der politischen Schriften des Aristoteles; ferner des Xenophon, Vitruv, Theophrast u. a. Als 1811 die Universität von Frankfurt a. d. O. nach Breslau verlegt wurde, kam auch Schneider mit ihr an diesen Ort, wo er zugleich die Stelle eines Oberbibliothekars erhielt, in welchem Posten er sich sehr glücklich fühlte und vielfach Gutes wirkte. Zehn Jahre lebte Schneider hier, dann nahm ihn der Tod am 12ten Jan. 1822 in einem Alter von 69 Jahren hinweg. Als Mensch war er eben so achtungswerth wie als Gelehrter, und die Liebe zu seinem Vaterlande (Sachsen) erlosch, obschon er dasselbe als 23jähriger Jüngling verließ und nachher nur noch einigemale auf kurzen Reisen dahin wiedersah, nie in seiner Brust. Zu seinen geschätztesten Werken gehören noch die von ihm edirten 6 Bände Scriptores rei rusticae.

Schnepfe (Scolopax). Von diesem größtentheils wegen seines wohlschmeckenden Fleisches beliebten Geschlecht der Sumpfvögel sind bereits über 50 Gattungen bekannt, von denen an 14 noch nicht genau bestimmte Gattungen in Deutschland einheimisch sind. Sie gehören in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach der verschiedenen Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforscher die Schnepfen in folgende drei Familien: 1) mit abwärts gekrümmtem, 2) mit geradem, und 3) mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten sich meistens an der Erde auf, und nur selten sieht man sie auf Bäumen. In den Sümpfen, Morästen und seichten Gewässern waten sie mit Bequemlichkeit umher, und suchen Gewürme, Insectenlarven und Insecten, wovon sie sich nähren; doch fressen sie auch verschiedene Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehen sie meistens im Herbste nach den südlichen. Man ißt von den Schnepfen nicht blos das Fleisch. Das gesammte Eingeweide, nebst dem in den Därmen befindlichen Kothe, wird, unter alleiniger Beseitigung der Galle, und mit starker Würzung versehen, zu einer Art von Brei geklopft, auf Semmelscheiben gestrichen, und in derselben Pfanne, welche bestimmt ist, die von den am Spieße befindlichen Schnepfen herabträufelnde Butter

aufzunehmen, gebraten. Den Feinschmeckern gilt dieses Gericht als ein ganz besonderer Leckerbissen.

Schnepfenthal, bekanntlich eine von Salzmann angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Herzogthums Gotha, am Fuße des thüringer Waldes, eine halbe Stunde von der Stadt Waltershausen. Die Lage ist sehr angenehm, die Institutsgebäude liegen sämmtlich auf einem geräumigen Hügel, welche eine weite Aussicht auf eine mit Dörfern besäete Ebene, nach Gotha hin, beherrscht, von welcher Stadt man das Residenzschloß deutlich liegen sieht (welches — um dies beiläufig zu erwähnen — zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, von diesem Standpuncte aus, beim Untergang der Sonne einen auffallend schönen und wechselnden Anblick gewährt, in welchem die Beschreibung der Feenschlösser realisirt zu sein scheint). Dagegen erfreut sich die hintere Seite der Gebäude der romantischen Ansicht von der waldigen und gebirgigen Gegend um Reinhardsbrunn. Die vier Häuser des Instituts, welche in zwei Paare abgetheilt, mit ihren Fronten einen rechten Winkel bilden, umschließen von zwei Seiten den vordern Platz des Hügels, in dessen Mitte ein umzäuntes Bassin, und vor diesem ein laufender Brunnen angebracht ist. Der Hügel ist übrigens vorn mit vielen Obstbäumen besetzt und auf einer Seite mit einer Einfassung von hohen Pappeln versehen. Das älteste (zuerst gebaute) Haus enthält, außer der Wohnung des Directors und andern Zimmern, den Speisesaal, den mit einer Orgel und Gallerie versehenen Betsaal, zum Behuf der Morgenandachten und Gottesverehrungen, und das Naturaliencabinet, welches im Verhältniß zu seinem Zweck nicht unbedeutend ist. Die Institutsbibliothek befindet sich in einem andern Hause. Außer den nöthigen Seitengebäuden hat die Anstalt auch eine bedeckte Reitbahn, und ein reitkundiger Lehrer besorgt den Unterricht in diesem Fache. Der Platz für die gymnastischen oder Turnübungen ist an einem schattigen Orte, an der Spitze eines nahen Laubwäldchens, mit allen dazu nöthigen Verrichtungen ausgerüstet, und ein klarer Teich in der Nähe von Reinhardsbrunn dient für das Baden und die Schwimmübungen im Sommer. Diese für die Erziehung von leiblicher Seite, für die Erhaltung und Befestigung der Gesundheit der Kinder und Erwachsenen so vortheilhafte Lage des Instituts, die leichte Bergluft, die Nähe interessanter Waldgegenden macht diesen Ort zugleich zu einem angenehmen Aufenthalte für Fremde, die sich für das Institut interessiren oder dessen nähere Bekanntschaft machen wollen, oder für die Ältern der Zöglinge, die ihre Kinder und deren Erzieher zuweilen besuchen. — Eine gedruckte Nachricht von der Einrichtung der Erziehungsanstalt findet sich unter den Verlagsartikeln der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. (Man vergl. auch d. Art. Salzmann.)

Schnepper oder Schnäpper, auch wohl Schnipperling, nennt man eine kleine stählerne Armbrust wegen des schnappenden Lautes der Sehne. Besonders führen den Namen Schnäpper auch zwei wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlassen, das andere beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hans von), ein rühmlich bekannter deutscher Maler, geb. zu Schneeberg im Erzgebirge 1764. Schon früh zeigte er große Neigung zur mechanischen und bildenden Kunst, und versuchte sich darin. Da ihm die damalige Beschaffenheit der niedern Schulen den entschiedensten Widerwillen einflößte, so wuchs er fast

ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse auf; desto lebhafter zog ihn die Natur an, in der er, sich selbst überlassen, einen großen Theil seiner Zeit verlebte. Als 14jähriger Knabe begleitete er seinen Vater auf einer Geschäftsreise nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieser Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einst dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu studiren, sogleich an. Mit Beiseitesetzung aller seiner Lieblingsbeschäftigungen studirte er nun mit rastlosem Fleiße, und brachte es in drei Jahren so weit, daß er die Universität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht wahrhaft fesseln, und als nach vollendeten Studien und bestandenem Examen sein Vater starb, ging er, verheirathet und durch einige Verhältnisse getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Universitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die Einladung von einigen der ersten adeligen Häuser, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an, und entsprach ihr mit gutem Erfolg. Im Begriff, mit dem Sohne eines russischen Ministers nach Petersburg zu gehen, erhielt er, auf Betrieb seiner Mutter, eine Stelle an der magdeburger Handlungsschule, die er jedoch schon nach Verlauf eines Jahrs wieder aufgab, und nach Leipzig zurückkehrte. Hier beschäftigte er sich mit Miniaturmalen und Buchhändlerarbeiten. Durch rastloses Studium der Kunst und im Umgange mit Öser, Weiße, Müller, Seume und andern trefflichen Männern bildete er seine Anlagen immer vollkommener aus, wiewohl ihm das Glück nicht zu Theil wurde, seine ganze Zeit sorgenfrei und einzig der Kunst zu widmen. Er hat vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kupfer, Thon und Gyps geliefert, die den Beifall der Kenner fanden. Seit 1816 ist er Director und Professor der königl. Kunstakademie zu Leipzig. Unter seinen Kindern zeichnen sich als Künstler aus: Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius. Letzterer ist gegenwärtig (1819) in Rom und hat durch seine genialen Arbeiten die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich gezogen.

Schnupfen ist die allgemein bekannte Krankheit, welche mit Frost und gelinder Hitze, zuweilen auch mit Kopfschmerz anfängt, mit häufigem Niesen verbunden ist, und endlich in einen Schleimausfluß aus der Nase übergeht. Während der ganzen Zeit ist die Nasenhöhle verstopft und innerlich verschwollen, der Geruch fehlt, so wie auch der Geschmack; beide kehren erst nach Beendigung des Schnupfens wieder zurück. Wenn die Feuchtigkeit ausfließt, so nennt man den Schnupfen fließend oder triefend; ist aber die Nase innerlich sehr verschwollen, und der Ausfluß fehlt ganz, oder ist sehr zäh, so nennt man dies den Stockschnupfen. Der Schnupfen hat seinen Sitz in der Schleimhaut der nach hinten über den Gaumen, nach oben bis an die Hirnschädelhöhle verbreiteten Nasenhöhle. Diese Haut besteht aus lockerem Zellgewebe, in welches sich eine außerordentliche Menge von Blutgefäßen verästelt, wodurch sie ihr rothes Ansehen erhält. Außer mehren anderen Nerven, welche sich in dieser Haut verbreiten und sie sehr empfindlich machen, ist besonders der eigentliche Geruchsnerv merkwürdig, indem dieser seine Zweige vorzüglich in den Theil der Schleimhaut verbreitet, welcher die beiden obern Nasenmuskeln und den größten Theil der Scheidewand der Nasenhöhle bedeckt. Diese Zweige sind außerordentlich weich, und vermischen sich zuletzt ganz mit dem schwammigen Gewebe der Schleimhaut. Die Absonderung von Feuchtigkeit und Schleim ist in der Nasenhöhle zur Erhaltung

der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfassenden Haut, also zur Beförderung des Geruchsinnes, nicht aber zur Reinigung des Blutes von Schärfen vorgerichtet, denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wohl nicht einen Theil bestimmen, welcher durch die Menge seiner Nerven, durch die Zertheilung derselben zu einem äußerst empfindlichen Organ wird, eben so wenig als die Absonderung der Thränen in der Thränendrüse des Auges, die Absonderung des Ohrenschmalzes im äußern Gehörgange u. s. w. als reinigende Absonderungen in Rücksicht des Blutes zu betrachten sind. Dagegen ist die mit so zahlreichen arteriellen Haargefäßen versehene Haut um so leichter der Entzündung ausgesezt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts anders sei, als eine Entzündung der Schleimhaut der Nasenhöhle. Diese Entzündung entscheidet sich gewöhnlich durch vermehrte Absonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von zwei bis vier Wochen, nach welchem Zeitraume sie sich wieder zertheilt, die Geschwulst der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Nase gezogen werden kann. — Über die veranlassenden Ursachen des Schnupfens sind die Meinungen eben so verschieden, wie über das Wesen desselben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angesehen. Allein wir sehen oft, daß ganz gesunde Menschen, bei denen keine Schärfe im Blute zu vermuthen ist, den Schnupfen bekommen; dagegen andere, von deren Säften und Blute wir allerdings eine nicht regelrechte Beschaffenheit vermuthen können, den Schnupfen gar nicht oder doch nicht beständig haben. Mehr Anschein hat es noch, daß eine zu große Menge roher Schleimstoffe die Entstehung des Schnupfens begünstige, und dieser als Ableitung desselben anzusehen sei. Erkältung ist ebenfalls nicht allemal Ursache des Schnupfens; denn sie findet gar oft bei mehrern Menschen statt, ohne daß Schnupfen darauf erfolgt, dagegen es viele gibt, welche den chronischen Schnupfen kaum in den wärmsten Sommertagen los werden. Alles, was Entzündung überhaupt, und insbesondere Entzündung der Schleimhaut der Nase hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den Schnupfen. Neigung dazu entsteht überhaupt aus Überfluß an Blut, besonders an Schleimstoff in demselben, und vorwaltende Thätigkeit der Schleimhäute. Die Ursachen, welche den Ausbruch des Schnupfens veranlassen, sind solche, welche nun wirklich die Thätigkeit des arteriellen Haargefäßsystems der Schleimhaut zum Übermaß bringen, besonders Einwirkung von sauerstoffreicher Luft, daher vorzüglich bei Nordost- und Nordwestluft der Schnupfen, so wie überhaupt katarrhalische Entzündung jeder Art, allgemein herrschend wird. Aber auch jede Veranlassung zur Erhitzung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutsystems übermäßig erregt wird, kann dieses bewirken, daher plötzlicher Übergang aus der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus der kalten Luft kommt, auch der Genuß von erhitzenden Getränken, besonders Wein und Branntwein, ihn sehr oft erregen. Eine häufige Veranlassung zum Schnupfen ist die Unterdrückung der Hautausdünstung, daher auch bei feuchter und kalter Luft der Schnupfen sich häufiger einfindet. Winter und Frühjahr sind besonders die Jahreszeiten, in welchen der Schnupfen herrschend ist, weil in ihnen alle oben angeführte Ursachen, kalte und feuchte Luft, schneller Wechsel von Kälte und Wärme, Überfüllung des Blutes mit schleimigen rohen Stoffen von zu reichlichem Genusse der Nahrungsmittel, besonders statt finden. — Der Schnupfen ist also allemal auch eine Krank-

heit, obgleich eine gelindere, die aber durch ihre Heftigkeit und Verbreitung größere Beschwerden verursachen und sogar gefährlich werden kann, wenn der entzündliche Zustand durch Vernachlässigung, oder fortgesetzte Einwirkungen der Ursachen sich nach dem Gehirn oder nach den Lungen hinzieht. Kann man also den Schnupfen verhüten, so ist es in der Regel besser; nur darf man nicht glauben, daß man ihm blos dadurch entgehe, wenn man sich recht warm hält; im Gegentheil verzärtelt man sich dadurch, und setzt sich um so leichter der Erkältung aus. Gerade diejenigen, die in warmen Stuben sich aufhalten, sich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten sich, wenn sie von einem rauhen Lüftchen bestrichen werden, und haben beinahe beständig den Schnupfen. Die krankhafte Empfindlichkeit, in welche die Haut durch diese Verzärtelung versetzt wird, pflanzt sich auch auf die innere Haut der Nasenhöhle fort, und gibt die Anlage zum chronischen Schnupfen. Zur Verhütung des Schnupfens gehört überhaupt Stärkung der körperlichen Natur, Abhärtung des Körpers gegen die Einflüsse der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von rohen schleimigen Nahrungsstoffen im Blute. Hierzu dient öfteres Baden in lauem, und tägliches Waschen, besonders des Kopfes, des Halses und der Brust, mit kaltem Wasser, und darauf vorzunehmendes Bürsten oder Reiben der Haut; ferner täglicher Genuß der freien Luft, Mäßigung im Essen und Trinken, besonders im Genusse fetter Speisen und hitziger Getränke. Bei erhitztem oder schwitzendem Körper vermeide man schnelle Abkühlung durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waschen; man vermeide aber auch den schnellen Wechsel von Kälte zur Wärme. Erlauben es die Umstände, so verhalte man sich, aus der Kälte kommend, erst in einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere sich begibt, so lange, bis der Körper sich erst an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt vermeide man ganz. — Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen ist, beobachte in der ersten Periode, von etwa drei bis vier Tagen, durchaus die kühlende Methode, halte sich in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf, wasche den Kopf, das Gesicht, den Nacken, den Hals und die Brust einigemal des Tages mit kaltem Wasser, gurgele sich öfters mit Wasser, worin etwas Salpeter aufgelöst, oder welches mit ein wenig Weinessig vermischt ist. Wer sich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Wasser in die Nase zu ziehen, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt ist und heftigen Stockschnupfen hat, mit starkem Schmerz in die Stirn hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmem Wasser in die Nase, setze aber dieses nicht länger, als die Umstände es nöthig machen, fort. In Ansehung der Speisen und Getränke lege man sich strenge Enthaltsamkeit auf. Das Getränk bestehe aus Limonade, Krystallwasser, oder auch bloßem reinen Wasser; Bier, Wein und andere erhitzende Getränke vermeide man. Der Speisen enthalte man sich so viel als sein kann, und genieße blos etwas Suppe von Hafergrütze, leicht bestrichenes Butterbrot, oder etwas ähnliches. Dabei nehme man einigemal des Tages, besonders Nachmittags und Abends, eine Gabe von Weinsteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehen wasche man sich noch einmal auf schon angezeigte Weise, und setze die Füße in ein laues Bad. Dabei vermeide man auch in dieser Periode nicht den Genuß der freien Luft, sondern, zumal wer schon daran gewöhnt ist, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man sich bei der Zurückkunft. Durch diese Behandlung bricht man

gleich anfangs die größte Stärke des Schnupfens, so daß Fieber, Hitze und Kopfschmerzen, die lästige Verschwellung und Verschließung der Nasenhöhle und die Entzündung derselben nicht weiter zunehmen und sich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man nichts zu thun, als dasselbe Verfahren, nur etwas gelinder, fortzusetzen. In Ansehung der Diät kann man nun etwas zugeben, und die Eßlust mit mehreren Speisen befriedigen. In den Nacken kann man jetzt ein Pechpflaster legen, als gelindes Ableitungsmittel. Abends kann man einige Tassen Thee von Fliederblumen mit Weinsteinrahm und Zucker trinken, dabei setzt man die Fußbäder fort. Sollte der Schnupfen heftig und beschwerlich werden, oder mit Zufällen drohen, die sogar Verbreitung der Entzündung auf andere Theile andeuten, z. B. es stellen sich heftige Kopfschmerzen, starkes Fieber, Husten mit Beengung der Brust, beschwerlicher Athem, Keuchen oder Stechen in der Seite ein; so lasse man alsbald den Arzt rufen, und beruhige sich nicht mehr mit dem Gedanken, es sei nichts als Schnupfen.

Schnürbrust, Schnürleib, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfassenden Bedeckung des Unterleibes und der Brust sowohl als der Seiten und des Rückgrathes besteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Festigkeit der Anlage so beschaffen ist, daß es nicht den weichen Theilen, die es bedeckt, nachgibt, und deren Form annimmt, sondern im Gegentheil dieselben in Zwang hält, und seine Form ihnen aufdringt. Die dazu kommenden Stücke werden entweder von Holz oder von Fischbein, selbst von Stahl verfertigt, werden in Leinwand eingenäht, auf diese Weise in die passende Form gebracht, und das Ganze am Rücken herauf zusammengeschnürt. Die Form selbst ist zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen, je nachdem nun die Absicht ihres Gebrauchs sie nach der herrschenden Meinung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem besondern Bedürfnisse bestimmte. Soll sie zur Beförderung der Schönheit dienen, so muß sie der Idee der weiblichen Schönheit entsprechen und dem Körper nicht eine andere Form aufzwingen, als die Natur mit sich bringt. Die Bestimmung, welche die Natur dem Weibe gegeben hat, bringt es mit sich, daß der weibliche Körper mehr Zartheit, Vollheit und Rundung, Biegsamkeit und Weichheit hat, daß besonders in der Form ein unmerklich sanfter Übergang von einem Gliede zum andern, von einem Theile des Körpers zum andern statt finde, daß er in harmonischen Verhältnissen schlank, rund und voll sei, daß Busen und Unterleib, jener in stärkerem, dieser in schwächerem Bogen nach außen sich bemerklich mache. Der Übergang in beiden Seiten auf die Hüften muß in ganz unmerklichen Wellenlinien von der Seite der Brust herunter mit unmerklich einwärts gehendem, von da über die Hüfte mit sanft auswärts gehendem Bogen geschehen. Diese Form ist es, welche die Schnürbrust oder der Schnürleib unterstützen muß. — Wie es mit andern Moden in der Kleidung ging, so auch mit diesem Stück derselben. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geschlechts für Anstand und Verschönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verschlimmerte und verbesserte daran, je nachdem Eitelkeit, Nachahmungssucht oder bessere Überzeugung die Herrschaft hatten. Insofern die Schnürbrust und der Schnürleib den oben genannten Forderungen entsprechen, kann man ihnen ihren Nutzen nicht abläugnen. Beide geben dem Körper eine Bekleidung, die gut anliegt, sich demselben anschließt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer

schicklichen und bequemen Befestigung der untern Kleidungsstücke dient, ohne den Unterleib zusammenzuschnüren, wie bei dem Binden der Röcke über den Hüften außerdem unvermeidlich ist. Durch seine anschmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die schöne Gestalt des weiblichen Körpers nicht versteckt, sondern sie bei dem Gebrauche der übrigen Kleidungsstücke noch bemerken läßt, durch welche sie außerdem zu sehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Festigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung. Soll aber der Gebrauch der Schnürbrust diese Vortheile gewähren, und keinen Nachtheil für die Gesundheit verursachen, so muß sie der Gestalt des weiblichen Körpers überhaupt, und der Person insbesondere angemessen sein, für welche sie bestimmt ist, ohne bedeutende Abweichung, weder in Ansehung der Größe, noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbrust darf, indem sie angelegt wird, durchaus die natürliche Form des Körpers nicht verändern, sondern sie muß sich ganz nach ihr richten; sie muß demnach vorn elastisch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einem kaum merklichen Bogen ausschweifend sein. Die Seiten herunter müssen durchaus über die Hüften, wenigstens einen Zoll tief, heruntergehen, und diesen geschlossen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umschlossen wird, kann die Form steif und etwas rund, nach oben muß sie vorn mehr platt und breit sein, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbrust anliegen, doch ohne Druck, nur den Unterleib, wenn er etwas zu stark ist, wenn er herunterhängt, kann und muß sie durch etwas festern Druck unterstützen. Dies ist nicht nur ohne allen Nachtheil, und dem Gefühl beim Gehen sehr wohlthätig, sondern es ist auch für den Körper selbst vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterstützt, und die zu große Ausdehnung desselben, welche der Schönheit zuwider ist, beschränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Brust, muß aller Druck von der Schnürbrust aufhören. Hier muß sie ausgeschnitten sein, und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehen. Soll sie vorn an der Brust noch höher heraufgehen, so muß sie nach dem Bogen, den die Brüste in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt sein, so daß sie von der siebenten Rippe an etwa noch anderthalb oder zwei Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüsten, wenigstens der untern Hälfte derselben, Schutz gegen Druck und Verletzung und eine Unterstützung geben, daß sie nicht zu tief herabsinken. — Zum Material der Schnürbrust schicken sich dünne Fischbeinstäbchen am besten, welche mit der gehörigen Elasticität versehen sind, ohne zu starken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geschnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnürbrust ist zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig sein muß, so daß sie an allen Stellen zwar geschlossen und fest anliegt, doch den Theilen keine andere als die naturgemäße Form gibt. Der verhältnißmäßig stärkste Druck muß von dem untersten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe, ausgehen, und nicht stärker sein, als erforderlich ist, um die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage zu erhalten, oder, wenn sie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derselben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieselbe zurückzuheben. Bei jüngern Personen, deren Gestalt durch die Jahre oder durch andere Veränderungen noch

nicht gelitten hat, bedarf der Unterleib nur eines mäßigen Drucks durch das Zusammenschnüren, so daß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur fest anliegt, dem Gegendrucke nicht nachgibt und nur ein Stützpunct für den Unterleib wird. Von hier aus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweise abnehmen, so daß es um die kurzen Rippen herum schwächer wird, und die darunter liegenden Theile nicht gedrückt werden. — Die meisten Schnürbrüste sind unten zu eng, und pressen den Unterleib zu sehr ein. Hierdurch müssen allemal die Eingeweide derselben sehr viel Druck ausstehen wodurch das Athmen ängstlich und erschwert wird, Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, besonders Bluthusten, und andere übel mehr entstehen. Auch muß die schädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwägung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung gestört werden, daher so häufig Krämpfe, Hysterie, selbst Melancholie ihren Ursprung blos von dem Gebrauche, oder vielmehr Mißbrauche der Schnürbrüste haben. Ein anderer Fehler ist der, wenn die Schnürbrust zu weit heraufgeht, und dabei eng und platt ist, so daß sie die Brüste mit Gewalt heraufdrängt und an ihrem untern Theile drückt. Dieser Fehler ist jetzt, da man die ehemalige Form der Schnürbrüste etwas abgeändert hat, noch häufiger, als der vorige. Nach der ältern Mode sollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum so eng zusammengeschnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorstanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taschen (Poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, so daß damals die so angeputzten Damen mit Recht einem Insect verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig ist, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Brust mehr verschont, weil die Schnürbrust nach oben geräumiger war, und die Brüste weniger drückte. Die neuere Art aber preßt diese nicht nur mehr in die Höhe, sondern drückt sie auch, der natürlichen Schönheit ganz zuwider, von unten beinahe platt, welches zu den traurigsten Folgen Anlaß gibt. Die Natur hat die Brüste nicht unter das Kinn versetzt, wo hinauf man jetzt zuweilen sie gepreßt erblickt, sondern ihr Platz ist von der dritten bis zur 6ten oder 7ten Rippe. Jede Verletzung derselben kann die traurigsten Folgen haben; und selbst ein gelinder, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf diese Theile kann höchst nachtheilig werden. Auch sind diejenigen Schnürleiber schädlich, die mit einem sogenannten Blankscheit versehen sind, welches nach oben zwischen dem Busen auf die Brustknochen drückt, und das Schnürleibchen so gegen die Brüste andrängt, daß diese von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieses Blankscheit so auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen fester und stärker denselben zurückdrängt. Diese Anwendung des Blankscheits, zumal wenn es zu lang und von Holz oder gar von Metall ist, hat in jeder Rücksicht manches wider sich. Es ist der wahren Schönheit und Grazie nicht günstig, wenn ein Frauenzimmer so gerade, steif, gezwungen und gestreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geschnitzt wäre, oder wenn die Brust von unten herauf platt gedrückt ist, oben der Stab heraufguckt, oder auf dem Leibe die untere Spitze des Blankscheits sich von dem Drucke nach oben biegt, und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Ist aber auch das Blankscheit nicht zu lang, so kann sich doch ein Frauenzimmer, beim Bücken durch den Druck von

demselben, wenn es zu stark und hart ist, oder wenn es sich von der Mitte nach der Seite hin verschiebt, auf die Brust oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. Wenn sie denn aber nöthig sind, so muß dazu ein dünnes elastisches, kurzes und breites Stäbchen von Fischbein genommen werden, welches oben und unten abgerundet und in das Leibchen festgenäht ist, so daß es auf den Körper keinen unmittelbaren starken Druck ausüben kann. H.

Schnurrer (Christian Friedr.), ein gelehrter Orientalist, vormaliger Professor und Kanzler der Universität Tübingen u. s. w., ist 1742 zu Kanstadt im Würtembergischen geboren. Nachdem er nach einander Professor der Philosophie, der griechischen und morgenländischen Sprachen und Ephorus der theologischen Facultät zu Tübingen gewesen, empfing er 1805 die theologische Doctorwürde und 1808 den würtembergischen Civilverdienstorden. Großen Antheil nahm er seit 1793 an den tübinger literarischen Nachrichten. Bei den politischen Streitigkeiten im Würtembergischen befand sich Schnurrer anfangs auf der königlichen Seite; später zeigte er sich der Gegenpartei geneigt. Er lebt jetzt von allen Geschäften zurückgezogen in Stuttgart, und hat sogar seine schöne Bibliothek an einen Engländer, seinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehrere von Schnurrer unvollendet gelassene Arbeiten fortzusetzen willens ist. Außer philologischen Abhandlungen über die Psalmen, über verschiedene Propheten u. s. w. begnügen wir uns, seine Bibliotheca arabica (neueste Aufl. Halle 1811) zu nennen, die einen rühmlichen Beweis von des Verfassers Genauigkeit und Gelehrsamkeit gibt.

Schock wird 1) eine Anzahl von 60 Stücken genannt; 2) war es ehedem, als noch keine Gülden und Thaler bekannt waren, in einem Theile Deutschlands eine Rechnungsmünze von 60 Groschen. In Sachsen hatte man früherhin zwei Arten Groschen, nämlich Wilhelminer oder alte silberne, wovon 160 eine feine Mark Silber enthielten, und Löwengroschen, von denen 60 Stück ein Schock und so viel wie 20 alte silberne Groschen ausmachten. Daraus entstand der Unterschied zwischen alten und neuen Schocken, der in Sachsen noch jetzt in gewissen Fällen, z. B. bei Geldstrafen ꝛc. statt findet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groschen, ein neues aber zu 2 Thlr. 12 Gr. gerechnet wird. 3) Heißen gewisse Landessteuern in Sachsen Schocke. Um dort einen sichern Steuerfuß einzuführen, wurden 1546 und 1628 die unbeweglichen Güter geschätzt, und nach dem Werthe, der nach solchen Schocken berechnet wurde, machte man die Vertheilung der Abgaben, welches die Beschockung genannt wurde.

Schoen, auch Schoenhauer oder Schoengauer (Martin), einer der ältesten und vorzüglichsten deutschen Maler, wurde zu Colmar im Elsaß, nach andern zu Culmbach geboren und starb 1499 zu Colmar. Er lernte bei Lupert Rust, wohnte zu Colmar und stiftete eine dauernde Freundschaft mit Peter Perugino, dem Lehrer Raphaels. Wegen seiner damals sehr bewunderten Kunstfertigkeiten erhielt er den Beinamen Hipsch Martin (Hübsch Martin) und die Italiener nannten ihn Buonmartino, auch Martino d'Anversa. Michel Angelo soll in seiner Jugend den Traum des heil. Antonius, den Martin Schoen in Holz geschnitten hatte, copirt haben. Man kennt von diesem 121 größtentheils biblische Gemälde. Noch gegenwärtig gestehen ihm Kenner ein seltenes Genie, Reichthum an Ideen und das Verdienst zu, seinen Figuren eine natürliche Bewegung gegeben und sich fast über alle Künstler seiner Zeit emporgeschwungen zu ha-

ben. Der Florentiner Gherardo, W. Hollar und Andere haben nach M. Schoens Gemälden geätzt.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat heißt in einigen Ländern die über eine gelehrte Schule Aufsicht führende Behörde. Scholarchen sind die Glieder dieser Behörde oder die Aufseher über Lyceen und Gymnasien. Gewöhnlich wird diese Würde von den obersten Magistratspersonen und den ersten Geistlichen bekleidet. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Scholastiker hießen bei den Römern die Lehrer der Beredsamkeit. Im Mittelalter entstand eine eigene Gattung von Philosophen unter dem Namen Scholastiker und eine eigene scholastische Philosophie, oder Schulweisheit, deren Wesen, nach Tennemann, in der Anwendung der Dialektik auf die Theologie und der innigen Verbindung beider bestand. Einige machen den Augustinus zum Urheber derselben, andere finden ihren Anfang in den monophysitischen Streitigkeiten im 5ten und 6ten Jahrh. Gewöhnlich nennt man als ersten Scholastiker Johannes Scotus Erigena im 9ten Jahrh., ohne diesen zum eigentlichen Urheber der Scholastik zu machen. Die scholastische Philosophie erhielt ihren Namen dadurch, daß sie aus den von Carl dem Großen und seinen Nachfolgern gestifteten Schulen zur Bildung der Geistlichen hervorging (s. d. Art. Schulen). Die hier vorgetragene Philosophie bestand in einer aus den lateinischen Erklärern des Aristoteles, besonders dem Augustinus und Boëthius gezogenen Zusammenstellung logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die unter dem Namen Dialektik die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten und mit der spätern Alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, seinen Eigenschaften und Verhältnissen zur Welt verbunden, oder darauf angewendet wurden. Ihr Zweck war kein anderer, als das dogmatische Religionssystem der Kirche zu befestigen und zu vertheidigen. — Buhle setzt drei Perioden fest: Die erste bis auf Roscellinus (1089) oder bis auf den Streit der Nominales und Reales (s. d. Art. Nominalisten); die zweite bis auf Albertus Magnus (st. 1280), wo die Aristotelischen Werke, außer der Logik, allgemeiner bekannt und erläutert wurden; die dritte bis auf die Wiederherstellung der alten Literatur in der Mitte des 15ten Jahrh. und die dadurch bewirkte Verbesserung der Philosophie. — Nach Tiedemann, der den Scholasticismus als diejenige Behandlungsart der Gegenstände a priori erklärt, wo, nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreibenden Gründe in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschenden kirchlichen Systeme genommen wird, fängt die Geschichte desselben mit dem Franciscaner Alexander von Hales (st. 1245, einem Kloster in Glocestershire, an. Die Form dieser Philosophie, nach Autorität zu entscheiden, ist aus der ältern Theologie durch Hildebert von Lavardin (st. 1134) zuerst aufgebracht und aus der Theologie herübergekommen. Roscellinus, Abälard sind nach Tiedemann Dialektiker, nicht Scholastiker. Man muß hier erinnern, daß Aristoteles nicht die einzige feste Autorität bei den Scholastikern war, sondern daß auch die Alexandriner Einfluß hatten. Der genannte Alexander Halesius war der erste ausführliche Commentator der Sentenzen Peters des Lombarden, und erwarb sich als Lehrer zu Paris den Beinamen Doctor irrefragabilis. Auch erläuterte er die Psychologie des Aristoteles. Ohne eigenes Denken entscheidet und urtheilt er allenthalben nach andern Kirchenschriftstellern und Philosophen. Das zweite Zeitalter der Scho-

lastiker beginnt Tiedemann mit Albertus Magnus (s. d. Art.), welcher sowohl die physikalischen als philosophischen Schriften des Aristoteles, mehrere biblische Bücher u. s. w. erläuterte. Noch größern Ruhm erwarb sein Schüler, Thomas von Aquino (s. d. Art.), der Vater der Moral und strenger Anhänger des Aristoteles, über den er 52 Commentare hinterließ. Diesem stellte sich der Franciscaner Johannes Duns Scotus, der mit dem zuvor genannten Joh. Scot. Erigena nicht zu verwechseln ist, entgegen, einer der spitzfindigsten Dialektiker, den man mit Recht als den Urheber des scholastischen oder barbarischen Lateins nennt. Da er als Gegner des Thomas auftrat, bildeten sich zwei Parteien, die Thomisten und Scotisten, deren Zwistigkeiten besonders lebhaft wurden, als Scotus sich gegen die durch Thomas vertheidigte strenge Augustinische Lehre von der Gnade erklärte, und welche Jahrhunderte lang sich in der Kirche erhielten. Außerdem waren scharfsinnige Scholastiker dieses Zeitraums der Franciscaner Bonaventura, Schüler des Alexander Halesius, der General des Dominicaner-Ordens Hervey, der Franciscaner Franz Mairon, Schüler des Duns Scotus und Stifter der sorbonnischen Disputation zu Paris, bei welcher der Respondent von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ganz allein die Streitsätze vertheidigen mußte, und nur eine kleine Mahlzeit auf dem Katheder zu sich nehmen durfte. Zugleich zeichnete sich Mairon unter den Scholastikern dadurch aus, daß er abstracte Begriffe oft definirt und nicht selten glücklich schließt. Das dritte Zeitalter des Scholasticismus fangen einige mit Wilhelm de St. Pourcain oder Durandus de Sancto Porciano (gest. zu Meaux 1333) an; besser beginnt man mit ihm das dritte Zeitalter der scholastischen Theologie. Wegen seiner Fertigkeit in Auflösung spitzfindiger Fragen bekam er den Beinamen Doctor resolutissimus. Er machte einen Unterschied zwischen theologischer Wahrheit (die auf der Autorität der Kirche beruhe) und philosophischer (die unabhängig vom Kirchenglauben durch eigenes Nachdenken begründet werde) und gab zu, daß manches theologisch wahr und doch philosophisch falsch sei. Andere fangen den dritten Zeitraum der Scholastiker mit Wilhelm Ocham oder Occam (gest. 1347) an, einem Franciscaner, der die fast vergessenen Streitigkeiten der Nominalisten wieder belebte, und sich als unerschrockener Vertheidiger der christlichen Freiheit gegen die Anmaßungen der Päpste merkwürdig machte. Einer der letzten dieses Zeitraums war Gabriel Biel (gest. 1495), ein bescheidener Nominalist und thätig bei der Begründung der Universität Tübingen (1477). — Tennemann nimmt vier Perioden an. Die I., bis zum 12ten Jahrh., charakterisirt er durch blinden Realismus, einzelne philosophische Versuche in der Theologie. In diese Periode gehört vornehmlich Joh. Scotus Erigena, Berengar von Tours, sein Gegner Lanfranc, Hildebert von Lavardin und Anselm von Canterbury. II. Anfang einer freiern, durch die Kirchengewalt bald unterdrückten Denkart, und Entzweiung des Nominalismus und Realismus. Sie geht von Roscellin bis zu Albert dem Großen im Anfange des 13ten Jahrh. Wir nennen aus derselben Roscellin, Abälard, Hugo de St. Victore, Gilbert Porretanus, Peter Lombardus, Peter von Poitiers, Richard de St. Victor und Alanus, Joh. von Salisbury. III. Ausschließliche Herrschaft des Realismus. Völlige Verbündung des kirchlichen Systems und der Aristotelischen Philosophie, von Albert dem Großen bis Occam im 14ten Jahrh. Hieher gehört Alexander von Hales, Vincent von

Beauvais, Bonaventura, Thomas von Aquino, Petrus Hispanus, Duns Scotus, Franz Mairon, St. Pourcain. IV. Erneuerter Kampf des Nominalismus mit dem Realismus, mit Übergewichte des erstern, und allmählige Trennung der Theologie und Philosophie. Hieher gehört Wilh. von Occam, Marsilius von Inghen, Robert Holcot, Gabriel Biel, Johann Buridan rc. (S. Tennemanns Grundriß der Geschichte der Philosophie S. 195 ff. 3te Aufl.) — Wegen der Spitzfindigkeit, die in der scholastischen Philosophie herrschte, hat der Ausdruck scholastisch die Bedeutung des spitzfindigen erhalten. Mit der Reformation verschwand nach und nach der Scholasticismus. Nur einzeln standen noch bedeutende Scholastiker auf, wie in dem spanischen Jesuiten Suarez (gest. 1617). Baco von Verulam endlich ist als der Wiederhersteller der Philosophie und ihr Befreier von dem scholastischen Wesen anzusehen.

Scholien, Scholiasten. Scholien sind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den praktischen Theil der Sprachwissenschaft lehrten, beizuschreiben pflegten. Die Verfasser solcher Scholien heißen Scholiasten. Wir besitzen noch eine Menge alter Scholien zu griechischen Dichtern und Schriftstellern, weniger zu lateinischen. Die Namen der Verfasser sind meist unbekannt.

Schöll (Maxim. Samson Friedr.) ward 1766 in einem nassau-saarbrückschen Dorfe geboren. Sein Vater, Justizamtmann, starb, als er erst 7 Jahre alt war, und da sich seine Mutter nach Buchsweiler wendete, so erhielt er seine Bildung zuerst auf dem Gymnasium daselbst, bis er, 15 Jahre alt, die Universität Strasburg beziehen konnte und sich unter einem Koch besonders in Geschichte, Politik und Staatsrecht ausbildete. Bekannt geworden im Hause der Generalin von Krook aus Liefland und Erzieher ihres Sohnes, kam er hier in einen Kreis der gebildetsten Männer von allen Nationen und begleitete sie mit ihrer Familie auf einer Reise durch Frankreich nach Italien, die durch Hirts Gesellschaft für ihn doppelt lehrreich wurde. In Paris war er 1789 Zeuge der ersten Revolutionsauftritte, und ob er schon, als er seinen bisherigen Reisegefährten nach Petersburg gefolgt war, in dieser Hauptstadt des Nordens sehr glänzende Einladungen erhielt, so führte ihn der Enthusiasmus für die erwachte Freiheit doch schon 1790 wieder nach Strasburg zurück, wo er sich, der juristischen Laufbahn widmend, bald bedeutend auszeichnete, aber auch bald von seinen schönen Träumen zurückkam. Das Schreckenssystem drohte auch seine Existenz zu gefährden. Zu rechter Zeit gewarnt, verließ er Strasburg, um in der Nähe von Colmar zu leben. Auch hier in der größten Gefahr, in die pariser Gefängnisse abgeführt zu werden, floh er nach dem Wasgau und von da nach dem eidgenössischen aber streng blokirten Mühlhausen, von wo er, aus Furcht, ausgeliefert zu werden, als Fleischer verkleidet, in die Schweiz ging. In Basel legte er sich auf die kaufmännischen Wissenschaften und eine Einladung rief ihn 1794 erst nach Weimar und dann nach Berlin, wo ihm der berühmte Buchdrucker Decker den Vorschlag machte, eine eben errichtete Druckerei in Posen zu übernehmen. Robespierres Sturz 1795 erlaubte ihm die sichere Heimkehr ins Vaterland, den Aufenthalt in dessen Nähe und so kam Decker mit ihm überein, daß er, statt des Geschäfts in Posen, einer ihm in Basel gehörigen Buchhandlung und Druckerei vorstehen möchte. Unter der Firma: Jacob Decker, ward sie, von ihm geleitet, mehrere Jahre lang der Sammelplatz aller, die in dem

neutralen Basel die Erzeugnisse der französischen und deutschen Literatur kennen lernen wollten und oft unterhielten sich hier junge Männer über Kunst und Wissenschaft, die sich wenige Tage darauf als erbitterte Feinde bekämpften. Die Herausgabe von Delilles l'Homme des champs, von der in einem Monate 40,000 Exemplare zu 1 bis 96 Franken in allen Formaten abgesetzt wurden, gehört gewiß zu den seltensten Unternehmungen des Buchhandels. Nach dem lüneviller Frieden verkaufte Decker seinen Antheil an der Handlung und Schöll verlegte sie nach Paris, bis 1806 mit der der Gebrüder Levrault vereinigt, wo die noch nicht vollendete Humboldtsche Reise — ein Exemplar kostet gegen 2000 Thaler! — wiederum zu den größten Unternehmungen gehört, die von Privatleuten ausgeführt wurden. Von 1807 an richtete Schöll seine Aufmerksamkeit darauf, die französischen Gelehrten mit den verschiedenen Ausgaben der alten Classiker bekannt zu machen und das Studium dieser zu verbreiten, allein diese mancherlei gewagten Unternehmungen und die Stockung 1812 in allen Geschäften wirkten auch auf ihn so nachtheilig, daß er nur durch die Unterstützung eines großmüthigen Freundes, der ihn sonst kaum gekannt hatte, dem Fallissement entging. Beim Einzuge der Verbündeten in Paris ward er im Cabinet des Königs von Preußen, auf Antrag von Alexander v. Humboldt, angestellt und nach der Abreise des Königs blieb er bei der preußischen Gesandtschaft. Napoleons Unternehmung 1815 bestimmte ihn, Frankreich zu verlassen. Der Fürst Staatskanzler rief ihn nach Wien, von wo er nach Berlin ging und sich wieder dem Cabinet anzuschließen den Befehl erhielt. So kam er bald noch einmal nach Paris zurück, und leistete als Legationsrath beim Liquidationsgeschäfte wichtige Dienste. Nach manchen diplomatischen Sendungen 1819 ward er in Berlin als geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath beim Fürst Staatskanzler angestellt, in welcher Sphäre er noch jetzt thätig ist, nachdem er als Sachwalter, Schriftsteller und Buchhändler und Diplomatiker gleich ausgezeichnet gearbeitet hat. Von mehreren trefflichen Werken, die er verfaßt und herausgegeben hat, nennen wir blos seine Histoire de la littérature romaine, 2 vols.; Histoire de la littérature grecque; Congrés de Vienne, 8 vols.; Annuaire généalogique. Insbesondere zeichnete er sich als politischer Schriftsteller durch seine Fortsetzung von Kochs Histoire des traités de paix, 15 vols., so aus, daß der Kaiser Alexander verordnete, es solle dieses Werk als Handbuch bei allen russischen Missionen gebraucht werden. Die Geschäfte seiner Buchhandlung hat er nach seinem Eintritt in preußische Dienste an einen Hrn. Mare völlig abgetreten.

Schomberg (Friedr. Herm. von) stammte aus einer berühmten Familie und diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich von Oranien, so wie dann unter seinem Sohne Wilhelm. Sein Name war bekannt geworden. Er folgte daher 1650 einer Einladung, in französische Dienste zu treten, wo er als Gouverneur in Gravelines und der Umgegend angestellt wurde. 1661 ging er im Auftrage Ludwigs XIV. nach Portugal und befehligte im dortigen Heere so glücklich, daß Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses von Braganza genöthigt wurde. Für eben so ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, ob er schon Protestant war, 1675 den Marschallsstab nach der Einnahme von Bellegarde. Beim Feldzuge in den Niederlanden 1676 hob er die Belagerung von Mastricht und Charleroi auf. Als aber 1685 das berüchtigte Edict von Nantes erging, verließ er Frankreich und ging zum Kurfürsten

von Brandenburg, der ihn als Gouverneur in Preußen ernannte, und als Generalissimus seines Heeres, als Staatsminister anstellte. Nachdem er auch hier wieder quittirte, trat er erst in portugiesische und zuletzt in holländische Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von Oranien auf seiner Expedition nach England begleitete. Ihm 1689 nach Irland folgend, wo Jacob eine Landung versucht hatte, ging er, diesen, der gegenüber stand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei über die Böyne (den 11ten Jul. 1690) und schlug die feindliche viel stärkere, während Wilhelm das Fußvolk seines Schwiegervaters warf. Indessen mußte er den Sieg mit dem Leben bezahlen. Seine Familie blieb in England und Verwandte sind wahrscheinlich von ihr noch vorhanden.

Schön, Schönheit. Es ist jedem bekannt, wie verschiedner Meinung die Menschen in Beilegung derjenigen Eigenschaft sind, die sie durch das Wort Schön bezeichnen, so daß einige dieselbe gewissen Dingen beilegen, welchen andere sie absprechen, oder gar das Gegentheil beilegen. Dessen ungeachtet würde man sich sehr irren, wenn man (wie einige gethan, welche eine Wissenschaft des Schönen für unmöglich halten) daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Schöne keine feste und allgemeine Bestimmung zulasse, sondern etwas nach Willkür und Gewohnheit (z. B. durch nationelle Ansichten) Bestimmtes sei. Denn wie die Anwendung eines Gesetzes verschieden sein kann, ohne daß das Gesetz sich ändere, wie ferner ein inneres Gesetz und ursprüngliches Bedürfniß des Menschen auf verschiedene Weise vorgestellt und ausgesprochen werden kann: so kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit sich erhebende Mensch in dem Bestreben, sich mit schönen Gegenständen zu umgeben, und sie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der verschiedenen Stufe der Bildung, sich mehr oder minder vollkommen aussprechen, und einer von dem andern sich in der Auswahl der einzelnen schönen Gegenstände, so wie in der Beurtheilung derselben weit entfernen, mithin auch die Schönheit selbst sich durch ganz andere Begriffe oder Bilder denken, so daß der eine als häßlich verwirft, was der andere schön findet, ohne daß das Ziel sich ändere, zu welchem alle unbewußt in dem Suchen des Schönen hinstreben. — Auf ähnliche Weise wird ja auch die Idee des Sittlichen verschieden ausgesprochen; auch sind die Menschen in der Beurtheilung der einzelnen Handlungen keinesweges einstimmig, ohne daß sie als sittliche Menschen es wagten, das Wesen des Sittlichen für wandelbar zu halten. — So verschieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke sein mag, so kommen doch alle darin überein, daß sie unter dem Schönen etwas Vorzügliches, und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verstehen; wenn auch das, was sie für vollkommen halten, nicht immer wahrhaft vollkommen ist. Die Schönheit ist sonach eine Idee, denn die Ideen sind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, denen das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir selbst durch den Ausdruck schön, welcher von scheinen herstammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins, oder der Erscheinung; die Schönheit ist also die Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, und schön ist sonach, was einen vollkommenen Schein von sich gibt. Das Schöne zeigt sich also nicht nur an allen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, sondern auch an denjenigen Veränderungen unseres Innern, die wir durch den innern Sinn erfahren, insofern sie durch die Einbildungskraft gestaltet, sich auf sinnliche Vor-

stellungen beziehen — denn in allen diesen Fällen reden wir von Erscheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdrucke schön zunächst an das Sichtbare denken, ist nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausstrahlenden Gegenständen ausgeht, die sichtbaren Erscheinungen aber die bestimmtesten sind, an welchen wir deshalb die Vollkommenheit sinnlicher Gegenstände am leichtesten und frühesten aufzufassen und festzuhalten gewohnt werden. Aus diesem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunst erkannt. — Die Vollkommenheit der Erscheinung ist aber darum nicht blos eine sinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemessenheit der sinnlichen Gegenstände an unsere Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane beruhen, und insofern ganz subjectiv sein, oder zugleich auf objectiven Eigenschaften der Dinge, die wir mittelst der Empfindungen vorzustellen angeregt werden. Wäre das erstere der Fall, dann würden nebst den Ursachen der äußern Lebensempfindung die Gegenstände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweise subjectiv nennen (d. i. des Geruchs und des Geschmacks), um dieser Einwirkung willen schön sein, da sie doch nur einen materiellen Reiz in unsern Organen hervorbringen; und so fiele das Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zusammen. Auch würde daraus folgen, daß der sinnlichste Mensch die Schönheit am meisten zu fassen fähig sei, und daß das Schöne die sinnlichen Begierden am meisten reize; allein jenes widerlegt der Zustand ungebildeter Völker, dieses gilt nur von einigen Arten dessen, was schön genannt wird. Auch nennt die Sprache Kunst- und Schönheitssinne nur diejenigen, durch deren Empfindungen wir objective Eigenschaften, und zwar zunächst individuelle Formen der Dinge anzuschauen fähig sind. Wo wir aber diese anschauen, da ist zwar der sinnliche Reiz nicht gänzlich ausgeschlossen, es verbindet sich indeß mit ihm die höhere Bedeutung des Geistigen. Vollkommenheit der Erscheinung finden wir also da, wo wir ein durch die Sinne oder die Einbildungskraft anschaubares und überschauliches Ganzes betrachten und genießen, dessen Mannichfaltiges nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Gesammteindrucks zusammenstimmend wirkt (formale Vollkommenheit des Gegenstandes), sondern auch zu einer das Ganze belebenden und bildenden Idee innigst übereinstimmt (ideale Vollkommenheit). — Die Schönheit oder die Vollkommenheit der Erscheinung besteht also darin, daß die sinnlich vollendete Form Form oder Ausdruck des Idealen wird, und sich dadurch auf die höchsten Gegenstände der Menschheit bezieht. Sonach ist weder das Sinnliche an sich schön, sondern nur durch eine in demselben sich ausprägende Idee, noch das rein Geistige; und wir reden uneigentlich von einer schönen Seele, wenn sie sich nicht in entsprechenden anschaubaren Handlungen äußert, wie wir andern Theils nur dann mit Recht von schönen Formen reden, wenn wir dieselben auf ein ideales Muster beziehen können, das in ihnen gleichsam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles dasjenige, was sich dieser Idee nähert, ist etwas Sinnliches und Geistiges zugleich, aber beides in harmonischer Verbindung sinnlich angeschaut. Hiermit haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach welchem die Schönheit der erhabenen Idee des Guten und Wahren beigesellt wird. — Gleichwie nun die Idee der Menschheit beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in welchen das rein Menschliche unter verschiedenem Charakter erscheint, so wird auch die Anmuth und Erha-

benheit von der Idee der Schönheit umfaßt, so daß wir jene die weibliche, diese die männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem Gegensatz beruhen. Hiermit ist auch zugleich der Grund des gemeinen und beschränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meisten Ästhetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn sie das Schöne dem Erhabenen entgegengesetzt, und unter jenem das Anmuthige, Reizende, die Grazie (denn so wird dasselbe nur unter verschiedenen Beziehungen genannt) verstanden haben; auch zeigt sich klar, wie einseitig es ist, nur das Weibliche schön zu nennen. — Es kann nämlich, unbeschadet jenes harmonischen Verhältnisses, ohne welches kein Ding schön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenstand belebt, 1) entweder die Form ganz erfüllen, und gleichsam aus ihr hervorzugehen scheinen, welches der Fall ist, wenn die Idee selbst sich auf den Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns ganz anzieht und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommenheit der Form mit einem leichten Übergewicht hervorzutreten scheint, reden wir von Anmuth und Grazie (s. d.) und sie ist mehr die Gabe der Natur, der höchste Reiz, welchen diese ihren Bildungen geben kann, ja sie erscheint auch überall natürlich und ungezwungen. Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und an ihre Beschauung fesselnde Bewegung sind die Zeichen der Anmuth, ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung; oder 2) die Form eines Gegenstandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies ist das Erhabene; und das Erhabene liegt in uns, insofern es etwas ist, das den unendlichen Geist durch sichtbare oder hörbare Einwirkung in seinem innersten Wesen erschüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier scheint der Gegenstand mehr durch sein inneres Wesen auf uns zu wirken, als durch seine Form, ja er scheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felsenmassen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch seine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, — und seine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieser Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußerer Gegenstand entweder extensiv (dieses das Mathematischerhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intensiv (dieses das Dynamischerhabene, welches auf Wirksamkeit der Kraft beruht); das Geistige aber wirkt durch die Kraft der Vorstellung oder durch Hoheit des sittlichen Willens, das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede sein, das unter dem Charakter der oben aufgestellten Idee der Schönheit erscheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich schön (mithin geistigsinnlich) ist. Es wird durch das Zusammenwirken großer Kräfte erzeugt, und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen, und über das Gewöhnliche emportragen. In der Wirklichkeit nun neigen sich die Gegenstände (der Natur und Kunst) größtentheils zu einer dieser beiden Erscheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verschiedenen Graden hin. In der Kunst, deren Princip die Schönheit ist, soll die Anmuth durch Kraft gestärkt, das Erhabene durch Anmuth gesänftigt sein, und so suchen beide, das männliche und weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geschlechter der Menschen zur gegenseitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menschheit liebend hinstreben, sich in den höchsten Werken der Kunst in einer Schönheit zu vereinigen. — Das

Schöne ist ferner Naturschönes und Kunstschönes, und stellt sich dort bewußtlos, hier durch den weltumfassenden Geist des Künstlers dar. Von dieser Eintheilung ist zu unterscheiden eine andere häufig vorkommende: die Natur- und Idealschönheit, welche selbst das Gebiet des Kunstschönen bestimmen soll, und durch jene das in die Kunst übergetragene Naturschöne, durch diese das in dem Kunstgebiete ideenmäßig und eigenthümlich erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künstliche (intellectuelle und artistische) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunst verrathen oder voraussetzen. Hierüber haben wir mehreres unter dem Art. Naturdichter, Naturpoesie gesagt. In der Kunst kann endlich das Schöne sich eben sowohl unter dem Charakter des Ernsten, als des Scherzenden darstellen. Das Komische also wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzusehen sein, wenn es gleich seinem Begriffe zu widerstreiten scheint. Jede Kunst beruht aber auf einer eigenen Darstellungsform der Schönheit, darüber vergl. die Art. Kunst, Poesie, Malerei u. a. — Der Verf. dieses Art., welcher hier größtentheils seiner eigenen Ansicht gefolgt ist, verweiset in Hinsicht der Literatur dieses Gegenstandes auf Ersch Literatur der schönen Künste, Nr. 5—31 (Systemat. Schriften üb. Ästhetik), insbesondere auf Nr. 55 — 67, S. 7 und 8. Kenner werden beurtheilen, wie sich die hier gegebene Ansicht zu den Kantischen Bestimmungen: „1) Schönheit ist, was ohne alles Interesse gefällt; 2) Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird; 3) schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt; 4) schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird," oder zu der daraus geflossenen Erklärung: „schön ist, was durch seine Form gefällt, oder: was durch seine Form Einbildungskraft und Verstand in eine freie harmonische und spielende Thätigkeit versetzt, welche mit Wohlgefallen (einem hohen Gefühle der Lust) verbunden ist" verhalte. Doch ist zu erinnern, daß das Schöne auch bei Kant dem Erhabenen entgegengesetzt wird. Übrigens vergl. die Art. Ästhetik, Baumgarten, Batteux. T.

Schönburg (das Haus), oder die Fürsten und Grafen, Herren (Dynasten) zu Schönburg, ein chemals reichsunmittelbares Geschlecht, im Königreiche Sachsen, evangelisch lutherischer Religion, hatte auf der wetterauischen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, besaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, sondern böhmische und meißnische Lehns-Standesherrschaften, oder Feuda majora, mit eignen Vasallen-Rittergütern, unter sächsisch-meißnischer Landeshoheit. Als Beweis, wie verworren noch immer in Deutschland Souveränetäts- und Feudalrechte mit alten Dynastenvorrechten in kleinen zerstückelten Gebieten sich durchkreuzen, und jede Herstellung einer einfachen und reinen Verfassungs- und Verwaltungsform verhindern, stehe hier die Angabe von den Besitzungen und Rechten des Hauses Schönburg. I. Jene Feuda majora, nebst den dazu gehörenden Vasallengütern, die alten Stammgüter des Hauses, bilden jetzt die mit Gesammtregierungsrechten, oder mit der untergeordneten Landeshoheit (nach dem mit Kursachsen abgeschlossenen und auf dem wiener Congresse d. 18ten Mai 1815 bestätigten, Recesse von 1740) beliehenen fünf Receßherrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein, die 9 Städte und 80 Dörfer mit 49,000 gewerbfleißigen Einwohnern enthalten, in einem schönen, frucht-

baren Thale an der zwickauer Mulde, im sächs. Erzgebirge, liegen, und commissionsweise an das königl. sächsische Amt Zwickau gewiesen sind. Die drei ersten waren bis 1779 alte böhmische, die beiden letzten aber alte meißnische Lehen. Durch den teschner Frieden von 1779 erhielt Kursachsen auch über die drei ersten die Lehnshoheit. Die landeshoheitlichen Rechte sind durch jenen Receß von 1740 in Ansehung dieser 5 Herrschaften dahin bestimmt, daß einzelne, ausdrücklich bezeichnete Regierungsrechte als Ausnahme von der Landeshoheit, welche in der Regel dem Könige von Sachsen gehört, den Herren zu Schönburg zukommen, welche sie theils gemeinschaftlich durch die für Justiz-, Lehns-, Steuer- und Militärsachen errichtete und mit einem Gesammt-Consistorium verbundene Regierung zu Glauchau, theils besonders in den jener gemeinschaftlichen Regierung untergeordneten Kanzleien und Ämtern der abgetheilten Linien ausüben. Sie gehören in Ansehung dieser Receßherrschaften zu den Standesherren, und haben Sitz und Stimme in der ersten Classe (oder unter den Prälaten, Grafen und Herren) der königlich sächsischen Landstände. — II. In Ansehung ihrer übrigen Besitzungen, die theils aus alt-schriftsässigen Herrschaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remissa, sämmtlich an der zwickauer Mulda, im leipziger Kreise gelegen), theils aus Rittergütern (z. B. Ziegelheim, Ölsnitz, Abtei Oberlungwitz u. a. m.) mit Patrimonialgerichten, theils endlich aus entfernt und zerstreut liegenden, ererbten Gütern bestehen, sind die Herren zu Schönburg zugleich königlich sächsische, preußische, böhmische und baierische Vasallen. Als Besitzer der oben genannten Feuda minora und Rittergüter insbesondere gehören sie im Königreiche Sachsen zu der zweiten Classe der Landstände oder zu der Ritterschaft. — Unter dem Lehnshofe der Gesammtregierung zu Glauchau stehen die Vasallen des Hauses Schönburg, oder die Besitzer der Rittergüter Alberoda, Callenberg, Thurn, Schönburg, Ober-Wiehra, Ober-Mosel u. a. m., über welche das Gesammthaus ebenfalls die untergeordnete Landeshoheit ausübt. Doch liegen einige andere Rittergüter, wie Kändler, Ostrau, Bonitz u. a. m., deren Oberlehnseigenthum dem Hause Schönburg gehört, unter fremder (sächsischer, preußischer, gothaischer) Souveränetät. — Die Herrn zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem Kaiser Otto I. 936 in der Reichsdomäne Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst von Schönburg (st. 1534) besaß die genannten 5 Feuda majora, und stiftete durch seine Söhne Hugo und Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche im J. 1700 die reichsgräfliche Würde bestätigt erhielten. — I. Die Waldenburger, 1790 in den Reichsfürstenstand erhobene, oder die obere, fürstl. Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 □M. mit 29,000 Einw. und 100,000 Thalern Einkünfte besitzt, hat sich 1816 in zwei Äste getheilt: a) Stein-Waldenburg: Fürst Otto Victor, residirt zu Waldenburg, besitzt die mit der Erstgeburt verbundenen Herrschaften Waldenburg Lichtenstein und Remissa, nebst den Rittergütern Callenberg, Reichenbach, Tirschheim, Ziegelheim und Ölsnitz, sämmtlich unter königl. sächs. Souveränetät; b) Stein-Hartenstein: Fürst Alfred (der Bruder des Fürsten Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenstein residirt, und dem seit 1813 die Herrschaften Stein und Hartenstein nebst dem Rittergute Zschocken (zusammen 13,000 Einw.) gehören. Ein dritter Bruder, Fürst Eduard, ist Herr der böhmischen Herrschaft Dobertschau im saatzer Kreise. Beide, nebst dem jüngsten Bru-

der, dem Prinzen Hermann, und ihren Schwestern, besitzen gemeinschaftlich mit ihrer Mutter, nach gewissen Antheilen, die im Baireuthschen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, so wie die ererbten vormals gräflich Podewillsischen Güter Tempelhof bei Berlin, Gusow und Platkow bei Frankfurt a. d. O, und die im schlaweschen Kreise von Hinterpommern gelegenen Güter Wusterwitz, Buddiger, Valentin und Schmarsow. — II. Hauptlinie des Hauses Schönburg, oder die niedrige gräfliche Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 QM. mit 26,800 Einw. und etwa 35,000 Thalern Einkünfte besitzt, theilte sich 1662 in zwei Äste: a) Penig-Remissa, und b) Penig-Penig. Der Ast Penig-Remissa theilte sich 1746 in die beiden Familien: aa) Schönburg-Rochsburg: Graf Heinrich Ernst zu Rochsburg; und bb) Schönburg-Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. — Der Ast Penig-Penig oder Wechselburg besitzt die vordere Herrschaft Glauchau und Penig, wie auch Wechselburg, welche seit 1815 dem noch unmündigen Grafen Carl Heinrich Alban gehören.

Schöne Künste, s. Kunst Nr. III und IV.

Schöne Wissenschaften (belles lettres). Unter ihnen verstand man sonst vornehmlich die Dichtkunst und Beredsamkeit, welche beide zu den Künsten gehören. Der Grund davon lag darin, daß man die Worte Wissenschaft und Kunst, wie die Alten ἐπιστήμη und τέχνη, scientia und ars, oft gleichbedeutend nahm, und so das Verschiedenartige verwechselte (vergl. den Art. Kunst Nr. II). Den Unterschied der schönen Wissenschaften und Künste setzte man sonst in die Verschiedenheit der Zeichen, deren sie sich zur Darstellung derselben Gegenstände bedienen. Die schönen Wissenschaften nämlich, sagte man, bedienten sich der willkürlichen Zeichen, worunter man die menschliche Sprache verstand; die schönen Künste dagegen bedienten sich der natürlichen, d. i. der Töne und sichtbaren Formen. Dann nannte man oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, alle nicht strenge Wissenschaften schöne Wissenschaften. Die Deutschen haben, nach genauerer Untersuchung über die Verschiedenheit der Künste und Wissenschaften, diesen Sprachgebrauch schon seit einiger Zeit mit Recht verlassen, so daß er fast nur noch historisches Interesse hat.

Schonen (schwedisch Skåne) ist eine Provinz von Gothland in Schweden, gegen Norden von den (schwedischen) Provinzen Blekingen, Smaland und Halland, gegen Osten, Süden und Westen von der Ostsee und dem Sund umgeben. Sie enthält 188 geographische QM. und 270,000 Einw., die sich durch ihre besondere Mundart, so wie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen, und ist, besonders im Süden, einer der schönsten und fruchtbarsten Theile des ganzen schwedischen Reichs. Sie ist flach, und nur gegen Norden finden sich einige, mit niedriger Holzung bewachsene Bergrücken. Vormals gehörte sie den Dänen, ward aber im roeskildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Blekingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat Überfluß an Getreide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Clima. Man baut auch Tabak und etwas Hopfen. Pferde sowohl als Rindvieh fallen hier größer und stärker als im übrigen Schweden. Die Bienenzucht wird auch mit Fleiß betrieben. In den Landseen und an den Küsten findet man einen Überfluß an Fischen. Aus dem Mineralreiche gibt es Sand-, Schleif- und Mühlsteine, Alaunschiefer, Kalk, Steinkohlen und Bleierze. Die vorzüglichsten Ausfuhr-

artikel bestehen in Getreide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden gibt es Störche und Nachtigallen. Schonen ist jetzt unter die beiden Läne (Statthalterschaften) Christiansstadt und Malmoehuus vertheilt, wovon jene das östliche und dieses das südwestliche Schonen begreift. Die größte Stadt in Schonen ist Malmoe; zu Lund befindet sich eine bekannte Universität.

Schopenhauer (Johanna), geb. um das J. 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war. Schon früh zeigte sich die entschiedenste Neigung zum Zeichnen und Malen, so wie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt hatte, verheirathete sie sich mit Heinr. Floris Schopenhauer. Dieser führte seine junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich, von da nach London, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutschland nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächsten zehn Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in sehr angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu. 1803 trafen beide eine größere Reise an. Sie besuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris, wo sie von dem berühmten Augustin gründlich in der Miniaturmalerei, die stets ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, unterrichtet ward. Von Paris ging die Reisende durch Südfrankreich nach Genf, durchstreifte die Schweiz, sah München, Wien (wo sie verweilte), Preßburg, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo sie bald ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie nahm jetzt (1806) ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein höchst angenehmer geselliger Verein um sie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen, auf denen der Stolz dieser Stadt beruht, gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommener Gast. An Fernow, von dem sie die italienische Sprache erlernte, knüpfte sie bald ein schönes Freundschaftsband, das leider schon nach 2 Jahren der Tod dieses trefflichen Mannes löste. G. v. Kügelgen war um dieselbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthes, Wielands, Herders und Schillers Bildnisse gemalt. Eine Beschreibung dieser vier Gemälde und später eine von mehrern Ölgemälden des Landschaftmalers Friedrich (in Bertuchs Modejournal) war das erste, womit Madame Schopenhauer als Schriftstellerin auftrat. Zu einem größern Werke vermochte sie Cottas Wunsch, daß sie Fernows Leben schreiben möchte. Dasselbe erschien 1810. Zwei Jahre später gab sie: Erinnerungen von einer Reise durch England u. s. w. heraus (2te Aufl. 1818); 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen;" 1817 die Reise durch das südliche Frankreich, und 1818 die Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen. Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, haben diesen Schriften gerechten Beifall erworben. Dann erschien der beliebte Roman Gabriele, 1819, 3 Bände, und ein Werk über Johann von Eyk und seine Nachfolger, das sich insbesondere mit der Boissereeschen Kunstsammlung beschäftigt.

Schöpflin (Joh. Dan.), ein berühmter deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, war 1694 zu Sulzburg im Breisgau, wo sein Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angestellt

war, geboren. Er studirte zu Basel und Strasburg und ward 1720 Professor der Geschichte und Beredsamkeit. In diesem Amte erlangte er einen so großen Ruf, daß er von mehrern Fürsten und Universitäten Berufungen empfing; er zog es indeß vor, in Strasburg zu bleiben. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er ein Canonicat an St. Thomas. Auch ward er franz. Rath und Historiograph. Die Geschichte des Elsasses beschäftigte ihn; um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war 1751 der 1ste Band seiner Alsatia illustrata, Fol. Als er dieses Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der protestantischen Universität Strasburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Der 2te Band der Alsatia illustrata erschien 1761. In der Zwischenzeit gab er die Vindiciae celticae heraus, worin er bewies, daß die Celten ein ganz von den Germaniern verschiedner Volksstamm waren. Als Nachtrag zu seiner Geschichte des Elsasses wollte Schöpflin noch eine Urkundensammlung und eine Sammlung der Geschichtschreiber dieser Provinz liefern, die jedoch erst nach seinem Tode von Koch unter dem Titel Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum Scriptores herausgegeben wurden. Schöpflins letztes großes Werk war eine Geschichte seines Geburtslandes in 7 Quartbänden unter dem Titel: Historia Zaringo-Badensis 1763—66. Von seinen kleinern Abhandlungen sind mehrere in den Denkschriften der französ. Akademie der Inschriften gedruckt. Er starb zu Strasburg 1771. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Strasburg; Oberlin hat es in seinem Museum Schoepflinianum beschrieben.

Schöpfung wird in Beziehung auf das schaffende Wesen diejenige freie Handlung der Gottheit, wodurch die Welt hervorgebracht wurde, in Beziehung auf das Geschaffene der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge genannt. Da sich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, so kann er auf die Art der Weltentstehung, die die Corpuscularphilosophie (s. d. Art. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch stimmt die in den orientalischen Kosmogonien und in den philosophischen Systemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem schaffenden Princip nur das Geschäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu gestalten, zukommt, die daher entstandene Lehre von einem der höchsten Gottheit untergeordneten Weltschöpfer, (vergl. d. Art. Gnosis) und die Meinung des Kirchenvaters Origenes, welcher sich das Dasein anfangsloser Weltenreihen vor Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems dachte, mit dem biblischen und christlichen Glauben nicht überein. Nach diesem Glauben hat Gott die Welt in Ansehung auf Stoff und Form aus nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, blos durch das Machtwort seines Willens geschaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterscheidet diese erste unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geschöpfe sein Dasein gibt. Die Philosophie der Neuern unterstützt den christlichen Glauben, indem sie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich sei und ohne einen von ihr verschiedenen, reingeistigen Urheber nicht hätte entstehen können. B.

Schöppen, Schöffen nennt man 1) die Beisitzer in den Gerichten, besonders aber in den Dorfgerichten; 2) vom Staate bestellte Justizcollegien, deren Pflicht es ist, Urtel über die an sie zur Entscheidung geschickten Rechtssachen zu fällen, die aber keine eigentliche Gerichtsbarkeit haben. Ihr Name kommt von Schaffen, weil sie gleichsam das Urtheil schufen, d. h. erfanden (daher man sie lateinisch Scabinos nennt), nach andern von Schöpfen, weil sie ihre Aussprüche aus den Rechten schöpften. Schon in den ältesten Zeiten Deutschlands nahmen die Richter, welche aus den angesehensten des Volks gewählt wurden, freigeborne Beisitzer zu Hülfe, welche nicht allein Rath gaben, sondern auch selbst Urtelssprüche machten, und von diesen Beisitzern, die man im Mittelalter Schöppen oder Schöffen nannte, und selbst in kleinen Orten und Dörfern als Gehülfen der Richter anstellte, schreiben sich noch unsere Dorfgerichts Schöppen her, welche freilich jetzt wegen des außerordentlichen Umfangs des juristischen Wissens in rechtlichen Sachen nicht die geringste Gewalt haben, sondern blos der Feierlichkeit und Ordnung wegen bei den meisten Handlungen, die vor Gericht geschehen (besonders bei peinlichen Sachen), gegenwärtig sein müssen. Man hat ihrer gewöhnlich zwei, die zugleich mit dem Dorfrichter und Gerichtshalter das Personale des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter stiftete man aber in vielen Städten ganze Collegien von rechtserfahrnen Männern, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Personen die Urtelssprüche verfertigten, und nannte sie Schöppenstühle. Die Schöppen dieser Art waren damals beinahe die einzigen, welche des Rechts einigermaßen kundig waren; aber ihre Kenntniß erstreckte sich blos auf das eigentliche deutsche Recht, welches sie daher auch sehr standhaft erhielten, und gegen das Eindringen der fremden römischen und canonischen Rechte schützten. Sie retteten dadurch das deutsche Recht von seinem gänzlichen Untergange (s. **Sachsenspiegel**). Wo keine Gesetze verhanden waren (wie sie denn damals fast gänzlich fehlten), oder ihre sehr eingeschränkte Rechtskenntniß sie verließ, entschieden sie nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft. Ihr Ansehen stieg so hoch, daß man nicht nur das ganze damals gebräuchliche vaterländische Recht nach ihren Entscheidungen bildete, sondern auch Ausländer, z. B. die Polen, ihre Rechtssachen freiwillig ihren Aussprüchen unterwarfen, welches besonders bei dem magdeburgischen Schöppenstuhle, dem berühmtesten unter allen, geschah. Da aber nachher theils das römische und canonische Recht im J. 1495, als Hülfsentscheidungsquelle der im deutschen Rechte nicht bestimmten Fälle, ausdrücklich aufgenommen wurde, theils den Juristenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtel zu machen, beigelegt wurde, verloren sie das Monopol der rechtlichen Entscheidungen. Noch jetzt haben wir Schöppenstühle zu Halle, Jena, Leipzig rc.

Schoreel (Joh. v.), der treffliche niederländische Maler, erhielt diesen Zunamen von seinem Geburtsorte Schoreel, einem kleinen Dorfe bei Alkmaar, wo er 1495 die Welt betrat. In früher Jugend verwaist, nahmen sich redliche Verwandte seiner an, und als sich bei dem Knaben sein Beruf zur Kunst im kindischen Spiele äußerte; als er jedes gemalte Fenster nachzeichnete, jedes hörnerne Tintenfaß mit zartgeschnitzelten Gestalten zierte, brachten sie ihn beim Maler Wilh. Cornelis in seinem 14ten Jahre in die Lehre. Sein Meister war nicht ohne Talent, aber rauh und eigennützig und dem Trunk ergeben, und so gehörte Schoreels Eifer dazu, nicht von der betretenen Bahn ver-

scheucht zu werden. 17 Jahre alt, sah er sich endlich frei und wanderte nun nach Amsterdam in die Werkstätte des Jacob Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener Zeit, bei dem er mehrere Jahre lang das glücklichste Künstlerleben führte. Doch immer nach Höherm strebend, ging er, von den Segenswünschen des Meisters, den Thränen von dessen jüngster Tochter, die Schoreel liebgewonnen hatte, begleitet, zu dem ersten aller damals lebenden Meister, Joh. von Mabuse in Utrecht, dem Maler des Bischofs Philipp von Burgund. Das wüste Leben desselben vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne des jungen Schoreels, und so wanderte er nach und nach in mehrere große Städte, wo Maler einen Ruf hatten. Auch zu Dürer in Nürnberg kam er, und ward herzlich willkommen geheißen. Doch da vertrieb ihn wieder Dürers Vorliebe für Luther und so gelangte er endlich durch Kärnthen, 22 Jahre alt, nach Venedig. Ein Landsmann von ihm, der Klosterbruder war, beredete ihn hier ohne Mühe, eine Wallfahrt nach Palästina mit zu machen, wo Schoreels Phantasie nun an den Ufern des Jordans so viel Nahrung fand. Drei Jahre blieb er in den heiligen Mauern der Stadt Jerusalem und ein großes Gemälde ist vielleicht von ihm noch in der Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Auf der Heimkehr weilte er in Rom bei den Werken Raphaels, Angelos und Romanos, bis Adrian, 1522, ein Niederländer aus Utrecht, den päpstlichen Stuhl bestieg und ihm die Aufsicht über das Belvedere auftrug. Adrians schnell erfolgender Tod im folgenden Jahre trieb ihn endlich in die Heimath zu gehen und um die zurückgelassene Geliebte anzuhalten. Sie war ihm nicht treu geblieben. Schoreel aber faßte nun den Entschluß, blos der Kunst hinfort zu leben. Und so arbeitete er so manches treffliche Stück im Hause seines Gönners, des Dechanten Lockhorst in Utrecht, so wie, als hier bürgerliche Unruhen entstanden, in Harlem, im stäten Umgange mit den Edelsten und Gebildetsten des Landes, die den vielgewanderten und unermüdeten Künstler liebgewannen, und von Zeit zu Zeit andere Städte in den Niederlanden besuchend, für die er ehrenvolle Aufträge erhielt. So bat man ihn, ein großes auf vier Flügelthüren auszuführendes Altargemälde in der Marienkirche zu Utrecht zu übernehmen, das nachher Philipp II. 1549 für Spanien erkaufte. Selbst nach dem hohen Norden drang sein Ruhm und Schwedens König sandte ihm einen Ring, einen Marderpelz, seinen eigenen Eisschlitten, mit vollständigem Geschirre. Am 6ten Dec. 1562 starb er. Man hat ihn mit Joh. von Eyk, und wohl mit Recht, verglichen, da er unübertroffene Farbenpracht, Wahrheit in dem Colorit, dem Ausdruck, der Wärme der Zeichnung, gleich diesem, vereinigt und höchstens in der Ausführung der Einzelheiten nachsteht. Leider hat die Wuth der nachherigen bilderzerstörenden Fanatiker viele der schätzbarsten Werke von ihm vernichtet. Schon 1566 traf die meisten, die besten in allen Kirchen und Klöstern der Niederlande dieses Loos und nur in wenigen Kunstsammlungen findet man daher, was jenen Tagen des blinden Fanatismus entgangen ist. Vier von unschätzbarem Werthe finden sich in der Boissereéschen Sammlung zu Cöln: die sterbende Mutter Jesu mit zwei Seitenbildern und eine Scene aus der Kindheit Jesu.

Schörl oder Schirl nennen einige Naturforscher ein Gestein aus dem Thongeschlechte. Es gibt hiervon mehrere Arten. So findet man braunen, schwarzen und grünen Schörl, der theils wie Glas,

theils aber wie Fett glänzt. Der Bruch ist in der Regel muschelig. Es sind krystallisirte Steine, die sich in 3-, 6- und 9seitigen, der Länge nach gestreiften Säulen mit dreiseitiger kurzen Endspitze zeigen. Einige Spielarten von allen drei oben erwähnten Farben zugleich haben die sonderbare Eigenschaft, daß sie erwärmte Asche und andere leichte Körper an sich ziehen und abstoßen. Diese nennt man Turmaline oder Aschenzieher. Man kann sowohl durch Reibung, als dadurch, daß man sie in warmes Wasser legt, die Elektricität dieser Steine erregen. Auf die letztere Weise äußert sich jene Eigenschaft stärker und dauernder, und selbst dann noch, wenn der Stein schon Stunden lang kalt ist.

Schottland bildet, vereinigt mit England und Wales, den nördlichen Theil von Großbritannien. Auf der Westseite wird es vom atlantischen Ocean, im Norden von der kaledonischen oder Nordsee, im Osten gleichfalls von der Nordsee, im Süden von England umgeben. Vom letztern theilt es bis Kerholm der Tweedefluß in Südosten und der Nordcanal in Südwesten, während zwischen den zwei Ländern selbst eine öfters unterbrochene Hügelkette hinläuft. Es liegt zwischen dem 54—59sten Gr. nördlicher Breite, die indessen, rechnet man noch die Shetlands- und Orkneyinseln dazu, bis zum 61sten Gr. 12 Min. geht, und zwischen dem 1—5ten Gr. westlicher Länge von Greenwich an gerechnet, so aber, daß die in Westen gelegenen Inseln dazu genommen, dieser Raum ebenfalls größer gedacht werden muß. In der größten Ausdehnung beträgt seine Länge 244 (engl.) Meilen, dagegen auf andern Puncten nur 180 bis 230. Die Breite ist noch mehr verschieden. In der größten Ausdehnung beträgt sie 147, in der geringsten nur 36 Meilen. Der Flächeninhalt ist nach officiellen Angaben auf 29,600 □M. oder 18,944,000 englische Acker mit Einschluß der Inseln geschätzt, wovon 5,043,450 angebaut, 13,900,550 wüst sind und 638 von Seen und Flüssen bedeckt werden. Schottland zerfällt in die Grafschaften Berwick, Roxburgh, Selkirk, Dumfries, Kirkcudbright, Wigton, Ayr, Renfrew, Lanark, Peebles, Haddington, Edinburgh, Linlithgow, Stirling, Dumbarton, Clackmannan, Kinroß, Fife, Forfar, Perth, Argyle, Kincardine, Aberdeen, Banff, Elgin, Nairn, Inverneß, Roß, Sutherland, Caithneß, Cromarty, die Orkneyinseln und Bute. Sie alle werden wieder in 899 Pfarreien getheilt. Die Oberfläche ist sehr verschieden. Der nördliche Theil erscheint meist bergig und unfruchtbar, während sich der südliche in fruchtbare Ebenen abdacht. Gewöhnlich theilt man daher Schottland in die Hoch- und Niederlande. Nimmt man es aber in geographischer Hinsicht genau, so gibt die Natur die Eintheilung in Ober-, Mittel- und Südschottland. Von ihnen finden sich die Grenzen so deutlich vor, wie von den Hoch- und Niederlanden. Der nördliche Theil wird nämlich durch eine Kette von Seen vom mittlern getrennt, die von dem Moraybusen anfängt und bis Loch (Landsee) Linnhe geht. Den mittlern schneiden vom südlichen der große Canal, der Forth- und Clydebusen ab. Eine Reihe großer, unfruchtbarer Berge, mit einigen dazwischen durchziehenden Thälern, die besonders nach Süden und Südosten hin vorkommen, bilden den nördlichen Theil. Viele dieser Berge sind mit Gras bedeckt und begünstigen dann die Schafzucht. Die meisten indessen tragen Heide oder Moos, oder sind Felsen, Sandberge und endigen oft in große Felsen von 3—4000 Fuß Höhe, in verwitterte Hörner, so, daß der Blick zwar oft auf große, malerische, aber nicht sehr abwechselnde Massen stößt. Ist nun auch

weder auf diesen Bergen, noch selbst in den Thälern, deren Boden mit dem der Berge in der Hauptsache gleich ist, die Fruchtbarkeit zu Hause, so hat doch die betriebsame, umsichtige Gewohnheit der Bewohner, die dort Herden von Schaf- und Rindvieh halten und hier alle nur gedeihenden Anpflanzungen versuchen, den undankbaren Boden so zu benutzen gewußt, als es möglich ist und wo ein besserer Strich hindurchzieht, ihn aufs beste veredelt. Längs den Flüssen ziehn zum Theil dürre Sandstrecken hin. An den Mündungen der Flüsse ist dagegen oft gutes Land zu finden. Die Bergkette nach Westen zu in der Nähe von Roß und Sutherland dachen sich, im Westen am höchsten, nach Osten ab und die Ostküste dieser Striche ist daher flaches Land, das mit einem Vorgebirge, Ordhead, endet. Caithneß, das hier anfängt, bildet dann den nordöstlichen Theil und ist mit geringen Ausnahmen im Ganzen morastig und niedrig gelegen. Westwärts liegen die schwarzen, dürren Hügel von Sutherland. Auch der mittlere Theil Schottlands ist sehr bergig. Eine Kette schneidet in der Breite 40—60 Meilen hindurch und ist blos mit Heide bedeckt, doch geben die Thäler treffliche Weiden. Nach Osten dachen sich auch diese Berge ab, so, daß Aberdeen, Moray, Banff zum großen Theil Ebenen sind, und von den erstern nur die Grafschaft Argyle bedeckt wird, während die See zugleich große Buchten an der Küste bildet. In beiden Theilen Schottlands, welche mehr als zwei Drittheile seines Flächeninhaltes wegnehmen, ist der des Anbaues fähige Boden in keinem Verhältniß zum entgegengesetzten. Nur längs der östlichen Küste gleicht er dem von England und das bemerkte Verhältniß zeigt sich umgekehrt. Dagegen hat der südliche Theil die größte Mannichfaltigkeit; grüne Flächen sind von wasserreichen Flüssen belebt; unzählige Herden weiden darauf, lachende Hügel wechseln mit fruchtbaren Thälern, Gehölzen, Felsen, steilen, engen Schluchten, rauschenden Wasserfällen, und um den Contrast zu erhöhen, fehlen selbst wilde Heiden und unfruchtbare Moore nicht. Die Cheviothills (Cheviotberge) laufen hier längs der Grenze von Northumberland; eine andere Kette geht durch Peebles und längs den Grenzen von Berwick und Haddington; eine dritte durch Mid-Lothian und eine vierte nach der Mündung der Clyde. Die darin liegenden Striche sind eben, fruchtbar und wasserreich. Der südwestliche Theil ist bergig und wenig bevölkert. Am nördlichen Abhange dieser Bergrücken liegen die eigentlich sogenannten Niederlande bis zur Grampiankette, die sie vom mittlern Schottland trennt. Auf dieser großen Ebene bilden die Baien vom Forth- und Clydefluß eine Landenge. Einzelne bemerkenswerthe Berge sind hier noch der Redhead in Angus, der sich nach Dumbarton hin verliert, und wieder drei verschiedene Ketten, die Sidlawhills, die Ochilhills und die Kilsyth mit den Campseyshills bildet. Zwischen der Sidlawkette und den Grampiansbergen liegt das große, fruchtbare, schöne Thal von Strathmore. Wenig Länder haben eine so große Küstenausdehnung, als Schottland, vom Schloß Berwick, an der äußersten Südostküste geht dieselbe bis zum Forthbusen nordwestlich, der von Lothian und Fife begrenzt wird. Den östlichen Theil des letztern durchschneidet die Bucht vom Tay, deren Breite 2—3 Meilen beträgt. Von seiner Mündung aus steigt die Küste nordnordöstlich nach Kinnairdhead, dem äußersten nordöstlichen Puncte von Aberdeenshire. Zwischen diesem Vorgebirge und der Küste von Caithneß ist ein großer, dreieckiger Meerbusen, dessen östliche Ausdehnung 70 Meilen beträgt und den man in die Engen

oder Baien von Moray, Cromarty und Dornoch theilt, welche von kleinen Halbinseln gebildet werden. Die Nordküste zwischen Duncansbyhead und Cap Wrath längs dem Pentlandbusen ist wegen des steilen Felsenufers schwer zu befahren. Längs der Westküste bildet die See viele Einschnitte und darin treffliche Ankerplätze. So einer ist die Mündung der Clyde, den auf der einen Seite Ayrshire, auf der andern Cantyre, Arran und Bute begrenzt. Von da geht die Küste bis Mull of Galloway, dem südwestlichsten Grenzpuncte Schottlands. Zahlreiche Flüsse, die rasch von den Bergen ihren Lauf nach der See fortsetzen, durchschneiden Schottland aller Orten und in der Nähe ihrer Quellen bilden sie die schönsten Landschaftspartien mit Wasserfällen aller Art. Die vornehmsten im nördlichen Theile sind der Conon, Naver und Beaulyfluß, die aber alle nicht von fern denen im mittlern Theile gleichen. Hier strömt von Lochaber die Spey wüthend rauschend in die östlich das Land bespülende See. Der Dee und Don eilen der Nordsee zu, wo der erstere den Hafen von Aberdeen bildet, der nördliche und südliche Esk, wovon jener den Hafen in Montrose schafft. 30 Meilen tiefer ist der Tay, einer der breitesten Ströme in Britannien, der 6 Meilen unter Dundee in die Nordsee fällt. Der Forth-, der Clyde-, der Tweedfluß sind im Süden, unzähliger anderer geringerer Flüsse nicht zu gedenken. Eben so zahlreich und von großem Umfange sind die Seen (Lochs) mit ihren oft beschriebenen malerischen Ufern. Loch Leven, Naver, Lomond, Aw, Tay, Neß, Shin, Lochay sind darunter die berühmtesten. — Edle Metalle hat das Land jetzt nicht mehr in seinen Bergen. Wohl aber war dies in ältern Zeiten der Fall. Als Jacob V. die Tochter des französischen Königs heirathete, wurden die Gäste mit daraus geschlagenen Münzen beschenkt und man schlug jährlich 48,000 Pf. Sterl. Goldstücke. Auf bloßes Silber hin arbeitet man in keiner Mine mehr, doch ist das Blei in dieser Hinsicht reichhaltig. Die größte Grube der Art ist in den Ochillsbergen. Dagegen findet man Eisen in Menge, eben so Blei, Quecksilber, Kobalt, Wismuth, Kupfer und Steinkohlen; letztere besonders im mittlern und südlichen Schottland. Kalk-, Sand- und Schieferstein ist überall in Menge. Einige Marmorbrüche können mit denen Italiens wetteifern. Sapphire, Topasen, wie sie kein Land aufweisen kann, Rubinen, Smaragden, Granaten, Amethysten (zum Theil 30—40 Guineen werth), kostbarer Berylle, Achate (diese in allen Arten, wo Basaltfelsen sind, aus denen sie der Regen mitbringt), Krystalle, Jaspis, Kiesel in allen Farben, Chalcedon, Granit mit schönem Geäder, finden sich zum Theil in größter Menge und Güte vor. Außerdem trifft man auch mehrere diesem Lande ziemlich eigene Fossilien, namentlich den Basalt in großen Massen bei Staffa. An Mineralquellen kann es hier am wenigsten fehlen. Stahlwasser sind unzählig. Schwefelwasser finden sich bei Edinburgh, Moffat u. s. f. Andere Quellen enthalten Salze. Mehrere, aus kalkgebirgen entspringend, zeigen versteinernde Kraft. — Die berühmten „kaledonischen Wälder" sind jetzt sehr klein geworden und bestehen meistens noch aus Tannen, ohne daß aber Eichen und andere Laubhölzer fehlten. Einige haben doch noch eine Länge von 31—40 Meilen und lassen daher große Lasten von Holz verflößen, namentlich auf dem Spey rc. — Die Fruchtbarkeit des Bodens ist im ganzen geringer als in England, was indessen nicht von der nördlichen Lage, selbst nicht von dem Gebirge, sondern vom Boden selbst bedingt sein mag. Einzelne Thäler, wie bei Ber-

wick, in den drei Lothians, Fife u. s. f. sind so trefflich, als irgend ein Theil der ganzen Insel und der Ackerbau ist im Süden, im mittlern Lande auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Erbsen ꝛc. wachsen in Menge. Für Hanf und Flachs aber sagt der Boden so wenig zu, wie für alle in England wachsenden Früchte. Der Gartenbau macht immer neue Fortschritte. Äpfel und ähnliche Früchte sind im Überflusse vorhanden. Wüste Orte werden jetzt mit Nadelholz angesäet, wobei man außer Tannen besonders auf Lerchenbäume Rücksicht nimmt, ohne die Laubhölzer zu vergessen, insofern sie besonders den Sinn für Schönheit befriedigen. Der Wachholderstrauch wächst auf allen Bergen und die Küsten sind mit Tang bedeckt, der für die Gewinnung des Laugensalzes ein bedeutender Gegenstand ist. — Vermöge seiner Lage im Meere und in einer nördlichen Breite wechselt Schottlands Clima ungemein, doch ist der Winter weniger anhaltend, als in ähnlicher Breite auf dem Festlande, und im Sommer kühlen die Seewinde die Luft. Selbst im Süden Englands ist der Winter meist härter, dauert aber in Schottland gewöhnlich länger. Die größte beobachtete Hitze war 92° Fahrenh. und die größte Kälte 3°. Gleich andern Bergländern regnet es hier viel, besonders auf der Westküste, wo der Wind vom atlantischen Ocean die Dünste herüberführt. Man rechnet dort jährlich 205 Regen- und Schneetage, dagegen auf der Ostküste 230 heitere Tage gegen 135, wo Schnee oder Regen ist. In der höchsten Breite ändert der Windstrich häufig der Stärke und der Heftigkeit nach, wobei die Richtung der engen Thäler auf beide oft gewaltigen Einfluß hat. Auf der Westküste ist zwei Drittheil des Jahres über der Südwind vorherrschend und begründet warmes und feuchtes Wetter. Auf der Ostküste hat man ein Drittheil des Jahres hindurch Nord- und Nordostwinde, die kalt und für die Pflanzen, wie für die thierische Welt unwillkommen sind. Besonders wehen sie im März und April, oft aber auch den Junius und oft auch den ganzen Sommer hindurch. Bei dem nahen Meere ist die Luft im Ganzen reiner, gemäßigter und gesünder, als man es in diesem nördlichen Clima vermuthen sollte. Tiefen Schnee findet man nur während des Winters im Innern der Hochlande. — Von wilden Thieren gibt es in Schottland Füchse, Dachse, Katzen, Hirsche, Rehe, Wiesel und Igel ꝛc. Ehemals fand man auch Wölfe, Auerochsen, Biber. Die zahmen, welche England nährt, pflegt man auch hier. Die schottländischen Schafe sind kleiner, geben aber bessere Wolle, als die englischen. Der hiesige Schäferhund bildet eine besondere Race und ist zum Theil noch ganz rein erhalten. Von Waldvögeln gibt es Fasane, Schnepfen (beide aber in geringer Zahl), Auerhähne, Haselhühner, Rebhühner ꝛc. Das zahme Geflügel läßt keine besondern Arten bemerken. Die Flüsse und Buchten haben einen Überfluß von Fischen, namentlich an Heringen, Neunaugen, Lachsen, Aalen, Stören, Stockfischen ꝛc. An den Küsten der Orkneyinseln treiben oft Wallfische an. Eine in dies Geschlecht gehörige Art streift häufig an der Westküste und belebt manche Thransiederei. — Das Manufacturwesen Schottlands hat einen hohen Aufschwung genommen. Indessen vergingen gegen 150 Jahre, seitdem Schottland mit England vereint ist, bevor es aus seinem Schlummer erwachte. Seit 1750 ist aber jeder Zweig des erstern aufgeblüht. Flachs und Hanf werden zu den mannichfachsten Leinwanden verarbeitet, und dienen theils im Lande, theils gehen sie nach Westindien. Die feinere Leinwandfabri-

cation hat indessen durch die Concurrenz mit Irland und den vermehrten Gebrauch der baumwollenen Stoffe verloren, auch ist das Spinnen des Flachses nicht mehr die Lieblingsbeschäftigung aller schottischen Frauen, sondern durch Maschinen verdrängt worden, so, daß Tausende derselben genöthigt werden, in den Manufacturen zu arbeiten, wo beide Geschlechter ohne Unterschied zusammen sind und die Sitten immer mehr von jener frühern, edeln Einfalt verlieren. Diese Spinnmaschinen sind besonders in Aberdeen, Angus, Fife und Mearns zu Hause. Baumwollenmanufacturen haben auf gleichem Wege einen außerordentlichen Umfang gewonnen. Sie arbeiten besonders feinere Bekleidungsstoffe, wie Musseline, Shawls u. s. f. Unermeßliche Quantitäten werden hier in vorzüglicher Güte geliefert. Manche Maschineneinrichtung ist schottischen Ursprungs. Der Hauptsitz dieses Industriezweiges ist Glasgow, Paisley und die Umgegend. Garne der Art gehen in Menge nach Westindien. Der Druck der Calikos ist von nicht geringerer Bedeutung. — Schottlands Eisenhämmer gehören zu den bedeutendsten in Europa. Die größte Fabrik der Art ist Carron bei Falkirk. Es werden hier jährlich 6500 Tonnen gegossen und 2000 Menschen sind in steter Arbeit. Man zählt im ganzen Lande 40—50 Eisengießereien und sie fördern eine Masse von 30,000 Tonnen jährlich (600,000 Centner). Den Preis des Guß-, des Schmiedeeisens, des Stahls, der daraus gefertigten Artikel zu berechnen, würde nicht möglich sein. Eine große Menge Eisenwaaren geht nach Amerika, Westindien und in andere brittische Colonien, namentlich Anker, Achsen, Walzen, Äxte, Hämmer und hundert ähnliche Bedürfnisse der Haushaltung. Alle Dinge, wobei Holz verarbeitet wird, werden in unglaublicher Menge gefertigt. Da in Schottland gegen 3600 Wasser-, 100 Wind- und mehrere Tausend andere Mühlen sind, so kann man darnach die Zahl der in Holz arbeitenden Menschen berechnen. Der Maschinenbau, namentlich auch der der Dampfmaschinen, ist selbst wieder ein bedeutender Industriezweig geworden. An diese Classe von Arbeiten reihen sich die Erbauer von Schiffen, musikalischen Instrumenten u. s. f. Docken, zur Ausbesserung und Erbauung von Schiffen finden sich in allen Städten. Die Durchschnittszahl von schottischen Fahrzeugen in allen Größen wird über 2500 berechnet. Glashütten, die alle Sorten Glas liefern; Seifen-, Licht-, Stärkefabriken, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Brauereien sind in Menge und von ausgezeichnetem Umfange da. Die Heringsfischerei an der Küste, der Wallfischfang in der Davidsstraße und bei Grönland beschäftigt eine Menge Hände, was selbst vom übrigen Fischfange an der Küste, in den Flüssen gilt.

Ehemals nahm Schottland am auswärtigen Handel wenig Antheil. Es tauschte hauptsächlich Wolle, Häute und andere rohe Producte gegen Korn, Wein und Specereien aus. Indessen Ein- und Ausfuhr war von geringer Bedeutung, denn im 13ten Jahrh. hatte das Land in allem nur 20 kleine Fahrzeuge, die der Hebriden abgerechnet. Zu Cromwells Zeiten beschäftigte der Handel 93 Schiffe, welche 2724 Tonnen führten. Von da an nahm der Handel zu, besonders mit dem Norden und Osten Europas. Die Holländer knüpften wegen des Heringsfanges freundschaftliche Verbindungen an. In der Mitte des vorigen Jahrh. gingen aus den östlichen Häfen Schottlands bedeutende Ladungen nach Holland, Schweden, Norwegen, den Ostseehäfen. Seitdem ist dies immer gestiegen und während Flachs, Hanf, Korn, Holz, Eisen ꝛc. eingeführt wird, gibt Schottland seine

baumwollenen und anderen Waaren dafür hin. Große Verbindungen bestehen hauptsächlich mit Archangel, Spanien, Portugal, dem mittelländischen Meere, mit Canada; Leith, Dundee, Aberdeen, Arbroath, Montrose, Peterhead, Banff und Inverneß sind die vorzüglichsten Verladungsplätze. Auf dem Clyde ist der Sammelplatz für die meisten Schiffe, die mit Amerika und Westindien die Geschäfte führen. Seit 1814, wo die ostindische Compagnie in ihrem Monopol beschränkter ist, gehen auch dahin Schiffe ab. Mit London findet ein lebhafter Küstenhandel statt. Schnellsegler gehen regelmäßig in unglaublicher Geschwindigkeit, da ihnen, die von Dampf getrieben werden, Wind und Wetter kein Hinderniß entgegenstellen können. Die Zölle haben daher, nebst den andern Einkünften des Staates, sich jedes Jahr gemehrt und wenn sie 1801 noch nicht 2 Millionen Pf. St. betrugen, so gaben sie 1814 4,403,014 her. — Die Einwohner Schottlands zerfallen in Hoch- und Niederländer. Sprache, Kleidung, Gewohnheiten sind bei beiden wesentlich verschieden. Jene gleichen darin den Einwohnern Irlands, denen von Wales, diese dagegen fast gänzlich den Engländern. Die Sprache der ersteren ist ein Zweig der celtischen oder hier sogenannten galischen, wie sie im Innern Irlands und im Norden desselben gefunden wird. Die ehemalige Art sich zu kleiden, scheint allmählig zu verschwinden, herrscht aber doch in vielen Orten und selbst Leute von Stande tragen sich so bei besondern Gelegenheiten. Es besteht diese Kleidung aus wollenem Zeuge, verschieden gefärbt, Tartane genannt, der der alten Römer nicht unähnlich. Im Süden dagegen ist Kleidung und Sprache die englische und es sind nur wenig Eigenthümlichkeiten zurückgeblieben. Da das Englische die Sprache der Gelehrten, der Vornehmen ist, da die schottische nicht mehr geschrieben wird, so steht sie in Gefahr, ganz auszusterben. Indessen einige ihrer trefflichen Nationalgesänge werden immer zeigen, was sie war, und Ferguson und Burns haben von ihr Proben genug aufbewahrt, während der geniale Verfasser des Waverley die Sitten und Gebräuche schottischer Vorzeit nie vergessen lassen wird. Schottische Wendungen und Ausdrücke und charakteristische Züge treten ja in seinen unsterblichen Romanen mit einer Kraft und Lebhaftigkeit und Individualität hervor, daß sie die Theilnahme des ganzen Europas rege gemacht haben. — Der Volkscharakter ist im Ganzen gut. Die Schotten sind kühn, unternehmend, thätig, und um das Glück zu erhaschen, in allen Theilen der Erde zerstreut, wo sie ihre nüchterne, besonnene Lebensweise nicht vergessen. Nur wirft man ihnen vor, daß sie, ihre Zwecke zu erreichen, oft zu gefällig, nachgiebig, selbst knechtisch sind. — Durch den Parlamentsbeschluß von 1696 ward die presbyterianische Kirche eingeführt und bei der Union mit England bestätigt. Es gründet sich dieselbe auf vollkommene Gleichheit aller geistlichen Stellen und sie ist in ihrem Äußern ungemein einfach. Keine Pracht, keine Ceremonie, kein Hülfsmittel der Musik oder Malerei darf hier der Andacht zur Hülfe kommen. Es gibt in Schottland 899 Pfarreien und 938 Geistliche, die in denselben angestellt sind. Ein Gemeindeausschuß unterstützt sie und bildet mit ihrem Prediger ein Kirchenrecht, das die erste Instanz der Art macht. Mehrere Prediger aus benachbarten Pfarreien machen ein Presbyterium aus, das über die Aufführung der Geistlichen und alle andere kirchlichen Angelegenheiten wacht. Höher, als dies, steht wieder die Synode, ein Ausschuß aus Presbyterien, wozu aus jeder Gemeinde der Kirchenälteste kommt. Sie bildet ein Appel-

lationsgericht. Die Hauptversammlung, wozu noch die Universitäten und königlichen Ortschaften ihre Abgeordneten senden, besteht aus 200 Predigern, 89 Kirchenältesten, 67 Ältesten aus königlichen Flecken, 5 Predigern der Universitäten, in allem 361, sie ist der höchste geistliche Gerichtshof, tritt jährlich im Mai zusammen und arbeitet zehn Tage lang. Die Einkünfte der Geistlichkeit sind mäßig, bei verheiratheten nur gerade ausreichend, und fließen aus Ländereien, Renten, dem Zehnten, von dem ein Theil bei der Reformation zu dem Zweck angewiesen ward. Vor einiger Zeit ging eine Acte durch, die aus den Staatseinkünften das Fehlende zusichert, wenn der Geistliche jährlich unter 150 Pf. bezieht, was also die geringste Pfründe gewährt. Außer Presbyterianern finden sich noch eine Menge Anhänger der bischöflichen Kirche, Quäker, Wiedertäufer, Catholiken in den Hauptstädten und im Norden des Landes, wo ihre Religion durch die Reformation nie ganz verdrängt worden ist. — Für Erziehung ist in keinem Lande besser gesorgt, als hier, und darum ist das Volk auch ungewöhnlich gebildet. Schon unter Wilhelm und Maria ward durch eine Acte in jeder Pfarrei eine Schule angeordnet, worin Elementarunterricht und häufig Griechisch und Lateinisch getrieben wird. Unwissenheit galt seit jener Zeit für Schande. Die damals ausgeworfene Besoldung der Volkslehrer ist seitdem um zwei Drittheile erhöht und jedem ein Wohnhaus mit wenigstens zwei Zimmern und einem Garten angewiesen worden. Unter den vier schottischen Universitäten, Edinburgh, St. Andrews, Aberdeen und Glasgow, behauptet Edinburgh den ersten Rang, besonders in der Arzneiwissenschaft. — Die alte Verfassung Schottlands schwand seit der Vereinigung mit England. Im Parlament wird der schottische Adel durch 16 Pairs vertreten; die Gemeinen haben im Hause derselben 30 Abgeordnete zu ernennen, wozu noch die königlichen Ortschaften, 65 an der Zahl, 14 und die Stadt Edinburgh einen sandte. Die alten Sitten, Einrichtungen und Gesetze sind dagegen noch immer in Kraft geblieben. Ein Justizcollegium, errichtet von Jacob V. 1532, verwaltet die bürgerliche Rechtspflege nach jenen alten Gesetzen und läßt nur an die Lords eine Appellation zu, von welchen es selbst einen aus 14 Beisitzern und einem Präsidenten bestehenden Ausschuß bildet, der seit 1807 wieder in zwei Abtheilungen zerfällt. 1815 ward für bürgerliche Rechtshändel ein Geschworenengericht ernannt, das aus einem Vorsitzenden und zwei Beisitzern besteht. Für peinliche Fälle ist ein besonderer Gerichtshof, der zwar gleich den englischen Assisen durch Geschworne entscheidet, ohne daß aber der Angeklagte einen derselben verwerfen darf. Dagegen wird ihm eine Abschrift der Klage vorher mitgetheilt; er erhält das Verzeichniß der auftretenden Zeugen und von 45 Männern, aus welchen fünf Geschworne binnen 15 Tagen von ihm zu bezeichnen sind. Die vorsitzenden Lords durchreisen jährlich das Land zweimal. Die Schatzcammer hat dieselbe Macht und Gewalt, wie in England und besteht, außer den Unterbeamten aus fünf Baronen, von denen einer an der Spitze steht. Eine Jury entscheidet auch hier in zweifelhaften Fällen. Das Seewesen wird von einem Admiralitätshofe verwaltet, den ein Lieutenant und Gerichtsanwald des Königs in allen See- und Handelsangelegenheiten repräsentirt, von dessen Ausspruch dann aber Appellation an jene beiden Gerichtshöfe für Civil- und Criminaljustiz statt findet, je nachdem die Beschaffenheit des Falles ist. Das Advocatencollegium entspricht den englischen Instituten der Art und umfaßt zugleich die Notarien und nicht promovirten Rechtsanwälde.

über Ehen und Ehescheidungen, Testamente, Begräbnißkosten, Schulden unter 40 Pfund 2c. entscheidet ein Gericht von vier Männern, die die Krone ernennt. Dieselbe bezeichnet auch den Großsiegelbewahrer, den Kleinsiegelbewahrer, den Kronanwald u. s. f. Außerdem hat jede Grafschaft ihren Sheriff dessen Gerichtsbarkeit sich auf mehrere, jenen Gerichtshöfen nicht unterworfene bürgerliche und peinliche Fälle bezieht. Noch unbedeutendere Fälle werden von den Ortsbehörden verhandelt und der Sheriff hat die Oberaufsicht. Seit 1809 gibt es auch Friedensgerichte, deren Wirkungskreis indessen nicht genau bestimmt ist, und Schuldsachen unter 5 Pf. werden vor einem besondern Gerichtshofe gleich summarisch abgeurtheilt. —

Schottlands älteste Geschichte ist ungewiß. Die frühesten Bewohner des Landes gehörten wahrscheinlich zu dem großen Celtenstamme. Die Römer, die schon 50 Jahr v. Chr. in Süd-Britannien herrschten, besetzten erst 130 J. später auch Nord-Britannien, oder Kaledonien, ein Name, der im weitesten Sinne den ganzen Landstrich vom Tweed bis an das nördlichste Ende des Landes bezeichnete; das eigentliche Kaledonien aber begriff nur die Landschaften Stratherne, Argyle, Breadalbane, Athol und Perth. Die Kaledonier, ein roher aber tapfrer Volksstamm, oder Völkerbund, setzten den Römern einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und diese erbauten, um ihres Reiches Grenzen zu sichern, unter Hadrians Regierung eine feste Mauer zwischen dem Solway und dem Tyne, und zwanzig Jahre später eine zweite ähnliche Schutzwehr. Die Bewohner des Landes theilten sich nach dem 2ten Jahrh. in zwei Hauptvölker, die Scoten, im Hochlande jenseit der Grampianberge angesiedelt, und die Pikten die diesseits im Niederlande wohnten. Jene scheinen aus Irland herüber gekommen zu sein. Beide Völker fochten zuweilen vereint gegen die Römer, waren aber häufig in Fehden mit einander, bis im 9ten Jahrh. der Scotenkönig, Kenneth II., die Pikten bezwang und beide Völker und Reiche unter dem Namen Schottland vereinigte. Das Christenthum scheint im 6ten Jahrh. durch irländische Mönche verbreitet worden zu sein. Die Reihe der ältern Könige ist ungewiß. Erst mit Malcolm III., zugenamt Canmore, dem Sohne des von Makbeth ermordeten Duncan, kommt Licht in die dunkle Sagengeschichte des Landes. Bei einem Einfalle, den er in der 2ten Hälfe des 11ten Jahrh. in England machte, entführte er viele Gefangene, und durch diese und viele Fremdlinge, die bald nach der Eroberung Englands durch die Normänner sich ansiedelten, wurden in Südschottland, das überhaupt früher als das nördliche Fortschritte in der Gesittung gemacht hatte, Sprache, Sitten, Kenntniß und Gebräuche der Angelsachsen eingeführt. Die Hochlande lagen noch in tiefer Barbarei. Schon im 12ten Jahrh. bestand eine Lehnsabhängigkeit der schottischen Könige von den englischen, und obgleich Richard I., um Geld zum Kreuzzuge zu erhalten, diese Oberherrlichkeit ablösen ließ, so gaben doch die später erneuerten Ansprüche oft Anlaß zu blutigen Kriegen zwischen beiden Ländern. Nach dem Aussterben der männlichen Linie des alten schottischen Herrscherstammes (1289) errang der König von England, Eduard I., durch Einmischung in den Streit der Kronbewerber die Oberherrschaft über Schottland. Der großherzige Wilhelm Wallace (s. d. Art.) erlag in dem Versuche, Schottlands Freiheit zu retten; Robert Bruce aber, ein Abkömmling des alten Fürstenstammes, gewann (1306) die Krone und sicherte durch den Sieg bei Bannockburn (1314) die Unabhängigkeit seines Vaterlandes.

Was sein Heldengeist errungen hatte, konnten seine schwächern Nachfolger nicht behaupten, und die meist unglücklichen Kriege mit England dauerten fort, da der alte Bund Schottlands mit Frankreich, der durch die feindselige Stellung beide Länder gegen England (s. Großbritannien) herbeigeführt wurde, der Zwietracht immer neue Nahrung gab. Robert Bruces Mannsstamm erlosch schon 1371 und das verwandte Haus Stuart (s. d. Art.) kam auf den Thron. Die Kriege mit England und die häufigen vormundschaftlichen Regierungen in dem, durch eigne Schuld unglücklichen Fürstengeschlechte, trugen hauptsächlich dazu bei, die Macht des, wiewohl nicht zahlreichen Adels mehr als in andern Ländern zum Nachtheil der königlichen Gewalt und des Gemeinwohls zu erheben, da in dem armen und gewerblosen Lande erst spät ein gebildeter Mittelstand aufkam. Zwar gab es auch hier, wie in England, schon früh eine den König beschränkende ständische Macht, die aus den unmittelbaren weltlichen Vasallen der Krone und den, um mehr als ein Drittheil zahlreichern geistlichen Baronen bestand, und schon unter Robert Bruce nahmen auch die, jedoch nicht zahlreichen Städte Antheil daran; aber diese achteten ihre ständischen Vorrechte so geringe, daß sie noch im 15ten Jahrh. durch Zwangsgesetze zum Erscheinen im Parlament angehalten werden mußten. Die Ständeversammlung bestand nur aus einer Cammer, daher die städtischen Abgeordneten die Gegenwart des mächtigen Adels scheuten, während dieser, nur des Kriegshandwerks kundig, die gesetzgeberischen Arbeiten gern der Geistlichkeit überließ. Des Königs Vorrecht war es, das Parlament zu versammeln und Gesetze vorzuschlagen, die immer angenommen wurden. Opposition galt mit Hochverrath für gleichbedeutend, und die Mißvergnügten Glieder der Ständeversammlung konnten ihre Unzufriedenheit nur durch Ausbleiben zu erkennen geben. Die Rechtspflege gehörte zwar scheinbar dem Könige; die Kriegsmacht und der größte Theil der bürgerlichen Richtergewalt aber war in den Händen der weltlichen Barone, welchen die geringern Edlen theils durch Verleihungen von Ländereien, theils durch Stammverbindungen, theils durch Anwartschaft auf Belehnungen anhingen. Eine Eigenheit des schottischen Lehnwesens war die Abgabenfreiheit zu einer Zeit, wo andere Länder, wie z. B. Frankreich, schon mit Steuern belastet waren, und der Umstand, daß die königliche Gewalt im Kriege geschwächt wurde, in Friedenszeiten aber wuchs, da im Kriege die Soldaten ihren Häuptlingen und nicht dem Könige gehorchten. Bis zu Anfange des 15ten Jahrh. hatten die Schottländer nur geringe Fortschritte in der Gesittung gemacht. Krieg war die Beschäftigung des Adels, Jagd und wilde Zechereien der Zeitvertreib der Häuptlinge. Die Folgen des Despotismus, Knechtsinn, Trägheit und Dürftigkeit, zeigten sich in auffallenden Zügen. Die Landleute, wiewohl stets durch Muth und Anhänglichkeit an ihr Vaterland ausgezeichnet, folgten dem Beispiele, das ihnen die Rohheit ihrer Obern gab; von den Wohlthaten ihrer Lehnherren abhängig, kannten sie keine Gewerbsamkeit. Selbst die geringsten Manufacturerzeugnisse, z. B. Hufeisen, Sättel, Zäume, kamen aus Flandern. Der Ackerbau lag in der tiefsten Rohheit und lieferte nur die nothdürftigsten Erzeugnisse, da gerade die fruchtbarsten Landschaften, das südliche Grenzland, stets den Verheerungen des Krieges ausgesetzt waren. Noch im Anfange des 15ten Jahrh. mußte durch ein Strafgesetz befohlen werden, daß jeder Pachter, der mit 8 Ochsen pflügte, jährlich eine Metze Weizen, 2 Metzen Erbsen und 40 Bohnen aussäen sollte. Brot ward als Leckerbissen gegessen

Innere Fehde störten unaufhörlich die Herrschaft des Gesetzes, und wenn die Regierung den Frieden schützen wollte, geschah es durch Mittel, die eben so viel Rohheit verriethen, wie denn noch 1396 der Streit zweier feindlichen Stämme des nördlichen Schottlands durch einen gerichtlichen Kampf von 30 Kriegern aus jeder Partei in Gegenwart des Königs und seines Hofes geschlichtet wurde. Jacob I., der als Gefangener in England erzogen, seine trefflichen Geistesanlagen in hohem Grade ausgebildet hatte, suchte durch kraftvolle Verwaltung Gesittung zu verbreiten und den Landfrieden herzustellen. Ein Ober-Gerichtshof ward errichtet, die Anlegung von Gasthöfen in den Städten (1424) befohlen; Handwerker kamen aus Flandern. In der ständischen Verfassung wurde, da die Versammlungen, trotz der Strafdrohungen, nur unregelmäßig besucht wurden, 1428 eine Veränderung gemacht, wodurch die kleinern Barone und Freisassen von der gewöhnlichen Erscheinung befreit wurden, unter der Bedingung, daß aus jeder Grafschaft zwei gewählte Abgeordnete erschienen, die zugleich das Recht erhielten, den Sprecher (Präsidenten) des Parlaments zu wählen. Weniger gelang der Versuch, das nördliche Schottland, das unter mächtigen Häuptlingen stand, und von dem übrigen Lande durch hohe Berge getrennt, durch eine eigene Sprache geschieden war, der Obergewalt der Könige zu unterwerfen, die sich hier nur schwach und selten behaupten konnte. (S. Hochland.) Jacob, durch seine kräftige Verwaltung den mächtigen Edlen verhaßt, ward das Opfer ihrer Rache. Seine Geschichte liefert uns eins der merkwürdigsten Beispiele von dem Übermuthe des Lehnadels. Ein Edler, Robert Graham, durch erlittene Gefängnißstrafe erbittert verband sich mit andern, dem Könige die Beschwerden des Adels vorzutragen, von seiner Heftigkeit hingerissen aber sprang er in der Ständeversammlung von seinem Sitze auf, trat wüthend zu dem Throne, und seine Hand an den König legend, rief er: „Ich verhafte Euch, im Namen der hier versammelten Stände Eures Reichs. Wie euer Volk Euch Gehorsam geschworen, so seid auch Ihr durch einen Eid gebunden, nach dem Gesetze zu herrschen, nicht aber eure Unterthanen zu kränken, sondern sie gerecht zu beschützen.“ Und sich umsehend, setzte er hinzu: „Hab ich nicht wahr geredet?“ Er ward zwar sogleich verhaftet, zu Verbannung und Güterverlust verurtheilt, aber der Verwegene kündigte dem Könige aus seiner Verbannung in einem Briefe den Gehorsam auf und drohte ihm Rache. Mit Verschworenen verbunden, wozu selbst Jacobs Oheim gehörte, drang der Geächtete am Weihnachtsfeste 1437 ins Schloß und der König wurde nebst seiner Gemahlin ermordet. Seine nächsten Nachfolger setzten den Kampf gegen den unruhigen Lehnadel fort, während die Fehden mit England nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen wurden. Der argwöhnische Jacob III., der nach Gewaltherrschaft strebte, obgleich sein Geist dem Unternehmen nicht gewachsen war, unterdrückte alle Stände, suchte den Einfluß des Parlaments zu vernichten, und führte die noch bestehende, in unsern Tagen so heftig angefochtene Gemeindeverfassung ein, indem er den Bürgern das alte Vorrecht, ihre Stadtobrigkeit zu wählen, entriß, und dem abgehenden Rathe die Wahl des neuen überließ. Er fiel feig im Kampfe gegen den empörten Adel. Unter seinem Nachfolger, Jacob IV., einem geistreichen Fürsten, begann eine bessere Zeit für Schottland, und seine Vermählung mit Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, legte den Grund zur spätern Vereinigung beider Länder. Die Rechtspflege wurde verbessert, der Landfriede ge-

sichert, und das Recht der städtischen Abgeordneten, zu den Steuerbewilligungen ihre Zustimmung zu geben, gesetzlich begründet. Schifffahrt und Fischerei wurden ermuntert und um Ackerbau und Gewerbsamkeit zu beleben, die geringern Lehnleute 1457 von persönlichen Kriegsdiensten befreit, und blos zu Abgaben und landwirthschaftlichen Diensten verpflichtet. Die unwissenden Edelleute mußten bei schwerer Strafe ihre Söhne in der lateinischen Sprache und in den Wissenschaften unterrichten lassen, um sie zu Richtern und Beamten tauglich zu machen, eine Maßregel, die viel zur Verbreitung von Kenntnissen beitrug; die Erziehung der geringern Volksclasse aber blieb vernachlässigt, weil man sie für unnöthig, oder gar der Lehnsabhängigkeit und der geistlichen Obergewalt nachtheilig hielt. Es konnte daher, ungeachtet im 15ten Jahrh. zwei Universitäten, Glasgow und Aberdeen, gestiftet wurden, allgemeine Bildung doch nicht gedeihen. Ein neuer Krieg mit England, worin der König unbesonnen sich einließ, endigte (1513) mit der Niederlage bei Flodden, die ihm und vielen Edeln des Landes das Leben kostete. Dieses Unglück brachte Schottlands Unabhängigkeit wieder in Gefahr und stürzte das Land in neue Zerrüttungen, um so mehr, da eine minderjährige Regierung folgte, während welcher Parteiungen herrschten, die England benutzte. Seitdem war stets, bis zur Vereinigung beider Kronen, eine englische Partei in der Regierung Schottlands wirksam. Jacobs V. Vermählung mit einer Verwandten des französischen Königshauses, Maria von Guise, knüpfte den Bund mit Frankreich fester. Der englischen Partei trat nun eine französische entgegen, deren Ränke desto verderblicher wurden, da die Guisen durch dieselbe bald Gelegenheit fanden, ihren Eifer gegen die Reformation auch in Schottland wirken zu lassen. Die neue Lehre hatte durch mehrere schottische Edelleute, die in der ersten Zeit nach der Reformation in Deutschland gewesen waren, in Schottland früh Eingang und Empfänglichkeit gefunden, da es hier schon im 15ten Jahrh. heimliche Anhänger Wiclefs (s. d. Art.) gegeben hatte, die in mitternächtlicher Einsamkeit die Bibel in der englischen Übersetzung lasen. Die in Schottland herrschende Unwissenheit unter Geistlichkeit und Laien setzte jedoch der Verbreitung des Lichts viele Hindernisse entgegen. Während in Deutschland, Holland, England und Frankreich die Wiederaufiebung der Wissenschaften der Reformation vorausgegangen war, und deren Fortschritte beschleunigten, hatte in Schottland gerade das Gegentheil statt, da der Anfang literarischer Bildung hier der Einführung der protestantischen Lehre folgte. So war die griechische Sprache lange nach der Zeit, wo man sie auf dem Festlande und in England schon mit Eifer trieb, fast noch ganz unbekannt in Schottland, bis endlich 1534 ein Edelmann, Erskine von Dun, einen gelehrten Franzosen mitbrachte, der eine Lehranstalt in Montrose anlegte, die viele Schüler bildete, und die hebräische Sprache ward erst nach der Gründung der protestantischen Kirche gelehrt. Patrik Hamilton, ein zum geistlichen Stande bestimmter Jüngling von edler Geburt, war der erste Schottländer, der sich öffentlich zur neuen Lehre bekannte. Er wurde (1538) verbrannt, aber die Flammen, die ihn und bis 1540 mehrere andre standhafte Bekenner verzehrten, leuchteten wie Feuerzeichen durch das Land. Es war alles zu einer gänzlichen Umwandlung und zur gewaltsamen Einführung der neuen Lehre vorbereitet. Während die Geistlichen und an ihrer Spitze der eifrige und verfolgungssüchtige Cardinal Beaton der Verbreitung des Protestantismus sich widersetzten, gewann dieser bald unter dem Adel mächtige

hänger. Die Bischöfe waren lange vor ihrem Falle ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht der Edelleute, während die niedre Geistlichkeit sich durch ihre Unwissenheit verächtlich, und durch die Erpressungen, welche sie sich gegen die untern Volksclassen erlaubte, verhaßt machte. Das Beispiel Englands gab dem Adel die Hoffnung, sich durch die geistlichen Güter zu bereichern, und der den Schottländern eigne Hang zum Nachdenken verschaffte der neuen Lehre leichtere Aufnahme, sobald die Hindernisse gehoben waren, die der Verbreitung derselben entgegenstanden. Dies geschah durch den, auf den Antrag eines Edelmanns 1543 erfolgten Beschluß des Parlaments, der dem Volke das Lesen der Bibel in der Landessprache erlaubte. Seitdem wurden Übersetzungen derselben in großer Anzahl aus England eingeführt, und überall erschienen Schriften, die den Stolz, die Anmaßung und den Aberglauben der catholischen Geistlichkeit mit Ernst und Spott angriffen. Johann Knox (s. d. A.) trat nun mit seiner Unerschrockenheit und unerschütterlichen Standhaftigkeit an die Spitze der Reformation. Manche Anhänger der neuen Lehre wünschten, die verbesserte Kircheneinrichtung auf die alte Verfassung zu bauen, und nur alte Irrthümer und alten Aberglauben zu entfernen, Knox aber wollte keine Abweichung von seinem Entwurfe zugeben, und auf seinen Betrieb wurde 1560 eine Kirchenverfassung eingeführt, die theils von Genf, theils von der deutschen Kirche entlehnt war. Diese Verfassung war wesentlich auf Gleichheit gegründet; jeder Vorrang unter den Geistlichen wurde abgeschafft, und obgleich anfänglich sogenannte Superintendenten das Aufseheramt der ehemaligen Bischöfe erhielten, so waren sie doch den eingeführten Synoden untergeordnet, wie diese der allgemeinen Versammlung (General Assembly), die gleichfalls 1560 als die höchste kirchliche Behörde angeordnet wurde. Erst 80 Jahre später ward die republikanische Form der Verfassung vollendet, als an die Stelle jener Aufseher die Presbyterien kamen, die aus den Geistlichen und Kirchenältesten mehrerer benachbarten Kirchspiele bestanden. Der Sieg der Reformation wurde vorzüglich durch die Zerrüttung begünstigt, worein Schottland nach Jacobs V. Tode und während der Minderjährigkeit seiner Tochter, Maria Stuart (s. d. Art.) gerieth. Ihre Mutter, die Regentin, konnte ungeachtet der französischen Kriegsvölker, die sie nach Schottland gerufen hatte, die Anhänger der neuen Lehre um so weniger bezwingen, da der Argwohn, den sie durch ihre unkluge Nachgiebigkeit gegen französische Rathgeber erregte, früh dazu beitrug, die Sache der Reformation mit der Beschützung politischer Freiheit zu verflechten. Als ihre unglückliche Tochter den Thron bestieg (1560), war der Sieg schon so entschieden, daß sie nur in den Mächtigen, die ihn errungen hatten, ihre Stützen suchen konnte, und ungeachtet ihrer offen erklärten Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter, blieb sie lange ihrer Zusage treu, die eingeführte Glaubenslehre und die Gewissensfreiheit zu schützen. Wenn sie auch später, nicht lange vor ihrem Fall, durch ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen, sich verleiten ließ, einem Bunde zur Ausrottung der protestantischen Lehre beizutreten, und dadurch Argwohn gegen ihre Gesinnungen erweckte, so war es doch nicht ihre, dem Volk freilich verhaßte Ergebenheit gegen den Catholicismus, sondern vielmehr die Parteiung des von der Königin Elisabeth begünstigten und aufgereizten Adels, was ihren Sturz herbeiführte, als sie durch Leidenschaft zu Unbesonnenheiten verleitet und selbst von dem schrecklichsten Verdachte verfolgt, die Ach-

tung des Volks verloren hatte (s. Maria Stuart). Sobald ihre Gegner sich der Staatsgewalt und der Vormundschaft über den unmündigen Thronfolger Jacob VI, bemächtigt hatten, und ihres Vaters unehelicher Sohn, der Graf von Murray, an die Spitze der Regentschaft getreten war, wurde die Herrschaft des Protestantismus völlig gesichert. Die merkwürdige Geschichte der Reformation in Schottland bis zu ihrer gesetzlichen Befestigung im J. 1567 ist von Cook (History of the Reformation in Scotland, 2te Aufl., Edinburgh 1819, 3 Bde., 8.) gründlich und unparteilich erzählt worden. Wir haben die Hauptzüge dieser Umwandlung hier angedeutet, weil die spätern Schicksale des Landes bis zur Union mit England meist durch die Religionsunruhen bestimmt wurden, die es während des 17ten Jahrh. zerrütteten. Jacob VI. (s. d. Art.) war bei aller Gelehrsamkeit, womit er eitel prahlte, nicht fähig, dem zerrütteten Zustande des Landes abzuhelfen. Der wilde unlenksame Geist des Adels erweckte zahllose und grausame Fehden. Ungestraft wurde gemordet. Der König, zu schwach, durch Strafen abzuschrecken, oder zu träge, dem Frevel zu steuern, blieb müßiger Zuschauer und seine kraftlose Verwaltung ward verächtlich. Die Zwietracht, worein er bald mit den presbyterianischen Geistlichen gerieth, gab zu neuen Störungen und zu Erschütterungen des königlichen Ansehens Veranlassung, und war der erste Anlaß zu seinen spätern Schritten gegen eine Kirchenverfassung, deren republikanische Form seinen Ansichten der Fürstengewalt durchaus entgegen war. Die presbyterianischen Prediger gaben ihm freilich durch den strengen Eifer, womit sie nach der freimüthigen Sitte der Zeit öffentlich gegen Verwaltungsmaßregeln sprachen, welche die Glaubensfreiheit zu bedrohen schienen, nicht selten Ursache, sein Ansehen für beleidigt zu halten. Als er 1603 den englischen Thron bestiegen hatte, konnte er zwar das Vorhaben, beide Reiche zu vereinigen, nicht durchsetzen, aber sein Übergewicht war allmählig so sehr gestiegen, daß der beharrlich verfolgte Entwurf, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, 1610 völlig gelang. Das bischöfliche Kirchenwesen war hier jedoch von der englischen Kircheneinrichtung sehr verschieden. Die schottischen Bischöfe hatten weder richterliche Gewalt, noch ähnliche Vorrechte und ihre Einkünfte bestanden blos aus den dürftigen Überresten des nicht veräußerten ehemaligen Kirchengutes. Die unzeitige Herstellung der Bischofswürde erregte Argwohn bei allen Classen des Volkes, und als der König in der Folge eifrig bedacht war, einen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche der englischen Kirche in Schottland einzuführen, stieg das Mißvergnügen immer höher. Carl I. (s. d. Art.) verfolgte den Plan seines Vaters. Er that alles, was ihm die Zuneigung der Schottländer von allen Partien rauben mußte. Den Adel erbitterte er durch die Einziehung der Zehnten, womit er die neuen Bischofsitze ausstattete, und durch die völlige Einführung einer neuen Form der Gottesverehrung (1637) empörte er auch die untern Volksclassen so sehr, daß ein heftiger Aufstand in der Hauptstadt ausbrach. Seine unbesonnenen Maßregeln führten zu einer festen Verbindung der Presbyterianer und zur Erneuerung des sogenannten Covenants (solemn league and covenant), eines Bundes, der in den ersten Zeiten der Reformation zur Beschützung der neuen Glaubenslehre war geschlossen worden. Der drohende Widerstand machte den schwachen König nachgiebig. Der strenge Presbyterianismus gewann 1639 wieder die Oberhand, die hierarchische Verfassung wurde gänzlich ver-

nichtet und das Kirchenwesen durchaus auf eine freie Gemeinverfassung gegründet. Die unglücklichen Zwistigkeiten zwischen Carl und seinem Volk, die das königliche Ansehen immer mehr erschütterten, befestigten die neue Kirchenverfassung. Als Cromwell (s. d. Art.) die königliche Gewalt vernichtet hatte, konnte er die Schottländer, die größtentheils auf Carls II. Seite standen, um so leichter besiegen, da die herrschenden Presbyterianer durch Zwietracht geschwächt waren. Er ließ die allgemeine Kirchenversammlung aus einander gehen und begünstigte nur diejenige Partei, die sich früher schon gegen den König erklärt hatte. Schottland litt so sehr unter dem Drucke englischer Besatzungen, daß man das Ereigniß, welches Carl II. (s. d. Art.) auf den Thron brachte, als glückliche Rettung begrüßte, und troz der Stimmen einzelner strenger Presbyterianer, die den König nur unter Bedingungen hergestellt zu sehen wünschten, wurde nichts über die künftige Form der Kirchenverfassung festgesetzt. Carl, dem Presbyterianismus so abhold als seine Vorfahren, führte die bischöfliche Verfassung 1660 wieder ein, und als er zwei Empörungen (1666 u. 1679) durch Waffengewalt besiegt hatte, wurde Schottland von Machthabern, die des schlechten Königs würdig waren, mit einer eisernen Ruthe beherrscht und die Freiheit der Gewissen wie des Bürgerlebens unter empörenden Gräueln vernichtet. Jacobs II. (s. d. Art.) Regierung war zu kurz, als daß sein Plan, auch in Schottland das Papstthum wiederherzustellen, hätte ausgeführt werden können, obgleich auch hier die Stände jeden seiner Eingriffe in die Verfassung mit knechtischer Unterwürfigkeit duldeten und bekräftigten. Die Revolution ward in Schottland wie in England durch Wilhelm III. (s. d. Art.) leicht bewirkt, und mit ihr kam die Morgenröthe der Freiheit. Der Presbyterianismus ward die herrschende Kirche; die bürgerlichen Rechte des Volks und der verfassungsmäßige Einfluß des Parlaments wurden gesichert. Der aristokratische Geist blieb zwar bis zur Vereinigung beider Reiche vorherrschend und hemmte die Verbesserung der Lage des Landes, aber das Volk war doch in einem gesicherten Rechtszustande und Gewerbsamkeit und Handel nahmen allmählig einen höhern Schwung. Der Geist der Zwietracht war aber keineswegs gebannt, und es entstanden neue Parteiverbindungen, welche die Ruhe des Landes noch oft störten. Die Anhänger der bischöflichen Kirchenverfassung waren unwillig über die, den Presbyterianern verliehenen Rechte, und ergriffen die Partei des verbannten Königs. Sie wurden daher Jacobiten, und weil sie den Huldigungseid nicht leisten wollten, Eidweigerer (Non Jurors) genannt. Sie blieben mit dem vertriebenen König in heimlichem Briefwechsel und nährten die Unzufriedenheit und Erbitterung, welche die neue Ordnung der Dinge erweckt hatte. Die Vereinigung Schottlands mit England, die nach langen Unterhandlungen 1707 erfolgte, gab dem Parteigeist eine neue Richtung, da man die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel, welche durch die Unterdrückung des Aristokratismus die Fesseln des Volks lösen, und vollenden sollte, was die Revolution begonnen hatte, voraussah. Der Gedanke, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des alten Reichs vernichtet zu sehen, war allen Ständen empfindlich und machte die Union dem Volk im Allgemeinen sehr verhaßt. Religiöse und politische Parteien vergaßen eine Zeitlang ihre gegenseitige Erbitterung bei dem gemeinsamen Unwillen über dieses Ereigniß, ja selbst die heftigsten Gegner der Stuarte hielten es für ein geringeres Übel als selbst die Zurückberufung des verbannten Königs. Die Thä-

tigkeit der Parteien, die seitdem für das vertriebene Fürstenhaus, heimlich wirkten, und besonders die Anhänglichkeit der dem herrschenden Königsstamme abholden Hochländer, begünstigten bald den Versuch, den der Prätendent (s. Jacob III.) 1715 machte, das Reich seiner Väter wieder zu erobern. Das unbedachtsam begonnene und schlecht geleitete Unternehmen mißlang, aber die Hoffnungen der Jacobiten waren noch immer auf den Hof der verbannten Stuarte in St. Germaine gerichtet, und der Aufstand zu Gunsten derselben im J. 1745 (s. d. Art. Eduard, Carl) hätte für Großbritanniens Schicksal den entscheidendsten Einfluß haben können, wenn Carl Eduards Heer einig gewesen wäre und von Frankreich Unterstützung erhalten hätte. Die wichtigste Folge dieses Aufstandes für Schottland war die Aufhebung der Clanverfassung im Hochlande (s. d. A.), wodurch auch dieser Theil des Landes den Fortschritten der Gesittung geöffnet wurde.

Schout by Nacht (ausgesprochen: Schaut bei Nacht), s. Admiral.

Schraffiren (ital. sgraffiare), **Schraffirung** nennt man die Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch neben einander gesetzte oder sich durchkreuzende Striche. Schraffirte Zeichnung ist eine Federzeichnung.

Schraube, Schraube ohne Ende. Die Schraube, deren Einrichtung wir als bekannt voraussetzen, ist eine von den fünf mechanischen Potenzen oder einfachen Maschinen. Man kann durch sie erstaunliche Lasten bewegen und einen Druck hervorbringen, der ungeheure Gewichte erfordern würde. Der Cylinder, welcher den Körper der Schraube ausmacht, heißt die Spindel; um sie herum läuft der Schraubengang schneckenförmig. Ein anderer Körper mit einer cylinderischen Öffnung von der Weite, daß die Spindel hineinpaßt, und mit einem Schraubengange versehen, in dessen Vertiefungen die erhabene Schraubenlinie der eigentlichen Schraube paßt, heißt die Schraubenmutter. Eine aus einer Schraubenspindel und einem Stirnrade so zusammengesetzte Schraube, daß die Schraubengewinde zwischen den Zähnen des Rades eingreifen, einen Zahn nach dem andern fortschieben und auf diese Art das Rad umdrehen, heißt Schraube ohne Ende, weil bei der steten Wiederkehr des Rades die Schraubenspindel unaufhörlich fortbewegt werden kann, ohne daß sie, wie die gemeine Schraube, einmal auf einen festen Punct kommt.

Schrecken, eine heftige, unangenehme Empfindung des Gemüths von einem plötzlich eintretenden, besonders von einem Gefahr drohenden Gegenstande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth so heftig, und wirkt auf das Nervensystem so schnell nachtheilig, daß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nervensystem eine vernichtende, lähmende Gewalt aus, so daß Betäubung, Ohnmacht, Stillstand des Herzschlags, Erstarrung der Muskeln, Lähmung, Schwindel, Schlagfluß, selbst Verrücktheit darnach folgen können. Ein Mensch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen wird, bekommt ein Gefühl, wie einen elektrischen Schlag durch den ganzen Körper, sein Bewußtsein verliert sich auf einen Augenblick, oder es versenkt sich doch in das Gemüth, daß er nur das Eine, was ihn so schmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. Eine Starrheit der Muskeln bemächtigt sich seiner im nächsten Augenblick; nach dem ersten Zusammenfahren bleibt er eine Zeitlang in der nämlichen Stellung; nach dem ersten unwillkürlich ausgestoßenen Ausruf

bleibt die Sprache gleichsam in dem geöffneten Munde stecken. Der Herzschlag und das Pulsiren der Arterien wird so schwach, daß die sprichwörtliche Rede davon herkommt: „das Blut stand mir vor Schrecken in den Adern stille;“ daher tritt auch ein Erblassen des Gesichts sogleich mit ein, das nur dann erst der lebensrothen Färbung wieder Platz macht, wenn der erste Eindruck des Schreckens vorbei ist. Die Röthe des Gesichts tritt um so schneller wieder ein, wenn der Gegenstand des Schreckens sich bei näherer Betrachtung in einen freudigen verwandelt; denn auch eine plötzlich eintretende Freude wirkt im ersten Augenblicke dem Schrecken gleich. Der Schrecken aber, der von einem wirklich unangenehmen Gegenstande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die folgende Nachwirkung immer schwächer wird, da jeder Affect sich in der Dauer selbst schwächt, was bei dem Schrecken um so eher geschieht, da der Gegenstand bei näherer Betrachtung fast nie das ist, was er bei dem ersten Anblick zu sein schien. In Rücksicht auf den Körper wirkt der Schrecken zunächst auf das Nervensystem vom Gemüth aus. Die plötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt jenes so außer Fassung, daß das Bewußtsein außer Stand gesetzt ist, in demselben Augenblicke den Gegenstand, die Verhältnisse der Außenwelt und den Zustand des Gemüths klar zu überschauen, es bleibt daher fixirt auf die dunkle Vorstellung von dem Schrecken erregenden Gegenstande, so daß es für alles andere verschlossen bleibt. Die einzige starke Erregung, sie mag nun sinnlich durch einen wirklich zur Anschauung kommenden Gegenstand, oder durch ein blos in der Einbildungskraft durch Worte, selbst durch eigene Phantasie erregtes Bild der Vorstellung geschehen sein, ist aber so heftig, daß sie vor allem andern hervorragt, so wie unter der sanften stillen Musik der Harmonica, ein plötzlich schreiender Ton von einigen Trompeten ausgestoßen, alle jene Töne auf einmal verdunkeln würde. So wie aber die gewöhnlichen Vorstellungen schnell durch eine hervorbrechende verdunkelt werden, so werden auch die Organe der Seelenverrichtungen im Gehirne selbst gehemmt, da die Functionen des Geistes mit denen der Seelenorgane in so genauer Verbindung stehen. Alle traurige Affecten wirken geradezu schwächend auf das Nervensystem, daher muß nothwendig der Schrecken, als der stärkste Affect, dies im höchsten Grade thun, und in einem Augenblicke die schrecklichste Wirkung vereinigen, welche langsamer wirkende unangenehme Affecten auf Wochen und Monate vertheilen. Doch ist die Wirkung des Schreckens auch nicht bei allen Menschen gleich heftig; es kommt hier auf die Fassungskraft, welche man Gegenwart des Geistes nennt, und auf die Kraft des Nervensystems an, vermöge deren es fähig ist, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerstehen. Daher das, was den einen heftig erschreckt, den andern nur stutzig macht, nämlich seine Aufmerksamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, was jedoch das Bewußtsein für die übrigen Verhältnisse nicht verdunkelt, auch auf den Körper keine so fürchterlichen Wirkungen hat, als der Schrecken. — Da der Schrecken seine Wirkungen auf den Körper schnell äußert, so ist es jedesmal nöthig, den nachtheiligen Folgen derselben zuvorzukommen. Hierzu sind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erschütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenstande des Schreckens losgerissen werden, das Bewußtsein muß sich auf andere Gegenstände, besonders auf die Function des Verstandes und der Erkenntniß, wenden, so daß der Gegen-

stand, welcher den Schrecken erregte, selbst von einer andern Seite angeschaut und untersucht wird. In physischer Rücksicht muß man suchen, die Lähmung des Nervensystems, die krampfhafte Erstarrung des Muskel- und Arteriensystems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuströmende oder daselbst stockende Blut zu zertheilen. Am besten und jederzeit anwendbar ist ein warmes Bad, wenigstens ein warmes Fußbad, von Zeit zu Zeit eine Tasse Melissen- oder ähnlicher Thee, Reiben des Körpers mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürste, mit würzigen Essenzen besprengt. Man lasse öfters an dergleichen stärkende Essenzen oder Spiritus riechen, z. B. an das sogenannte englische Riechsalz, Salmiakspiritus mit Lavendelöl, cölner Wasser u. dergl. Innerlich kann man auch zunächst etwas kräftig Ableitendes und Beruhigendes, z. B. Salz in Wasser aufgelöst, Salpeter mit Weinsteinrahm, geben, dann aber, wenn der erste Sturm vorüber ist, lasse man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Essigäther in Wasser, oder Thee, oder Hoffmannschen Liquor nehmen. H.

Schreibart, s. Styl.

Schreibekunst ist die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen, auf Papier oder einer andern Masse, seine Gedanken zu äußern oder mitzutheilen. Auf sie bezieht sich 1) die Schönschreibekunst oder Kalligraphie (s. d. Art.), 2) die Rechtschreibekunst oder Orthographie (s. d. Art.), welche auch ein Theil der Grammatik oder Sprachlehre (s. d. Art.) ist, 3) die Geschwindschreibekunst oder Tachygraphie (s. d. Art.), 4) die Geheimschreibekunst Kryptographie oder Steganographie (s. d. Art.) und 5) die Schreibmalerei (s. d. Art.). Die erste Grundlage der Schreibekunst waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten aufbewahrte, aus denen späterhin die Hieroglyphen (s. d. Art.) entstanden. Als eigentliche Erfinder der Buchstabenschrift nennt man die Phönizier, von diesen kam sie zu den Griechen, dann zu den Lateinern und Römern. (S. Amelang vor dem Alterthume der Schreibekunst in der Welt, Leipz. 1800; Hugs Erfindung der Buchstabenschrift, Ulm 1801, und Webers Vers. einer Geschichte der Schreibekunst, Göttingen 1807.) Mit der Herrschaft der Römer wurde die Schreibekunst immer mehr verbreitet. In Deutschland (auf welches wir uns hier allein einschränken) war anfangs die Runenschrift (s. d. Art.) bekannt; jedoch blieb hauptsächlich die lateinische Schrift, so wie die lateinische Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, theils weil die deutsche Sprache noch zu rauh und an Worten sehr arm war. Erst unter Carl dem Großen wurde sie durch Kero und Otfried gebildet; und man fing auch im 9ten Jahrh. an, sie zu schreiben, jedoch blos mit lateinischen Buchstaben. Überhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge, nicht blos mit lateinischer Schrift, sondern auch in lateinischer Sprache abgefaßt, weil die Geistlichen, die allein der lateinischen Sprache mächtig waren, sich durch den Gebrauch derselben in dem Alleinbesitz der wichtigsten Staatsämter zu erhalten suchten. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins 13te Jahrh., unter die Regierung Kaiser Friedrichs II., dagegen andere diesen Zeitpunct später annehmen. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wohl am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert.

Deutschland hat, wie Breitkopf bemerkt, nur zwei eigene Schriftarten, die Fractur- und Current-Schrift, indem die Kanzleischrift blos eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fractur ist, in der die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Fracturschrift bildete sich aus der im 11ten Jahrh. entstandenen sogenannten neugothischen und Mönchsschrift. Späterhin und erst am Ende des 15ten Jahrh. kam auch bei dem Drucke die Current- oder Cursivschrift in Gebrauch; man hatte nämlich bisher blos mit gerade stehender Schrift gedruckt, allein der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand auch die schiefliegende oder Cursivschrift. Im 16ten Jahrh. erhielt endlich die deutsche Schrift ihre vorzüglichste Ausbildung durch Albrecht Dürer (s. d. Art.); dieser setzte anfangs für die Fractur, nachher aber auch für die übrigen Schriften die Proportion fest, worauf sie durch seine Schüler und die Schönschreiber die jetzige regelmäßige Gestalt erhielten.

Schreibmalerei (die Malerei mit der Feder) dankt ihren Ursprung den Schreibemeistern oder Schönschreibern. Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst war besonders in Nürnberg eine Classe derselben, die man Modisten nannte; diese suchten nicht blos schön zu schreiben, sondern auch ihre Schrift durch allerlei Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei; sie schrieben nämlich mit so kleinen Buchstaben, daß man solche kaum ohne Vergrößerungsglas lesen konnte. Der Gebrauch derselben erhielt sich im 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrh.; und man findet noch in öffentlichen Bibliotheken und Bildercabinetten ganze Bildnisse mit Einfassungen, die aus ganz kleiner Schrift bestehen, welche die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben oder biblische Stellen enthält. Da diese Arbeit mit vieler Mühe verbunden war, so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum, und fertigten zu Verzierung ihrer Schriften, besonders zu Anfang und am Ende derselben, mit der Feder ganze Landschaften und dergl. Der bessere Geschmack hat jedoch sowohl die Kleinschreiberei als auch die eigentliche Schreibmalerei in Vergessenheit gebracht.

Schrift (heilige), s. Bibel und (altes und neues) Testament.

Schrift. Sprache und Schrift, wie alle zum Stammgute des Menschengeistes gehörige Ideen, ziehen sich, aller Zeitbestimmung spottend, gleichsam in ihre Ewigkeit zurück, und ihr Wesen und Ursprung wird daher auf dem gewöhnlichen Wege historischer Forschung nicht ausgemittelt, wenn auch einzelne verlorene Spuren davon aufgezeigt werden. Nur in größeren welthistorischen Combinationen treten sie hervor. So viel ist nöthig, voraus zu erinnern, um dem Vorwurfe des Nichterschöpfens, oder auch der geheimnißvollen Einfalt des Ausgebeuteten zu begegnen. Sprache ist veranschaulichtes Denken, oder Erkennen, und weist demnach auf sinnliche Anschauung hin. Dem gemäß spricht sich mit jedem Schritte, den sie auf dem Wege aus dem Gemüth heraus thut, ein allmähliges Versenken des Subjectiven in das Objective aus. Sie braucht nämlich Organe des Leibes und Elemente, wie Luft und Licht, um als Ton- und Geberdensprache sich zu versinnlichen, oder hörbar und sichtbar zu werden. Als Geberdensprache ist sie schon ein starrerer leiblicher Gegenstand geworden, und Geberdensprache eignet darum, nach Beobachtungen der Reisenden, vorzüglich sinnlichern Völkern und Stämmen. So bildet und ist sie also Figur, und die Chladnischen Klangfiguren sind bereits ihre Anfänge und Vorschule. Wird aber die Tonsprache für

einen andern Sinn, als das Ohr festgehalten, so entsteht Schrift, d. h. eben für das Auge festgehaltene Tonsprache, mithin schaltet Schriftsprache im Raume, als Hieroglyphe (s. d. Art.) und Buchstabe. Diese beiden müssen ursprünglich in der Idee Eins und Elemente der Ursprache des in Zeit und Raum bildenden und webenden, also Zahl und Figur als Schmetterlingspuppe bauenden und ihr entfliegenden Geistes sein; welche Ursprache einer der trefflichsten Geister unserer Nation, J. J. Wagner, in der Mathematik wieder anerkannt und erörtert hat. Wer aber kann die Zeit und Umstände jener Schritte genau angeben und bestimmen? und, wenn einer es könnte, wäre damit wohl das Wesen der Idee ausgemittelt? Da nun die Hieroglyphe mehr die Anschauung, der Buchstabe aber den Begriff in Anspruch nimmt; so setzt Buchstabenschrift schon eine höhere Ausbildung des Geistes voraus, wenn gleich auch die Hieroglyphik mehrere Stufen durchlaufen mußte, um sich zu durchdringen und zu vollenden. Dies ergibt sich bald, wenn man das Verhältniß von Bild und Kunst, wie von Wort und Wissenschaft ernstlich erwägt, und ihre Wechseldurchdringung in einem klaren Sein und Schauen auffaßt. — Sind wir nun aber hiermit rücksichtlich der Schrift in eine Urwelt zurückgewiesen, so muß Entstehung, Bewahrung und Element der Schrift nothwendig heilig sein. Darum schreibt die Sage durchgängig die Erfindung derselben einem Gott zu, wie auch die Folgezeit in ihrem Losreißen vom Ganzen und ihrem Fallen in das Einzelne die Sage selbst mißverstanden, und diesen allenthalben und allezeit waltenden Gott, z. B. zu einem Kadmus, individualisirt, den wahren Mythus also zur lügenhaften Fabel umgedeutet haben möge. Darum ferner darf es nicht befremden, Priester, diese ersten und letzten Siegelbewahrer des geistigen Eigenthums der Menschheit, auch als Schriftbewahrer zu finden. Darum endlich ist es ganz in der Ordnung, daß die Urwelt, welcher alles heilig und Ausdruck der Idee war und wurde, die Gesammtumwelt als Bild und Symbol zur Veranschaulichung und Vergegenständigung des Geistes und der Idee brauchte. Die Natur war gleichsam die erste kolossale Schrift, in ihren schematischen Grundzügen sowohl, als in denen Ausfüllung sinnig ergriffen und geahnet. Darum spielen die acht Kuas des chinesischen Fohi, als ungebrochene und gebrochene Linien Symbole des Vollkommenen und Unvollkommenen. um Physisches und Ethisches; und Keilschrift, wie Strick- und Knotenschrift, gehören wohl auch zu den Versuchen des stammelnden Geistes. Grundzüge bleiben hier wie auch in der Buchstabenschrift die senkrechte, wagerechte und Kreislinie. Die Buchstabenschrift selbst, wie sie in den verschiedenen Alphabeten vorliegt, ist durchaus, wie J. A. Kanne in durchgreifender Combination von Name, Zahlbedeutung und Figur der Buchstaben gezeigt hat, Hieroglyphe, d. h. Trümmer religiöser Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum, wo nach der Analogie der zwei Sonnenwenden des Jahres in zwei Abtheilungen Auge, Hand, Finger, Becher, Stier, Haus, Thür, Wasser, Mund, Brunn, Vogel, Schlange, Kreis, Kreuz durch einander gespielt werden — alles tief gegriffene und weit umgreifende Symbole kosmogonischer, chronegonischer und theogonischer Ideen, welche tiefer in der Sprache selbst wurzeln, hier aber nicht weiter erörtert werden können. Welch ein uraltes Factum wird nach dem allen nicht auch die Buchstabenschrift, und wie fast possenhaft, ja alles Ernstes und aller Würde der Untersuchung entblößt ist ein ungeschriebener, blos durch

mündliche Überlieferung entstandener und erhaltener Homer auch von hier aus, wenn nicht schon die unüberwindliche Schwierigkeit einer solchen Fortpflanzung und die unumgängliche Voraussetzung einer in ihrer Entwickelung bereits weit gediehenen vorhomerischen Welt ihn jedem verleiden müßte, der nicht einseitig genug ist, Griechenland für die Welt anzusehen! Dazu sind, bei genauerer Ansicht, die Uncial- und Currentbuchstaben gar nicht so verschieden, als man gemeint hat, und die freieste Willkür hat die Grundzüge beider nicht verwischen können. — Derselbe heilige Sinn und Instinct nun spricht sich weiter auch in der Schreibweise, oder dem Anreihen und Nebeneinanderstellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch diese kommen, wie die einzelnen Buchstaben selbst das Grundschema und den Typus nicht verläugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreisige zurück. Man hat nämlich als älteste Schreibweisen die Tapökon-, Kionädon- oder Säulenschrift, wo Buchstabe unter Buchstabe, Wort unter Wort gesetzt wird; Bustrophädon- oder Furchen- auch Pflügschrift von Osten nach Westen, von Westen nach Norden, von Norden nach Süden; Plinthädon- oder Ziegelschrift in Form eines Ziegels; Sphäreidon- oder Kreisschrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erstern sind. Gedichte in Beil-, Ei oder anderer Form sind spätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Aber den Alterthumskundigen wehen beim Überblicke jener genannten Schreibweisen allerlei Ideen an, welche dem instinctartigen Wesen des Alterthums so wenig widersprechen, daß sie vielmehr nur seine Deutung im Geiste sind. Ohne tiefer einzugehen, wozu hier auch der Ort nicht wäre, wollen wir sie den Leser ebenfalls nur anwehen lassen. Wem fallen nicht bei der Säule jene heilige wandelnde Feuersäule, der Obelisk, die Pyramide, diese Denkmäler und Gebilde des Phallusscultus, oder der Anbetung zeugender Naturkraft bei? wem nicht wieder die heiligen Tempelstäbe und Ruthen, womit Zeit und Jahre berechnet, vorgelesens Abschnitte heiliger Bücher geschlossen wurden, wovon die Rhapsoden oder Stabsänger Ursprung und Namen haben? wem nicht die Runenstäbe, die Rune selbst, die Gesang, Schriftzeichen und Zauberwort ist? Wer gedenkt nicht der Furchenschrift der Sonnen-, Mondes- und Planetenbewegung? des Stiergottes Buddha, Bugha, Godama in Indien, Somonakodom in Siam und Pegu, Kadmus in Griechenland, der nach Buthoia (dem Stierlande) in Illyrien mit einem Ochsengespann kam, in Theben mit feurigen Stieren pflügte? Wen erinnert die Ziegelschrift nicht an die goldenen Weihgeschenke in Ziegelform? an die israelitische Jahrsäule in Ziegelform? an den Mondgott Laban, die Mondgöttin Lebanah, wovon Lebenah im Hebräischen ein Ziegel und eine geschriebene Columne heißt? Wer erkennt endlich nicht im Kreis das uralte heilige Symbol, als nach allen Seiten gleichförmig ausgedehnten Punct und Raumbild? In der That muß eine welthistorische Ansicht jenen Sinn herausfinden und klar erkennend durchdringen, da ja doch die Welt, zumal die alte, in zerstreuten Dichtergliedern sich ausspricht; und die Wissenschaft hat sich auch allerdings in einigen Männern dazu gerüstet. — Um mehrere der hier angeregten Ideen bewegen sich auch die in diesen Kreis des Schriftwesens fallenden Wörter der Sprachen. Stäff heißt noch im Norddeutschen ein Buchstab, und Buchstab ist ein Stab aus Buchenholz, worauf wie auf Eschenstäbe die Runen geschnitten wurden; Buch selbst heißt im Lateinischen liber und codex. Rune ge-

hört zu einer hebräischen Wortfamilie, die Singen und Gesang bedeutet. Heißt sie Ramruner, so erinnert sie an Zweig und Gesang, die in den Wörtern der Sprachen zusammenfallend Familien bilden, in das französische ramage, Waldsang und Reim sich leicht bieten. Exarare vom Schreiben gebraucht, erinnert an Acker und Pflug, also Furchenschrift, also Kadmus. Mehr als diese Andeutung so leiser, aber innig verwebter und verknüpfter Ideen gestattet dieser Ort nicht. — Schreibmaterialien waren im Verlaufe der Zeit Steine, Metalle, Baumrinden und Blätter, Holz, Wachs, Elfenbein, Muscheln, Scherben, Leinwand, Thierhäute, Pergament, ägyptisches oder Nilpflanzenpapier, Baumwollenpapier, Lumpenpapier. Geschrieben ward mit Meißeln, Eisen- oder Beingriffeln, Schilfrohr, Gänsekiel. Auch Tinte war früh erfunden, aus mancherlei Bestandtheilen. Der Morgenländer trägt noch sein Schreibezeug im Gürtel. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst gab es Schön- und Schnellschreiber (Kalligraphen und Tachygraphen). Aus dem Nilpapier wurden Bogen (scapi), aus diesen Rollen (volumina) gemacht und um einen Stab aus Buchs, Elfenbein oder Gold, der am Ende angeleimt ward und Nabel hieß, gewunden. Viereckige Bücher sollen zu Zeiten der Könige von Pergamus aufgekommen sein. Die Buchrollen im Herculanum werden, nachdem nun zuletzt Davy, auf chemische Untersuchungen und Ansichten gestützt, mehrere aufzurollen versprochen hat, auch von Seiten der Paläographie vielleicht manches Merkwürdige zu Tage fördern, wie es denn überhaupt damit für die Philologen aller Art neue Arbeit gibt. — Fassen wir also das Ergebniß kurz zusammen, so ist die Schrift uralt in Zahl und Figur veranschaulichter Menschengeist, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens. Das Alphabet ist eine Geschichteperiode dieses Grundtypus, welcher durch die Wissenschaft aufgefunden und an die Religion, woraus er entstand, abgegeben werden muß, damit nun Ende wie Anfang und die Menschheit vollendet werde in religiösem Sein und Schauen. Name des Erfinders, Erfindungsjahr des Alphabets und der Schrift lassen sich nicht angeben. Die Elemente derselben sind religiös und müssen in Religion, als dem Wesen des Geistes, sich schließen und ergänzen. Wa.

Schriften in den Druckereien. Man unterscheidet in den Druckereien die verschiedenen Arten der Schriften, einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchstaben. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Namen sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Perl, Colonel, Nompareil, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon u. s. w. Sind es deutsche Schriften, so nennt man sie Perl Fractur; lateinische, Perl Antiqua; griechische, Perl griechisch u. s. w. In Ansehung der Lage unterscheidet man die geradstehende Schrift von der Cursiv. Die Schwabacher Schrift ist eine nach altgothischer Art gebildete Fracturschrift.

Schriftgießerei (Schriftgießerkunst), oder die Kunst, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von Peter Schöffer, einem Geistlichen zu Gernsheim und Gehülfen von Joh. Faust, gegen das J. 1452 zugleich mit der Buchdruckerkunst erfunden (s. auch den Art. Buchdruckerkunst). Das Verfahren bei der Schriftgießerei ist ungefähr folgendes: Der Buchstabe wird zuerst erhaben auf einem

stählernen Stempel (poinçon) geschnitten, und dieser dann so gehärtet, daß man ihn in Kupfer einschlagen kann; dieser Abschlag oder diese Form wird die Matrice genannt, in welche die Buchstaben hernach mittelst der Gießlade (moule) gegossen werden. Die gegossenen Buchstaben werden dann auf Sandsteinen abgeschliffen, auf den Winkelhaken zusammengesetzt, und in dem Bestoßzeuge (coupoir) durch Abhobeln und Abschaben der Rauhheiten, unnöthigen Ecken und des Grades (rebord) fertig gemacht, im Schiff in Columnen aufgesetzt und aufgebunden. — Das Metall übrigens, aus welchem die Buchdruckerlettern gegossen werden, ist eine Zusammensetzung aus Blei und martialischem Spießglaskönig, welcher dem Blei die nöthige Härte gibt. Im J. 1467 brachten zu Rom zwei Deutsche, Arnold Pannarz und Conrad Sweinheim, zuerst die Antiqua zu Stande. Der Italiener Aldus Manutius, welcher 1515 starb, hat die Cursivschrift erfunden. Die rechten Schriftmaße der zierlichen deutschen Schrift brachte Joh. Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die sogenannten Schwabacher Schriften. In den ersten 200 Jahren der Buchdruckerkunst hatte Leipzig eigene Schriftschneider und eigentliche Schriftgießereien nicht; die erste, wovon man Nachricht hat, besaß der Buchdrucker Hahn im J. 1656, die er an den Buchdrucker Janson verkaufte. Aus dieser entstand in jenem Jahrh. noch die berühmte Eberhardische; allein die Abschläge zu den Schriften ließ sowohl diese als die zugleich entstandene Porsdorfische Gießerei von Nürnberg kommen, wo es immer geschickte Schriftschneider gab. Der Buchdrucker, der sich zuerst auf Stempelschneiden legte, war Müller; die bei seinem frühen Absterben hinterlassenen Stempel und der Anfang einer kleinen Gießerei kamen durch Heirath seiner Witwe 1719 an den ältern (Bernh. Christoph) Breitkopf, dessen Sohn, Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf, sich durch große Erweiterung und Verbesserung seiner Schriftgießerei (welche noch jetzt eine der vollständigsten in Europa ist), durch Erfindung der musikalischen Typen, der Landchartentypen und der beweglichen Lettern zur chinesischen Schrift, hauptsächlich aber als Historiograph seiner Kunst große Verdienste erworben hat. Das größte Verdienst bei der Schriftgießerei besteht in der Kunst, Stempel zu schneiden; und hierin haben sich in den ersten Zeiten die Elzevire und Stephanus, später in England Baskerville, unter den Deutschen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didots in Paris und Bodoni in Parma sehr ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichsten Schriftgießereien in Deutschland sind, außer der schon erwähnten Breitkopfischen, die Tauchnitzische in Leipzig, die Frankesche in Jena, die Wahlbaumsche in Weimar, die Frankische in Berlin, die Mannsfeldische in Wien ꝛc.

Schriftsässig heißen namentlich in Sachsen solche Rittergüter, deren Besitzer blos unter der Landesregierung oder sonst einem hohen Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der ersten Instanz stehen, und deren Gerichte auch nur ein solches hohes Collegium als ihre Appellationsinstanz anzuerkennen brauchen. Amtsässige Güter dagegen sind solche, deren Besitzer das Amt, unter welchem sie liegen, als ihre erste Instanz anerkennen müssen, und deren Gerichte auch hier ihre erste Appellationsinstanz haben. Die schriftsässigen Güter zerfallen wieder in altschriftsässige, denen die Landtagsfähigkeit nebst den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zusteht, und in neuschriftsässige, bei denen dies nicht der Fall ist, und die blos ihren Besitzer der Ge-

richtsbarkeit des Amtmanns entziehen. — Auch mit allen höhern Titeln und Prädicaten ist die auf den Gerichtsstand sich beziehende Schriftsässigkeit verbunden.

Schröckh (Joh. Matthias), zu Wien 1733 geboren, wurde von seinen Lutherischen Ältern in Frömmigkeit erzogen, und, um seine Bildung auf dem Gymnasium zu Preßburg zu begründen, im 16ten Jahre seinem Großvater, Matthias Bel, evangelischem Prediger daselbst, übergeben. Hier brachte die früh erweckte Anhänglichkeit an seine Glaubensgenossen und der Anblick der harten Bedrückungen, die sie damals von der catholischen Geistlichkeit in Ungarn und Österreich leiden mußten, das lebhafte Gemüth des Knaben zu dem Entschlusse, einst Prediger unter ihnen zu werden und ihre gerechte Sache zu verfechten. Sein Vater, der ihn lieber im Comptoir gesehen hätte, gab dieser Neigung nach und sandte ihn 1750 auf die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg, wo Schröckh nach anderthalb Jahren zur Akademie reif wurde. Er kam nach Göttingen unter Mosheim und Michaelis. Ersterem verdankte er den Geschmack an der Geschichte und historischen Kunst, dem andern die Kenntniß der orientalischen Sprachen und den Trieb zum eigenen Forschen. Dagegen trat hier an die Stelle jener früheren Neigung zum geistlichen Amte die Lust am akademischen Leben, für welches er sich ganz entschied, da sein Oheim, der damalige Professor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zu sich zog und nicht nur zum Mitarbeiter bei den von ihm herausgegebenen Actis eruditorum und den leipziger gelehrten Zeitungen wählte, sondern auch sonst reichlich unterstützte. Seit 1756 hielt er als akademischer Docent zu Leipzig Vorlesungen über die Bücher des alten Testaments, und fing die Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten und die allgemeine Biographie an, deren erster Band 1767 erschien. Durch dieses letztere Werk begründete er seinen Ruf als ein für die damalige Zeit geschmackvoller Geschichtschreiber. Schon 1762 war ihm eine außerordentliche Professur übertragen worden, und da sich zu Leipzig keine passende Gelegenheit zu seiner weiteren Beförderung zeigte, nahm er 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an. Obwohl classisch gebildet, schien er doch bei den Vorlesungen, die er nun zu Wittenberg über hebräische und lateinische Dichter hielt, fremden Göttern zu dienen, seine Amtspoesien waren von geringem poetischen Gehalt. Eifrig fuhr er fort, sich in seinen historischen Collegien und Schriften immer mehr des Gebiets zu bemächtigen, auf dem er sich auszeichnen sollte, ganz aber kam er in sein Element, als er 1775 die Professur der Geschichte antrat. Seitdem widmete er sich der Geschichte allein und wußte den Kreis der historischen Wissenschaften durch seine Collegien über die Geschichte der Kirche, der Reformation, der Theologie und die christlichen Alterthümer, über Literar-, Reichs-, Staaten- und sächsische Geschichte und über die Diplomatik geschickt zu vollenden, das Ministerium zu Dresden erkannte sein Verdienst, nach Vollendung seiner Kirchengeschichte bis zur Reformation, durch ein Belobungsdecret und Ehrengeschenk an. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachsen in die Gewalt der französischen Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umstürzte. Durch diese Ereignisse und in Folge des Übermaßes der Thätigkeit für seine Kirchengeschichte sank plötzlich die Kraft seines sonst ungeschwächten Körpers. An seinem 76sten Geburtstage hatte er das Unglück, das Bein zu brechen, worauf er nach sechstägigem Leiden 1808 starb. Nitzsch und Pölitz setzten ihm

kleine biographische Denkmale; eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters hat Tzschirner im 10ten Bande der Schröckhischen Kirchengeschichte seit der Reformation mitgetheilt. — Ein großer Fleiß im Sammeln und Forschen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten, eine musterhafte Treue und Zuverlässigkeit, eine verständige, bequeme Anordnung blicken aus Schröckhs historischen Werken hervor; seine Sprache ist nicht erhaben, aber edel, sein Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um seinen Schriften Leser aus allen Classen zu verschaffen. Daher die weite Verbreitung seiner Weltgeschichte für Kinder, welche zuerst 1779 — 84 (4 Theile in 6 Bänden mit 100 Kupfern) erschien, seiner historischen Compendien, welche ältere und unzweckmäßige verdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und seiner in mehreren einzelnen Darstellungen vortrefflichen allgemeinen Biographie (1767 — 92 in 8 Bänden). Auch hat er zur Herausgabe von Guthries und Grays allgemeiner Weltgeschichte die italienische, französische, niederländische und englische Geschichte 1770 — 76 mit einer Einsicht und Sorgfalt bearbeitet, die diesen Übersetzungen den Vorzug vor dem Original verschafft hat. Doch unsterblich ward sein Name durch seine Kirchengeschichte. Dieses anfangs weder so groß angelegte noch für Gelehrte bestimmte Werk, dessen Plan sich erst unter der Arbeit entwickelte, erschien unter dem Titel christliche Kirchengeschichte 1768 — 1803 in 35 Bänden, in denen die Erzählung bis zum Zeitpuncte der Reformation fortgeführt ist; daran schließt sich seine Kirchengeschichte seit der Reformation, (1804 bis 12, in 10 Bänden), deren zwei letzte von Tzschirner mit rühmlicher Einsicht und Sorgfalt abgefaßt sind. Schröckh hat in seiner Kirchengeschichte unstreitig das schönste Zeugniß und die reifste Frucht seines Lebens gegeben; sie ist das vollständigste zusammenhängende Gemälde der Menschen und Begebenheiten, die seit 18 Jahrhunderten in der christlichen Kirche Bedeutung erhielten; und haben auch andere Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger dargestellt, so gibt es doch kein anderes Werk, in dem das Ganze umfassender, lehrreicher und anziehender behandelt wäre, als in dem Schröckhischen. Auch solchen Lesern sagt es zu, die bei andern geistvollen Kirchenhistorikern die christliche Gesinnung ungern vermissen; denn die aufrichtige Frömmigkeit, mit der Schröckh an den Lehren und Gebräuchen seiner Kirche hing und die heil. Schrift als ein über jeden Zweifel erhabenes Wort Gottes achtete, erlaubte ihm nicht, dem skeptischen Geiste neuerer theologischen Untersuchungen Einfluß auf seine Darstellungen zu verstatten. E.

Schröder (Friedr. Ludw.), einer der ersten deutschen mimischen Künstler und Director des hamburger Theaters, gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Künstler und Dichter, wurde 1744 zu Schwerin geboren. Seine Mutter war die als Schauspielerin und Theater-Directrice berühmte nachherige Mad. Ackermann, sein Vater einst Organist in Berlin. In Petersburg, wohin die Witwe Schröder mit Ackermann zu der Hilferdingschen Gesellschaft verschrieben war, betrat der junge Schröder, als 3jähriges Kind, zum erstenmal die Bühne. Seine Mutter, eine geistreiche Frau, hatte ein allegorisches Vorspiel gedichtet, in diesem ward dem jungen Schröder die Rolle der Unschuld, und er sprach die paar Worte: „O nein, ich sprech dich frei!“ (seine ganze Rolle) so hübsch aus, daß die Kaiserin Elisabeth das Kind in die Loge holen und Mutter und Sohn beschenken ließ. In Moskau, wohin sich die Gesellschaft begab, verheirathete sich

Schröders Mutter mit Ackermann, und da das Ehepaar in Rußland hübsches Geld verdient hatte, so errichteten sie nun selbst wieder eine Gesellschaft (wie vorher die Witwe Schröder schon in Hamburg und Cassel gehabt hatte, und Ackermann gleichfalls) und durchzogen Kurland, Danzig und endlich auch Preußen, wo Ackermann in Königsberg die Erlaubniß erhielt, im Junkerhofe ein Theater zu errichten, auf welchem denn der nach und nach heranwachsende Schröder, so wie früher in Danzig, bald in Knaben-, bald in Mädchenrollen, vielen Beifall erntete. In Warschau, wohin sich eine Zeitlang die Gesellschaft begeben hatte, suchten ihn die Jesuiten an sich zu ziehen und für die catholische Kirche zu gewinnen, was ihnen anfangs um so leichter zu gelingen schien, da die Behandlung, welche Schröder von seinen Ältern erdulden mußte, oft grausam und fast stets ungerecht war; Liebe zur Mutter rettete ihn jedoch noch wieder aus den Händen jener Geistlichen, und so wieder zurückkehrend zu den Seinen, zog er mit der Gesellschaft weiter nach Breslau, Glogau, Frankfurt a. d. O. und wieder nach Königsberg, ohne daß jedoch die Erziehungsmethode sich geändert hätte, wodurch denn der Jüngling zuletzt auf guten Weg kam, ein Taugenichts zu werden. Auch auf dem Friedrichscollegium dieser Stadt, wohin Schröder nun gebracht, und von seinen Ältern hülflos gelassen wurde, als diese sich mit der ganzen Truppe vor den anrückenden Russen nach Sachsen flüchteten, ging es nicht besser. Sein Fleiß zog ihm zwar Lob, sein übertriebener Muthwille aber die schärfsten Züchtigungen zu, und als endlich die ihre Pflicht ganz vergessenden Ältern nichts mehr von sich hören ließen, da ward er, während schwerer Kriegszeit, aus der Anstalt entlassen und würde haben umkommen müssen, hätte nicht ein armer Schuhflicker, der das leerstehende Schauspielhaus als eine Art von Castellan zu bewachen hatte, sich seiner erbarmt und an ihm gethan, was kein reicher Bekannter that. Schröder half jetzt seinem Wohlthäter Schuhe flicken, hungerte mit ihm, gewöhnte sich aber leider auch den Branntwein an, und würde wahrscheinlich in Gemeinheit zuletzt untergegangen sein, hätten nicht der zu jener Zeit berühmte Seiltänzer Stuart und dessen gebildete Gattin sich seiner endlich angenommen und für seine geistige Ausbildung Sorge getragen. Im März 1759 ließen ihn endlich seine Ältern nach Deutschland nachkommen, um ihn als Lehrbursche in die Handlung eines Verwandten in Lübeck zu placiren; da der Jüngling aber weder feste Neigung hatte, den Laufburschen zu machen, noch der lübecker Onkel ihn zu ernähren, so ward er aufs neue seinen sich damals in der Schweiz aufhaltenden Ältern nachgeschickt, wo er dann in Solothurn die Bühne wieder betrat, neue Händel mit dem Stiefvater bekam, sich als Schauspieler und Tänzer ausbildete, seine ersten dichterischen Versuche mit Übersetzung eines französischen Lustspiels machte, mit der Gesellschaft die mehrsten bedeutenden Orte der Schweiz (wo man damals so heftig für und wider den großen Friedrich, der eben seinen Riesenkampf mit Österreich, Rußland, Frankreich ꝛc. kämpfte, Partei nahm, daß das Volk in Entlibuch den Preußenkönig, in Bern Maria Theresia als Strohpuppen öffentlich verbrannte) und hier auch die Rheingegenden durchzog, sich dem Spiel ergab, mehrere nicht rühmliche Streiche ausübte, hierauf entfloh, sich wieder mit den Ältern versöhnte und auf diese Art mehrere Jahre ein wildes und wüstes Leben führte, bis zuletzt der brausende Most der Jugend sich setzte und aus dem unbändigen Wildfang ein achtungswerther und trefflicher Mann ward. In Hamburg, wohin die Ackermannsche Gesell-

schaft nach vielen Irrfahrten 1764 wieder gekommen war, zeichnete sich Schröder anfangs vorzüglich als Balletmeister und im Lustspiel aus; später ging er ins tragische Fach über, und hier war es, wo er sich den Ruhm des ersten Künstlers seiner Zeit erwarb. 1771 übernahm er mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direction der Bühne, von deren Führung Ackermann sich lossagte, auch trat er jetzt zum erstenmale als dramatischer Schriftsteller mit einem Lustspiele: „der Arglistige," auf, dem bald mehrere nach und nach auf den mehrsten Bühnen bekannt gewordene Arbeiten folgten, die zu jener Zeit viel Glück machten und es zum Theil, bei unserem dermaligen Mangel an guten Lustspielen noch machen würden, wenn manche unzeitgemäß gewordene Redewendungen im Dialog durch eine geschickte Hand Umarbeitung erführen. Seine 1773 geheirathete Gattin, eine geborne Hart aus Petersburg, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was Schröder als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren verdienten Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, wird in der Geschichte des deutschen Theaters unvergeßlich bleiben. Sein Streben nach einem Ensemble der Darstellung, seine stets verständigen Anordnungen, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung unter der Gesellschaft, und vor allem sein eigenes Beispiel hoben das häufig in Gemeinheit und Trivialität versunkene Bühnenwesen zu einer damals seltenen, und auch jetzt leider wieder selten werdenden Höhe von Kunst und Achtbarkeit, und durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der Shakespeareschen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, diesen großen brittischen Dichter auch auf den deutschen Bretern heimisch zu machen. Der Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war der Zeitpunct, in welchem Schröder am mehrsten glänzte. 1780 machte er mit seiner Gattin eine große Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands, besuchte Paris und nahm im folgenden Jahre einen vortheilhaften Ruf nach Wien zu dem dortigen Hoftheater an, wo Kaiser Joseph ihn ehrenvoll auszeichnete. Bald sich jedoch nach dem ihm werth gewordenen Hamburg zurücksehnend, übernahm er von neuem die Leitung des dortigen Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sie abermals niederlegte und sich, müde der endlosen und vielfachen Plackereien, denen jeder Theatervorsteher ausgesetzt ist, auf ein erkauftes Landgütchen (Relling bei Hamburg) zurückzog und hier nur noch theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimaurerloge zu Hamburg, für deren Arbeiten er ein eigenes System begründete und sich überhaupt vielfach verdient um den Orden machte (vgl. d. Art. Freimaurer), wirkte. Zeitumstände, der Wunsch eines großen Theils des Publicums und die Einsicht, daß das so trefflich von ihm begründete Institut unter den Händen von Ungeschickten untergehen würde, und diesem Untergange wirklich schon sehr nahe war, bewogen ihn indeß 1811, die Verwaltung der Bühne von neuem zu übernehmen; leider entkeimte ihm aber aus diesem Entschluß wenig Segen. Drückende Zeitverhältnisse, Cabalen und andere Unannehmlichkeiten verbitterten ihm das Leben, er setzte bedeutend zu, wurde von mehreren Seiten her um ausgeliehene Capitalien gebracht. und erntete für all diese Mühen nicht einmal den Dank der durch Spektakelstücke und leeren Prunk verwöhnten Menge, für deren Vergnügen er sich eigentlich aufopferte. Schröder starb 1816 den 3ten Sept., beinahe 73 Jahre alt, bedauert von allen, die Kunst und Wissen zu schätzen wußten. Seine Leichenbestattung wurde von den Freimaurern und mehreren der angesehensten

Einwohner Hamburgs aufs feierlichste begangen. Zu seinen besten eigenen dramatischen Dichtungen gehören: das Testament, der Murrkopf, der Fähndrich. Außerdem hat man ihm noch viele, theils gedruckte, theils im Manuscript aufgeführte, Schau- und Lustspiele, mehrere Bearbeitungen fremder Stücke, theatralische Gelegenheitssachen u. dgl. m. Eine ausführliche Beschreibung des hier nur kürzlich angedeuteten reichbewegten Lebens von Schröder und seiner vielfachen Verdienste um die Kunst findet man in dem Werke des Professors Meyer über ihn (Hamburg 1819), so wie im IX. Hefte der Zeitgenossen, wo Schink, Schröders Freund, eine Biographie von ihm einrücken ließ, und in dem Taschenbuch Minerva für 1818, in welchem Böttiger in Dresden des Verstorbenen Verdienste würdigt.

Schröder (Sophie), die erste jetzt lebende tragische Schauspielerin der Deutschen und k. k. Hofschauspielerin in Wien, wurde 1781 in Paderborn geboren. Ihre Mutter, welche sich nach dem Tode ihres ersten Mannes, eines Schauspielers, Namens Bürger, mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete, folgte einem Rufe nach Petersburg. Sie hatte zwar die damals 12jährige Sophie, obgleich diese schon als Kind in kleinen Rollen Talent bewiesen, noch nicht für die Bühne bestimmt, da aber das Personale der Tyllischen Schauspielergesellschaft in Petersburg sehr beschränkt, und zufällig das Fach der jugendlichen Rollen in Opern und Schauspiel unbesetzt war, so gab sie den Bitten der bedrängten Directrice nach, und Sophie begann in der Dittersdorfschen Oper: das rothe Käppchen, als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval, wohin die Gesellschaft später reiste, heirathete sie als 14jähriges Mädchen den Schauspieler Stollmers. Hier lernte sie auch Kotzebue kennen, und erhielt auf seine Empfehlung eine Anstellung bei dem wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel in ihren Debüts, als Margarethe in den Hagestolzen, und Gretchen in den Verwandtschaften, sehr. Nach einem Jahre ging sie jedoch nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde, und besonders als Hulda im Donauweibchen viel Glück machte. 1801 unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen, betrat sie hier die Bahn, auf welcher sie jetzt als ein Stern erster Größe glänzt; sie verwechselte nämlich das naive Rollenfach mit dem tragischen. Häuslicher Kummer hatte ihren sonst heitern Geist in eine melancholische Stimmung versetzt und den schlummernden Funken zur Flamme entzündet. Ihre erste Rolle in diesem Fache war die Zimmermeisterstochter in Julius von Sassen. 1804 heirathete sie ihren zweiten Gatten, den Schauspieler Schröder, und lebte unter den günstigsten Verhältnissen in Hamburg, bis die kriegerischen Begebenheiten im J. 1813 sie bestimmten, diese Stadt zu verlassen. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und folgte sodann einem Rufe zu dem wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie noch ist. Ihre Phädra, Lady Makbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon sind meisterhafte Gebilde.

Schröpfer (Joh. Georg), ein Betrüger, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts großes Aufsehen machte. Nachdem er erst bei einem preuß. Husarenregiment gedient hatte, ward er in Leipzig Kaffeewirth und spielte nun eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommnen, wenn man bete, faste, Buße thät, und so durch gehörige Präparation, selbst mit dem höchsten Wesen in innigere Ge-

meinschaft käme. In der Loge machte sein Benehmen Unruhen. Er gerieth mit ihrem Vorsteher in Streit. Ein Pasquill, das er auf ihn machte, zog ihm eine Injurienklage, manche andere Unbesonnenheit öffentliche Prostitution zu und am Ende mußte er Leipzig als Banqueroutier verlassen. Desto mehr Aufsehen machte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Daß künstliche Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, der durch berauschende Getränke exaltirte Zustand seiner Jünger die letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wohl kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Elektricität hier mitwirkten, und sein Ansehen, durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er das Werkzeug einer Partei, die ihn nachher verließ. Unter ihrem Schutze ging er nach Sachsen, nach Leipzig zurück und errichtete selbst eine Art von Loge daselbst für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten rc. die Hauptceremonien machten, und viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberster von Steinbach in französischen Diensten gewesen und Sohn eines französischen Prinzen sei. Bei alledem hatte er sich so verstrickt, daß er sahe, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8ten Oct. 1774 ging er mit vieren seiner Freunde, unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts, und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Überlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache. Indessen hatte er das Gaukelspiel bis zum letzten Augenblick getrieben. In einem hinterlassenen Billet drohte er, daß jeder, den er riefe, ihm würde im Tode nachfolgen müssen; zu Weihnachten aber könnte jeder Gläubiger erwarten, von unbekannter Hand befriedigt zu werden. Die Ruhe und Besonnenheit, die Art, wie er zum Tode ging, hatte selbst etwas Heroisches, für seine Anhänger etwas Heiliges. Der Enthusiasmus war damals in Sachsen für ihn aufs höchste gestiegen.

Schrot 1) beim Münzwesen das Gepräge oder die äußere Tüchtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegensatz von Korn, welches den innern Gehalt (das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzsorte haben muß) bezeichnet; — 2) ein abgeschnittenes, abgesägtes Stück, z. B. im Forstwesen alle dickere Stücke Holz, die zu Scheiten gehauen werden müssen, die Schröte zu den Röhren, im Eisenhandel die von einer Eisenstange abgehauenen Stücke, daher auch die Schrotaxt: ein Werkzeug etwas zu schroten, oder von einander zu hauen, Schrotsäge rc. — 3) als Sammelwort, ohne Mehrzahl, a) kleine Bleikügelchen, oder kleine Stückchen gehacktes Eisen, damit aus Feuergewehren zu schießen (Hasenschrot, Wolfsschrot); b) grobgemahlenes und ungebeuteltes Getreide rc. zum Viehmästen (Roggenschrot, Erbsenschrot rc.).

Schröter (Joh. Hieronymus), ein berühmter Astronom, ist 1745 zu Erfurt geboren, und lebte als Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthum Bremen. Nachdem er zu Göttingen die Rechte studirt, zugleich aber durch Kästners Unterricht die Mathematik und besonders die Astronomie leidenschaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er ebendaselbst die juristische Doctorwürde und ward 1778

bei der hannöverschen Regierung angestellt. Unausgesetzt mit seinem Lieblingsstudium, der Astronomie, beschäftigt, machte er 1779 und 1780 wichtige Beobachtungen über die Sonne, die Venus, hauptsächlich über den Mond, welcher der Gegenstand seiner anhaltendsten Aufmerksamkeit wurde, und von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. Zu Lilienthal, wo Schröter Amtmann wurde, errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den besten Instrumenten ausstattete. Sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen. Seine Hauptwerke sind seine Selenotopographischen Fragmente (1791 und 1802, 2 Bände 4. mit Kupfern und Charten), seine Cythereographischen Fragmente oder Beobachtungen über die gigantischen Gebirge, und die Rotation der Venus (1793, 4.) und deren Fortsetzung unter dem Titel: Aphroditographische Fragmente (1796, 4.), ferner Kronographische Fragmente zur genauen Kenntniß des Planeten Saturn, seines Ringes und seiner Trabanten (1808, 8.).

Schub, Schubwesen, eine in neuerer Zeit eingeführte polizeiliche Maßregel, um sich der fremden Bettler, Landstreicher u. s. w. zu entledigen, welche darin besteht, daß man sie aufgreift und unter Aufsicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsort zurückschaffen, gleichsam weiter schieben läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Geburtsort desjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche Weise ernähren will, zunächst die Obliegenheit hat, ihn im erstern Fall zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schubart (Christian Friedr. Daniel), geb. 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limburg. Er zeigte anfangs wenig Fähigkeiten; aber plötzlich erwachten seine Geisteskräfte, er übertraf bald alle seine Mitschüler, und bewies namentlich ein bewundernswerthes musikalisches Genie. 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griechischen und römischen Classiker, studirte auch die Werke deutscher Dichter, besonders Klopstocks Messias, und machte, außer lateinischen und deutschen Ausarbeitungen, auch Volkslieder, welche er selbst componirte. 1756 ward er auf die Schule zum heilgen Geist nach Nürnberg geschickt, wo er für seinen Kunstsinn Nahrung fand; 1758 ging er nach Jena. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden. Er kam mit zerrütteter Gesundheit nach Hause zurück. Die Musik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen und der Gegend umher sein Brot durch Predigen für die dortigen Geistlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organist in Gaislingen, und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte, und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. 1768 ward er Musikdirector in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Officieren Vorlesungen über Ästhetik hielt, aber sich immer größern Ausschweifungen überließ. Seine Frau ward schwermüthig darüber; ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern zu sich. Schubart selbst kam wegen seiner Unsittlichkeit auf eine Zeitlang ins Gefängniß. Wegen eines satyrischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei ward er endlich seines Amts für verlustig erklärt, und des Landes verwiesen. Ohne zu wissen, wohin, verließ er, nur mit einem Thaler, Ludwigsburg, und kam nach Heilbronn, wo er sich vom Musikunterricht nährte. Der Gedanke an seine unglückliche Familie

trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo ihn der menschenfreundliche Graf von Nesselrode aufnahm, und ihm Gelegenheit verschaffte, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als er durch eine unvorsichtige Äußerung über die mannheimer Akademie sich den Unwillen des Fürsten zuzog. Jetzt nahm ihn der Graf Schmettau bei sich auf. Nachher ward er mit dem baierischen Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, catholisch zu werden. Noch ehe er diesen Rath ausführen konnte, mußte er auch München verlassen. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine bald sehr gelesene deutsche Chronik schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, und gab Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete, viel Feinde. Plötzlich ward er auf Befehl des catholischen Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine Chronik fort, zog sich aber auch hier, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigt hatte, eben so viel Feinde als Freunde zu. Als angenehmer Gesellschafter hatte er sich viel Liebe erworben, aber bald sollte er auf Anstiften des kaiserl. Ministers, Generals Ried, verhaftet werden, weil er in seiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiserin Maria Theresia sei vom Schlage gerührt worden. Schubart wurde auf eine verrätherische Weise ins Würtembergische gelockt, zu Blaubeuren (den 22sten Jan. 1777) auf landesherrlichen Befehl verhaftet, und auf die Festung Asberg gebracht. Der Festungscommandant war ein Biedermann. Er tröstete den Unglücklichen, und theilte ihm geistliche Bücher, mystischen und theosophischen Inhalts, mit. Der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte, und mit einer glühenden Phantasie begabte Schubart ward jetzt für das Mystische gestimmt. Im Febr. 1778 ward seine Gefangenschaft etwas erleichtert. Nachdem er 10 Jahre, ohne Verhör, im Kerker gesessen hatte, ward er im März 1787 befreit, und zum Director der herzogl. würtembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch während seiner Gefangenschaft hatte er seine Gedichte herausgegeben, die von seinen zahlreichen Freunden mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. In Stuttgart fing er an, seine deutsche Chronik unter dem neuen Titel: Vaterlandschronik, fortzusetzen, auch seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung herauszugeben. Aber er starb noch vor Beendigung der letztern 1791 im 52sten Jahre seines Alters. — Schubart war kein classischer Dichter und Prosaist, aber ein genialer, kräftiger Kopf, den seine sonderbaren Schicksale, seine Verirrungen und Thorheiten eben so merkwürdig machen, als seine Talente. Seine Chronik war ein ächtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, das durch nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch Freimüthigkeit, Faßlichkeit und Herzlichkeit anzog. Sie kam heraus von 1774 bis 1778. Seine sämmtlichen Gedichte, die außer vielem Schwülstigen, Rohen und Überkräftigen, auch viel Volksmäßiges, Feuriges und Erhabenes enthalten (man erinnere sich des Hymnus auf Friedrich den Großen, der Fürstengruft und des kräftigen Volksliedes: Auf, auf! ihr Brüder! 2c.), wurden zu Frankfurt a. M. 1787 in 2 Octavbänden herausgegeben. Eine bessere und

auserwähltere Sammlung derselben besorgte sein Sohn ebendaselbst 1802 in 2 Bänden. Letzterer, königl. preuß. Legationsrath zu Nürnberg (starb 1812), gab auch 1806 zu Wien: Christ. Friedr. Dan. Schubarts Ideen zur Ästhetik der Tonkunst und vermischte Schriften seines Vaters (Zürich 1812, in 2 Theilen 8.) heraus, gleichfalls voll genialer Ansichten und Urtheile, wenn auch fragmentarisch.

Schubart von Kleefeld (Joh. Christian), koburg-saalfeldischer Geheimer-Rath, geb. zu Zeitz 1734, in einer bürgerlichen Familie, trat in die Dienste eines dortigen Amtmanns, und wurde bald Haushofmeister des kursächsischen Gesandten am wiener Hofe. Wahrscheinlich kam er hier in maurerische Verbindungen, in welchen er sich nachher, unmittelbar neben einem Baron Hund, durch Einführung und Verbreitung eines neuen Systems der Maurerei (des Systems der stricten Observanz) sehr merkwürdig machte. Nach dem Ende des 7jährigen Krieges kam er als großbritannischer Kriegscommissär und hessendarmstädtischer Hofrath in sein Vaterland zurück, und kaufte 1768 und 1774 die Güter Würchwitz, Pobles und Kreischa. Hier beschäftigte er sich ganz mit Verbesserung der Landwirthschaft. Sein Name wurde vortheilhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der berliner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisaufgabe, über den Anbau der Futterkräuter, erhielt. Dieses Verdienst verschaffte ihm auch den Namen eines Edlen von Kleefeld. Er stellte nun ein neues System der Landwirthschaft auf, dessen Grundlage war: Abschaffung der Brache, und mit dieser der Hut- und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel gibt, größere Viehstände auf den Ställen zu füttern, und auf diesem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelst deren der Getreidebau verdoppelt und der Anbau anderer nützlichen Gewächse möglich gemacht werden können. Auch brachte er den Tabaksbau, Krappbau und die Runkelrüben durch Lehre und Beispiel in Aufnahme. Seine wichtigsten Verbesserungsvorschläge findet man in seinen ökonomisch-cameralistischen Schriften, 6 Bände, Leipzig 1786, und in seinem ökonomischen Briefwechsel, 4 Hefte, ebendas. 1786. Er fand viele Nachahmer, wiewohl seine Heftigkeit und Unduldsamkeit ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbesserern der Landwirthschaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er starb 1787; seine Biographie erschien zu Berlin 1790.

Schublehen (Schupflehen, Falllehen) heißen solche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewisse Zeit besitzen, so daß der Grundherr sie wieder einziehen kann, wenn er will. Der Name wird von dem Worte schieben hergeleitet, weil die Erben solche Lehen nicht von ihrem Erblasser erhalten, sondern sie von dem Lehnsherrn gleichsam weggeschoben werden.

Schuh, s. Fuß.

Schuldschein (Schuldverschreibung, Obligation, lat. Chirographum) ist eine solche Schrift, worin ein Schuldner bekennt, daß er dem Gläubiger eine gewisse Sache schuldig sei. Weil, besonders bei Darlehnsverträgen, von dem Schuldner häufig dem Gläubiger Schuldscheine ertheilt werden, ehe noch letzterer dem erstern das Darlehn wirklich vorgestreckt hat; so ist die Beweiskraft durch die Gesetze sehr beschränkt worden, und es soll ein solcher Schuldschein erst nach Ablauf zweier Jahre gegen den Aussteller beweisen, selbst wenn in der Verschreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehns anerkannt ist. Vor Ablauf der zwei Jahre kann der Schuldner sich nicht blos

mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen; er kann auch den ausgestellten Schein mittelst einer Klage zurückfordern. Bei wirklich geleisteter Zahlung des Darlehns ist es daher für den Gläubiger sehr rathsam, sich außer dem Schuldschein noch eine besondere Quittung über das Darlehn geben zu lassen, oder die Zahlung desselben in Gegenwart zweier oder mehrerer sicheren Zeugen an den Schuldner zu leisten, weil ihm sonst, wenn der letztere oder dessen Erben den Empfang des Geldes läugneten, die Beweislast obliegen würde. Um diesen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner ihm Zinsen bezahlt habe. Auch ist es zur Gültigkeit jedes Schuldscheins erforderlich, daß die Schuldursache darin aufgeführt sei, weil sich der Schuldner sonst gleichfalls mit einer Einrede wegen dieses Fehlers schützen kann. Nach Ablauf der zwei Jahre findet die Einrede des nicht gezahlten Geldes nicht mehr statt, doch gibt es bekanntlich Schutzmittel genug, wodurch sich listige Advocaten und säumige Schuldner selbst gegen die bündigste Schuldverschreibung auf längere Zeit schützen können. Endlich muß jeder klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Gesetze nicht verbotenes Geschäft (wie z. B. in den meisten Ländern Spiele und Wetten sind), zum Grunde liegen. Ist ein in einem Lande verbotenes Geschäft als Schuldursache (causa debendi) in dem Schuldscheine angeführt, so ist es unverbindlich. — Noch bemerken wir, daß eine Quittung (Apocha) oder ein Schein über eine geleistete Zahlung, ohne Verpflichtung zur Rückzahlung, erst nach 30 Tagen gegen den Aussteller beweist, und daß der letztere im Fall nicht geleisteter Zahlung das Recht hat, sie zurückzufordern. Öffentliche, d. h. vor Gericht ausgestellte und bestätigte Schuldscheine und Quittungen bedürfen jedoch keines Ablaufs von zwei Jahren oder 30 Tagen, um gesetzliche Beweiskraft zu erlangen.

Schule nennt man in der Reitkunst die künstlichen und regelmäßigen Gänge des Pferdes, so wie die Art und Weise, die der Reiter zu beobachten hat, das Pferd gehörig zu regieren und es seinem Willen gemäß zu leiten. Das Zureiten der Pferde geschieht gemeiniglich auf besondern mit Sand und Kies beschütteten Plätzen, die man Reitbahnen nennt. Ein in der Schule zugerittenes und in derselben gebrauchtes Pferd heißt Schulpferd, und schulgerecht reiten, den Regeln, welche die Reitschule vorschreibt, gemäß reiten.

Schüle (Joh. Heinr., Edler von), einer der berühmtesten deutschen Fabricanten neuerer Zeit, wurde 1720 zu Künzeslau im Hohenlohischen geboren, wo sein Vater ein Nagelschmid war. Seinen nachmaligen Wohlstand und Ruhm verdankte er nur seinem frühen Fleiße, seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner Aufmerksamkeit und seinem unablässigen Forschen. 1739 kam er nach Strasburg in die Lehre, und 1745 als Handlungsdiener nach Augsburg, wo er sich kurz darauf verheirathete, und dadurch neben einem eigenen Hause eine Ausschnitthandlung von ungefähr 8000 Gulden erwarb, da sein eignes Vermögen nur aus 10 Ducaten bestand. Nun erweiterte er in kurzem seinen Handel, widmete sich besonders dem Vertriebe von Kattun und Bombasin, und munterte die Weber zur Veredlung ihrer Waare auf, wodurch der Umsatz in diesem Artikel bald ein neues Leben erhielt. Anfangs ließ er seine Waaren in Hamburg drucken, aber 1753 fing er an, sie in Augsburg selbst einmalen zu lassen, und weil die Hamburger zu viel Lohn verlangten, legte er 1759 eine eigne Zitzmanufactur an, deren Erzeugnisse sehr bald wegen der Zeichnung,

Frischheit der Farben, saubern Bearbeitung und reinen weißen Bleiche, weit mehr gesucht waren, als die holländischen und englischen. Er setzte von 1745 bis 1766 blos durch den Verbrauch in Kattunen, seinen Gewinn ungerechnet, in Augsburg die Summe von 3,750,000 Gulden in Umlauf, während welcher Zeit die augsburgischen Weber für ihn 233,669 Stücke gewebt, und dafür 1,233,000 Gulden erhalten hatten. Ein Prozeß mit dem Magistrat und der Weberzunft, wegen der Einfuhr ostindischer Kattune, welcher erst 1785 geendigt wurde, veranlaßte ihn, 1766 nach Heidenheim im Würtembergischen zu gehen, von wo er jedoch 1768 wieder nach Augsburg zurückkehrte. Er vervollkommnete nun seine Kattundruckerei immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muster, und führte das schöne Gebäude vor dem rothen Thore auf. Schon 1772 erwarben ihm seine Verdienste den Adel, den Titel eines kaiserl. wirkl. Rathes und ein Privilegium, daß seine Zeichnungen und Modelle von keiner andern Fabrik sollten nachgemacht werden dürfen, und daß er befugt sein solle, seine Zitze besonders zu bezeichnen, so wie auch seine Fabrik unter besonderm kaiserlichen Schutz stehen solle. Unglückliches Zusammentreffen von Umständen und sein vielleicht zu unbiegsamer Charakter brachten diese berühmte Fabrik späterhin nach und nach ins Stocken und er starb, seinen Ruhm überlebend, 1811 in ziemlich dürftigen Umständen. Seine großen Fabrikgebäude in Augsburg wurden in eine Tabacksfabrik umgewandelt.

Schulen sind Pflanzstätten der Menschenbildung, die nirgend fehlen dürfen, wo Menschen gesellschaftlich beisammen wohnen. Das Leben bildet zwar Gemüth und Charakter nachdrucksvoller, als es die Schule vermag; auch ohne sie kann die stille Beschauung zu selbstständiger Erkenntniß, der Verkehr mit der Welt und der Drang anregender Umstände zur Tüchtigkeit im Handeln bringen; große Helden und Führer der Völker glänzen in der Geschichte, die nie eine Schule besuchten: denn die genialische Kraft bringt wohl überall von selbst und am mächtigsten da hervor, wo kein Schulwitz ihr in den Weg tritt; doch wenn die Völker nicht blos von wenigen Kraftvollen oder Ehrgeizigen unterjocht und vertreten sein, sondern selbst erkennen und thun wollen, was ihnen frommt; wenn die Einzelnen als freie denkende Menschen gelten, mit Überzeugung und Lust zum Gesammtwohl wirken und im Augenblicke der Noth verständig eingreifen sollen, wo die gemeinschaftliche Sache ihrer bedarf: so muß der Zugang zu Kenntnissen und Einsichten jeder Art auch den Niedrigen und Minderbegabten offen stehen. Anstalten, die diesem Grundsatze entsprechen, zeigt uns die Geschichte erst in spätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben. Da die Erwachsenen selbst im Wissen noch Kinder waren, lernte die Jugend nicht mehr, als sie von den Ältern gelegentlich hörte und absah. — In Ländern, wo das Priesterthum oder der Despotismus der Könige über die Völker herrschte, entstanden zuerst Schulen für die Söhne der Großen und Priester. In einer ägyptischen Priesterschule wurde Moses, in einer Erziehungsanstalt am persischen Hofe Cyrus gebildet; die indischen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimschulen fort, die Gesetzkundigen unter den Hebräern in den Prophetenschulen, späterhin in den Synagogen und Rabbinenschulen, wo wißbegierige Jünglinge sich um einen Meister versammelten. Die Bildung war geschlossen und Wenigen zugänglich. Der Unterricht beschränkte sich auf Lehrgespräche, Lesen, Auswendiglernen und Auslegen

heiliger Bücher. — Mehr geschah unter den Griechen. Schon 500 v. Chr. lernten in ihren Städten Knaben und Mädchen lesen, schreiben und rechnen in Winkelschulen, denn die Gesetzgebung überließ die Bildung der Jugend der älterlichen Willkür, und was Lykurg in Sparta veranstaltete, war mehr auf körperliche Erziehung abgesehen. Jünglinge, die nach etwas Höherem strebten, benutzten den Unterricht der Philosophen und Sophisten, dessen schönste Proben die Sokratischen Gespräche Platons und Xenophons sind. Das Landvolk blieb in Unwissenheit. — Eben so bei den Römern, wo man um 300 v. Chr. Knabenschulen für die Städter, und seit dem Zeitalter Cäsars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höheren Lehranstalten der Grammatiker hatte. Hier wurde die lateinische und griechische Sprache wissenschaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, sie durch Redeübungen (declamationes) zur öffentlichen Beredsamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulwesen aber hatten alle diese Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anstalten besonderer Classen oder Privatunternehmungen. Kaiser Vespasian stiftete zuerst zur Bildung der römischen Jünglinge für den Staatsdienst öffentliche Professuren der Grammatik und Rhetorik mit bestimmter Besoldung und 150 n. Chr. gründete Antoninus Pius Kaiserschulen in den größern Städten des römischen Reichs, welche sich mit unsern Kreisschulen und Gymnasien vergleichen lassen, obgleich sie nicht, wie diese, durch ein Classensystem und Zusammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet waren. Vielmehr näherte sich die hohe Kaiserschule zu Rom nach der Einrichtung, die ihr Valentinian 370 gab, der Verfassung unserer Universitäten. — Die berühmteste hohe Schule für wissenschaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9te Jahrh. Studirende aus allen europäischen Staaten sich einfanden, und ein oft sehr zügelloses Burschenleben führten. In den niedern römischen Schulen alten Styls war die Zucht sehr streng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik, und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbilis. — Inzwischen hatte das Christenthum dem Unterricht neuen Stoff und Schwung gegeben. Zuerst im Orient von den Geistlichen ausgehend, kam er allmählig ganz in ihre Hand und unter ihre Aufsicht. Wo es Christen gab, errichteten sie Schulen für Katechumenen in Städten und in kleinern Flecken und zur Bildung der Geistlichen, in einigen Hauptstädten auch Katechetenschulen, von denen im 2ten bis zum 4ten Jahrh. die zu Alexandria die blühendste war. Seit dem 5ten Jahrh. scheinen jedoch diese höheren Lehranstalten erloschen, und an ihre Stelle die Episkopal- oder Kathedralschulen gekommen zu sein, worin die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge neben der Theologie die sogenannten sieben freien Künste lernten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium), wie sie der Afrikaner Marcianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in seiner Encyklopädie behandelt hatte, welche bei 1000 Jahre lang das herrschende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiserschulen verloren sich, da in der Zeit der Völkerwanderung die Besoldungen ausblieben, theils in diese Kathedralschulen, theils in die städtischen Parochialschulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Lesen und Schreiben der nun beliebte encyklopädische Cursus des Trivium folgte, daher sie späterhin den Namen Trivialschulen erhielten. — Bedeutender als diese Anstalten wurden seit dem 6ten Jahrh. die Klosterschulen,

die anfangs blos Pflanzstätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanstalten für die Laien benutzt wurden. Die Benedictinerklöster in Irland, England, Frankreich und Deutschland glänzten von dem 6ten bis in das 11te Jahrh. als die Hauptsitze der neuern europäischen Bildung. Die Zucht war hart und mönchisch, der Unterricht aber meist besser als in andern Lehranstalten, theils wegen des öftern Zusammenflusses vorzüglicher Köpfe, die sich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der bessern Gelegenheit, bei dem beständigen Verkehr der Klöster unter einander, und der Vereinigung schreibseliger Geistlichen in ihnen, zum Besitze ansehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Priester und Mönche zogen weit her Schüler an sich. Vor andern berühmt waren die Klosterschulen zu Armag und Cloghar, zu Canterbury, York und Westminster, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, zu Salzburg, St. Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Corvei, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutsche Schulmann des 9ten Jahrh., lehrte, Hirschau und St. Blasien auf dem Schwarzwald u. s. w., aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der scholastischen Philosophie (Scholastici hießen die Lehrer an den Klosterschulen) Gestalt und Namen, und wetteiferten mit den bischöflichen Kathedralschulen, doch immer mehr zum Vortheil des Priesterthums, als der allgemeinen Nationalbildung. — Diese hatte Carl der Große bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbesserung des Schulwesens für die Völker seines weiten Reiches ausgehen ließ. Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster, sondern auch jedes Kirchspiel in Städten und auf dem Lande sollte eine eigene Schule haben, jene zur Bildung der Geistlichen und Staatsbeamten, diese für die niedern Stände. (Vergl. d. Art. Landschulen.) An seinem Hofe errichtete Carl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er selbst lernte und in der damit verbundenen Hofschule (Schola Palatii) für seine Prinzen und andere fähige Knaben adeligen und unadeligen Standes Unterricht ertheilen ließ. Diesen beiden, mit seinem Hoflager herumwandernden, Schulen setzte er seinen gelehrten Freund Alcuin (s. d. Art.) als Rector vor. Auch die Damen seines Hofes nahmen an dem Unterricht Theil, wie denn mehrere Frauenklöster in der Sorge für die Bildung ihres Geschlechts hinter den Mönchsklöstern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt Französisch. Carl führte selbst die Oberaufsicht über die Schulen seines Reichs, ließ sich Berichte einsenden, stellte Untersuchungen und Prüfungen an, und hielt den Schülern seiner Hofschule in eigener Person Ermahnungsreden. — Da die Geistlichkeit an den Kathedral- und Domkirchen sich im 9ten Jahrh. zum canonischen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entstanden die Stiftsschulen, welche sich mehr der allgemeinen Bestimmung der Trivialschulen näherten, dagegen die bischöflichen Schulen Seminarien für den geistlichen Stand blieben, oder in die Verfassung der Facultätsschulen und späterhin der Universitäten übergingen. Mainz, Trier, Cöln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10ten Jahrh. berühmte Stifts- oder Domschulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben. Carls Verordnungen wurden während der Regierungsstreitigkeiten seiner Enkel, unter denen auch jene Akademie und Hofschule einging, nicht mehr aufrecht erhalten, und seine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9ten Jahrh. begonnene Schuleinrichtung des großen Alfred in England durch die Einfälle der Dänen

gestört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner sie wieder herzustellen suchte, allmählig in Vergessenheit kam. — Inzwischen hatten die Rabbinenschulen der Juden in Syrien, Nordafrika, und selbst in Europa, wo es zu Lünel in Frankreich im 7ten Jahrh. und zu Corduba in Spanien im 10ten und 11ten Jahrh. jüdische Akademien gab, Überreste der wissenschaftlichen Bildung des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geist und Geschmack seit dem 9ten Jahrh. die Schulen der Araber im orientalischen und afrikanischen Khalifat und in den spanisch-maurischen Königreichen sich erhoben. Ihre Fortschritte in den mathematischen und medicinischen Wissenschaften theilten sich zunächst dem Süden des christlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingerissenen Barbarei erst König Lothar im 9ten Jahrh. wieder Schulen für die größeren Städte angelegt hatte, so wie in Spanien und Frankreich, wurde beim Entstehen der Facultätsschulen der Einfluß arabischer Bildung bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabische Ärzte, und die naturhistorischen und mathematischen Werke der Saracenen wurden auch von christlichen Gelehrten gesucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpstlichen Kirchenrechts Anlaß zur Gründung besonderer Rechtsschulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten. Das Privilegium der akademischen Freiheiten, das erstere 1158 vom Kaiser Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12ten und 13ten Jahrh. entstanden. Es bedurfte auch solcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Zeiten, wo die Trägheit und Üppigkeit der Geistlichen Stifts- und Klosterschulen in Verfall gerathen ließ, neue Lehrer zu bilden, und den Geschmack der Völker für Wissenschaften zu beleben. Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einseitigkeit fehlen, da seit dem Anfange des 13ten Jahrh. die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöstern Volksschulen verbanden, und in den städtischen Pfarreien als Kinderlehrer auftraten, sondern sich auch als Lehrer in die Universitäten einzudrängen wußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papstes zu erhöhen. — So war denn der Zustand des Schulwesens im Mittelalter keineswegs so blühend, als nach der Regsamkeit früherer Jahrhunderte, und nach Carls des Großen Anstalten zu erwarten gewesen. An die Stelle des freien Vortrags kam selbst in höheren Schulen das Zeit raubende Dictiren, Gedächtnißkram galt für Gelehrsamkeit, der todte Buchstabe regierte und eine Sokratische Anleitung zum Verstehen des Erlernten wurde fast überall vermißt. Die Schüler auf den lateinischen oder Trivialschulen brachten die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin. In den niedern Pfarrschulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulassen; denn das vor Erfindung des Bücherdrucks ungemein wichtige und einträgliche Gewerbe der Schreibekunst sollte der Geistlichkeit vorbehalten (ars clericalis) bleiben, und das Recht, Schreibschulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch besondere Verträge mit der Geistlichkeit von den Stadträthen erworben werden. — Beim Emporkommen des Bürgerstandes aber fingen diese Obrigkeiten selbst für den von der Geistlichkeit sehr vernachlässigten Jugendunterricht an zu sorgen, und stifteten eigene Stadtschulen, in denen Lesen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für diese und, da die Canonici und Pfarrer aufgehört hatten, sich mit dem Jugendunterrichte zu beschäftigen, auch für die Stifts- und Pfarrschulen wurden herumschweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen.

Hierdurch bildete sich ein Schullehrerstand, der zwar dem geistlichen Stande (welcher damals allein im Besitze gelehrter Bildung war) angehörte, aber, durch seine zunftartigen Abstufungen und durch das sittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eigenen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthen and Pfarrern auf Jahresfrist oder vierteljährige Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehülfen annehmen, und ihre Besoldung mit ihnen theilen. Diese Unterlehrer oder Gesellen (Locati, weil sie gedungen wurden, Stampuales, weil sie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo das Patronatrecht den Stadträthen zustand, nebst ihren Meistern, den Pfarrern untergeben, welche sie als Schreiber und Kirchendiener brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeister, welche Latein lehrten, Rectoren; die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Lesen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Psalmen) anvertraut war, Cantoren. — Aus dieser Abtheilung entstand in Deutschland der Unterschied der lateinischen und deutschen Schulen, welche seit dem 16ten Jahrh. entweder völlig von einander getrennt, oder, wie an den meisten Orten geschah, durch Anstellung von Conrectoren und Subrectoren als Gehülfen des Rectors beim Unterricht in den classischen Sprachen und durch Einführung der Anfangsgründe des Lateinischen in die untern Classen als ein erweitertes Ganze zusammengeschmolzen wurden. Die größern Zöglinge der Oberclasse wanderten häufig von einer Schule zur andern, und trieben als fahrende (reisende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künste mit Schatzgräbereien, Mummereien und Hanswurstiaden, daher sie bald Histriones (weil sie, wie in Frankreich die Jongleurs und Gaillards, die ersten Schauspielerbanden bildeten), bald Bachanten (vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich führten sie jüngere Schüler mit sich, welche ihnen mit Leib und Leben angehörten, Knechtsdienste leisten, und wenn es eben keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burschensprache, daher diese kleinern Schüler Schützen hießen, wovon der Spitzname A B C Schützen) Unterhalt verschaffen mußten, ohne davon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14ten und 15ten Jahrh. war das Unwesen dieser scholarischen Landstreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige Bachanten gab, die noch keinen lateinischen Autor exponiren konnten, in Deutschland am ärgsten; sie machten, weil ihnen als angehenden Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unsicher und störten nicht selten die öffentliche Ruhe. Wo sie etwa Lernens halber in einer Schule verweilten, fanden sie mit ihren Schützen Herberge in den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehrere Schulen bestanden, zwischen den beiderseitigen Schülern bisweilen zu förmlichen Fehden, die nach Weise des Faustrechts blutig entschieden wurden. Noch im Anfange des 16ten Jahrh. beklagt Luther, daß solche verwilderte Menschen Lehrerstellen erhielten; denn meistentheils ließen nur Bachanten, die kaum eine Universität gesehen hatten, sich als Locaten und Schulmeister dingen, dagegen edlere gelehrte Jünglinge nach geistlichen Pfründen und akademischen Lehrämtern strebten. — Einzig in ihrer Art war in der Geschichte des Schulwesens dieser Zeit die fromme Brüderschaft der Hieronymianer, welche Geert Groote, ein utrechter Canonicus, der

zu Perugia die alten Classiker studirt hatte, zu Deventer 1379 stiftete. Sie bestanden aus Klerikern und Laien, welche zusammen lebten, und sich theils mit Handarbeiten, theils mit dem Unterrichte in den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben und Mädchen beschäftigten. Diese lernten Lesen, Schreiben und nützliche Handarbeiten; für wißbegierige Knaben gab es höhere lateinische Schulclassen, wo ihnen eine gründliche philologische Bildung ertheilt wurde. Nach dem Muster dieser in ihrem Zweck humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft menschenfreundlichen Anstalt entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutschland mehrere Schulen, die sich bald mit den in Italien eingewanderten Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Joh. Hegius, Erasmus, Rudolph Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus diesen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freieren Bildung aus den Quellen des classischen Alterthums an. Zwar blieb, was schon seit der letztern Hälfte des 14ten Jahrh. von italienischen Höfen und Universitäten durch gelehrte Griechen und durch die Platonische Akademie zu Florenz, und gegen Ende des 15ten Jahrh. durch die von Conrad Celtes gestiftete rheinische gelehrte Gesellschaft für die Wiedererweckung der großen Alten geschah, zunächst mehr ein geistiger Luxus der Großen und Gelehrten; doch kam mancher geschickte Schulmann von Basel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches seit Luthers und Melanchthons Auftritt Deutschlands Lehrerin wurde. — Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulvisitationen in Kursachsen 1529 das vorleuchtende Beispiel einer ernstlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nun die Stadträthe Gymnasien und Lyceen mit fest angestellten Lehrern. Das eingezogene Kirchengut ward in der Regel zum Besten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren Sturm in Strasburg (st. 1589), Friedland, genannt Trotzendorf, in Goldberg (st. 1556), Heyder in Nürnberg (st. 1563), Neander in Ilefeld (st. 1595), erwarben sich als Methodiker um den Schulunterricht und die Zucht weitwirkendes Verdienst; die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derselben hörte auf, und jenes wilde, romantische Zeitalter wich der Prosa eines wissenschaftlichen Geistes, der den alten Encyklopadismus bald verdrängte. Nur die Kloster-, Stifts- und Trivialschulen der Catholiken blieben noch in den dürftigen Schematismus der sieben freien Künste gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der scholarischen Lebensweise früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die, wegen der Übung im Lateinsprechen, nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die festlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterstützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutschen Zunftwesen so nahe verwandte Pennalismus. — Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten besondere Schulen, und stellte in protestantischen Ländern auf den Dörfern Schulmeister an, um den Katechismus zu lehren. — Während sich nun so im 16ten Jahrh. unter den Protestanten ein planmäßig geordnetes Schulwesen bildete, und die alten Sprachen den Unterricht selbst in kleinen Landstädten beseelten, erhoben sich gegen Ende dieses Jahrhunderts unter den Catholiken die Jesuitenschulen, die durch ihren bessern Geschmack und methodischen Geist bald das Übergewicht über die Schulen älte-

ren Styles in ihrer Kirche erhielten, und selbst die Eifersucht protestantischer Schulmänner erregten, von denen sie manches Gute angenommen hatten. Das Wetteifern um höhere Stellen und das frühe Lateinreden, das sie nach des Strasburgers Sturm Weise einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langsamen; sie leisteten viel in den mathematischen Wissenschaften, und widmeten der Geographie und Geschichte besondere Lehrstunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die spielenden Methoden, die Verstümmelungen der alten Classiker, die Vernachlässigung des Griechischen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegien Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieser Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden, als für die niedern Volksclassen eingerichtet, aus denen die Jesuiten nur solche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden versprachen, und bald zeigte es sich, daß sie es damit nicht auf wahre Menschenbildung, sondern auf eine Abrichtung der Jugend für ihre herrschsüchtigen Zwecke angelegt hatten. Doch erwarben sie sich das Verdienst bei der schnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wissenschaftlichen Bildung in die entlegendsten, finstersten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen neben den Klosterschulen und den Collegien der Piaristen die einzigen, selbst Amerika und Asien nahmen durch ihre Missionen Theil an den Fortschritten der neuern europäischen Bildung. — Diese ging indeß im 17ten Jahrh. bei weitem nicht so schnell von statten, als im vorhergehenden. Das strenge Halten auf orthodoxe Kirchlichkeit, das heftige Streiten, der steife Dogmatismus selbst in der Philologie und die kleinliche Sylbenstecherei theilte sich von den Universitäten höheren und niederen Schulen mit. Die Gymnasien und Lyceen erstarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialschulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu sein, die untersten Volksschulen blieben der elenden Führung verdorbner Studenten und Scholaren, oder unwissender Handwerker und Bedienten Preis gegeben. Kaum wurde irgendwo eine andere Geisteskraft der Kinder geübt, als das Gedächtniß, barbarische Härte der Zucht mußte ersetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Überdies zersprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilde Schwärmerei zerstörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigeren Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Bestreben des Schullehrerstandes, sich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, besonders unter den Protestanten sichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer schon vor der Reformation aus dem geistlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meist von weltlichen Obrigkeiten abhingen, so verweltlichte sich auch der in ihnen herrschende Geist, und der Grundsatz der akademischen Ungebundenheit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäusern, wie in den Fürsten- und Klosterschulen und bei den Jesuiten zusammenlebten. — Inzwischen sorgten um diese Zeit einige hervorragende pädagogische Schriftsteller, wie der englische Kanzler Baco und der landflüchtige Bischof der mährischen Brüder, Amos Comenius (s. d. Art.), für eine zweckmäßigere Einrichtung des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogischen Eiferer und Abenteuerer, Wolfgang Ratich, der mit neuen Lehrmethoden an den Hö-

sen herumreiste, das Heil der Menschheit verkündigte, wie Basedow, und endlich 1614 durch fürstliche Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalschule zu Köthen kam, die aber bald wieder spurlos unterging. Die durch solche Rathschläge und Versuche empfohlne Bildung des Verstandes und der Einbildungskraft ging jedoch weniger in das Leben der Schulen, als in die Privaterziehung der höheren Stände ein. Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17ten Jahrh. der durch Fenelon und Spener (vergl. d. Art. Pietismus und Quietismus) aufgestellte Grundsatz der Andächtigkeit und frommen Beschauung, auf das A. H. Franke (s. d. Art.) seine Stiftungen gründete. Schulmänner seines Geistes verbreiteten sich in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. von Halle aus über das ganze nördliche Deutschland; Klosterbergen bei Magdeburg ward eine Musterschule dieser Art für Studirende, und auch in die Winkel- und Landschulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von den Frankischen Methoden. Doch stand es im Ganzen um das Volksschulwesen viel schlechter, als um die Gelehrtenschulen, wo, wenn auch oft ohne Geschmack, Latein und Griechisch tüchtig erlernt wurde, denn die humanistische Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vergl. d. Art. Human.) — Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menschlichen Bestimmung angemeßneren Lehr- und Erziehungsweise erhielt um diese Zeit eine vollständigere Entwickelung durch Locke und Rousseau (s. d. Art.) und der Philanthropismus Basedows und seiner Freunde verpflanzte sie in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. auf deutschen Boden. Hier fand die praktische Richtung dieser Erzieher, welche die Bildung der Jugend für den verständigen Genuß und die Geschäfte des irdischen Lebens beabsichtigten, und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Gesellschaft hinarbeiteten, bei der nicht gelehrten Lesewelt großen Beifall. In die gelehrten Schulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch diesen Einfluß der fast ganz vernachlässigte Unterricht in den Sachkenntnissen (Realien); es entstanden besondere Realschulen, z. B. durch Hecker zu Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunst gelehrt wurde, für die Söhne des höheren Bürgerstandes. Sie wurden auch Mittelschulen genannt, weil sie zwischen den Volksschulen und Gymnasien mitten inne stehen. Zur Ausfüllung dieser Lücke des deutschen Schulwesens dienen auch die Militärakademien in den Residenzstädten größerer Staaten, die Handlungsschulen, die Forstinstitute, als Bildungsanstalten für besondere Stände. In ähnlicher Absicht errichtete die baiersche Regierung bei ihrer neuen Schuleinrichtung neben den Studienanstalten (Gymnasien) für künftige Gelehrte 1807 und 1808 zu München, Augsburg und Nürnberg Realinstitute, wo Knaben und Jünglinge, die Künstler, Wundärzte, Apotheker, Fabricanten werden, oder sich dem Bergbau, dem Cameralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menschlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachenunterricht auch die mathematischen und Naturwissenschaften kennen lernen. Die Trivialschulen, die noch in kleineren Städten und neben den Gymnasien auch in größeren bestanden, verwandelte man seit dem Ende des 18ten Jahrh. in höhere und niedere Bürgerschulen (s. d.), neben denen für die fast ohne allen Unterricht aufwachsenden Kinder der Armen in größeren Städten besondere Frei- und Armenschulen, zu ihrer Beschäftigung außer den

Schulstunden Arbeitsschulen, auch Industrie- oder Gewerbschulen genannt, wo die Kinder Spinnen und andere nützliche Handarbeiten lernen, für Handwerkslehrlinge und Gesellen und junge Leute aus der dienenden Classe, die mit allzugeringen Vorkenntnissen die Schule verlassen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsschulen zur Nachhülfe im Lesen, Schreiben und Rechnen errichtet wurden. — So erfüllte man die frommen Wünsche des Philanthropisten, obwohl bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die catholischen Staaten Europas hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen sonst den Jugendunterricht der Geistlichkeit allein überließen, und besonders dem wohlthätigen Einflusse der von den Jesuiten, Piaristen, Ursulinerinnen und andern geistlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 entstand eine Lücke, welche die meist blos auf Trivialschulen eingerichteten Piaristen ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigsten wurde dieser Mangel jedoch in Deutschland fühlbar. Schon damals hatte Österreich, durch die Gründung der vom Abt Felbiger zuerst in Böhmen eingerichteten Normalschulen (Schulen für die Jugend der niedern Stände, welche den gesammten Volksschulen der Monarchie als Norm [Muster] dienen sollten) eine beßre Ordnung im Unterricht und Schulbesuch vorbereitet, und die Thätigkeit des edlen von Schulenstein, der diese Schulreform in Böhmen auch auf die Landschulen ausdehnte und Industrieschulen anlegte, ernstlich unterstützt. Freilich schien die hier eingeführte steife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art des Exercierreglements entworfenen kaiserlichen Schulverordnungen vorschrieben, ein Grenzstein künftiger Verbesserungen zu werden, es fehlte noch sehr an brauchbaren Lehrern, und bei der mit der Schulaufsicht beauftragten Geistlichkeit an Theilnahme und pädagogischer Einsicht; diese soll sie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiser errichteten Professuren der Pädagogik an den Universitäten und bischöflichen Seminarien erhalten, um hinter den Fortschritten, welche im 19ten Jahrh. die Stiftung neuer Bürgerschulen und Gymnasien, die Verbesserungen der Lehrergehalte und das Institut der Sonntagsschulen in dieser Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. — Die Normalschulen fanden in den meisten catholischen Staaten Deutschlands bald Nachahmung. Mainz, Münster, Fulda, Salzburg und besonders Würzburg und Bamberg nahmen sich ernstlich des Volksschulwesens an, das freilich an vielen Orten erst entstehen sollte. Auch Ungarn und Galizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Ansehung der städtischen Schulen und Gymnasien, welche die Geistlichkeit nicht allein versorgen konnte, geschehen ist, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule sind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Priesterstande und dem Zufall anheimzustellen. Außer einigen bischöflichen Seminarien, den Piaristenschulen und den Klöstern, in denen sorgsame Ältern ihre Kinder unterrichten lassen, gibt es dort keine Anstalten, die mit unsern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in Toscana, nach dem Muster Österreichs, zur Einrichtung guter Volksschulen für beide Geschlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzosen glauben die italienischen Fürsten, wie der König von Spanien, die geistige Bildung ihrer Völker um so weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die französische Aufklärung ihrer Ruhe geworden

ist. Die wiedererweckten, geistig sehr unbedeutenden Jesuiten werden in dieser Stimmung nichts verändern und die alte Unwissenheit hegen. — Um das Schulwesen Frankreichs zu würdigen, darf man auf die während der Revolution und unter Napoleon über diesen Gegenstand in Paris bekannt gemachten Ideen, Plane und Decrete keine Rücksicht nehmen; sie blieben geistreiche Einfälle oder wohllautende Versprechungen ohne erhebliche Wirkung. Vor der Revolution gab es außer den bischöflichen Seminarien und Klosterschulen städtische Lyceen und Collegien, wo die studirende Jugend unter klösterlicher Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksschulwesen that der Staat nichts, hie und da wurden von den geistlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, besonders nach Fenelons Anregung, Elementarschulen unterhalten; was sonst geschehen sollte, mußten die Gemeinden selbst unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geistlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war dürftig, durch Frömmelei beschränkt und den Fortschritten der deutschen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen für Staatsanstalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet und dadurch die Mittel zur Herstellung eines geordneten Schulwesens gerade von denen abgeschnitten, die so viel Herrliches über Staatsbildung zu sprechen wußten. Daß Paris unter dem National-Directorium eine polytechnische Schule, der Verfassung und Absicht nach ganz den baierischen Realinstituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militär- und Gewerbschulen gründete, die verfallenen Fräuleinstifte in Erziehungshäuser für die Kinder der Ehrenlegionärs verwandelte und eine kaiserliche Universität als Oberbehörde für das gesammte Unterrichtswesen des Reichs einrichtete, konnte nur sehr wenigen zu statten kommen. Der mit soldatischer Engherzigkeit entworfene Plan dieser Universität gedieh in seiner Ausführung nicht weiter, als das schon Vorhandene sich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsschulen) und die ganz militärisch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anstalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondärschulen (Bürgerschulen) kamen an den wenigsten Orten, die Primärschulen (Elementar- und Dorfschulen) fast nirgends zu Stande, weil es an Geld und gutem Willen fehlte. Die Privatanstalten, denen gewissenhafte Ältern ihre Kinder anvertrauten, wurden auf alle Weise behindert; allen Unterricht in der Moral und Religion sollte der 1806 erschienene Katechismus des Kaiserreichs ersetzen, nur Mathematik und Naturwissenschaften hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulwesen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entstandenen Anstalten und die in Eile verfügte Stiftung einer Normalschule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenschulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, schwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meisten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die sie etwa auf eigne Kosten anlegen; an die Bildung von Elementarlehrern ist nirgends gedacht, die Geistlichkeit bleibt lau, weil das Ministerium des Innern die Schulangelegenheiten zu seiner Verwaltung gezogen hat, und selbst in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenschulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquisitorische Frömmelei erschwert. Die Brüder der christlichen Schulen (Frères ignorantins, weil sie die Unwissenden belehren, obwohl sie es zum Theil selbst sind), eine nach Art der geistlichen Orden

verbundene Körperschaft in Frankreich, die sich, ohne beständige Gelübde abzulegen, dem Unterrichte der Kinder aus den niedern Volksclassen widmet, und während der Revolution fast ganz eingegangen war, lebten unter Napoleon wieder auf. Sie zählen jetzt gegen 1200 Glieder, die unter ihrem Directionshause zu Lyon stehen, verwalten aber nur 60 Armenschulen. Sicher wächst noch jetzt in diesem des Vorzugs der feinsten Bildung sich rühmenden Reiche ein Drittheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf. Seit 1816 bemühte man sich, diesen Mangel durch Errichtung von Elementarschulen nach Lancasters Methode abzuhelfen. — Nicht viel besser steht es um die Jugend auf den großbritannischen Inseln. Man weiß, daß die englische Regierung durch Aufrechterhaltung der bischöflichen Kirche, in deren Schoße die nach altklösterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuser (s. d. Art. **Collegien**) als bewährte Schulen der classischen Philologie bestehen, hinlänglich für die geistige Wohlfahrt ihrer Völker gesorgt zu haben glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenstande bestimmten Jugend aber dem Zufall und der Milde gemeinnütziger Privatgesellschaften überläßt. Die Pensionsanstalten, in denen der größte Theil der Jugend beiderlei Geschlechts aus den höhern und mittlern Ständen erzogen wird, sind nicht beaufsichtigt und von sehr ungleichem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchspielen Freischulen unterhalten, aber säumende Ältern nicht angehalten, ihre Kinder hineinzuschicken. Für die Menge von Kindern, die man in den Fabriken braucht, sind die Sonntagsschulen ein sehr dürftiger Ersatz des ihnen sonst gänzlich mangelnden Schulunterrichts. In London selbst wachsen nach den neuesten Nachrichten bei 80,000 Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden des Elementarunterrichts stehen mag, beweist der große Beifall, den Bell und Lancaster mit ihrer aus Sparsamkeit für einen Haufen von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf militärisches Abrichten und Eintrichtern ausgehenden Lehrweise bei Großen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun die Dissenters für ihre Schulen, doch die armen Catholiken in Irland dürfen keine öffentlichen Lehranstalten haben. — In Schweden steht das Schulwesen noch jetzt auf der Stufe, wo es im 17ten Jahrh. unter den deutschen Protestanten war; die im Besitz des Kirchengutes ihrer catholischen Vorfahren gesicherte Geistlichkeit zeigt wenig Neigung, etwas davon für den öffentlichen Unterricht zu verwenden, und die Regierung ist zu arm und jetzt zu eifrig auf völlige Abschließung vom Auslande bedacht, als daß die Ideen neuerer deutschen Pädagogen Eingang und Ausführung finden könnten. — Das weite Rußland hat sich seit 100 Jahren, wo es darin nur eine Klostererziehung für die Geistlichkeit und die schon von Wladimir dem Großen erzwungenen Erziehungshäuser für die Söhne der Großen gab, mit Schulplanen getragen, die einigen Bildungsanstalten für die höheren Stände in den Residenzen das Dasein gaben. Nach den Schulverordnungen des jetzigen Kaisers sollen Kreis-, Bezirks- und Kirchspielschulen im ganzen Reiche errichtet werden, um der tiefen Unwissenheit des bisher vernachlässigten Volks abzuhelfen. Die Kreisschulen bestehen nun nach Art der deutschen Gymnasien in den meisten Gouvernementsstädten, die Bezirksschulen in einigen Mittelstädten, die Kirchspielschulen aber noch auf sehr wenigen Dörfern und das Meiste und Beste dieser neuen Schöpfung soll erst werden. Etwas früher gab es schon in den deutschen Provinzen gute Gymnasien und einige Bürger- und Landschulen,

doch sind die letztern noch in sehr unvollkommnem Zustande. Für die Bildung der catholischen Jugend haben die von der Kaiserin Catharina II. in Weißrußland aufgenommenen Jesuiten auf ihre Weise gesorgt. — Polen, wo sonst nur der Adel durch Ordensgeistliche (Lazaristen, Piaristen, ehedem auch Jesuiten) erzogen wurde, hatte vor seiner letzten Theilung einige gegen Ende des 18ten Jahrh. gestiftete Gymnasien, Bürger- und Landschulen, die es besonders der Periode des preußischen Einflusses verdankte, doch lange noch keine vollständige Schulverfassung. Was die Plane des unter der herzoglich warschauischen Regierung niedergesetzten Erziehungsrathes für den Elementarunterricht beider Geschlechter in allen Kirchspielen beabsichtigten, ist jetzt noch in seiner Entwickelung begriffen. — Dänemark, aus dem literarische Nahrung in die lateinischen Schulen der sehr lernbegierigen Isländer kommt, Holland, hinter dem die catholischen Niederlande in der Sorge für den öffentlichen Unterricht weit zurückstehen, und die Schweiz halten mit dem pädagogischen Streben des protestantischen Deutschlands ziemlich gleichen Schritt. Die letztere könnte nach Pestalozzis Anregung für die Volksschulen noch mehr gethan haben; doch findet man in einigen Cantonen Seminarien für Schullehrer, die Dänemark schon seit 40 Jahren hat. Eine weise Auswahl des Zweckmäßigsten aus dem großen Vorrathe neuer pädagogischer Ideen ist die von der dänischen Regierung für die deutschen Provinzen 1814 erlassene Schulordnung. Durch treffliche Anstalten zur philologischen Bildung zeichnete sich Holland schon lange aus, und die 1784 vereinigte Privatgesellschaft für das Gemeinwohl hat den Volksschulen eine musterhafte Einrichtung gegeben, die fortwährend besteht. — Doch nirgend wurde mehr über das Schulwesen verhandelt und auch im Großen und Kleinen dafür gethan, als in Deutschland. Welche neuen Gattungen von Schulen hier entstanden, haben wir schon oben erwähnt, und verweisen in Rücksicht der Bildung des Landvolks auf den Artikel Landschulen. Das meiste bei diesen Verbesserungen hatten deutsche Fürsten und Obrigkeiten gelegentlich und nach und nach veranstaltet, eine allgemeine, durchgreifende Einrichtung des Schulwesens als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18ten Jahrh. noch nicht unternommen. — Baiern war der erste größere Staat, der hierin ein Aufsehen erregendes Beispiel gab, da nach den seit 1806 ins Werk gesetzten königlichen Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Reiche ein wohlgegliedertes zusammenwirkendes Ganzes wurde. Eine besondere Section im Ministerium des Innern ist die Oberbehörde des baierischen Schulwesens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen in sich faßt, bei den General-Kreiscommissariaten durch die Kreisschulräthe vertreten und, was die niedern Volksschulen betrifft, durch die Decane und Districtsinspectoren beaufsichtigt und geleitet wird. Für die bessere Bildung und Besoldung der Lehrer ist dabei auf zweckmäßige Weise gesorgt, und die anfangs nach französischem Muster verfügte Vereinigung aller den Universitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur obersten Behörde in München als ein den Geschäftsgang erschwerender und die Verwaltungskosten vermehrender Mißgriff, 1816 durch Zurückgabe der Verwaltung dieser Fonds an die Ortsbehörden theilweise wieder aufgehoben worden. Verschweigen läßt sich dabei nicht, daß die baierischen Schulverbesserungsplane noch keineswegs so viel genützt und Gutes bewirkt haben, als bei einer mehr darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltsamen Verfahren mög-

lich gewesen wäre. — Die kleineren Staaten des protestantischen Deutschlands sind den größern in der Verbesserung des Schulwesens vorausgeeilt. Musterhaft ist es im Nassauischen, im Lippe-Detmoldischen, im Anhalt-Dessauischen und in den sächsischen Herzogthümern eingerichtet; doch haben auch Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, so viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der niedern Schulen gethan. — Hannover und Braunschweig verbesserten schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18ten Jahrh. die Gymnasien und legten Seminarien für Landschullehrer an; in neuern Zeiten scheint man dort etwas langsamer vorwärts zu gehen, was die unglückliche Periode der französischen Herrschaft wohl erklärt. — Sachsen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete Bahn sichern Schritts verfolgt, und fand immer, im Einzelnen verbessernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neuesten Regungen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen als seine Nachbaren. Der Ruhm seiner Fürstenschulen hat sich behauptet, die Sorge für gute Lehrer-Seminarien, die neuen Bürgerschulen und die 1805 erlaßne Schulordnung beweisen, daß auch hier das bessere Neue verständig angewendet wird. — Obwohl schon seit der Mitte des 18ten Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbesserung im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete Oberschulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Gelehrtenschulen befriedigend gesorgt worden war, bedurfte Preußen doch im Ganzen sehr jener Anregung, die das Volksschulwesen dieser Monarchie durch den edlen Willen des Königs seit 1808 erhielt. Die damals entworfenen Plane reifen der Ausführung immer mehr entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuerdings auf eine verständige Weise in den Organismus der Provinzialregierungen aufgenommen worden, an guten Anstalten zur Bildung der Lehrer kein Mangel (eine neue ist das Schullehrerseminarium in Wittenberg) und auch die Geistlichkeit für die Sache der Schulen in lebhafte Theilnahme gezogen ist, dürfte es wohl, wenn die That dem Worte entspricht, hier in wenigen Jahrzehenden zu einer wahren deutschen Nationalbildung durch den öffentlichen Unterricht kommen. — Glücklicher Weise werden die Mißgriffe, welche zufolge jenes heftigen Dringens auf Einführung der Realien durch eine zerstreuende Vervielfältigung der Lehrgegenstände in höhern und niedern Schulen, und durch ein übereiltes, eitles Hinaufschrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmäßigen Standpunct nicht blos in den preußischen Ländern begangen und an dem baierschen Schulplane so sehr getadelt wurden, jetzt von der Mehrzahl der deutschen Schulmänner erkannt und immer sorgfältiger vermieden. Man hält es nicht mehr für nothwendig, daß auf den Gymnasien die historischen und philosophischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange gelehrt in den niedern Bürger und Landschulen aber die weitschichtigen Stoffe der Naturgeschichte und Technologie oder gar der Gewerb- und Landbaukunde in besondern Lehrstunden abgehandelt wurden. Dagegen ist das Leben der Schulen jeder Gattung in Deutschland heiterer und menschlicher, die Zucht weiser und väterlicher, das Local lichter und freundlicher und der die Lehrer beseelende Geist gediegner und religiöser geworden. Der deutsche Schulmann fühlt die Größe seiner Pflichten und die Würde seines Standes, welche von den übrigen Ständen immer mehr anerkannt wird, und auch die Regierungen gestehen ein, wie viel für die Wohlfahrt und sittliche Kraft der Völker auf die Beschaffenheit ihrer Schulen ankommt. Selbst die Juden

nehmen Theil an den Wirkungen dieser Denkart, indem sie seit vierzig Jahren viele verbesserte und ganz neue Elementarschulen für ihre Gemeinden erhalten oder selbst gestiftet haben. — Außer Europa gibt es nur in den vereinigten Staaten von Nordamerika ein einigermaßen geordnetes Schulwesen, dessen Erfolg jedoch für die Gelehrsamkeit bis jetzt unbedeutend, und meist auf die Verbesserung des bürgerlichen Lebens beschränkt gewesen ist. In den auf europäischen Niederlassungen bestehenden Schulen für die Colonisten- und Sclavenkinder erkennt man kaum irgendwo mehr als unvollkommene Nachbildungen der Schulen in den Mutterländern. So trägt der Jugendunterricht in Südamerika das Gepräge der spanischen Trägheit, das Schulwesen am Cap und in den Missionen bei den Hottentotten Merkmale der holländischen Sorgfalt und Betriebsamkeit, der kleine Anfang des Negerunterrichts in Westindien Spuren englischer Sparsamkeit und französischer Oberflächlichkeit. Ganz unabhängig von europäischer Bildung gibt es in Ostindien, China, Japan und den übrigen Reichen des östlichen Asiens Schulen verschiedener Grade, worin Despotismus und Priestergeist die Jugend abrichtet, wie er sie braucht; auch Persien unterhält jetzt Schulen, worin die Knaben aller Stände lesen und schreiben lernen; nur die Türkei und das nördliche Afrika beschränken noch, nach alter Weise, allen Unterricht auf die zu Auslegern des Korans und zu Staatsdienern bestimmten Jünglinge. — So hat Europa an seinen Schulen und Anstalten zur Volksbildung eine Bürgschaft seiner geistigen Überlegenheit, die ihm noch lange kein anderer Theil der Erde streitig machen wird. E.

Schulen (philosophische), s. d. Art. Philosophie.

Schulen (künstlerische), Gesangschulen, Malerschulen, s. d. Art. Malerei, und die besondern Art. Italienische Kunst, Italienische Musik, Französische Musik, Französische Schule u. s. w.

Schulenburg (von der). Aus diesem seit dem 12ten Jahrh. bekannten, dermalen noch in zwei Haupt- und mehrern Nebenlinien blühenden Geschlecht nennen wir folgende: Matthias Joh. Graf von der Schulenburg, geb. 1660, befehligte als Generallieutenant in sächsischen Diensten ein sächsisches Corps in Polen gegen Carl XII. Er wurde von diesem am 12ten Oct. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Cavallerie, und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, einen nicht unberühmten Rückzug nach Schlesien. 1711 ward er Generalfeldmarschall der Republik Venedig, und erwarb sich durch die Vertheidigung der (1715) von den Türken belagerten Festung Corfu große Verdienste, zu deren Andenken die Republik seine Bildsäule auf den öffentlichen Platz zu Corfu setzen ließ. Er starb zu Verona 1747. — Achaz von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei ꝛc., geb. 1669 zu Apenburg in der Altmark, studirte zu Frankfurt und trat 1690 unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. in preußische Kriegsdienste. Besonders zeichnete er sich in dem spanischen Erbfolgekriege aus, wo er bei Oudenarde (1708), Lille, Malplaquet (1709) und Mons rühmlich gefochten. Er starb 1731. Großes Verdienst hat er sich um die Schulen für Soldatenkinder erworben. — Adolph Friedr. Graf von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei, Ritter des schwarzen Adlerordens, geb. zu Wolfenbüttel 1685, studirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Von

1705 bis 1713 befand er sich in hannöverschen Diensten, und focht in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preußische Dienste, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerschen Feldzuge und dem am Rhein 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet, verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. — Levin Rudolph von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister, geb. 1727, befand sich während des siebenjährigen Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er starb 1788. — Der Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, herzogl. braunschweigischer Staatsminister, der nach dem Tode des Herzogs bei Quatre-Bras vom Prinz Regenten von England an die Spitze der Landesverwaltung im Herzogthum Braunschweig gestellt worden war, hatte sich früher im preußischen Staatsdienste, dann an der Spitze der Stände, sowohl im Königreiche Westfalen als im Königreiche Hannover, allgemeine Achtung erworben. Er starb auf seinem Gute Wolfsburg den 25sten Dec. 1818.

Schulpforte, s. Fürstenschulen.

Schultens (Albrecht), einer der berühmtesten Orientalisten, war 1686 zu Gröningen geboren, studirte dort, zu Leiden und Utrecht, außer der Theologie, besonders die arabische Sprache, ward 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leiden, 1713 Professor der orientalischen Sprachen, und 1717 Universitätsprediger zu Franecker. In der Benutzung des orientalischen Sprachschatzes brach er eine bessere Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländischen Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte, und eine neue, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er durch dieselbe auf seine Landsleute; später aber folgenreicher auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch die Origines hebraeae sive Hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc. Franec. 1724, T. II. Lugd. Batav. 1738; noch mehr aber durch die Institutiones ad fundamenta linguae hebr. ibid. 1737, 4., von denen man einen holländischen und lateinischen Auszug hat. — Rühmlich traten in seine Fußstapfen sein Sohn, Joh. Jac., und sein Enkel, Heinr. Albr. Schultens. Ersterer, geb. zu Franecker 1716, studirte zu Leiden, wurde 1742 zu Herborn Professor der orientalischen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und starb dort 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn, Heinr. Albr., zuerst von seinem Vater gebildet, studirte nachher zu Oxford, und ward nach seiner Rückkehr Professor der orientalischen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amsterdam. Als sein Vater starb, erhielt er dessen Stelle in Leiden und starb 1793. Er hinterließ mehrere gelehrte Werke, besonders eine arabische Anthologie. S. auch H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Th. Rink. Riga 1794, 8.

Schulz (Friedrich), zuletzt Hofrath und Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau, ward im J. 1762 zu Magdeburg geboren und erhielt durch die sclavische Erziehung seines strengen Vaters eine Art von Schüchternheit, die er erst in spätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Nachdem er sich während seiner Schuljahre besonders auf die französische Sprache gelegt hatte, wagte er es, die Universität zu Halle zu beziehen, wohin er sieben Thaler an baarem Gelde mitbrachte. Seine Kenntniß der französischen Sprache

verschaffte ihm dort durch Unterricht und Übersetzen für's erste das Nothwendigste; so übersetzte er Bolts Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande von Bengalen. Übrigens erwarben ihm sein Witz und seine gute Laune, bei allen Freunden und Landsleuten Unterstützung und gastfreie Aufnahme. Trotz dem gerieth er natürlicher Weise dann und wann in Noth, und ging daher 1780 nach Dresden, um dort Schauspieler zu werden, wozu er schon in früher Jugend Neigung gehabt hatte. Als ihm dieses mißlang, blieb er in Dresden, und trieb Schriftstellerei. In dieser Zeit erschien sein Carl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld; ferner Ferdinand von Löwenhain, Fritz oder die Geschichte eines Belletristen und andere Schriften. Anfangs war seine Lage in Dresden nichts weniger als glänzend; sie verbesserte sich aber, nachdem er und seine Schriften bekannter geworden waren. Von Dresden ging er auf kurze Zeit nach Berlin und lebte bis 1791, ohne Amt und festen Wohnsitz zu haben, theils zu Wien, Berlin und Weimar, theils auf Reisen. Am längsten hielt er sich zu Weimar auf, wo er sich viele Freunde erwarb. In dieser Zeit bearbeitete er einige französische schönwissenschaftliche Werke und schrieb besonders seine beiden Kinderromane, Moritz und Leopoldine, welche allgemeinen Beifall erhielten. Die Jahre 1789 und 1790 brachte er in Paris zu. Die Frucht dieses Aufenthalts war seine Geschichte der großen Revolution in Frankreich, welche man für das wahrhaftigste und unparteiischste Gemälde aus jener Zeit erklärt hat, so wie sein Werk über Paris und die Pariser das lebendigste und anschaulichste Gemälde jener kleinen Welt darstellt. Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau erhielt und annahm. Ehe er dahin abging, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. In Mietau ward er als Lehrer und als Mensch sehr hoch geschätzt, und bekam sogar Gelegenheit, als Abgeordneter des Bürgerstandes von Kurland auf dem Reichstage zu Warschau im J. 1791 eine glänzende Rolle zu spielen. Durch seine geschickten Vorstellungen und Unterhandlungen ward nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, so wie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen sehr günstig entschieden, obgleich sich daraus weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben. Seine Reise eines Liefländers durch Polen war das Ergebniß seiner auf dieser Sendung gemachten Beobachtungen. 1793 machte er eine Reise nach Italien, von wo er 1794 zurückkehrte und sich dann abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. 1795 ward er durch politische Verhältnisse nach Mietau zurückberufen. Hier nahm aber bald seine bisherige Kränklichkeit so zu, daß er kurz darauf im Monat Oct. 1797 starb. — Die Werke, welche Schulz in der Gattung des Romans geliefert hat, zeichnen sich durch einen leichten fließenden Styl, durch lebhaftes blühendes Colorit, durch guten Ton und durch zarte Behandlung der aus dem menschlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere aus. Seine italienische Reisebeschreibung, von der nur Bruchstücke unter seinem Nachlasse gefunden wurden, ist hernach von einem andern Gelehrten ergänzt und, wenn wir nicht irren, 1798 im Druck erschienen.

Schulz (Friedr. Aug.). Dieser unter dem Namen Friedr. Laun bekannte Romanschriftsteller ist 1770 zu Dresden geboren. Obschon von Kindheit an für die Wissenschaften erzogen, sah er sich doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine akademische

Ausbildung, als sie eben beginnen sollte, auf eine günstigere Zeit zu verschieben und inzwischen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums sich zu entschließen. Unter fortgesetzten Studien gelang es ihm, 1797 jene Stelle wieder aufgeben, und auf der Universität Leipzig seinen Zweck weiter verfolgen zu können. 1800 kehrte er nach Dresden zurück. In demselben Jahre erschien von ihm die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen, und mehrere andere Erzählungen, die wegen ihrer gefälligen und naiven Leichtigkeit viele Leser fanden. Die Gattung des Muntern und Naiven ist seinem Talent überhaupt am angemessensten, das von Manier nicht ganz frei ist. Über die ganz zufällige Wahl des Namens Laun und daß er damit keineswegs ein anmaßendes Hindeuten auf den Inhalt beabsichtigte, hat er sich in seinem spätern Romane: das Schloß Riesenstein (Theil 1, S. 154) erklärt. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders abgedruckten Erzählungen und Romanen (z. B. Glitts gesellige Abende 1817) hat er auch mit A. Apel das Gespenster- und Wunderbuch herausgegeben. Seit 1807 ist er als expedirender Secretär bei der Commerzdeputation in Dresden angestellt.

Schulze (Joh. Abrah. Peter), einer der scharfsinnigsten musikalischen Theoretiker und ein classischer Componist für den Gesang, wurde zu Lüneburg 1740 geboren, bildete sich unter Kirnberger in Berlin, bereiste im Dienste einer polnischen Fürstin (1770) Frankreich und Italien, wurde 1780 Capellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, ging 1787 nach Kopenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeister angestellt wurde, privatisirte wegen Kränklichkeit seit 1795 zu Schwedt, und starb daselbst 1800. Mit dem allgemeinsten Beifall wurden seine Gesänge am Clavier 1779, seine Lieder im Volkstone (3 Theile, 1782 bis 1790), Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts 1784, und religiöse Oden und Lieder 1786 aufgenommen. Vornehmlich gehören aber seine Oratorien, Chöre und Gesänge aus Racines Athalia 1785, Minona 1786, die Oper Aline 1789 zu dem Vollendetsten, was die Kunst in diesem Fache aufzuweisen hat. Er erfand eine Methode, Partituren großer Musikwerke in dem kleinsten Octavformat auf wenige Bogen mittelst Chiffern abzudrucken. Sein Oratorium: Johannes und Marie, ist auf diese Art 1791 zu Kopenhagen gedruckt. Zu Sulzers Theorie der schönen Künste lieferte er viele musikalische Artikel.

Schulze (Ernst). Dieser durch einen frühen Tod in der Blüthe seines Lebens uns entrissene geniale Dichter war 1789 zu Zelle geboren. Als ein lebhafter Knabe zeigte er mehr Anlagen als Fleiß. Sein Dichtertalent, durch Ritterbücher und Feenmährchen geweckt und genährt, entwickelte sich früh. Dagegen gewann er die gelehrten Studien nur allmählig lieb. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Philologie vertauschte, da er den Vorsatz faßte, sich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Literatur zu bilden. In der Poesie war ihm damals Wieland Muster und Bouterwek, dem er seine Versuche vorlegte, Richter und Rathgeber. In diese Zeit fällt sein erzählendes Gedicht Psyche, welches sehr gelungene Stellen enthält und die Gewandtheit des 18jährigen Verfassers in der poetischen Behandlung der Sprache, wie in der Kunst des Styls beurkundet. Das Leben hatte er bisher von der heitersten Seite angesehen. Ernster und bedeutender mußte es ihm werden, als sich die Liebe seines Herzens bemächtigte. Seine

Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschien; sie fand dies Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der er sich fortan mit aller Schwärmerei, der je ein junges Dichtergemüth fähig gewesen, widmete. Dabei setzte er seine philologischen Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Facultät. Aber die schöne Gegenwart, in der er sich so glücklich fühlte, dauerte nicht lange. Die angebetete Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit, die fast ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Während dieser Zeit erreichte Schulzes Enthusiasmus für sie seine äußerste Höhe, und sobald sein Schmerz ruhiger geworden, faßte er den Entschluß, sie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er seine ganze geistige Kraft wenden wollte. So entstand die Cäcilie, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, das er in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren vollendete. Wir sehen auf dem düstern und grauenvollen Hintergrunde dieser Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer historischen Begebenheit zusammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters ist, das Milde und Edle im stärksten Gegensatze mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervortreten. Die Rose, die ihm ein Sinnbild des Köstlichsten auf der Welt geworden war, finden wir schon hier gefeiert; später geschah es noch in einem andern Gedichte. Einzig zu bedauern ist, daß der Dichter, verführt durch das Beispiel Wielands, dessen bequeme Manier überhaupt einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf unsere Poesie gehabt hat, für sein Gedicht die unregelmäßige Stanze statt der ächten Octave wählte und dadurch verhindert wurde, dasselbe auch in einer vollendeten Form darzustellen. Nebenher entfloß eine Menge kleiner Gedichte seiner Feder. Mehrere der ältern gab der Verfasser 1813 in einer Sammlung heraus. Diese Thätigkeit ward nur 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem Schulze als Freiwilliger in dem Grubenhagenschen Jägerbataillon Theil nahm. Die militärischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte sich, und seine durch Brustschmerzen bedrohte Gesundheit stärkte sich. Aber diese Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, theils um seine Cäcilie zu vollenden (was auch im Oct. 1815 geschah), theils um seine philologischen Studien, bis er eine Professur erhielte, fortzusetzen. Sein Trübsinn kehrte zurück und machte ihn immer verschlossener, sein Gesundheitszustand ward aufs neue bedenklich. Sich dieser ungünstigen Gegenwart, deren nachtheiligen Einfluß er fühlte, zu entreißen, beschloß er eine Reise nach Italien. Schon arbeitete seine Phantasie an einem zweiten romantischen Gedichte, das ihm, wie er meinte, nur in dem Vaterlande Ariosts, mit dessen Roland es eine gewisse Ähnlichkeit haben sollte, gelingen könne. Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen auf die Reise; im Herbste unternahm er eine Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden, auf der seine Gesundheit litt. Nach seiner Rückkunft nahmen seine Brustschmerzen zu, seine Kräfte ab. Schon sehr erschöpft, schrieb er das liebliche Gedicht: die bezauberte Rose, welches den in der Urania ausgesetzten Preis gewann, und durch seinen zarten sinnigen Inhalt, wie durch seine schönen Verse fortdauernd gefallen wird. Inzwischen hatte sich der Zustand seiner Brust immer mehr verschlimmert. Dennoch reiste er im Frühjahr 1817 nach Zelle, seinen nahen Tod nicht ahnend, welcher am 26sten Junius d. J. er-

folgte. — Schulzes poetischer Nachlaß ist von seinem Freunde und Lehrer Bouterwek in vier Bänden (Leipzig, bei Brockhaus) herausgegeben worden.

Schuster (Joseph), ein ehemals sehr beliebter Componist, wurde zu Dresden 1748 geboren. Schon frühzeitig für Musik bestimmt, trat er in Gesellschaft des berühmten Naumann 1765 eine Reise nach Italien an, studirte zu Neapel bei Pera den Contrapunct, und erwarb sich schon damals, unterstützt durch Naumanns Anweisungen, mit verschiedenen Opern Beifall auf den italienischen Theatern, wiewohl die Italiener behaupteten, er sei im Kirchenstyle trefflicher. Nach seiner Zurückkunft ward er (1772) kurfürstlicher Kirchen- und Cammercompositeur. Auf mehrern Reisen nach Italien erntete er ansehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein, und ward endlich 1787 zum wirklichen kurfürstl. sächs. Capellmeister ernannt. — Durch seine gefälligen und muntern Opern-Compositionen und durch sein Leb der Musik — allen Liebhabern der Musik sattsam bekannt — hat er den Ruf eines der beliebtesten Tonsetzer erlangt. Er starb 1812.

Schütter-Quäker oder Shakers heißen die Glieder einer religiösen Secte, die mit den Quäkern in Rücksicht der Verwerfung des geistlichen und obrigkeitlichen Standes, der Kriegsdienste, des Eidschwurs, der Höflichkeitsbezeigungen, des Luxus und des äußern Gebrauchs der Sacramente, so wie in der Meinung, daß der heil. Geist Allen ohne Unterschied seine Offenbarungen mittheile, übereinstimmt, sonst aber auf keine Weise mit ihnen zusammenhängt. Ihre Stifterin war die Concubine eines englischen Officiers, Anna Leese, die 1774 nach Nordamerika kam und sich unter dem Vorgeben, sie sei das auserwählte Weib, von dem in der Offenbarung Johannes Cap. 12. die Rede ist, Anhänger zu verschaffen wußte, die ihr eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit Gott und untrügliche prophetische Kraft zuschrieben und allen himmlischen Segen durch ihre Vermittelung erwarteten. Die erste Niederlassung ihrer Gemeinde entstand zu Nisquenia unweit Albany in New-York; zwei andere Colonien haben sich seitdem in derselben Landschaft gebildet, und bestehen noch jetzt, obgleich Anna Leese schon 1784 starb und erst John Whitacker, nach dessen Tode (1787) aber Joseph Meacham (der 1801 noch lebte) als Propheten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Shakers, Schütterer, rührt von den schnellen Schwengungen im Kreise und tanzartigen Sprüngen her, welche den Hauptact ihres Gottesdienstes ausmachen und kunstmäßig eingeübt werden. Ihr Gottesdienst beginnt mit schweigendem Harren, dem sich abwechselnd kurze Gesänge, lautes Seufzen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Versammlung einstimmt und jene wunderlichen, oft sehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regeln und Tact abgemessenen körperlichen Bewegungen, an denen beide Geschlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Ältesten anschließen. Jede Gemeinde wird von einem Ältesten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Zucht und Polizei blinden Gehorsam fordern darf. Die Glieder theilen sich nach der Verschiedenheit des Alters und religiösen Ansehens in Classen ab, von denen die höheren Beichtiger und Führer der niedern sind. Jedes Mitglied hat eine berathende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel desselben achten sie das Neue Testament, verwerfen aber (obgleich Christus von ihnen als Versöhner der Menschen mit Gott geehrt wird)

die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben, noch eine Fortpflanzung statt. Die Frauenzimmer wohnen in abgesonderten Häusern beisammen, wie die Mannspersonen; jede Geschlechtsverbindung wird hart bestraft. Die Secte vermehrt sich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder, die, wenn sie verheirathet sind, ihrer Ehe gänzlich entsagen müssen. Auf diese Art soll durch Unterdrückung alles Fleischlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen sie mit Feld- und Gartenbau und künstlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da keiner Privateigenthum haben darf, sondern alle ihre Güter gemeinschaftlich sind, unter Verwaltung des Ältesten stehen und, so weit als nöthig, zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse aller angewendet werden. Eine einfache, durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abschließung vom Weltverkehr erhöht diesen durch ihre Zucht beabsichtigten Gemeingeist. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit. Noch haben sie sich genauern Nachforschungen zu sehr entzogen, als daß über die religiöse Bedeutung ihres Gottesdienstes, bei welchem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die besiegte Sünde sein sollen, vollständigere Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 1000 Seelen und soll jetzt im Abnehmen sein. E.

Schütz (Christian Gottfr.), einer unserer verdientesten Gelehrten und ausgezeichnetsten Philologen, ward am 20sten Mai 1747 zu Dederstädt im Mansfeldischen geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf der lateinischen Schule zu Halle, studirte daselbst, wo er namentlich mit Semler in ein engeres Verhältniß trat, und ward 1768 Magister mit dem Plane, bei der Universität zu bleiben. Doch folgte er in demselben Jahre dem Rufe als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, von wo er 1769 nach Schirachs plötzlichem Abgange auf Semlers Vorschlag als Inspector des theologischen Seminars zurückberufen ward und Vorlesungen hielt. Im Jahre 1776 ward er ordentlicher Professor, ging aber 1779 als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo ihm 1789 vom Herzoge von Weimar der Hofrathscharakter ertheilt ward. Hier, wo er sich zahlreiche Zuhörer verschaffte und besonders über Literärgeschichte mit einem bis dahin unerhörten Beifalle las, gründete er mit Wieland, der sich aber bald lossagte, und Bertuch 1785 die allgemeine Literaturzeitung. Im J. 1804 erhielt er unter höchst vortheilhaften Bedingungen von Seiten der baierschen Regierung einen Ruf nach Würzburg und zugleich einen nach Halle. Schütz entschied sich für den letztern und kam so wieder nach Halle als Professor der Literaturgeschichte und Beredsamkeit, nebst seinem Sohne, der eine Professur erhielt und dem Professor Ersch, wo auch unter seiner und Erschens Redaction die Literaturzeitung fortgesetzt ward, während Eichstädt in Jena ein neues Institut gründete. Seit Wolfs Abgange im J. 1807 erhielt Schütz auch die Direction des philologischen Seminars, die seit 1817 der treffliche Philolog Seidler mit ihm theilt, ward Mitglied der baierschen Akademie der Wissenschaften und 1818 bei der Feier seines Magisterjubiläums, das durch die lebhaft und allgemein ausgesprochene Theilnahme zu einem der schönsten akademischen Feste ward, Ritter des rothen Adlerordens. Schütz gehört zu den Philologen, die ganz besonders einer bessern und geschmackvollern Behandlung der Philologie vorgearbeitet haben und der Eifer und

die Liebe zu diesem Studium ging — was auch jetzt nicht verkannt werden darf — zum großen Theile aus seinen Vorlesungen und Schriften hervor, durch die sich Männer, wie Jacobs, Creuzer u. a., bildeten. Unter seinen Ausgaben alter Schriftsteller bemerken wir vor allen seine Bearbeitungen Ciceronian'scher Schriften, zuerst einzeln, dann aber in der Ausgabe sämmtlicher Werke (1814—1821), die durch scharfsinnige Kritik, tiefes Eindringen in den Geist des Cicero und zweckmäßige Einrichtung seine Virtuosität als Erklärer desselben glänzend beurkundet. Außerdem hat er den Äschylus (3te Ausg. 1809), und einzelne Stücke des Aristophanes bearbeitet, Hogeveens Werk de particulis graecis (1806) herausgegeben und ein eignes Werk de particulis latinis (1784) verfaßt. Seine Polyhistorie machte ihn zum Redacteur einer allgemeinen Literaturzeitung sehr geschickt; es mag hier nur daran erinnert werden, wie Schützens Kritik fast zuerst Kants Kritik der reinen Vernunft bekannt machte. Sein „Handbuch zur Bildung des Verstandes und Geschmackes" (1776), so wie mehrere populäre Schriften waren zu ihrer Zeit nicht ohne Einfluß und seine Vorlesungen über Lessing (1782) zeigen ihn als den wahren Geistesverwandten des unsterblichen Mannes. Als Mensch ist Schütz höchst achtungswürdig. Die Anmuth und Geselligkeit des Schützischen Hauses war schon in Jena allbekannt und es war wohl kein Reisender von einiger Bedeutung, der nicht dort einen vergnügten Tag verlebt hätte und mit der größten Hochachtung gegen die Liebenswürdigkeit des jovialen Mannes geschieden wäre. Diese geistvolle Heiterkeit, die lebendige Theilnahme an literarischen und politischen Ereignissen hat sich der unermüdet thätige Greis auch noch im 75sten Jahre zu erhalten gewußt und mit ihr ist ihm die Liebe und Verehrung aller Freunde des Guten und Schönen im In- und Auslande geblieben.

Schütz (Henriette Händel-, geb. Schüler) ist zu Berlin, wo ihr Vater als Schauspieler angestellt war, 1770 oder 1772 geboren und verdankt den ersten Grund ihrer künstlerischen Ausbildung dem damals das berliner Theater leitenden Professor Engel, welcher sie zu sich nahm und sie selbst in der Declamation, in Sprachen, Geschichte und Mythologie unterrichtete. Anfänglich war sie bei der genannten Bühne als Figurantin im Ballet angestellt. In ihrem 16ten Jahre verheirathete sie sich hierauf mit dem Tenoristen Eunicke (damals in Berlin), und ging mit ihrem Gatten zu dem damaligen Hoftheater in Mainz, dann nach Amsterdam, wo sie in der zu jener Zeit so beliebten Rolle der Gurly zuerst die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zog. Von Amsterdam nach Frankfurt a. M. kommend (1794), ward sie dort mit dem Maler Pforr bekannt, der das in ihr ruhende Talent für die Pantomime, durch Mittheilung der Rehbergischen Kupferwerke von den Attitüden der Lady Hamilton, bei ihr weckte, und so gewissermaßen Veranlassung zu der Kunstbahn gab, welche sie 12 Jahre später mit Ruhm und Auszeichnung betrat. 1796 begab sie sich mit ihrem Gatten abermals nach Berlin, woselbst sie zehn Jahre bei der von Iffland geleiteten Bühne blieb, und hier als Schauspielerin sowohl im hochtragischen, wie im gemüthlich sentimentalen Fache, würdig neben der berühmten Bethmann stand. Nachdem sie sich von ihrem ersten Manne getrennt und mit einem D. Mayer verheirathet hatte, verließ sie indeß das Theater und ging mit ihrem Gatten nach Stettin. Hier trennte sie sich jedoch abermals bald wieder von Mayer und heirathete (gleichfalls in Stettin) den dortigen Stadtarzt Händel (1806),

welcher ihr indeß nach kurzer Ehe durch den Tod entrissen wurde. Jetzt kehrte sie zur Bühne zurück und unternahm eine Kunstreise, bei welcher Gelegenheit sie der Weg über Halle führte, wo sie den Professor Schütz d. j. kennen lernte, der sich, mit ihr verbindend, in Folge der bald darauf sich ereignenden provisorischen Aufhebung der Universität zu Halle, nun auch die Breter betrat, und mit seiner Gattin geraume Zeit hindurch die größern und kleineren Theater Deutschlands besuchte. Schon früher und gleich nach dem Tode ihres dritten Mannes hatte Madam Händel-Schütz (wie sich die Künstlerin jetzt nannte) neben den eigentlichen theatralischen Darstellungen begonnen, sich in mimisch-plastischen Attitüden, nach Art der früher von der Hamilton gegebenen, zu zeigen und das Studium der Antike sowohl als die höchst geniale Auffassung alles dessen, was zur Gruppirung und Drapirung gehört, welches sie hierbei entwickelte, erwarb ihr verdientermaßen den Beifall der ausgezeichnetsten Kenner dieses Faches und gründete in dieser Hinsicht dauernd ihren Ruhm. Weniger als hierin fing sie jedoch nach und nach an, als eigentliche Schauspielerin zu gefallen, woran zum Theil die, für manche Rollen zu starke Körperfülle, zum Theil und mehr aber auch wohl noch die nach und nach immer mehr vorleuchtende Angewohnheit der Drapirung und Attitüden der, ihrem Wesen nach todten, Mimoplastik in das lebendige und bewegte Gemälde der scenischen Darstellung zu bringen, Schuld haben mochte. Nachdem die Künstlerin auf diese Art nicht allein fast ganz Deutschland besucht hatte, begab sie sich auch in die Hauptstädte mehrerer fremden Länder, wie Dänemark, Schweden, Rußland, Holland und Frankreich, und auch hier meist immer — mit Ausnahme von Paris, wo der Beifall nur sehr getheilt gewesen sein soll — die Anerkennung findend, die sie immer vielfach verdiente, kehrte sie endlich mit ihrem Manne nach Halle zurück, wo derselbe neue Anstellung bei der Universität erhielt, und beschloß, wie sie selbst ankündigte, im J. 1820 mit einigen Gastrollen auf der leipziger Bühne, ihre theatralische Laufbahn, in welcher sie so lange einen bedeutenden Platz neben den ausgezeichnetsten Künstlerinnen eingenommen hatte.

Schutzverwandte sind diejenigen Personen, welche, ohne bürgerliche Abgaben und Lasten zu tragen, oder an bürgerlichen Verhältnissen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen; dahin gehören auch die Ehrenbürger und die Juden.

Schwabacher Artikel heißt ein von Luther für den Convent, den deutsche protestantische Fürsten und Städte im Oct. 1529 zu Schwabach hielten, abgefaßtes Glaubensbekenntniß seiner Partei, welches die der schweizerischen Lehre ergebenen süddeutschen Städte, wegen der darin allzustreng behaupteten Ansicht Luthers von der leiblichen Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle nicht unterschreiben wollten, wodurch diese von den schmalkaldischen Bundesgenossen angenommenen Artikel ein Haupthinderniß der Vereinigung der Lutherischen mit der Zwinglischen Partei wurden. E.

Schwabacher Schrift, s. Schriften und Schriftgießereien.

Schwaben, schwäbischer Kreis, war einer von den zehn Kreisen, in welche Deutschland vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung eingetheilt war, und begriff den südwestlichen Strich von Deutschland, eine der schönsten und fruchtbarsten

Landschaften unsers Vaterlandes, von der Donau von Südwesten nach Nordosten durchflossen und von dem Schwarzwalde an der Westseite, von der Alp im Innern, und von den allgauer Alpen an der Südostseite durchzogen, zwischen Frankreich, Helvetien, Österreich, Baiern, Franken und den Rheinkreisen gelegen, ungefähr 620 □M. groß und mit 2,200,000 Einw., sehr ergiebig an Getreide, Wein und Obst, obgleich mehr bergig als eben. — Die Bestandtheile dieses unter allen deutschen Kreisen am meisten zerstückelten Kreises waren: die Hochstifte Constanz und Augsburg, die gefürstete Propstei Elwangen, die gefürstete Abtei Kempten, die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Neresheim, Heggbach, Guttenzell, Rothmünster, Baindt, Söflingen, Isni, Lindau und Buchau, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden, die Fürstenthümer Hohenzollern und Lichtenstein, die Landgrafschaften Klettgau, Stühlingen und Baar, die Deutsch-Ordens-Komthurei Alschhausen, die Grafschaften Thengen, Heiligenberg, Öttingen, Friedberg-Scheer, Königsegg, Eberstein, Hohen-Ems, Bondorf, Hohen-Geroldseck, die gräflich Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, ferner die Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, Wiesensteig, Hausen, Mößkirch, Tetnang nebst Argen, Mindelheim, Schwabeck, Gundelfingen, Justingen, Eglof, Tannhausen und Burg nebst Neu-Sickingen und folgende 31 Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Rothweil, Überlingen, Heilbronn, Schwäbisch-Gmünd, Memmingen, Lindau, Dünkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. — Die ansehnlichsten unter diesen vielen Ländern waren die würtembergischen, die badischen und die fürstenbergischen Lande. — Jetzt sind nur wenige von diesen Staaten geblieben und als Mitglieder des deutschen Bundes aufgenommen, nämlich Würtemberg, Baden, die beiden Linien Hohenzollern und Lichtenstein. Außerdem sind viele schwäbische Kreislande zum Königreich Baiern, und ein kleiner Bezirk zum Großherzogthum Hessen gekommen, und Hohen-Geroldseck ist noch provisorisch im Besitze Österreichs, so daß also jetzt von diesen schwäbischen Kreislanden besitzen: 1) Würtemberg das vormalige Herzogthum: Würtemberg, Elwangen, Weingarten, Ochsenhausen, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Zwiefalten, Neresheim, Heggbach, Guttenzell, Rothmünster, Baindt, Buchau, Söflingen, Isni, Theile von Öttingen und Königsegg, Friedberg-Scheer, einen Theil der Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, Tetnang nebst Argen, Justingen, Eglof, Eslingen und die Reichsstädte Weil, Heilbronn, Reutlingen, Rothweil, Bopfingen, Schwäbisch-Gmünd, Schwäbisch-Hall, Aalen, Ulm, Giengen, Wangen, Isni, Leutkirch, Buchau, Biberach, Ravensburg und Buchhorn; 2) Baiern: Ausgburg, Kempten, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Wettenhausen, Lindau, Theile von Alschhausen und den Fuggerischen Landen, die größten Theile von Öttingen und Königsegg, Mindelheim, Schwabeck, Gundelfingen, Tannhausen und die Reichsstädte: Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuern, Memmingen, Nördlingen und Dünkelsbühl; 3) Baden: die vormalige Markgraf-

schaft Baden, Konstanz, Salmansweiler, Petershausen, Gengenbach, Klettgau, Stühlingen, Baar, einen Theil von Alschhausen, Möskirch (größtentheils), Heiligenberg, Thengen, Eberstein, Bonndorf, Neu-Sickingen und die Reichsstädte: Pfullendorf, Überlingen, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach; 4) Die Fürsten von Hohenzollern: Hohenzollern, Trochtelfingen, Jungnau und einen kleinen Theil von Möskirch; 5) Lichtenstein: das Fürstenthum gleiches Namens; 6) der Kaiser von Österreich: die Grafschaften Hohen-Ems und Hohen-Geroldseck, und 7) der Großherzog von Hessen: die Reichsstadt Wimpfen. — Die größten Städte Schwabens sind: Augsburg, Stuttgart und Ulm. Zu Tübingen ist eine Universität. Sonst war auch eine zu Dillingen, im Bisthum Augsburg.

Schwabenspiegel war eine in Oberdeutschland, oder den Landen des sächsischen und fränkischen Rechts, gültige Sammlung rechtlicher Vorschriften und Gebräuche, wahrscheinlich zwischen 1253 und 1282 von einem unbekannten schwäbischen Mönch veranstaltet, uns aber ihrer ursprünglichen Form nach nicht mehr bekannt, da das Werk an vielen Orten sehr abgeändert wurde. Er wird eingetheilt in das schwäbische Land- und Lehnrecht (jus provinciale et feudale alemannicum). Das Ansehen des Sachsenspiegels (s. d. Art.) hat er nie erhalten, auch nie Gesetzeskraft bekommen. Der praktische Gebrauch des Schwabenspiegels erlosch zu Ende des 15ten Jahrh. und im 16ten fast gänzlich. Er ist am besten abgedruckt in Senkenbergii corp. jur. Germ.

Schwäbische Dichter, s. Minnesänger.

Schwäbischer Bund, s. Landfriede.

Schwägerschaft heißt die Verbindung, welche aus dem Beischlafe einer der Personen, welche ihn vollziehen (Concubent) und den Verwandten der andern entspringt. Unrichtig nennt man also im gemeinen Leben die Verbindung zwischen den beiderseitigen Verwandten beider Concubirenden Schwägerschaft. Rechtmäßige Schwägerschaft heißt diejenige, welche durch rechtmäßigen, unrechtmäßige, welche durch unrechtmäßigen und außerehelichen Beischlaf geschieht. Eigentliche Schwägerschaft entsteht aus wirklichem Beischlaf; uneigentliche hingegen schon aus dem bloßen Verlöbnisse, und ist das Verhältniß, welches zwischen einem Verlobten und den Verwandten des andern Verlobten durch die Verlobung entsteht. — Der eine Concubent ist in eben dem Grade mit dem Verwandten des andern Concubenten verschwägert, als dieser andere mit ihnen verwandt ist. Also der erste Grad der Verwandtschaft mit dem einen Concubenten ist erster Grad der Schwägerschaft mit dem andern Concubenten u. s. f.

Schwalbach, auch Langenschwalbach genannt, ein jetzt nassauischer Flecken mit einem geschätzten Bade in der vormals kurhessischen Niedergrafschaft Katzenellenbogen, gelegen in einer sehr reizenden Gegend. Der zu den alkalisch-erdigen Stahlwassern gehörige Brunnen dieses Orts ward 1568 von Tabernämontanus bekannt gemacht, obschon man sich seiner bereits seit 1509 bedient hatte. Die vierzehn Heilquellen entsprudeln der Erde etwas von Schwalbach entfernt; die vorzüglichsten sind: der Wein- und der Stahlborn. Das Wasser des erstern ist hell, von scharfem lieblichen Geschmack, einen geistigen Dunst verbreitend. Es benimmt den Weinrausch, und hat daher wohl seinen Namen bekommen. Der Stahlbrunnen ist weniger schön gefaßt, aber von den schönsten Anlagen umgeben. Er ward vor ungefähr vierzig Jahren untersucht und seit dieser Zeit bekannt; jetzt ist

er Hauptquelle. Das Wasser ist hell, geistig, von angenehmem Geschmack; aber wenn der Brunnengeist verflogen, wird es trübe und gibt einen gelben Niederschlag. Man rechnet, daß jährlich 120,000 Krüge davon in andere Länder gehen.

Schwämme oder Pilze nennt man im Allgemeinen die einfachsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die entweder ganz aus Keimen bestehen, oder wenigstens an einem großen Theil ihrer Fläche solche Keimkörner hervorbringen. Dabei haben sie weder eine grüne Oberfläche, noch eine blattartige Ausbreitung, weder Blüthen noch Befruchtungstheile, noch eigentliche Früchte, und entwickeln im Sonnenscheine keine Lebensluft, sondern gehen größtentheils sehr schnell in Fäulniß über. Zwar enthalten sie, gleich den übrigen Pflanzen, oft Färbestoffe, harzige Bestandtheile und Kleber, aber ihre Mischung nähert sich doch sehr der thierischen. Es ist lange und viel darüber gestritten worden, wie sich die Pilze fortpflanzen, und wiewohl es nun von den vollkommneren Pilzen, die man auch Schwämme nennt, entschieden ist, daß sie aus den Keimkörnern aufgehen; wiewohl es gewiß ist, daß man die sogenannten Champignons in Mistbeeten erzeugt, und daß der Boletus Tuberaster Persoon sich in einer eignen Erdart, dem reinen Töpferthon, aus wahrscheinlich vorhandenen Keimen fortpflanzt: so können wir doch eben diese Keimkörner auf keine Weise mit dem Namen Samen belegen, weil der Begriff der letzteren viel zusammengesetzter ist, weil die Samen immer Theile enthalten, die sich wenigstens beim Keimen entwickeln, und weil der allmählige Fortgang von den einfachen Pilzen zu den mehr zusammengesetzten uns zu dem Schlusse führt, daß das allgemeine Leben der Natur in diesen Geschöpfen die ersten Versuche der organischen Bildung macht; daher denn zur Erzeugung, wenigstens der einfachsten Pilze, nichts weiter als Feuchtigkeit, die organisirbar und zur Zersetzung geneigt ist, erfordert wird. — Weil die Pilze die ersten Anfänge der Vegetation sind, so gelten bei ihnen auch die strengen Begriffe von Gattung und Art um so weniger, je unvollkommner sie sind, und manche von ihnen haben auch nicht einmal den Charakter des Lebens, daß sie der Zerstörung widerstehen, oder eigens beschränkte Bildungen darstellen, sondern sie zeigen sich einem krystallinischen Anfluge gleich und zerfließen eben so in Feuchtigkeit und Luft, wie sie aus ihnen entstanden waren. — Wir theilen jetzt die Pilze in folgende fünf Gruppen oder Familien: 1) Staubpilze (Coniomycetes). Dies sind durchgehends Kügelchen, längliche, oder selbst sternförmige Körper, welche bisweilen gegliedert zu sein scheinen, oder wenigstens mit einem, zwei oder mehreren Querstreifen versehen sind. Sie schwitzen aus der Oberhaut anderer Pflanzen hervor, nehmen diese bisweilen, einem Kelche, oder einem äußern Behältnisse gleich, mit sich, haben aber, und dies ist ihr wesentlicher Charakter, nie eine eigene Hülle. In zahlloser Menge erscheint der Staubrand (Uredo) auf den Blättern der Pflanzen. Dies ist in der That die allereinfachste Art der Vegetation, da er aus bloßen trüben Kügelchen besteht. Kommt ein Querstreifen in diesem Kügelchen vor, so ist es Dicaeoma Link, sind mehrere Querstreifen, und sind die Körperchen selbst länglich, und wie gegliedert, so ist es Puccinia, wozu der Rost an dem Halme und den Blättern des Getreides gehört. Oft hat ein Staubpilz eine Unterlage, diese gehört ihm zum Theil eigenthümlich, es ist entweder eine gallertartige, aus den Pflanzen ausschwitzende Masse, worin die Keimkörner eingebettet sind, wie bei

Podisoma und Gymnosporangium Link, welche sich an unsern Wachholderstämmen häufig genug finden, oder jene Unterlage besteht in einem festen, unförmlich zelligen oder faserigen Stoffe, auf welchem die Körner gleichfalls aufliegen, wie bei Exosporium Link. Nicht selten bleibt es aber auch bei der Entfärbung, Zersetzung und fremdartigen Ausbildung der Oberfläche, ohne daß sich Körner darauf anlegten. Alsdann nennt man solches Erzeugniß Xyloma, wovon man auf Ahorn- und andern Blättern häufig Arten findet, die als schwarze und etwas harte Flecken erscheinen. — 2) Fadenpilze oder Byssoiden (Hyphomycetes Mart, Nematomyci Nees) sind Pilze, die nicht blos aus Keimkörnern, sondern auch aus eigenen Fäden oder Röhrchen bestehen, welche letztere häufig gegliedert sind, und deren Glieder bei einigen Arten wenigstens sich als Keimkörner selbst ablösen. Auch diese Pilze erscheinen auf faulem Holze, als Schimmel auf Früchten, auf Blättern, und selbst auf andern Schwämmen. Zu ihnen gehören die Gattungen Byssus, Racodium, Dematium, Monilia etc. In dieser Gruppe ist die einfachste Zusammensetzung der beiden Formen, die das Wasser hervorbringt, wenn es polarisch aus einander weicht, oder wenn es belebt wird, nämlich die Kugel- und die Fadenform, welche beide wir in jedem Bildungssafte der Bäume, und sogar in dem Schneewasser der Felsen bemerken, wenn es über schwarze Erde herabträufelt. Hier nennen wir es Radocium rupestre. — 3) Bauchpilze (Gastromycetes). Immer zusammengesetzter wird der Bau, denn hier sind die Kügelchen der Staubpilze entweder allein, oder an eigenen Fäden hängend, also als Fadenpilze, in eigenen Behältnissen, die man Peridien nennt, eingeschlossen. Das gewöhnlichste Beispiel liefert der Bovist, der, einer Kugel gleich, ganz von den feinsten Staubkörnern, die an einem Haargewebe hängen, angefüllt ist. Auch diese Geschöpfe kommen auf abgestorbenen Stämmen, Zweigen und Blättern, bisweilen selbst auf Krähenfedern und Pferdehufen, die in Verwesung übergehen, vor. — 4) Eigentliche Schwämme. So nennt man diejenigen Pilze, welche die zartesten Keimkörner in den feinsten Schläuchen enthalten, und wo eine gewöhnlich oberflächliche Schicht als Haut sich ausbildet. Die Schwämme haben einen weit zusammengesetzteren Bau, als die vorigen Gruppen. Oft wurzeln sie in die Erde, treiben Knollen, aus diesen Strünke, auf denen sich ein halbkugeliger, oder schirmförmiger Hut ausbreitet. Ihr Gewebe ist oft schon deutlich zellig, oft zugleich faserig und röhrig. Die Schlauchhaut bildet beim Agaricus Blätter, beim Boletus Röhren, beim Hydnum Stacheln u. s. w. Überall sind die zarten Schläuche mit einer bestimmten Zahl von Keimkörnern, gewöhnlich mit zwei oder vier, oder endlich mit achten angefüllt. Bei dem Mistschwamm (Agaricus coprinus) gewähren die dunkeln, zu vieren stehenden Körner einen angenehmen Anblick, wenn sie bei völliger Reife mit Schnellkraft sich trennen, und eins das andere anziehen, bis die vier, die zusammengehören, wieder in einer Ebene liegen. Bekanntlich wachsen die Schwämme überall, besonders im Herbste in schattigen und feuchten Wäldern, und nur wenige von ihnen haben hinlängliche Dauer, um aufbewahrt zu werden. — 5) Kernschwämme (Myelomici Nees). Dies sind die vollkommensten unter den Pilzen. Sie stellen nämlich geschlossene Behälter dar, in welchen die Schläuche, gewöhnlich auch mit acht Keimkörnern angefüllt, enthalten sind. Die vierte Gruppe zeigt diese Schläuche in oberflächlicher Haut. Hier aber füllen sie das Innere, und könnten

Bauchpilze genannt werden, wenn die letztern nicht die Keimkörner ohne Schläuche in sich enthielten. Zu diesen Kernschwämmen gehören besonders die zahlreichen Phacidien, Sphärien, die Hysterien und die Phaciden, die neuerlich von Fries und Kunze so trefflich erläutert sind. Auch diese Geschöpfe erscheinen auf absterbenden Rinden und Blättern, und bilden den Übergang zu den Flechten oder Lichenen. Viele Arten von dem Agaricus sind eßbar und scheinen, nach den Versicherungen von Hahnemann, Cullen, Vogel (in Arnstadt) eine Nahrung zu liefern, die mit der aus dem Thierreich genommenen die meiste Ähnlichkeit hat. Die bekanntesten Arten davon sind der agar. campestris L., Champignons; vorzüglich im Herbste auf Mistbeeten zu Hause; der agar. deliciosus L., der Tannling, Reizker, um dieselbe Zeit in Wäldern; der agar. cantarellus, Pfifferling, den ganzen Sommer hindurch in hohen Wäldern; agar. mouceron, Brätling, einer der kleinsten Schwämme 2c. Aber auch von dem Boletus gibt es einige eßbare Arten, worunter namentlich der bol. bovinus, Steinpilze, in lustigen Eichenwäldern gegen den Herbst hin wachsend, bezeichnet zu werden verdient. Dagegen wirken mehrere Agaricus- und Boletusarten, als Speise genossen, wenn auch nicht an allen Orten, als heftiges Gift. Hierin gehört der Pfefferschwamm, agar. piperatus L., der nur in Kurland und Preußen genossen wird, bei uns wie das stärkste drastische Mittel wirkend, und der Fliegenschwamm, agar. muscarius L., der in mehrern Gegenden Sibiriens zu Bereitung eines berauschenden Getränkes benutzt wird, und auch bei uns, zufällig genossen, erst tolle Lustigkeit, dann aber Betäubung und tiefen Schlaf hervorbringt. Da eßbare Schwämme immer ein schwerverdauliches Gericht sind und oft mit giftigen zusammen wachsen; so ist ihr Genuß nur sehr vorsichtig zu gestatten. — Mit allen diesen Schwämmen dürfen nicht die sogenannten Badeschwämme (Spongia) verwechselt werden, über welche man insofern noch nicht einig ist, ob sie in das Pflanzen- oder Thierreich gehören. Gewöhnlich werden sie unter den Pflanzenthieren aufgeführt. Es gibt von ihnen wohl funfzig Arten, welche auf dem Boden des Meeres, besonders des mittelländischen, gefunden werden, und von den kleinen im Gewebe eingenisteten Muscheln, Schnecken 2c. gereinigt, im Handel in der bekannten Gestalt vorkommen. — Schwammzunder s. m. unter Feuerschwamm nach.

Schwan, ein in das Geschlecht der Gänse gehöriger Vogel, von welchem man vier Gattungen kennt. Diese sind: 1) der stumme Schwan, welcher fast in allen Theilen von Europa wild lebt, gegen den Winter aber südwärts zieht. Er dient bei uns zur Zierde der Gewässer; auf dem Lande ist er höchst unbehülflich; 2) der Singschwan, welcher kleiner als der vorige ist, selbst auf Island, Kamtschatka und der Hudsonsbai gefunden wird, und ebenfalls gegen den Winter nach Süden wandert; 3) der schwarze Schwan, welcher auf Neuholland einheimisch und bis auf die gelblichweißen Schwungfedern pechschwarz ist; 4) der schwarzhalsige Schwan, welcher auf den Falklandsinseln und in der Magellanischen Straße gefunden wird, aber noch nicht genau bekannt ist. — Die Sage, daß der Schwan, der kaum zuweilen einen Ton von sich gibt, kurz vor seinem Tode einen harmonischen Gesang (Schwanengesang) anstimme, hat sich, da sie eine so mannichfaltige und schöne Anwendung zuläßt, durch die Dichter fortgepflanzt, ohne daß je die Wahrheit durch einen Zeugen bestätigt worden wäre. Indeß war der Schwan von den Alten

theils aus diesem Grunde, theils wegen seiner vermeintlichen Wahrsagungsgabe dem Apollo geheiligt.

Schwangerschaft ist der Zustand des menschlichen Weibes, in welchem sich im Schoße desselben ein neues Individuum so weit ausbildet, daß es in der Welt des Lichtes und der Luft, getrennt von dem mütterlichen Organismus, bestehen kann. Es beginnt die Schwangerschaft mit dem Augenblick der Empfängniß (s. d. Art.) und endigt sich mit dem Acte der Geburt (s. d.). Derselbe Zustand wird mit andern Namen belegt, wenn er bei Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, vorkommt; und etwas Ähnliches findet sich auch bei den eierlegenden Thieren. Wir übergehen dies hier, und handeln nur von der Schwangerschaft im menschlichen Geschlechte. — Während desselben steigert sich die Lebensthätigkeit vorzüglich in dem Fruchthälter, welcher wahrscheinlich wenige Tage nach der Empfängniß das befruchtete Ei aufnimmt. Die periodische Absonderung von Blut hört dann auf, aber die Gefäße des Fruchthälters werden weiter, blutreicher, länglicher, gerader; das Zellgewebe desselben wird weicher, schwammiger, die Wände dicker, die Höhle größer. Er verliert die birnförmige Gestalt, die er im ungeschwängerten Zustande hat und wird mehr kugelrund. Er sinkt in den beiden ersten Monaten der Schwangerschaft tiefer in das Becken herab; alsdann aber steigt er, größer werdend, bis in den achten Monat so hoch, daß der Grund desselben in der Gegend des Magens äußerlich gefühlt werden kann; in dem neunten Monat sinkt er wieder etwas herab. Unter diesen Veränderungen des Fruchthälters bildet sich der Embryo (s. d. Art.) nach und nach aus, bis er in der vierzigsten Woche den gehörigen Grad der Reife erlangt hat, um, getrennt von der Mutter, leben zu können, dann aber erfolgt die Geburt und die Schwangerschaft ist geendet. — Aber nicht blos im Fruchthälter, sondern im ganzen weiblichen Körper ist bei gesunden und nicht verzärtelten Frauen die Lebensthätigkeit gesteigert; Schwangere sind muthvoller, selbstständiger, männlicher, kräftiger, unternehmender, als nicht Schwangere und behalten diese Eigenschaften auch als Mütter; Schwangere werden seltener von ansteckenden Krankheiten befallen, die Auszehrung, an der sie vorher litten, steht während der Schwangerschaft still, und macht erst nach dem Ende derselben desto größere und schnellere Fortschritte; Hysterische befinden sich oft während der Schwangerschaft ungewöhnlich wohl, Gichtische sind gewöhnlich von ihren Anfällen befreit, manche werden auffallend fett. Dagegen ist dieser Zustand bei vielen, zumal sonst schwächlichen, kränklichen, verzärtelten, zu jungen oder zu alten Frauen oft auch von einer sehr großen Menge Beschwerden begleitet, welche durch die veränderte Stimmung des Gefäß- und Nervensystems bedingt und vermittelt werden. Vorzüglich häufig erstreckt sich diese Wirkung auf den Magen, daher Übelkeit, Ekel, Erbrechen, krankhafte Abneigung oder Gelüste gegen oder nach manchen sonst gleichgültigen Speisen; überdies leiden Schwangere oft an herumziehenden Schmerzen, vorzüglich in den Zähnen; zu Krankheiten, welche durch eine erhöhte Lebensthätigkeit ausgezeichnet sind, zumal zu Entzündungen, Wallungen rc., findet eine große Geneigtheit statt; vorzüglich lästig sind oft die Venenauftreibungen an den Füßen und am After. Auch verursacht der mechanische Druck des vergrößerten und in seiner Lage und Form veränderten Fruchthälters nicht selten Beschwerden in der Urin- und Stuhlausleerung. — Alle diese Veränderungen gelten auch als Zei-

chen der Schwangerschaft, zu ihnen kommen noch die stufenweisen regelmäßigen Veränderungen, welche bei der innern Untersuchung an dem Mutterhalse bemerkt werden können; auch der Zustand der Brüste, welche während der Schwangerschaft gewöhnlich stärker werden, und in welchen sich eine milchartige Feuchtigkeit einfindet, gehört hieher. Endlich aber wird durch die Bewegung des Kindes, welche die Mutter in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft fühlt, so wie dadurch, daß man bei der innern oder äußern Untersuchung das Kind oder Theile desselben deutlich fühlen kann, die Gegenwart der Schwangerschaft außer Zweifel gesetzt. — So wichtig es auch ist, die Schwangerschaft frühzeitig genug zu erkennen, eben so schwierig ist dies doch in manchen Fällen und vorzüglich in der ersten Hälfte, wo alle Zeichen trügen können. Denn es gibt eine große Menge Krankheiten des Unterleibes, welche ähnliche Zufälle, als die der Schwangerschaft, erregen, und die man wohl auch unter dem Ausdruck der scheinbaren oder der falschen Schwangerschaft zusammenfaßt. Auch ist die Schwangerschaft sehr vielen Abweichungen von der Regel unterworfen. Zuerst kann es geschehen, daß das Ei nicht einmal in den Fruchthälter gelangt, sondern entweder im Eierstocke (ovarium) oder in den Muttertrompeten oder an einer andern Stelle zurückbleibt. Auch hier bildet es sich bis zur Reife aus und gewährt die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter (graviditas extrauterina); die Geburt aber kann nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen, sondern es muß, wenn nicht in einem der frühern Monate durch Zerreißung und innere Blutung (wie man es bisweilen beobachtet) der Tod der Mutter veranlaßt wurde, das Kind entweder durch den Bauchschnitt aus dem Unterleibe herausgenommen werden, oder es stirbt ab, geht in Verderbniß über, wird theils wieder eingesogen, theils durch Eiterung ausgeworfen, oder es bleiben die festern Theile, Knochen, Haare rc., zurück, und werden dann Steinkind (Lithopodion) genannt. Eine solche Schwangerschaft kann viele Jahre dauern, bis sie zuletzt gewöhnlich tödtlich wirkt. Ferner hat der Fruchthälter bisweilen vorher schon eine fehlerhafte schiefe Stellung; bildet er sich in dieser Richtung bei eintretender Schwangerschaft aus, so geschieht es unter den mannichfaltigsten Beschwerden. Sodann heftet sich der Mutterkuchen bisweilen nicht an der gewöhnlichen Stelle an. Sehr übel ist es, wenn er sich gerade über der Öffnung des Fruchthälters befestigt. Es erfolgen dann immer wiederkehrende Blutungen, welche das Leben der Mutter in Gefahr bringen, oder es nimmt das Kind eine ungewöhnliche Lage an und gibt dann zu unregelmäßigen Geburten Veranlassung, welche oft nur durch die Kunsthülfe zu Stande gebracht werden können. Endlich wird die Schwangerschaft nicht selten durch äußere Ursachen abgekürzt und es erfolgt dann eine Frühgeburt (Abortus); bisweilen verzögert sie sich auch wohl über die gewöhnliche Zeit hinaus. Überdies artet auch das ganze Ei bisweilen aus, und es bildet sich anstatt desselben ein Mondkalb (s. d.), oder das Kind erleidet in seiner Ausbildung mannichfaltige Abänderungen, welche entweder Naturspiele (wenn sie unbedeutend sind) oder Mißgeburten (Monstrositäten, wenn die Gestalt in hohem Grade verändert wird), genannt werden. — Die Ursachen vieler dieser Regelwidrigkeiten bei der Schwangerschaft liegen im Dunkeln, nur die Früh- und Fehlgeburt wird gewöhnlich von offenbar äußern Veranlassungen hervorgebracht. — Die Regeln, die man den Schwangern in Hinsicht auf ihre Diät gibt, beziehen sich daher größtentheils darauf, diese Unter-

brechung der Schwangerschaft zu verhüten, und die Schwangern überhaupt so gesund, als es möglich ist, zu erhalten. Es beziehen sich aber diese Regeln auf die Luft, Speisen und Getränke, welche nach den gewöhnlichen Regeln der Diätetik bestimmt werden müssen, auf die natürlichen Triebe oder ungewöhnlichen Gelüste (die letztern sollen nur mit Einschränkung befriedigt werden), auf die Leidenschaften, welche sorgfältig zu verhüten sind, die Phantasie, welche nicht aufgeregt werden soll, weil sich der Verdacht noch erhält, daß dadurch zu dem sogenannten Versehen Veranlassung gegeben werden kann, und weil auch durch diese die Gemüthsbewegungen leicht zu sehr erregt werden können, auf die gehörige und den Kräften angemessene Abwechselung von Wachen und Schlaf, Bewegung und Ruhe, endlich auf die Kleidung, welche vorzüglich den Unterleib und die Brust nicht drücken soll. Mit ganz vorzüglicher Sorgfalt müssen alle Umstände vermieden werden, welche mechanisch schädlich wirken, z. B. Stoßen, Fallen, Heben zu schwerer Lasten rc., weil sie so leicht zu Fehlgeburten Veranlassung geben. Sodann muß auch während der Schwangerschaft schon dafür gesorgt werden, daß die Brüste nach derselben geschickt sind, ihr Geschäft zu vollziehen. Endlich müssen die begleitenden Zufälle unangenehmer Art nach den Regeln der Kunst beseitigt oder wenigstens gemäßigt werden. In dieser Hinsicht sollte nichts ohne den Rath eines Arztes geschehen. B. P.

Schwärmer nennt man in der Feuerwerkskunst gewisse nach Art der Raketen zubereitete Patronen, die bei Kunstfeuerwerken mancherlei Art gebraucht werden. Die Hülse aus Papier oder Kartenblatt hat zum innern Durchmesser etwa vier Linien. Die gewöhnliche Füllung besteht aus $\frac{4}{8}$ Mehlpulver, $\frac{1}{4}$ Kohle und $\frac{2}{8}$ Salpeter. Sie werden über einen kleinen eisernen Dorn auf einem Klötzchen von hartem Holze oder auch auf einem Tische geschlagen. Man hat ganz kleine Schwärmer bis zur Länge von 5—6 Zoll. P. S.

Schwärmerei ist ein krankhafter Zustand des Gemüths, in dem man sich Verhältnisse, Erfahrungen und Erfolge als wirklich oder erreichbar vorstellt, die nur noch in der Idee bestehen oder überhaupt in das Gebiet solcher Einbildungen gehören, die niemals Wirklichkeit erhalten können. Die Schwärmerei der Freundschaft und Liebe erträumt sich eine Reinheit, Zartheit und Innigkeit des Verhältnisses mit geliebten Personen, wie sie in Stunden höherer Weihe wohl empfunden, aber unter den aus Geist und Sinnlichkeit zusammengesetzten, von körperlichen Bedürfnissen abhängigen Menschen nicht ausdauernd erhalten werden kann. Die moralische Schwärmerei traut sich und andern eine höhere sittliche Vollkommenheit zu, als man nach den von der Seelenstärke, Festigkeit und Reinheit der tugendhaftesten Menschen gemachten Erfahrungen bei sterblichen Wesen erwarten darf. Die politische und philanthropische Schwärmerei trägt sich mit Phantasiebildern eines Zustandes der bürgerlichen und allgemeinen menschlichen Gesellschaft, wie ihn weder die Bildungsstufe der Mehrzahl, noch die Gewalt der Leidenschaften unter den Regenten und Regierten, noch die politische Stellung der Völker gegen einander zur Wirklichkeit kommen läßt. — Schwärmer dieser Art pflegt man mit Recht die gutmüthigen zu nennen; sie können zwar, wo sie ihren Einbildungen gemäß handeln, manchen Mißgriff und manche Übereilung begehen, auch gegen Andersdenkende heftig und unduldsam werden, doch wenn sich nur kein heimlicher Ehrgeiz oder Eigennutz in ihre Hoffnungen und Bestrebungen einmischt, wird ihre Schwärmerei

eher ihnen selbst, als andern Nachtheil bringen. Gewöhnlich übernimmt das gemeine Leben mit seinen Reibungen die Cur dieser oft sehr liebenswürdigen Kranken. Vielfältig getäuscht, durch niederschlagende Erfahrungen überführt, daß der Zustand der Dinge, der ihren Ideen entspräche, noch nicht da oder überhaupt nicht zu verwirklichen ist, gerathen sie in eine Verstimmung, aus der es, nach Beschaffenheit ihres geistigen Vermögens, zweierlei Auswege gibt. Schwächere Gemüther werden sich in diesem Mißmuth aufreiben, und, da Zureden keinen Schwärmer mit der Welt versöhnt, als Opfer ihrer schönen Träume untergehen. Ist hingegen ihre Natur kräftig und lebensfroher Muth in ihnen, so werden wir dieselben, wenn die Erfahrung ihnen die Binde von den Augen genommen hat, aus dem Kampfe der Idee mit der Wirklichkeit als Weise hervorgehen sehen, die, mit vielseitiger Umsicht und Urtheilsfähigkeit bereichert, das Leben beherrschen lernen, und, indem sie weniger wünschen und hoffen, desto mehr zur allmähligen Verbesserung der unvollkommenen Welt zu thun wissen. — Viel gefährlicher und schwerer zu heilen ist die religiöse Schwärmerei, weil sie von Behauptungen ausgeht, die das Recht einer subjectiven Überzeugung auf ihrer Seite haben, und sich auf einem Gebiete bewegt, für das in der Welt des Begreiflichen kein Maß zu finden ist. Vergl. d. Art. Fanatismus. — Alle Schwärmerei hat ihren Grund in Mangel, oder nicht gehöriger Übung der Urtheilskraft bei starker Phantasie und Empfindsamkeit; denn nur wo es an Urtheil und Umsicht fehlt, können unstatthafte Meinungen Eingang finden, und dunkle Gefühle und Einbildungen eine Übermacht erhalten, die das Gemüth aus dem Gleichgewichte der Gesundheit bringt. Die besten Mittel gegen die Schwärmerei sind daher gründliche und umfassende Kenntnisse, munterer Verkehr mit der Welt und ruhige Vergleichung des Erreichbaren mit dem Wünschenswerthen. E.

Schwarz (Berthold), der angebliche Erfinder des Schießpulvers, war ein deutscher Franciscanermönch, geb. gegen die Mitte des 13ten Jahrh. zu Freiburg im Breisgau. Er war großer Scheidekünstler, und da man ihn wegen Zauberei ins Gefängniß gesetzt hatte, verwandte er die Zeit seiner Gefangenschaft auf chemische Untersuchungen, welche ihn auf die Bereitung des Schießpulvers (s. d.) führten. Die Mischung des Schießpulvers war unstreitig schon vor Schwarz von Roger Baco (s. d.) gefunden worden, aber Schwarz stellte es zuerst in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Gestalt dar. (Vergl. Kanone.)

Schwarzburg, die Ober- und die Unterherrschaft, in Thüringen, ein souveränes Fürstenthum des Hauses Schwarzburg; 85⅞ QM. mit 12 Städten, 236 Flecken und Dörfern und gegen 100,000 Einw. Die Oberherrschaft liegt an der Nordseite des thüringer Waldes, von den großherzogl. und herzogl. sächsischen Ländern und der preußischen Provinz Sachsen eingeschlossen, und wird von der Saale mit der Schwarza, Ilm und Gera bewässert. Die Unterherrschaft liegt ganz von der preußischen Provinz Sachsen umgeben, an der Wipper und Helbe. Die ehemals in der königl. sächsischen Landeshoheit sich durchkreuzenden Oberherrlichkeits- und Lehnsrechte sind durch den Vertrag des Hauses Schwarzburg mit Preußen, welches gegenwärtig das königl. sächsische Thüringen besitzt, 1816 mittelst Abtretungen ausgeglichen und aufgehoben worden, so daß es keine schwarzburgischen Receßherrschaften mehr gibt. — Das alte Haus

Schwarzburg besaß schon im 11ten Jahrh. ansehnliche Güter in Thüringen. Ein Graf Günther XXI. von Schwarzburg wurde 1349 zum deutschen Kaiser gewählt. Sein älterer Bruder Heinrich behielt die Grafschaft. Sein Nachkomme Günther XL. führte 1541 die evangelisch-lutherische Religion ein. Seine Söhne stifteten 1552 die zwei noch regierenden Linien Arnstadt, in der Folge Sondershausen genannt, und Rudolstadt, welche 1697 und 1710 die fürstliche Würde und 1754 auf dem Reichstage Sitz und Stimme im Fürstencollegium erhielten. Überdies waren die Fürsten des heiligen römischen Reichs Erbstallmeister, nannten sich die Viergrafen des Reichs und hatten die große Comitiv. Im April 1807 traten sie zum Rheinbunde, und den 8ten Jul. 1815 zum deutschen Bunde. Auf der Bundesversammlung theilen sie die 15te Stelle mit Oldenburg und Anhalt; im Plenum haben sie jeder eine Stimme. 1) Das Haus Schwarzburg-Sondershausen (Fürst Günther, residirt zu Sondershausen) besitzt 16½ QM. (von der Unterherrschaft ⅛, von der Oberherrschaft ⅞ mit 46,000 Einw. und 275,000 Fl. Einkünfte. 2) Das Haus Schwarzburg-Rudolstadt (Fürst Günther, residirt zu Rudolstadt) besitzt (nach Abtretung der Ämter Kelbra und Heringen an Preußen) 19 QM. mit 54,000 Einw. und 220,000 Fl. Einkünfte. In Schwarzburg-Rudolstadt sind seit 1816 Landstände eingeführt, in Sondershausen bis jetzt noch nicht. Zum 9ten Corps des Bundesheers stellt Sondershausen 451 und Rudolstadt 539 Mann.

Schwarze Kunst, s. Magie (natürliche).

Schwarze Kunst. Eine der wichtigsten Erfindungen des 17ten Jahrh. in der Kupferstecherei ist die sogenannte schwarze Kunst. Man nennt sie in Italien und England Mezzo tinto (Helldunkel oder halbe Färbung damit bezeichnend), in Frankreich Taille d'épargne und Gravure en manière noire, und in Süddeutschland den Sammetstich oder geschabte Manier. Sie unterscheidet sich vom Kupferstechen und Kupferätzen dadurch, daß man bei diesen beiden den Schatten, bei der schwarzen Kunst aber das Licht in das Kupfer arbeitet. Es kommt dabei hauptsächlich auf den Grund an. Ein sanftes Verschmelzen verbunden mit großer Schattenwirkung zeichnet diese Art von Kupferstichen ganz besonders aus; sie ist von auffallend schöner Wirkung zu Bildnissen und zu historischen Darstellungen, die nicht viele und nicht zu kleine Figuren haben. Die Kupferplatte, auf welcher in schwarzer Kunst gearbeitet werden soll, wird erst ganz rauh durchkratzt, so daß, wenn man in diesem Zustande Abdrücke nähme, diese völlig schwarz sein würden. Diese Gründung ist sehr mühsam und wichtig, denn von dem dadurch bewirkten gleichen Korn der Platte hängt die sammetartige Weichheit ab; doch kann jeder sorgfältige Arbeiter sie vollenden, vermittelst eines guten Gründungseisens. Auf die Feinheit dieses stählernen Schwarzkünstlerkammes kommt alles an. In Augsburg hat man Maschinen dazu erfunden. Auf den Grund wird nun die Zeichnung übergetragen, indem man das Papier, worauf sie gefertigt ist, auf der Rückseite mit Kreide überreibt, und solches dann auf der Platte abdruckt, diesen Umriß aber nachher mit Tusche übergeht. Nun verfährt man eben so damit, als ob man mit weißer Kreide auf dunkles Papier zeichnete. Man schabt den Grund mehr und minder ab, nachdem man hellere Lichter haben will. Auf den lichtesten Stellen wird das Korn der Gründung ganz weggeschabt, doch muß man sich sorgfältig hüten, nicht, in der Hoffnung, schneller fertig zu werden, die Gründung auf einmal weg-

zuschaben, weil es sehr schwer ist, sie wiederherzustellen, und weil die zarte Abstufung der Schatten die höchste Schönheit dieser Manier ausmacht. Mit den lichten Theilen fängt man an, doch läßt man immer einen Hauch von Korn stehen, nachher überarbeitet man die Reflexe, alles in großen Partien. Man schwärzt alsdann die ganze Platte mit einem Ballen von Filz, um die Wirkung davon zu sehen, und fängt nachher immer an den stärksten Lichtstellen wieder an. Die höchsten Lichter oder Glanzblicke müssen endlich das blanke Kupfer ausmachen, und mit dem Polirstahl wieder geglättet werden. Die schwärzesten Schatten hingegen bleiben rauh und ganz unberührt; alle Stufen der Schatten und Lichter aber trägt der Gerbstahl oder das Schabeisen auf das Kupfer. Die stärksten Drucke an den Umrissen übergeht man jetzt mit dem Grabstichel. — Da es ungleich leichter ist, Theile des dunkeln Grundes wegzuschaben, als die Schatten durch die unendliche Anzahl von Zügen und Strichen in den Schraffirungen zu bilden, so ist die Schwarzkunst weit schneller und leichter auszuführen, als jede andere Art der Kupferstecherkunst. Sie ist daher viel anwendbarer, als das Radiren und Stechen. — Der Erfinder der schwarzen Kunst ist der hessencasselsche Obristlieutenant L. v. Siegen (van Sichem) gewesen, der 1643 den ersten Versuch in derselben mit dem Bildniß der Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, gemacht hat. Von diesem lernte sie der kurpfälzische Prinz Robert, oder Rupert von der Pfalz, welcher sie zu der Zeit König Carls II. nach England brachte. Dort wurde sie ungemein beliebt, und man suchte den Prinzen für den Erfinder derselben auszugeben, indem man erzählte, Prinz Robert sei eines Morgens früh ausgegangen, und habe eine Schildwache etwas entfernt von ihrem Posten mit ihrer Flinte sehr beschäftigt gefunden. Er habe den Soldaten gefragt, was er vorhabe? worauf dieser erwiederte, der Nachtthau habe seine Flinte rostig gemacht, und er putze sie wieder. Als der Prinz das Gewehr betrachtet habe, sei es ihm aufgefallen, daß durch das Poliren mancher Stellen sich eine Zeichnung zufällig darauf bildete, gleichsam von erhabenen silbernen Pauken umkränzt, dieser Anblick habe die Idee des Mezzotinto in ihm erweckt. Ein Kopf Johannis des Täufers nach Spagnoletto ist das erste bekannte Blatt des Prinzen. Doch waren diese frühsten Blätter rauh und unangenehm. Später brachten es die Engländer am weitesten in der schwarzen Kunst. Von John Smith, der zu Ende des 17ten Jahrh. lebte, hat man mehr als 500 Blätter; er und George White bildeten eine neue Epoche für die schwarze Kunst, welche der letztere besonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erst radirte, wodurch sie mehr Geist und Leben erhielt. In der neuern Zeit beschäftigten sich in England weit mehr Künstler mit der schwarzen Kunst als anderswo. Besonders berühmt wurden Mac Ardell, Houston, Earlom, Pether, Green, Watson, Dickenson, Dixon, Hudson, J. Smith rc. Unter den Deutschen beschäftigten sich vorzüglich Bernhard Vogel aus Nürnberg (geb. 1683, gest. 1737), die augsburger Künstler Haid und Preißler aus Nürnberg damit. Von den Niederländern zeichnen sich Vaillant, Schuppen, de Bruggen, van Bleck und Faber aus. Unter den Franzosen sind Sarrabat und Boyer die einzigen, die etwas Bedeutendes darin leisteten. — Außer einem Gemälde kann nichts das sanft verschmolzene Fleisch, das wallende Haar, die Falten der Gewänder und die blinkenden Waffen so gut nachbilden, als die schwarze Kunst, aber die Umrisse lassen sich nicht so bestimmt und

geistreich darin zeichnen, wie mit dem Grabstichel, daher können sich die besondern Theile bei zu gehäuften und kleinen Figuren nicht genug herausheben. Zu große Lichtmassen gelingen nicht, dagegen thun Nachtscenen große Wirkung, so wie Portraits. Nach Rembrandt, Benedetto, Morillos, Vandyk, Reynolds und West hat man die ausgezeichnetsten Blätter. Man kann nicht leicht auf mehr als 200 gute Abdrücke von einer Platte rechnen, wovon die zweiten funfzig die schönsten sind. Doch kann man der Platte leicht wieder nachhelfen, und dann bis 500 Abdrücke davon nehmen. — Die schwarze Kunst hat Gelegenheit zu Erfindung der mehrfarbigen Kupferstiche gegeben, welche die Malerei nachzuahmen streben. Dieser Farbendruck geschicht vermittelst mehrerer Platten, welche, eine jede besonders, mit ihrer eigenen Farbe auf das nämliche Blatt Papier abgedruckt werden. Die Platten müssen richtig auf einander passen, und auf jeder werden nur die Partien, die von einerlei Farbe sind, ausgeführt. Alle Farben, die zu dieser Art abzudrucken gebraucht werden, müssen durchsichtig sein, so daß, wo sie sich mischen sollen, eine durch die andere im Abdrucke durchschimmere. Pflanzen, Früchte, architektonische Stücke und anatomische Sachen sind am passendsten dazu. Le Blond, ein geborner Frankfurter, der 1741 starb, war der Erfinder dieser Art von Farbendruck. Gautier, Dagoty in Paris und Robert führten diese Kunst in Frankreich ein, und gaben auch Portraits in dieser Manier. L'Admiral in Leiden und der neapolitanische Prinz San Severo brachten es weit darin; Götz aus Mähren nebst seiner Tochter vervollkommneten sie noch sehr. Bei letzterem lernte der bekannte Venetianer Franz Bartolozzi, der in England so großes Aufsehen machte. Wl.

Schwarzenberg (die Fürsten von), ein Zweig der Grafen von Seinsheim, sind eins der ältesten Geschlechter in Franken. Erkinger, Baron von Seinsheim, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg, und nannte sich nach ihr. Als Schwager der Gemahlin des Kaisers Sigismund erwarb er für seine Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Einer von seinen Nachkommen, Adolph, wurde 1599 Reichsgraf, und dessen Enkel, Johann Adolph, 1670 Reichsfürst. Er erhielt 1674 Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Sein Enkel, Adam Franz, erbte von seiner Mutter, einer Gräfin von Sulz, die Landgrafschaft Klettgau in Schwaben, und wurde 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Älteste führt. Durch den Rheinbund wurden Schwarzenberg und Klettgau mediatisirt. Der Fürst trat die Landgrafschaft Klettgau 1812 an den Großherzog von Baden. Die Besitzungen des Hauses sind: die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg in Franken, 5 QM. mit 10,000 Einw., in Schwaben die Grafschaft Illereichen und Kellmünz, die Herrschaft Neuwaldeck u. a. m., unter baierischer, würtembergischer und badenscher Hoheit. Die übrigen Güter liegen im Österreichischen. Alle zusammen haben 42 QM. mit 115,000 Einw. Die Einkünfte betragen gegen 500,000 Gulden. Das Haus ist catholisch, und hat seinen Sitz in Wien. — Der regierende Fürst, Joseph, geb. 1769, ist kaiserlicher Geheimerath und Cämmerer. Seine Gemahlin Pauline, des Herzogs von Aremberg Tochter, verlor ihr Leben zu Paris (1sten Jul. 1810) in dem bei einem von ihrem Schwager, dem Fürsten Carl von Schwarzenberg (s. d. folg. Art.), veranstalteten Feste entstandenen Brande.

... berg (Fürst, Carl Philipp von), kaiserl. österr. ... al-Feldmarschall, geb. den 15ten April 1771, trat ... m Waffendienst während des Kriegs mit den Türken, ... persönliche Tapferkeit rühmlichst auszeichnete und bei ... ürung mehrere Türken mit eigner Hand gefangen nahm. ... m Ausbruche des ersten Krieges mit Frankreich Adju... ... sen Clairfait. In dem Gefecht von Quievrain (1sten ... fand er Gelegenheit, sich ruhmvoll auszuzeichnen. Im ... Feldzuge commandirte er einen Theil der Avantgarde des ... von Koburg. Bei dem Überfall von Altenkirchen, bei der ... g von Valenciennes und bei dem großen Gefecht zwischen ... nd Cambrai (den 26sten April 1794) zeigte der Fürst so ... eit, Talent und Geistesgegenwart, daß ihm auf dem ... ... achtfelde das Kreuz des Marien-Theresien-Ordens als Belo... ... Theil wurde. Er warf hier an der Spitze seines Reiterregim... den 15mal stärkern Feind und durchbrach eine Linie von 27,000 M. 1796 war er als Oberster und Commandant des Kürassierregiments Zscheschwitz bei dem Corps von Wartensleben angestellt, und wurde nach der Schlacht von Würzburg zum Generalmajor befördert, als er auch hier an der Spitze seiner Kürassiere einen glänzenden Antheil am Ausgange der gewonnenen Schlacht hatte. Der frühere persönliche Muth verließ ihn auch in der Schlacht bei Hohenlinden (am 3ten Dec. 1800) nicht. Er allein rettete, von Grenier aufgefordert, sich zu ergeben, das ihm anvertraute Corps. 1802 wurde ihm die Gesandtschaft am petersburger Hofe angetragen, die er aber ablehnte. Bei dem Ausbruche des neuen Krieges mit Frankreich im J. 1805 war er einer der drei österreichischen Generalofficiere, die mit dem Baron Winzingerode, Generaladjutanten des Kaisers Alexander, den Plan zu diesem Feldzuge verabredeten. Bei Ulm commandirte er den rechten österr. Flügel. Nachdem alles hier verloren war, schlug er sich nebst dem Erzherzog Ferdinand mit einigen Cavallerieregimentern durch und entkam so mitten durch den feindlichen Troß, über Wallerstein und Öttingen, wo er mit seinen Reitern den Weg bahnte, nach Böhmen. Unter täglichen Gefechten hatte er mit diesen Scharen in 8 Tagen 50 Meilen zurückgelegt. Hochherzig wagte er nach der Schlacht bei Austerlitz sein Leben, um den Erzherzog Carl von allem persönlich zu unterrichten, indem er in einem elenden Nachen über die mit Eis gehende Donau setzte. Die 1808 mit Napoleon aufs neue gespannt gewordenen Verhältnisse brachten ihm den Auftrag zuwege, nach Petersburg als Gesandter abzugehen, und durch seine Klugheit und Umsicht lenkte er alles auf eine Art, daß Rußland 1809 jede Gelegenheit vermied, wo es der österreichischen Armee einen entscheidenden Nachtheil zufügen konnte. In diesem Kriege selbst wohnte er dem letzten Treffen bei Znaim bei. Nach erfolgtem Frieden leitete er die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise. Als Gesandter in Paris erwarb er sich hier, besonders nach dem unglücklichen Brande des Ballsaales, wo er selbst einen schmerzlichen Verlust erlitt, Napoleons Vertrauen im höchsten Grade und darum ward er, auf dessen Verlangen, in dem russischen Feldzuge, zu welchem Österreich nach dem Tractat vom 14ten März 1812 ein Hülfscorps zu stellen hatte, zum Befehlshaber desselben ernannt. Dieses 30,000 M. starke Corps wurde in Galizien versammelt und passirte in den ersten Tagen des Julius den Bug, verfolgte die sich zurückziehenden Russen und besetzte am 11ten die

wichtige Position von Pinsk. Im August erhielt der Fürst von Napoleon den Oberbefehl über die auf seinem rechten Flügel operirende Armee und über das 7te (aus Sachsen bestehende) Corps, und es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im Monat October mußte er sich jedoch vor der verstärkten russischen Armee unter Tschitschakow und Tormassow unter nachtheiligen Gefechten ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Wahrscheinlich war in diesem Zeitpuncte, vermöge geheimer Instructionen, die Thätigkeit des Fürsten nur noch negativ. Sein Armeecorps blieb bis zum Februar 1813 in der Position von Pultusk. Am 9ten dieses Monats verließ er dasselbe, ging nach Wien und erhielt den Oberbefehl über die sich in Böhmen versammelnde Observationsarmee, welcher im August nach der Kriegserklärung Österreichs sich ein Theil der preußischen und russischen Heere anschloß. Fürst Schwarzenberg ward zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich operirenden Armeen ernannt; denn die sich bei der Hauptarmee in Person befindenden Monarchen enthielten sich alles eigentlichen Commandos. General Radezky war unter dem Fürsten Chef des Generalstabs. Die erste Operation der großen Armee gegen Dresden war indessen nicht glücklich (s. Dresden im J. 1813), und ohne die Katastrophe des Generals Vandamme bei Culm (s. d. Art.) hätte der ganze Feldzug eine höchst bedenkliche Wendung nehmen können. Wegen der weitern Geschichte dieses und des nächstfolgenden Feldzugs bis zum Frieden von Paris verweisen wir auf die Artikel Russisch-deutscher Krieg 1812 — 1815 und Leipzig (Schlacht von). Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erhielt der Fürst den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein. Am 22sten Jun. ging er mit den Russen und Österreichern über den Rhein; die Baiern waren bereits vorgerückt. Dem Plane dieses Feldzugs gemäß, sollten alle Armeen der Verbündeten unter den Mauern von Paris zusammentreffen. Aber schon durch die Schlacht von Waterloo und die zweite Abbankung Napoleons war der ganze Feldzug beendet. Fürst Schwarzenberg ward hierauf Präsident des Hofkriegsraths. Indessen ein Sturz mit dem Pferde scheint schon in dem ersten neunziger Jahre eine Anlage zu apoplektischen Zufällen begründet zu haben, welche jetzt in kurzem eine bedenkliche Wendung nahm. Er suchte vergeblich sich durch die homöopathische Heilart herstellen zu lassen, und endete in der Stadt, welche durch die vor ihren Thoren gelieferte Völkerschlacht seinen Namen unsterblich machen wird. An demselben Tage, wo er 1813 als Sieger einzog, ward sein Leichnam 1820 nach Böhmen im feierlichsten Aufzuge abgeführt (st. 15ten Oct.). Seit 1799 war er mit der verwitweten Fürstin Esterhazy, einer gebornen Gräfin Hohenfeld, vermählt. Die militärischen Talente des Fürsten im Ganzen sind nur von Wenigen in Zweifel gezogen worden; Napoleon allein behauptete, er habe nicht verstanden, 6000 M. anzuführen. Wohl aber haben einzelne seiner Operationen sowohl an sich, als in ihrer Leitung einer gerechten Kritik unterliegen müssen. Zu diesen gehört unter andern die Operation gegen Dresden, bei welcher die ganze verbündete Armee auf das Spiel gesetzt wurde. Auch will man die Dispositionen in den Tagen von Leipzig nicht loben, und behauptet, daß schon hier die ganze französische Armee habe vernichtet werden können; in den Ebenen von Champagne, an jenen kritischen Tagen, wirft man dem Fürsten ebenfalls Mangel an Energie und Zuversicht vor. Man vergesse aber nicht, wie sehr er in dem Feldzuge 1813 und 14 seine Ansichten, ob er

schon Generalissimus hieß, unterordnen mußte, und darum stimmen alle Urtheile überein, daß es wenige Heerführer möchte gegeben haben, die, wie er, verstanden, durch das angemessenste und versöhnlichste Betragen die bei einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee unvermeidlich verschiedenen Ansichten zu vermitteln und zu einigen.

Schwarzes Meer (bei den Alten Pontus Euxinus, s. d.), ein Meer, welches zwischen Europa und Asien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an die russischen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Guriea, gegen Mittag aber an Natolien stößt, und nur durch den Bosporus mit dem mittelländischen Meere in Verbindung steht, von dem es eigentlich nur ein Theil ist, der mit dem asowschen Meer (dem großen nördlichen Busen des schwarzen Meeres) die zusammenhängenden Gewässer des mittelländischen Meeres schließt. Die Größe des schwarzen Meeres mit dem asowschen Meere beträgt über 14,000 □M. Das Wasser desselben ist nicht so helle, wie das Wasser des mittelländischen Meeres, und, vermuthlich wegen der vielen großen Flüsse, die hineinfallen (Donau, Dniester, Dnieper, Don und Kuban) süßer, daher es auch leichter gefriert. Die Stürme auf demselben sind fürchterlich, weil es rings umher verschlossen ist, wodurch eine Art von Wirbel entsteht. In den Sommermonaten ist es doch im Ganzen ruhiger, als andere Meere, in den Wintermonaten hingegen, vorzüglich längs der Küsten zwischen den Mündungen der Donau bis zur Krimm hin, selbst für die geschicktesten Schiffer kaum zu befahren. Die Hauptströmung zieht sich beständig, selbst aus dem seichten Meer von Asow her, von Norden gegen Südwesten, nach der thrazischen Meerenge und dem Hellespont hin. Das schwarze Meer zeichnet sich auch dadurch aus, daß es gar keine Inseln hat, außer in der Meerenge, welche das asowsche Meer mit demselben verbindet. Die Fischerei im asowschen und schwarzen Meer ist nicht unbedeutend; es fehlt nicht an mancherlei nutzbaren Gattungen von größeren und kleineren Fischen, worunter auch mehrere Arten von Stören sind. Man fischt an diesen Küsten hauptsächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einen einzigen Zug, der etwa sechs Stunden dauert, bis auf 60,000 Fische, worunter aber nur immer wenige große, gefangen werden. Man bereitet hier auch Kaviar, Fischleim, Thran und aus dem Rogen der Meeräschen Botargo, diesen letztern aber nur in geringer Menge. Die gesalzenen und geräucherten Makrelen sind ein wichtiger Handelsartikel der Krimm.

Schwarzholz, s. Nadelholz.

Schwarzwald, ein ansehnliches deutsches Gebirge im Großherzogthum Baden und Königreich Würtemberg. Es läuft an der Westseite Schwabens in gleicher Linie mit dem Rheinstrome nach seiner großen Beugung bei Basel, und oft nur wenige Meilen von demselben entfernt, von Süden nach Norden hinab, ist gegen Süden von dem Rheine, gegen Norden aber von der Ebene zwischen der Enz und dem Einflusse des Neckars in den Rhein begrenzt, und begreift in seiner größten Länge etwa achtzehn, in der Breite, von Ost nach West aber, südlich sechs bis acht und nördlich kaum vier Meilen. Auf der Abendseite ergießen sich die von dieser Gebirgskette kommenden Gewässer in den Rhein, und auf der Morgenseite zum Theil in die Donau, welche hier ebenfalls ihren Ursprung hat, und die Flüsse Wiesen, Elz, Kinzig, Murg, Neckar,

Nagold, Enz rc. aufnimmt. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald östlich von Freiburg zwischen Todnau und St. Märgen, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Das Gebirge selbst besteht mehr aus Plänen, als isolirten Bergspitzen, unter welchen der Feldberg (4610 Fuß), der Belchen (4535 Fuß) und der Kandel (3903 Fuß) die bedeutendsten sind. Diese Berge erscheinen meistentheils nur von der Mitte des Junius bis Anfang Septembers, und da oft nicht ganz vollständig, ohne Schneebedeckung; beinahe die ganze übrige Zeit des Jahres leuchten ihre beschneiten Spitzen den entfernten Rheinbewohnern entgegen. Der Abfall des Schwarzwaldgebirges gegen den Rhein ist steil, jener gegen die Donau und den Neckar sanft und nur allmählig sich verlierend. Reißend und tobend stürzen sich die Gewässer auf jener Seite durch enge Schluchten, größtentheils in der Richtung von Nordwest, nach dem Rheine hin, und bilden mit demselben bei ihrem Einflusse einen mehr oder weniger spitzen Winkel. Sanft rieselnd schlängeln sie sich hingegen auf der östlichen Seite in mancherlei Krümmungen durch leicht abfallende Wiesengründe der Donau und dem Neckar zu. Unter den vielen Thälern, die diese Flüsse bilden, ist besonders das wegen seiner Naturschönheiten berühmte Murgthal den Reisenden bekannt. — Das ganze Gebirge des Schwarzwaldes ist Urgebirg, sein Gerippe durchaus Granit, seine höheren Puncte mit Sandstein bedeckt, von wenig untergeordneten Gebirgslagen begleitet, und ringsum von Flötzgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirges, vornehmlich am westlichen Abfalle desselben, erscheint der Gneis. Porphyr und Thonschiefer findet sich auf mehreren Höhen des Schwarzwaldes, desgleichen Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt, Mineralwasser; groß ist der Reichthum an Waldungen, besonders Nadelholz. Der Fruchtbau ist mühsam, und beschränkt sich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Im Süden, auf dem Abhange der Berge gegen den Rhein, auf dem nördlichen Abfall gegen Pforzheim und in mehreren Thälern der Murg, Kinzig, Schutter rc. gedeihen auch Winterfrüchte, Obst und an einigen Orten Wein. In den Vertiefungen, und wo nur immer das Quellwasser hingeleitet werden kann, unterhält man fette und wohlgewässerte Wiesen. Die Viehzucht ist daher der vorzüglichste Zweig der schwarzwäldischen Landwirthschaft. — Auf dem eigentlichen Gebirge sieht man wenige in Städtchen und Dörfern zusammengezogene Gemeinden. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen, deren Bauart von der anderwärts gewöhnlichen sehr abweicht. Das Dach ragt weit hervor und hängt tief herab. Unter dem Dache führen zu den finstern Schlafgemächern äußere Gänge nach der Länge des Hauses. Unter diesen Gängen ist der Boden vor und hinter dem Hause bis unter die Dachtraufe wie eine Brücke mit Holz belegt. Auf dieser Hausbrücke geht man, vom breiten Hausdache geschützt, zu den Ställen, zu den Milchhäusern, zu dem Brunnen, der keinem Hause fehlt. Die Tenne oder Scheuer ist oben im Hause unmittelbar unter dem Dache, und die Einfahrt muß auf einer von der Erde schief ablaufenden Brücke geschehen. Da fährt und drischt man also Menschen und Thieren über den Köpfen. Da der Schwarzwälder im Allgemeinen haushälterisch und sparsam lebt, so ist er bei aller Armuth des Bodens nicht arm. Zufrieden mit dem, was er aus seiner Landwirthschaft erzeugt, verwendet er wenig auf Bedürfnisse, die nur ein besserer Boden befriedigt. In so weit die Naturerzeugnisse zu seiner Nahrung nicht

hinreichen, schafft er sich Rath durch seinen Handelsgeist und Kunstfleiß. Überhaupt verräth der Schwarzwälder viel natürlichen Scharfsinn und Verstand. Ohne alle Gewerkkenntniß lebte derselbe bis zum 17ten Jahrh. Erst die Kriege jener Zeit entwickelten nach und nach in ihm den Keim zu einer größern Betriebsamkeit und Bildung. Seit dem hat sich der Glas- und Strohhutshandel und besonders die Verfertigung von hölzernen Uhren und andern Holzwaaren und der Handel damit ausgebreitet. Jährlich werden über 180,000 Stück Holzuhren, worunter auch viele Kunst- und Spieluhren, verfertigt, und der Werth derselben beträgt über eine halbe Million Gulden. Zu Neustadt und zu Furtwangen ist der Mittelpunct des durch ganz Europa und Amerika ausgebreiteten Uhrenhandels. — Zwei Pässe des Schwarzwaldes sind in den französischen Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, der Kniebis und die Hölle. Der erstere ist auf der Grenze zwischen Baden und Würtemberg, an der Quelle der Murg und mit drei jetzt in Ruinen liegenden Schanzen. 1796 und 1797 wurde dieser Paß von den Franzosen eingenommen. Der andere Paß, die Hölle, ist besonders durch den Rückzug Moreaus 1796 bekannt geworden. Es ist ein enges, von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal in der Gegend von Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen.

Schweden und Norwegen, oder, wie die beiden vereinigten Königreiche jetzt auch amtlich genannt werden, Skandinavien, bilden die über 13,890 QM. große, durch Lappland mit dem Festlande von Europa verbundene Ostsee-Halbinsel (20 — 49° 50′ östl. L. und 55° 22′ — 70° 11′ 30″ n. Br.), das mithin in der kalten Zone Europas liegt, weit über die Polarlinie hinausreicht, und welches die Nordsee mit dem Kattegat westlich und südwestlich, und die Ostsee mit dem bothnischen Meerbusen östlich und südwestlich, im hohen Norden aber das Eismer umschließt, außer da, wo das norwegische Lapplond südöstlich und das schwedische östlich an das russische Lapplahd stößt. Dort macht der Fluß Paes, hier machen (seit 1809) der Torneo- und der Muoniofluß die Grenze. Ein Bergrücken, dessen höchster Gipfel in Schweden, unter dem 62°, der Syltop von 6079 Fuß und der Schneehättan von 8337 Fuß, in Norwegen der 5432 Fuß hohe Folgefonde sind, scheidet diese Halbinsel in die Länder Schweden und Norwegen. Er heißt nördlich das Kjöl- (Kiel), südlich das Sevegebirge. Dort endigt es im Nordhorn (Nordcap), dem nördlichsten Vorgebirge von Europa; hier theilt es sich, näher der West- als der Ostküste — daher die Hauptströme am Ostabhange theils in den bothnischen Busen, theils in das Kattegat sich ausmünden — in drei Arme: die lange Fjällen (Langfield und Dofrefield) ziehen sich bis zum Vorgebirge Lindenäs nach der Nordsee hin; ein zweiter Arm scheidet das norwegische Stromgebiet des Glommen von dem schwedischen der Götha-Elf, und verflacht sich nach dem Kattegat; der dritte Höhenzug scheidet die Quellen der Klara, welche in Schweden durch den Wenersee (der 48 QM. groß ist) geht und dann Götha-Elf heißt, von denen das Dal-Elf, und streicht in Schweden zwischen dem Wener- und dem Wettersee hin, bis er sich am Öresunde zur Ostsee hin verflacht. Die Gipfel der skandinavischen Alpen sind wilde, vom 67° und 70° in der Höhe von 3900 und 2700 Fuß, mit ewigen Schnee bedeckte Felsenmassen (Fjällen), wo man überall schwindlich steile Abhänge, tiefe schauerliche Klüfte, Seen und reißende Bergströme

erblickt. Nach der Nordsee ist der Fall dieses Gebirgs äußerst jähe, schroff und voll fürchterlicher Abgründe. Näher der Ostküste liegt noch der 12 Meilen lange und 5—6 Meilen breite Mälarsee, mit 1300 Inseln, welcher zwischen unzähligen kleinen Skären (Klippen) in die Ostsee ausströmt. Mit ihm ist der Hielmarsee verbunden. Der Wettersee nimmt 40 Flüsse auf, und ergießt sich durch den Motalastrom in die Ostsee. Zu Schweden gehören noch die fruchtbaren Ostseeinseln Öland und Gothland. Die Alandsinselgruppe, am Ausgange des bothnischen Busens, wurde 1809 an Rußland abgetreten. Das durch viele Einschnitte (Fiorde) zerrissene Ufer bildet eine Menge Holme oder kleine felsige Inseln, z. B. Stockholm, und sichere Häfen, vorzüglich an Norwegens Küste; an der letztern sind auch der Saltström, eine gefährliche Meerenge und der Maelström, ein Strudel, zu bemerken. — Das Clima von Schweden und Norwegen ist der Beschaffenheit und Höhe des Landes wegen, mit Ausnahme der West- und Südküsten, trocken und kalt. Obst und Getreide (jährlich nur fünf Millionen Tonnen, daher mischt man in mehrern Gegenden unter das Brotmehl zerriebene Fichtenrinde, oder auch gepülvertes Rennthiermoos, doch steigt der Kornbau im südlichen Schweden mit jedem Jahr und wird bald fremde Ausfuhr entbehrlich machen), Kartoffeln, Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gedeihen nur in den Südgegenden; nördlich ist das Land ein fast ununterbrochener Wald von Nadelholz und Zwergbirken, mit vielem Wild, als Hirsche, Rehe, Hasen, Elenthiere; auch Bären und Wölfen. Hier findet man nur Beeren und Rennthiermoos. Noch gibt es Vielfraße, Luchse, Füchse, Lemminge, zahmes und wildes Geflügel. Wegen des nicht üppigen Wiesenwachses bleibt das Rindvieh, so wie die Schafe (die seit 1715 durch englische und spanische Widder veredelt sind), Ziegen und Schweine klein; doch sind die Pferde schnell und dauerhaft. Im Norden ist das Rennthier einheimisch (vergl. d. Art. **Lappland**). Im Ganzen ist Schweden wärmer als Norwegen. An den Küsten, vorzüglich am Kattegat, war die Heringsfischerei vor kurzem nicht unbedeutend. Außerdem fängt man Robben, Delphine und andere Fische mehr. Das Steinreich und der Bergbau sind wichtig. Gold wird wenig gefunden; etwas mehr Silber (das seit dem Jahre 1400 bearbeitete Silberbergwerk zu Sala hat in den letzten 300 Jahren 1,640,000 Mark löthiges Silber gegeben, im J. 1817 2081 Mark); vorzüglich Kupfer (die Kupferminen zu Falum geben jetzt 4 — 6000 Schiffspfund, und alle schwedische Kupfergruben 30,000 Centner jährlich); vieles und treffliches Eisen (400,000 Schiffpfund gegossenes jährlich, oder 7 Achtel aller Bergbauproducte; die ergiebigsten Eisengruben sind die von Danemora in Upland), etwas Blei, Kobalt, Vitriol, Schwefel, Alaun, wenig Salz, Marmor, Porphyr, Granit, Schleif-, Mühl- und Sandsteine, Asbest, Marienglas, Krystalle, Granaten, Schiefer, Talkstein, Kalk u. s. w. In Schweden gibt es viele mineralische Quellen; in Norwegen nur eine. Über Mineralogie und Bergbau in Skandinavien siehe Hausmanns Reise durch Skandinavien in d. J. 1806 fgg. 5ter Thl. Göttingen 1818 mit Kupfern. — Der Schwede und der Normann sind mittelgroß und gedrungen; die reine kalte Luft, und die Nothwendigkeit, der Erde alles abzutrotzen, geben beiden einen Sinn, fest wie das Eisen ihres Landes; daher ihr Streben nach Unabhängigkeit und ihr Freiheitssinn. In den Wissenschaften zeigt der Schwede einen festen eindringenden Geist. Auch die

Dichtkunst, selbst die bildende Kunst hat in diesem rauhen Lande einige schöne Blüthen getrieben. Die Sprache ist germanischen Ursprungs. Die schwedische und die norwegische Mundart sind wenig verschieden. Die lappische Sprache ist eine finnische Mundart. — Beide Königreiche, Schweden und Norwegen, hatten im Jahre 1818, nach amtlichen Angaben, eine Bevölkerung von 3,506,000 Einw., also etwa 255 auf 1 QM. Doch kommen in Schwedens südlichen Provinzen 2 — 3000 Menschen auf 1 QM. Schweden selbst enthält auf 8250 QM. 2,580,000 Einw. Norwegen auf 5640 QM. 926,000 Einw. Diese bewohnen in Schweden: 86 Städte und 66,459 Höfe in Dörfern und einzeln; in Norwegen: 33 Städte, 30 — 40 Flecken und 332 Kirchspiele. In sämmtlichen Städten zählt man gegen 322,000 Einw. Stockholm, die Hauptstadt des Reichs, hat 73,000, Gothenburg, die wichtigste Handelsstadt in Schweden, 22,000, Christiania, die Hauptstadt von Norwegen, 11,000, und Bergen, die wichtigste Handelsstadt in Norwegen, 18,000 Einw. Nur wenige Städte noch zählen über 4000, und viele haben kaum 300 Einw. Außer Europa besitzt die Krone Schweden (seit 1784) die Antille St. Barthelemy, 2½ QM. mit 8000 Einw. — A. Schweden begreift vier Landschaften: 1) Schweden an sich mit 5 Provinzen, darunter Upland, Südermannland, Dalarne oder Dalekarlien — ein armes Bergland, in welchem 40,000 Menschen ohne Unterhalt im Jahre 1819 sich befanden — und 7 Landeshauptmannschaften; 2) Gothaland, der fruchtbarste Theil Schwedens, 1900 QM. groß mit 1,505,000 Einw., enthält 13 Landeshauptmannschaften; darunter Schonen mit den Seestädten Helsingborg am Sunde, dem Überfahrtsorte nach Dänemark, und Ystadt, dem Überfahrtsorte nach Stralsund. 3) Norrland mit 7 Landschaften (Herjedalen, Jemtland, Westerbottn u. s. w.); 4) Lappland, das schwedische, etwa 16 — 1800 QM. groß. Die Zahl aller schwedischen Lappen betrug im Jahre 1818 nur noch 3906 Personen, unter denen 669 Rennthiere besaßen. Dazu kommen noch etwa 2000 Colonisten. Mehrere dieser Ansiedelungen in Lappland hat Baron Hermelin auf eigene Kosten gegründet. Das Land bringt dem Könige fast gar nichts ein. Die allgemeine Verwaltung Schwedens erwartet übrigens eine gänzliche Umbildung, womit sich eine vom letzten Reichstage ernannte Commission beschäftigt. B. Norwegen (s. d. Art.). Das südliche begreift die Stifter Christiania und Christiansand; das nördliche die Stifter Bergen, Drontheim und Nordland; zu letzterem gehört Finnmarken, oder das norwegische Lappland. — Schwedens Urbewohner waren vom finnischen Stamme, Finnen und Lappen. Sie wurden von germanischen Völkern höher nach Norden gedrängt. Unter den letztern erhielten die Gothen und Schweden bald das Übergewicht und unterwarfen sich die übrigen Stämme. Sie hatten Richter aus dem fabelhaften, angeblich von einem Sohne Odins abstammenden, Geschlechte der Ynglinger zu Oberhäuptern, die im 5ten Jahrh. den Titel Könige von Upsala annahmen, und bis 1068 in Schweden regierten. Eine feste Regierung führte zuerst Olof I. 994 ein, der zum Christenthume überging. Noch blieben Gothen und Schweden getrennt, und Jahrhunderte lang zerrüttete diese Trennung das Reich. Erst 1250, als das mächtige Geschlecht der Folkungen den Thron bestieg, vereinigten sich beide bisher feindliche Volksstämme in eine Nation. Zugleich wurde die Erbfolge genau bestimmt. Schweden reichte damals nur bis Helsingland. Erich XI. eroberte 1248 das innere, und

Birgers Vormund, Torkel Knutsen, 1293 das äußerste Stück von Finnland, Karelien, wodurch Schweden Rußlands unmittelbarer Nachbar wurde. Magnus Smek erwarb 1332, durch Mats Kettilmundsen, Schonen, Blekingen und Halland, welche Provinzen aber schon 1360 wieder verloren gingen. Seiner Bedrückungen endlich müde, empörten sich 1363 die Schweden, und gaben die Krone seinem Schwestersohne, Albrecht von Meklenburg. Dieser aber, der ebenfalls die schwedischen Stände nicht befriedigte, unterlag 1388 in dem Treffen von Falköping gegen die Dänen, bei welchen seine Unterthanen Hülfe gesucht hatten, und 1389 vereinigte die früher von Albrecht verspottete Königin Margarethe von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen auch das schwedische durch die kalmarische Union (12ten Jul. 1397), jedoch so, daß jedes Reich seine Verfassung beibehielt. Unruhen und Empörungen, und endlich vollkommene Anarchie waren die Folge dieser Vereinigung, denn schon 1448 wählten die Schweden und Norweger sich ihren eignen König, Carl Knutsen, und trennten sich förmlich von der Union. Nach Carls Tode regierten unter dem Titel Reichsvorsteher, aber mit wahrhaft königlicher Gewalt, mehrere Glieder aus der Familie Sture nach einander, bis 1520 Christian II. von Dänemark in einem Frieden als König von Schweden anerkannt wurde. Aber Christian empörte durch seine Tyrannei die Schweden. Noch während der Krönungsfeierlichkeiten ließ er, trotz der versprochenen Amnestie, zu Stockholm 94 angesehene schwedische Männer auf öffentlichem Markte enthaupten, und hierauf in verschiedenen Provinzen mit ähnlicher Blutgier wüthen. Gustav Wasa, der aus dänischer Gefangenschaft entkommen war, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten (1521), ward von ihnen vorläufig zum Reichsvorsteher und 1523, nach Christians Vertreibung, zum Könige gewählt. Er führte die Reformation ein, schlug die geistlichen und Klostergüter zu seinen Domänen, beförderte durch kluge Bündnisse mit England und Holland den Handel und die Schifffahrt der Schweden, und sicherte (1544) seiner Nachkommenschaft die Erblichkeit der Krone. Sein Sohn und Nachfolger, Erich XIV. (reg. 1560 — 1568), brachte Esthland an Schweden, und führte 1551 bei seiner Krönung die bis dahin noch nicht übliche gräfliche und freiherrliche Würde, welche er mehreren Familien ertheilte, ein. Sein mißtrauischer Charakter, und daher entsprungene tyrannische Handlungen machten ihn verhaßt. Er ward des Thrones entsetzt, und nach 9jähriger Gefangenschaft im Kerker vergiftet. Ihm folgte von 1568 — 1592 sein Bruder, Johann II., der 1570 im stettiner Frieden Schonen, Halland, Blekingen, Herjedalen und Gothland an Dänemark überließ, und 1580 zur catholischen Religion übertrat, auch seinen Sohn Siegmund in derselben erziehen ließ. Siegmund, der zugleich die polnische Krone annahm, wurde 1602 in Schweden von seinem ehrgeizigen Oheim Carl, einem eifrigen Lutheraner, entthront, der sich 1604 förmlich als Carl IX. krönen ließ. Die schweren Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark, worein er verwickelt wurde, endigte glücklich nach seinem Tode (1611) der große Gustav Adolph II. (s. d. Art.), der 1632 bei Lützen für die Freiheit Deutschlands fiel. Unter seiner Tochter Christine (s. d. Art.) ward der deutsche Krieg ehrenvoll fortgesetzt und beendigt. Im Laufe desselben ward Schweden von Dänemark bedroht, aber Torstensons Siege und die französische Vermittelung hatten (1645) den Frieden zu Brömsebro zur Folge, in welchem Dänemark an Schweden Jemtland und Herjedalen nebst

den Inseln Gothland und Ösel, Halland aber auf 25 Jahre überließ, und die Befreiung der schwedischen Schiffe vom Sundzolle bewilligte. Durch den westfälischen Frieden erwarb Schweden die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern und Wismar, mit der deutschen Reichsstandschaft. Im J. 1654 legte Christine ihre Krone nieder, und gab sie an Gustav Adolphs Schwestersohn, Carl X, Gustav von Zweibrücken. Dieser kriegerische Fürst regierte bis 1660. Er hatte die Polen, Russen und Dänen zu bekämpfen, und setzte durch seine kühnen Unternehmungen die Welt in Erstaunen, ohne jedoch einen dauerhaften Frieden zu erzwingen. Die Vormünder seines Sohns Carl XI. schlossen 1660 mit Polen den Frieden von Oliva, wodurch ganz Liefland bis zur Düna an Schweden kam, mit Dänemark den kopenhagner Frieden, worin sie Drontheim und Bornholm, das Carl Gustav im roschilder Frieden mit Dänemark (1658) nebst Blekingen, Schonen und Halland erworben hatte, zurückgaben, und verglichen sich (1661) mit Rußland auf die Grundlage des stolbower Friedens. Zwar focht Schweden unglücklich in einem neuen Kriege gegen Brandenburg, Holland und Dänemark, verlor aber in dem Frieden von St. Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besaß. Carl XI. erwarb 1682 die Souveränetät, und ließ auch seiner weiblichen Nachkommenschaft die Erbfolge zusichern. Er hob den innern Wohlstand des Reichs, zog die verschenkt gewesenen Krongüter wieder ein, vermehrte seine Einkünfte, aber auch seine Feinde unter dem Adel, und hinterließ seinem Sohne Carl XII., der von 1697 bis 1718 regierte, einen bedeutenden Schatz. Dieser ward aber von Carl XII. eben so wie das Blut seiner Unterthanen in langwierigen und unnützen Kriegen verschwendet (s. **Carl XII.**), und 1718 blieb er selbst vor Friedrichshall in Norwegen, nachdem er den größten Theil seiner deutschen, und in Rußland eroberten Länder verloren hatte. Mit seinem Tode verschwand die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen. Auf dem Throne folgte ihm, als letzter Sprößling des Hauses Wasa, Ulrike Eleonore, seine jüngere Schwester, doch nicht sowohl durch Erbrecht, als durch freie Wahl der Stände, welche die alte Regierungsform, unter noch größerer Beschränkung der königlichen Macht, wieder herstellten. Die Partei, die sich der Gewalt bemächtigte, trat im Frieden von Stockholm 1719 Bremen und Verden an den Kurfürsten von Braunschweig und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im nystädter Frieden 1721 aber Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslän und einen Theil von Karelen an Rußland ab, und verzichtete im fridensburger Frieden mit Dänemark 1720 auf die Befreiung vom Sundzolle. Friedrich von Hessen, Ulrikens Gemahl, der mit Bewilligung der Stände die Regierung übernahm, und sie von 1720 — 1751 verwaltete, war ein schwacher Fürst, der von den Parteien des Adels beherrscht wurde. Der Reichsrath machte sich unabhängig. Auf Anstiften Frankreichs ließ er sich, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erlangen, 1741 in einen neuen Krieg mit diesem Reiche ein, den 1743 der Friede zu Abo endigte, in welchem der Theil von Finnland bis an den Kymmenefluß verloren ging und die Thronfolge, da die Königin kinderlos war, dem Herzoge Adolph Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, zugesichert ward. Adolph Friedrich, mit dem das holsteinische Haus auf Schwedens Thron gelangte, regierte von 1751 bis 1771. Er nahm einen schwachen und

erfolglosen Antheil am siebenjährigen Krieg; im Innern zerrütteten noch immer die unter den Namen der Hüte und Mützen bekannten Parteien das Reich, und die königliche Gewalt sank zu einem bloßen Schattenbilde herab. Die Fesseln der Aristokratie zerbrach glücklich Gustav III. (s. d. Art.). Er gab dem Reiche Stärke und Ansehen wieder, ward aber 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte, unter Vormundschaft seines Oheims, sein Sohn Gustav IV. Adolph (s. d. Art.), der 1809 den Thron verlor. Sein Oheim, der unter dem Namen Carl XIII. den Thron bestieg, gab dem Reiche eine neue Constitution, wählte dem Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den Namen Carl August (s. d. Art.) annahm, zu seinem Nachfolger, endigte den unglücklichen Krieg mit Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamm durch die Abtretung von ganz Finnland, und stellte 1810 die Verhältnisse mit Frankreich wieder her. Inzwischen starb der Kronprinz eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Örebro wählte zum Thronfolger den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, der unter dem Namen Carl Johann, (s. d. Art.) vom Könige adoptirt wurde. Schweden erklärte zwar jetzt gegen Großbritannien den Krieg, aber das Drückende dieses Kriegszustandes und die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs bewogen es 1812, sein System zu ändern, und sich bald den gegen Napoleon verbündeten Mächten anzuschließen. Welchen Antheil es an diesem Kriege genommen, ist in den Artikeln Carl Johann und Russisch-deutscher Krieg erzählt. In dem Frieden mit Dänemark, welcher den 14ten Januar 1814 zu Kiel abgeschlossen wurde, gelangte Schweden zu dem Besitz des Königreichs Norwegen als eines für sich bestehenden, freien, untheilbaren und unveräußerlichen Reichs, und trat dagegen seinen Antheil an Pommern und die Insel Rügen ab. So gewann Schweden Ansehen, Macht und Sicherheit wieder, und darf hoffen, unter einer weisen Regierung von den frühern Wunden bald zu genesen. Auch die Spannungen mit Dänemark wegen Erfüllung des kieler Friedens in Ansehung der von Schweden zu übernehmenden norwegischen Staatsschuld scheinen im J. 1819 durch Rußlands Verwendung gehoben worden zu sein. Einige Anstände mit Preußen wegen des an diese Macht 1815 abgetretenen Pommerns wurden ebenfalls 1823 gütlich ausgeglichen. — Schweden ist nach seiner Verfassung eine Erbmonarchie, die durch die Reichsstände beschränkt wird. Diese theilen sich in vier Stände, nämlich den Adel, die Geistlichkeit, den Bürger- und den Bauernstand, ein. Der Adel trennt sich wieder in drei Classen, und zwar in den Herrenstand, wozu die Grafen und Freiherren gehören, den Ritterstand, oder diejenigen Edelleute, deren Vorfahren erweislich eine Reichsrathsstelle bekleidet haben, und den Knappen- (Swenner-) stand, welcher die einfachen Edelleute begreift. Der geistliche Stand wird durch die Bischöfe jedes Stifts, und der Bürger- und Bauernstand, zu welchem letztern aber blos die freien Reichsbauern gehören, durch Bevollmächtigte repräsentirt. Der König vergibt alle höhern bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der Regel die Ausländer ausgeschlossen sein sollen. Ohne Einwilligung der Reichsstände darf der Monarch keine neuen Gesetze geben oder alte aufheben. Der König muß, der Constitution gemäß, die Stände alle fünf Jahre zusammenberufen; er kann sie aber auch innerhalb dieser Zeit versammeln, wenn es sein Wille ist. Die gesetzgebende Macht in Norwegen gehört dem

Storthing, der alle drei Jahre am 1sten Febr. zusammentritt. Er hat jetzt dem Staatsrath Krogh die Ausarbeitung eines Criminalgesetzbuchs für das Königreich Norwegen übertragen. Ein Vicekönig oder Generalgouverneur residirt zu Christiania. Die Staatsgelder und die Truppen beider Staaten sollen nicht vermischt werden. Privilegirte Stände gibt es hier nicht. Die Festungen sind nur zur Hälfte mit Schweden besetzt. Zu der Anordnung der Kriegssteuern und andrer Abgaben ist die Einwilligung der Reichsstände erforderlich, und diesen müssen auch die sämmtlichen Truppen und ihre Befehlshaber den Eid der Treue eben so wie dem Könige schwören. Vor 1798 bedurfte der letztere auch zur Ausübung des Kriegs- und Friedensrechts der Zustimmung der Stände, aber in gedachtem Jahr ward ihm dies Recht und die Besorgung der Justiz- und andrer Reichsangelegenheiten ohne weitere Beschränkung überlassen. 1772 wurde der Reichsrath, welcher vorher einen Mittelstand zwischen dem Könige und den Ständen hatte bilden wollen, aufgehoben, und in ein bloßes, vom Könige abhängiges Conseil verwandelt. 1789 wurde dieser Reichsrath völlig aufgehoben, und die Mitglieder behielten nur ihren ehemaligen Rang und Titel. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Nach Erlöschung des Mannsstammes haben die Stände das Recht einer freien Königswahl. Wenn der König für seinen minderjährigen Thronfolger keine vormundschaftliche Regierung bestellt hat, so thun dies die Reichsstände. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem völlig zurückgelegten 18ten Jahre in Norwegen und mit dem 20sten in Schweden ein. Vor seiner Salbung und Krönung, welche durch den Erzbischof von Upsala geschieht, muß der König den Inauguraleid ablegen, und die beständige Capitulation, worin auch die Erhaltung der evangelisch-Lutherischen Religion zur Pflicht gemacht wird, beschwören. 1778 haben erst die Juden Freiheit erhalten, sich in Schweden niederzulassen, doch sind ihrer nur gegen 200 in Stockholm und Göteborg. Die Catholiken erhielten unter manchen Einschränkungen diese Erlaubniß erst 1781 (ihrer sind etwa 1000, wozu in Stockholm einige Griechen kommen) und jeder Schwede, der von der Lutherischen zu einer andern Religion übertritt, geht seiner bürgerlichen Rechte verlustig. Im ganzen Reiche sind ein Erzbischof, dreizehn Bischöfe und 192 Pröpste. In Norwegen ist den Juden das Land vermöge der Constitution verschlossen. Die höchsten Reichscollegien sind in Schweden 1) der Staatsrath, die höchste berathende Behörde, aus 9 Mitgliedern bestehend; 2) die Commission für die allgemeinen Reichsangelegenheiten aus 8 Mitgliedern zusammengesetzt; 3) die königliche Kanzlei, welche unter der unmittelbaren Leitung des Königs steht und die allgemeinen auswärtigen und einheimischen Staatsangelegenheiten besorgt. An ihrer Spitze befinden sich ein Kanzleipräsident und ein Hofkanzler. Mit der Kanzlei sind das königliche Cabinet, für die auswärtige Correspondenz, das Bureau des Kanzleipräsidenten und das Reichsarchiv verbunden. Für die besondern Staatsangelegenheiten ist die auswärtige Kriegs- und die einheimische Civilexpedition angeordnet. Die Reichsökonomie besorgt das Cammercollegium. Das von demselben unabhängige Staatscomptoir empfängt und verwendet die Reichseinkünfte, und das königliche Cammergericht entscheidet die Streitigkeiten über die Staatseinkünfte, hat die Untersuchung wegen Vergehungen der Cammerbeamten, und die Nachsicht aller Rechnungen, welche demselben vorgelegt werden müssen. Das Kriegs- und

Marinecollegium hat die Leitung des Kriegs- und Seewesens, unter dem Vorsitz eines Generals und des Großadmirals. Das Kriegshofgericht hat die Justizsachen der Militärpersonen zu entscheiden, und seine Mitglieder werden vierteljährig von allen Land- und Seetruppen zusammenberufen. Das höchste Justizgericht ist der königliche höchste Gerichtsstuhl, dessen Präsident in Abwesenheit des Königs der Reichsdrost ist. Von diesem Justizhofe hängen die Landgerichte für die zweite Instanz in den einzelnen Districten und die Rathhausgerichte in den Städten ab. Die Entscheidungen geschehen nach dem 1778 verbesserten Gesetzbuche von 1731. Für die kirchlichen Angelegenheiten ist das Hofconsistorium, dessen Präses der Oberhofprediger ist, und für die Gesundheitsanstalten das Collegium Medicum vorhanden. Für Norwegen ist 1) ein Staatsrath, 2) das Reichsgericht als höchste Rechtsinstanz. Die Landmacht besteht 1) in Schweden aus 46,000 Mann regulärer Truppen und 5 Classen der Conscription zu 85,000 Mann, welche eine Art Landwehr bilden, die von den Dörfern durch angewiesene Grundstücke unterhalten werden, zusammen 127,000 Mann. Der fünfte Theil dieser Conscription wird alle Jahre erneuert, so daß die Truppenanzahl immer vollständig ist. 2) in Norwegen: aus 12,000 Mann regulärer Truppen, 7000 Mann Landwehr, den bewaffneten Bürgern der Küstenmilizen und dem Landsturm. Die Seemacht besteht aus 12 Linienschiffen, 8 Fregatten, 13 kleinen Fahrzeugen, 15 Galeeren, 204 Kanonenböten mit 4700 Kanonen, 7200 Matrosen, einer Reserve von 8000 Mann, und daneben ist die Marineconscription in 5 Classen eingetheilt, welche 25,000 Mann ausmacht. Übrigens deutet mehreres jetzt in Schweden dahin, daß der König ein wohlgeordnetes Landes- und Volksbewaffnungssystem aufstellen will. Dahin gehört die Anlage eines befestigten Lagers für 100,000 Mann auf und an dem Mälarsee. Vor diesem waren in der schwedischen Armee alle höhere Officierstellen käuflich. Die jetzige Regierung hat große Aufopferungen gemacht, um diesen Mißbrauch abzuschaffen, so daß jetzt der Weg zur Ehre dem Armen eben so gut wie dem Reichen offen steht. Eben so verhält es sich auch jetzt mit den Ämtern der Gouverneurs der Provinzen, die ehedem auch käuflich waren. — Schweden hat 5 Ritterorden: 1) der Seraphinenorden, wurde der Sage nach gestiftet vom Könige Magnus; historisch war er schon 1336 vorhanden; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Inschrift ist I. H. S.; — 2) der Schwertorden, wurde, der Sage nach, vom König Gustav I. gestiftet, und den 12ten April 1748 vom König Friedrich I. erneuert; — 3) der Ursprung des Nordsternordens wird von Einigen aus Odins Zeiten hergeleitet; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Devise ist: Nescit occasum; — 4) der Wasaorden, gestiftet den 26sten Mai 1772; — 5) der Orden Carls XIII., gestiftet von dem Könige den 27sten Mai 1811, wird nur an Freimaurer höhern Grades vertheilt. Außerdem gibt es noch eine goldne Medaille für das bürgerliche, und eine goldne und eine silberne für das militärische Verdienst. — Die Einkünfte von Schweden und Norwegen belaufen sich über 12 Millionen Gulden. Das norwegische Budjet für die J. 1818 — 21 bestimmte die Einnahme (mit Einschluß der außerordentlichen auf 3 Jahre vom Storthing bewilligten Steuer von 540,000 Species) auf 1,495,000 Species. Die Ausgabe des Königreichs Norwegen ward auf 1,475,714 Species gesetzt. Die Staatsschuld an die Bank ist 7 Millionen Thaler. Nach einer officiellen

Erklärung soll Schweden keine auswärtigen Schulden mehr haben, da die jetzige Regierung sie alle getilgt habe. Norwegen hat dagegen eine Schuld im Auslande von 8,750,000 Gulden. Für den Staatscredit ist vorzüglich wichtig die 1668 gestiftete Reichsbank, die zugleich eine Wechsel- und Leihbank ist, Geld zu niedrigen Zinsen aufnimmt, und dieses gegen sicheres Pfand, auch gegen Hypothek in Grundstücken, wieder ausleiht. Der Adel, die Geistlichkeit und der Bürgerstand leisten die Gewähr für die Sicherheit dieser Bank, und lassen zwischen den Reichstagen durch drei Bevollmächtigte die Oberdirection führen; während der Reichstage aber wird ein eigentlicher Bankausschuß zu diesem Zweck erwählt. Die Bankexpedition besteht in sechzehn Commissarien und einer Anzahl der nöthigen Bedienten. Die Vortheile der Bank, welche sich jährlich zwischen zwei bis drei Millionen Reichsthaler belaufen, kommen den drei Ständen zu, und werden von ihnen häufig zum Gebrauche des Staats angewiesen. Indessen sind die in zu großer Menge ausgegebnen Zettel dieser Bank im Preise sehr gefallen (man rechnet 20 Millionen Speciesthalerzettel, die ungefähr 10 Proc. stehen), und nur durch kräftige Vorkehrungen kann größern Übeln vorgebeugt werden. Außerdem hat Schweden eine ostindische und westindische Handlungscompagnie, eine Seeassecuranzgesellschaft u. s. w. Der Ackerbau und alle Arten Fabriken haben sich seit der Ankunft des jetzt regierenden Königs sehr emporgehoben. In Schweden sind gegen 900 Fabriken in Tuch, Seide, Baumwolle (Kattundruckereien), Wolle, Linnen, Leder, Zucker, Tabak, Glashütten, Spiegel, Uhren, Porzellan, Papier, Marmor, Porphyr, in Metallen, worin die Eisenwerke den wichtigsten Platz behaupten, welche 1,440,000 Centner Stangeneisen jährlich liefern, und an 200,000 Centner in Fabricaten verarbeiten. Nach dem schwedischen Tabellenwerke wird die jährliche Production Schwedens zu 88 Millionen Bankthaler berechnet, darunter die Holzwaaren $\frac{3}{4}$ Million, Fabriken und Manufacturen über 12 Millionen, Handel und Schifffahrt gegen $14\frac{1}{2}$ Mill. Bthlr. In Norwegen liefern die Eisenwerke (die wichtigsten bei Laurvig und bei Moß) jährlich 160,000 Centner Eisen. Auch baut man sowohl in Schweden als in Norwegen viele Schiffe selbst für das Ausland, und verarbeitet viel Holz zu Bretern (vorzüglich am Drammenflusse), Latten, Balken, Masten u. s. w. Die Lage begünstigt den Handel, der besonders mit den Ostseeländern, Großbritannien, Holland, Frankreich, im mittelländischen Meere und mit Nordamerika (mit den vereinigten Staaten schloß Schweden im Jahr 1818 einen vortheilhaften Handelsvertrag) getrieben wird. Eine schwedisch-ostindische Compagnie handelt nach China. Ausfuhrartikel sind: Holz, Breter, Mastbäume, Balken, Theer, Pech, Pottasche, Eisen, Stahl, Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. s. w. Die Einfuhr besteht vorzüglich in Getreide, Wein Rosinen, Öl, Salz, Wolle, Flachs, Hanf, Gewürzen. Der Gebrauch des Kaffees wurde 1818 verboten. Zum Einkauf von Korn sind der Regierung in Schweden 4 Millionen Bankthaler bewilligt; dies ist aber in Norwegen nicht der Fall, daher ist hier der Getreidemangel fühlbarer, zumal da hohe Einfuhrzölle die freie Zufuhr von Korn sehr erschweren. Schweden hatte im Jahre 1818 gegen 1100 Handelsschiffe mit 9200 Seeleuten, und Norwegen gegen 800 Handelsschiffe mit 6500 Seeleute. Die Hälfte derselben kann im Kriege zu Capern ausgerüstet werden. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind in Schweden: Stockholm, Gothenburg, Norköping, Gefle, Karls-

krona, Malmoe, Landskrona, Ystadt und Udawalla; in Norwegen: Bergen, Christiania, Drontheim, Christiansand, Stavanger, Drammen und Friedrickshald. Zur Beförderung des Verkehrs wurden im Jahr 1818 vier neue Landstraßen durch Dalekarlien und Helsingland, wovon 2 nach Norwegen führen, vollendet. Auch werden mehrere Canäle angelegt, z. B. der Trollhättacanal, auf welchem man die Wasserfälle in der Götha-Elf, von Wenersburg nach Gothenburg, deren Fall zusammen 130 Fuß beträgt, umschifft; der noch nicht vollendete Göthacanal, der zur Verbindung der Ost- und Westsee angelegt wird. Die ganze Durchfahrt von Gothenburg bis Söderköping an der Ostsee beträgt 51 Meilen, wovon 40 durch die Göth-Elf, den Trollhättacanal und mehrere Landseen gehen, 11 aber zu graben oder zu sprengen sind. — Ein dritter Canal ist der von Södertelje 3 Meilen von Stockholm, durch den im Jahr 1819 eine zweite Verbindung des Mälarsees mit dem baltischen Meer zu Stande kam, der 20 Städte im Innern mit dem Meere in Verbindung bringt und die Einfahrt nach Stockholm erleichtert, wegen hoher Zölle aber, wie Schubert i. s. R. d. Schw. versichert, nicht sehr benutzt wird. — Unter Gustav Adolphs, Christinens und Carls XI. Regierung kamen Eisen-, Messing- und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, Wollen- und Seidenmanufacturen zuerst in Aufnahme, aber Carls XII. kriegerische Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob sich die Industrie der Schweden desto mehr, und sie verarbeiten alle Waaren, die sie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müssen, so weit es der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menschenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Dessen ungeachtet ist Schweden im Verhältnisse seiner Erzeugnisse und Einkünfte zu seiner Ausdehnung, die gleich nach der des russischen Reichs kommt, unstreitig das ärmste Land, aber auch zugleich mit dem reichsten, mit Großbritannien, das freieste unseres Welttheils. — Für die Beförderung der geistigen Cultur ist vorzüglich in Schweden durch gute Anstalten vielfach gesorgt. Die 1476 zu Upsala gestiftete Universität (mit 24 Professoren) besitzt eine große Bibliothek, einen botanischen Garten, Münz- und Naturaliencabinette, eine Sternwarte u. s. w. Die 1666 zu Lund errichtete Universität (mit 23 Professoren) hat ebenfalls eine Bibliothek, ein Museum, einen botanischen Garten und eine Sternwarte. Beide Universitäten zählten 1818—19 gegen 1900 Studirende und stehen, so wie die 15 Gymnasien in Lynköping, Westerås, Gothenburg, Werio, Calmar, Wisby, Scara, Strengnäs, Karlstadt, Herndsand u. s. w. unter den 11 Bischöfen und dem Erzbischofe, den Häuptern der Geistlichkeit. In allen Städten des Reichs sind Schulen. Zu Karlsberg ist eine Militärakademie; zu Scara eine Vieharzneischule; in Stockholm eine Akademie der militärischen Wissenschaften. Auch wurde schon 1668 unter dem Namen des Antiquitäten-Collegiums eine Gesellschaft zur Untersuchung der Alterthümer 1688 ein Collegium Medicum zur Beförderung der Arzneiwissenschaften, 1728 zu Upsala die Gesellschaft der Wissenschaften und 1739 die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm errichtet. 1753 stiftete die Königin Luise Ulrike, die Gemahlin Adolph Friedrichs, die Akademie der schönen Wissenschaften, die in eine schwedische Akademie und eine Akademie der schönen Wissenschaften getheilt und umgebildet ward. — Noch befinden sich in Stockholm eine Akademie der Musik und eine Akademie der Landwirthschaft; letztere wurde vom vorigen König auf den Vorschlag des jetzt regierenden Königs errichtet. Sie hat in al-

en Hauptstädten der Provinzen Unterabtheilungen, und der jetzige König hat sie mit einem Capital von 160,000 Thalern ausgestattet. Im königlichen Schlosse zu Stockholm befinden sich eine schöne Bibliothek und ein Museum. — In Norwegen wurde vor wenig Jahren die Universität zu Christiania errichtet (1821 zählte sie 117 Studirende), welche eine Bibliothek, eine botanischen Garten und verschiedene Sammlungen besitzt; auch ist daselbst eine Militärakademie; zu Kongsberg befindet sich eine Bergwerksschule, und zu Drontheim ein Seminarium für junge Lappen. Außerdem finden sich noch 5 Gymnasien, zwei Schullehrerseminarien, aber wenig Dorfschulen. Schon unter der Regierung der Königin Christine (1632—1654) schien für die schwedische Literatur ein Morgenroth aufzugehen, aber der Thronentsagung jener Königin, ihrer Vorliebe für fremde Literatur, den während und nach ihrer Regierung fortdauernden Kriegen muß man es zuschreiben, daß erst zu Ende des vorletzten, und während des letzten Jahrhunderts ein neues frischeres Leben sich über die schwedische Literatur verbreitete. In der Philologie ist freilich wenig gethan, denn selbst das, was Lorenz Normann, Erich Benzelius, Christian Dahl, Axel Lindblom Sven Hof u. a. leisteten, gereichte mehr ihrem Vaterlande als fremden Völkern zum Nutzen. Von den philosophischen Wissenschaften haben die Schweden bis jetzt hauptsächlich nur diejenigen bearbeitet, die in die Erwerbszweige des bürgerlichen Lebens eingreifen. Um die Astronomie hat sich Peter Wilh. Wargentin (st. 1783) vorzüglich verdient gemacht. In den übrigen Naturwissenschaften, besonders in der Zoologie und Kräuterkunde, erwarb sich Carl von Linné (1707—1778) unsterblichen Ruhm und gleichfalls zeichneten sich in dieser Hinsicht Joh. Andr. Murray, Daniel Carl Solander, Torbern Bergmann und de Geer auf das vortheilhafteste aus. Um die Chemie und Mineralogie erwarben sich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronstadt, Urban, Ljävne und Bromel große Verdienste. Die Geschichte wurde freilich von Olof von Dalin, A. von Bodin und Sven Lagerbring bearbeitet, aber ihre Werke sind blos als brauchbare Materialien, jedoch nicht als Muster historischer Schriften zu betrachten. An einem classischen Geschichtschreiber, sowohl für eigne als fremde Geschichte, fehlt es den Schweden noch ganz, denn Fr. Rühs ist wegen seiner schwedischen Geschichte nicht hieher zu rechnen, da er, freilich unter schwedischem Scepter, doch in Deutschland geboren ist. — Erst gegen das Ende des 17ten Jahrh. fing man in Schweden an, die Sprache des Landes, welche eine Mischung der Dialekte zweier germanischen Hauptstämme (der Schweden und Gothen) ist, grammatisch und lexikographisch zu bearbeiten. Tjällmann schrieb 1696 die erste, und Sahlstedt lieferte 1787 die vorzüglichste Sprachlehre; zum Gebrauch für Deutsche ist diejenige von G. Sjöborg (Stralsund 1796) eine der ersten und besten. Um das Wörterbuch haben sich Spegel (1712), Ihre (1769) und Sahlstedt (1778) verdient gemacht. Zum Gebrauche für Deutsche haben Carl Dähnert (1784 und 1796) und G. P. Möller (1783 und 1807) gute schwedisch-deutsche und deutsch-schwedische Wörterbücher geliefert. Schon unter Christinens Regierung (s. oben) trat der Vater der schwedischen Dichtkunst, Georg Stjernhielm, auf, und wenn auch sein komisches Heldengedicht, die Wahl des Herkules, nicht die Frucht eines hohen dichterischen Geistes war, so bewies es doch die Kraft der schwedischen Sprache, welcher es damals noch sehr an Ausbildung fehlte. Stjernhielms Nachfolger aber verwechselten das Wesen der Dichtkunst mit

elender Reimerei. Der geistreichen Königin Luise Ulrike war es vorbehalten, auch in dieser Rücksicht die Bildnerin und Wohlthäterin ihres Volks zu werden. Sie stiftete nicht blos die oben gedachte Akademie der schönen Wissenschaften, nach deren Vorbilde sich bald ähnliche Privatgesellschaften zu gleichem Zweck vereinigten, sondern sie ermunterte auch den Olaus von Dalin kräftig in seinem Eifer für die Ausbildung der schwedischen Sprache und Dichtkunst, um welche er sich durch seinen Argus (1738), eine Nachahmung des englischen Zuschauers, ungemein verdient machte. Dalins Beispiel folgten, gleichfalls von Luisen Ulriken unterstützt und aufgemuntert, bald mehrere, so daß Schweden jetzt fast in allen Dichtungsarten vortreffliche Werke aufweisen kann. Stjernhjelm, Dalin, Skjöldebrand und Celsius lieferten freilich ernsthafte Epopöien, aber ohne Werth, dagegen Gyllenborgs Zug über den Belt mehr Verdienst hat. Als romantisch epischer Dichter verdient Rudbeck bemerkt zu werden. Die tragische Bühne Schwedens hat noch kein Stück aufzuweisen, welches sich auszeichnete; denn die Trauerspieldichter dieses Landes folgen dem französischen Geschmack, ohne sich um die deutsche und englische Bühne zu kümmern. Celsius, Dalin, Brander, Gyllenborg, Gustav III., Leopold, Adlerbeth, Lidner, Paykull sind die bekanntesten von ihren Tragikern. Mit mehrerem Glück haben sich im Lustspiel Dalin, Hallmann, Modée, Kexell, Lindegern und Paykull versucht, obgleich auch keiner von ihnen etwas ganz Vollkommnes geliefert hat. Die Oper, welche Gustav III. sehr begünstigte, wurde mit Erfolg von Kellgren, Wellander, Leopold und Lidner bearbeitet. In allen Fächern der Lyrik hat Schweden vorzügliche Dichter. 1) In der Hymne: Catström und Graf J. G. Oxenstierna; 2) in der heroischen Ode: Edelcranz, Franzén, Silfverstolpe, Sjöberg und Stenhammar; 3) in der philosophischen Ode: Dalin, Kellgren, Leopold, die Grafen Gyllenborg und Oxenstierna, Silfverstolpe, Franzen Adlerbeth; 4) im Kirchenliede sind die Versuche von Oedman, Stenhammar u. a. meist mißlungen; 5) im fröhlichen und gesellschaftlichen Liede hat Schweden vortreffliche Dichter an Franzén, Bellmann, Choreus, Lindegren, Silfverstolpe, Sjöberg und Wahlgren; 6) in der Romanze und Ballade sind Franzén, Silfverstolpe, Stenhammar, Kellgren, Lindegren und Kallberg bemerkenswerth. So reich die lyrische Poesie in allen ihren Untergattungen ist, so wenig haben die Schweden in der Elegie und der Heroide aufzuweisen. In der ersten bleiben die Elegien der Frau Nordenflycht, worin sie den Tod ihres Gatten (1745) beklagte, noch immer die Hauptsammlung; von dem Grafen Creuz und von Stenhammar hat man nur einzelne Stücke. In der Heroide hat, aufgemuntert durch die schwedische Akademie, blos der Dichter G. Regner ein Stück (einen Brief Gustav Wasas an dessen Pflegevater, Hemming Gadd) geliefert. Für die Idylle, wenn anders ein Arkadien oder doch ein milder freundlicher Himmel zu ihrem Gedeihen durchaus nöthig ist, kann Schweden kein Land sein. Wirklich hat es nur einen Idyllensänger, Lidner, dessen Schäfergedichte aber mehr Reminiscenzen, als eigne Productionen sind. Der Graf Creuz (starb 1785 als schwedischer Gesandter zu Paris) hat sich in der poetischen Erzählung durch sein Gedicht: Atis und Camilla, als meisterhaften Dichter gezeigt. Gute humoristische Erzählungen lieferten auch Stenhammar und Silfverstolpe, aber alle wurden sowohl in der ernsten als komischen Gattung von Carl Gustav Leopold übertroffen. Die Äsopische Fabel ist bis jetzt von den Schweden nicht mit dem Glück

und Fleiß bearbeitet, wie von andern Nationen. Dalins jetzt veraltete Stück sind von geringem Werth. Gyllenborgs Fabeln hingegen machen seinem Geschmack und Talent Ehre; denn wenn er auch oft seinen Stoff nicht selbst erfand, sondern ihn von Äsop und la Fontaine borgte, so bildete er ihn doch auf eine originelle Weise nach dem Geiste seiner Nation um. Lidner war als Fabeldichter, ungeachtet seiner glücklichen Erfindungsgabe, zu geschmückt. Das Lehrgedicht wird von der schwedischen Akademie, welche nur ernstere Gedichte belohnt, besonders aufgemuntert. Kein Wunder, daß also die Schweden in jedem Theile der didaktischen Poesie vortreffliche Werke besitzen. Im philosophischen Lehrgedicht galt ehemals der Frau Nordenflycht Vertheidigung des weiblichen Geschlechs gegen Rousseau, und ihr Versuch über die schwedischen Dichter, mehr aus Artigkeit der Schweden gegen die Verfasserin, als wegen des dichterischen Werthes jener Stücke, für eins der besten. Aber unstreitig weit schätzbarer sind die philosophischen Lehrgedichte Leopolds, Bloms, Silfverstolpes, Stenhammars, welche ihre Gegenstände, Unsterblichkeit des Namens, Religion und Sittlichkeit, mit ächt dichterischem Geiste, mit Würde und Correctheit besungen haben. In dem beschreibenden Lehrgedichte lieferten die beiden Grafen Oxenstierna und Gylfenborg, ersterer die Tagesstunden und die Ernte, letzterer die Jahreszeiten, und Lidner sein jüngstes Gericht. In die Classe des wissenschaftlichen Lehrgedichts gehört Gyllenborgs Versuch über die Dichtkunst in vier Gesängen. Auch die Satyre ist von Schwedens Dichtern sehr glücklich bearbeitet worden. Dalin verspottete schon in seinem schwedischen Argus die Thorheiten seiner Zeit. Gleich nach ihm trat Gyllenborg mit der Satyre über seine Feinde hervor, die lange für ein Meisterwerk gehalten, aber von Kellgren an Lebensphilosophie und satyrischem Witze noch übertroffen wurde. Dem letztern stellten sich Stenhammar, Leopold und Silfverstolpe zur Seite. In der Parodie erwarben sich Hallmann durch seine witzigen Travestirungen von Schauspielen, und Stenhammar durch die seinige von einem Theile des ersten Buchs der Äneide großen Beifall. Die poetische Epistel wurde im ernsthaften Tone von Adlerbeth, im scherzhaft-ironischen von Oxenstierna, von Kellgren in einer angenehmen, leichten, und von Leopold in einer witzigen, Voltaire nachgeahmten Manier bearbeitet. Im Fache der Romane und prosaischen Erzählungen ist in Schweden bis jetzt wenig geleistet. Der Prediger Mörk gab beim ersten Aufblühen der schwedischen schönen Literatur (1742) Adelreichs und Gothildas Abenteuer, und späterhin seine Thecla heraus, aber jetzt sind diese Werke veraltet. Späterhin suchte man durch Übersetzungen englischer, deutscher und französischer Romane diesem Hauptbedürfnisse der gebildeten Stände abzuhelfen. In neuern Zeiten bemühten sich jedoch Wallenberg in einem Romane: Mein Sohn auf der Galeere, Leopold in seinen satyrisch-moralischen Erzählungen, Kexell in seinem Zamolesky und seinen Novellen, und ein Ungenannter in einem gar seltsamen Product, welches er als eine Beschreibung und Geschichte des Schelmenlandes (1786) herausgab, auch diesen Zweig der schönen Literatur in Aufnahme zu bringen. Aber ein wirklicher ächter Originalroman, der schwedische Sitten, Gebräuche und Charaktere uns darstellte, und für andre Nationen so lehrreich sein würde, ist bis jetzt in Schweden nicht erschienen. — Um die prosaische Redekunst erwarb sich Olaus von Dalin allerdings durch seinen schwedischen Argus das erste Verdienst; denn nun begannen

auch die Schulgelehrten ihre Sachen in der Muttersprache vorzutragen, da sie sonst nur in der lateinischen Sprache geschrieben hatten. Durch die schwedische Akademie (s. oben) suchte Gustav III. (1786) noch mehr und kräftiger die Ausbildung der schwedischen Sprache zu befördern. Indessen sind der guten schwedischen Prosaiker weniger, als der Dichter. In der abhandelnden Schreibart haben sich Rosenstein, Leopold und Thorild ausgezeichnet. Im Briefstyl kann man nur den Grafen Tessin anführen, da Gustav III. und Scheffer ihre meisten Briefe französisch schrieben. In der weltlichen Beredsamkeit zeichneten sich Tessin, Scheffer, Höpken, Gustav III. und einige andre vortheilhaft aus. Geistliche Redner gab es, wie allenthalben, auch in Schweden, sehr viele, aber wenige, die sich wie Tolesson und Wälter unter den ältern, und Lindblom und Lehnberg unter den neuern, über das Mittelmäßige erhoben hätten. Lobredner in französischer Manier war Gustav III. auf Oxenstierna und Torstensohn. Mit der Rede auf diesen gewann er den ersten Preis der Akademie d. W. (m. s. Stockholm) und die Akademiker Silfverstolpe, Lehnberg und Schröderheim. Im Fache der Biographie und der classischen Geschichtschreibung ist gleichfalls (s. oben) wenig geleistet. Um die ästhetische Kritik hat sich besonders Kellgren, der oft angeführte Dichter, äußerst verdient gemacht, und bei der sich jetzt zeigenden Liebe der schwedischen Nation für die deutsche schöne Literatur darf man hoffen, daß Schweden in letzterer Rücksicht bald unter die europäischen Nationen des ersten Ranges eintreten wird, wofern nicht französischer Geist und Sinn das Streben des Volks vereitelt. Schweden hat kürzlich mehrere ausgezeichnete Männer verloren: seinen ersten Historienmaler, den Professor und Ritter von Breda (st. zu Stockh. im Dec. 1818), den Botaniker Schwarz, die Dichter Graf Oxenstierna und Baron Adlerbeth, den Redner Bischof Wingard und den Archäologen Ackerblad (starb 1818 in Rom). Unter den noch lebenden Dichtern Schwedens müssen der Professor Tegner in Lund (einer von den 18 der schwedischen Akademiker) und von Atterbom, der Herausgeber eines poetischen Almanachs zu Upsala, genannt werden. Jetzt bemerkt man in Schweden sowohl als in Norwegen viel Vorliebe für die deutsche Literatur. Der Messias von Klopstock hat an dem Professor von Bildstein, Propst in Schonen, einen guten Übersetzer gefunden, und der Abdruck deutscher Classiker in Stockholm ist bis zum 66sten Bande fortgeschritten. Überhaupt erscheinen jetzt in Schweden 46 Zeitungen, eine Literaturzeitung und mehrere Journale; unter letztern in Stockholm seit 1819 die Swea, eine Zeitschrift für Wissenschaften und Künste, mit Abhandlungen von Wahlenberg, Häffner, Geyer und Schröder. In Norwegen erschienen im J. 1819 die officielle norwegische Reichszeitung und das norwegische Nationalblatt; außerdem noch sieben periodische Schriften. Auch sind die Sammlungen der Schriften von zwei literarischen Gesellschaften vorzüglich für die alte nordische Literatur wichtig, die der skandinavischen Literaturgesellschaft (14 B.) und die der königl. norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften im 19ten Jahrh. Die Zahl aller im Jahr 1818 in Schweden gedruckten Schriften betrug 362, darunter 91 Übersetzungen. — Der Zusatzartikel zur Constitution, einige Beschränkungen der Preßfreiheit betreffend, den die schwedischen Reichsstände unter Bedingung der Annahme von den norwegischen Ständen kürzlich beschlossen hatten, ward von den norwegischen Ständen nicht angenommen. — Über Schweden vergleiche man außer den bekannten

ältern Werken: Molbechs Briefe über Schweden im Jahr 1812. 3 Thle. 1817 (aus dem Dänischen mit Zusätzen des Verfassers Altona 1. 1818). Sie sind für den Topographen und Statistiker wichtig; auch enthält der dritte Theil eine gute übersicht der Epochen der schwedischen Literatur. — Der erste Staatskalender im schwedischen Reiche erschien zu Stockholm 1819. — Einige Angaben dieses Art., z. B. über Ritterorden, Schulden, Kriegsmacht und Cultur, sind officiell und aus Lüders Europa im Jahre 1819 entlehnt. — Merkwürdig sind die von Hermelinschen schwed. Charten. Der Baron Hermelin opferte nämlich ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes auf, um über alle Provinzen des schwedischen Reichs genaue Charten aufnehmen zu lassen, die er in 31 Blättern vollendet herausgegeben hat. Eben so hat er die Kosten des ersten Theils einer sehr schönen Sammlung von Specialcharten und Zeichnungen zu einer Beschreibung Schwedens (Stockholm 1806, Fol.) getragen. Die beste Generalcharte Norwegens ist noch immer die von Pontoppidan zu Kopenhagen, nebst einer Geographie Norwegens 1785 und 1795. Die 7 dänischen Seecharten über Norwegens Küste sind vortrefflich. Sie gründen sich auf die von dem dänischen Contreadmiral Paul de Löwendre vorgenommene trigonometrisch-hydrographische Ausmessung einer 200 geographische Meilen langen Strecke der norwegischen Küste. Scheels Kriegstheater im Norden, oder geograph. topograph. und historische Beschreibung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, enthält eine treffliche Militärcharte vom ganzen Skandinavien. Den neuesten Zustand Schwedens in jeder Hinsicht schildert besonders die Reise des Prof. Schubert, Leipzig, 3 Th., 1823. — über den neuesten Zustand der schwedischen Literatur im 19ten Jahrh. findet man im Hermes 1823. einen sehr belehrenden Aufsatz, der jedoch noch nicht vollendet ist.

Schwedenborg, s. Swedenborg.

Schwefel ist ein einfacher entzündlicher Körper, welchen die Natur theils unvermischt (gediegen), theils mit Metallen und andern Stoffen verbunden als Mineral liefert. Reiner Schwefel ist gelb, spröde, schmelzbar, in der Hitze flüchtig und brennbar. Während des Brennens entwickelt er blaues Licht, und sauern, erstickenden Dampf (schwefelige Säure, der, sobald er Wasser findet, mit diesem eine fast geruchlose, vollkommene Schwefelsäure bildet. Dies geschieht durch Einsaugung des atmosphärischen Sauerstoffs. Seine natürlichen Verbindungen mit Metallen bekommen den Namen der Kiese (Eisen- oder Schwefelkies), des Glanzes (Bleiglanz) oder der Erze. Vorzüglich wird der Eisenkies zur Abscheidung des Schwefels benutzt. Man füllt zu dem Ende 10 — 12 thönerne röhrenförmige Retorten mit zerstoßenem Schwefelkies an, und treibt durch gehörige Hitze den Schwefel in bleierne, mit Wasser gefüllte Kästen, wo er zu einer festen Masse gerinnt. Dieser Rohschwefel muß wegen seines Gehalts an Unreinlichkeiten nochmals destillirt werden, um als gelber Schwefel in den Handel kommen zu können. Der Rückstand ist gewöhnlich Operment, ein Gemisch von Schwefel und Arsenik, das als gelbes Farbematerial dient. An der feuchten Luft verwandelt der geröstete Schwefelkies (Schwefelbrand) seinen Schwefel ebenfalls, wiewohl langsam, in Säure, und sein Eisen in Eisenkalk. Während dieses Vorganges erhitzen sich jedoch die Kieshaufen bisweilen stark, wohl auch bis zum Glühen, und liefern nach dem Verwittern Vitriol (s. d. Art.). Schwefelsäure kommt natürlich mit mehrern Metallen

verbunden vor (im Bleivitriol); sie scheint bei einigen Erdrevolutionen, bei der Steinkohlenbildung, thätig gewesen zu sein; noch jetzt bilden sich in Sümpfen, die über Steinkohlenflötzen liegen, wie im Serpinasumpfe zu Seidschütz in Böhmen, schwefelsaure Salze. Schwefel mit Wasserstoff verbunden erscheint als stinkende Schwefelluft und ist als wirksamer Bestandtheil in allen Schwefelquellen, zu Aachen, Nendorf, Langensalza zu finden. — Angewendet wird der Schwefel häufig als Arzneimittel; technisch als Zündmittel vorzüglich zum Schießpulver, und zu Abgüssen (Schwefelpasten) von Münzen, Steinen und Antiken; seine metallischen Verbindungen, der Zinnober, das Operment, als Farben. F.

Schwefelblumen. Wenn man den gereinigten (gelben) Schwefel nochmals, in verschlossenen Gefäßen, sublimirt, so schießt er in Gestalt von Blumen oder zarten, nadelförmigen Krystallen an, welche Schwefelblumen genannt werden. Diese sind also nichts weiter, als doppelt gereinigter Schwefel.

Schwefelleber und Schwefelmilch. Zwei Theile Weinsteinsalz oder auch gereinigte Pottasche, mit einem Theile Schwefel bei gelindem Feuer in einem Tiegel zusammengeschmelzt, befreien den Schwefel gänzlich von dem ihm jederzeit beigemischten Laugensalze, und stellen dadurch die sogenannte Schwefelleber dar, welche zu arzneilichem Gebrauche dient, und auch in der Chemie zu Auflösung der meisten Metalle (nur die Platina und der Zink widerstehen ihr) angewandt wird. Wenn man sie in kaltem Wasser auflöst, die Auflösung durchseiht, und sodann den Schwefel durch eine Säure niederschlägt, so erhält man Schwefelmilch.

Schwefelregen. Man findet bisweilen zur Zeit der Kieferblüthe die in der Nähe von Nadelhölzern nach Platzregen zusammengelaufenen Pfützen mit schwefelgelbem Blumenstaube gefärbt, und nennt diese Erscheinung einen Schwefelregen. Doch haben glaubwürdige Männer noch andere Schwefelregen beschrieben, bei welchen wirklicher Schwefel aus der Atmosphäre herabkam, der sich wie anderer Schwefel verhielt. Zu Kopenhagen fiel ein solcher (nach Museum Wormian. L. 1. C. 11) 1646; während des Falles beobachtete man Schwefelgeruch in der Luft, der gesammelte Schwefel kam mit dem gewöhnlichen in allen Eigenschaften überein. Am 24sten Mai 1801 fiel bei Rastadt ein Schwefelregen, von dessen Schwefel man Schwefelhölzer machte. Zu Magdeburg fiel im Jun. 1816 ein solcher gelber Stoff mit dem Regen aus der Luft herab, den Schreiber dieses selbst sah, und doch befindet sich auf ziemliche Entfernung dort kein Nadelgehölz. Diese Erscheinungen sind selten und deshalb auch wohl ganz bezweifelt worden, obgleich gegen ihr Vorkommen eben so wenig etwas eingewendet werden kann, als gegen den Fall der **Meteorsteine** (s. d. Art.). F.

Schweighäuser (Joh.), einer der gelehrtesten Philologen unserer Zeit, ist 1742 zu Strasburg geboren. Er widmete sich früh den Studien. Von de Guignes nach Paris gezogen, beschäftigte er sich mit den orientalischen Sprachen, und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach seiner Rückkehr lehrte er in Strasburg Logik und Philosophie, und ward 1778 Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen. Seitdem beschäftigte ihn unausgesetzt die alte Literatur. Die Revolution unterbrach seine Arbeiten; er ward als verdächtig verhaftet und nachher mit seiner Familie auf ein Dorf in Lothringen verwiesen. Als die Umstände sich geän-

dert hatten, erhielt er einen Lehrstuhl an der Centralschule des Departements des Niederrheins. Große Verdienste und ausgebreiteten Ruhm hat er sich durch seine trefflichen Ausgaben des Polybius, Arrian, Simplicius, Epiktet u. s. w., vornehmlich aber des Herodot erworben. Er ist jetzt mit einem Lexicon Herodoteum beschäftigt. Seine akademischen Schriften hat er 1807 in 2 Bdn. gesammelt herausgegeben (Opuscula acad. philos. et philol.). 1816 ward er auf Verfügung des Königs zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt.

Schweinichen (Hans von), ein schlesischer Ritter, der uns durch eine von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung bekannt wurde, die Büsching seit 1820, so weit sie vorhanden ist, herausgab. Zwar sind nicht seine Thaten etwa von der Art, daß sie ihm einen Namen in der Geschichte sichern könnten; aber da er durch sein Verhältniß zum Herzog Heinrich und Friedrich von Liegnitz den größten Theil des deutschen Reiches der Kreuz und Quere durchzog, und an den mancherlei peinlichen und lustigen Abenteuern Heinrichs den vertraulichsten Antheil nahm, über alles aber ein sorgfältiges Tagebuch führte, so ist seine Lebensbeschreibung einer der wichtigsten Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte des 16ten Jahrh. und selbst des deutschen Mittelalters, insofern man es nicht gerade mit der Reformation geschlossen nimmt. Alle Stände, die höchsten wie die niedrigsten, alle Sitten und Gewohnheiten, alle Tugenden und Laster unserer Vorfahren des 16ten Jahrh. treten uns lebendig darin entgegen. Hans ward am 25sten Junius 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Gräbisberg geboren, und, obschon ein stattlicher Junker, doch im neunten Jahre zum Dorfschreiber gesandt, um schreiben und lesen zu lernen. Nebenbei mußte er, kam er aus der Schule, die Gänse hüten, bis er den armen Thieren einmal die Schnäbel mit einem Stückchen Holz aus einander gespannt hatte, daß sie fast alle verdurstet wären. Dieser Muthwille ward, wie billig, tüchtig bestraft, aber statt des Gänsehütens mußte er nun in den Ställen und Scheuern die Eier aufsuchen. Im zehnten Jahr that ihn der Vater indeß bereits an den Hof, wo er mit dem Sohne des wegen seiner Verschwendung in kaiserlicher Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich täglich den Katechismus und die Litanei fleißig auswendig lernen und das Rosarium und sonst lateinisch lesen lernen mußte. Vier Jahr darauf (1566) kam er auf das durch Trotzendorf (st. 1563) so berühmte Gymnasium zu Goldberg und blieb hier fünf Vierteljahre, wo er denn zur Nothdurft Latein reden und ein Argument auf einen halben Bogen machen lernte, worauf er denn 1567 sein erstes Schwert erhielt, und in die Dienste des indeß seinem verstorbenen Vater Friedrich in der Regierung folgenden Heinrichs XI. von Liegnitz kam. Er machte mit diesem verschwenderischen leichtsinnigen Fürsten verschiedene Züge nach Polen, und nach der Rückkehr manche kleine Reise, um seinen Vater aus Verlegenheiten zu ziehen, der für den Herzog auf bedeutende Summen gutgesagt hatte, und daher oft als Bürge zur Zahlung angehalten wurde, bis er endlich den Herzog Heinrich auf dessen Reise als Cammerjunker ins Reich begleitete und bei diesem Ritt gar bald „groß Kundschaft" bekam, da er sich mit „Saufen einen großen Namen gemacht." Die Reise ging über Mecklenburg, Lüneburg, Sachsen, wo in Dresden großes Vogelschießen um Fastnachten und Lanzenrennen war, von da zurück nach Breslau und Schlesien überhaupt, nach Polen, und endlich durch Böhmen über Prag nach Süd-

deutschland, wo Augsburg, Heidelberg, Strasburg und die vielen andern Städte Schweinichen und seinem Herzog tausend Freuden, diesem aber, bei seiner Verschwendung, auch tausenderlei Leid verursachten. Sein väterliches Gut ging indessen, da sein Vater als Bürge für des Herzogs Schulden gedrückt wurde, ebenfalls zu Grunde, bis endlich der Herzog festgenommen wurde und er froh war, mit heiler Haut zu Fuß über Leipzig in die Heimath zu kommen (1577). Er hatte so eine Reise von 833 Meilen gemacht. Wie vieles hatte er da sehen und beobachten und niederschreiben können! Sein Vater war indeß gestorben; sein Erbtheil in Schulden; der Bruder Heinrichs, Friedrich, hatte die Regierung übernommen und war gegen ihn nicht freundschaftlich gesinnt. Herzog Heinrich sollte endlich, dem kaiserlichen Befehle gemäß, ins Land zurückkehren und entbot Schweinichen, ihm bis Krossen entgegenzukommen, was nach einem vergeblichen Ritte dahin mit Görlitz vertauscht wurde, worauf er denn wieder der treue Gefährte desselben auf allen kleinen und größern Zügen war, und die ihm aufgetragenen Sendungen zu seiner größten Zufriedenheit vollzog. Endlich ward der wüste Herzog vor den Kaiser nach Prag gefordert und gefangen genommen. Schweinichen trat aus seinem Dienste, verheirathete sich und betrieb bald seine eigene, bald erpachtete Wirthschaft. Beim Herzog Friedrich ward er zu Gnaden angenommen und als Marschall angestellt. Er begleitete ihn auf der Reise nach Holstein, wo er sich vermählen wollte, und blieb, wenn auch bisweilen diese Gunstbezeigungen durchkreuzt wurden, im Ganzen immer ein ihm angenehmer treuer Diener. Das von Schweinichen geführte Tagebuch geht bis zum Jahr 1602, und erschien unter dem Titel: Liebe, Lust und Leben der Deutschen des des 16ten Jahrh. 1ster Th. 1820. 2ter Th. 1822. 3ter Th. 1823. Er selbst starb im J. 1616.

Schweiß, Schwitzen, s. Ausdünstung.

Schweizer (Anton), Capellmeister in Gotha, geb. zu Koburg 1737, studirte die Composition bei Kleinknecht in Baireuth, vollendete seine künstlerische Bildung in Italien, stand nachher in weimarischen, zuletzt in gothaischen Diensten, und starb 1787. Durch seine Compositionen fürs Theater: Elysium, ein musikalisches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceste, eine ernsthafte Oper von Wieland, 1774 ꝛc., hat er sich als einen vorzüglichen Meister in der Kunst des musikalischen Ausdrucks gezeigt.

Schweizerische Eidgenossenschaft, die Schweiz, ehemals Helvetien (s. d. Art.). Wunderbar haben sich der Süden und der Norden von Europa in diesem Lande gemischt, das durch seine Alpenmauer beide zu trennen scheint. Roms Legionen besiegten wohl den Gallier, den Rhätier und den Alemannen auf dem mit Wald und Morast bedeckten Boden; aber die Freiheit des Nordens vermochten sie nicht zu unterdrücken, so wenig als das neuere Rom die Freiheit des Glaubens. Noch sind aus den Zeiten der alten Römer die Spuren ehemaliger Unterjochung vorhanden; selbst die Sprache in der romanischen Schweiz ist ein Denkmal derselben geblieben; aber die deutsche Freiheit, das Erbtheil seiner Väter, hat der Schweizer nicht verloren. Scheint die Schweiz in Hinsicht auf Sprache und Volksmischung noch jetzt die Gauerbschaft dreier Völker, der Deutschen, Franzosen und Italiener, zu sein; so kann sie dennoch in ihrem Bürgerthume es nimmer verläugnen, daß sie stets zu Deutschland, zu dem Reiche der deutschen Nation, gehört hat; und Genf

nd Zürich werden es nie vergessen, daß Wittenberg ihnen voranging. Die riß sich von dem Mutterlande ihres Ruhmes los; sie sah sich n Napoleons Triumphwagen gefesselt; sie wurde nicht durch eigne Anstrengung, sondern durch die Kraft der Deutschen befreit: warum schloß sie sich nicht an den deutschen Bund, an die Heimath ihrer freien Altvordern wieder an? — Dies erklärt die Geschichte des Volks: ein aus tausend verschiedenen Orts- und Familiengeschichten (nur von Johannes von Müllers Meisterhand) musivisch zusammengesetztes Gesammtbild, in welchem sich das Schicksal von Europa abspiegelt! — Schon unter den Römern blühte in Helvetien der Handel auf, welcher zuerst das Land mit Städten und Landhäusern bedeckte, und der noch jetzt den nordisch-deutschen, holländischen und französischen Handel mit dem italienischen verbindet. Vor dem Sturze des weströmischen Reichs gehörte der nördliche (der größte) von Alemannen bewohnte Theil der Schweiz den Franken (s. d. Art. Clodwig); im Jura herrschten und wohnten die Burgunder; Rhätien stand unter den Ostgothen; drei deutsche Völker also machten das Land (um 450 n. Chr.) von Roms Herrschaft frei. Früher hatte sich von Italien aus das Christenthum unter den Helvetiern verbreitet, und bereits im vierten Jahrhundert standen christliche Kirchen zu Genf, Chur u. a. a. O. Die Alemannen und Burgunder ließen den romanisirten Helvetiern ihre Sitten und Gesetze. Das Land selbst hatten die Alemannen größtentheils unter sich getheilt. Jeder Krieger erhielt einen Bauerhof; über ungefähr hundert solcher Bauernhöfe (ein Bezirk, der Cent hieß) war ein Richter oder Centgraf gesetzt, und der Gerichtsplatz, auf welchem jener alle Händel der Freien schlichtete, hieß Mallus. Mehrere Centen bildeten einen Gau (daher Thurgau, Aargau u. a. m.), dessen Richter Graf genannt wurde. Die Grafen standen unter einem Herzoge. Der Sturm der Völkerwanderung traf auch die stillen Alpenthäler, aus welchen Roms Cultur verschwand. Ostgothen, Longobarden, sogar Hunnen ließen hier und da sich nieder. Endlich verdrängten die Franken, welche die Ländereien der erschlagenen Alemannen in Besitz genommen hatten, die Ostgothen aus dem rhätischen Gebirge; den fränkischen Königen gehorchten seit 534 auch die Burgunder; folglich war die ganze Schweiz jetzt ein Theil des Frankenreichs. Indeß blieb dem Lande die alte Verfassung; die Römer und die alten Einwohner wurden nach römischen, die Alemannen nach alemannischen Gesetzen gerichtet; und so die übrigen Volksstämme nach den ihrigen. Das Christenthum erhob sich aufs neue; mit ihm der Anbau des verheerten Landes. — Bei den Theilungen des Frankenreichs unter den Merovingern ward auch die Schweiz zwei Regenten zugetheilt; der eine beherrschte die alemannische, der andere die burgundische Schweiz oder Kleinburgund. Pipin vereinigte alles, und Carl der Große beförderte in Helvetien Künste und Wissenschaften. Unter seinen schwachen Nachfolgern wurden die Grafen des Landes immer weniger abhängig von der königlichen Gewalt; sie erlangten endlich den erblichen Besitz ihrer Gauen, und einer von ihnen, Rudolph, errichtete 888 zwischen der Reuß und dem Jura das neue burgundische Reich, so wie sich neun Jahre vorher im Lande zwischen dem Jura und der Rhone ein eigner König, Graf Boso zu Arles aufgeworfen hatte. Nach dreißig Jahren vereinigten sich beide burgundische Reiche diesseit und jenseit des Jura. Die Grafen in den übrigen Theilen der Schweiz gehorchten zwar noch den deutschen Königen; allein sie betrugen sich als Dynasten; sie nannten sich nach

ihren Schlössern und nöthigten die in ihren Gauen wohnenden Freien, sie als ihre Oberherren anzuerkennen. Da entstand jene Menge in einander verflochtener, unabhängiger Herrschaften, deren Besitzer sich unaufhörlich befehdeten. Krieg war das Geschäft des Adels; Verwirrung die Gestalt des Landes, und Elend die Geschichte des Volks. Also setzte Kaiser Conrad einen Herzog als Richter der Grafen (911) in Alemannien ein. Doch gelang es erst den Kaisern aus dem sächsischen Hause (919—1024), sich in der Schweiz von Herzogen, Grafen und Bischöfen Achtung zu erzwingen. Hierauf ward zwar nach dem Tode des fünften und letzten Königs von Burgund, Rudolph III. im J. 1032 vom Kaiser Conrad II. die burgundische Schweiz wieder mit der alemannischen, die zu dem deutschen Reiche gehörte, vereinigt; allein schon unter Conrads II. Enkel, Heinrich IV., verfiel die Macht des Königs in der Schweiz aufs neue. — Heinrich suchte, vom Papste verfolgt, Anhänger; daher gab er dem Herzoge von Zähringen den alemannischen Theil der Schweiz, womit Conrad von Zähringen in der Folge 1125, nach Überwindung des Grafen von Hochburg und Rainold von Chalons, auch den burgundischen verband. Die Herzoge von Zähringen demüthigten den stolzen, fehdelustigen Adel, sie begünstigten Zürich und die übrigen kaiserlichen Städte; sie bauten mehrere neue, unter andern Freiburg im Üchtlande 1178, und Bern 1191. Das Landvolk gewann an Schutz und Sicherheit; der Adel gewöhnte sich an polizeimäßigeres Zusammenleben; Gewerbe und Industrie entstanden; Genf und Lausanne blühten auf im Lande, wo man romanisch sprach; Zürich und Basel im Lande deutscher Zunge. Unter den übrigen Großen und Grafen des Landes waren Savoyen, Kyburg und Habsburg die mächtigern. Viele Dynasten zogen in jener Zeit nach Palästina und befreiten dadurch das Land von ihrem Drucke. — Nach dem Tode des letzten Herzogs von Zähringen, Berthold V., im J. 1218, fiel Alemannien wieder den Kaisern anheim. Was jener von Erbländern im Üchtland und in Kleinburgund besessen, brachte seine Schwester Agnes an das Haus Kyburg. Seitdem erlangten die **Habsburger** (s. d. Art.) in Nordhelvetien und die Grafen von Savoyen im südwestlichen Theile des Landes immer mehr Gewalt. Die Kaiser gaben zwar jeder Stadt oder Gemeinheit, die unter keinem Grafen stand, einen Reichsvogt aus dem Adel, der die kaiserlichen Einkünfte erheben und die Verbrecher richten mußte; allein die Fehden dauerten fort. Die deutschen Könige vermochten nicht mehr zu schützen; die Stärke gab das Recht, und der tapferste wurde der mächtigste. Also suchten viele kleine Herren und Orte den Schutz von Habsburg oder Savoyen. Zürich, Bern, Basel und Soluthurn, die Länder Uri, Schwytz und Unterwalden kauften nach und nach den Kaisern die Grundrechte ab, oder erhielten sie geschenkt, und hießen nun Reichsstädte oder Reichsländer. Sie waren mächtiger und glücklicher als der Adel, welcher uneinig und vereinzelt auf seinen Schlössern lebte. Selbst die Kreuzzüge erhoben durch den Handel den Flor der Städte, indem ein Theil der Heere, Waffen, Lebensmittel und andere Waaren durch die Alpenpässe nach Italien gingen. Die Kreuzfahrer brachten Kunsterfindungen, neue Arten von Obst, Weinreben u. s. w. zurück; die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer wurden in der Schweiz nachgeahmt; feinere Sitten verdrängten die bäuerische Rohheit, und die Dichtkunst wurde eine Lieblingsbeschäftigung des Adels. Gegen die Raubsucht der kleinen Herren aber errichteten die Städte unter sich Schutzbündnisse, und zerstörten viele

Burgen, auf denen Ritter hausten, die friedliche Kaufleute nieder-
warfen. — Da erhob sich über die alten Landbesitzer, am Ende des 13ten
Jahrh., Graf Rudolph von Habsburg (s. d. A.), als ihm
264 die Güter seines Oheims, des Grafen Hardmann v. Kyburg,
ugefallen waren. Als Kaiser und König (seit 1273) hielt er in Hel-
vetien Gericht; doch brauchte er wenigstens nicht Gewalt, um die freien
Reichsleute zur Unterwerfung zu zwingen. Aber herrschsüchtig griffen
Rudolph und sein Sohn Albrecht ein in die wohlerworbenen Rechte der
Schweizer. Besonders gab Albrecht, der seit 1298 die kaiserliche Ge-
walt dazu mit anwandte, durch Härte und Unbiegsamkeit die Veran-
assung zum ersten Bunde der Eidgenossen. (Vgl. d. Art. Tell.)
In der Nacht vom 7ten Nov. 1307 kamen auf dem Rütli, einer ein-
samen Gegend am waldstädter See, drei und dreißig redliche, tap-
fere Landmänner zusammen, unter denen Fürst aus Uri, Stauffacher
aus Schwyz und Melchthal aus Unterwalden das Wort führten. Alle
chwuren, die uralte Freiheit gegen Unterdrückung zu behaupten.
Also erhoben sich den 1sten Januar 1308 die drei Waldstädte; sie ver-
agten Österreichs Landvögte und zerstörten die Zwingburgen. (S.
Albrecht I.) Darauf bestätigte Albrechts Nachfolger in der deut-
schen Regierung, Heinrich VII., den Waldstädten feierlich, was ihnen
Albrecht zu entreißen gesucht hatte. Aber das Haus Österreich kämpfte
hartnäckig um die verlorenen Rechte. Da gründete der Sieg der
Waldstädte bei Morgarten (6ten Dec. 1315) über Leopold von Öster-
reich den ewigen Bund zu Brunnen den 8ten Dec. d. J. Bis 1353
traten noch hinzu: Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Man
nannte sämmtliche Genossen die acht alten Orte. Hierauf gaben ih-
nen die Siege bei Sempach (9ten Jul. 1386), wo Arnold von Win-
kelried sein Leben aufopferte, und bei Näfels (9ten Apr. 1389) einen
unsichern Frieden. Seitdem wandte sich der kriegerische Geist des
Volks zu Eroberungs- und Beutezügen; der Haß der Nachbarn fachte
innere Kriege an; und auswärtige Mächte suchten den Beistand der
Eidgenossen. Denn mitten unter den reichsunmittelbaren Orten lagen
noch die Herrenländer, deren Politik die Schweizer unter sich und
mit den benachbarten Staaten in vielfache Händel verwickelte. Ap-
penzell kämpfte mit dem Abt von St. Gallen (1400 fgg.) Im J.
1424 gründeten die Bewohner des obern oder grauen Bundes ihre
Unabhängigkeit, denen in der Folge die übrigen Bündtner sich an-
schlossen. Dann geschah es, daß Kaiser Friedrich III. ein französi-
sches Heer in die Schweiz rief, um seine habsburgischen Erbgüter zu
schützen. Da kämpften die Schweizer ihre Thermopylenschlacht gegen
den Dauphin Ludwig (1600 gegen 20,000) auf dem Kirchhofe zu St.
Jakob bei Basel (26sten Aug. 1444). Hierauf reizten sie Carl den
Kühnen von Burgund (s. d. Art.) Er fiel in ihr Land; aber jene
siegten bei Gransee, Murten und Nancy (1477.) Je größere Beute
sie machten, desto kriegslustiger wurde das Volk, desto ehrgeiziger
die Großen. Die Eidgenossen selbst wurden Eroberer. Sie entrissen
Österreich den Thurgau (1460). Um Toggenburg bekriegten sich (1436
— 1450) Zürich, Schwyz und Glarus, bis Bern den schiedsrichterli-
chen Ausspruch that. Schwyz behielt Recht, und die ganze Eidge-
nossenschaft erhielt seitdem im Auslande den Namen des schweizer
Bundes. In denselben traten nun auch Freiburg und Soluthurn
1481. — Als hierauf Kaiser Maximilian I. die Eidgenossen zwingen
wollte, sich mit dem schwäbischen Bunde zu vereinigen und dem kai-
serlichen Reichscammergerichte zu unterwerfen, mißtrauten sie Deutsch-

land wegen Österreich, und vereinigten sich mit Graubündten. Hieraus entstand der Schwabenkrieg, den nach sechs Siegen der Schweizer über die Deutschen der baseler Friede 1499 endigte. Bald nachher wurden Basel und Schafhausen (1501), zuletzt Appenzell (1513) in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Aber in den auswärtigen und Bürgerkriegen verwilderten Land und Volk. Dagegen eroberten die Schweizer in dem mailändischen Kriege 1512 das Veltlin und Cläven; auch erwarben sie von Mailand die italienischen Landvogteien (jetzt der Canton Tessin.) Denn im Bunde bald für, bald wider Mailand, mit Frankreich und wider Frankreich kämpften sie auf ausländischem Boden, bis sie nach der Riesenschlacht bei Marignano, die sie 1515 gegen Franz I. verloren, mit Frankreich den ewigen Frieden zu Freiburg (1516) schlossen, auf welchen 1521 der erste förmliche Bundesvertrag mit diesem Reiche folgte *). — Um diese Zeit griff der Ernst der Zeit und der gereifte Geist der Untersuchung das Werk der Reformation auch in der Schweiz an. Zwingli (s. d. Art.) predigte, was Luther schon 1517 gethan hatte, im J. 1518 gegen den Ablaß. Schon 1516 griff er die Wallfahrten, die Anbetung der Maria an, und 1517 verließen mit Vorwissen seines Gönners, des Abts von Einsiedler, mehrere Nonnen das Klosterleben. Seine Versetzung von Einsiedeln nach Zürich gab ihm nur, da indessen Luther auch auftrat, 1518 den Muth, noch offener aufzutreten. Als aber darauf Zürich, Bern, Schafhausen, Basel (hier durch Ökolampadius), St. Gallen, Mühlhausen und Biel die Reformation einführten, entzweite Religionshaß die reformirten und die catholischen Cantone. In Glarus, Appenzell und Bündten theilte sich das Volk in beide Bekenntnisse. Bei dem alten Glauben blieben Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn; ferner Wallis und die italienischen Landvogteien. Der Fanatismus entzündete den Bürgerkrieg. Die Schwyzer verbrannten einen protestantischen Prediger aus dem züricher Gebiet; schon standen zwei eidgenossische Heere, beinahe 30,000 Mann stark, gegen einander unter den Waffen, als Männer, die der Eintracht das Wort sprachen, wie der redliche Johann Äbli aus Glarus (1529), den ersten Religionsfrieden zu Stande brachten. Nun sollte die Stimmenmehrheit in den Gemeinden bei Glaubensveränderungen entscheiden. Aber bald reizte die schnelle Ausbreitung der Reformation die catholischen Cantone wieder zum Kriege, und die Züricher wurden bei Cappel (1531), wo Zwingli blieb, und beim Zugesberge geschlagen. Darauf ward nach dem zweiten Landfrieden die catholische Lehre in Soluthurn und in den gemeinschaftlichen Ländern wieder hergestellt. — Unterdessen hatte Savoyen, das schon längst Vitzthum und Schutzherr von Genf war, dieser Stadt sich ganz bemächtigt. Aber der Druck der herzoglichen Regierung bewog Genf, 1525 sich an Bern und Freiburg anzuschließen. (S. d. Art. Genf.) Der Herzog mußte nachgeben. Bern und Genf schlossen den ewigen Vertrag von 1531, und Bern gewann das Land Waadt. Zugleich verbreitete sich von Genf aus durch Calvin (s. d. Art.) die Reformation. Doch entsagte Savoyen erst im lausanner Frieden 1564 dem Waadtlande. Also wurden Savoyen, wie einst Habsburg, aus Helvetien verdrängt. Um diese Zeit theilten Bern und Freiburg (1555)

*) Von Ludwig XI. an bis zu Ludwig XV. gaben die Schweizer in französischen Kriegsdienst 1,110,798 Mann und dafür zahlte Frankreich 1 146.868.623 Franken.

auch die Ländereien der Grafen von Greyerz unter sich, so daß in ganz Helvetien kein altes großes Haus, Neuburg ausgenommen, mehr Stammgüter besaß. — Dagegen verzwisteten sich die Schweizer unter einander durch religiösen und politischen Hader. Mit der Demokratie kämpfte die Aristokratie. Spanische Ränke fanatisirten die Bewohner des Veltlins (1617—21.) In ausländischen, besonders französischen Diensten nahm der Schweizer fremde Sitten an. Er verkaufte sein Blut an fremde Werber; und die alte schlichte biedere Einfalt zog sich in die hohen Alpenthäler zurück. Zugleich löste sich das Verhältniß der Eidgenossen zu dem deutschen Reiche immer mehr auf. Zwar erbaten sich noch vom Kaiser Maximilian II. die Cantone die Bestätigung ihrer Freiheiten. Aber bald erhielt französischer Einfluß das Übergewicht, und Rom lenkte die ihm ergebenen Gemüther durch die Jesuitercollegien zu Luzern und Freiburg, insbesondere durch die päpstliche Nuntiatur zu Luzern (seit 1580). Im dreißigjährigen Kriege behaupteten die Eidgenossen eine kluge Neutralität; endlich ward im westfälischen Frieden 1648 die selbstständige Absonderung der Schweiz vom deutschen Reiche feierlich anerkannt. Hierauf erneuerte Frankreich 1663 seinen Bund mit den Schweizern, und behauptete jetzt, daß sie kein Recht hätten, mit andern Mächten Bündnisse zu schließen. Durch die Eroberung der span. Freigrafschaft Burgund (1675), durch die Belagerung Rheinfeldens von den Franzosen (1678), durch die Erbauung der Festung Hüningen 1679 wurden manche Besorgnisse bei den Schweizern erregt. Indessen behaupteten doch die Schweizer glücklich ihre Neutralität selbst im spanischen Erbfolgekriege (1701—1714), und achteten bei der Verfolgung der Protestanten in Frankreich (seit 1685), die sie willig aufnahmen und mit Reisegeldern unterstützten, so wenig auf Ludwigs Forderungen, der die Reformirten als Rebellen betrachtet wissen wollte, wie der König auf die Verwendung der protestantischen schweizer Cantone zum Besten ihrer Glaubensgenossen geachtet hatte. — So wenig Einfluß die Schweizer übrigens im 18ten Jahrh. auf fremde Staatsverhältnisse hatten, so wenig wurden auch sie bis zu dem letzten Jahrzehend von außen her beunruhigt. Dieser friedliche Zustand, welcher jedoch durch häufige innere Mißhelligkeiten unterbrochen wurde, war eben so günstig für Gewerbe, Landbau und Handlung, wie für Wissenschaft und Künste. Fast in allen Fächern des menschlichen Wissens erwarben sich die Schweizer des 18ten Jahrh. sowohl zu Hause, wie im Auslande glänzende Verdienste. Haller, Bonnet, Bernoulli, J. J. Rousseau, Lavater, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Hirzel, Füßli, Hottinger, Johannes v. Müller, Pestalozzi und viele andere haben sich in der Geschichte der Literatur und der Kunst unsterblich gemacht. Auch bewahrten ihnen noch ihr frischer Natursinn und die Innigkeit ihres Familienlebens, mitten unter den Einflüssen des Auslandes, das angestammte Erbtheil ihrer Väter: Redlichkeit, Freimuth und Vaterlandsliebe. Die Bewohner der demokratischen Cantone genossen einer fast unbeschränkten Freiheit und Theilnahme an den Staatsgeschäften, wie sie nur in kleinern Staaten denkbar ist. Die gemeinen Herrschaften oder diejenigen Orte, welche unter dem gemeinschaftlichen Schutz der Eidgenossen standen, waren mit sehr geringen Auflagen belastet, und erfreuten sich eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit und vieler Municipalitätsrechte, welche den Geist der Örtlichkeit befriedigten. In den größern Cantonen, z. B. Bern, Zürich rc., wo die Regierung in den Händen ihrer Hauptstädte oder eines Theils

ihrer Bürger war, die außerdem noch manche Vorrechte genossen, herrschte blühender Wohlstand. Nirgend kannte man drückende Auflagen, aber fast allenthalben eine gewissenhafte öffentliche Verwaltung eine einfache, mit wenig Kosten verbundene Rechtspflege, und wohlthätige Anstalten für die Hülfsbedürftigen. — Jedoch bei allen diesen Vortheilen dauerten die alten innern Mißhelligkeiten fort, und neue Unruhen erhoben sich von 1790 an, wodurch das Staatsgebäude erschüttert, sogar häufig Blut vergossen und Strafe nothwendig ward. So standhaft die Schweizer übrigens während des Revolutionskrieges ihre Neutralität, sowohl gegen Frankreich, als gegen dessen Feinde behauptet hatten, so wurden sie doch nach und nach durch französische Gewalt und List ihrer bisherigen Verfassung beraubt, und nachdem die Franzosen mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der cisalpinischen Republik vereint hatten, in Eine und untheilbare helvetische Republik verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirectorium aus fünf Personen die Regierung besorgte. Die gesetzgebende Gewalt war zwischen einem Senat und einem großen Rath, für welche jeder der vierzehn Cantone zwölf Mitglieder wählte, vertheilt. Vergebens suchten einzelne demokratische Cantone erst jetzt die Staatsumwälzung ihres Vaterlandes zu hindern. Sie wurden bald besiegt. Aber die Bedrückungen der Franzosen, die Eigenmacht, womit sie auf die Besetzung der obersten Stellen wirkten, die große Zahl schlechter und bedeutungsloser Menschen, die zu den ersten Ämtern gelangten, machten die neuen Behörden bald verächtlich. Da bildete ein unternehmender Mann aus einem in den Jahrbüchern des Vaterlandes berühmten Geschlecht, Aloys Reding, einen Bund, dessen Absicht der Umsturz der Centralregierung war. Unterwalden, Schwyz, Zürich, Glarus, Appenzell und Graubündten wollten die Föderalverfassung wieder herstellen, und Reding glaubte, daß Buonaparte selbst, der damals die französischen Truppen aus der Schweiz zurückzog, seinen Plan gut heißen werde. Sofort erklärten die kleinen Cantons auf ihrer Tagsatzung in Schwyz den 6ten August 1802, daß sie die ihnen aufgedrungene Constitution nicht annehmen, sondern sich föderalistisch regieren wollten. Es kam zu einem Bürgerkriege. Zürich wurde von den Truppen der helvetischen Republik, denen sie ihre Thore verschloß, vergeblich beschossen. Darauf besetzten Rudolph von Erlach und General Auf der Maur an der Spitze der Insurgenten Bern und Freiburg. Die helvetische Regierung zog sich nach Lausanne zurück. Aloys Reding aber berief eine allgemeine Tagsatzung, die sich den 27sten Sept. zu Schwyz versammelte. Nun trug der erste Consul von Frankreich den 30sten Sept. den Cantonen seine Vermittelung an. Indeß beharrten die kleinen Cantone, von Aloys Reding und Hirzel aus Zürich geleitet, bei ihrem Widerstande. Also rückten 12 000 Mann französischer Truppen unter Ney in die Schweiz ein. Die Tagsatzung ging aus einander. Reding und Hirzel wurden verhaftet. Jetzt sandten beide Parteien Abgeordnete der 18 Cantone im December nach Paris, denen Buonaparte durch Barthelemy, Fouché und Röderer die Mediationsacte vom 19ten Februar 1803 zufertigen ließ, durch welche das Cantonalsystem wieder hergestellt ward, die alten Unterthanenländer der Cantone aber ihre Freiheit behielten. Der Cantone sollten neunzehn sein, nämlich Aargau, Appenzell, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubündten, Luzern, St. Gallen, Schafhausen, Schweiz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Waadt, Zug, Zürich. Die walliser Republik ward 1810 durch Napoleons Machtspruch in ein

französisches Departement verwandelt, und schon 1806 hatte er Neuenburg, welches ihm von Preußen abgetreten war, aber als schutzverwandter Staat zur Schweiz gehörte, dem General Alexander Berthier als ein souveränes Fürstenthum gegeben, der jedoch dies Land mit Milde behandelte. Napoleon hatte den Titel eines Vermittlers der Schweiz angenommen, und immer drückender ward jetzt der Kriegsdienst, welchen dies Land seinem Vermittler gegen Besoldung leisten mußte. Nur durch Entschlossenheit und große Geldaufopferungen vermochte die Mehrzahl der Cantonsregierungen größern Druck abzuwenden; aber doch mußte man das Continentalsystem annehmen, und den Canton Tessin hielten französische Truppen Jahre lang besetzt. — 1813, als sich der Schauplatz des großen Freiheitskrieges der Schweiz näherte, gestand Frankreich den Schweizern die Neutralität zu; die Verbündeten aber erklärten sich nicht bestimmt, und plötzlich zogen große Heere derselben in verschiedenen Richtungen durch dieses Land nach Frankreich zu. Bei ihrem Eintritte entstanden in manchen Gegenden Gährungen, und mehrere Cantone, zuerst 1814 Bern, suchten zu ihren alten Verfassungen zurückzukehren. Durch viele und uneigennützige Bemühungen der verbündeten Monarchen wurden endlich die Cantone zu gemeinschaftlichen Berathungen vermocht; aber kleine Revolutionen und Gegenrevolutionen erschütterten mehrere Cantone. Einige bewaffneten sich gegen einander; andere genossen einer glücklichen Ruhe und erwarben sich die Achtung des Auslandes. Alle arbeiteten ihre Verfassungen um. Die älteren Cantone näherten sich mehr oder weniger den vormaligen. Den Verfassungen der neuern suchte man mehr Festigkeit zu geben. Zu Zürich versammelte sich endlich ein Tagsatzung, und eine neue Bundesverfassung, der alten ähnlich, aber mit mehr Einheit, obgleich drei wechselnde Vororte, Zürich, Bern und Luzern, bestimmt wurden, ward angenommen. Der wiener Congreß erkannte dieses Bündniß an. Das Bisthum Basel ward nebst Biel dem Canton Bern überlassen, doch wurde der Bezirk Birseck davon ausgenommen, welcher an Basel, und so auch ein kleiner Theil, welcher an Neuenburg fiel. Neuenburg kehrte zu seinen frühern Verhältnissen gegen Preußen zurück, und trat, so wie Genf und Wallis, mit unter die Zahl der schweizer Cantone, deren jetzt also 22 bestehen. — In geographischer Rücksicht ist übrigens die Schweiz eins der höchsten, wo nicht das höchste Land in Europa, und besteht größtentheils aus neben und auf einander stehenden Bergen, zwischen denen sich enge Thäler befinden. Die Berge sind zum Theil in langen Reihen verknüpft, und manche ungeheuer hoch. Die höchsten, zu denen der St. Gotthardsberg (s. d. Art.) im Canton Uri, und der Finsteraarhorn im Canton Bern (der 13,432 pariser Fuß über der Meeresfläche haben soll) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldenschen und graubündischen Gebiet. Die Gegenden der gewöhnlichen und fruchtbaren Berge sind in Hinsicht ihrer Beschaffenheit sehr verschieden. Die unterste Gegend an denselben bietet dicke Wälder und fette Wiesen dar; die mittlere besteht aus Alpen und Alpengen, d. i. solchen Gebirgsgegenden, die mit Gras zum Weiden fürs Vieh bewachsen sind; die dritte Gegend besteht aus spitzigen, fast unersteiglichen Felsen, die entweder ganz kahl, ohne Erde und Gras, oder mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Die mittleren Gegenden oder Alpen werden im Sommer von den sogenannten Älplern bewohnt, die ihr Vieh weiden, welches hier wohlriechende, kräftige Kräuter und vortreffliche Quel-

len, Flüsse und Bäche findet, die auf den Bergen entspringen. Die Wartung des Viehes auf den Bergen ist den Sennen überlassen, welche die Milch, die Butter und Käse sammeln und den Eigenthümern entweder davon Rechnung ablegen, oder Pacht geben müssen (s. Sennen). Die Gletscher (über 400 an der Zahl) oder Firnen sind entweder die unfruchtbaren Theile der Berge, oder auch solche, die blos aus Schnee und Eis bestehen. Diese Eisberge fangen im Canton Glarus an, ziehen sich nach Graubündten, von dort in den Canton Uri und endlich in den Canton Bern hinab. Die Hauptanlage zu einem Eisberge gibt ein Thal, dessen Grund ein Felsen, und dessen Abhang zu klein ist, dem von oben herabkommenden Schnee und Schneewasser freien Abzug zu geben. So entstehen allmählig große Eis- und Schneeklumpen, die das Thal füllen. Bei diesen mannichfachen Abwechselungen der Berge und Thäler gibt es in dem größten Theile der Schweiz die seltensten Naturschauspiele; an mehreren Orten sieht man auf einem kleinen Bezirke alle vier Jahreszeiten auf einmal, und oft tritt man so in die Mitte von Frühling und Sommer, daß man mit einer Hand Schnee, mit der andern Blumen von der Erde aufheben kann. Keiner der hohen Berge ist ohne Wasserfälle, und da man nicht immer mit den Augen ihren Anfang erreichen kann, weil die Berge sich in den Wolken verlieren, so scheint es oft, als ob die Wasserfälle vom Himmel über die Felsen herabkämen. Auch die in der Schweiz befindlichen großen Landseen und Flüsse, durch welche das Land zugleich in Ansehung des Fischfanges große Vortheile hat, bei denen es aber allerdings auffällt, daß kein einziger schiffbarer Strom vorhanden ist, bilden zum Theil schöne, malerische Gegenden, und gewähren dem Auge die reizendsten Aussichten. Der züricher See ist einer der größten in der Schweiz, zehn Stunden lang und eine breit; der genfer See, dessen Länge 20 und dessen Breite 3—4 Stunden beträgt, der neuenburger, 10 St. lang und 2 St. breit und der vierwaldstädter See, 9 St. lang und in der größten Breite 9 St., sind wegen ihrer herrlichen Gegenden berühmt. Von den Flüssen, unter denen der Rhein, die Reuß oder Rüß, die Rhone und der Tessino die vorzüglichsten sind, sind die ersten beiden besonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch seinen dreimaligen Fall (s. Rheinfall), die Reuß durch die im Canton Uri, 2 Stunden von Gestinen, über diesen Strom führende Brücke, die Teufelsbrücke heißt. Sie befindet sich zwischen zwei Bergen, und unter ihr läuft dieser Fluß in einer Tiefe von ungefähr 70 Fuß mit dem größten Geräusche hindurch. An den Bergen sind übrigens die vortrefflichsten Quellen, auch heiße und kalte heilsame Bäder und Gesundbrunnen. Im Thurgau, einem Theile des züricher, baseler, schafhauser, berner, solothurner und freiburger Gebiets, ist dies alles anders; denn obgleich auch hier Berge sind, so ist doch dieser kleinere Theil der Schweiz weit ebener, und man findet hier keine Alpen, keine Wasserfälle wenige Bäume und im Sommer weder Eis noch Schnee.— Übrigens sind die Berge fast allenthalben unten mit Äckern, Wiesen, Weinbergen und Bäumen besetzt, auch die Felsen, selbst mit Steinen bedeckt, haben fruchtbare Stellen. Die Schweiz hat einen Schatz von Mineralien, besonders Kalk und thonartige Erden, Schieferstein, schwarzen, grauen und braunrothen Marmor, Porphyr, Alabaster (vorzüglich in Wallis), ferner Spath, Quarze, Krystalle (bisweilen von 7 bis 8 Centner), Torferde, Steinkohlen ꝛc., auch Silber, Kupfer und Eisenerden sind vorhanden; Goldkörner findet

man an Flüssen. An Gewächsen ist die Schweiz vorzüglich reich; der Weinbau ist bedeutend, und der Handel damit nach Frankreich, Holland, England, Schwaben sehr groß. Baumfrüchte gibt es viel; das Getreide aber, wofür das viele Milchvieh ein Hinderniß ist, reicht nicht zu. Das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ist die Viehzucht, wozu freilich die herrliche Weide in den Thälern und auf den Alpen das meiste beiträgt. Die Milch, besonders die schweizer Käse, sind bekannt und berühmt, und der Handel mit dem letztern nach Deutschland, Frankreich und Italien ist äußerst stark. Von wilden Thieren sind bemerkenswerth: die Gemsen (wovon ein Theil, die Grattbiere, welche kleiner sind, sich auf den höchsten unzugänglichsten Bergen aufhält; der andere Theil, die eigentlichen Gemsen, welche etwas größer sind, hingegen mehr in Gebüschen und Wäldern); ferner die Murmelthiere und Lämmergeier. Was Fabriken und Manufacturen betrifft, so sind die schweizer Leinwand, Garne, baumwollene Gewebe, weßhalb St. Gallen ganz vorzüglich berühmt ist, und die Seidenbandfabriken in Basel, die vordem jährlich drei Millionen Gulden eintrugen, zu bemerken. Der Schweizer Eidgenossenbund ist nach den Bestimmungen des wiener Congresses und nach dem Bundesvertrage der 22 Cantone, Zürich den 7ten Aug. 1815, ein Föderativstaat von 22 Republiken, welche in Ansehung ihrer innern Verwaltung ganz unabhängig von einander sind. Diese 22 schweizer Cantone enthalten dermalen, so wie ihre Grenzen durch die Generalacte des wiener Congresses (Art. 74—84) bestimmt worden sind, überhaupt ein Areal von 872¼ QM. mit 1,728,116 (1,687,900 nach andern Angaben) Einwohnern, wovon ⅗ Protestanten und ⅖ Catholiken sind, nämlich: Zürich 45 QM. 182,123 Einw., Bern 178 QM. 291,000 Einw., Luzern 36 QM. 86,700 Einw., Uri 24 QM. 14,000 Einw., Schwyz 22 QM. 28,900 Einw., Unterwalden 12¼ QM. 21,200 Einw., Glarus 21¼ QM. 26,575 Einw., Zug 5½ QM. 14,000 Einw., Freiburg 23 QM. 67,814 Einw., Solothurn 23 QM. 47,883 Einw., Basel 12¾ QM. 45,900 Einw., Schafhausen 8 QM. 30,000 Einw., Appenzell 10¾ QM. 55,000 Einw., St. Gallen 40 QM. 130,300 Einw., Bündten 113 QM. 73,200 Einw., Aargau 36 QM. 143,960 Einw., Thurgau 16¾ QM. 78,538 Einw., Tessin 53¾ QM. 88,793 Einw., Waadt 70 QM. 145,245 Einw., Wallis 92 QM. 62,809 Einw., Neufchatell 15 QM. 49,722 Einw., Genf 4¾ QM. 44,000 Einw. Die ewige Neutralität des Bundes wurde von allen Mächten im pariser Frieden vom 20sten Nov. 1815 förmlich anerkannt, und von Portugal den 2ten Mai 1818. Die deutsche Sprache ist fast dem ganzen Lande gemein, mit Ausnahme des Waadtlandes, Genfs und Neufchatels, nebst einem Theile der Cantone Wallis und Freiburg, wo man französisch redet. Italienisch wird nur in einem Theile von Graubündten und im Tessino gesprochen; romanisch spricht man an den Quellen des Rheins; ladinisch am Inn. Die Schweiz 1815 hat ihre Integrität mit Ausnahme der Stadt Mühlhausen und des Veltlins wieder erhalten. Das Frickthal nebst den Städten Lauffenburg und Rheinfelden, welche Österreich gehörten, sind mit dem Canton Aargau vereinigt worden. Gersau (Europas kleinste, 500 Jahr alte Republik, mit 1294 Einwohnern, meistens Seidenfabricanten, in 160 Häusern) wurde wiederum, nach der wiener Congreßacte und nach der Entscheidung der Tagsatzung, ein Theil des Cantons Schwyz. Frankreich hat 1815 dem Canton Genf einige Örter im Lande Gex, und der König von Sardinien

die Stadt Carouge und einige Dörfer links am See und an der Rhone abgetreten. Auch ist die Festung Hüningen im Elsaß, Basel gegenüber, geschleift worden. — Die Tagsatzung, welche die Gesandten der Cantone bilden, und welche die ihr von den souveränen Cantonen übertragenen Angelegenheiten des Bundes besorgt, z. B. Kriegs- und Friedensbeschlüsse, Handels- und andere Verträge mit auswärtigen Staaten, das Bundesheerwesen u. s. w.*), wird alle 2 Jahre abwechselnd in Zürich, Bern und Luzern unter dem Vorsitz des Cantonsschuldheißen gehalten, welcher dann den Titel eines Landammanns der Schweiz annimmt. Jene drei Cantone heißen daher Vororte. Jeder Canton hat auf der Tagsatzung eine Stimme. Die Bundeseinkünfte aus den Beiträgen der einzelnen Cantone betragen ungefähr 4,300,000 Gulden; die Staatsschuld ist 1814 bei dem wiener Congresse auf 3,118,330 schweizer Franken festgesetzt worden, und zu ihrer Tilgung die von 1798 bis 1814 aufgelaufenen Zinsen der von den Cantonen Bern und Zürich in der englischen Bank belegten Capitalien (200,000 und 100,000 Pf. St.) bestimmt. Das Eigenthum dieser letztern ist jedoch den beiden Cantonen vorbehalten, so wie auch die von 1815 an gefälligen Zinsen. — Das Bundesheer wurde den 5ten August 1816 auf 67,516 Mann, wovon die Hälfte Reserve ist, festgesetzt. Jeder Canton regiert sich selbst nach eigenen Gesetzen, entweder durch den großen Rath, welcher die gesetzgebende, und den kleinen Rath, welcher die vollziehende Gewalt hat, oder durch die Landesgemeinde und den Landrath. In Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus ist die Verfassung ganz demokratisch, in den übrigen aus Demokratie und Aristokratie gemischt, im Ganzen aber sehr milde. Gleichwohl wandern viele Schweizer nach Nordamerika aus. In Bern hat sich deshalb eine Gesellschaft Actionäre gebildet, und der Canton Freiburg sendet jetzt eine Colonie catholischer Schweizer nach Brasilien. Die Literatur der Schweizer ist ein Zweig der deutschen; die der Genfer, des Waadtlandes und Neuenburgs ein Zweig der französischen. Basel besitzt eine Universität. Die Akademien zu Bern und Zürich haben wissenschaftliche Sammlungen. Luzern, Winterthur, Zofingen u. a. Städte haben Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen. Durch Thätigkeit zeichnen sich mehrere gelehrte Gesellschaften aus, besonders die naturhistorische. Berühmt sind Pestalozzis Schulanstalt zu Ifferten (s. Pestalozzi und Yverdün); Fellenbergs (s. d. Art.) landwirthschaftliche Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Über die Geschichte der Schweiz ist Johannes von Müllers Werk classisch; Glutz-Blotzheim hat es fortgesetzt vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (1516). Sein früher Tod hat die treffliche Arbeit abermals unterbrochen. Über die alte Geschichte des Landes s. Hallers historisches und topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, 2 Thle. mit Kupf. und Charte 2te Aufl. Bern 1818. Über das schweizerische Staatsrecht ist Usteris Handbuch auch in statischer Hinsicht wichtig. Damit verbinde man den helvetischen Almanach. (S. die besondern Artikel

*) So unterhandelte 1819 der Hof von Rio Janeiro mit ihr über eine Militärcapitulation, nach welcher einige Regimenter Schweizer in portugiesisch- Dienste traten, und die blos in Europa und Amerika, doch nie gegen ihr Vaterland dienen, und von welchen die Reformirten freie Religionsübung haben sollen.

Basel, Bern, Genf, Luzern, Neufchatel, Chaux de Fonds, Waadtland, Zürich u. a. m.)

Schweizer Reisen. Es gibt nur wenige Länder Europas, die dem Reisenden so belohnende Genüsse darbieten, als die Schweiz, und wenn wir auf die Reize der Natur sehen, ist keine andere Gegend unsers Erdtheils dem reichbegabten Alpenlande zu vergleichen. Auch sind nur für wenige Länder so treffliche Hülfsmittel geliefert worden, die dem Reisenden als Vorbereitung und als treue, belehrende Führer dienen können. Unter diesen ist vor allen Ebels Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen (3te Aufl. Zürich 1810, 4 Bände, 8.), als der beste Wegweiser zu nennen, der die ganze Schweiz umfaßt, und den Reisenden in Stand setzt, sich einen Reiseplan nach seinen Absichten und seinen Verhältnissen zu entwerfen. Die in Genf und Paris erschienenen Auszüge sind nicht befriedigend, dagegen zeichnen sich unter den übrigen Schriften dieser Art Reichards Werk: Guide des Voyageurs en Italie et en Suisse (Weimar 1819) und die in dessen Handbuch für Reisende (Berlin 1820) befindliche Anleitung als brauchbare Übersichten aus, so wie auch Glutz-Blotzheims Handbuch für Reisende in der Schweiz (4te Aufl. Zürich 1818) und die neueste Anleitung: Nouveau Guide des Voyageurs dans les XXII Cantons Suisses, traduit d'un manuscrit allemand du Professeur H. par R. W. (Bern 1822) mit einer neuen Charte vom Obersten Weiß, Empfehlung verdienen. Unter den ältern Werken sind Coxes Reisen, und die Briefe über die Schweiz von Meiners, obgleich beide den Zustand des Landes vor der Revolution schildern, noch immer brauchbar. In den neuern Jahrgängen des helvetischen Almanachs findet man sorgfältig gearbeitete statistische Beschreibungen einzelner Cantone. Erwähnung verdienen auch: Episoden aus Reisen durch das südl. Deutschland, die westl. Schweiz, Genf und Italien, von Friederike Brun (Zürich 1806 und 1808, 2 Bde.), Keßlers Briefe auf einer Reise durch Süddeutschland, die Schweiz ꝛc. (Leipzig 1810), Eugenias Briefe an ihre Mutter, von Hirzel (Zürich 1811), und unter den, einzelne Theile der Schweiz betreffenden Werken sind Ebels Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz (Tübingen 1798 bis 1802, 2 Bände), und vor allem die Reise in das berner Oberland, von J. R. Wyß (Bern 1816, 2 Bände, 8.), wozu treffliche Charten gehören, hier zu nennen. Dasselbe Gebirgsland beschreiben: Voyage pittoresque d'Oberland, accompagné de notices historiques et topographiques (Paris und Strasburg 1812), mit Kupfern von Weibel und Dunker und einer Reisecharte, und einem Text von Stapfer; und des jüngern Lori gleichnamiges Werk, das in Bern erschien. Unter den Reisecharten über die ganze Schweiz ist die von Keller und Scheuermann herausgegebene (Zürich 1815, n. A. 1819) vorzüglich zu empfehlen. Der große Weißische Atlas umfaßt nicht die ganze Schweiz. Weylands militärisch-topographischer Atlas der Schweiz in 34 Abtheilungen (Weimar 1817) kann mit des Erzherzogs Carl Geschichte des Feldzugs von 1798 in Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden. Zur Kenntniß der geognostischen Verhältnisse des Landes ist, außer Ebels Schrift: über den Bau der Erde in den Alpengebirgen (Zürich 1808), und den ältern Werken von Saussure und de Luc, vorzüglich Bernouillis treffliche geognostische Übersicht der Schweiz, nebst einem systematischen Verzeichnisse aller in diesem Lande vorkommenden Mineralkörper und deren Fundörter (Basel 1811) zu nennen. Für Pflanzenkenner

sind: Manuel d'herboriser en Suisse et en Valais, rédigé selon le systême de Linné (Winterthur 1811) und Précis d'un Voyage botanique fait en 1811 par Villars, Lauth et Nestler (Paris 1812) zu erwähnen. — Welche Zeit zur Bereisung der Schweiz die günstigste sei, läßt sich, da hier besonders der Reiseplan in Betrachtung kommt, nicht im Allgemeinen bestimmen. Die Monate Julius, August und September verdienen insofern den Vorzug, als sie das beständigste Wetter haben, und daher zu den Gebirgsreisen zu wählen sind. Der September, und sehr oft auch der October, sind die angenehmste Zeit im Jahre, wo ein reiner Himmel und eine milde Wärme der Schweiz den schönsten Herbst geben, eine Zeit, die besonders zum Besuch der Ufer des genfer, neuschateller und bieler Sees und des reizenden Waadtlandes sich eignet. Der Anfang des Sommers und selbst der Ausgang des Frühlings sind oft ebenfalls günstig. Die Alpweiden, die sich dann mit den schönsten und seltensten Blumen schmücken, erfreuen das Auge, während sie dem Pflanzenkenner die reichste Ernte liefern, und die Lufterscheinungen, die sich häufig, und nicht selten unter dem auf Höhen befindlichen Beobachter bilden, bieten ihm ein eben so einziges als erhabenes Schauspiel dar. Die minder heftige Hitze und die langen Tage machen das Reisen zu dieser Zeit gleichfalls angenehm. Der Mai ist jedoch gewöhnlich schöner als der Junius, der meist sehr regnicht ist. — Die meisten Reisenden widmen dem Besuche der Schweiz nur 6 bis 8 Wochen. Wenn man alle Merkwürdigkeiten des Landes kennen lernen wollte, müßte man freilich in jeder kleinen Stadt sich längere Zeit aufhalten, und von hier aus die Umgegend besuchen; man kann jedoch bei einem gut entworfenen Reiseplan alle Cantone in vierthalb Monaten bereisen, wenn man, wenigstens größtentheils, die Reise zu Fuße macht, und sich nicht länger an jedem Orte aufhält, als es nöthig ist, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen. Es ist indeß zu bemerken, daß man, bei den häufigen Abwechselungen der Witterung selten auf ein, drei Wochen ununterbrochen fortdauerndes trocknes und heiteres Wetter rechnen kann, daher man zu der angegebenen Zeit füglich 14 Tage hinzurechnen kann, wo man durch Regen oder Stürme genöthigt wird, sich aufzuhalten. Wer der Reise nur höchstens zwei Monate widmen kann, muß seinen Plan durchaus auf die anziehendsten Partien beschränken. — Es gibt in der Schweiz keine eigentlichen Extraposten, wiewohl man auf einigen Reisewegen gewechselte Pferde bekommt, jedoch gibt es regelmäßige Landkutschen, die sehr gut sind und ungemein schnell befördert werden. Die meisten Reisenden, die mit der Post oder mit eigenen Wagen in den Grenzörtern ankommen, bedienen sich der Lohnkutscher, die in den Städten immer Pferde und Wagen bereit haben. In frühern Zeiten waren die Preise der Pferdevermiether in der ganzen Schweiz beinahe auf gleichen Fuß bestimmt, jetzt aber sind sie sehr hoch gestiegen. Pferde und Maulthiere zu Reisen in die Gebirge erhält man zuweilen noch für den ehemaligen Preis von einem brabanter Thaler täglich. Macht man seine Reisen von einem Orte aus, wohin man immer zurückkehrt, ohne sich unterwegs aufzuhalten, so reist man wohlfeiler zu Pferde als zu Wagen. Die Pferde und Maulthiere sind an die steilen und steinigen Bergpfade so gewöhnt, daß man sich ihnen, selbst am Rande tiefer Abgründe, sicher überlassen kann; doch suche man immer solche zu erhalten, die als Saumthiere, nie aber solche, die als Zugthiere gebraucht werden. Hallers Wort: Kein Rad geht über die Alpen, gilt nicht mehr, seit

ber den Cenis, den Simplon (s. d. Art.), und seit 1818 auch ber den Splügen, Straßen führen, von welchen besonders die Simplonstraße, Napoleons großes Denkmal, den stolzesten Römerwerken erglichen werden kann. (S. Plan de la Route du Simplon — . Cortier, Paris 1817, und Rahns und Loris herrliche [35] Blätter der schönsten Ansichten, mit einem Text von Ostermann. Preis 00 Franken.) Über die andern schweizerischen Hochgebirge kann man ur zu Fuße oder zum Theil zu Pferde reisen. Im Chamounythal nd im Grindelwald findet man zwar kleine sehr niedrige vierrädrige Wagen, die aber höchst unbequem sind. Man kann in diesen auch inen Theil des Weges über den großen Bernhardsberg zurücklegen. — Hinsichtlich des Reisegeräths vorerst ein Paar Worte über die Kleiung. Wegen der plötzlichen Abwechselungen der Witterung und der alten Luft auf den Gebirgen muß man sich mit etwas warmer Kleiung versehen. Auf Wanderungen trage man einen sehr kurzen Frack der eine Jacke von leichtem Zeuge, lange Beinkleider von Zwillich nd entweder kleine Halbstiefeln, oder noch besser Schuhe mit fest m den Fuß anschließenden Kamaschen, damit nicht kleine Steine in ie Schuhe kommen. Man versehe sich mit zwei Paar Schuhen, sehr tarken mit dicken Absätzen und großköpfigen Nägeln beschlagen, die man auf steinigen Bergpfaden, bei nassem Wetter und auf den Gletschern trägt, und leichtere für ebene Thalwege. Erfahrene Reisende widerrathen den Gebrauch der gewöhnlichen, in die Schuhe befestigten Fußeisen. Weit empfehlenswerther sind die von Pictet angegebenen Alpenschuhe. Sie haben wenigstens 6 Linien dicke Sohlen und ein tarkes, aber weiches, den ganzen Rücken des Fußes umschließendes Oberleder, das über der Sohle ungefähr 1½ Zoll hoch mit anderm Leder übernäht ist, um den Fuß gegen jeden Stoß völlig zu sichern. Große stählerne Nägel, deren Spitzen Schrauben gleichen, und deren etwas über 4 Linien breite Köpfe als eine abgestumpfte vierseitige Pyramide zugehauen sind, werden in die Sohlen und Absätze eingesetzt, und zwar sieben in die vordere Hälfte der Sohle und fünf um en Absatz. In die Zwischenräume der Stahlnägel werden gewöhnliche Nägel mit breiten Köpfen, einer neben dem andern dergestalt ingeschlagen, daß sich die Köpfe berühren. Mit diesen sehr dauerhaften und nicht beschwerlichen Schuhen geht man sicher auf nackten Granitfelsen, wie auf Eis und glattem Grase. Ein mit Eisen beschlagener Stock ist unentbehrlich. Bei heißem Wetter ist ein Strohhut inem Filzhute vorzuziehen. Ein Regenmantel von Wachstaffet oder Wachsleinwand ist zwar sehr bequem, aber erhitzend, und eben deswegen auf hohen Gebirgen oder bei schneidenden Winden ein gutes Schutzmittel. In dem leichten Reisebündel dürfen ein flanellenes Unterhemd, das beste Verwahrungsmittel gegen plötzliche Erkältung, leichte wollene Beinkleider und ein Oberrock von leichtem Tuche nicht fehlen. Eine umflochtene Flasche für Kirschwasser, das als Stärkung oder als Waschmittel für ermattete Glieder treffliche Dienste leistet, darf kein Wanderer vergessen. Das beste kommt von Grindelwald, und das unächte wird, wenn man es mit Wasser vermischt, weiß und milchicht. — Dem Mineralogen ist die von Pictet angegebene Schürze von dünnem Leder zu empfehlen. Ein breiter lederner Gurt, der eine Scheide für den Hammer, und eine Tasche für ein Fläschchen Säure enthält, bildet den obern Rand dieser Schürze, welche, durch Knöpfe auf jeder Seite heraufgeknöpft, eine große wagrechte, oben offene Tasche bildet, und unten von einem gabelförmigen Riemen umfaßt

wird, dessen Ende Pictet an den Schulterriemen knüpft, der das Barometer trägt. Den Gurt kann man leicht auch mittelst beweglicher Haken zum Träger der zu physikalischen Beobachtungen sonst noch nöthigen Werkzeuge machen. — Man reise in Gebirgen nie allein, aber auch nicht in Gesellschaft von mehr als drei bis vier Personen, da man in abgelegenen Gegenden sonst leicht in den Fall kommt, die nöthige Bequemlichkeit in den Wirthshäusern zu entbehren, und nie ohne Führer, deren man überall sehr kundige und oft sehr kenntnißreiche findet. Wer des Fußwanderns nicht gewohnt ist, fange mit kleinen Tagereisen an, doch ist das Fußreisen in der Schweiz, selbst für Frauen, bei weitem nicht so beschwerlich, als man gewöhnlich glaubt. Berge ersteige man, wo möglich, Morgens, auf der Abendseite, gehe immer langsam und mit kurzen Schritten hinan, wobei man den Körper so gerade als möglich halte, und steige auf der Morgenseite herab. Nie reise man in Hochgebirgen, so lange im Frühlinge die Schneestürze nicht herabgefallen sind. Nach langem heftigen Regen warte man noch ein Paar Tage, ehe man hohe Felsenthäler durchreist, wo dann leicht ein Sturz von den Seitenwänden erfolgt. In schneeigen Thälern und auf Gletschern ist es gut, das Gesicht mit einem grünen oder schwarzen Flor zu bedecken. Brennende Schmerzen im Gesichte, von dem scharfen Widerschein der Sonnenstrahlen auf Schneefeldern und Gletschern, lindert mit Wasser verdünntes flüchtiges Alkali. Man gehe nie über Gletscher nach frisch gefallenem Schnee, der selbst in Sommermonaten zuweilen fällt, und in diesem Falle nie während der Mittagshitze, wo der Wanderer leicht durch den erweichten Schnee bricht. Diesen Reiseregeln, welche zunächst aus der Örtlichkeit hervorgehen, wird jeder an Bergreisen gewöhnte Wanderer allgemeinere Vorschriften leicht hinzufügen können. — Es vereinigen sich mehrere Umstände, das Reisen in der Schweiz theurer, als in andern benachbarten Ländern zu machen. Nur in wenigen Cantonen bringt der Boden die nothwendigsten Bedürfnisse in hinreichender Menge hervor, in vielen Gegenden muß man sich diese von auswärts verschaffen, und die Fracht erhöht den Preis. Wirthe auf Berghöhen und in abgelegenen Thälern sind besonders in dem Falle, sich dieser Preiserhöhung unterwerfen zu müssen, und daher auch genöthigt, mehr zu fordern, als die Gastwirthe in Städten und an besuchten Straßen. Die Wirthshäuser in Städten und großen Dörfern sind meist vorzüglich, ja oft selbst in den wildesten Alpenthälern, z. B. in Lauterbrunnen und im Chamounythal, vortrefflich. In der italienischen Schweiz und überhaupt jenseit der südlichen Alpenkette, ist es gewöhnlich, über den Preis mit Gastwirthen, Führern, Lohnbedienten u. dergl. vorher zu unterhandeln, weil man sonst schlecht bedient wird. Bei einem kurzen und schnellern Aufenthalte sind die Reisekosten größer als bei einem längern. Wer sich 5 bis 6 Monate aufhält und in dieser Zeit die ganze Schweiz zu Wagen oder zu Pferde bereist, braucht täglich für alle nöthigen Ausgaben 12 bis 16 schweizer Franken; beschränkt man aber die Reise auf 6, 4 oder 2 Wochen, so kann man die täglichen Ausgaben auf wenigstens 18 Franken rechnen. Wer zu Fuße reist und einen Führer bei sich hat, der zugleich das Reisegepäck trägt, kann alle Ausgaben täglich mit 12 Franken bestreiten. — Die in den schweizer Cantonen herrschende Verschiedenheit des Münzfußes ist für den Reisenden um so unbequemer, da in den neuesten Zeiten sogar Münzsperren zwischen einzelnen Cantonen angeordnet worden sind. Das angeführte

Handbuch von Glutz-Blotzheim gibt eine brauchbare Übersicht des Werths verschiedener Münzsorten. Die alten Louisd'ors (24 Livres Tournois), die französischen 20 Frankenstücke, brabanter, baierische und würtembergische Kronenthaler und französische 5 Frankenstücke gelten am allgemeinsten, Ducaten aber stehen niedrig. Ziemlich allgemein herrscht die Rechnung nach schweizer Franken (deren 16 auf einen alten Louisd'or gehen) und in den Gasthöfen auch nach französischen Franken. In der ganzen östlichen Schweiz gilt der 24 Guldenfuß, im Canton Tessin die mailändische Rechnungsart. — Wir müssen uns hier auf diese allgemeinen Bemerkungen beschränken, und indem wir es den oben angeführten Hülfsbüchern überlassen, umständlichere Belehrungen zu geben, wollen wir noch einige Andeutungen zu Reiseplanen hinzufügen. Wer sämmtliche Cantone besuchen will, kann nachstehender Reiselinie folgen. Man kommt entweder über Constanz, Schafhausen, Eglisau und Winterthur, oder über Lindau, den Bodensee, Roschach und St. Gallen nach Zürich. (S. Voyage de Zuric à Zuric, 1818.) Von hier über den Albis nach Zug, über den zuger See nach Arth, am Fuße des Rigi (s. d. Art.), wovon Hr. Fueßly und Hr. Keller treffliche, mit einer Beschreibung von J. H. Meyer begleitete Abbildungen (der Rigiberg, in Zeichnungen nach der Natur, Zürich 1809) gegeben haben. Die Aussicht vom Gipfel wird in den beiden Panoramen von Keller (Zürich 1815) und Weiß (Strasburg 1816) genau angegeben. Über den See nach Luzern (s. d. Art.), das Businger in seinem Wegweiser (Luzern und seine Umgebungen, mit einer guten Charte des vierwaldstätter Sees, Luzern 1811) beschreibt. Von hier tritt man die erste Alpenreise an. Der Weg geht über Stanzstadt, Stanz, die Abtei Engelberg und die Surenen-Alpen, oder von Stanz über Buochs, den waldstätter See, Rütli, Tells Capelle, nach Altorf. Von hier kommt man auf der gewöhnlichen Straße aus der deutschen Schweiz nach Italien, in drei Tagen nach Bellinzona. Über Ursern geht der Weg von Altorf nach Dissentis und zu den nahen Quellen des Rheins, und weiter über Trons nach Chur, wo derjenige, welcher Graubündten (s. d. Art.) bereisen will, verweilt. Unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Graubündtens gehören: das domleschger Thal, die Brücke von Solis, die höchste in Europa, die Via Mala, der Rheingletscher, das Thal Misocco, der Bernina-Gletscher. Von Chur reist man entweder über Sennwald nach Appenzell und dem Molkencurort Gais, und weiter über Utznach, Einsiedeln, oder aber, wenn man nicht erst das Bad zu Pfeffers (s. d. Art.) besuchen will, über Panyr, Elm und Matt, nach Glarus, und von hier nach Einsiedeln, von wo man über Schwytz und die Trümmer von Goldau nach Luzern zurückkehrt. Von hier durch das reizende Entlibuch, oder über das Schlachtfeld von Sempach, Zofingen, Morgenthal, Hindelbank, Hofwyl (s. d. Art. Fellenberg) nach Bern (s. d. Art. und Description de la Ville de Berne, 1810, und Bollins von Scheuermann gestochener Plan der Stadt und Umgegend). Zwei Tagereisen von hier liegt das vielbesuchte leuker Bad. Von Bern macht man über Thun nach der angeführten trefflichen Anleitung von Wyß in 4 bis 6 Tagen, den Rückweg über Interlaken und Brienz mitgerechnet, die Reise ins herrliche Oberland, nach Lauterbrunnen, zum Staubbach, über die kleine Scheideck nach Grindelwald, am Fuße der zuerst von den beiden Meyer in Aarau 1811 und 1812 erstiegenen Jungfrau (s. Reise auf die Eisberge von Bern, Aarau 1813)

und des Schreckhorns, und über die große Scheideck ins Haslithal. Von Merzringen, dem Hauptorte dieses Thales, können diejenigen, die nicht von Altorf die Reise zum Hospiz auf dem Gotthard gemacht haben, auf der neuen Straße durch das Sustenthal dahin gehen. Vor allen aber besucht man das Hospiz auf der Grimsel. Von hier zum Rhonegletscher. Von Bern über Murten und Avenches, oder Freiburg, Murten, Avenches, Payerne, Lausanne, Aubonne nach Genf. Von hier reist man zu den Eisbergen und Gletschern des Chamounythals, entweder über Thonon, Evian, Samoens und Sixt, oder Bonneville und Salenche nach Servoz, und dann weiter nach Chamouny am Fuße des Montblanc (s. d. Art.), wozu drei Tage nöthig sind. Das Eismeer des Montanvert und La Flechière, jenem gegenüber, sind die gewöhnlichen Zielpuncte der Reise. Die besten Führer sind Saussures und Bourrits Werke, Pictets Itinéraire und Gottschalks Beschreibung (das Chamounythal, Halle 1811) wozu eine Reisecharte gehört. Lori lieferte 1817 schöne Ansichten aus dem Chamounythal. Wer nicht von Chamouny nach Genf zurückkehrt, geht entweder auf einem beschwerlichen Wege durch das Thal Valorsine und über das Dorf Trient, oder über den Col de Balme nach Martigny, am Fuße des großen Bernhard. Von hier kann man auf der Simplonstraße zu den borromäischen Inseln, wozu, den Rückweg mitgerechnet, 6 bis 7 Tage erfordert werden, oder über St. Branchier ins Val de Bagnes, wo 1818 durch den Einsturz des Gletschers Getroz der See Mauvoisin durchbrach und furchtbare Verheerungen anrichtete (s. Eschers Erzählung in Bridels Etrennes Helvetiques, 1819), dann von hier bis zum Hospiz auf dem Bernhard und zurück nach Martigny reisen, wozu man drei Tage braucht. Eine gute Charte von dem Berge lieferte der Ingenieur Lapie (Paris 1808), Baron Menu in seinen Briefen (Berlin 1805) eine umständliche Beschreibung desselben, und Wibel in Bern in seiner Voyage pittoresque depuis Lausanne jusqu'au Mont Bernard eine mit 14 colorirten Blättern gezierte Schilderung. Von Martigny reist man über St. Maurice, bei der Pissevache (s. d. Art.) vorbei, oder auf einem belohnenden Umwege über Sitten und auf dem sogenannten neuen Wege über den Berg Azeindaz nach Bex (wo man die merkwürdigen Salzberge besucht) und von hier über Aigle und Clarens nach Vevay, wo man sich nach Genf einschifft, wenn man nicht über Lausanne reisen will. Am andern Ufer des Sees führt der Weg über Meillerie und Evian nach Genf. Von hier über Orbe (wo man dem schönen Thale des Lac du Joux und dem Thale von Romainmotier nahe ist) nach Yverdun (s. d. Art.) und längs dem See nach Neufchatel (s. d. Art.), von wo aus man die gewerbfleißigen Gebirgsdörfer Chaux de Fonds (s. d. Art.) und Locle besucht. In der Nähe des letztern Dorfes ist der Saut de Doubs (s. helvetischen Almanach 1818) merkwürdig. Von Neufchatel über Biel oder Arberg nach Solothurn (s. d. Art.), in dessen Nähe der Weissenstein sich erhebt, auf dessen Gipfel man das weite Thal, das den Jura (s. d. Art.) von den Alpen trennt, übersieht, eine der herrlichsten Aussichten in der Schweiz, die Kellers Panorama treu darstellt. Wer durch das Münsterthal nach Basel (s. d. Art. und: Basel und seine Umgebungen, von Lutz, Basel 1814) reisen will, muß nach Biel zurückkehren und, dem Wegweiser folgend, den Bridels Text zu Birrmanns Voyage pittoresque de Bâle à Bienne liefert, braucht

man auf diesem, durch Pierre Pertuis, ein altrömisches 40 Fuß hohes Felsenthor, führenden Wege zwei Tagereisen. — Will man in 6 bis 8 Wochen die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Schweiz besuchen, so wähle man folgenden Reiseweg: Schafhausen, Zürich, Zug, Rigi, Luzern, Schwytz, Altorf (vielleicht auch bis zum Hospiz auf dem Gotthard), Bern, Oberland bis Meiringen, von Bern nach Lausanne, Genf, von hier ins Chamounythal bis Chamouny oder Martigny (vielleicht auf der Simplonstraße bis Domo d'Ossola, oder doch bis zum Hospiz auf dem Bernhard) und auf dem oben angegebenen Wege über Bex, Vevay, Iverdun u. s. w. nach Basel. — In 2 bis 3 Wochen könnte man nachstehender Reiselinie folgen: Basel, Münsterthal, Biel, Solothurn, Bern, Oberland, Hofwyl, Luzern, Rigi, Schwytz, Zug, Albis, Zürich, Schafhausen, Konstanz. Wer vorzüglich die französische Schweiz und die savoyischen Alpen besuchen will, kann in ungefähr 25 Tagen folgenden Weg zurücklegen: Schafhausen, Baden, Aarau, Bern, Freiburg, Vevay, Bex, St. Maurice, Martigny, Val de Bagnes, Col de Balme, Chamouny, Genf, Lausanne, Biel, Münsterthal, Basel. — Seit Aberly haben sich mehr Künstler in der Darstellung schweizerischer Landschaften ausgezeichnet, vorzüglich: Rieter, König, Hegi, Fueßly, Keller, Birrmann, Wocher und beide Lori. Schweizer Trachten lieferten König, Lori der Vater und Volmar in einer zu Bern erschienenen Sammlung von 22 Blättern. Eine Sammlung von Kuhreigen-Melodien und 50 Volksliedern mit Pianoforte Begleitung ward ebendaselbst (1818) herausgegeben.

Schwenkfeldianer heißt eine aus der protestantischen Kirche hervorgegangene Secte, nach ihrem Stifter, Caspar Schwenkfeld, von Ossig. Dieser schlesische Edelmann, geb. 1490, ein lebhafter, scharfsinniger Kopf, ergriff in der Zeit der Reformation die evangelische Lehre mit großem Eifer, sonderte sich aber durch seine mystische Ansicht vom Abendmahle, worin Essen und Trinken ihm Sinnbilder der Zueignung des Geistes Christi waren, von der Menschheit Christi, die er nicht als Creatur, sondern als einen Bestandtheil der Dreieinigkeit betrachtete, und von der Kirchenlehre und Verfassung überhaupt, worin er keine positive Satzungen und willkürliche Übungen dulden, eine vollkommnere Reinigkeit des Wandels herstellen und nur ein Christenthum des innern Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung zulassen wollte, von den Lutherischen ab. Nach seinem in der Verbannung zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondere Gemeinden, die seinen Behauptungen folgten, und eine strengere Kirchenzucht unter sich einführten, nach harten Verfolgungen aber eine Zuflucht in Nordamerika fanden, wo sie in Maryland, Berks und in Philadelphia selbst noch jetzt geschlossene Gemeinden, eigene Geistliche und Bethäuser haben, und wegen ihrer Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Rechtlichkeit gerühmt werden. Geheime Anhänger Schwenkfelds, die seine Schriften lesen, gibt es auch noch in Schlesien, doch halten sie sich äußerlich zu den Lutheranern. E.

Schwere. In der Anziehung jedes Körpers als Masse zum Mittelpuncte der Erde ist seine Schwere bedingt. Vermöge derselben drückt er auf jede Unterlage, die diese Anziehung stört oder aufheben will und das um so stärker, je größer seine Masse selbst ist. Hält man einen Körper durch einen Faden ab, seiner Schwere nach der Erde hin zu folgen, so spannt sich dieser Faden senkrecht und zeigt die

Richtung der Schwere in einer Linie an. Mehrere solcher Linien neben einander, wenn sie alle nach der Mitte der Erde, als Kugel genommen, hie und dort zusammenlaufen, können also eigentlich nicht parallel gehen, obgleich sie es bei einer geringen gegenseitigen Entfernung zu sein scheinen. Von der Schwere, als wirkender Ursache, ist das absolute Gewicht oder die absolute Schwere wohl zu unterscheiden, wodurch der Druck bezeichnet wird, den jeder bestimmte Körper auf seine Unterlage ausübt, der mit den Massen ab- und zunimmt, und durch Vergleich mit Gewichten (s. d. Art.) gefunden wird. Specifische Schwere oder Gewicht drückt das Verhältniß des absoluten Gewichts zum Umfange der Masse aus, oder, was dasselbe ist, die Dichtigkeit. Denn diese wächst mit der Abnahme der Porosität; es hat demnach jeder weniger poröse Körper eine größere Menge wirklicher Masse in einen kleineren Umfang vereinigt, und da mit diesen Massentheilen das absolute Gewicht wächst, so wächst auch das Verhältniß desselben gegen den Umfang. Es verhält sich überhaupt dies specifische Gewicht bei gleichen Massen umgekehrt wie der Umfang; bei ungleichen Massen aber ist das Verhältniß der specifischen Schwere zusammengesetzt aus dem geraden der Gewichte (Massen) und dem verkehrten der Räume. Das specifische Gewicht der Körper zu finden, dient das Aräometer. F.

Schwere (allgemeine), s. Gravitation.

Schwerin (Curt Christoph, Graf von), königl. preuß. Generalfeldmarschall. Dieser in der Kriegsgeschichte Preußens unsterblich gewordene Held war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren, empfing eine sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung und studirte zu Leiden, Greifswalde und Rostock. Er trat 1700 als Fähndrich in holländische Kriegsdienste. In dem Regimente, dessen Chef sein Oheim war, stand sein älterer Bruder als Obristlieutenant. Dieser, der Schwerins Wahl mißbilligte, suchte ihm den Militärdienst auf jede Weise zu verleiden. Aber aller Druck erschütterte seinen Entschluß nicht, sondern diente nur dazu, seine Kräfte noch tüchtiger und vollkommener zu entwickeln. Der damalige Krieg, in welchem unter Eugen und Marlborough auch die holländischen Kriegsvölker gegen die französische Macht kämpften, ward für Schwerin eine erwünschte Schule der militärischen Bildung. Er wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, so wie dem Angriff des Schellenbergs, wo sein Bruder fiel, bei, und wurde 1705 Hauptmann. Dennoch trat er 1706 aus den holländischen in meklenburgische Dienste, wurde 1708 Oberster und 1711 mit geheimen Aufträgen an Carl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier; 1718 ward er Generalmajor. Als solcher schlug er, indem er alle Schwierigkeiten seiner Lage und seiner Verhältnisse zu überwinden wußte, 1719 bei Walsmühlen mit 12,000 M. das kaiserl. Commissionsheer von 13000 M. hannöverischer Truppen, welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. — Als aber der Herzog sein Heer bedeutend verringerte und zu gleicher Zeit Vorpommern an Preußen fiel, trat Schwerin, dessen Güter in dieser Landschaft lagen, in preußische Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, um dort die thornischen Unruhen zum Besten der Evangelischen beizulegen. Schwerin vollzog diesen Auftrag glücklich, ward 1720 Generalmajor und erhielt 1722 ein Regiment. 1730 ward er Gouverneur von Peiz, und 1731 Generallieutenant und Ritter des schwar-

[ord]en Adlerordens. In dieser Eigenschaft rückte er 1733 ins Meklen[b]urgische und vertrieb daraus die hannöverischen Truppen, die der [o]ben erwähnten Ursache wegen noch immer im Lande waren. Auch bei [d]ieser Unternehmung zeigte er eben so viel Vorsicht als Scharfblick [u]nd Feldherrntalent, und befestigte sich dadurch noch mehr in der [G]unst und dem Vertrauen seines Königs. Dieser zog ihn nicht nur [i]n den geheimen Rath, wenn militärische Angelegenheiten verhandelt [w]urden, sondern machte ihn auch zum Theilnehmer seiner Reisen und Vergnügungen. 1739 ward Schwerin zum General en Chef der preu[ß]ischen Infanterie ernannt, die letzte Ehre, womit Friedrich Wilhelms Erkenntlichkeit ihn zu belohnen suchte. — Friedrich II. kannte Schwe[r]ins Werth; er schätzte in ihm einen Feldherrn voll Erfahrungen, [d]ie ihm selbst noch abgingen, und noch im Jul. 1740 erhob er ihn zum Generalfeldmarschall, nachdem er ihm und seinem Bruder die Grafenwürde ertheilt hatte. In demselben Jahre führte der erste [s]chlesische Krieg das preußische Heer ins Feld. Vor der Eröffnung [d]esselben berief der König seinen Feldmarschall nach Rheinsberg, um mit ihm den Feldzug zu verabreden. Hier hatte Schwerin ein würdiges Feld für sein Genie gefunden. Unter seinem Oberbefehl sammelte sich ein Heer bei Krossen, und brach, sobald der König sich an die Spitze gestellt hatte, trotz der ungünstigen Jahreszeit in Schlesien ein. Im Anfange Januars 1741 war ganz Nordschlesien, mit Ausnahme von Glogau, erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz und zwang ihn bald zum gänzlichen Rückzuge nach Mähren. Er nahm ferner Besitz von dem größten Theile von Oberschlesien und dehnte sein Heer über Oberberg und Teschen bis tief nach Mähren aus; ganz Schlesien, bis auf Neiße und Brieg, war in preußischen Händen. Inzwischen hatte sich unter Neuperg ein österreichisches Heer in Mähren gesammelt und war bis Molwitz vorgerückt. Am 10ten April 1741 kam es zur Schlacht. Noch war die Schlachtordnung nicht vollendet, als Friedrich auf Kanonenschußweite gegen den linken Flügel anrückte. Ein kühner Angriff der Österreicher brachte des Königs Reiterei in Unordnung, nur die Ausdauer der Grenadiere konnte retten. Schwerin focht im Mittelpunct, an der Spitze des Fußvolks mit unerschütterlichem Muth und dem festen Vorsatz, alles zu wagen für die Ehre der preußischen Waffen und ihnen für immer den Sieg zuzuwenden. Schon zweimal verwundet, führte er seine Bataillone in geradem Anmarsch, trotz der gegenüberstehenden Batterien und des scharfen Kleingewehrfeuers, gegen den Feind an. Fünf Stunden währte der Kampf und schon hatte Friedrich, an dem Siege verzweifelnd, das Schlachtfeld einige Stunden verlassen, als um 7 Uhr Abends das österreichische Heer in Unordnung durch Molwitz floh. Die Schlacht war entschieden. Schwerin verfolgte mit der Reiterei den Feind, der erst tief in Mähren Ruhe fand. Der Fall von Brieg, so wie die Besetzung von Breslau durch Schwerin folgten schnell auf diesen Sieg. Seine Gesundheit wieder herzustellen, begab sich Schwerin in das Bad zu Aachen. Im October desselben Jahres ernannte ihn der König zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße. — Der Friede, der dem nächsten Feldzuge schon im Junius ein Ende gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer. 1744 begann Friedrich den zweiten schlesischen Krieg. Während er selbst einen Theil seines Heeres durch Sachsen und die Lausitz nach Böhmen

führte, rückte Schwerin aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz ebenfalls in Böhmen ein. Vor Prag trafen beide zusammen und unternahmen sogleich dessen Belagerung. Auf Schwerins Angabe wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen; am 16ten Sept. unterzeichnete er die Capitulation wegen Übergabe der Stadt, und zog in Prag ein. Fast ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eifersucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Von einem überlegenen Feinde, der klüglich jeder Hauptschlacht auswich, verfolgt und unablässig beunruhigt, geschah dieser Rückzug nicht ohne großen Verlust, doch auch nicht ohne großen Ruhm für die Anführer, die ihn dennoch bewerkstelligten. Schwerins Unerschrockenheit und Klugheit hatten einen Hauptantheil an dem glücklichen Gelingen. Die Beschwerden dieses Rückzugs hatten seine Gesundheit so erschüttert, daß er im December das Heer verließ und an den folgenden Ereignissen keinen Theil nehmen konnte. — Aber rüstig und neu gestärkt stand beim Ausbruch des 7jährigen Krieges Schwerin an der Spitze des dritten preußischen Heeres, das von Schlesien aus die Österreicher beobachten sollte. Nach der lowositzer Schlacht drang er in Böhmen ein, um die Vereinigung Piccolominis und Browns zu verhindern. Er erreichte diesen Zweck vollkommen, gewann den Österreichern mehrere Vortheile ab, und zog sich ohne Verlust in die Winterquartiere nach Schlesien zurück, da Friedrich erst im nächsten Jahre etwas Entscheidendes in Böhmen ausführen wollte. Frühzeitig ward der folgende Feldzug eröffnet. Schwerin befehligte ein zahlreiches Heer, mit dem er schon den 18ten April in fünf Abtheilungen in Böhmen einrückte. Der feurige Muth des ungeschwächten Greises beseelte Alle. An allen Orten, besonders bei Trautenau, Reichenberg und Jungbunzlau, wurden die Österreicher zurückgedrängt und ihre reichen Magazine erobert. Die wichtigen Posten Benatek, Altbunzlau und Brandeis wurden genommen, und bei letzterm Orte der Übergang über die Elbe bewerkstelligt. Der König und Fürst Moritz von Anhalt waren indessen von Sachsen aus auf Prag gerückt, und vereinigten sich unweit Brositz mit dem Schwerinschen Heere. Die Österreicher hatten eine feste Stellung auf den Bergen jenseit der Stadt genommen. — Mit Anbruch des 6ten Mais 1757 besichtigten Friedrich, Schwerin und Winterfeld die Stellung des Feindes und beschlossen den Angriff, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel geschehen konnte. Aber auch hier war er mit den äußersten Gefahren und Beschwerden verknüpft. Der österreichische General Brown hatte seine Reiterei verstärkt, so daß sie die preußische zu überflügeln drohte, die Infanterie aber mußte auf schmalen Fußwegen fast Mann für Mann die Höhen hinaufsteigen und wurde, wenn sie diese Schwierigkeiten überwunden hatte und sich aufstellen wollte, von einem mörderischen Kartätschenfeuer niedergeschmettert. Dieser augenscheinlichen Gefahren nicht achtend, hielt Schwerin vor den engen Wegen, feuerte die heranrückenden Soldaten an, und stellte die Ordnung der Bataillone wieder her. Aber auch sein heldenmüthiges Beispiel scheint nicht mehr wirken zu wollen; das zweite Bataillon seines eigenen Regiments fängt an zu wanken, und die Unordnung droht allgemeiner zu werden. In diesem entscheidenden Augenblick ergreift der greise Krieger voll edler Begeisterung selbst die Fahne und ruft seinen Cameraden zu, ihm zu folgen. Sie gehorchen und bringen ihrem Feldherrn mit festem Schritte nach. Aber kaum ist dieser 12 Schritte vorgerückt, als er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt wird. Mit seinem

Blute ward der Sieg erkauft. — Wohl kein anderer preußischer Held des 7jährigen Krieges ward so allgemein betrauert als er, und noch jetzt ist sein Name in dem Munde jedes deutschen Kriegers. Volksgesänge bringen ihn auf den Enkel und mit dem Andenken an die prager Schlacht wird Schwerins Name stets fortleben. Friedrichs Thränen ehrten den gefallenen Helden; später aber ließ der dankbare Monarch sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufrichten. — Schwerin verband mit unerschütterlichem Muth und scharfem richtigen Blick eine Milde und Freundlichkeit, die ihm nicht nur die Hochachtung, sondern auch die Liebe seiner Untergebenen erwarb, und einen ächt religiösen Sinn, der ihn zum Vorbilde und Vater seiner Soldaten machte; dabei besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er war der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig, schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder. Von seinen Talenten als Staatsmann zeugen seine öftern Gesandtschaften, von seinen Talenten als Feldherr aber seine ganze kriegerische Laufbahn bis an seinen Tod.

Schwerin (das Fürstenthum), einer der Bestandtheile des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin (vergl. Meklenburg), mit welchem es so wenig, als mit der, ebenfalls zu letzterm gehörigen, ehemaligen Grafschaft Schwerin zu verwechseln ist, war früher eins der drei, von Heinrich dem Löwen gestifteten Bisthümer, welches 1648 im westfälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürstenthum dem Herzoge von Meklenburg als Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben ward. Haupt- und Residenzstadt des Bisthums war Bützow an der Warnow, ein unbedeutender Ort mit 4600 Einw. Die früher daselbst befindliche Universität ward 1788 mit der zu Rostock vereinigt.

Schwerin, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, an einem großen und fischreichen, nach ihr benannten See. Das Residenzschloß, von gothischer Bauart, liegt auf einer Insel dieses Sees, und hängt mit der Stadt durch eine Zugbrücke zusammen. Die vortreffliche Gemäldegallerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der schöne Lustgarten, welcher aber während des Krieges von 1813 gelitten hat, sind sehenswerth. Die Stadt selbst ist sehr gut gebaut, hat beträchtlichen Handel und, mit der Neustadt, 1100 Häuser und 10,000 Einw. Sie ist zugleich der Sitz sämmtlicher obern Landesbehörden. Die Neustadt, auch Schelfe genannt, mit 3500 Einw., ist eigentlich eine Stadt für sich, gehört zum Fürstenthum Schwerin (s. d. vor. Art.), und hat auch ihren besondern Magistrat, hängt aber mit Schwerin so genau zusammen, daß sie beide gemeiniglich als eine Stadt betrachtet werden. In beiden Städten sind noch zu bemerken: die Domkirche und Domschule auf der Schelfe, die neustädter und die Schloßkirche, welche sämmtlich den Lutheranern gehören. Die Catholiken haben in Schwerin gleichfalls eine sehr schöne Kirche, und zwei Prediger. Die Reformirten feiern ihren Gottesdienst aber in Privathäusern, wozu ein Prediger aus Bützow alle Vierteljahr hinkommen muß. Die Juden hingegen haben eine bedeutende Synagoge.

Schwertmage oder Schwertmagen (altdeutsch) heißt ein Verwandter von väterlicher Seite (Agnate), hingegen Spillmage oder Spindelmagen ein Verwandter mütterlicher Seits (Cognate).

Mage oder Magen überhaupt nannte man einen Verwandten, Magenschaft, Verwandtschaft, in entfernterer Bedeutung auch Gesellschaft. Schwertlehen ist gleichbedeutend mit Mannlehen, und Schwerttheil heißt das Erbtheil eines männlichen Verwandten.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Wasser ist, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Wasser taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Wasser zu schwimmen; aber dennoch bleibt er, wenn er auch schwimmt, mit einem Theile unter dem Wasser, das sein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und das so viel wiegt, als er selbst. Auch eigenthümlich schwere Körper schwimmen im Wasser, wenn sie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden sind. So schwimmen Kähne von Blech, wenn sie nur so gemacht sind, daß sie, ins Wasser getaucht, eine Menge Wasser aus ihrem Orte vertreiben, die schwerer ist als sie. Menschen und Thiere sind nur sehr wenig schwerer als Wasser, öfters etwas leichter, daher kommt es, daß Menschen, wenn sie ertrinken, meistentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß sehr aufgeblasen und gespannt sind, oben wieder zum Vorschein kommen und schwimmen. Menschen und Thiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Wasser unter sich stärker zusammen, damit es sie stärker hebe, als ruhiges Wasser. Diejenigen Menschen, welche nicht schwimmen können, binden sich einige mit Luft angefüllte Blasen um den Leib, oder ziehen Schwimmkleider an, die mit Kork gefüttert sind, ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Hierhin gehört auch der Schwimmgürtel oder Luftgürtel, ein lederner, mit Luft angefüllter Gürtel, der um den Leib gelegt wird. Dergleichen Hülfsmittel sind zwar zureichend, können aber dennoch, wenn man nicht geschickt genug ist, sich selbst zu helfen, nicht verhindern, daß man nicht zuweilen im Wasser umschlage, mit dem Kopfe unter dasselbe komme und ertrinke. Daher ist die Kunst zu schwimmen gewiß eine der nützlichsten, denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung. Indessen verdient noch angemerkt zu werden, daß man Menschen, die im Begriffe sind, zu ertrinken, so lange sie sich im Wasser befinden, mit einer sehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fische haben von Natur, um sich im Wasser zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blase erhalten, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Im ersten Falle wird der Umfang des Fisches vermehrt und er steigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er sich im Wasser niederlassen kann; blos denjenigen Fischen, die stets auf dem Boden der Gewässer leben, wie z. B. den Schollen, fehlt diese Blase.

Schwindel, ein krankhafter Zufall des Menschen, bei welchem die Gegenstände um ihn her in schwankende oder drehende Bewegung zu gerathen scheinen, wobei ihm verschiedene Farben vor den Augen flimmern, oder alles dunkel und schwarz vor denselben wird, das Gleichgewicht und die Kraft, den Körper aufrecht zu halten, abnehmen, daher die Furcht zu fallen, ein Schwanken, oft ein wirkliches Drehen des Körpers im Kreise, und endlich ein Niederstürzen des Kranken statt findet. Meistens scheinen vorher einem solchen Menschen dabei verschiedene einzelne Gegenstände doppelt. In höherem Grade der Krankheit entsteht Ekel und Erbrechen, Sausen, Zischen oder sonst unangenehmes Geräusch in den Ohren, und Mangel

in Erkennung des Orts, wo der Kranke sich befindet. Bei dem wirklichen Fallen stellt sich auch ein Vergehen aller Sinne, Bewußtlosigkeit mit ein. In diesem Zustande bringen die Kranken verschiedene Zeit zu. Entweder der Schwindel geht in Ohnmacht über, in welcher der Kranke ohne Empfindung, ohne Bewegung, ohne Herz- und Pulsschlag liegt, oder in den Zustand von Schlagfluß, in Epilepsie, oder er geht allmählig wieder ganz vorüber, der Kranke erholt sich, steht wieder auf, und empfindet blos eine Schwäche. Die gemeinschaftliche und wesentliche Ursache dieses Zufalls ist in dem Gehirn, und vorzüglich in dem Theile desselben, von welchem die Nerven des Gesichts und des Gehörs ausgehen, und in welchem das Organ des Bewußtseins ist, also in dem Theile, welcher das gemeinschaftliche Empfindungsorgan (sensorium commune) genannt wird. — Nach Marcus Herz (Versuch über den Schwindel, Berlin 1791) ist der Schwindel der Zustand von Verwirrung, in welchem sich die Seele wegen der zu schnellen Folge ihrer Vorstellungen befindet. Sollen nämlich Vorstellungen, von Anschauungen oder von der Phantasie, zu völliger Klarheit kommen, so muß die Thätigkeit der Seele mehr oder weniger bei ihnen verweilen, um sie vollständig fassen zu können. Dann erst ist diese Vorstellung klar geworden, die Seele kann sie anreihen mit andern Vorstellungen, und zur folgenden übergehen, welche sie sich auf gleiche Weise zur Klarheit bringt. Will sich die Seele eine ganze Reihe von Gegenständen klar vorstellen, so muß sie jeden einzelnen auf diese Weise anschauen und umfassen, wozu eine gewisse Zeit gehört, welche nach der verschiedenen Fassungskraft der Seele auch verschieden ist. Geschieht die Anschauung der Gegenstände zu schnell nach einander, ohne daß die Seele Zeit hat, jeden gehörig zu fassen, so bleiben die Vorstellungen dunkel und fließen in ein undeutliches Bild zusammen. So entsteht ein künstlicher Schwindel, wenn man sich schnell in einem Kreise herumdreht, und in schnell auf einander folgender Reihe eine Menge Gegenstände vor die Augen bekommt, deren keiner mehr eine klare Vorstellung in der Seele zurücklassen kann, so daß endlich alles in ein undeutliches Ganzes zusammenschwimmt. Da nun die Thätigkeit des Geistes an das Organ gebunden ist, so nimmt auch dieses an der Verwirrung Theil, und wird auf eine so widrige Weise erregt, daß diese drehende Bewegung in der Nachempfindung noch einige Zeit anhält, auch wohl die widrige Einwirkung auf Nerven, mit denen das Hirnorgan in Verbindung steht, namentlich auf den sympathischen, der das Cerebralsystem mit dem Gangliensystem in Verbindung setzt, sich fortpflanzt, wodurch die Empfindung von übelbefinden in der Magengegend, von Ekel, zum wirklichen Erbrechen entsteht. Auch das Schwanken in der Bewegung, die Furcht zu fallen und das wirkliche Niederfallen rührt von der unordentlichen Erregung des Hirnorgans her. Das Aufrechthalten des Körpers findet nämlich nur dadurch statt, daß die von dem Cerebralsystem abhängigen, in ihrer Wirkung einander entgegengesetzten (antagonistischen) Muskeln des Körpers durch den Einfluß des Nervenäthers im Gleichgewicht gehalten werden. Dieses Gleichgewicht wird aber unterbrochen, sobald die regelmäßige Einwirkung von dem Gehirn nach den antagonistischen Muskeln gestört wird, wo- her denn die unsichere Haltung des Körpers, das Schwanken und endliche Niederfallen desselben von dem unregelmäßigen Zittern der Muskeln, von der Erschlaffung der Streckmuskeln entsteht, so daß der Schwerpunct des Körpers nicht mehr gehörig unterstützt wird,

bald auf die eine, bald auf die andere Seite abweicht, und endlich der Mensch, das Gleichgewicht gänzlich verlierend, wirklich niederfallen muß, wenn er nicht einen festen Stützpunct erfassen kann, durch welchen er im Stande ist, den Schwerpunct des Körpers wieder in seine Gewalt zu bekommen, oder wenn nicht überhaupt dieser Zustand bald wieder nachläßt. Dies geschieht nun wohl, wenn der Schwindel von einer äußern bald vorübergehenden Ursache herrührt; er kann aber auch von einer innern Ursache entstehen, von innern organischen Einwirkungen. Manche Menschen haben von Natur mehr Anlage zum Schwindel, vornehmlich solche, bei denen das Organ des Bewußtseins, der Empfindungen und Vorstellungen an eine langsame Thätigkeit gewöhnt ist, oder eine solche doch seit geraumer statt findet, da alsdann eine erzwungene schnellere Folge der Ideen leichter eine unordentliche schnellere Bewegung des Nervenäthers im Gehirn bewirkt. Dies ist z. B. der Fall bei Phlegmatischen, oder auch bei Personen, die wenig an Geistesanstrengung gewöhnt sind, bei alten Personen, bei Schwäche und größerer Reizbarkeit des Nervensystems überhaupt, und des Gehirns insbesondere, bei hypochondrischen und hysterischen Personen, auch bei Anhäufung des Blutes im Kopfe. Wo der Schwindel von selbst, d. h. von innern Ursachen, entsteht, ist er ein bedeutender Zufall, welcher nicht ohne ärztliche Hülfe darf gelassen werden. Noch nöthiger ist dies, wenn er nicht für sich allein besteht, sondern der Vorbote einer andern bedeutenden Krankheit, z. B. des Schlagflusses, ist, oder wenn er von einer Disposition herrührt, welche gefährlich werden kann, oder wenn mehrere theils disponirende, theils Gelegenheit zum Ausbruche gebende Ursachen zusammenwirken. H.

Schwindsucht ist ein langwieriger krankhafter Zustand, in welchem die Kräfte und das Fleisch des Kranken allmählig abnehmen, gleichsam verschwinden. Entsteht diese Abnahme von einem Mangel an Ersatz der Säfte und Lebenskräfte nach dem gewöhnlichen Verbrauch durch das Leben selbst, so können wir diesen Zustand **Atrophie** (s. d. Art.) benennen; entsteht er von übermäßiger Entziehung der Säfte oder übermäßigem Verbrauch der Kräfte, so geben wir ihm den Namen Abzehrung, worunter die nervöse Abzehrung (tabes nervosa) gehört; entsteht er von einem anhaltenden krankhaften Reiz auf das arterielle System, so ist es Hektik, Zehrfieber; entsteht aber die Schwindsucht von einer innerlichen Vereiterung, welche im Körper selbst einen zu schnellen Verbrauch der Nahrungsstoffe des Blutes durch die unablässige Eitererzeugung, oder auch Schleimabsonderung, und eine Abnahme der Kräfte theils schon dadurch, theils durch ein anhaltendes schleichendes Fieber verursacht, so können wir diesen Zustand Auszehrung benennen, welche dann erst, wenn sie von einem örtlichen Leiden der Lungen herkommt, als Lungensucht zunächst bezeichnet wird. — Jeder schwindsüchtige Zustand, insofern er in einem Fehler der Lunge gegründet ist, wird oft auch vorzüglich mit dem Namen Schwindsucht belegt, besonders dann, wenn noch keine deutliche Eitererzeugung und kein Auswurf vorhanden sind. Eben so wird oft die Benennung Phthisis und Hektik gebraucht, wenn man nur noch ein allgemeineres Leiden, ohne bestimmte Kenntniß des örtlichen Fehlers in der Lunge, andeuten will. — Die Atrophie entsteht bei Kindern, und kommt wahrscheinlich nur bis in das 10te oder 12te Jahr vor. Hier ist der Herd der Krankheit in dem Gekrösdrüsensystem, und sie besteht in einer regelwidrigen Anschwellung und chro-

nischen Entzündung der Gekrösdrüsen, die wohl in den meisten Fällen in Eiterung, Lähmung oder Verhärtung derselben übergeht, wenn sie nicht zeitig genug gehoben und zertheilt wird. Das besondere Zeichen ist, daß die Kinder gewöhnlich viel essen, aber doch dabei immer mehr von Kräften und von Fleisch kommen. Nur der Unterleib ist unverhältnißmäßig dick, hoch und elastisch gespannt. Bei dieser Krankheit kommt der Nahrungsstoff wahrscheinlich nur sehr sparsam in das Blut, weil die einsaugenden Milchadern denselben wenig aus den Gedärmen aufnehmen, und in das Blut überführen, auch die entzündeten und geschwollenen Gekrösdrüsen theils diesen Milchsaft nicht aufnehmen und durchführen, theils auch ihr Geschäft an ihm nicht ausüben können (s. d. Art. **Assimilation**), wodurch also dasjenige, was noch in das Blut kommt, nicht gehörig verarbeitet ist, sondern als roher, mehr fremdartiger Stoff wirkt. — Die Abzehrung (tabes) entsteht nach zu großem Verlust von Blut, oder andern edlen und dem Körper nöthigen Säften, ohne daß diese so schnell wieder ersetzt werden, als es die Aufrechthaltung der Gesundheit erfordert. Eine häufig vorkommende hierher gehörige Art ist die Nervenabzehrung (tabes nervosa). Bei dieser ist die Abmagerung zuerst ohne örtliche Fehler, oft im Anfang ohne Fieber, mit großer Blässe des Gesichts, mit großer Schwäche, besonders in den Schenkeln und Beinen, mit Gefühl von Kriebeln im Rücken und in dem Kreuze hinunter, mit unangenehmen Gefühlen von Ziehen und Spannen im Rücken. Die Verdauung ist dabei schlecht und nimmt immer mehr ab. Der Schlaf ist unruhig; der Kranke fühlt sich nicht davon erquickt. Die Witterung hat auffallenden Einfluß auf ihn; bei feuchter, besonders bei warmer feuchter Luft fühlt er sich schwächer und in allen Stücken übler, weil diese Luft ihn noch mehr erschlafft und schwächt, dagegen trockner Ostwind etwas Erhebung des Nervensystems bewirkt. Dieser Zustand kann lange dauern, ehe Fieber dazu kommt. — Das Zehrfieber, die Hektik, beruht allemal auf einer allgemeinen krankhaften Beschaffenheit des Blutsystems, welche nicht stark genug ist, ein kritisches Fieber zu erregen, sondern nur den ruhigen Umlauf durch ein stetes schleichendes Fieber stört, so daß keine richtige Ernährung des Körpers statt finden kann. Dieser Zustand wird daher von Regelwidrigkeit in der Mischung der Säfte (s. d. Art. **Kachexie**), von einem auf die Nerven des Blutsystems unaufhörlich wirkenden krankhaften Reize verursacht, der eine verborgene Entzündung und ein täglich wiederkehrendes Fieber unterhält. Sie entsteht oft von Verhärtungen in den Eingeweiden, chronischen Entzündungen nach unvollkommenen kritischen Ausleerungen bei Fiebern, bei schlechter Beschaffenheit des Bluts, nach zu schneller Unterdrückung von Hautausschlägen, besonders der Krätze und der Flechten, nach Unterdrückung gewohnter Ausflüsse und Abgänge. — Die Auszehrung, Phthisis, entsteht bei der Vereiterung eines innern Theils, wobei der Eiter in zu großer Menge abgesondert wird, deshalb die ernährende Gallerte des Bluts verzehrt, auch die dabei statt findende Entzündung des Organs sowohl, als die durch Einsaugung des gebildeten Eiters in das Blut veränderte Beschaffenheit desselben als Reiz wirkt und ein zehrendes Fieber verursacht. Die Auszehrung rührt demnach nicht blos von Geschwüren in der Lunge, sondern auch von dergleichen in der Leber, in den Nieren, und andern Eingeweiden her. Sie entsteht aber am häufigsten von erstern, theils deswegen, weil die Lungen, als ein Organ, das ganz der reproductiven Irritabilität

gewidmet ist, eben daher auch am leichtesten in entzündlichen Zustand geräth, theils auch, weil die andern Arten von Schwindsucht meist mit einem örtlichen Fehler der Lungen zusammenhängen, und mit einer chronischen Entzündung und Vereiterung derselben endigen.

Schwingung (Vibration, Oscillation) ist jede hin- und hergehende Bewegung eines Körpers. Die Bewegungen des Pendels, der gespannten Saiten, Fäden, der Zunge des Wagebalkens, der Luft bei Fortpflanzung des Schalls u. s. w. sind Schwingungen. (Vgl. d. Art. Acustik und Pendel.)

Schwulst (im ästhetischen Sinne) nennt man die unrichtige Anwendung des Pathetischen und Erhabenen auf einen niedrigen und gemeinen Gegenstand. Diese Anwendung läßt sich 1) als blos im Ausdrucke beruhend denken, wenn nämlich gewöhnliche Dinge in Worten und rhetorischen Figuren, die nur einer höheren erhabenern Rede oder Schreibart zukommen, vorgetragen werden; z. B. man wollte in einer gewöhnlichen Rede sagen: es wird Tag! und man drückt dies durch die Worte aus: Schon hebt Aurora ihr Strahlenantlitz aus den Fluthen des Meeres empor. Was übrigens hinsichtlich des Ausdrucks in einer Art der Rede Schwulst sein kann, ist es nicht in einer andern. Beruht aber 2) der Schwulst in der Beimischung erhabener Begriffe und Vergleichungen zu gemeinen, niedrigen Gegenständen, oder in dem übertreibenden Ausdrucke gewöhnlicher Gedanken, so bleibt er in jeder Art des Vortrags tadelhaft. Z. B. ein Geistlicher sagte in einer Leichenpredigt auf eine Bauerfrau: „Klagt, ihr Eichen im Thale Josaphat, denn die Ceder auf Libanon ist gefallen!" In einer Leichenrede am Sarge einer Königin möchte jene etwas orientalisch schmeckende Apostrophe erträglich gewesen sein, nur im vorliegenden Fall fiel sie wegen der Beimischung erhabener Gegenstände zu einem sehr gewöhnlichen und niedrigen in das lächerliche Schwülstige. — Phöbus (gleichfalls eine Art des Schwulstes) ist die phantastisch-bestandlose Übertreibung des wirklich Pathetischen und Erhabenen. — Beispiele von Schwulst jeder Art findet man weit häufiger in den Dichterwerken neuerer Zeit, als in denen der Griechen und Römer. P. N.

Schwur, s. Eid.

Scios (Skio, Chios, von den Türken Saki-Abassi genannt), eine der größten und reichsten Inseln des griechischen Archipelagus. Sie wird östlich durch einen schmalen Meerarm (Stretto di Capo bianco) von dem festen Lande von Asien getrennt, und hat einen Überfluß von Seide, Baumwolle, Terpentin, Marmor, Südfrüchten und besonders Wein (der schon im Alterthum berühmte Chierwein), so wie auch an Mastix, mit dessen Erzielung sich zwanzig, in den Bergen der Insel liegende Dörfer ausschließlich beschäftigen, und daher nur die „Mastixdörfer" genannt werden. Die an der Ostküste der Insel befindliche Hauptstadt gleiches Namens hat einen geräumigen, aber schwer zugänglichen Hafen und an 20,000 Einw.; die Bevölkerung des ganzen Landes soll aber bis vor wenigen Jahren weit über 100,000 Menschen (meist Griechen) betragen haben. Jetzt ist dies blühende und reiche Eiland, das die Morgenländer nur den Garten Griechenlands zu nennen pflegten, in Folge der Barbarei der Türken, fast gänzlich verwüstet. Als nämlich das so lange grausam niedergetretene Griechenland im J. 1821 in einem allgemeinen Aufstand die Fahne der Freiheit erhob, da versuchten auch die Chioten,

ermuntert von ihren Landes- und Glaubensgenossen, die kurz vorher der türkischen Flotte ein siegreiches Treffen bei Mytilene geliefert hatten, das Joch der Sclaverei abzuschütteln und vertrieben die türkische Besatzung, welche sich in die Castelle warf und von hier aus den Kampf mit den Landeseinwohnern fortführte, welches denn so lange dauerte, bis 1822 eine starke türkische Flotte unter dem Befehl des Kapudan-Pascha (eines seltenen Wüthrichs) landete, und nun ein wahrhaft türkisches Gemetzel losging, in welchem nach und nach an 30,000 Menschen jedes Alters und Geschlechts schonungslos und zum Theil mit den entsetzlichsten Martern hingewürgt wurden, alle andere aber sich anderswo in die Bergschluchten oder auf das gegenüber liegende feste Land, oder auf griechischen Schiffen nach andern Inseln hin, zu retten suchten. Selbst die Mastixdörfer, deren durch manche Privilegien begünstigte Einwohner sich während des Aufstandes ruhig verhalten hatten, und aus denen der Großherr bedeutende Einkünfte zog, entgingen nicht dem Schicksale der Zerstörung, und das Würgen, Morden und Brennen dauerte so lange fort, bis die Nemesis vergeltend nahte, und die Ungeheuer, welche hier tobten, von der griechischen Flotte überfallen und mehrere ihrer Schiffe durch Brander vernichtet wurden, und der Kapudan-Pascha selbst, halb verbrannt, aus seinem in Flammen stehenden Schiffe an den Strand sich retten mußte, wo er kurz vorher noch mit Henkerlust Unschuldige hatte martern lassen, und wo er nun selbst unter schrecklichen Qualen umkam. Da die Griechen aber, nicht stark genug, um die Insel zu besetzen, nach diesem Siege weiter segelten, so ist Scios seitdem dennoch unter türkischer Bötmäßigkeit geblieben, und (wie manche Journalisten behaupten) sehr glücklich und sehr ruhig, welches letztere um so glaubwürdiger ist, da die meisten Einwohner gemordet oder entflohen sind, fast alle Städte und Dörfer aber in Asche liegen. Bemerken wollen wir noch, daß in der Hauptstadt von Scios vor diesen Unfällen eine berühmte Schule und der Sitz eines griechischen und römischen Bischofs war, und daß im J. 1770 zwischen dieser Insel und dem an der gegenüber liegenden Küste von Natolien belegenen Teschme die bekannte Seeschlacht zwischen den Russen und Türken vorfiel, in welcher, wie in neuester Zeit durch die Griechen, ein Theil der türkischen Flotte durch die Russen verbrannt wurde.

Scipio Africanus I. (Publius Cornelius), der Ältere. Wenn das Cornelische Geschlecht überhaupt reich an großen Männern war, welche Roms Größe vorzüglich beförderten: so verdient der Besieger des furchtbaren Hannibals unter allen Scipionen, die uns die Geschichte nennt, unstreitig den ersten Rang. Sein Vater, welcher eben denselben Namen führte, hatte zu Anfange des zweiten punischen Krieges zwar unglücklich, aber nicht unrühmlich gegen den verschlagenen Karthaginenser gekämpft. An der blutigen Schlacht am Flusse Ticinus in Oberitalien nahm der junge Scipio, kaum 16 Jahre alt, ehrenvollen Antheil, und soll sogar seinem verwundeten Vater das Leben gerettet haben. Der noch blutigern Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.) entkam er mit den schwachen Trümmern des besiegten Heeres. In Rom bewog er durch seine kühne Entschlossenheit einen Haufen vornehmer Jünglinge, die aus Verzweiflung Italien verlassen wollten, zurückzubleiben und sich dem Vaterlande zu erhalten. Mit gezücktem Dolche trat er unvermuthet in ihre Mitte, und drohte mit fürchterlicher Miene, den niederzustoßen, der sich weigern würde, den Eid nachzusprechen, welchen er ihnen vorsagen wollte. Durch diese

Kühnheit des hochherzigen Jünglings bestürzt, fügten sich alle in seinen Willen, und halfen Rom vom Untergange retten. Auch ließen die Römer seinen hohen Muth nicht ungeehrt. Schon im seinem 20sten Jahre ward er Ädilis Curilis und wenige Jahre nachher Proconsul in Spanien, um den Angelegenheiten des Staats eine glücklichere Wendung zu geben. — Dieses wichtigen Auftrags zeigte er sich bald vollkommen würdig, und wußte nicht nur durch seinen Heldenmuth und seine Klugheit, sondern auch durch seine Gerechtigkeit, und durch sein edles menschenfreundliches Betragen die Feinde zu besiegen. Die erste glückliche Unternehmung von Wichtigkeit war die Eroberung von Karthago Nova, dem vorzüglichsten Waffenplatze der Karthaginenser. Mit ungemeiner Kühnheit griff er von der Wasserseite her, welche fast vertheidigungslos und am leichtesten zu ersteigen war, begleitet von 500 der entschlossensten Soldaten, die zur Zeit der Ebbe durch das niedrige Wasser wateten, die Stadt an, erstürmte ein Thor, und während die übrigen Truppen, welche von der Landseite her kamen, andere Theile der Stadt erstürmten, wurden die Feinde so in Schrecken gesetzt, daß sie sich eilig in die Burg zurückzogen, und auch diese bald darauf übergaben. Die gefangenen Afrikaner wurden als Sclaven verkauft, die Spanier hingegen in Freiheit gesetzt. Diese Grosmuth machte auf die letztern einen sehr günstigen Eindruck, und sie zogen sich von den Karthaginensern zurück. Noch mehr gewann er in der Achtung und Liebe der kriegerischen Celtiberier, als er die schöne Braut des jungen Fürsten Allucius, die ihm als Gefangene zugeführt worden war, und die auf sein Herz einen großen Eindruck gemacht hatte, sogleich den Ihrigen zurückgab, als er hörte, daß sie schon verlobt sei. Das ansehnliche Lösegeld, welches die entzückten Ältern dem edlen Sieger aufdrangen, schenkte er dem jungen Paare zur Vermehrung ihres Brautschatzes. Aus Dankbarkeit diente nun Allucius mit einer auserlesenen Reiterei unter den Römern, und leistete ihnen wichtige Dienste. — Im folgenden Jahre brachte Scipio dem Asdrubal, Hannibals Bruder, ungeachtet seine Stellung sehr vortheilhaft war, eine völlige Niederlage bei, und nöthigte ihn, mit dem geschlagenen Heere in die Pyrenäen zu flüchten, wodurch die Karthaginenser noch mehr Anhänger in Spanien verloren. Einen nahen Verwandten des Königs Masinissa von Numidien, der sich unter den Gefangenen befand, entließ er sogleich, und gab ihm auch noch ansehnliche Geschenke. Diese Gefälligkeit erwarb ihm die Gunst des Numidiers in einem hohen Grade, und gab Veranlassung zu dem vortheilhaften Bündnisse, welches Rom bald darauf mit diesem mächtigen Fürsten schloß. Den Königstitel, welchen die Spanier dem siegreichen Feldherrn antrugen, schlug er standhaft aus. Die Feinde nicht weiter verfolgend, bemühte er sich jetzt, die noch feindselig gesinnten Völkerschaften in dem mittlern Spanien zu besiegen. Unterdeß hatten die Karthaginenser ein neues Heer gesammelt, welches von Mago und Hanno geführt wurde. Scigio griff sie an, aber erst nach einem mörderischen, langen Kampfe vermochte er, sie zum Weichen zu bringen und sie so zu schlagen, daß der größte Theil von ihnen aufgerieben wurde. Der Überrest, von seinen Führern verlassen, erhielt durch die Vermittlung des Masinissa freien Abzug. Von Spanien aus ging Scipio ganz allein nach Afrika zum Syphax, König von Masäsylien, um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm auch gelang. Nach seiner Rückkehr züchtigte er einige Städte, welche während seiner Abwesenheit abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, welche ihn dem

Tode nahe brachte und mehrere spanische Völkerschaften bewog, von den Römern wieder abzufallen; selbst zwei Legionen seines Heers erregten einen Aufruhr. Aber Scipio genas und dämpfte mit vieler Klugheit und Kraft die ausgebrochenen Unruhen. Auch erhielt er bald noch durch eine Übereinkunft die wichtige Stadt Gades von den Feinden. — So waren die Karthaginenser nun aus ganz Spanien verdrängt, und der größte Theil dieses Landes den Römern unterworfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr unter dem lautesten Jubel des Volks in Rom ein. Kaum angekommen, bat er den Senat um die Erlaubniß, mit einem Heer nach Afrika gehen zu dürfen, um die Feinde in ihrem eignen, wenig vertheidigten, Lande anzugreifen. Umsonst bot der eifersüchtige Fabius Maximus sein Ansehen und seine Beredsamkeit auf, dieses Unternehmen zu verhindern. Scipio erhielt den ehrenvollen Auftrag, mit einer hinlänglichen Anzahl von Truppen und einer Flotte nach Sicilien zu gehen, um von da aus, nach reifer Erwägung der Möglichkeit einer Landung auf den Küsten von Afrika, den entworfenen Plan auszuführen. Er kam glücklich auf der Insel an, und schickte zuerst seinen Freund Lälius mit einer Abtheilung der Flotte und des Heers nach dem feindlichen Lande. Dieser überfiel nach seiner Landung das von Truppen fast entblößte Land, eroberte und plünderte mehrere reiche Städte, verwüstete die Felder und gewann den König Masinissa ganz für Scipios Unternehmen. Mit Beute beladen kehrte er bei der Annäherung der feindlichen Flotte nach Sicilien zurück. Jetzt betrieb Scipio die Zurüstung zu dem wichtigen Zuge mit verdoppelter Thätigkeit und eilte dann mit seinen kampflustigen Kriegern an die afrikanischen Küsten. Seine unvermuthete Ankunft verbreitete in Karthago die größte Bestürzung, da man weder ein schlagfertiges Heer, noch einen guten Feldherrn hatte. Der mächtige Syphax ward indessen wieder gewonnen, und kam mit einem Heere von 60,000 M. den bedrängten Karthaginensern zu Hülfe. Aber auch Scipio hatte an Masinissa einen guten Bundesgenossen erhalten. Gegen den Winter waren jedoch die Römer durch die feindliche Übermacht weit zurückgedrängt worden; die Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg. Daher wurde dem Scipio das Proconsulat in Afrika bis zur Beendigung des Krieges verlängert. — Im nächsten Frühling nahmen die Angelegenheiten der Römer eine sehr glückliche Wendung. Das Lager des Syphax ward überfallen und sein Heer gänzlich zerstreut; ein gleiches Schicksal hatte Asdrubal. Die Niederlage war schrecklich; nur die Anführer retteten sich mit einigen Begleitern. Nichts desto weniger brachten sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ein neues Heer zusammen, das aber eben so wenig die siegreichen Waffen der Römer aufzuhalten vermochte. Masinissa, vereinigt mit Lälius, hatte seinen Todfeind, den Syphax, noch einmal in seinem Lande geschlagen und ihn selbst gefangen genommen. Die schöne Sophonisbe, Asdrubals Tochter, durch welche Syphax für Karthago gewonnen worden war, wollte der von ihr gefesselte Masinissa zur Gemahlin nehmen. Da aber Scipio dieser verführerischen Frau mißtraute, so befahl er, sie als römische Gefangene in das Lager zu bringen. Diesem Schimpf zu entgehen, bewog der König dieselbe, Gift zu nehmen. Zwar kam nun auf eine kurze Zeit ein Waffenstillstand zwischen den Römern und ihren Gegnern zu Stande, aber die letztern brachen ihn bald auf treulose Weise wieder. — Jetzt kam Hannibal aus Italien zurück, um wo möglich sein hartbedrängtes Vaterland zu retten; aber von seinem ehemals so

furchtbaren Heere waren nur noch wenige Reste übrig. Seine Kund-
schafter, welche den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio überall
in dem römischen Lager herumführen und ungehindert zurückkehren.
Hannibal verlangte eine Unterredung mit den Römern. Unweit der
Stadt Zama kamen die beiden größten Feldherren ihres Zeitalters zu-
sammen (202 v. Chr.). Im Angesichte ihrer Heere näherten sie sich
einander zum erstenmal. Schweigend sahen sie sich gegenseitig eine
Zeitlang an. Dann rieth Hannibal zum Frieden und sprach von der
Veränderlichkeit des Glücks. Scipio verlangte unbedingte Unterwer-
fung der Karthaginenser. Hannibal versprach die Abtretung aller aus-
wärtigen Besitzungen. Dies genügte dem Römer nicht, und die Feld-
herren gingen unverrichteter Sache aus einander und rüsteten sich zu
einem Treffen. Der entscheidende Kampf begann. Mit Muth und
Anstrengung fochten beide Heere; aber die Kräfte waren zu ungleich.
Scipio hatte nicht nur ein trefflich geübtes Fußvolk, das vom besten
Geiste beseelt war, sondern auch die gute und zahlreiche Reiterei des
Masinissa; Hannibal hingegen zählte größtentheils nur neu angewor-
bene Truppen und Miethlinge. Diese flohen bei dem ersten Angriff.
Nur die alten Soldaten vertheidigten sich mit unerschütterlicher Tap-
ferkeit. Ihr Feldherr stand, wie sonst, ihnen aufmunternd zur Seite.
Lange kämpften die ungestümen Römer vergebens gegen diese Tap-
fern, bis Masinissa und Lälius ihnen in den Rücken fielen. Nun wi-
chen auch sie und wurden fast alle ein Opfer ihrer Ausdauer. Han-
nibal konnte sich kaum selbst retten. Er rieth jetzt zum Frieden, der
nur unter harten Bedingungen zugestanden wurde. — Scipios Rück-
kehr durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte
den großen Sieger sehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünsche
der Bürger. Dann folgte der glänzendste Triumph, den Rom jemals
gesehen hatte. Die Beute war ungeheuer. Es sollen 120 000 Pfund
Silber mit aufgetragen worden sein, um es in dem Staatsschatze
niederzulegen. Die Ehrensäulen, welche die Römer dem Scipio er-
richten wollten, nahm er nicht an; doch erhielt er den ruhmvollen
Beinamen Africanus. — Hierauf verwaltete er sehr beifallswürdig
das Amt eines Censors, verlor jedoch in der Gunst des Volks, weil
er die Ansprüche des Senats zu eifrig verfocht. — Etwas später
ging er als Unterbefehlshaber bei dem Heere seines Bruders, beim
Ausbruche des Krieges gegen den syrischen König Antiochus, nach
Griechenland und von da nach Asien. Hier hatte er das Unglück, sei-
nen einzigen Sohn in die Hände der Feinde fallen zu sehen. Als nun
Antiochus den Frieden wünschte, kamen Gesandte an, die sich zuerst
an den trauernden Vater wandten und ihm die unentgeldliche Loslas-
sung seines Sohnes versprachen. Scipio erklärte, daß er zwar dieses
Anerbieten mit Dank erkenne, nur sollten sie nicht glauben, daß er
sich dadurch zum Nachtheil seiner Mitbürger werde bestechen lassen;
eine völlige Unterwerfung allein könne dem Könige den Frieden ge-
ben. Bald darauf ward Scipio krank, und konnte dem Heere nicht
folgen. Sobald Antiochus davon Nachricht erhielt, schickte er ihm
den gefangenen Sohn ohne Lösegeld zurück. Mit Thränen der Freude
umarmte der zärtliche Vater den vielgeliebten Sohn, und ließ dem
Antiochus für diese angenehme Überraschung sogleich danken; auch rieth
er ihm, sich mit den Römern in kein Treffen einzulassen. Dies un-
terblieb aber nicht. Indeß verschaffte er dem geschlagenen (189) Kö-
nige ziemlich gelinde Friedensbedingungen. — Nach seiner Rückkehr
aus Asien trat Scipio in den Privatstand zurück. Hier erfuhr er zu

seiner großen Betrübnis die schändliche Undankbarkeit seiner Mitbürger. Cato, mit dem Beinamen Censorius, ein unversöhnlicher Feind der Scipionen, brachte es durch wiederholte heftige Anklagen dahin, daß Scipio vor dem öffentlichen Gerichte erscheinen und von der Verwaltung des empfangenen Geldes Rechenschaft ablegen sollte. Der Angeklagte erschien, zeigte dem Volke die Rechnungsbücher und zerriß sie dann vor den Augen der Menge in Stücke. „Heute," sprach er mit ruhiger Stimme und fester heiterer Miene, „heute ist der Tag, wo Hannibal geschlagen und Karthago bezwungen worden ist. Warum verderben wir die Zeit mit unnützen Reden; die Götter warten unser auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unsern Dank bringen." Das Volk, von dieser zuversichtlichen Rede des großen Mannes ergriffen und zugleich beschämt, folgte ihm sogleich, und ließ die elenden Ankläger allein auf dem Forum zurück. — Dessen ungeachtet ward Scipio zum zweitenmal von seinen Feinden angeklagt und vor Gericht gefordert. Allein er erschien nicht, verließ die undankbare Stadt und begab sich auf sein Landgut bei Linternum. Da man ihn auch bis dahin verfolgte, und seine ländliche Ruhe stören wollte, übernahm endlich der beredte Volkstribun Tiberius Gracchus seine Vertheidigung und zeigte dem römischen Volke, wie niederträchtig und ungerecht es sei, einen so hochverdienten Bürger so ungerecht zu behandeln. — Nun hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der gekränkte Scipio starb kurz darauf in seiner Abgezogenheit. Er befahl seiner Gattin, auf sein Grabmal die Worte setzen zu lassen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben." Er starb drei Jahre nach seiner Entfernung aus Rom, im J. R. 571 (v. Chr. 183), in demselben Jahre, wo auch der gefährliche Feind der Römer, Hannibal, in Bithynien sein Leben endete, und wurde auf seiner Villa begraben.

Scipio II. (Publius Ämilianus), mit dem Beinamen Africanus der Jüngere, war der Sohn des berühmten Paulus Ämilius, welcher den mächtigen Perseus, König von Macedonien, besiegte, ward aber von dem Sohne des großen Scipio an Kindes Statt angenommen. Seine politische Laufbahn begann er im 30sten Jahre seines Alters, als der römische Senat ein neues Heer in das unruhige Spanien schicken wollte. Unwillig über das bisherige Mißlingen der Bekriegung der spanischen Völkerschaften, weigerte sich das Volk hartnäckig, zu gehorchen. Da trat Scipio auf, und wußte in einer feurigen und kräftigen Rede die Gemüther so für die Absicht des Senats zu gewinnen, daß sich eine Menge Römer aus allen Classen freiwillig zum Kriegsdienste anboten. Er selbst ging (152 vor Chr.) als Legions-Tribun mit dem Consul Luc. Licinius Lucullus nach Spanien, wo er eben so sehr durch seine Uneigennützigkeit, seinen Edelmuth und sein herablassendes Betragen, als durch seine heldenmüthige Tapferkeit und bewundernswürdige Gegenwart des Geistes sich die Achtung und Liebe des Heers in einem hohen Grade erwarb. Vorzüglich gewann er in den Augen desselben durch die glückliche Besiegung eines riesenhaften Spaniers, der durch seine höhnende Herausforderung die Römer erbittert hatte. Ruhmvoller noch für ihn und vortheilhafter für Rom waren die Siege, welche er durch seine Großmuth und Menschlichkeit über die Herzen der Spanier gewann. Aber Lucullus, eifersüchtig auf den jungen Helden, entfernte ihn von dem Heere, indem er ihm den Auftrag gab, Elephanten von Massinissa

aus Afrika zu holen. Mit der größten Auszeichnung und Freundsch[aft] ward er von dem Könige empfangen, erreichte den Zweck seiner Se[n]dung vollkommen und kehrte nach Spanien zurück. — Wenige Ja[hre] nachher ging er zum zweitenmal nach Afrika, als der dritte puni[sche] Krieg ausbrach (im J. R. 605, vor Chr. 149). Er diente un[ter] dem Consul M. Manlius Nepos, auch hier leistete er durch sei[nen] unerschütterlichen Muth und durch seine Wachsamkeit den Römern di[e] wichtigsten Dienste. Denn als einst die Karthaginenser, die Sorgl[o]sigkeit des röm. Consuls benutzend, sein Lager plötzlich überfielen, r[et]tete Scipio das Heer vom Untergange, indem er den Feinden unve[r]muthet in den Rücken fiel und sie zurücktrieb. Kurze Zeit nach die[sem] Vorfalle griff derselbe unkluge Consul den Asdrubal in einer für d[ie] Römer ungünstigen Stellung an und mußte sich zurückziehen. Hi[tzig] verfolgt von den Feinden, würde er nicht ohne großen Verlust de[n] Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da stürzte sich de[r] unerschrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Ve[r]folgern entgegen und wußte sie so lange zu beschäftigen, bis die übri[]gen Truppen über einen Strom gesetzt waren. Aber noch waren ei[]nige hundert Mann römischen Fußvolks zurückgeblieben. Kaum ha[tte] dies der sorgsame Scipio bemerkt, so eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, besetzte eine günstige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den geängstigten Römern Luft, so daß sie mit ge[]ringem Verlust entkamen. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung schuldig waren, mit einem Kranz aus Gras, auf derselben Stelle gewunden, wo sie gerettet worden waren, geschmückt, kehrte er triumphirend in das römische Lager zurück. Durch diese ausge[]zeichneten Beweise von Muth und Einsicht erwarb sich Scipio allge[]meine Bewunderung und Hochachtung. Selbst der strenge Cato ga[b] ihm laut seinen Beifall zu erkennen, und weissagte noch sterbend, daß nur durch diesen Mann Roms gefährliche Nebenbuhlerin, Karthago, gestürzt werden könne. Auch sein Oberfeldherr Manlius konnte nicht umhin, den jungen Helden dem Senate auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Daher ward er auch, gegen die gewöhnliche Sitte, schon im folgenden Jahre mit Aller Beistimmung zum Consul und Anfüh[]rer des Heers gegen die Karthaginenser ernannt. — Begleitet von Lälius, dem würdigen Sohne des aus dem zweiten punischen Kriege berühmten Lälius, der mit dem ältern Scipio in enger Freundschaft lebte, und von dem großen griechischen Geschichtschreiber Polybius, ging er zum zweitenmal in das feindliche Land. Gleich bei seiner Ankunft rettete er einen ansehnlichen Haufen römischer Krieger, welche ganz eingeschlossen waren, vom gewissen Untergange. Da die Feinde geschlagen und weit zurückgedrängt waren, so machte er nun ernst[]liche Anstalten, um die Hauptstadt selbst, welche sehr fest war, zu erobern, und bemühte sich, derselben sowohl von der Land- als See[]seite alle Zufuhr und Truppenverstärkungen abzuschneiden. Allein diese Absicht ward durch die verzweifelten Anstrengungen der Belager[]ten vereitelt. Mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit gruben die Karthaginenser einen neuen Hafen und eröffneten sich dadurch eine Verbindung mit dem außerhalb der Stadt versammelten Heere. Ja, was kaum möglich schien, sogar eine neue Flotte von 50 Schiffen wurde erbaut und die römische Flotte durch dieselbe so ungestüm an[]gegriffen, daß sie nach einem langen, hartnäckigen Kampfe keinen entscheidenden Sieg erhielt. Ein Versuch der Römer, einen wichti[]gen Wall in der Nähe der Stadt zu erstürmen, mißlang gänzlich,

ndem die Feinde, durchs Wasser schwimmend, die römischen Bela-
gerungsmaschinen in Brand steckten und die Römer selbst mit Feuer-
bränden in die Flucht jagten. Zwar bemächtigte sich einige Zeit nach-
her der Consul dieses Walles und behauptete ihn auch; aber die
Stadt selbst konnte er in diesem Jahre nicht erobern. Der Winter
gebot einen Stillstand. Im folgenden Jahre (146) griff er das stark
verschanzte feindliche Heer mit Ungestüm und Übermacht an, schlug
und zerstreute es gänzlich. Nun rückte er wieder vor die beängstigte
Stadt. Nach zwanzigtägigen Anstrengungen gelang es endlich der
Klugheit des Feldherrn und der Ausdauer der ihm ganz ergebenen
Truppen, das verzweifelt vertheidigte Karthago mit Sturm zu er-
obern. Sehr wichtige Dienste leistete dem Scipio bei dieser Unter-
nehmung sein tapferer Freund Lälius, denn dieser erstieg mit seinen
Soldaten die Mauern der Stadt zuerst. Mit beispielloser Wuth wi-
dersetzten sich die Karthaginenser den eingedrungenen Römern, und es
floß noch viel Blut, ehe es den Siegern gelang, in den ruhigen Be-
sitz der Stadt zu kommen (s. d. Art. Karthago). Auf ausdrückli-
chen Befehl des römischen Senats wurde diese einst so mächtige Ne-
benbuhlerin Roms verbrannt und geschleift. Dieser Anblick erschütterte
den gefühlvollen Sieger, welcher gern die Feinde mehr geschont hätte,
so heftig, daß er Thränen vergoß. — Bei dem glänzenden Triumphe,
den er nach Beendigung des Krieges in Rom hielt, gab man ihm
den ehrenvollen Beinamen des jüngern Africanus. — Nachdem er
einige Zeit im stillen Privatleben zu Rom hingebracht hatte, ward er
mit einigen andern Gesandten nach Ägypten an den König Ptolemäus
Evergetes geschickt, wo er durch seine ächt römische Mäßigkeit und
seine edle Wißbegierde große Bewunderung erregte. Nach seiner Rück-
kehr wählte man ihn (142) zum Censor. Als solcher ermahnte er die
schon ausgearteten Römer mehrmals sehr nachdrücklich zur alten Ein-
fachheit und Genügsamkeit; ja er bestrafte einige angesehene Männer
schonungslos wegen ihrer Üppigkeit. 134 trat er sein zweites Con-
sulat an, um den Krieg, welcher bisher mit ungünstigem Erfolge ge-
gen Numantia (s. d. Art.), eine tapfere Stadt in Spanien, geführt
worden war, zu beendigen. Mit großer Strenge und Klugheit mußte
er bei seiner Ankunft in dem feindlichen Lande das ordnungslose, ver-
weichlichte Heer erst an die ehemalige Kriegszucht gewöhnen. Ehe er
aber diesen Zweck erreichte, war das Jahr vergangen und Numantia
noch unbesiegt. Deshalb wurde sein Commando verlängert. Verstärkt
durch Truppen und Elephanten, welche der junge Jugurtha, später
der gefährliche Feind der Römer, ihm aus Numidien zuführte, be-
gann er die Belagerung mit großem Nachdruck. — Wegen der glück-
lichen Besiegung dieser mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur
ein Triumph zugestanden, sondern er erhielt auch den Beinamen Nu-
mantinus. — Wunderbar genug erfuhr er, wie der ältere Africanus,
in den letzten Jahren seines Lebens viel Bitteres von seinen undank-
baren Mitbürgern. Vorzüglich machte er sich durch die heftige Be-
streitung des Ackergesetzes, welches die gleiche Vertheilung der Län-
dereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deswegen zog er sich
mit seinem treuen Freunde Lälius auf ein Landgut unweit Neapel
zurück und lebte hier in ruhiger Muße. Als er aber wieder nach
Rom ging, und bei den Römern in den Verdacht kam, als strebe er
nach der Dictatur, fand man ihn eines Morgens, mit Spuren einer
gewaltsamen Erdrosselung, todt in seinem Bette. Man glaubte all-
gemein, daß seine eigne Gemahlin Sempronia, eine Schwester der

Gracchen, die jenes Ackergesetz mit der größten Anstrengung durchsetzen wollten, Antheil an der Ermordung genommen habe. Auch die Volkstribunen Papirius Carbo und Caj. Gracchus waren seine erbitterten Feinde. Nach Scipios Tode fand man an Gold 2½, an Silber nicht ganz 32 Pfund. So groß war des Mannes Uneigennützigkeit und Mäßigkeit. Er starb 129 vor Chr., im 56sten Jahre seines Alters. — Alle Römer, die seine großen Tugenden kannten, betrauerten ihn innig. Er gehörte als Mensch und als Held zu den vorzüglichsten Männern, die Rom gehabt hat. Wie der ältere Scipio Africanus, war er ein Römer der edelsten Art, der Tapferkeit mit Großmuth, Klugheit mit Menschlichkeit, Patriotismus mit Mäßigkeit und Einsicht, Uneigennützigkeit mit unerschütterlicher Redlichkeit vereinte.

Sciron, Skiron, ein bei den Griechen berüchtigter Straßenräuber, der an einem Engpasse zwischen Megara und Korinth am Meere den Vorüberziehenden auflauerte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, bei welchem Geschäfte er sie mit einem Fußtritt von dem steilen Felsenabhange hinab ins Meer stieß. Unweit Megara zeigte man die Scironischen Klippen. Theseus bestrafte seinen Frevel, indem er ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Nach Böttigers Vermuthung ist Sciron Eine Person mit den gleich frevelhaften Übelthätern Prokrustes und Sinis (s. diese).

Sclavonien oder **Slavonien**, ein dem Kaiser von Österreich gehöriges Königreich, grenzt westwärts an Kroatien, und wird an den drei übrigen Seiten durch die Drau, Sau und Donau von Ungarn, Servien und Bosnien getrennt. Es machte zu den Zeiten der Römer einen Theil von Pannonien aus, erhielt seinen jetzigen Namen von den Slaven, welche sich daselbst im 7ten Jahrh. niederließen, kam im 10ten an Ungarn, und 1526 unter die Gewalt der Türken, ward aber seit dem carlowitzer Frieden 1699 dem Hause Österreich unterworfen. Es enthält 308 □M., und wird seiner Länge nach von einer Kette von Bergen durchschnitten, welche aus Croatien kommen, von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen, und mehrere Thäler bilden, unter Nukowar die Donau berühren, und von hier am südlichen Ufer des Stromes hinunterlaufen, bis sie sich bei Ruma und Carlowitz in die Ebene verlieren. Der bedeutendste und längste Bergrücken ist die Fruschka Gora (Mons almus), welcher beinahe ganz Syrmien (ehemals ein besonderes Fürstenthum, von welchem noch jetzt das im Kirchenstaat und in Ungarn begüterte fürstl. Haus Odescalchi den Titel führt, jetzt einer von den Bezirken des Königreichs) in gerader Linie durchläuft und die Abdachung des Bodens gegen Servien hin bewirkt. Das übrige Slavonien besteht theils aus mehr und weniger fruchtbaren Anhöhen, theils aus schönen, großen Ebenen. Im Ganzen herrscht Wald vor, daher das Clima selbst kühler ist, als man es unter diesem Himmelsstriche erwarten sollte. Der Boden hat seine Abdachung theils gegen Ungarn, theils gegen Servien und Bosnien. In Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens ist Slavonien, mit Ausnahme der gebirgigen Gegenden, Ungarn gleich, besonders groß ist sie längs der Sau und in Syrmien. Die Sau und Drau gewähren dem Lande viele Vortheile, verursachen aber auch viele Überschwemmungen und stehende Gewässer. — Erzeugnisse sind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpret, Fische, Bienen, viel Seide, viel Getreide (obgleich der Ackerbau noch sehr zurück ist), Melonen, viel Tabak, Wein in

Menge, in guten Jahren an eine Million Eimer, worunter der syrnische rothe und der Schillerwein am berühmtesten sind; doch wird wenig Wein ausgeführt, besonders deshalb, weil er, vielleicht wegen mangelhafter Behandlung, sich nicht lange hält; ferner viel Obst, besonders Zwetschgen, davon Branntwein verfertigt wird und viele welsche Nüsse. Von beiden wird viel ausgeführt, besonders machen die Zwetschgen einen Hauptartikel zum Verbrauch und zum Handel. Auch hat man ansehnliche Eichenwaldungen mit Knoppern zum Gerben und Kastanienwälder. Die Gebirge enthalten wahrscheinlich Metallerze, doch wird kein Bergbau betrieben. Mineralquellen sind häufig, auch hat man Steinkohlen gefunden. — Die Einwohner (523,000) gehören dem größten Theile nach zum slavischen Völkerstamme, doch gibt es hier auch viele Magyaren, Wallachen, Zigeuner, Deutsche, Griechen, Juden und Armenier. Die römisch-catholische, die griechisch-catholische und die griechisch nicht unirte Kirche sind am meisten verbreitet. Nur wenige Protestanten finden sich. Industrie ist unter den Einwohnern fast ganz unbekannt. — Die Hauptstadt ist die am rechten Draveufer, in einer schönen und fruchtbaren Ebene liegende Stadt und Festung Esseк, mit 800 Häusern und 9300 Einwohnern. Semlin, Belgrad gegenüber, ist als Handelsplatz wichtig und der Mittelpunct des Handels zwischen der Türkei und den österreichischen Staaten. Vor 1745 war das Land blos in Soldatenbezirke getheilt, aber seitdem fing man an, einigen derselben eine bürgerliche Verfassung zu geben, und diese letztern, welche das Provinziale genannt werden, sind jetzt in drei Gespannschaften getheilt, nämlich die werowitzer oder verötzer, die poschager und die syrmische. Das Militare oder Generalat besteht aus den Bezirken des broder, peterwardeiner und gradiscaner Regiments. Das sogenannte Militare wird soldatenmäßig regiert, und steht unter dem commandirenden General in Slavonien, der seinen Sitz in Peterwardein hat. Die Gespannschaften sind dem Königreiche Ungarn einverleibt, und jede hat ihren Ober- und Vicegespann. Die Stände in den Gespannschaften haben auf den ungarischen Reichstagen Sitz und Stimme, und bestehen aus einem Bischofe zu Diakowar, den Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, die adelige Güter besitzen, und der Freistadt Posega. Die Bürger anderer Städte und Flecken und die Bauern sind Leibeigene. Mancher Gutsbesitzer hat Herrschaften, die 4 bis 16 □M. enthalten.

Scontriren oder **Rescontriren** (aus dem italienischen scontrare, riscontrare, ausgleichen) ist eine bei den Kaufleuten sehr häufig vorkommende Art der Zahlung, da nämlich der Gläubiger die Schuld seines Schuldners abschreibt, je nachdem dieser mit jenem entweder Gegenrechnung zu machen hat, oder (und dies kommt am gewöhnlichsten vor) ihm bei andern Zahlung anweist. Die Abrechnung selbst nun, oder die Anweisung, die durch dieses Scontriren geschieht, heißt Scontro, Riscontro; wiewohl dieses Wort auch noch die Zeit, wo jene Zahlung durch Scontriren geschehen soll, oder auch die Versammlung der Handelsleute auf der Börse zu diesem Behuf bezeichnet.

Scott (Walter), 1820 zur Würde eines engl. Baronets erhoben, und seit 1821 Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburgh, einer der ersten jetzt lebenden englischen Dichter, ist der älteste unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaltes zu Edinburgh und 1771 geboren. Seine Mutter war

eine Tochter David Rutherfords. Tugend und Talente, insbesondere für die Dichtkunst, zeichneten sie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Bekanntmachung würdig gefunden. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, war Ursache, daß Walter Scott fast gänzlich im älterlichen Hause unter der unmittelbaren Leitung seiner Mutter erzogen und unterrichtet ward. Von seinen frühern Studien ist wenig bekannt, außer daß er für das Landschaftzeichnen nach der Natur Talente verrieth. Nach Erreichung des erforderlichen Alters ward er auf das Gymnasium zu Edinburgh geschickt. Hier durchging er die verschiedenen herkömmlichen Formen, ohne die in ihm schlummernde Kunst des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil ward im Knabenalter sein schnelles Fassungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verstorbene Hugh Blair Beurtheilungskraft genug, seine künftige Auszeichnung vorherzusagen, als der Schullehrer sich über seinen Stumpfsinn beklagte. Nach Vollendung der classischen Studien bezog Walter Scott die Universität zu Edinburgh, und schon im 21sten Jahre seines Alters ward er zum Anwalte bei den schottischen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verehelichte sich 1798 mit Miß Carpentor, die ihm vier Kinder geboren hat. 1799 ward er zum Sherif der Grafschaft Selkirk und 1806 zu einem der ersten Protokollführer in den Sitzungen der höchsten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt. — Befreit von den lästigen Arbeiten der Advocatur durch den Besitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen Vermögens, war Scott in den Stand gesetzt, nach Gefallen den Musen zu huldigen. Das erste, was von ihm gedruckt erschien, waren zwei Nachbildungen deutscher Romanzen unter dem Titel: „The Chace“ (die Jagd) und: „William and Helen“ und drei Jahre nachher eine Übersetzung von Göthes „Götz von Berlichingen.“ Später gab er einige treffliche Balladen in den Wundergeschichten (Tales of Wonder) von Lewis, z. B. „the Ewe of St. John“ und „Glenfinlas.“ 1802 erschien sein erstes größeres Werk: „The Minstrels y of the Scottish border“ (Balladen von Schottlands Landgrenze) in einer prachtvollen Ausgabe. Diese Sammlung erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit, obgleich die Stücke, woraus sie besteht, theils alte Balladen, theils neue, ältern Liedern nachgebildete Dichtungen, von sehr ungleichem Werthe sind. Sein nächstes Werk war: „Sir Tristrem,“ ein metrischer Roman aus dem 13ten Jahrh. (1804). Scotts Dichterruhm stieg schnell nach der Erscheinung seines „Lay of the last Minstrel“ (Lied des letzten Minnesängers, 1805). Hierauf schrieb er eine Sammlung von Balladen und lyrischen Gedichten (Ballads and lyrical pieces). Auf sein Gedicht „Marmion, a tale of Floddenfield“ (1808) war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie.“ In dem nämlichen Jahre besorgte er eine Ausgabe von Drydens Werken, nebst einer neuen Lebensbeschreibung dieses großen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erschienen seine Beschreibungen und Erläuterungen zu seinem Gedichte: „the Lay of the last Minstrel.“ Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts; Sir Ralph Sadlers State papers und Anna Sewards poetical works, erschienen kurz nachher unter seiner Leitung neue Ausgaben. Noch in dem nämlichen Jahre schrieb er seine: „Lady of the Lake“ das populärste unter

allen seinen Werken, wenn gleich nach der Meinung vieler in mehrerer Hinsicht seinem: „Lay of the last Minstrel" nachzusetzen *). 1811 schrieb er: „The Vision of Don Roderick, 1813 „Rockeby" und 1814 „the Lord of the Isles" (der Inselgebieter); ferner lieferte er ein prosaisches Werk über die Alterthümer in dem Grenzgebiete zwischen Schottland und England (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und Anmerkungen. In einer spätern Periode erschienen die ihm beigelegten „Lettres to his Kinsfolk" (Briefe an seine Angehörigen) sein Gedicht „the battle of Waterloo" und 1822 ein dramatisches Werk: Halidon-Hill. — Außer den öffentlich von ihm anerkannten Werken, welche nicht minder umfassende Gelehrsamkeit und Fleiß als Eigenthümlichkeit des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu Walter Scotts schriftstellerischen Erzeugnissen eine Reihe von allgemein geschätzten Romanen. So schreibt man ihm den allgemein beliebten Roman „Waverley" und die lange Reihe der in ganz Europa gelesenen Romane, die sich seit 1814 mit überraschender Schnelligkeit folgten, zu, obgleich er über diese Beilegung bis jetzt beharrliches Stillschweigen behauptet hat. Längst schon versprach er eine Geschichte dieses Landes, und sehnlich sieht man der Erfüllung dieses Versprechens entgegen. — Er hat in Amerika einen Bruder, Thomas, dessen Genie dem seinigen verwandt sein soll, und dem man einige jener anziehenden Romane hat zuschreiben wollen. (In der neuen Folge dieses Werks wird W. Scott ein umständlicherer kritischer Artikel gewidmet werden.)

Scotus und Scotisten, s. Duns und Scholastiker.

Scrutinium (von scrutari, ausforschen, gründliche Untersuchungen anstellen), hat im Kirchenrechte zwei sehr verschiedene Bedeutungen: I. heißt es die bei der Übertragung des geistlichen Amts (Ordination) vorausgehende Untersuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme des Amts fähig sei oder nicht. Dieses Scrutinium veranstaltet in der catholischen Kirche der Bischof entweder in Person oder durch seinen Vicar (den Weihbischof oder einen andern ordinirten Geistlichen). Hierbei nun wird die Untersuchung auf mancherlei gerichtet, z. B. bei manchen geistlichen Ämtern auf die Geburt des Candidaten, auf sein Alter, auf seinen zeither geführten Lebenswandel, besonders aber auf seine für das Amt erforderlichen Kenntnisse, um welcher willen eine ordentliche Prüfung nöthig ist. Nach der Vorschrift des tridentinischen Conciliums (Sess. 23.) soll eigentlich diese angestellte Untersuchung zweimal wiederholt werden. In der protestantischen Kirche verlangen die Consistorien von den Candidaten 1) daß sie den Ort ihrer Geburt durch hinlänglich beglaubte Taufzeugnisse beibringen; 2) durch Zeugnisse beweisen, daß sie drei Jahre auf einer Universität theologischen, geschichtlichen und philosophischen Vorlesungen fleißig beigewohnt haben; 3) daß sie sich wegen ihres

*) Von diesem herrlichen Gedichte ist 1819 bei dem Verleger dieses Lexikons eine Uebersetzung von Henriette Schubart erschienen, unter dem Titel: Die Jungfrau vom See. Die neueste Uebersetzung von Willibald Alexis erschien zu Zwickau 1822. Die eben genannte Uebersetzerin hat auch eine Auswahl von Walter Scotts Balladen in einer freien Bearbeitung herausgegeben, unter dem Titel: Walter Scotts schottische Lieder und Balladen (Leipzig 1817).

zeither wohlgeführten Lebenswandels mit Zeugnissen von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich bisher aufhielten, ausweisen, und endlich 4) sowohl ihre Gelehrsamkeit bei der Prüfung als die Geschicklichkeit im Predigen durch eine zu haltende Predigt zeigen; sodann erfolgt die Ordination, mit welcher dem Candidaten das Amt selbst übertragen wird. — II. Zeigt Scrutinium in der catholischen Kirche eine ganz besondere Art, die Bischofswahl zu halten, an. Es werden nämlich, wenn alle und jede stimmfähige Domherren (Capitularen) berufen und auf den angesetzten Tag im Capitel erschienen sind, drei Glieder (welche Scrutatores heißen) unter ihnen erwählt, die Stimmen der übrigen erschienenen Glieder zu sammeln, und alsdann dem ganzen Capitel denjenigen, o , welchen die Mehrheit der Stimmen gefallen ist, bekannt zu machen. Daher heißt auch Scrutinium eine Wahl durch verschlossene Stimmzettel oder Kugeln.

Scudéry (Georg von), ein in mehrerem Betrachte origineller Schriftsteller im 16ten Jahrh., geb. 1601 zu Havre de Grace. Er stammte aus einer angesehenen provenzalischen Familie in Apt, scheint in seiner Jugend im Heere gedient zu haben, legte sich aber späterhin auf die Wissenschaften und wurde 1650 Mitglied der pariser Akademie, während er Gouverneur von Notre Dame de la Garde in der Provenze war, der kleinste Posten, der sich in der Art in ganz Frankreich vorfand und der nur eine gemalte schweizer Wache vor die Thür zu stellen erlaubte. Seine Großsprechereien gingen ins Unendliche. Er war der wahre miles gloriosus des Plautus, des Terenz. So behauptete er einmal, mehr Jahre unter den Waffen, als Stunden im Zimmer verlebt, mehr Leinwand zu Flintenpfropfen als zu Dochten verbraucht zu haben, leichter Bataillone aufstellen als ein Paar Worte ordnen zu können. Auf der andern Seite scheute er sich auch nicht, dem allmächtigen Richelieu manche grelle Wahrheit zu sagen, und da er einmal die Feder angesetzt hatte, so glaubte er, wie früher der erste Held, so jetzt der größte Dichter und Gelehrte zu sein. Corneille galt ihm eine Kleinigkeit. Selbst ins gewöhnliche Leben ging seine an Aberwitz grenzende Art sich auszudrücken über. „Was machen wir mit dem Prinzen Mazare?“ fragte er seine Schwester eines Abends in einem Gasthofe, als sie auf einer Reise waren und eben zu Bett gehen wollten. Nach einigen Hin- und Herreden, ob es nicht am besten sei, ihn zu ermorden, beschlossen sie, ihn blos festnehmen zu lassen. Im Nebenzimmer hört man dies, meldet es der Behörde, setzt beide gefangen, und es kostete Mühe, darzuthun, daß von einem Prinzen in einem zu schreibenden Roman die Rede war. Er starb am 14ten Mai 1667 in Paris und seine zahlreichen Werke fürs Theater (16 Stücke), Sonette, Epigramme, heroischen und andern Gedichte, seine Romane rc. sind längst vergessen. Für ein ihr gewidmetes Heldengedicht: Rome vaincue, versprach ihm die Königin Christine von Schweden eine goldene Kette von 10,000 Livres Werth zu verehren, wenn er einige den Grafen La Gardie lobende Stellen ausstreichen wollte. Seine originelle Antwort war: „Die Kette könnte so schwer sein, wie die der Ynkas, es geschähe doch nicht.“ So behielt die Königin ihre Kette und der Graf La Gardie dankte ihm nicht einmal. — Berühmter geblieben als er ist seine Schwester, Magdelene von Scudéry, geboren in Havre de Grace. Sie kam früh nach Paris und, obschon sehr häßlich, zog sie durch ihren Witz, ihren Scharfsinn die Aufmerksamkeit bald auf sich. Eine Menge Romane von ihr aus jener Zeit

schildern das Leben des französischen Hofes in dem wunderlichen Geschmacke jener Zeit. So beschreibt sie in einem das Land der Zärtlichkeit, wobei eine schöne Landcharte war. Drei Flüsse durchschnitten die Fläche desselben. Drei Städte liegen an denselben: Neigung, Achtung, Erkenntlichkeit. Sie starb hochbejahrt 1701 und hieß die Sappho ihrer Zeit. Die ersten Gelehrten Europas standen mit ihr in Verbindung. Die Akademie in Padua nahm sie als Mitglied auf. Eine ihrer Abhandlungen: über den Ruhm, krönte die pariser Akademie, und von mehrern Fürsten und Großen bezog sie Pensionen. Jenen wunderlichen Zeitgeschmack abgerechnet, zeichnen sich nach Voltaires Behauptung ihre Romane durch treue Schilderung der Zeit und Sitten aus, da sie aber alle acht bis zwölf Bände betragen, dürfte wohl nicht leicht einer jetzt Geduld haben, die darin zerstreuten Goldkörner herauszusuchen, die man übrigens in einem 1766 erschienenen Esprit de Mademoiselle de Scudéry (in 12.) findet. Den Beinamen Sappho erhielt sie von ihrer Neigung zum männlichen Geschlecht, die, troz ihrer Häßlichkeit, mit Pelisson (s. Pelisson, Fontanier) zum innigsten Einverständniß führte. Dieser war übrigens wo möglich noch häßlicher als sie, und so mußte so eine Verbindung die Aufmerksamkeit noch mehr rege machen.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scylla, der den Alten so gefürchtete Felsen Italiens an der sicilianischen Meerenge, deren Strömungen dem unkundigen Seefahrer so gefährlich waren, unweit des nicht minder gefürchteten Strudels Charybdis. Das Geheul der an den Felszacken sich brechenden Meereswellen mochte zu dem Namen Scylla (Hündin) Anlaß gegeben haben. Schiffermährchen und alte Sagen von Heldenirrfahrten fabelten eine gräßliche Unholdin hinzu, nach Homer eine sechshauptige Drachin, die aus der hohen Kluft des spitzigen Felsens zwölf Vorderfüße und sechs fürchterlich lange Hälse hervorstreckte, mit welchen die Seethiere fischte, und dem Ulysses sechs Männer zugleich raubte. Spätere Dichter veränderten nach und nach ihre Gestalt, und bildeten endlich eine verwandelte Meerjungfrau am Fuße des scylläischen Felsens, umgürtet mit vorragenden Seehunden oder Wölfen. Auch ihre Abstammung wechselte. Bei Homer ist sie eine Tochter des Typhon und der Kratäis, bei andern des Phorbas oder Phorkus. — Eine andere Scylla war Tochter des Nisus, Königs von Megara. Sie verliebte sich in Minos, König von Kreta, als er ihres Vaters Hauptstadt belagerte, verrieth ihm dieselbe, um seine Liebe zu gewinnen, ward aber von ihm verachtet, und stürzte sich voll Verzweiflung ins Meer, oder ward, nach andern, in eine Lerche, ihr durch sie unglücklich gewordener Vater aber in einen Falken verwandelt.

Scythen, ein unbestimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnete er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadischen Völkerschaften, welche im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbestimmt versteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tatarei befassen. Wir unterscheiden asiatische und europäische Scythen. Zu den asiatischen Scythen rechnen die Alten viele nordische Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrschten eine Zeit lang in Asien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerstörten. Man hält sie für die Stammväter der Türken, Tataren

und Mantschuren; die Alten hielten die Perser, Parther und Baktrier für ihre Abkömmlinge. Die europäischen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Ister) bis an den Ursprung des Tyras (Borysthenes) und in die Nähe des Tanais; südlich bis ans nördliche Ufer des schwarzen Meers, Taurien mit eingeschlossen. Von diesem Gebiete hieß der Theil vom Ister bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinsel bis an den Borysthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabos Zeit noch über das Land bis an den Ister, das die Thrazier sonst besaßen, ausgedehnt ward und also Alt-Scythien mit begriff.

Seapoys (auch Sipoys, ein indisches Wort) wird in Ostindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie genannt. Die Franzosen sahen zuerst ein, daß die Transportirung europäischer Truppen in jene Niederlassungen zu kostbar sei, und daß die meisten zur See oder in Ostindien selbst ein Opfer des veränderten Climas würden; sie nahmen also Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive errichtete in Bengalen allein 32 Regimenter. Gegenwärtig unterhält die ostindische Compagnie 69 Regimenter Seapoys, die ungefähr 150,000 Mann ausmachen. Eben so sind auch mehrere Regimenter Cavallerie blos aus Landeseingebornen errichtet worden. Die Seapoys werden gut, und noch besser als die europäischen Truppen bezahlt; sie bestehen aus Grenadier- und Füseliercompagnien und haben auch Feldstücke, bei denen jedoch europäische Artilleristen sind. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht blos in einer rothen Tuchjacke (deren Aufschläge bei jedem Regiment anders sind), einem Leibchen von weißem Kattun unter derselben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und nur ein Paar Bambuschen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben sie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen bestehen in einer Flinte und einem Degen, den sie an einem über die Achsel gehängten Riemen tragen. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als europäische Truppen, aber sie werden eben deswegen auch nicht geschont, und zum kleinen Kriege, so wie überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen genommen. Auch sind sie duldsam und unermüdet, und das Gesetz der Hindus, welches verbietet, Fleisch und alles, was von Thieren herrührt, zu essen, macht sie sehr mäßig und genügsam.

Sebastian (San), Stadt und Festung an der nördlichen Küste von Spanien, fünf Meilen von Bayonne entfernt. Sie zählt 13,000 Einwohner und liegt auf einer Halbinsel zwischen zwei Meeresarmen an der Mündung des kleinen Flusses Urumea oder Gurumera, ist regelmäßig und im Ganzen gut gebaut. Als Hafen- und Handelsstadt ward sie der Sitz einer Lootsenschule, einer Seildreherei, einer Ankerschmiede für die spanische Marine. Auch befinden sich mehrere Gerbereien und Lederfabriken daselbst, und es ist eine bedeutende Ausfuhr von Eisen, Ankern, Tauen, Häuten, Wolle, Baumwolle daselbst, während englische und französische Fabricate, Schiffsmaterialien, Stockfisch, Bauholz u. s. f. eingeführt wird. Der Hafen ist gut und sicher, von einem hohen Felsen gedeckt, auf dem sich ein Leuchtthurm befindet. Die Umgebungen sind reizend, durch die Pyrenäen und den Ocean verschönert, besonders im Thale Loyola. Berühmter, als die Stadt, ist seit 1808 die Festung und Citadelle geworden, die auf einem hohen, kahlen, runden Felsen liegt. Zwar nennt sie Fischer in seinem Gemälde von Spanien, auf La

Borde sich stützend, mittelmäßig und unbedeutend, aber die Belagerung von 1813 und 1823 scheint das Gegentheil zu beweisen, zumal die von 1813. Als nämlich die französische Armee 1808 nach Portugal zu ziehen bestimmt war, hatte sie sich auch in Einverständniß mit dem madrider Hof durch List und Trug in den Besitz dieser Festung gesetzt und sie bei den nun erfolgenden Ereignissen um so weniger geräumt, je wichtiger sie, nebst Pampeluna, für die Behauptung der großen von Bayonne durch Navarra führenden Hauptstraße ist. Nach der großen Schlacht bei Vittoria, die alle frühere Siege der Franzosen in Spanien unnütz machte, sandte Wellington sogleich den General Graham ab, San Sebastian zu nehmen. Er belagerte und beschoß es vom Anfange des Julius an, nahm mehrere Außenwerke weg und hatte bis zum 25sten eine Bresche geschossen, daß er den Sturm unternehmen zu können glaubte, als der Befehlshaber darin, Rey, vergeblich aufgefordert war. Es ward eine Mine gesprengt und der Sturm begann, aber er ward mit einem Verluste von 2000 Mann völlig abgeschlagen. Ein Ausfall der Franzosen nöthigte bald zum Aufheben der Belagerung selbst. Erst als Soult die Schlacht am Fuße der Pyrenäen (30sten Julius) verloren hatte, konnte eine neue Belagerung beginnen und auch diese zog sich bis zum 31sten August hin, wobei Graham bei verschiedenen Stürmen den empfindlichsten Verlust erlitt. Der 31ste August, welcher ihn in den Besitz den wichtigsten Werke setzte, kosteten allein 5000 Menschen und doch behaupteten sich die Franzosen in der Citadelle, die am 9ten September überging, nachdem die Besatzung nur noch 1700 Mann zählte und aller Hoffnung beraubt war, von Frankreich aus entsetzt zu werden. Wie vielmal sie 1823 vergeblich aufgefordert wurde und das Belagerungscorps neckte und zurückwarf, ist allgemein bekannt.

Sebastian (Don), König von Portugal, nachgeborner Sohn des Infanten Johann und der Johanna, Carls V. Tochter, wurde 1554 geboren und bestieg schon 1557 den Thron, als sein Großvater Johann III. gestorben war. Er zeigte viel Anlagen für die Wissenschaften, die von der ihn in Vormundschaft haltenden Catharine von Österreich, die Gemahlin Johanns III. (Carls V. Schwester), leider auf unzweckmäßige Art ausgebildet wurden. Die Frömmigkeit ward zum Fanatismus, die Tapferkeit zur Don Quixotiade. Um sich vor andern Fürsten in der Art auszuzeichnen, nahm er den Titel des allergehorsamsten Königs an, weil der König von Frankreich der allerchristlichste und der spanische der allercatholischste hieß. So viel Ergebenheit er gegen die Kirche hatte, so groß war sein Haß gegen die Ungläubigen. Er sprach mit den ihn umgebenden Jesuiten von nichts, als von dem glücklichen Augenblicke, wo er das Blut der Mauren vergießen könnte. Seiner abenteuerlichen Denkungsart gemäß machte er daher auch schon früh (20 Jahr alt) einen Streifzug mit 8 — 900 Portugiesen nach Tanger in die Gebirge der Nordküste von Afrika und überfiel hier die nichts ahnenden Bewohner. Der glückliche Erfolg dieses Zugs munterte ihn, gleich nach der Heimkehr, zu größeren Unternehmungen auf, und da der Neffe des Sheriffs von Fetz und Marokko, Muley Mohammed, mit seinem Onkel in offenem Krieg verwickelt war, um ihn des Thrones zu berauben, so versprach er ihm zu Hülfe zu ziehen, in der Hoffnung, hier für das Christenthum und den Ruhm Portugals thätig zu sein. Die Unternehmung war von Bedeutung. Er theilte den Plan Philipp II.

mit, der ihm nach einigen Schriftstellern davon dringend abrieth, nach andern, in der Hoffnung, falls er umkäme, sich zum Herrn von Portugal zu machen, nicht allein beipflichtete, sondern selbst 50 Galeeren und 10,000 Mann Truppen versprach. Vielleicht wußte Philipps Doppelzüngigkeit auf der einen Seite zu reizen und auf der andern den Schein freundschaftlicher Besorgniß zu retten. Genug, allen Warnungen der verwitweten Königin entgegen, allen Vorstellungen und gütlichen Anerbietungen von Muley Moloch, dem Sheriff von Marokko zum Trotz, der ihm vier feste Plätze an Afrikas Küste abzutreten versprach, rüstete er eine Flotte und ein Heer aus, das zum Theil in Spanien und Deutschland und Italien geworben wurde, und segelte 1577, nur 23 Jahr alt, am 24sten Junius nach Afrika ab. Die Flotte zählte gegen 1000 große und kleine Segel und hatte 9000 Portugiesen, 3000 Deutsche, 700 Engländer, 2300 Spanier an Bord. Als sie auf der Fahrt in Cadix neue Vorräthe einnahm, machte der Herzog von Medina Celi in Philipps Namen nochmals Vorstellungen, die nun aber in jedem Falle zu spät kamen. Die Landung ging bei Alzira glücklich von statten und sogleich traf Muley Mohammed mit 300 Mohren ein, um seinen Sohn als Geißel zu geben. Der Sheriff von Marokko hatte indessen ein Heer von 100,000 Mann zusammengebracht und mit diesem setzte er sich gegen die Küste in Bewegung. Noch einmal versuchte er eine gütliche Ausgleichung, die aber eben so erfolglos blieb. Am 31sten August standen beide Heere einander gegen über. „Da der Portugiese sein Verderben durchaus will," sagte Muley Moloch, „so mag er es haben." Sebastian hielt Kriegsrath. Einige stimmten für den Angriff, andere für den Rückzug. Ein Fluß trennte beide Heere. In Sebastians Lager herrschte Mangel an Lebensmitteln. Der Feind hatte alle Anhöhen im Besitz. Muley Mohammed war selbst für den Rückzug nach der Küste, da hier die Flotte im schlimmsten Falle Rettung sicherte und die Kränklichkeit seines Onkels Moloch den Besitz des Reichs, wenn er starb, ohne Schwertstreich sicherte. Doch der König hörte auf nichts. Selbst nicht bis auf den Nachmittag wollte er den Angriff aufschieben, wo die dann früh einbrechende Dunkelheit die Gefahr, wenn die Schlacht unglücklich ausfiel, verminderte. Sebastian munterte seine Scharen, als sie in Schlachtordnung gestellt waren (4ten August), selbst auf. Aber auch sein Gegner war nicht unthätig. In einem großen Halbmonde bewegte sich seine Masse vorwärts, in der ersten Linie die Tausende enthaltend, welche der Fanatismus aus dem Süden Spaniens vertrieben hatte, und auf beide Flügel 10,000 kühne Reiter. So schwach wie er war, verließ er seine Sänfte und setzte sich zu Pferde. Der Kampf ward bald allgemein. Sebastian durchflog die Reihen, immer im Kampfe der erste, und durchbrach die erste, die zweite Linie des Feindes. Muley Moloch mußte sich aus der Schlacht entfernen. Er starb in seiner Sänfte, ohne daß sein Heer etwas erfuhr. Bald führte die Tollkühnheit den jungen König mitten unter die Feinde, die bereits im Rücken seines Heeres wütheten. Er hatte die Wahl zu sterben oder sich gefangen zu geben. Noch ein Aufruf an seine Scharen und es war um ihn geschehen. Die Treuen, die ihn umgaben, ließen auch im Tode nicht von ihm und selbst Muley Mohammed bezahlte den Kampf mit dem Leben. So vernichtete das Schicksal die Ansprüche von allen dreien. Portugals Geschick war dabei das traurigste. Das ganze Heer blieb auf dem Wahl-

platze, oder gerieth in Gefangenschaft. Über Sebastians Schicksal waren die Angaben verschieden. Nach einigen blieb er im Kampfe unmittelbar. Nach andern wäre er entwaffnet, aber bald niedergehauen worden, weil die Mohren selbst unter einander über ihn in Streit geriethen. Am Morgen nach der Schlacht ward Molochs Bruder zum Sheriff ausgerufen und er ließ den Leichnam sogleich auf dem Schlachtfelde suchen. Der Kammerdiener Sebastians fand einen Todten, den er dafür hielt, denn er war so von Wunden entstellt, daß er es nicht verbürgen konnte. Die Folge davon war, daß sein Tod in Zweifel blieb, und als Portugal wirklich in Philipps Hände gerathen war, mehrere Abenteuer aufstanden, die sich für ihn ausgaben. Der eine war der Sohn eines Steinschneiders, der andere eines Ziegelbrenners. Beide endeten ihr Leben, der eine auf dem Schafot, der andere auf den Galeeren. Der letztere spielte die längste und glänzendste Rolle. Er erschien 20 Jahre nach Sebastians Niederlage zuerst in Venedig, wo er viel von der Art erzählte, wie er auf dem Schlachtfelde unter den Todten und Verwundeten sich verborgen und, um Portugals Ruhe nicht zu stören, in der Berberei geblieben sei. Dann habe er in Sicilien als Einsiedler gelebt und endlich den Entschluß gefaßt, sich dem Papste zu entdecken. Räuber hätten ihn geplündert und einige Portugiesen zufällig erkannt, nach Venedig gebracht. Der Senat verwies ihn. Er kehrte zurück und ward nun eingekerkert. Bei den mit ihm gehaltenen Verhören zeigte er sich indessen so schuldlos und unverdächtig, daß er in ganz Europa allgemeine Theilnahme erregte und der Senat ihn in Freiheit setzte, aber aus Venedig verwies. Ein Dominicanermönch, Joseph Tarera, in Paris, setzte alle Höfe in Bewegung, sich seiner anzunehmen. In Florenz ward er inzwischen wieder gefangen genommen, und nach Neapel ausgeliefert, wo er, bis zum letzten Augenblick auf seiner Aussage beharrend, als Galeerensclav behandelt, zuletzt aber einigen Nachrichten zu Folge, nach Castilien geschafft wurde, und hier starb. Sebastians Unternehmung hatte die Blüthe des portugiesischen Adels vernichtet, die Cassen waren durch die Ausrüstung der Flotte erschöpft. Das Reich war ohne unmittelbaren Thronerben. Drei Häuser machten Anspruch darauf: Parma, Braganza, Spanien. Die Gewalt des letztern unter Philipp II. siegte. Portugals Eroberung war die letzte Waffenthat des alten Alba. Unter Spaniens eiserner Herrschaft verlor Portugal seine ostindischen reichen Besitzungen, die die Niederländer wegnahmen, und es hat sich seit jenem abenteuerlichen Zuge nie wieder erholen können.

Seciren, s. Section.

Seckendorf (Veit Ludwig von), bedeutend als Staatsmann, groß als Gelehrter, war aus einem alten Adelsgeschlechte Frankens zu Herzogenaurach bei Erlangen 1626 geboren. Während der Vater, fürstbischöflich bambergischer Stallmeister und Amtmann zu Herzogenaurach, im Heere Gustav Adolphs focht, lebte die Mutter, eine Urenkelin jenes ritterlichen Verfechters der evangelischen Freiheit im schmalkaldischen Kriege, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, mit der Familie abwechselnd in Koburg, Mühlhausen und Erfurt. Von geschickten Lehrern vorbereitet, bezog der talentvolle Knabe 1638 das Gymnasium zu Koburg. Herzog Ernst von Gotha, der ihm wohl wollte, ließ ihn zugleich mit zwei Prinzen besonders unterrichten, rief ihn alsdann auf das gothaische Gymnasium und ersetzte ihm durch fürstliche Milde den frühen Verlust des Vaters, den ein schwe-

bisches Kriegsgericht 1642 zum Tode verurtheilt hatte. Auch die Königin Christine, Torstensohn und vornehmlich der edle Hauptmann Mortaigne nahmen sich des ausgezeichneten Jünglings thätig an, welcher trefflich vorbereitet, im 17ten Jahre die Universität Strasburg bezog. Hier studirte er drei Jahre lang, außer der Rechtswissenschaft auch Philosophie, Geschichte, das classische Alterthum und die Hauptzweige der Theologie, besuchte die Niederlande, und kehrte nach einigem Schwanken, ob er Kriegsdienste nehmen sollte, zu den Seinen nach Erfurt zurück, um sich um ein Civilamt zu bewerben. Auf dieser Reise besuchte er seinen fürstlichen Wohlthäter zu Gotha, der ihn bald als Hofjunker, frei von den gewöhnlichen Dienstleistungen, anstellte. — An Ernsts Hofe, dieser hohen Schule der Weisheit, Frömmigkeit und jeglicher Tugend, im Umgange mit trefflichen Männern und unter der besondern väterlichen Leitung des frommen Herzogs selbst, der ihm die Aufsicht über die Bibliothek anvertraute und seinen Studien die Richtung auf künftigen heilsamen Gebrauch für Staat und Kirche gab, reifte Seckendorf schnell vom Zöglinge zum würdigen Regierungsgehülfen seines Erziehers. 1652 ward er Hof- und Justizrath, 1656 geheimer Hof- und Cammerrath (auch Hofrichter in Jena) und 1664 wirklicher Geheimerrath und Kanzler. In diesen Ämtern nahm er rathend und helfend fast an allen wichtigen Reformen Theil, die Ernst in der Staatsverwaltung, in den Angelegenheiten der Religion und Volksbildung unternahm. Für den Unterricht der herzoglichen Prinzen entwarf er eine statistische und staatsrechtliche Beschreibung des heil. römischen Reichs deutscher Nation, für das gothaische Gymnasium ein Compendium historiae ecclesiasticae, das Artopöus in Strasburg vollendete. — Aus nicht ganz bekannten Ursachen, aber seiner vertrauten Verbindung mit seinem fürstl. Freunde unbeschadet, trat Seckendorf 1664 als Geheimerrath, Kanzler und Consistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Zeitz. Auch hier wirkte er kräftig und wohlthätig, sah sich aber bald in so verdrießliche Verhältnisse verwickelt und so verunglimpft, besonders wegen der von ihm beförderten, aber nur unvollkommen bewirkten Aufhebung des Collegialstifts in Zeitz, daß er nach Moritzens Tode 1681 seine Ämter niederlegte, und sich auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurückzog. Hier verlebte er ein Jahrzehend in glücklicher Muße, beschäftigt mit gelehrten Forschungen, mit der Ausarbeitung seines großen Werkes über das Lutherthum, und durch Briefwechsel mit den ersten Gelehrten jener Zeit verbunden. Zugleich war er Landschafts- und Obersteuerdirector des Fürstenthums Altenburg. — Doch noch einmal sollte er den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit betreten. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg rief ihn 1691 als Geheimenrath nach Berlin und stellte ihn als Kanzler an die Spitze der eben gestifteten Universität Halle. Seckendorf schied nicht ungern aus seiner Ruhe, und erlag bald nach seiner Ankunft in Halle wiederholten Anfällen von Steinschmerzen. Unter heilsamen Entwürfen starb er 1692. Sein einziger Sohn starb bald nach ihm. — Erscheint Seckendorf höchst liebenswürdig als Mensch, streng gerecht bei Güte und Milde, voll deutscher Treue und Biederkeit, stets würdevoll und bescheiden, mit ächt religiösem Sinn, so daß er mit Recht omnium Nobilium christianissimus et omnium Christianorum nobilissimus heißen konnte; so erscheint er nicht minder achtungswerth als Gelehrter. Neben der ausgebreitetsten Sprachkenntniß, die er besaß, war er in dem weiten Felde der Geschichte, Staatenkunde

und der positiven Rechte ganz einheimisch. Stand er in der Rechtsphilosophie Pufendorff nach, so ward auch der bittre Streit über das Princip des Naturrechts weder von ihm veranlaßt, noch von ihm so leidenschaftlich geführt, wie von dem gewandten Gegner. Als Staatsmann zeigte er überall, unter den verwickelten Verhältnissen der sächsischen Häuser, eben so viel Einsicht und Gewandtheit als rechtlichen Sinn. Sein deutscher Fürstenstaat, nach Ernsts Grundsätzen entworfen, war zu seiner Zeit ein höchst brauchbares Handbuch der Staatslehre und Regierungskunst. Als Theolog gehörte er im Fache der Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte zu den Kennern. Gründliche theologische Kenntnisse zu verbreiten, den Lehrstand zu heben und zu veredeln, und durch Verbreitung thätigen Christenthums das Heil der protestantischen Kirche zu befördern, dahin suchte er kräftig zu wirken, besonders auch in seinem Christenstaat (Leipzig 1685). Aber sein Hauptwerk in dem Felde der Theologie ist sein Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo etc. (zuerst in Leipzig 1688, vollendet in Fol. Frankfurt und Leipzig 1692), zu dessen Ausarbeitung er sich vornehmlich durch Maimbourgs verunglimpfende Histoire du Luthéranisme aufgefordert fühlte. Abgesehen von der Polemik und der unbequemen Einrichtung bleibt dieses Werk, für welches er die reichhaltigsten Urkundensammlungen mit unnennbarem Fleiße benutzte, noch jetzt eine der reichhaltigsten und zuverlässigsten Quellen für jenen merkwürdigen Zeitraum, den das Leben und Wirken des großen Reformators ausfüllt. Außerdem erschienen von Seckendorf deutsche Reden, einige ascetische und Gelegenheitsschriften, und verschiedene geistliche Dichtungen in den ältern Gesangbüchern. Für die Acta Eruditorum war er sehr thätig. — Schlecht geschrieben, aber genau und vollständig ist Schrebers Historia vitae et meritorum Viti Ludov. a Seckendorf, Lips. 1733, 4.

Seckendorf (Friedr. Heinr., Reichsgraf von), k. k. Feldmarschall, des vorigen Bruderssohn und Erbe. Dieser durch Thaten und Schicksale ausgezeichnete Mann, der als Krieger und Diplomatiker tief in die Weltbegebenheiten eines halben Jahrhunderts eingriff, war 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Nach des Vaters frühem Tode nahm ihn der Oheim zu sich nach Zeitz und Meuselwitz. Von diesem selbst im Naturrecht und in der Staatenkunde, von Privatlehrern in neuern Sprachen und auf der zeitzer Schule von Cellarius in der Mathematik und Philologie unterrichtet, studirte er von seinem 15ten Jahre an zu Jena, Leipzig und Leiden, wo er 1693 seine akademischen Studien mit einer juristischen Disputation schloß. Der Tod seines Oheims entschied ihn für den Kriegsdienst. Er trat als Freiwilliger in das englisch = holländische Heer unter Wilhelm III. von England, ging aber schon 1694 als Cornet bei einem gothaischen Kürassierregiment zum Reichsheere, das unter dem Markgrafen Ludwig von Baden am Mittelrhein wider Frankreich focht. Des thatenlosen Stillstehens überdrießig, nahm er seinen Abschied, um unter den würtembergischen Miethstruppen der Republik Venedig in Morea zu dienen. Dieser Plan ward durch den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach verändert, welcher ihn auf einer Reise durch Italien als Hofcavalier mit sich nahm dun ihn dann als Hauptmann bei dem Infanterieregimente anstellte, das er für des Kaisers Dienst sammelte. Er ging mit demselben an den Rhein. Aber diesen Feldzug endigte der ryswicker Friede eben so

schnell, als der carlowitzer den folgenden, der das anspachsche Regiment nach Ungarn wider die Türken führte, und Seckendorf kehrte unwillig nach Anspach zurück, wo ihn der Markgraf zum Cammerjunker und Major ernannte. — Erst der spanische Erbfolgekrieg gab ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente zu entfalten. Die anspachschen Truppen traten in holländischen Sold. Seckendorf kam als Obristlieutenant zu den Dragonern, und wohnte der Belagerung von Kaiserswerth, den Eroberungen von Venloo, Rüremonde, Lüttich und mehrern Gefechten, auch der unglücklichen Schlacht am Speierbache bei, die den Entsatz von Landau vereitelte (1703). Die siegenden Franzosen und Baiern standen als Herren von Oberdeutschland an der Donau; da überschritt Marlborough, dessen Vorläufer Seckendorf war, den Rhein, und reichte bei Hochstädt Eugen die Hand zur Vernichtung der feindlichen Scharen. Seckendorf allein mit seinen Dragonern eroberte sechzehn Fahnen. Von Marlborough mit Lob überhäuft, von Eugen mit einem Vertrauen begleitet, das nie wieder schwand, von seinem Fürsten zum Obersten und Inhaber eines Infanterieregiments erhoben, ging er zurück an die Mosel, focht in Brabant, theilte 1706 den blutigen Sieg bei Ramillies, half Antwerpen, Ostende, Menin, Dendermonde und Ath wegnehmen und wirkte entscheidend mit zur Niederlage der Franzosen bei Oudenarde. In der viermonatlichen Belagerung von Ryssel unter Eugen (1708) führte er die Oberaufsicht über die Laufgräben, und leistete trotz mehrerer Wunden die wichtigsten Dienste. Da ihm aber nach der Übergabe geheime Ränke die versprochene Commandantenstelle entrissen, verließ er das Heer, und trat mit Eugens geheimer Bewilligung als Generalmajor in König Augusts II. von Polen Dienste; wohnte indeß noch als Freiwilliger der Eroberung von Tournay und dem Siege bei Malplaquet bei, worauf er das Commando der sächsischen Miethtruppen übernahm, als eben durch Marlboroughs Abberufung die Aussicht zu kriegerischen Thaten verschwunden war. Willkommen war es ihm daher, als polnischer Gesandter nach dem Haag zu gehen, und so mittelbaren Antheil am utrechter Frieden (1713) zu nehmen. Die Polen zur Ruhe zu bringen, führte er sodann Truppen nach Warschau, kehrte aber 1714 nach Dresden zurück, leitete, zum Generallieutenant ernannt, die Kriegsrüstungen, rückte 1715 mit dem sächsischen Heere in Vorpommern ein, vereinigte sich mit den Preußen und wirkte nachdrücklichst zum Falle Stralsunds mit. Dann ging er mit dem Heere nach Polen, die neuen Unruhen zu dämpfen, und kehrte 1716 nach Sachsen zurück. — Hier erhielt er das Patent als kaiserl. königl. General-Feldmarschall-Lieutenant. Er führte dem Kaiser zwei anspachsche Regimenter zu, mit denen er eben noch anlangte, um an Eugens großem Siege vor Belgrad Theil zu nehmen. — Spanien hatte inzwischen den Türkenkrieg benutzt, dem Kaiser Sardien zu entreißen, und einen Theil Siciliens zu erobern; Messina war gefallen und Milazzo wurde belagert. Eilig wurde Seckendorf mit 6000 Mann zur Verstärkung dahin abgeschickt. Er hatte den feindseligsten Widerstand der Elemente bei der Überfahrt zu bekämpfen, kam endlich 1719 zu Milazzo an, und wehrte den Fortschritten der Feinde, bis Mercys Ankunft mit 15,000 Mann frischer Truppen den Entsatz der Festung vollendete. Seckendorf unterwarf hierauf die liparischen Inseln, kehrte dann nach Sicilien zurück, konnte aber durch seine Tapferkeit Mercys Niederlage im Thale von Francavilla nicht hindern.

Trotz mehrerer Wunden entriß er den Spaniern die meisten von ihnen besetzten Küstenstädte, und schloß endlich zu Girgenti (Mai 1720) den sogenannten Evacuations- (Räumungs-) Vertrag, der Sicilien und Sardinien unter des Kaisers Herrschaft brachte. Dankbar sandte ihm Carl VI. das Reichsgrafendiplom vom 2ten April 1719. — Während des allgemeinen Friedens von 1721 an ward er zum kaiserl. Feldzeugmeister ernannt, und ihm gestattet, vom König August, der ihn schon vorher zum geheimen Rathe und polnisch-sächsischen General der Infanterie gemacht hatte, das Gouvernement von Leipzig anzunehmen, wo er fünf Jahre angenehmer Ruhe verlebte. — Im Aug. 1726 ging er mit unumschränkter kaiserl. Vollmacht nach Berlin, und wußte sich die Gunst des Königs in solchem Grade zu erwerben, daß dieser dem hannöverischen Bündniß entsagte, und nicht nur im Vertrage von Wusterhausen die pragmatische Sanction anerkannte, sondern auch später dem Kaiser im Angriffsfall 10,000 Mann Hülfstruppen zusagte. Seckendorf empfing zur Belohnung seiner diplomatischen Geschicklichkeit den Charakter eines kaiserl. geheimen Raths. Um Preußens Bruch mit England noch entschiedener zu machen, hintertrieb er die Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalia, und bewirkte die Verlobung desselben mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern (s. d. Art.), einer nahen Verwandten des Kaisers. Dadurch aber zog er des Prinzen tiefsten Unwillen auf sich, den dieser Fürst stets gegen ihn behielt, wiewohl er Seckendorfs eifrigste Verwendung rühmend anerkennt, als sein harter Vater im Begriff stand, ihn dem Blutgerüst zu überliefern. — Für gleiche Zwecke, wenn auch nicht überall mit gleichem Erfolg, erschien Seckendorf während seiner berliner Anstellung an mehrern andern Höfen als kaiserl. Bevollmächtigter. Am fruchtlosesten waren seine Bemühungen am dresdener Hof, der sich endlich bewogen fand, über seine unbefugte Zudringlichkeit Beschwerde zu führen; ein Verfahren, das der Kaiser nur der obwaltenden Umstände wegen ungerügt ließ. Dieser, besorgt über den sevillischen Bund der bourbonischen Häuser und der beiden Seemächte, wünschte vor allem, sich der deutschen Stände zu versichern. Seckendorf wirkte dazu mit Rath und Hülfe, und während England den wiener Vertrag schloß, und darin die pragmatische Sanction anerkannte, bereiste er die Höfe von Cassel, Braunschweig, Anspach, Baireuth und Gotha, und bewirkte fast überall günstige Gesinnungen für den Kaiser und sein Erbfolgegesetz. — Mit doppelten Aufträgen ging er im April 1732 nach Kopenhagen, überwand alle Hindernisse, und schloß mit Christian VI. einen Vertrag, worin derselbe das kaiserliche Erbfolgegesetz anerkannte und dem Herzoge von Gottorp eine genügende Entschädigung versprach, wogegen Österreich und Rußland die Länder der dänischen Monarchie mit Inbegriff Schleswigs garantirten. — Um den König von Preußen, der gegen Österreich mißtrauisch geworden war, in die frühere günstige Stimmung zurückzuführen, eilte Seckendorf nach Berlin, und veranstaltete eine Zusammenkunft des Kaisers und Königs zu Kladrup in Böhmen, von der Friedrich Wilhelm vollkommen beruhigt durch neue Versicherungen wegen Jülich und der Anwartschaft auf dasselbe zurückkehrte. — Darauf begann Seckendorf auch die Unterhandlungen mit den Generalstaaten, beseitigte gewandt alle Schwierigkeiten, und bewirkte endlich auch Hollands Beitritt zum wiener Vertrag für die Hauptpuncte, namentlich für die pragmatische Sanction. — Aber in die verwickeltste und

schwierigste Thätigkeit zog ihn endlich die polnische Thronfolge, die fast alle europäischen Cabinetter beschäftigte. Noch bei Lebzeiten Augusts II. wurde von ihm, dem russischen Gesandten, und dem preußischen Bevollmächtigten ein Vertrag abgeschlossen, in welchem die drei Mächte versprachen, bei eintretender Thronerledigung alle französischen Bewerber auszuschließen, und den Infanten Emanuel von Portugal zu unterstützen. Aber Augusts plötzlicher Tod noch vor Vollziehung dieses Vertrags änderte die Stimmung der Höfe, und Österreich und Rußland versprachen dem jungen Kurfürsten von Sachsen ihren Beistand. Umsonst suchte Seckendorf den König von Preußen zu gleicher Willfährigkeit zu bewegen; er mußte sich begnügen, den Unwillen desselben in Schranken zu halten. Diese Schonung war um so nothwendiger, da Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde, um der polnischen Thronbesetzung willen den Krieg in den kaiserlich italienischen Staaten entzündet, Lothringen besetzt hatte, und drohend am Rhein stand. Carl VI. war in höchster Bedrängniß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht. Dieser Noth abzuhelfen, spannte Seckendorf alle Federn. Wirklich gehörte sein Ansehen, seine Beharrlichkeit und eigenthümliche Überredungskraft, aber auch Friedrich Wilhelms religiöse Achtung für Kaiserwürde und Reichsehre dazu, um mit diesem von Österreich entfremdeten, überall von dem französischen Botschafter umschlichenen Monarchen endlich auf den Grund des wusterhauser Vertrags eine Übereinkunft abzuschließen, nach welcher der König, freilich unter sonderbaren Beschränkungen, 10,000 Mann Hülfstruppen an den Rhein zu senden versprach. Dieser diplomatische Sieg Seckendorfs machte zugleich dem Zögern Baierns, der Pfalz und Cölns ein Ende. — Er eilte hierauf nochmals nach Kopenhagen, um auch hier Miethstruppen zu dingen, und erhielt bei dieser Gelegenheit vom Könige Christian VI. den Elephantenorden, nachdem er schon früher mit dem polnischen weißen Adlerorden beschenkt und zum Johanniter-Ritter war erhoben worden. Endlich brachte es sein rastloser Eifer dahin, daß 1734 das Reichsheer am Rheine versammelt war. Der sieggewohnte Eugen übernahm den Oberbefehl, erbat sich aber den Grafen Seckendorf zum Beistand, der bereits zum Reichsgeneral der Cavallerie ernannt worden war. Philippsburg war eben gefallen, als er ankam. Der Zustand des Heeres war elend, und der Prinz wagte nichts Entscheidendes. Während Seckendorf fortfuhr, die berliner Angelegenheiten auch aus der Ferne zu leiten, wandte er als Gouverneur von Mainz den Winter an, dieses Bollwerk Deutschlands zu verstärken. Im Feldzuge von 1735 war er es allein, der sich durch glückliche Unternehmungen auszeichnete. An der Spitze von etwa 30,000 Mann überstieg er den Hundsrück, und lieferte am 20sten Oct. 1735 das Treffen bei Klausen. Im Begriff, die erfochtenen Vortheile zu benutzen, und in Champagne einzudringen, erfuhr er den Waffenstillstand, dem bald der Friede folgte. August wurde zwar als König von Polen anerkannt, aber Österreich verlor Neapel und Sicilien, und außerdem das Zutrauen seiner deutschen Bundesgenossen. — Zürnend über diesen Ausgang, wollte Seckendorf sich in den Privatstand zurückziehen, als sich Österreich in einen neuen Türkenkrieg verflochten sah. Empfohlen von dem sterbenden Eugen, erhielt Seckendorf 1737 als Feldmarschall den Oberbefehl über das 44,000 Mann starke Heer, welches bei Belgrad stand. Trotz dem mangelhaften und muthlosen Zustande des Heeres, und trotz den Hindernissen, die ihm Gebun-

enheit im Kriegsplan und ausgetretene Flüsse in den Weg stellten, besetzte er das türkische Servien. Nissa ergab sich den 25sten Jul. 1737. Allein der Ungehorsam der Unterbefehlshaber, die erfolglosen Unternehmungen des Prinzen Joseph von Hildburghausen und Khevenhüllers, und die Feigheit des Commandanten von Nissa versetzten ihn bald in eine mißliche Lage, und indem seine Feinde, deren er als Ausländer und Protestant hatte, die Gefahr noch vergrößerten, gelang es ihnen, seinen Sturz zu bewirken. Er ward abgerufen, zur Rechenschaft gezogen, und, ungeachtet er sich rechtfertigte, in strengem Gewahrsam behalten. Der Kaiser suchte sein Verfahren beim Reichstage in einem langen Manifest zu rechtfertigen. Verfolgt von der Wuth des wiener Pöbels, ward Seckendorf nach Grätz gebracht, wo er noch über zwei Jahr gefangen saß, während der Krieg unglücklich fortgesetzt und beendigt wurde. Erst Maria Theresia setzte ihn in Freiheit, und bestätigte alle seine Würden, ohne ihm jedoch eine Anstellung zu geben. — Unter diesen Umständen glaubte sich Seckendorf als Gouverneur der Reichsfeste Philippsburg dem neuen Kaiser, Carl VII., verpflichtet. Er empfing von demselben, nach einigen Sendungen nach Dresden und Berlin, den Oberbefehl des baierschen Heers. Baiern ward von ihm befreit, und Braunau besetzt. Aber schlecht unterstützt von den Franzosen, mußte er der Übermacht des Prinzen Carl von Lothringen wieder weichen, welcher bis an den Rhein vordrang. Unterdeß ging Seckendorf auf Friedrichs II. Verlangen nach Potsdam, und half dort die Union vorbereiten, die zwischen Preußen, Baiern, Pfalz und Hessen-Cassel im Mai 1744 zu Frankfurt geschlossen wurde. Als darauf Friedrich II. in Böhmen einbrach, und der Prinz Carl zum Beistande der Erbstaaten zurückeilte, drang Seckendorf abermals vor, befreite ganz Baiern, führte den Kaiser nach München zurück, und legte den 1sten Dec. 1744 freiwillig das Commando nieder. Als bald nachher der Kaiser starb, trug er thätig dazu bei, dessen Sohn mit Österreich zu versöhnen. Der Friede zu Füssen war Seckendorfs Werk und zugleich die Schlußhandlung seines thatenreichen politischen Lebens. — Von Kaiser Franz I., den er in Frankfurt begrüßte, gütig aufgenommen, und in allen früher im kaiserlichen Dienst errungenen Ehrenstellen bestätigt, begab er sich auf sein Schloß nach Meuselwitz, dort als Privatmann sein Leben zu enden. Auch hier blieb seine Ruhe nicht ungestört. Der Tod raubte ihm eine Gemahlin, mit der er 58 Jahr zwar kinderlos, aber glücklich verbunden gewesen. Während des siebenjährigen Kriegs aber ließ Friedrich II. den 85jährigen Greis, unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Österreich im Dec. 1758 plötzlich in Meuselwitz überfallen, und aus der Kirche, wo er sich eben befand, nach Magdeburg abführen. Dort mußte er ein halbes Jahr gefangen zubringen, bis die Erlegung einer großen Geldsumme, und die vom Könige gewünschte Auswechslung des bei Collin gefangenen Prinzen Moritz von Dessau ihm die Freiheit verschafften. Sich nicht neuen Gefahren Preis zu geben, ging er auf einige Zeit nach Franken, kehrte 1760 nach Meuselwitz zurück, und wendete hier den Rest seiner schwindenden Kräfte an, seinen militärischen Lebenslauf schriftlich aufzusetzen. Er sah noch das Ende des ihm so wichtigen Kampfes, und starb zu Meuselwitz den 23. Nov. 1763 im 91sten Lebensjahre. — Sehr verschieden ist das Urtheil über diesen Mann, der durch ein funfzigjähriges öffentliches Wirken mächtig in seine Zeit eingriff und sie schaffen half. Friedrich II., dessen

Plane er mehrmals kreuzte, spricht von ihm nicht ohne Parteilichkeit; noch gehässiger sind die Declamationen Pöllnitzens. Vorzügliche Talente, ungemeine Kenntnisse und Erfahrungen im Felde, wie im Cabinet, konnten ihm selbst seine Feinde nicht absprechen; dagegen schildern sie seinen Charakter, besonders in diplomatischer Hinsicht, mit den schwärzesten Farben. Aber auch hier ist vieles übertrieben. Deutschlands Wohlfahrt und Ehre lagen ihm am Herzen, und er sah wohl ein, daß diese nur durch einmüthiges Anschließen Aller an das Reichsoberhaupt erhalten werden könnten. Für diesen Zweck arbeitete er als ein deutscher Patriot mit Hintansetzung aller Nebenrücksichten. Liebenswürdig mochte er allerdings wenigen erscheinen, aber er verschmähte Arglist und Verstellung, und verfolgte sein Ziel gerade und kräftig. Ehrgeiz lag ohne Zweifel in seiner Seele, aber er richtete ihn auf das Große und Würdige. Nur in voller Thätigkeit fand er Genüge, und wie unhold sich auch das Glück ihm zeigte, er ließ nicht ab, in seinem Streben, es bei der Stirn zu erfassen. Er war sparsam, aber nie bei würdigen Gegenständen oder auf unwürdige Weise. Wie er für die Bedürfnisse der Soldaten mit eigenen Aufopferungen sorgte, so stiftete er auch im engern Kreise seiner Untergebenen viel Gutes. Sein Wille war herrisch, aber gerecht, in seinem Privatleben herrschte die pünctlichste Ordnung und Sittenstrenge. Die Religion war seine Begleiterin im Glück und Unglück. Einen würdigen Biographen hat er an Theresius von Seckendorf gefunden, dessen Versuch einer Lebensbeschreibung des F. M. Gr. v. Seckendorf, Leipzig 1792 und 1794, in 4 Bänden erschienen ist. — Von des Feldmarschalls Bruder, Ernst Ludwig, Freiherrn von Seckendorf, geb. 1672, gest. 1741 als preuß. geheimer Staatsminister, stammt das gegenwärtig im Fürstenthume Altenburg und in Sachsen ausgebreitete Seckendorfische Geschlecht ab.

Seckendorf (Leo, Freiherr von), durch Leier und Schwert eines bleibenden Andenkens würdig. Sein Vater war erst markgräfl. anspachischer Cammerpräsident, darauf würtembergischer Cammerherr und Comitialgesandter zu Regensburg, und trat, nach widrigen Erfahrungen, späterhin in badensche Dienste, in welchen er zuletzt als bevollmächtigter Minister des Großherzogs am fürstl. primatischen Hofe erschien. Leo von Seckendorf war geboren zu Wonfurt bei Haßfurt ums J. 1773. Von der Natur mit herrlichen Kräften, mit einer reizbaren, für alle geistigen Eindrücke doppelt empfänglichen Organisation begabt, umfaßte er früh schon mit Liebe die Poesie und das Studium der Alten, und gab sich beiden während seiner akademischen Jahre in Jena und Göttingen vorzüglich hin. Noch bestimmter ward seinem Genius die Bahn gezeichnet, da er ums J. 1798 als Regierungsassessor nach Weimar und in enge Verbindung mit Wieland, Göthe, Herder und Schiller kam. Sein Streben ward nun fast ausschließend auf literarisch ästhetische Wirksamkeit gerichtet. Zuerst erschienen von ihm Blüthen griechischer Dichter (Weimar 1800), an deren Übertragung man hauptsächlich ein übervossisches Handhaben der deutschen Sprachformen tadelhaft fand. Darauf gab er ein ausgezeichnetes Neujahrs-Taschenbuch von Weimar für 1801 heraus. Zur großen Störung seiner äußern Ruhe verließ er 1802 Weimar, ging bald darauf als würtembergischer Cammerherr und Regierungsrath nach Stuttgart, ward hier unglücklicher Weise in die Untersuchung eines angeblichen Majestätsverbrechens verwickelt, und kam als Staatsgefangener auf das Schloß Solitüde, später

ich Asberg. Beim Ausbruche des Kriegs 1805, da der österreichi-
)e Vortrab, und unter demselben Seckendorfs Oheim, der k. k.
eldzeugmeister Freiherr von Seckendorf, sich dem würtembergischen
ebiet näherte, ward er frei gelassen. Er hielt sich nun eine Zeit-
ng in Franken bei seinen Verwandten im stillen Umgange mit den
Musen auf. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren ei-
ge Musen-Almanache (Regensburg 1806 und 1807). Eben war
im Begriff, wieder ein Civilamt in dem neuen Kurfürstenthume
Würzburg zu suchen, als die Krankheit seines Bruders, der in öster-
eichischen Militärdiensten stand und brüderliche Pflege wünschte, ihm
Veranlassung gab, nach Wien zu gehen. Die literarischen Schätze
nd der Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten gewannen ihn für diese
Stadt. Er verband sich mit seinem Freunde, Joseph Ludwig Stoll,
ur Herausgabe des Journals Prometheus. Voll der Hoffnung, daß
adurch zugleich eine literarische Annäherung zwischen Süd- und Nord-
eutschland könne bewirkt werden, bot Seckendorf alles auf, sein
Vorhaben in möglichster Vollendung auszuführen, und reiste selbst
noch einmal nach Sachsen zurück, um Beförderer und Theilnehmer
u gewinnen. So gedieh Prometheus (dessen erstes Stück im Früh-
ahr 1808 erschienen war) bis zum sechsten Stücke, als der Krieg
von 1809 ausbrach. Österreich hallte wieder von Aufgeboten zur Lan-
desvertheidigung; freiwillig und freudig traten Tausende aus den edel-
sten wiener Familien unter die Waffen. Auch Seckendorf, dessen hel-
lenisch-deutsches Gemüth den hohen Zweck dieses Kampfes mit Be-
geisterung erkannte, ging als Hauptmann bei der wiener Landwehr
zum Heere. Als der Krieg sich von Baiern nach Österreich wälzte,
folgte Seckendorf der Hillerschen Heeresabtheilung, die den helden-
müthigsten Kampf bei Ebersberg (s. d. Art.) an der Traun be-
stand. Hier fand er den Tod, den er sich oft gewünscht hatte. Er
war bei den vier Bataillonen wiener Landwehr, die mit spartanischer
Ausdauer der vordringenden zwiefach stärkern Division Claparede ent-
gegenstanden. Der Untergang vor Augen, wollte er eben mit seiner
Mannschaft aus einem verschanzten Gebäude noch einen Ausfall nach
der Brücke thun, als er durch einen Schuß schwer verwundet wurde.
Man trug ihn in eine Scheuer der schon brennenden Stadt zu an-
dern hülfslosen Kampfgenossen; dort starb er höchst wahrscheinlich
vollends den Flammentod (6ten Mai 1809).

Secretion oder Absonderung. Viele Bestandtheile der Orga-
nismen werden während ihres Lebens durch immerwährende Thätig-
keit umgewandelt und zur weitern Lebensform unbrauchbar. Zur
regelmäßigen Fortdauer ist die Wegschaffung derselben eben so nöthig,
als ein stetiger Ersatz des Verlornen, so daß alles Lebendige, ohne
seine Form auffallend zu ändern, dennoch nur im beständigen Wech-
sel seiner Bestandtheile bestehen kann. Der Ersatz geschieht aus dem
Blute, und der Vorgang selbst heißt Secretion oder Absonderung.
Beim Menschen und den mehrsten Thieren sondern sich zum Zwecke
dieser Selbsterhaltung sowohl feste Stoffe als Flüssigkeiten ab. Die
festen Stoffe krystallisiren aus den Haargefäßen sogleich an dem Orte
ihrer Bestimmung, indem diese Gefäße, die einen Theil jedes Organs
selbst ausmachen, eine für den Ersatz des Organs passend modificirte,
gerinnbare Lymphe aus dem Blute aufnehmen und zur Erstarrung
bringen. Die Flüssigkeiten aber haben nicht geradezu den Zweck, die
Form zu erhalten, sondern dienen dazu, die unorganischen Nah-
rungsmittel dem Körper ähnlich zu machen (assimiliren), indem sie

(Speichel, Magensaft, Galle) die Verdauung unsterstützen und b[illegible] wirken. In diesen secernirten, Flüssigkeiten findet man die Bestan[illegible] theile des Blutes mit wenig Abänderung wieder, sie enthalten a[illegible] ßerdem alle freies Alkali. Ihnen gegenüber stehen die Excretion[illegible] oder Aussonderungen, die ziemlich auf dieselbe Art und durch äh[illegible] liche Einrichtung von Organen bereitet werden, aber freie Sä[illegible] enthalten und den Zweck haben, das Unbrauchbargewordene zu e[illegible] fernen. Fs.

Sect. Diesen Namen führen gewisse starke spanische Wein[illegible] besonders der um Sevilla gebaute weiße köstliche Xereswein, the[illegible] süß (unter dem Namen Paxaret bekannt), theils etwas bitter [illegible] magenstärkend. Er ist für viele Städte, und besonders für Cad[illegible] Malaga, Amsterdam und Hamburg ein ansehnlicher Gegenstand de[illegible] Handels, welcher in das Ausland getrieben wird.

Secten (Abtheilungen) entstehen überall, wo in gesellschaftlich[illegible] Verhältnissen eine bestimmte Ansicht, Meinung und Sitte sich a[illegible] die herrschende geltend macht und allgemeine Unterwerfung forder[illegible] Wenn aber, was in der Welt politischer Meinungen, wissenschaftl[illegible] cher Ansichten und künstlerischer Bestrebungen sich eigen gestaltet, un[illegible] als ein nur in diesen Beziehungen abgesonderter Verein von Bürger[illegible] Gelehrten und Künstlern neben das Allgemeine oder Andersgesinnt[illegible] tritt, lieber Partei oder Schule genannt zu werden pflegt, so bezeichnet der Sprachgebrauch mit dem Namen Secten durchgängig Religionsgesellschaften, die in und neben einer herrschenden Kirche bestehen, und durch eigenthümliche Glaubensbekenntnisse und Verfas[illegible] sungen ein abgesondertes kirchliches Leben bilden. Keine abgesondert[illegible] Religionsgesellschaft mag sich selbst so nennen, indem jede in Lehrbe[illegible] griff, Lebensordnung und Gottesdienst das Richtige, zu allgemein[illegible] Gültigkeit Geeignete zu besitzen meint; und je fester eine auf dieser Meinung besteht, desto leichter wird auch in ihren Augen jeder Ver[illegible] ein zur Secte, der ihre Religion anders betrachtet und ausübt. (Vergl. d. Art. Ketzer.) — Unter allen den Religionen, die in der gebildeten Welt verbreitet sind, gibt es Secten. Unter den Ju[illegible] den sondern sich die Verächter des Talmud (Karaiten) von den Verehrern desselben, den besonders in Europa angesiedelten rab[illegible] binischen Juden und von beiden die Samariter (s. d.) ab. Der Islamismus hat außer den beiden Hauptparteien, der Sun[illegible] niten und Schiiten, noch eine Menge kleinerer Secten, z. B. die Jeziden, Wechabiten, Ismaeliten, Nosairier u. s. w., erzeugt, die sich durch mannichfaltige Auslegung des Korans und vorzüglich durch Abweichungen in der Genealogie der Familie des Propheten Mohammed, auf welchen die Stammhäupter jeder Mo[illegible] hammedanischen Secte ihre Abkunft zurückführen, von einander unter[illegible] scheiden. Nicht minder mannichfaltig, aber noch wenig gekannt sind die Secten, in welche sich die Gebiete der heidnischen Religionen des östlichen Asiens theilen. In China bestehen neben einander die Re[illegible] ligionen des Fo, des Lao-kiun oder Tao-tse, des Kon-fu[illegible] tse und der Lamaismus, welcher letztere sich nicht nur unter den tatarischen und mongolischen Völkerschaften verschieden gestaltet hat, sondern auch nach seinen Hauptsitzen in den tibetanischen und birma[illegible] nischen zerfällt; und unter den Verehrern des Brama in Ostindien ist die Verschiedenheit der Meinungen und Gebräuche so groß, daß man nicht weiß, welche Partei man für die orthodoxe halten soll. Ein Gemisch christlicher und Mohammedanischer Lehrmeinung und Sitte

st das Eigenthümliche der Drusen; mit orientalischen Phantasien
vermengt findet man Elemente des Judenthums und Christenthums
bei den Sabiern oder Johannisjüngern. Die bekanntesten und merk-
würdigsten Secten sind uns jedoch diejenigen, die aus dem Schoße
des Christenthums hervorgingen. Zur bequemen Übersicht be-
trachten wir sie nach verschiedenen Familien oder Gattungen der Ab-
weichung von dem orthodoxen Stamme der christlichen Kirche, wo-
durch sie in den Hauptperioden der Kirchengeschichte bemerkbar wer-
den, und verweisen bei den in diesem Werke besonders dargestellten
christlichen Secten auf die betreffenden Artikel. — Aus Christen, die
das Evangelium durch Beimischung jüdischer Lehren und Satzungen
verfälschten, und die chiliastische Träumereien der jüdischen Messias-
idee nährten, bestand die älteste Gattung christlicher Secten (s. den
Art. Nazarener). Wenn die Nikolaiten (s. d. Art.), von
denen in der Apokalypse geredet wird, eine besondere Secte bildeten,
verloren sie sich doch nach kurzer Dauer unter den ersten Gnostikern,
die seit dem Anfange des 2ten Jahrh. zu einer eigenen, jenen judai-
sirenden Christen durch Verwerfung des alten Testaments und der jü-
dischen Grundlage der christlichen Religion scharf entgegengesetzten
Gattung christlicher Secten heranwuchsen, und ihre mit christlichen
Lehrsätzen vermischten Ideen aus der alten orientalischen Religions-
philosophie (Chaldäismus, Magismus, Zoroastrismus) in Lehre und
Religionsübung mehr als Adepten, denn als Gegner des Christianis-
mus auf mannichfaltige Weise ausprägten. Dahin gehören die An-
hänger Simons, Menanders und Cerinths als Vorläufer
der Gnosis, d. i. der höheren Einsicht in die Geheimnisse der Re-
ligionslehre, welche die seit der Mitte des 2ten Jahrh. entstandenen
und nach weiter Verbreitung erst im 5ten Jahrh. unterdrückten
Secten der Saturninianer, der Basilidianer, der Kar-
pokratianer, der Valentinianer, der Marcioniten, von
denen die Ophiten, der Tatianisten, von denen die Seve-
rianer, auch Enkratiten, Apotaktiten oder Sakkopho-
ren, Hydroparastaten oder Aquarier genannt, und die An-
hänger des Bardesanes und Hermogenes ausgingen, zu be-
sitzen glaubten. Weil sie mehr oder weniger die Wirklichkeit der hi-
storischen Person Jesu in allegorischen Schein auflösten, nannte man
sie auch Doketen und Phantasiasten. Über alle diese gnosti-
schen Secten vergl. d. Art. Gnosis. — Ihnen nahe verwandt wa-
ren die Manichäer (s. Mani), deren ursprünglich orientalische
Lehre auch im Abendlande zu verschiedenen Zeiten bei Secten anderes
Namens auflebte. Manichäisch-gnostische Lehrsätze und Übungen zo-
gen schon 385 zu Trier dem Bischof Priscillian von Avila nebst sechs
Anhängern die Strafe der Enthauptung zu, und seine unter dem
Namen der Priscillianisten bekannte Partei fristete ihr abge-
sondertes kirchliches Leben in Spanien bis in das 6te Jahrh. We-
niger erweislich ist der manichäische Ursprung der gegen Ende des
3ten Jahrh. in Ägypten entstandenen Hierakiten oder Melchi-
sedekiten (s. d. Art.). Nur in der Neigung zu einem enthaltsa-
men und beschaulichen Leben grenzt an die Eigenthümlichkeit der vom
wahren Christenthum wesentlich abweichenden Gnostiker und Manichäer
der ihrer Geheimlehre sonst ganz entgegengesetzte sittliche Mysti-
cismus der Montanisten (s. d.), welche schon im 2ten Jahrh. in
Phrygien aufkamen und daher auch Phrygier, Pepuzianer
genannt wurden. Eben so wenig als diese dem Mönchthum vorar-

bellende Secte lehrten die Parteien, die während und nach der Christenverfolgung des Kaisers Decius über das gegen abgefallene oder zu nachgiebige Christen zu beobachtende Verfahren mit den orthodoxen Bischöfen in Streit gerathen waren, etwas dem geltenden Glauben wesentlich Widersprechendes. Dahin gehören die Novatianer, Donatisten und Meletianer (s. d.). Minder bedeutend waren die nur auf ein kurzes Dasein im 4ten Jahrh. beschränkten Parteien der Quatuordecimaner, die in Kleinasien und Syrien fortfuhren, das Osterfest nach alter Weise mit den Juden zugleich zu feiern, der Audianer oder Anthropomorphiten in Syrien, die neben derselben Gewohnheit noch willkürliche Büßungen unter sich einführten und sich Gott in menschlicher Gestalt vorstellten, der Messelianer oder Eucheten (s. d.), Betbrüder unter den Griechen, die sich einem frommen Müßiggange und mönchischen Andachtsübungen ergaben. — Eine von dem frömmelnden Wesen dieser mehr gegen gewisse äußere Einrichtungen, als gegen die Lehre der Kirche eingenommenen Parteien ganz verschiedene Richtung nahmen die zu der Gattung der Antitrinitarier (s. d.) gehörigen Secten. Vorläufer derselben am Ende des 2ten Jahrh. war Praxeas, ein asiatischer Christ und heftiger Gegner der Montanisten, der die drei Personen in der Gottheit nur als eine dreifache Wirksamkeit des einigen Gottes betrachtet, daher seine Anhänger Monarchianer, und wegen der ihnen aufgebürdeten Folgerung, der Vater müsse mit dem Sohne Jesus gelitten haben, Patripassianer genannt wurden. Gegen die Mitte des 3ten Jahrh. verwarf in ähnlichem Sinne Noetus zu Smyrna die Dreifaltigkeitslehre mit der Behauptung, daß der Vater mit Christo nur eine Person sei. Die Noetianer verloren sich in der Folge unter den Sabellianern und Samosatenern oder Paulianisten (s. Sabellius und Samosatener); zwei Parteien, die den Unterschied der drei göttlichen Personen auf gleiche Weise aufzuheben suchten. Eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater behaupteten die Arianer oder Heterusianer und Anomäer, dagegen die Semiarianer oder Homoiusiasten mit den Macedonianern oder Pneumatomachen, welche auch den heil. Geist dem Vater nicht gleich achteten, eine Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugaben, doch eben so wie ihre Gegner, die Bischöfe Marcellus von Ancyra und Photinus von Syrmium wegen Sabellianischer Irrlehren verketzert wurden. Im Grunde gingen alle diese unter dem gemeinsamen Namen der Aloger, weil sie die Würde des Logos, d. i. Christi, herabsetzten, angefochtenen Parteien darauf aus, Jesum für einen bloßen Menschen zu erklären, und versuchten nur, um sich dem nicäischen Symbolum der Orthodoxen zu nähern, mancherlei Deutungen der Dreifaltigkeitslehre. Über ihre Entstehung und Geschichte vergl. den Art. Arianer. — Noch während der Streitigkeiten, unter denen die Arianischen Secten sich zu einer abgesonderten Kirche ausbildeten, brachte 365 Appollinarius d. j., Bischof von Laodicäa in Syrien, aus Vorliebe für den Platonismus die Meinung auf, der Logos oder Sohn Gottes habe bei dem Menschen Jesus die Stelle der vernünftigen Seele vertreten, wodurch, weil es bald überall im Orient Apollinaristen gab, der Unterschied der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zur Sprache kam. Dies war um so nöthiger, da sich schon gegen Ende des 4ten Jahrh. Parteien erhoben, die seiner Mutter Maria zu viel oder zu wenig Verehrung

rwiesen. Thrazische und scythische Weiber, die, kaum zum Christenthume übergetreten, noch voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Gottesdienst der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Umzügen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechisch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen selbst an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben sei, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Josephs und Mutter mehrerer mit ihm erzeugten Brüder Jesu betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria; wegen desselben Irrthums wurden Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien mit ihren Anhängern verketzert. Nestorius, ein Syrer, seit 428 Bischof zu Constantinopel, lehrte, um jeden Mißverstand in diesem Puncte zu vermeiden, daß Maria nicht Gottesgebärerin, sondern Christusgebärerin zu nennen sei, weil Gott nicht von einem Weibe geboren werden könne. Doch weniger wegen dieser Meinung, als aus Neid und Parteisucht, bewirkte der Alexandriner Cyrill auf der Synode zu Ephesus 431 die Entsetzung des Nestorius, daher die Nestorianer, obgleich ihr Lehrsatz von zwei Naturen in Christo für rechtgläubig erkannt werden mußte, vom Kaiser gewaltthätig verfolgt, nach Persien flohen, und dort eine noch jetzt abgesondert bestehende Kirche unter dem Namen der syrischen oder chaldäischen Christen, zu der die Thomaschristen in Ostindien gehören, stifteten. (S. d. Art. Syrische Christen und Thomaschristen.) — Doch gerade aus der Partei, die die Nestorianer verdammt hatte, ging die noch viel folgenreichere Ketzerei der Eutychianer oder Monophysiten hervor, die nur eine Natur in Christo annahmen. Vergl. den Art. Monophysiten, wo über die Bedeutung der ungebührlich vervielfältigten monophysitischen Sectennamen (Phthartolatrer, Corrupticolä, oder Severiten, Aphthartodoketen und Phantasiasten, Akephaler, Aktistеten, Agnoeten, Theopaschiten u. s. w.) Auskunft gegeben ist. Selbst Tritheiten zeigten sich (s. d. Art.). — Aus den zahlreichen Überresten der am Hofe zu Constantinopel bald begünstigten, bald verurtheilten Monophysiten bildeten sich die noch jetzt im Orient bestehenden Kirchen der Jacobiten, die die dem Patriarchen zu Constantinopel unterworfenen und in den Schoß der orthodoxen Kirche zurückgekehrten Glieder ihrer Secte Melchiten nennen, weil sie ihren Glauben von den Kaisern bestimmen ließen, der Amenier, Kopten und Abyssiner. (Siehe alle diese Art.). Eine Folge der monophysitischen Streitigkeit war im 7ten Jahrh. die Entstehung der monotheletischen, in der die nur einen Willen in Christo annehmende Partei der Monotheleten, von den Orthodoxen gedrängt, sich unter ihrem Führer Maro in Syrien zu einer abgesonderten Kirche vereinigte. (S. d. Art. Maroniten.) — Im 8ten Jahrh. endlich zeigten sich neue Spuren des Arianismus in Spanien, wo einige Bischöfe mit ihren Gemeinden, wahrscheinlich um das Christenthum in den Augen der Saracenen gegen den Vorwurf der Vielgötterei zu schützen, den Lehrsatz aufstellten, als Gott sei Christus Gottes Sohn von Natur, als Mensch aber durch Adoption, welche, wie bei jedem Christen, eine Wirkung der Taufe und Wiedergeburt gewesen sei.

Diese Adoptianer bildeten jedoch eben so wenig eine kirchlich abgesonderte Secte, als die seit dem 5ten Jahrh. weitverbreiteten Pelagianer und Semipelagianer und die ihnen entgegenstehenden Prädestinatianer. (Vergl. d. Art. Gnade und Pelagianismus.) Überhaupt wurden abweichende Meinungen unter den unruhigen Orientalen, deren Mutter, die griechische Kirche selbst, sich im Mittelalter immer mehr von der römischen entfernte, viel leichter Anlaß zu förmlichen Trennungen, als im Abendlande, daß bei dem zunehmenden Übergewicht des römischen Stuhles sich als den Hauptsitz der Orthodoxie betrachten lernte. Noch im 8ten und bis in das 12te Jahrh. hatte jene mit Ikonoklasten (s. Bilderstürmer) und neuen Manichäern, welche als Paulicianer und Bogomilen (s. Paulicianer) aufstanden, zu kämpfen. Die aus dem griechischen Kaiserthum vertriebenen Abkömmlinge und Geistesverwandten der Paulicianer drangen seit dem 11ten Jahrh. in das westliche Europa vor, und unter dem Einflusse ihrer Lehren bildeten sich die unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen bekannten Separatistenhaufen, die im Mittelalter auf italienischem, französischen, niederländischen und deutschen Boden entdeckt und verfolgt wurden. Bulgaren, Patarener, Publicaner, Piphles, Katharer nannte man diese Gegner der römischen Kirche, deren Lehre sich durch das herumschweifende Leben der Passageren der Unsittlichkeit verdächtig, durch die drohenden Bewegungen der Petrobrusianer, Henricianer und Arnoldisten aber der römischen Kirche selbst furchtbar machte. Mehr von ihnen allen s. im Art. Katharer. Denn unter diesem allgemeinen Namen begriff man und begreift auch jetzt die Geschichte am schicklichsten jene in dem Streben gegen alles papistische Kirchenthum und nach einer höhern Reinheit des Wandels eigenen Ketzer des Mittelalters. Katharer waren auch die meisten Albigenser, aber besser als beide und wahre Vorläufer der Protestanten die Waldenser, dagegen gewaltthätige Rebellen die Stedinger. (Vergl. alle diese Art.) Die Kirche bekriegte sie durch ihre Inquisition und Ketzergerichte im 13ten Jahrh. mit solchem Nachdruck, daß keine der ältern Secten, außer den Waldensern, diesen Zeitpunct überlebte. — Dagegen ging im 13ten Jahrh. eine neue Gattung von Secten und schismatischen Verbrüderungen aus dem durch die Bettelorden angeregten Wetteifer im Bestreben nach einer unerhörten Mönchsheiligkeit hervor. Eine von ihren laueren Ordensbrüdern und den Päpsten verworfene Partei unter den Franciscanern, die auf völlige Armuth drang, sonderte sich zuerst in der Lombardei von der herrschenden Kirche ab. Diese unächten Religiosen hießen Fraticellen (kleinere Brüder), Spiritualen (Geistige), Bizochen (Bettelsackträger). Ohne die Glaubenslehre anzufechten, empörten sie sich nur gegen das bestehende Priesterregiment und verkündigten seinen Untergang. Beten und Betteln war ihr Hauptgeschäft, das sie herumschweifend trieben; denn Ansiedelungen in Klöstern erlaubte der über sie verhängte Kirchenbann nicht. Viele aus den niedern Volksclassen beiderlei Geschlechts schlossen sich als ein dritter Orden in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden ihnen an, und aus diesen Tertiariern der Fraticellen entstanden die Brüderschaften der Begharden, Beguinen und Lollharden, Stille im Lande, die den Separatismus der Muttersecte durch reinere Sitten und wohlthätige Anstalten für Krankenpflege und Jugendunterricht veredelten und nur das häufige Beten und Betteln (daher Begharden) und die

geheimen Andachtsübungen mit ihr gemein hatten. (Vergl. den Art. Beguinen. — Unruhiger war der 1260 zu Parma entstandene Apostelorden, der, weil er die päpstliche Bestätigung nicht erhielt, zu einer Secte wurde, die sich in Italien, der Schweiz und Frankreich bis in das 14te Jahrh. erhielt (s. Apostelbrüder). Einen noch viel schlimmeren Ruf hatten die Brüder und Schwestern des freien Geistes (vergl. den Art.), deren Überreste sich während der Hussitischen Unruhen in Mähren und Böhmen unter dem Namen der Piccarden (verstümmelt von Beghatden) und Adamiten häufig blicken ließen, und den Stand der Unschuld dadurch zu erneuern glaubten, daß sie in ihren Versammlungen, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, nackend erschienen. Andere ebenfalls von der Kirche nicht anerkannte Brüderschaften im 14ten Jahrh. zeichneten sich bei unzweifelhafter Rechtgläubigkeit nur durch selbst erwählte Bußübungen, Ungehorsam gegen die Kirchengesetze und gröberen Aberglauben aus, wie die Geißler oder Flagellanten und die Kreuzbrüder (s. d. Art.). — Ohne einen ganz erweislichen Zusammenhang mit den Waldensern, aber durch ähnlichen Eifer für biblisches Christenthum und Widerspruch gegen die Mißbräuche des Papstthums arbeiteten Wiclef mit seinen Anhängern in England und in Böhmen die Hussiten, zu denen die Parteien der Calixtiner oder Utraquisten, der Horebiten, Waisen oder Taboriten und die von diesen abstammenden böhmischen oder mährischen Brüder gehören (s. alle diese A.), der Reformation des 16ten Jahrh. vor. Die protestantischen Kirchen, welche durch dieselbe entstanden, werden nun zwar von den Catholiken eben sowohl als die griechische Kirche unter die Secten gerechnet, doch bezeichnet der historische Sprachgebrauch mit dieser herabwürdigenden Benennung nur die kleinen Parteien, die, außer den größeren durch den westfälischen Frieden anerkannten Kirchen, abgesonderte Religionsgesellschaften bilden. Dergleichen hat der mit Feuer und Schwert gegen die Irrgläubigen gerüstete Catholicismus in seinem Schoße nicht weiter aufkommen lassen. Das Bedürfniß des religiösen Separatismus fand schon in der Mannichfaltigkeit der geistlichen Orden hinlängliche Nahrung. Einzelne Sectirer, d. h. Irrlehrer, die Sectenstifter werden wollten, bezwang die Inquisition und die Thätigkeit der Jesuiten, welche bis in die Mitte des 18ten Jahrh. jede freie Bewegung des Geistes zu hemmen wußte. Die Jansenisten, Quietisten und Molinisten blieben, ungeachtet ihrer abweichenden Ansichten von einigen Lehren, rechtgläubige Catholiken; selbst die ersteren, welche in den Niederlanden eigene Gemeinden und Geistliche haben, sind keineswegs als eine besondere Secte anzusehen, da sie die Herrschaft des Papstes anerkennen, alle catholischen Gebräuche beobachten und nur den Lehrsatz von der Unfehlbarkeit des Papstes in Zweifel ziehen. Die von ihnen ausgegangenen oder durch den Jansenistischen Streit nur geweckten Parteien der Appellanten, Convulsionärs und Securisten, Naturalisten und Figuristen, Discernanten und Melangisten haben in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. nur ein kurzes Dasein in Frankreich gehabt. (Vergl. Jansen und Quietismus.) — Die griechische Kirche, obwohl, wegen ihrer in spätern Zeiten sehr verminderten Neigung zum Denken in der Religion, über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit sich einig, hat doch einige Secten aufzuweisen, welche die duldsame Regierung in Rußland bestehen läßt. Schon im 14ten Jahrh. sonderte sich die

Partei der Strigolniken aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, ward aber bald wieder zerstreut. Daselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, und die von ihnen ausgegangenen Philipponen, die Duchoporzy und die unpopischen Russen (s. Griechische Kirche). — Genauer kennt man die zahlreichen Secten, die dem Protestantismus theils nur durch Verwerfung des Papstthums und durch den einfachern Gottesdienst, theils auch wegen ihrer Entstehung aus seinem Schoße verwandt sind. Zu den erstern gehören: 1) die Anabaptisten oder Wiedertäufer des 16ten Jahrh. (s. d. Art.), von denen die örtlichen Parteien der Waterländer, Friesen, Flaminger mit den Galenisten oder der Gemeinde vom Lamme, den Apostoolen oder der Gemeinde von der Sonne, den Ukewalisten oder Dompelers, den Danzigern, den Jansacobschristen und Schweizern und die gemäßigter denkenden Mennoniten, Famlisten, Baptisten, Sabbatharier und Dunkers abstammen. (S. Taufgesinnte.) 2) Die Unitarier oder Socinianer (s. d.). 3) Die Schwenkfeldianer (s. d.) — In den protestantischen Kirchen selbst hat, außer der Trennung der Reformirten von den Lutheranern, unter den ersteren nicht nur Abweichung des strengen Calvinismus von den freieren Ansichten Zwinglis in der Lehre vom Kirchenregiment kleine Verschiedenheiten der Verfassung erzeugt, die die alten Schweizer und die von ihnen abstammenden helvetischen Glaubensgenossen in Ungarn als ächte Zwinglianer, ungeachtet des Consensus Tigurinus 1549, mit den Calvinisten in Genf, Frankreich, Holland, Deutschland und England nicht ganz übereinstimmen lassen, sondern auch der Streit über die Prädestination zwischen Gomarus und Arminius zu der durch die dortrechter Synode 1618 verewigten kirchlichen Trennung der Arminianer oder Remonstranten, welche nach Pelagianischer Ansicht nur eine bedingte Gnadenwahl annehmen und daher auch Universalisten heißen, von den altgläubigen Calvinisten Gelegenheit gegeben. (S. d. Art. Remonstranten.) Auch nach der dordrechter Synode hielten sich noch Remonstranten zu Rheinsburg bei Leiden verborgen, wollten sich aber nach der Proclamation der Religionsfreiheit der Remonstranten nicht mit diesen vereinigen und stifteten die besondere Secte der Collegianten oder Rheinsburger (s. d. Art.). — Eine politische Merkwürdigkeit erhielten die Reformirten in Frankreich, die im 16ten und 17ten Jahrh. unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzerische Secte verfolgt, durch dieses Schicksal bis zum gewaltthätigsten Fanatismus erhitzt wurden und beinahe selbst eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des religiösen Glaubens genommen hätten. Wenigstens standen unter den hugenottischen Rebellen in den Cevennen, die man im Anfange des 18ten Jahrh. Camisarden (Kurzröcke) nannte, Propheten und Wunderthäter auf, die sich unerhörter Erscheinungen rühmten und unter dem Namen der Inspirirten oder neuen Propheten nach 1710 auch in Deutschland erschienen. (S. den Art. Inspiration.) — In der anglicanischen Kirche entstand gegen Ende des 17ten Jahrh. eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Auslegungen der Lehren von der Dreifaltigkeit, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sacramenten Latitudinarier oder Synkretisten genannt wurden, sich jedoch keinesweges kirchlich absonderten, wie die unter den Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationalisten, Noncon-

formisten, Independenten in Großbritannien bekannten Dissenters. (Vergl. Anglicanische Kirche und Dissenters.) England war überhaupt das Mutterland der meisten neuern Secten. Hier entstanden die Quäker, die Methodisten, zu denen die Jumpers (Springer) oder walliser Methodisten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemannianer oder Glassiten und die Jacobiten oder Nonjurors (s. d. Art.). Weniger erheblich sind die schottischen Seceders, d. h. Separatisten, welche in der Mitte des 18ten Jahrh., wie die Rellevers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geistlichen, aus der presbyterianischen Kirche schieden, doch selbst um des Bürgereides willen in Burghers, die ihn leisten, und Antiburghers, die ihn verweigern, zerfielen, und die Lifters zu Kilmore, die das Brot beim Abendmahle emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika sind im 18ten Jahrh. einige kleine Secten entstanden, von denen jedoch nur die Schütterer (s. d.) und die Dunkers (s. Taufgesinnte) Erwähnung verdienen. — Höhere Theilnahme erwecken die Herrnhuter, an denen wir in der Nähe sehen können, wie die bessern unter den kleinen protestantischen Religionsparteien ihr kirchliches und bürgerliches Zusammenleben eingerichtet haben (s. Brüdergemeinde und Herrnhut), und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jerusalems (s. Swedenborg), die beide auf dem Gebiete der lutherischen Kirche entstanden sind. — Ein verfehlter, obwohl merkwürdiger Versuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war die während der Revolution zu Paris entstandene und wieder erloschene kirchliche Gesellschaft der Theophilanthropen (s. d. Art.). Auf demselben Wege des Naturalismus, doch nichts weniger als philosophisch, zeigte sich 1781 eine aus armen, unwissenden Landleuten bestehende Deistengemeinde in Böhmen, die sich Abrahamiten nannte und im Vertrauen auf Josephs II. Toleranzedict aus ihrer Dunkelheit hervortrat, aber ihre Offenherzigkeit sehr bereuen mußte, da Joseph sie an die türkische Grenze versetzen und durch grausame Mißhandlungen bekehren ließ, weil sie sich weder als Christen noch als Juden ausweisen konnten. Christlicher ist die 1802 zu Delft gestiftete protestantische Secte, die sich Christo sacrum nennt (s. d. Art.). — Außer dieser eigenthümlich gestalteten Religionsgesellschaften sind noch eine Menge theologischer und schwärmerischer Parteien im 17ten und 18ten Jahrh. mit Sectenamen belegt worden, obwohl ihre Anhänger nur durch das Band gemeinschaftlicher Meinungen zusammenhingen, und keine kirchlich abgesonderte Secten bildeten. Die vorzüglichsten unter ihnen sind die von einem Exjesuiten und Prediger zu Middelburg, Johann Labadie, um 1666 gestifteten Labadisten, die, übereinstimmend mit dem reformirten Lehrbegriff, nur durch fromme Bußübungen, mönchische Zucht und Gemeinschaft der Güter eine der ersten Christengemeinde ähnliche heilige Familie bilden wollten und sich nach dem Tode ihres Hauptes 1674 noch einige Zeit zu Wiewarden in Friesland erhielten; die Böhmisten, die nach dem eifrigsten Bewunderer Jacob Böhmes, dem Theosophen Gichtel, welcher das Priesterthum Melchisedeks wiederherstellen wollte, Gichtelianer und wegen ihres Bestrebens nach engelgleicher Reinigkeit des Wandels Engelsbrüder hießen, auch im Anfange des 18ten Jahrh. zu Altona, Leiden und Amsterdam

Privatversammlungen hielten, aber keine bleibende Sekte bilden konnten (vergl. über ihre Meinung d. Art. Böhme); die ihnen verwandten Philadelphier oder Engelsbrüder in England, welche Johanna Leada schon gegen Ende des 17ten Jahrh. nach Böhmistischen Phantasien zu einer vorübergehenden theosophischen Partei vereinigte; die Dippelianer (s. Dippel), welche den Gichtelianern in der Verehrung der Böhmischen Schriften ähnlich, doch mehr der Alchymie und Goldmacherei ergeben waren; die Pietisten (s. d.) und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliasten oder Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reiche (s. d. Art.). Billig begreift man alle diese Parteien und die theosophisch-mystische Schule Lavaters, so wie die jetzt in Schwaben und der Schweiz sehr ansehnliche chiliastische Schule Jung-Stillings unter dem Namen harmloser Separatisten, die bei einiger Abneigung gegen das kirchliche Christenthum ihren Träumen lieber im Stillen durch das Lesen der beliebten Schriften ihrer Meister und Geistesverwandten, und durch Unterhaltung andächtiger Privatzusammenkünfte Nahrung geben, als die öffentlichen Anstalten der Staatskirchen stören mögen. — Im Allgemeinen scheint die Neigung zur religiösen Sectirerei jetzt schwächer als sonst, und, wenn die orientalischen Secten gewiß noch lange über ihre alten Formen halten, die Zeit nicht fern, wo besonders die zum Mysticismus geneigten Secten und Parteien im Occident theils von der Aufklärung erkältet, theils durch die ihnen gewährte Freiheit sorglos gemacht, das Gepräge ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten verlieren werden. Die Pöschelianer in Österreich und ähnliche Schwärmer in Sachsen, von denen man 1819 hörte, sind schon wieder verschwunden. E.

Section nennt der Anatom das kunstmäßige Öffnen thierischer oder menschlicher Leichen, zur Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt, und dieser rundum durchgesägt, damit sich das obere Stück gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut sammt dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchschnitten, diese entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Brustbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Öffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzschnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Untersuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfordert vorzügliche Genauigkeit, weil es oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuspüren und ihre Tiefe, so wie die Richtung, mit welcher sie in innere edle Theile eindringen, so anzugeben, daß dem Anatomen nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe sie erst durch seine Instrumente herbeigeführt oder vergrößert.

Secunde bedeutet 1) den 60sten Theil einer Minute. 2) In der Musik wird dadurch jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden oder mit andern Worten das Intervall einer Tonstufe bezeichnet; sie ist entweder klein, oder groß, oder übermäßig. 3) Beim Fechten heißt Secunde die zweite und nächste Bewegung, nachdem man den Degen gezogen hat; sie ist eine der Hauptbewegungen, und wird sowohl unter als über dem Arm, auch wohl bisweilen inwendig gestoßen.

Sedaine (Michel Jean), einer der ausgezeichnetsten franzö-
schen Schauspieldichter, Mitglied der franz. Akademie, und Secretär
ei der Akademie der Baukunst. Er war geb. 1719 zu Paris, wo
ein Vater Baumeister war, aber seine Familie in großer Dürftigkeit
interließ. Daher mußte der junge Sedaine als gemeiner Maurer
rbeiten, um seine Mutter und zwei jüngere Brüder zu ernähren.
Durch seinen Fleiß brachte er es dahin, daß er Meister werden
onnte; doch veranlaßte ihn seine Liebe für das Theater, mehrere
ramatische Stücke zu verfertigen, die mit Beifall aufgenommen wur-
en. 1754 ward er von Monet, dem Director der komischen Oper,
ewogen, sich als Schauspieler ganz der Bühne zu widmen. Seine
lücklichen Talente belebten das fast verlassene Theater. Er starb
797. Sedaine war Verfasser einer großen Menge von Schauspielen,
esonders der leichtern, mit Musik begleiteten Art. Einige, nament-
ich der Deserteur, Röschen und Colas, und der König und der Päch-
er (le Roi et le Fermier), der Philosophe sans le savoir
auch von Gotter übersetzt), sind allgemein bekannt worden. Außer-
em hat er mehrere kleinere Gedichte, unter denen sich eine Epistel
n sein Kleid besonders auszeichnet, hinterlassen. Er kannte vollkom-
nen die Wirkung theatralischer Täuschung, und wußte sie gut zu be-
utzen. Sein Dialog ist leicht und natürlich, aber etwas incorrect.
iberhaupt lassen sich selbst seine Stücke besser sehen, als lesen. S.
Oeuvres de Sedaine, Paris 1777, 4 Bde. 12.

See. Verschieden in der Bedeutung sind die See und der See.
Jenes ist einerlei mit Meer (s. d.), dieses bezeichnet ein vom Lande
allenthalben umgebenes Gewässer, das daher auch Landsee heißt und
durch seine Größe von dem Teiche unterschieden ist. Doch gibt es
auch Seen, welche Meere genannt werden (das kaspische Meer, das
todte Meer), ohne gerade durch ihre besondere Größe darauf An-
spruch zu haben; wie denn das todte Meer dem Aral- und dem
Baikal-See ꝛc. an Umfange weit nachsteht. Man unterscheidet vier
Arten der beständigen Seen: 1) solche, die keinen Fluß weder auf-
nehmen noch ergießen, sondern blos durch Quellen auf ihrem Grunde,
durch Schnee und Regenwasser gefüllt werden; 2) solche, die keinen
Strom empfangen, wohl aber einen oder mehrere entsenden; 3) sol-
che, die Flüsse aufnehmen, nicht aber ausströmen, die als Ansamm-
ungen des in ein tiefes Becken strömenden Flußwassers anzusehen
sind; endlich 4) solche, die Flüsse aufnehmen und aussenden. Dieje-
nigen derselben, welche mehr Wasser empfangen, als wieder ausströ-
nen, verlieren den Überfluß durch Verdunstung; die, welche weniger
u empfangen scheinen, als sie ausströmen, empfangen das Mehr
durch unsichtbare Quellen; die endlich, welche ungefähr eben so viel
empfangen als sie ausströmen, empfangen durch Quellen so viel, als
ie verdunsten. Die mehrsten Seen haben weder Zuflüsse noch Ab-
flüsse; dennoch nimmt ihr Wasser ab und zu, je nachdem die Witte-
rung trocken oder feucht ist.

Seebäder. Es ist eine alte Erfahrung, daß Bäder in der
See genommen, gegen viele Zufälle heilsam sind. Man hat aber
erst zu Ende des vorigen Jahrh. bequeme Seebadeanstalten anzulegen
angefangen, wie zu Dobberan an der Ostsee (Vogel, Belehrung der
Badegäste zu Dobberan, Rostock 1798), zu Travemünde, auf der
Insel Norderney in Ostfriesland (G. F. W. v. Halem über die See-
badeanstalt auf der Insel Norderney, Aurich 1802) und zu Kuxhaven.
Vergl. Bäder.

Seegesetze. Mit dem Worte Seegesetze bezeichnet man theils die privatrechtlichen Bestimmungen, welche sich auf den Seehandel und die Seefahrt der einzelnen Völker beziehen, theils die völkerrechtlichen Gebräuche und Regeln über dieselben Gegenstände. Erstern beruhen größtentheils auf besondern Anordnungen der einzelnen Staaten, wiewohl auch in Ermangelung derselben die Gesetze anderer Staaten nicht selten als Hülfsrechtsquelle benutzt werden, wie es vorzüglich mit verschiedenen ältern Gesetzsammlungen über das Seerecht, unter denen das bekannte Consolato del mare (s. Handelsgerichte) vornehmlich angeführt zu werden verdient, der Fall ist. Ungleich schwankender und bestrittener aber sind die völkerrechtlichen Bestimmungen über das Seerecht, indem die in dieser Rücksicht entstehenden Streitfragen der Strenge nach keineswegs nach den einseitigen Verfügungen und Anordnungen eines einzelnen Staates, wiewohl nur zu häufig die Praxis dieselben als Regel und Richtschnur befolgt, sondern vielmehr nach den zwischen den einzelnen betreffenden Staaten bestehenden Verträgen und den allgemeinen völkerrechtlichen Gewohnheiten und Gebräuchen entschieden werden sollen. Die Streitfragen können theils das Seerecht in Friedenszeiten, theils in Kriegszeiten betreffen, und wiewohl die meisten Verträge auch auf den letztern Fall, der am häufigsten zur Sprache zu kommen pflegt, gewöhnlich nähere Bestimmungen zu enthalten pflegen: so hat dennoch leider die Erfahrung gelehrt, daß in Kriegszeiten der obsiegende Theil nur zu leicht unter mancherlei Vorwänden sich seinen übernommenen Verpflichtungen zu entziehen sucht, während die Verschiedenheit der Meinungen, welche unabhängig von den Verträgen über die Grundsätze des Völkerrechts selbst herrscht, noch seltner eine befriedigende Auskunft finden läßt. Cz.

Seehandel. Von den beiden Hauptzweigen, in welche der Handel zerfällt, dem Land- und Seehandel, ist letzterer in den neuern Zeiten der ungleich wichtigste geworden. So lange noch die Schifffahrtskunde wenig ausgebildet war, und die Schifffahrt sich größtentheils auf die Fahrt längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel der wichtigste; so größtentheils im Alterthum und während des gesammten Mittelalters. Vorzüglich war es das Mittelmeer, welches bis dahin die Hauptstraße für den Seehandel bildete, der größtentheils von den an demselben gelegenen italienischen und spanischen Seestädten und von den kleinen Freistaaten betrieben ward, schon deshalb aber fortwährend von geringer Wichtigkeit blieb. Die universalhistorische Wichtigkeit desselben begann erst mit dem Anfange des 16ten Jahrh., seitdem durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika der große Ocean die Hauptstraße für den Seehandel ward, und die westlichen und südlichen europäischen Mächte, — anfangs Portugal und Spanien, dann Holland und England, — an die Stelle der kleinen Staaten traten, die sich früher mit demselben vornehmlich beschäftigt. Schon dadurch mußte die Wichtigkeit des Seehandels beträchtlich vermehrt werden, noch mehr aber dadurch, daß von jetzt an bei dem fortwährend steigenden Verbrauche der Erzeugnisse beider Indien, und bei der größern Leichtigkeit, dieselben durch Europa zu verführen, derselbe immer mehr Welthandel ward. Seitdem aber die Europäer unmittelbar den Handel mit Amerika und Ostindien zu treiben begonnen, wurden dort Niederlassungen und Colonien von ihnen angelegt, und diese, so wie der Seehandel überhaupt bald als eine der vornehmsten Quellen des Wohlstandes der

Staaten betrachtet. Vorzüglich war dies der Fall seit der Mitte des 16ten Jahrh., seit welcher Zeit das Mercantilsystem von den mehrsten Staaten immer allgemeiner und eifriger befolgt ward. Indem die Staaten aber diesem Systeme gemäß ihr Streben immer mehr auf den Besitz von Colonien und dessen Bedingung, den Seehandel, richteten, ward letzterer eine der Haupttriebfedern der europäischen Politik und erhielt einen Einfluß wie nie zuvor. Fast alle Kriege, welche in den letzten 150 Jahren die Ruhe von Europa störten, waren mehr oder weniger Handelskriege. Cz

Seehandlungs=Societät in Preußen. Diese ist eine königliche Handelsgesellschaft, welcher das Alleinrecht des Handels mit Seesalz und Wachsen gegeben wurde, jedoch ist sie seit 1794 auf den ersten Gegenstand allein eingeschränkt. Die Gesellschaft wurde zuerst 1772 auf zwanzig Jahre, sodann von neuem auf drei Jahre und endlich 1794 bis zum 1sten Jan. 1808 bestätigt, und erfuhr binnen dieser Zeit in ihren Freiheiten mancherlei Veränderungen. Eine Erweiterung ihres Freibriefes für die folgenden Jahre ist nicht öffentlich bekannt geworden; sie scheint daher in ihren alten Rechten bis jetzt fortzubestehen. Ihr Handelscapital ward anfänglich außer einem Einschlusse aus dem Schatze durch 2400 Actien à 500 Thaler zu Stande gebracht. Den Theilnehmern wurden jährlich 10 Procent Ausbeute unter königlicher Bürgschaft gesichert; 1794 aber ward diese Ausbeute auf 5 Procent herabgesetzt. Die Theilnehmer werden als reine Capitalisten betrachtet, und haben durchaus keinen Antheil an der Verwaltung der Geschäfte der Gesellschaft, sondern diese wird ausschließlich von einer besondern Direction unter dem Finanzministerium, welche in Berlin ihren Sitz hat, besorgt. Bei der Erneuerung des Freibriefes im J. 1794 ward ihre Zahl auf 8000 bestimmt, und ihrer Vermehrung noch Raum gelassen. — Gleich bei ihrer ersten Stiftung erhoben sich viele Stimmen gegen den Nutzen dieser Gesellschaft, durften aber unter der Regierung Friedrichs II. nicht laut werden. Desto stärker ward sie unter den folgenden Regierungen angegriffen, die daher auch ihre Freiheiten mehr und mehr einschränkten und den Eingriffen, welche sich die Gesellschaft in den Privathandel erlaubte, möglichsten Einhalt thaten. Die Gründe, welche sonst die Stiftung großer Staatshandelsgesellschaften anzurathen scheinen, weil nämlich ein noch nicht vorhandener Handel in Gang gebracht werden soll und die Kräfte der Privatleute nicht hinreichen, ihn zu begründen, weil besonders der mächtige Schutz des Staats dazu nöthig ist u. s. w., waren für die Errichtung der preußischen Seehandlungssocietät durchaus gar nicht vorhanden. Denn der Seesalzhandel in den preußischen Ostseehäfen war schon lange im größten Flor. Es fehlte dazu gar nicht an Capital, ja er ward selbst mit einem sehr geringen inländischen Capitale geführt, da Holländer und Engländer das Seesalz mit ihren Capitalen einkauften, es den preußischen Kaufleuten zuführten, und ihnen es sogar auf Credit gaben. Preußen benutzte also bei diesem Handel viele fremde Capitale, und konnte seine eigenen auf andere nützliche Gewerbzweige verwenden. Die fremden Schiffe fanden in dem Reize, Salz einzubringen, einen Sporn, die preußischen Häfen in Menge zu besuchen, und die fremden Kaufleute kauften gern in Königsberg u. s. w. Landeserzeugnisse, weil die Menge der stets vorhandenen Salzschiffe sehr billigen Frachtlohn versprach. Auch die eigene Rhederei blühte durch diesen Handel auf, da in den königsberger Schiffen die preußischen Waaren wohl-

feil in die Länder verführt werden konnten, wo sie im Salze sichere Rückfrachten fanden. Der Zug von polnischen und russischen Waaren nach Königsberg wurde dadurch ebenfalls ermuntert und gab den preußischen Kaufleuten große Gewinnste und den Schiffen volle Ladung; das eingeführte Seesalz gab zugleich das Mittel, wodurch die Kaufleute in Königsberg die Polen und Russen bezahlen konnten u. s. w. Dieser ganze herrliche Handelsstamm ward durch die Errichtung der Seehandlungssocietät gänzlich ausgerottet. Die Gesellschaft mußte den ganzen Salzhandel mit eigenem Capital führen, und zog dasselbe aus andern Gewerbzweigen heraus, die, da die Actien besonders von Einwohnern der Mark, Magdeburg u. s. w. gekauft wurden, in jenen Provinzen verkümmerten. — Die neue Handelsgesellschaft kaufte nun das Salz in Frankreich und England und ließ es durch ihre Commissionäre an Ort und Stelle durch dasige Schiffe anher führen. Dieser Umstand vertrieb die Holländer, und da diese keine Ostseeerzeugnisse in Königsberg mehr zu kaufen kamen, so blieben auch die Erzeugnisse der Russen und Polen weg. Diese zogen sich nach Riga und Libau. Als man mit der Zeit die begangenen Fehler einsah, suchte man sie zwar wieder gut zu machen, indem man die freie Anfuhr des Seesalzes durch fremde Schiffe wieder zu begünstigen, auch der königsberger Kaufmannschaft wieder einigen Antheil an dem Salzhandel zuzuwenden suchte; man drang von Seiten der Regierung selbst auf Erniedrigung der Salzpreise, als welche die Gesellschaft bis zur Ungebühr erhöht hatte; aber nie hat der Schade wieder ganz gut gemacht werden können, und es beweist die Geschichte dieser Staatshandelsgesellschaft mehr als irgend einer andern, daß bevorrechtete Handelsgesellschaften für den Nationalreichthum schädlich, und selbst für den Finanzstand wenig ergiebig sind. Der ganze Vortheil, den die Seehandlungssocietät dem Staate brachte, bestand nach dem Edicte vom 4ten März 1794 jährlich in 44,000 Thalern, wovon 14,000 Thaler an die Invaliden und 20,000 an die Zoll- und Accisecasse gezahlt werden sollten. Dafür gab sie keinen Zoll für den Eingang des Salzes, ihre Schiffe waren gleichfalls frei, und die Generalverwaltungskosten mußten auch noch vom Staate bestritten werden. Wenn man nun noch rechnet, was die Kaufleute sonst an Zoll für Einführung von Seesalz und von den Schiffen bezahlten und was sonst noch von ihren Gewinnsten den Staatscassen zufloß; so übertraf dieses gewiß jene Summe weit. Was mag vollends die Regierung an dieser Gesellschaft im J. 1807 verloren haben, wo ihr, laut Bekanntmachung vom 22sten Dec. 1809, der Feind alle ihre Salzvorräthe weggenommen hatte, und sie sich doch nachher für verpflichtet hielt, die Actionäre aus ihrer Tasche zu bezahlen und den ganzen Schaden aus dem Staatsschatze zu vergüten! — Diese Verluste würden gar nicht statt gefunden haben, wenn der Seesalzhandel ein Privathandel geblieben wäre. — Es würden sich leicht noch mehrere nachtheilige Wirkungen dieser Anstalt für den Nationalreichthum und die Privatgewerbe zeigen lassen, wenn hier der Ort dazu wäre.

Seekrankheit nennt man die Beschwerden, von welchen Schiffsahrer befallen werden, die der schaukelnden Bewegung des Schiffes nicht gewohnt sind. So wie nämlich manchen das Fahren im Wagen Schwindel, Übelkeit, Erbrechen rc. veranlaßt; so findet dasselbe, aber in viel höherem Grade und viel allgemeiner, bei den zur See Reisenden statt. Selten findet man einen, der nicht wenigstens bei den ersten Seereisen von der Seekrankheit litte; viele, die

nur kleine Seereisen machen, werden in der Regel bei einer jeden aufs neue davon befallen. Es bestehen aber die Zufälle selbst in einem hohen Grade von Übelbefinden, Übelkeit, Ekel und Abneigung vor Speisen, mit einiger Erleichterung stellt sich dann Erbrechen ein, welches aber oft wiederkommt und die Leidenden, zumal Schwächliche und Frauen, immer sehr angreift. Alle diese Beschwerden vermehren sich, wenn der Kranke auf ist, er wird daher genöthigt, liegen zu bleiben. Sie sind schlimmer, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt ist. — So lästig auch die Beschwerden sind, so will man doch nie einige Lebensgefahr dabei beobachtet haben; im Gegentheil sieht man, daß sich dieselben spätestens sogleich verlieren, wenn der Kranke an das Land steigt. — Kehrt der Appetit schon auf den Schiffen wieder, so ist dies ein Zeichen von Besserung. — Um die Beschwerden zu erleichtern, bedient man sich gewöhnlich des Citronensaftes mit Zucker. Aromatische und geistige Einreibungen in die Magengegend könnten auch nützlich sein. B. P.

Seekrieg. Seekriege im strengeren Sinne sind in Europa erst seit der größeren Ausdehnung, welche der Seehandel erhalten, und der dadurch bewirkten Entstehung von Seestaaten und Seemächten geführt worden. In dem größten Theile des Alterthums, so wie das gesammte Mittelalter hindurch, war der Seekrieg nur ein weniger bedeutender Zweig des Landkrieges, welcher letztere fortwährend die Hauptsache blieb. Damals wurden immer Handelsschiffe schnell zu dem Kriege ausgerüstet und größtentheils mit Landsoldaten bemannt. Seitdem aber der Seehandel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien immer mehr ausgebreitet und vervollkommnet worden, und die europäischen Mächte immer mehr auf die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entstanden bald bloße See- und Handelskriege, und damit zugleich Seemächte, indem jetzt eigene Kriegsschiffe erbaut und bereit gehalten wurden. So ist in den neuern Zeiten, d. h. vorzüglich in den letzten 150 Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit besondern Regeln und Gebräuchen, die nicht selten denen des Landkrieges durchaus entgegengesetzt sind. Die vorzüglichste Verschiedenheit der Art besteht noch gegenwärtig darin, daß während in den Landkriegen das Privateigenthum, wenigstens in der Regel geachtet und keinesweges als ein Gegenstand der Feindseligkeiten angesehen wird, in Seekriegen hingegen das Privateigenthum, wie das Eigenthum des Staats, als vollgültiger Gegenstand der Feindseligkeiten betrachtet wird. Es ist dieses Verfahren oft unbedingt getadelt worden, ohne zu bedenken, daß falls man sich im Seekriege durchaus streng nach den Regeln des Landkrieges richten wollte, ersterer in manchen Fällen von selbst würde aufhören müssen, sobald z. B. eine Seemacht so übermächtig geworden, daß sie die Niederlassung der Feinde eroberte und ihre Kriegsflagge von dem Meere vertriebe. So mag daher die Wegnahme des Privateigenthums in Seekriegen gewissermaßen als Stellvertreter der in Landkriegen gebräuchlichen Brandschatzungen und gezwungenen Lieferungen angesehen werden, wogegen freilich nicht übersehen werden darf, daß insofern Einzelne durch dies Verfahren in Seekriegen unverhältnißmäßig hart beeinträchtigt werden, dasselbe allerdings vorzüglich hart und unbillig erscheint; und die dagegen vorgebrachte Entschuldigung, daß sich durch die größere Verbreitung der Versicherungen der Schaden dennoch einigermaßen gleichmäßig vertheile, möchte wohl nur in einzelnen Fällen als befriedigend angenommen werden können. CS.

Seeland (holländ.) oder Zeeland, eine Provinz des jetzigen Königreichs der Niederlande. Sie besteht aus funfzehn bis sechzehn größeren und kleineren Inseln, die von den Ausflüssen der Schelde und Maas in das deutsche Meer gebildet werden. Sie grenzt gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Osten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Westen an das deutsche Meer. Die Hauptinseln dieser Provinz heißen Walcheren mit der Hauptstadt **Middelburg** (s. d.), Nord- und Süd-Beveland, Tholen und Schouwen. Das Clima ist sehr feucht und überaus ungesund, aber der Boden desto fruchtbarer, und bringt vortrefflichen Weizen, Krapp, Flachs ꝛc. hervor. Die Weiden sind mit Herden des schönsten Rindviehes bedeckt. Diese Provinz hat auf 20 QM. 82,000 Einw., 9 Städte und 105 Dörfer.

Seeland (dänisch) ist die größte und wichtigste Insel der dänischen Monarchie. Sie liegt zwischen dem Kattegat und der Ostsee, ist 16 — 17 Meilen lang, 13 — 14 Meilen breit, und hat 250,000 Einw. An Getreide ist sie überaus fruchtbar; auch hat sie treffliche Vieh- und Pferdezucht. Auf ihr befindet sich, außer mehrern mittlern und kleinern Städten, königlichen Lustschlössern und der bekannten Festung Helsingör, auch die Haupt- und Residenzstadt **Kopenhagen** (s. d.). Zu dem Stifte (Stiftsamte — so viel als Statthalterschaft) **Seeland** gehören, außer dieser Insel, noch die Inseln Samsoe, Moen und Bornholm.

Seele. Die Erklärung derselben ist in die Hauptschwierigkeit verwickelt, daß die Schöpferin aller Gedanken nicht selbst wieder ein Gedanke sein, und daher nicht in einen Begriff gefaßt werden könne. Wenn das Nachdenken selbst nur ein einzelner Ausfluß der Seele ist, so fragt sich: kann der Theil das Ganze, die einzelne Function die Natur der Kraft, aus der sie quillt, das Abbild das Wesen seines Urbildes in sich aufnehmen? So wenig dies möglich ist, so hat sich doch der menschliche Geist jederzeit ein Bild von der Seele entworfen, und ihr Eigenschaften zugetheilt, die sie von allem Theilbaren, Nothwendigen und Vergänglichen gänzlich entfernen. Denn das, was alles erkennt, idealisirt und erstrebt, kann nicht wieder in die Reihe des Erkannten, Idealisirten und Erstrebten befangen sein. Daher wurden der Seele die Eigenschaften der Einfachheit, der Freiheit, der Immaterialität und Unsterblichkeit beigelegt. Plato hatte sich die doppelte Aufgabe vorgesetzt: was war der Zustand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? und was wird sie nach dem Tode sein? Da hier weder Vernunft noch Erfahrung etwas bestimmen, kein sterbliches Auge zusehen und mithin keine Vergleichung genügen kann, so nimmt Plato mythische Darstellungen zur Hülfe, die aber neben der schönen Dichtung dennoch einen hohen wissenschaftlichen Werth verrathen. Ein erhabener Gedanke ist, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigt sei, und von denselben abfalle, sobald sie in eine Erscheinungswelt übergehe, jedoch derselben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und sie von den Trübungen läutere. Dieser Gedanke verknüpft sich mit einem rein wissenschaftlichen Interesse. Denn da die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend wahrhaft unendlich sind, und jede derselben im Menschen einen Zug bildet, der ihn über alles Endliche zu erheben strebt; so läßt sich von diesem Zuge aus der Schluß auf die Seele selbst machen, daß sie eine unendliche Kraft sein müsse. An die Eigenschaft der Unendlichkeit aber

schließen sich der Immaterialität, Freiheit und Unsterblichkeit an, und so steht dann die Seele, als ein ewiges Wesen, der Materie, als einem Zeitlichen gegenüber. Wem diese Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der Seele angestammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Gewissen und der Glaube, für jene hohen Eigenschaften noch weitere Bürgschaft leisten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, schließt alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus. Eine unläugbare Wahrheit bleibt es, daß der Nebelschleier des Scheins zwar das Endliche, Vergängliche, Bezügliche zu trüben vermöge, aber nie das Unendliche, das Wesen, das Selbstständige. Darum kann zwar eine Vorspiegelung des Scheins in das Zeitleben der Seele fallen, aber die ihr eingebornen Ideen, welche alles Endliche ordnen, leiten und dem Unendlichen zuführen, können kein Schein sein. Betrachtet man die Seele unter dieser Ansicht, so fallen mehrere untergeordnete Bedeutungen derselben weg, wie z. B. die Mehrfachheit der Seelen in einem Subject. So nahmen die Stoiker eine sinnliche und unsinnliche Seele an, Plato eine sinnliche, vernünftige und verständige Seele. Eben so wenig hat man nöthig, außer dem Gegensatz von Seele und Leib noch einen höhern zwischen Geist und Materie anzunehmen. Recht angesehen, ist die Seele die Urkraft, woraus, wenn sie von der ihr fremdartigen Materie angeregt wird, alle untergeordneten Kräfte abstammen. Alle Vermögen und Geschäfte der Seele bilden einen geistigen Organismus, welchen sie mit ihrer Urkraft erfüllt und belebt.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenverkäufer, oder, wie sie auch heißen, Zettelverkäufer. Mit dieser berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Classe Menschenmäkler hat es folgende Bewandtniß. Sie nehmen dürftige Leute, die als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien gehen wollen, auf, und unterhalten sie so lange, bis die ostindische Compagnie dergleichen verlangt, dann stellen sie ihr dieselben vor. Nimmt die Compagnie sie an, so bekommt der Seelenverkäufer einen Transportzettel oder Schuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn der verkaufte am Leben bleibt, diesem von seinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit an den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meistentheils aber verkaufen letztere die empfangenen Transportzettel (daher Zettelverkäufer) an reichere Leute, die nun davon wieder ihren besondern Gewinn ziehen. Eigentlich also ist diese Einrichtung, den möglichen und nur zu häufigen Mißbrauch abgerechnet, für arme Leute, die sich zu dem Entschlusse, nach Ostindien zu gehen, genöthigt sehen, eben sowohl, als für die ostindische Gesellschaft sehr nützlich; aber öfters wird auch nicht allein mit jenen Zetteln, besonders den sogenannten Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener seinen Hinterlassenen in Europa verspricht, sich jährlich ein Paar Monate am Solde abziehen, und das Geld jenen auszahlen zu lassen) arger Betrug gespielt, sondern, was noch schändlicher ist, jene gewissenlosen Mäkler wissen auch zuweilen, mit List oder mit heimlicher Gewalt, unerfahrne junge Leute an sich zu locken, oder einzufangen, und verkaufen sie sodann ganz wider ihren Willen in den Dienst der Compagnie; Mißbräuche, denen zu steuern diese bisher nicht sehr geneigt zu sein schien.

Seelenwanderung heißt die angebliche Veränderung des Aufenthalts der menschlichen Seele, vermöge deren sie nach einander verschiedene thierische oder menschliche Körper belebt. Da ein Erfah-

rungsbeweis für diese Meinung nicht denkbar ist, so muß ihr Grund in dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Zusammenhang aller lebendigen Wesen, und an allmählige Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell gesucht werden. Damit hängt die Lehre von dem Dasein der Seele vor der Geburt auf Erden genau zusammen; denn das irdische Leben ist nach diesem System nur ein Punct in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schoß zurückzukommen. Ideen, Bilder aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Herrlichkeit, welche der Anblick und die Empfindung des Wahren, Schönen und Guten auf Erden wieder aufregt, sollen die bei solchen Anlässen im menschlichen Gemüth entstehenden Ahnungen göttlicher Nähe und Gefühle überschwenglicher Entzückung sein. — Die Religionslehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren eines Glaubens an Seelenwanderung zeigen, gibt ihm dadurch eine sittliche, auch für das gegenwärtige Leben fruchtbare Bedeutung, daß sie, von der Voraussetzung der sittlichen Verderbniß und Unseligkeit des Menschen in diesem Leben ausgehen, die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung darstellt. — Von den Indiern ging dieser Glaube in die Geheimlehre der ägyptischen Priesterkaste über, welche einen Kreislauf von 3000 Jahren annahm, den jede Seele nach dem Tode durch verschiedene Thierkörper vollenden müsse, ehe sie in den Wohnungen der Seligen anlange. — Auf diesem Wege empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche sie Metempsychosis (Umseelung oder Seelenwechsel) und Metensomatosis (Körperwechsel) nannten. Pythagoras nahm sie in seine Philosophie als Zeugniß der Unsterblichkeit des Menschengeistes auf. Denn nur dieser, nicht die im Tode untergehende sinnliche Seele (θυμός, Gemüth) sollte, nach seiner Behauptung, von den Fesseln des Körpers befreit, in das Reich der Verstorbenen eingehen, daselbst in einem Zwischenzustande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andere menschliche oder thierische Körper auf ihre Lebensdauer beseelen, bis die Zeit seiner Läuterung beendigt und seine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich sei. Es sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum viertenmale auf Erden sein. (S. d. Art. **Pythagoras**.) Die griechischen Mysterien kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bachus als Herrn und Führer der Seelen darstellen. Auch hier war die Annahme eines Vordaseins merklich. Denn diese Geheimlehre unterscheidet Neulingsseelen, die, nach dem Gesetze des Welthaushalts aus ihrem vorigen ätherischen oder himmlischen Leben auf die Erde herunter getrieben, zum erstenmal als Menschen erschienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten- oder drittenmale zum Einwandern in menschliche Körper genöthigt würden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkämen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen sie herabzöge. Die griechischen Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schoß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterscheidet eine

Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. — Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. — In der ihnen eigenen seltsamen Manier malten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gebe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, doch am Auferstehungstage alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. — Die christliche Secte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. — Weit war dieser Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten ihn, so wie die heidnischen Nationen des östlichen Asiens, die kaukasischen Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrikanischen Neger ihn mit mancherlei Änderungen noch haben. — Eine Folge desselben war bei den alten Ägyptern und ist noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleisches, weil man nicht wissen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagoräer wollten aus gleichem Grund kein Thier tödten. — Immer anziehend bleibt die Idee, irgend einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit schon dagewesen zu sein, oder noch einmal wiederzukommen, und nicht ohne praktischen Nutzen die Besorgniß, nach einem in viehischen Lüsten durchschwelgten Leben nun wirklich zum Schweine zu werden, oder vom Throne herab zur Strafe des Blutdurstes in einen Tiger, oder aus dem Toilettenzimmer für Züchtigung der Eitelkeit in einen Pfau zu fahren. Doch wie belustigend oder erbaulich solche Folgerungen auch sein mögen, die Lehre von der Seelenwanderung wird sich in den Augen des erleuchteten Christen nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm sein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlig befriedigende Wirklichkeit ersetzt. Ihm ist daher die wahre Seelenwanderung nichts anders, als die unendliche Veredlung seines innern Menschen oder das Fortschreiten zum Ziele der Vollkommenheit von Stufe zu Stufe. In welchen Formen und organischen Hüllen dies von statten gehen werde, überläßt er aber dem Vater, in dessen Hause viele Wohnungen sind. **E.**

Seemannsschaft. Zur Bildung eines Seemanns gehört außer dem Unterrichte in der Steuermannskunst (s. d. Art. **Schiff und Schifffahrtskunde**) auch noch der in der Seemannsschaft. Diese begreift alle Kenntnisse und Fertigkeiten in sich, welche zum Commando und zur Regierung (Manoeuvre) des Schiffs gehören, und der vollendete Seemann, welcher als Befehlshaber (Commandeur oder Capitän) ein Schiff über See führen soll, muß mit den Eigenschaften des beladenen oder unbeladenen Schiffs, seiner Stabilität (Dauerhaftigkeit), Bewegung u. s. w., mit seiner Takelage (Ausrüstung mittelst der Taue, Segel, Segelstangen, Anker u. s. w.), mit den zweckmäßigsten Stellungen der Segel, dem Gebrauch der Anker, Taue u. s. w. unter allerlei günstigen oder gefährlichen Umständen, welche auf einer weiten Seereise vorkommen, und überdies mit den vornehmsten Seerechten und Gebräuchen seefahrender Nationen bekannt sein. Zu dem Unterrichte in der Seemannsschaft, der bisher fast blos der Erfahrung und Übung überlassen blieb, und daher in den Navigationsschulen vernachlässigt wurde, sind Hülfskennt-

nisse aus der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik erforderlich. Die genauesten und vollständigsten Seemannstafeln enthält Nories Epitome of practical navigation. Lond. 1717. Bekannt ist der englische Nautical Almanac, welcher jährlich herauskommt.

Seeräuberei unterscheidet sich von der Caperei (s. Caper) dadurch, daß jene von dem Freibeuter (Corsaren) unter willkürlicher Flagge aus eigener Macht gegen jedermann ausgeübt, diese hingegen den Unternehmern (Armateurs, Rheder) von einer kriegführenden Macht gegen den feindlichen Staat, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent (Caper- oder Markebrief) erlaubt wird. Letztere ist eine Barbarei des neuern Staats- und Völkerrechts; erstere eine Barbarei unseres gesellschaftlichen Zustandes, die sich aus den Zeiten der ältesten Rohheit erhalten hat. Das einzige Beispiel, daß die Staaten selbst die Caperei als ungerecht anerkannt und unter sich abgeschafft haben, enthält der Handelsvertrag Friedrichs II., Königs von Preußen, mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, vom Jahr 1785, Art. 23. Gegen die eigentlichen Seeräuber haben die Regierungen zu allen Zeiten bald mehr, bald minder glückliche Anstrengungen gemacht. Inselmeere und buchtenreiche Küsten, wie die in der Levante, im persischen und arabischen Golf, in Ost- und Westindien und im chinesischen Meere, waren von jeher und sind zum Theil noch die Schlupfwinkel dieser Banden. Seekriege befördern oft ihre Ausbreitung auf eine furchtbare Art. So die **Flibustier** (s. d.). Am kräftigsten haben die Römer durch Pompejus binnen 40 Tagen die Corsaren im mittelländischen Meere, meistens Cilicier (67 v. Chr.), unterdrückt; in der neuern Zeit die Britten die in den indischen Gewässern. Gegen die nordafrikanischen Seeräuber haben die Nordamerikaner ihre Flagge am wirksamsten zu sichern gewußt. Was der deutsche Bund und die in Hamburg zusammengetretene antipiratische Gesellschaft (nachdem sich der vielverkündigende Verein unter Sidney Smith in Paris aufgelöst hat) dagegen bewirken werden, muß die Zukunft lehren. Auch der Kaiser Alexander hat diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt; doch ist seine Thätigkeit jetzt noch mit dem religiösen und moralisch-politischen Heil der europäischen Völker zu sehr beschäftigt, als daß er mehr als nur vorbereitende Schritte für jene Angelegenheit hätte thun können. Am schlaffsten und bis zur eigenen Demüthigung kraftlos haben sich die meisten italienischen Regierungen, Portugal und Spanien in dieser Sache gezeigt; und nie waren die Küsten der pyrenäischen Halbinsel dem Unfuge der Corsaren so sehr Preis gegeben, als eben jetzt. Überhaupt verhöhnen gegenwärtig (1823) sechs verschiedene Banden von Seeräubern die Macht der europäischen Regierungen: 1) die nordafrikanischen (s. **Barbaresken**); 2) die türkischen, griechischen und italienischen Abenteurer im mittelländischen Meere und im Archipelagus, gegen welche der Kapudan-Pascha bisweilen in See geht; 3) die südamerikanischen, die kühnsten unter allen, welche mit der Flagge der Insurgenten selbst in den europäischen Gewässern Unfug treiben, ohne den neuen Freistaaten allemal anzugehören; 4) die persischen und indischen im persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thun; 5) die malaiischen in Südasien und die Ladronen in der Südsee, die oft 2 — 300 Segel stark auf die Chinafahrer Jagd machen; 6) die westafrikanischen, welche die Aschantes und andere Negerfürsten mit Hülfe der Sclavenhändler ausgerüstet haben. K.

Seerechte, die bestehenden **Seegesetze** (s. d. Art.) und die Wissenschaft derselben. Vorzüglich in unsern Tagen sind die Seerechte der Neutralen von hoher praktischer Wichtigkeit geworden, indem Frankreich die Grundsätze des Seerechts, welche der Frieden von Utrecht festgesetzt, als allgemein gültig wollte angesehen wissen, und ihre Nichtanerkennung von Seiten Englands ihm vorzüglich zum Vorwande diente, alle jene ausschweifenden Maßregeln gegen dasselbe zu ergreifen, die unter dem Namen des Continentalsystems bekannt sind. Allgemein anerkannte Seerechte aber gibt es beinahe gar nicht, indem dieselben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, diese aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche sie unmittelbar unter sich geschlossen haben, der Gebrauch aber hier eben so wenig genaue Regeln aufgestellt hat. Die Hauptpuncte, worüber zwischen den Neutralen und Kriegführenden schon seit längerer Zeit gestritten worden, sind: 1) ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht? 2) ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht? 3) ob ein in Friedenszeiten den Neutralen verbotener Handel ihnen in Kriegszeiten erlaubt sein könne oder nicht? 4) wie weit sich das Durchsuchungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die sowohl ohne als mit Convoy segeln, erstrecke? 5) was als Contrebande anzusehen sei? und 6) welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blokade geben dürfe? Cz.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

R.